Gützlaff's Geſchichte

des

eſiſchen Reiches

von den

Zeiten bis auf den Frieden von Nanking.

Herausgegeben

von

Karl Friedrich Neumann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1847.

Digitized by Google

3e94
D21

Digitized by Google

Gützlaff's Geſchichte

~~276 M 19~~

des

chineſiſchen Reiches

von den

älteſten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking.

Herausgegeben

von

Karl Friedrich Neumann.

Stuttgart und **Tübingen.**
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1847.

Koninklyke
Bibliotheek
te 's Hage.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Sie haben vielleicht ſchon, ſchrieb mir Gützlaff am 10 October 1845, von meiner Geſchichte China's gehört; es iſt dieß die Arbeit vieler Jahre der Muße. Mir war es um ein Volksbuch zu thun und nicht um ein gelehrtes Werk, mit vielen Anmerkungen und Citaten. Ich wünſche daß in meinem Vaterlande ein bleibendes Intereſſe für China hervorgebracht werde. Es iſt mein ernſter Wunſch, heißt es in einem ſpätern Briefe (vom 26 Decbr. 1845), daß die Geſchichte China's ſobald als möglich herauskomme. Wollen Sie nicht gütigſt in Berlin anfragen, was man damit zu machen gedenkt? Und wären Sie nicht geneigt, im Falle ſich dort niemand an die Herausgabe wagt, oder man ſie aufzuſchieben gedenkt, das Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben? Gützlaff mochte bald nachher erfahren haben, daß die Freunde in Berlin ſeinen Wünſchen nicht zu willfahren gedenken, denn ich bekam ſchnell nach einander mehrere Schreiben (Hongkong 18 Februar, 18 April und 22 Juni 1846), worin mir die Herausgabe des Buches förmlich übertragen wurde. Ungefähr zu gleicher Zeit erhielt ich auch, auf den ausdrücklichen Wunſch unſers berühmten Landsmannes in China, durch die gütige Vermittlung Seiner Excellenz des Herrn

Digitized by Google

Miniſters Eichhorn, die vollſtändige Handſchrift des umfaſſenden Werkes.

Es waren mehrere Schwierigkeiten zu beſeitigen, bevor die Geſchichte des chineſiſchen Reiches, in der Weiſe wie ſie jetzt dem Publicum vorliegt, herauskommen konnte. Der Sendbote des Evangeliums verſchmäht allen weltlichen Ruhm; ſeine zahlreichen Werke und Flugſchriften erſcheinen entweder ganz ohne Namen oder unter dem bloß den Kundigen bekannten Gaïhan, Philoſinenſis, Chineſenfreund. Nur vor einigen in engliſcher Sprache geſchriebenen Büchern und Abhandlungen lieſt man den Namen des Verfaſſers. Gützlaff wünſchte nun auch bei dieſem geſchichtlichen Werke nur als Chineſenfreund bezeichnet zu werden. Dieß war aber durchaus unmöglich. Die Handlung, welche geneigt war den Verlag eines ſolchen wenig Vortheil verſprechenden Buches zu übernehmen, ſetzte die Bedingung, daß Gützlaff's Name auf dem Titel genannt werde. Der berühmte Sinolog, welcher ſeit zwanzig Jahren im öſtlichen Aſien und den größten Theil dieſer langen Zeit im Verkehr mit Chineſen lebt, ſteht als Bürge ein für die quellengemäße Wahrheit der zahlloſen Thatſachen, die hier berichtet werden; es iſt die allenthalben bekannte und geprieſene Firma, welche Vertrauen erregt, welche den geiſtigen wie den andern menſchlichen Erzeugniſſen in den Augen des Laien ihren beſondern Werth ertheilt. Und ſind wir nicht, auch die wenigen Kenner des Chineſiſchen mitgerechnet, ſind wir nicht alle Laien, wenn von einer aus den zahlloſen Quellen der Literatur des Mittel-

reiches geſchöpften Hiſtorie die Rede iſt? Ueberdieß gewahrte man bei der nähern Anſicht der Handſchrift mehrere Unrichtigkeiten in der Wortfügung und Rechtſchreibung, welche freilich bei einem ſo lange vom Vaterlande abweſenden, in ſo vielen Zungen redenden und ſchreibenden Gelehrten nicht ausbleiben konnten. Dieſen Mängeln mußte natürlich abgeholfen werden. Endlich ſchien es ungeeignet, in einem deutſchen Werke die ſchwankende engliſche Orthographie chineſiſcher Namen der Perſonen, Länder und Oertlichkeiten beizubehalten. Man bemerkte ſogar in der Handſchrift ſelbſt eine Verſchiedenheit, eine Art Unſicherheit; manches chineſiſche Wort war bald nach ſeinem Laute in der allgemeinen Umgangsſprache, dem Hochchineſiſchen wiedergegeben, bald auch nach einer provinciellen Mundart, namentlich derjenigen im Kreiſe Tſchekiang.

Es koſtete einige Mühe alle dieſe Schwierigkeiten zu beſiegen, alle dieſe Mißſtände zu beſeitigen, beſonders auch deßhalb, weil Gützlaff wünſchte, daß ſein Werk ſo wenig als möglich verändert werde, weder durch Correcturen und Auslaſſungen, noch durch Anmerkungen und Zuſätze. Würde dieſer Wunſch nicht wiederholt und in der beſtimmteſten Weiſe ausgeſprochen worden ſeyn, die Geſchichte China's möge, wie der Verfaſſer ſie ſchrieb, dem Publicum vorgelegt werden, ſo hätte man wohl die häufig wiederkehrende Verſuchung nicht ganz unterdrückt und, wie Des Hautesrayes bei Mailla's Bearbeitung der chineſiſchen Jahrbücher gethan, an mehreren Stellen Bedenken geäußert, an andern Erläuterungen und Anmer-

kungen hinzugefügt. Dieß wäre wohl unter andern auch an den Stellen geſchehen, wo der Verfaſſer europäiſche Ereigniſſe und Perſönlichkeiten herbeizieht, um die ganz unbekannten Begebenheiten des Mittelreiches dem Verſtändniß des weſtlichen Leſers näher zu bringen.

In welchem Grade ich nun dieſe übernommenen mannichfachen Pflichten als Herausgeber des nachfolgenden Werkes, innerhalb des mir angewieſenen beſchränkten Kreiſes, erfüllen konnte und erfüllt habe, hierüber muß ich den Entſcheid des deutſchen Publicums und des gelehrten Verfaſſers ſelbſt abwarten. Es mag wohl ſeyn, daß ich dieſem zu viel und jenem zu wenig gethan habe. Man bedenke jedoch, daß Gützlaff noch lebt, hoffentlich noch lange zum Wohle der Chineſen wie zum Ruhme ſeines Heimathlandes, und daß er allen billigen Wünſchen oder wirklichen Gebrechen leicht abhelfen kann und wird. Der Herausgeber erbietet ſich mit Vergnügen die Berichtigungen und Zuſätze, welche aus China eingehen würden, in einem beſondern Nachtrage zu ordnen und dem Werke folgen zu laſſen. Von ſeiner Seite ſoll nichts unterbleiben, was in irgend einer Weiſe der Geſchichte des chineſiſchen Reiches zum Nutzen oder zur Zierde gereichen könnte.

München, im April 1847.

Karl Friedrich Neumann.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Quellen	7
Zeiträume	13

Erſte Periode.

Von den älteſten Zeiten bis auf Jao.

Mythologiſches Zeitalter.

Schöpfung der Welt	15
Schöpfung des Menſchen	16
Mythiſche Perioden	17
Die fünf Herrſcher	17

Zweite Periode.

Von Jao bis auf Kongfutſe.

Ungewiſſe Geſchichte.

Sündfluth	26
Jao	27
Die Hia-Dynaſtie	34
Die Schang-Dynaſtie	40
Die Tſcheu-Dynaſtie	48

Dritte Periode.

Von Kongfutſe bis zur Tang-Dynaſtie.

Alte Geſchichte.

I. Abſchnitt.	Von Kongfutſe bis zum Untergange der Dynaſtie Tſcheu	64
II. Abſchnitt.	Die Tſin-Dynaſtie	87
III. Abſchnitt.	Die Han-Dynaſtie	96
IV. Abſchnitt.	Die Tzin-Dynaſtie	145
V. Abſchnitt.	Die Song-Dynaſtie	169
VI. Abſchnitt.	Die Tſi-Dynaſtie	184
VII. Abſchnitt.	Die Leang-Dynaſtie	189
VIII. Abſchnitt.	Die Tſchin-Dynaſtie	200
IX. Abſchnitt.	Die Sui-Dynaſtie	210

Vierte Periode.

Von den Zeiten der Tang bis zur Vertreibung der Mongolen.

Mittlere Geſchichte.

I. Abſchnitt.	Die Tang-Dynaſtie	219
II. Abſchnitt.	Spätere Leang-Dynaſtie	267
III. Abſchnitt.	Spätere Tang-Dynaſtie	271
IV. Abſchnitt.	Spätere Tzin-Dynaſtie	281
V. Abſchnitt.	Spätere Han-Dynaſtie	287
VI. Abſchnitt.	Spätere Tſcheu-Dynaſtie	292
VII. Abſchnitt.	Die Song-Dynaſtie	300
VIII. Abſchnitt.	Südliche Song-Dynaſtie	333
IX. Abſchnitt.	Die Juen-Dynaſtie	388

Seite

Fünfte Periode.

Von der Vertreibung der Mongolen bis auf unſere Tage.

Neue Geſchichte.

I. Abſchnitt. Die Ming-Dynaſtie.

Erſtes Capitel.

Hongwu, W. N. Taitſu 438
Kienwen, W. N. Kienwenti 461
Jonglo, W. N. Taitſong 470

Zweites Capitel.

Honghi, W. N. Jintſong 476
Sinente, W. N. Sinentſong 477
Tſchingtong und Tienſchun, W. N. Jingtſong . . 481

Interregnum.

Kingtai, W. N. Kingti 487
Tienſchun — die zweite Thronerhebung des Jingtſong . 490
Tſchinghoa. W. N. Hientſong 492
Hongtſchi, W. N. Hiaotſong 496
Tſchingta, W. N. Wutſong 498
Kiatſing, W. N. Schitſong 509
Longking, W. N. Motſong 516

Drittes Capitel.

Wanli, W. N. Schintſong 518
Taitſchang, W. N. Kuangtſong 544
Tienki, W. N. Hitſong 545
Tſongtſching, W. N. Hoaitſong 559

II. Abſchnitt. Die Taitſing-Dynaſtie.

Erſtes Capitel.

Schuntſchi, W. N. Schitſutſchang 600

Zweites Capitel.

Kanghi, W. N. Schingtſujin 621

Drittes Capitel.

Jongtſching, W. N. Schitſonghien 681

Viertes Capitel.

Kienlong, W. N. Kaotſongſchun 699

Fünftes Capitel.

Kiaking, W. N. Jintſongjui 752

Sechstes Capitel.

Taokuang *) 797

Siebentes Capitel.

China im Kriege mit England 832

*) Bei dem noch lebenden Taokuang konnte man natürlich den Walhalla-Namen nicht hinzufügen. Den Titel Hoangti, d. h. Erhabener Herr, welcher jedem Himmelsſohn gebührt, hat man abſichtlich im Inhalte weggelaſſen.

Einleitung.

Die öſtlichen Länder des großen Continents, wovon unſer Europa den weſtlichen Theil bildet, werden von einem Volke bewohnt, ſo merkwürdig und hervorragend, daß deſſen Geſchichte unſerer größten Aufmerkſamkeit werth iſt. Ein Volk, deſſen Anzahl bei weitem diejenige jedes andern überſteigt; das ganz eigen in ſeinen Begriffen und ſeiner Lebensart, völlig abgeſchieden von den andern und mit ſich ſelbſt zufrieden lebt; das ein Reich gründet, welches durch Alterthum und Würde vor allen Staaten der Welt, die je waren oder beſtehen, hervorragt — ſolch eine Race außerordentlicher Menſchen verdient wohl unſere Aufmerkſamkeit im hohen Grade.

Die Geſchichte dieſes Koloſſes, welcher im gegenwärtigen Zeitpunkte dem ruſſiſchen Reiche in Flächeninhalt beinahe gleichſteht, iſt auch wichtig genug, um emſiges Forſchen reichlich zu belohnen. Allein es iſt eine ſchwere Aufgabe zu erzählen, wie China ſo groß ward, und wie es, ungeachtet aller Unfälle, unter fürchterlichen Stürmen und Umwälzungen, ſeine Selbſtſtändigkeit bewahrte. Wir wollen verſuchen ſie zu löſen.

Der Leſer werfe einen Blick auf die Karte des öſtlichen Aſiens; er betrachte die gemäßigte Erdfläche und wie China beinahe dieſe ganze gemäßigte Zone einnimmt; er ſehe wie die Küſten von Meerbuſen und Häfen durchſchnitten ſind; wie große Ströme und Bergketten das Land durchziehen und wie die höchſten Gebirge und die grauenvollſten Wüſteneien ſeine natürliche Gränze bilden. Eine ſolche Landesſtrecke wurde ohne Zweifel für ſehr hohe Zwecke vom Schöpfer der Welt beſtimmt. Hier konnten Millionen von Menſchen ſich nähren, das Leben in ſeiner ganzen Fülle genießen und alle Vortheile des innern Verkehrs ſich zu Nutze machen. Dieſe Beſtimmung haben auch die Chineſen erfüllt.

Man möge aber nicht denken, daß dieß ein andrer Menſchenſchlag ſey, mit dem wir nichts gemein hätten. Sie auch, die

Chineſen, erfreuen ſich des lebendigen Odems des Allmächtigen, und in ihrer Bruſt wirkt dasſelbe leidenſchaftliche Verderben, in welchem die Keime zu den meiſten Uebeln in der Welt liegen. Da iſt dasſelbe Streben, dasſelbe Wirken, dasſelbe Ziel, nur unter verſchiedenen Namen, die Haupturſache und Beweggrund aller geſchichtlichen Ereigniſſe; ja dieſe Züge treten oft ſo ſtark hervor, daß viele Beobachter erklärten, von allen Aſiaten nähern ſich die Chineſen am meiſten den Bewohnern des Weſtens. Das Verſchiedenartige jedoch, welches ſeinen Grund in dem früheſten Entſtehen der Nation hat, iſt viel bedeutender. Zur Erklärung dieſer Beſonderheiten wollen wir hier, ſo viel es unſere Abſicht nöthig macht, ſogleich ſchreiten.

Den weſtlichen Urſprung des Volkes läugnet nur der Unglaube. Seine Vorväter konnten jedoch nicht ohne große Mühſeligkeiten dieß Land erreichen. Ihre erſten Niederlaſſungen waren in einem Theile des Reiches, wo die Kälte der Witterung und das Ueberſchwemmen der Flüſſe ungeheure Anſtrengungen und Fürſorge zur Selbſterhaltung nöthig machten. Der Kampf mit den Wildniſſen begann; die ungeheuren Wälder wichen der Axt des unermüdeten Chineſen; der Sumpf verlor ſich, denn er hatte mit der größten Arbeit Canäle gegraben; die wilden Thiere zogen ſich zurück, und der unternehmende Arbeiter fand bald, daß er zum Ackerbau, die ergiebigſte und ſicherſte Quelle der Lebensbedürfniſſe, berufen ſey. Dieß war die erſte feſte, unabänderliche Grundlage, worauf die ganze Geſellſchaft gegründet wurde. Wer dieſem Erwerbzweige nicht huldigen wollte, der wurde in die Wüſteneien der Nachbarſchaft verbannt, um dort nach Belieben herum zu jagen, oder Heerden zu weiden; doch durfte er nie als Nomade nach ſeinem Vaterlande zurückkehren. Daraus entſtanden nun zwei verſchiedene Völkerſtämme, die ſich Jahrtauſende lang feindlich gegenüberſtanden; es erwuchſen die unbändigen Tataren neben den friedliebenden chineſiſchen Bauern. Obgleich eines Urſprunges, befolgten und befolgen beide eine ganz entgegengeſetzte Lebensweiſe.

Ordnung und Beharrlichkeit ſind die erſten Bedingungen, ohne welche kein landbauendes Volk lange beſtehen kann, woraus eine ſtrenge Regierung und einzwängende Geſetze nothwendig hervorgehen. In andern Ländern machte man den Bauer zu einem Leibeignen, erdrückte in ihm jeden edlen Trieb und wür-

digte ihn zu einem Sklaven herab, ſo daß er wenig Vorrechte vor ſeinen Ochſen, mit denen er pflügte, hatte. Man brachte auch wohl ein Kaſtenweſen in Umlauf, wodurch jeder Verbeſſerung ein Ende gemacht wurde. In China bediente man ſich bürgerlicher Einrichtungen, um den freien lebendigen Menſchen in eine Maſchine zu verwandeln. Kein Unterofficier wird im Stande ſeyn den Körper und Geiſt eines Recruten mit Schimpfen und Stockſchlägen ſo ſchmiegſam zu machen, wie dieß den Geſetzgebern des himmliſchen Reiches gelungen iſt, um den unſterblichen freien, edlen Geiſt des Menſchen in Formen zu gießen und darin feſtzuhalten. Der glückliche Erfolg dieſes Unternehmens, die Ruhe und Hingebung mit welcher dieſes Joch durch alle Zeit getragen worden iſt, mag man als das hervorſtechende Sittengepräge dieſer Millionen betrachten. Während von der einen Seite ihnen dieß Feſtigkeit gab um alle fremden Eindrücke wie auf einem Felſen abprallen zu laſſen, und ſie lehrte feſtzuhalten an den altväterlichen Gebräuchen, ſo verurſachte es auf der andern Seite Stumpfheit des Sinnes, vollſtändige Gleichgültigkeit gegen alles Beſſere, und gab Anlaß zu einem Lehrgebäude von Lügen, deſſen Gleichen die Welt noch nie geſehen hat. Die Geſetze und Gewohnheiten mußten aufrecht erhalten werden, und da dieß nicht mit Wahrheit geſchehen konnte, ſo erfand die Liſt Ausflüchte und Falſchheit, die nun, in ihrem vollen Umfange in Anſpruch genommen, endlich Beſtandtheile wurden des ganzen chineſiſchen Charakters.

Während ſich die Gemüthsart des Ganzen ſo ausbildete, ging der Pflug ſeinen ruhigen Gang fort, und was die größten Eroberer des Weſtens mit dem Schwerte thaten, erfüllte weit dauerhafter und wohlthätiger dieß einzige Werkzeug. Eine Gegend nach der andern wurde ſeiner Herrſchaft unterworfen. Zur Zeit der aſſyriſchen Monarchie waren ſchon ganze Provinzen in blühende Felder umgeſchaffen. Als Rom auf dem größten Gipfel ſeiner Macht ſtand und die bekannte Welt ſich vor dem Scepter der Alleinherrſcher beugte, zählte China mehr Einwohner und hatte größere Mittel zum Fortbeſtehen in ſich ſelbſt, als alle die ſtolzen und mächtigen Reiche, welche die Menſchheit jemals geſehen hat. Die Völkerwanderung, welche fürchterlich auf Europa herabrollte und alle Cultur erſtickte, wälzte ſich auch in ihrer

ganzen Stärke auf China; hier blieb ſie aber, nach allen ungeheuren Verwüſtungen, erfolglos. Willig bückte ſich der Chineſe unter ein Joch, wozu er ſchon von Jugend auf gewohnt war; er bebaute die Felder wieder, welche die tatariſchen Reiterſchaaren zertreten hatten, nahm alle die zahlreichen Horden, wie einen Eimer ſüßen Waſſers der große Ocean, in ſich auf und verſchmolz die Wilden mit ſeiner eigenen Nation — es waren da zehntauſend zu einem — ohne ſelbſt ein Haarbreit von ſeinen urſprünglichen Einrichtungen abzuweichen. Und wenn dann der Feind durch langes Wohlleben verweichlicht worden war, ſo jagte er ihn zum Lande hinaus und bemächtigte ſich zugleich eine Zeitlang der Wüſtenei. Selbſt die Züge der Anhänger des falſchen Propheten nahten drohend den Gränzen China's; ſchon hatte Timur in ſeinem Rathe beſchloſſen, daß dieſe Götzendiener entweder Gläubige werden, oder den Tod unter ſeinen Spießen finden ſollten; doch auch dieſer Sturm ging wieder vorbei. Die wenigen Bekenner des Islam, welche Nachkommen der türkiſchen Stämme waren, wurden Chineſen in jeder Rückſicht, mit Ausnahme des Namens. Die Geißel der Barbaren, Empörungen und Kämpfe im Innern, neue Regierungshäuſer, kluge und gewaltige Reformatoren, haben China immer in demſelben Zuſtande wie vorher gelaſſen. Es war der Wille des Ewigen, daß nach den Trümmern Babylons und Roms ein Volk bleiben ſollte, welches das Alterthum noch in ſeiner ganzen Fülle darſtelle. Wir haben nicht nöthig es in Herculanum und Pompeji mühſam aufzuſuchen; die Myriaden der Söhne des Han tragen es bis zum jetzigen Tage zur Schau.

Eine der erſten Verordnungen war die Heiligkeit der Ehe; jedermann, ſobald er zwanzig Jahre erreicht hatte, heirathete aus eigenem Antriebe. Die Chineſen mehrten ſich daher in dem Grade, daß das Land ihrer voll wurde; und immer dasſelbe Geſetz befolgend, ſind ſie zahlreicher geworden als andere Racen. Hätte die Politik ihnen nicht Gränzen geſetzt, ſo würden ſie die Stämme Mittelaſiens ſchon längſt verdrängt, den indiſchen Archipel in Beſitz genommen, und das weſtliche Amerika auch in Anſpruch genommen haben. Die Nachwelt wird erfahren wie weit die überſchwemmende Macht dieſes Volkes ſich erſtrecken wird, ſobald alle Hinderniſſe, die ſeiner Ausbreitung entgegenſtehen, weggeräumt ſind.

Inzwiſchen iſt es äußerſt merkwürdig, daß die mündliche Umgangſprache einer ſolchen großen Nation ſo unvollkommen hat bleiben können. Anſtatt wie alle andern Menſchen die einzelnen Laute der Stimme zu Wörtern zu verbinden, hielten ſie an der Einſylbigkeit feſt, und ſchadeten dadurch ſehr bedeutend der Mittheilung von Begriffen. Während der Chineſe ſo das Lallen des Kindes beibehielt, ſchuf er ſich die wunderlichſten Schriftzeichen, und bewirkte durch ſie was in der Sprache hätte geſchehen ſollen; er ſetzte die Elemente auf die wunderbarſte Weiſe zuſammen, um bildliche Charaktere in Menge zur Hand zu haben. Wie beſchwerlich dieß die Erlangung von Kenntniſſen macht, können nur diejenigen verſtehen, welche beinahe zehn Jahre auf bloßes Lernen von Leſen und Schreiben verwandt, und es dann noch nicht zur Vollkommenheit gebracht haben. So wie nun einerſeits dieß Syſtem die ſtärkſte Scheidewand wider die Anmaßung der Fremden iſt, iſt es andererſeits das große verbindende Mittel, welches das Volk bei ſeinen verſchiedenen Mundarten zuſammenhält und eine Alleinregierung möglich macht. Wo dieſe Schreibart Eingang gefunden hat, da herrſchen dieſelben fixen Ideen, und das ganze Gepräge des Geiſtes iſt ſtereotyp.

Als die Chineſen einen Vorſprung über die nahe liegenden Länder in Bildung gemacht, dem ſüdlichen Annam und Tongking ſowohl wie dem öſtlichen Japan und Korea ihre Schrift, Künſte und Gewerbe mitgetheilt hatten, ſo ſahen ſie ſich natürlicher Weiſe als die Meiſter aller Wiſſenſchaften an, und blickten auf andere Völker als bloße Barbaren herab. Ihr Umgang mit Fremden, die ſie entweder nur als Feinde oder Reichthum ſuchende Tributträger kennen lernten, war keineswegs geeignet ihnen einen höhern Grad von Ehrfurcht einzuflößen. Daher verblieben ſie bei der Anſicht, es gebe nur ein Reich des Lichtes und der Weisheit, die übrige Welt ſey klein und unbedeutend, voll von Finſterniß und Elend. Nachher machten die weſtlichen Barbaren ſich furchtbar, gewannen aber dadurch nichts in der Meinung eines Volkes, welches jede Berührung mit Menſchen anderer Art als anſteckend und nachtheilig betrachtet. Wo dem biederen Sinne des Volkes ſolcher Abſcheu fehlte, da that die Regierung ihr Beſtes, um alle Ausländer mit den ſchlechteſten Farben zu ſchildern und die Unterthanen vor dem Gifte ihrer Mittheilungen zu warnen. So

behielt dann dieß Land den Ahnenſtolz himmliſchen Urſprunges, den Glauben ſeiner höchſten Vortrefflichkeit und ſeines vollkommenen Zuſtandes. Unter dieſem Wahn erliegt es. Obgleich es dadurch der Einwirkung von außen widerſtanden hat, ſo verdankt es aber auch gerade dieſem Uebermuthe die ſelbſtgenügſame Dummheit in allen Dingen, welche den Geiſt erheitern und den Menſchen über bloß thieriſche Genüſſe erheben.

Alle Einrichtungen und Geſetze waren nur für dieſes Leben berechnet; die Seele, der unſterbliche Theil unſeres Weſens, ward nie in Anſpruch genommen. Den Unterthan zu einem guten Staatsbürger zu bilden war der einzige Zweck; ſtarrer Materialismus, und wenn nicht Läugnung des Unſichtbaren, doch Gleichgültigkeit gegen alles was mit den Sinnen nicht erfaßt werden kann, ſind die Hauptgrundſätze chineſiſcher Philoſophie. Man vergötterte das Weltall, um etwas Faßliches zur Anbetung zu haben, und damit dieß ja nicht von Wichtigkeit werden möchte, hielt man Ceremonie und Religion für gleichbedeutend, und den Götzendienſt für ein Puppenſpiel. Die Vernunft und Buddha-Religion mußten ſich dieſen allgemeinen Begriffen anpaſſen, ſo daß der ganze Cultus in Trommeln, im Hämmern der Gong, im Weihrauchbrennen, Kopfanſtoßen und Niederbeugen beſteht, welches man handwerksmäßig verrichtet. Das Ahnungsvolle in der menſchlichen Bruſt verliert ſich in der Vergötterung der Vorväter, in dem Glauben an einen dunklen Hades, wo Hunger das größte Leiden iſt. Daher iſt es die Pflicht der Kinder, ihre abgeſchiedenen Eltern reichlich mit Lebensbedürfniſſen zu verſorgen und ihnen überdieß noch eine Menge Geldes, durch Verbrennen von Gold- und Silberpapier, zufließen zu laſſen. Das iſt der Grund, daß wir hier eine zahlreiche Nation ſehen, ganz und gar ihres hohen Urſprunges uneingedenk, die faſt nur ein thieriſches Leben führt. Die Wirklichkeit eines ſolchen Zuſtandes kann man nur dann erſt verſtehen, wenn man eine Zeitlang unter den Chineſen gelebt hat.

Zu den guten Eigenſchaften der Chineſen gehören Freudigkeit und Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Umſtänden, große Ausdauer in Unglücksfällen, unermüdeter Fleiß, kindliche Liebe, Ehetreue der Weiber und andere Tugenden. Auf der Schattenſeite findet man die größte Gleichgültigkeit hinſichtlich der Leiden Anderer, grän-

Digitized by Google

zenloſe Ruchloſigkeit, Unempfänglichkeit für feinere Gefühle, und gränzenloſe Gewinnſucht, die nie befriedigt werden kann.

In der nachfolgenden Geſchichte werden wir oft den Kampf dieſer Leidenſchaften zu beſchreiben haben. Es wäre vergebens unter den Chineſen die Helden Marathons und der Thermopylen zu ſuchen, oder nach Römertugenden zu fragen. Ihre Großthaten ſind anderer Art und ihrem ganzen Charakter angemeſſen; ſie ſterben aus Verzweiflung, und opfern ſich für eine Idee; ihre Kraft liegt nicht im Degen, ſondern in der Feder. Hätten die Chineſen da gelebt wo die Türken wohnen, würden wir dieſelben Berührungen mit jenen haben wie mit dieſen, dann würden uns Fremde das aufgezeichnet haben, was die eigenen Geſchichtſchreiber als allgemein bekannt vorausſetzen und nicht erzählen. Da dieß nicht geſchehen iſt, ſo ſind die Quellen mangelhaft. Deſſenungeachtet wollen wir verſuchen das Ganze darzuſtellen. Es iſt ein ſehr weites Feld, welches wir zu durchwandeln gedenken, und manche Blume mag auch dort gepflückt werden. Hätte Europa mehr Intereſſe für dieſes Land, ſo würde die Erzählung leichter ſeyn; doch dieß iſt gerade unſere Aufgabe, unſer Wunſch. Es ſoll das Intereſſe erweckt, es ſoll die Bekanntſchaft zwiſchen China und dem Weſten angeknüpft werden. Zu dieſem Ende hat man es unternommen darzulegen, was China in alten Zeiten war und was es im jetzigen Augenblicke iſt.

Quellen.

Mit der den Chineſen eigenen Weisheit bekümmern ſie ſich nur um ihr Land, und laſſen den Barbaren der Erde ihren Lauf. Was ſie von ſich ſelbſt ſagen, iſt nach ihrer eigenen Art und den Begriffen angemeſſen, welche ſie ſchon mit der Muttermilch eingeſogen haben. Ihre Geſchichte iſt daher eine lebendige Darſtellung ihrer Grundſätze, und die handelnden Perſonen erhalten Lob oder Tadel, je nachdem ſie ſich den feſtgeſetzten Principien anſchmiegen oder davon abweichen. Sowie die ganze Nation ſich von dem erſten Beginne ihrer Bildung in einem Kreiſe herumgedreht hat, ſo auch die Geſchichte, welche, eintönig wie die Sprache, das Alltägliche wie das Außerordentliche in demſelben Tone erzählt.

Allein es gibt viele Werke, die Jahrhunderte lang ununterbrochen fortgeführt wurden, worin die entfernteſten Zeiten uns vor Augen geſtellt werden, nicht etwa in unleſerlichen Handſchriften und vermoderten Pergamenten, ſondern in zahlreichen gedruckten Büchern, die vielleicht ſchon die tauſendſte Auflage erlebt haben. Man würde ſie nur zu überſetzen haben, um die Geſchichte des ganzen Reiches den Fremden bekannt zu machen; jedoch der Styl dieſer Geſchichtſchreiber iſt zu trocken und die Erzählung ſo unintereſſant, daß eine Arbeit der Art nur Schlafloſen anſtatt des Mohnſaftes dienen dürfte. Name auf Name drängt ſich der Reihe nach auf das Papier, und die unbedeutenden Vorfälle des Hofes ſind eigentlich die Annalen der Nation. Es erfordert viel Kunſt, das Ganze für den fremden Leſer in bündige Kürze zu faſſen und ihm ſolche Wichtigkeit zu geben, daß es der Mühe werth iſt, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Dagegen herrſcht große Genauigkeit in der Chronologie, und in den ſpätern Schriftſtellern auch eine Art pragmatiſchen Strebens.

Ueber das Alterthum des Volkes ſowohl, als deſſen glaubwürdige Geſchichte, hat man ſich viel geſtritten, und iſt damit bis jetzt noch nicht aufs Reine gekommen um allen Streit zu beſeitigen. Die Prieſter der Vernunft behaupten, daß etwa 3,266,000 Jahre in zehn Zeiträumen verfloſſen ſind, bis das Kilin, eine Art Vogel Greif, erſchienen iſt; andere ſagen, daß es nur etwa zwei Millionen Jahre wären, während ein dritter vorgibt, daß vor dieſen Perioden noch ältere ſtattgefunden hätten, ſo daß man auf dieſe Weiſe ins Unendliche gehen kann. Iſt man einmal an Fabeln, ſo würde eine Trillion von Jahren auch nichts zur Sache machen. Obgleich ſich die Buddhiſten in dieſe hohen Dinge, ſo weit ſie China betreffen, nicht gemengt haben, ſo ſprechen ſie doch ebenfalls von ihren Kalpas, von Myriaden von Jahren, ſo daß auch bei ihnen weder Zeit noch Raum einen Werth hat.

Da wir jedoch noch auf dieſer Erde wallen und dem Menſchenkinde hier nur Augenblicke von Lebensfreuden angewieſen ſind, ſo müſſen wir auch hinſichtlich der Chineſen glauben, daß der Urſprung ihrer Geſchichte ſich von der der übrigen alten Völker der Erde ſehr wenig unterſcheidet.

Die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten haben wir in dem Schuking, ein Buch, welches Kongſutſe zuſammentrug, als ein Bei-

ſpiel guter Sitten und Lehren für Fürſten und Unterthanen, ohne uns einmal zu ſagen, woher er es genommen hätte. Wir müſſen deßhalb annehmen, daß es Ueberlieferungen ſind; viele derſelben waren über achtzehn Jahrhunderte alt, zur Zeit als er ſie aufzeichnete. Man bedenke überdieß, daß dieß Werk durchaus keine zuſammenhängende Geſchichte enthält, ſondern nur Bruchſtücke und einzelne Reden, daß es nach den beſten Nachrichten beim allgemeinen Verbrennen der Bücher verſtümmelt wurde, und man wird ungeachtet der Sonnenfinſterniſſe, welche dort gemeldet werden, an ſeiner Zuverläſſigkeit zweifeln können. Der Weiſe wollte ſeine Grundſätze geſchichtlich darthun, und nichts konnte ihm beſſer zu Statten kommen, als ſie in den Mund der Patriarchen des chineſiſchen Geſchlechtes zu legen. Er ſchrieb noch ſein chronologiſches Werk, den Tſchuntſiéu, welches jedoch nur wenige Staaten des damals in viele Reiche zerfallenen China's erwähnt, und vielleicht als der erſte Verſuch eigentlich hiſtoriſcher Aufzeichnungen betrachtet werden muß. Viel wichtiger, obgleich weniger geachtet, ſind die Commentare des Tſokiéuming über jenes Werk und zugleich eine Fortſetzung desſelben, unter dem Namen Kuoju, welche man als das erſte wirkliche geſchichtliche Werk betrachten kann. Die Chineſen haben daher nichts vor den Griechen in dieſer Hinſicht voraus; denn dieſe hatten ja zu gleicher Zeit ihren Herodot und in der Folge eine ganze Menge claſſiſcher Autoren, als die chineſiſche Muſe ſchon ins Stillſchweigen übergegangen war. Leichtgläubigkeit erwähnt zwar noch zwei andere Bücher, die jedoch erſt nach Jahrhunderten entdeckt wurden, nämlich des Sanſen und Wutien, welche ihre Erzählung von den Gründern der chineſiſchen Monarchie anfangen. Dieſe Schriften ſind aber von gar keiner Bedeutung.

Nachdem eine ziemliche Zeit verfloſſen, und in den Kämpfen um Alleinherrſchaft jede andere Beſchäftigung hintenangeſetzt wurde, da nahm ſich endlich der Kaiſer Hanwuti (140—85 v. Ch.) der Gelehrten an; er rief die vorzüglichſten Köpfe zuſammen und machte den Ssematan zum Geſchichtſchreiber. Jedoch erſt ſein Sohn, welcher das Talent ſeines Vaters erbte und unter dem Namen Ssematſién ſehr wohl bekannt iſt, gab mit Benützung der Sammlungen ſeines Vaters die erſte Geſchichte heraus, welche dann als Muſter für alle ſeine Nachfolger diente. Sein Beiſpiel regte eine große Menge Schriftſteller auf, worunter Kiaï

und Liéuhiang den Vorrang behaupteten. Es war nun Mode geworden etwas über die Vergangenheit zu ſagen, und die Fürſten beſoldeten die beſten Schriftſteller, um ihre eigenen Thaten aufzuzeichnen. Dieſe trieben auch nachher ganz allein das Handwerk, und wehe der gottloſen Hand, die etwas aus eigenem Antriebe ſchreiben wollte. Daher wurde das Ganze nur mechaniſch getrieben; man verfaßte Geſchichten, wie etwa gerichtliche Acten zuſammengeſtellt werden. Um den Lügen vorzubeugen, welche an jeder Stelle in der chineſiſchen Staatsverfaſſung zu finden ſind, ſollte das Werk des Autors geheim gehalten werden, bis die Dynaſtie aufgehört habe zu regieren. Nun bedenke man jedoch, daß dieſe Leute am Hofe leben mußten, daß ſie ihre Kenntniß von den verfälſchten Berichten der Beamten ſchöpften, und daß es unter ſolchen Umſtänden ganz unmöglich war, die Thatſachen, auch bei dem beſten Willen, ins wahre Licht zu ſtellen. Man hat Beiſpiele von großer Treue in der Aufzeichnung der Begebenheiten, ſo wie man auch Beweiſe von Tapferkeit im chineſiſchen Heere hat; allein der Geiſt, welcher dieſe Leute im allgemeinen beſeelt, iſt höfiſche Bedachtſamkeit. Wir wollen nun die vorzüglichſten Chroniſten der Reihe nach aufzählen; wir werden ihrer, im Gange der Geſchichte, noch weiter gedenken.

Während der Regierung des Hanmingti (58—76 n. Ch.), wo einer der Prinzen eine ziemliche Anzahl von Büchern geſammelt hatte, that ſich Panpiao als privilegirter Geſchichtſchreiber hervor; er hinterließ die vorzüglichſte Arbeit, wie ſein Vorgänger, ſeinem Sohn Panku, welcher mit andern Gelehrten ſich ſehr große Verdienſte in dieſem Fache erworben hat. Je weiter man ſich von den früheſten Zeiten entfernte, deſto größer wurde die Begierde neue Kaiſerreihen hinzuzufügen, von denen niemand wußte, ob und wann ſie gelebt haben. Geiſtreich und unermüdet war die Schweſter des Panpiao, die berühmte Tſaotaku, ein Frauenzimmer, deren kritiſches Talent und geſunder Sinn den ihres Vaters und Bruders weit übertroffen hat. Sie vollendete was dieſe angefangen hatten, und ſo kam denn auch die Geſchichte der weſtlichen Han an den Tag. Die trefflichen Arbeiten des Weibes reizten die Männer zur Nacheiferung, und die Bücher über Geſchichte wurden noch viel häufiger, als Sulin und andere die Feder zu dieſem Zwecke ergriffen. Bald darauf erſchlaffte

aber die Begierde wieder; innerhalb etwa 350 Jahren haben wir, außer Tſchiutſchéu, kaum einen einzigen, der den Namen eines Schriftſtellers verdient.

Wir kommen nun zum Zeitalter der Tangherrſchaft (618—874). Damals blühte die Literatur, die Schreibluſt wurde allgemein, ſo daß natürlich auch die Geſchichte viele Bearbeiter gefunden hat. Tang Taitſong, der zweite Kaiſer dieſes Hauſes, war ſo ganz den Wiſſenſchaften ergeben, daß er eine Menge Gelehrte beauftragte, alle Materialien für die Geſchichte der kleinen Dynaſtien, die kurz vorher den Thron bekleidet hatten, zu ſammeln. Auf dieſe Weiſe erhielt man ſpäter ſehr ausgebreitete Werke über die Tſchin, Liang, Sui u. ſ. w. Unter den Hiſtorikern finden wir den Fangkiao, Genkia, Kongingta nebſt vielen andern. Ihr Werk trägt den Namen Wutaiſſetſchi oder Denkwürdigkeiten der fünf Geſchlechter. Den Tataren jedoch, die einen Staat unter dem Namen Wei geſtiftet hatten, wollte man nicht gönnen, daß ſie eine eigene Geſchichte haben ſollten, obgleich ſie ſchon geſchrieben war; denn man betrachtete ſie als Barbaren und daher dieſer Ehre durchaus unwürdig, und ſo erſchien dieſe unter einem andern Namen, ganz entſtellt.

Nachdem nun eine Reihe verſchiedener Herrſcher auf dem Thron des himmliſchen Reiches vom Stamme der Tang geſeſſen hatte, folgte wieder Verwirrung und Geſetzloſigkeit; Dynaſtien fielen, während andere ſich emporſchwangen, bis ſich endlich wieder alles unter den Song zu einem Ganzen ordnete. Zu dieſer Zeit nahm das Compiliren und Commentiren ſeinen Anfang. Die Annalen der Tang und der kleinen auf ſie kommenden Reiche wurden ziemlich gut verfaßt. Fautſuju wagte es ſogar eine allgemeine Geſchichte, von Orlſchi Hoangti anfangend, zu ſchreiben, worüber verſchieden geſprochen und geurtheilt wurde; Liéuſu war endlich im Stande, mit Fohi beginnend, etwas recht Gediegenes zu liefern. Nun fing man an dem langen Werke einen kurzen Inhalt zu ſchreiben, und die allgemeine Geſchichte des Landes erhielt den Namen Tongkien Kangmu. Es war Tſchuhi, dieſer unermüdete Gelehrte, welcher dieſe Weiſe einführte, die allgemeinen Beifall gefunden hat. Sſemakuang hatte dazu den erſten Anſtoß gegeben. Der größte Bewunderer dieſes hiſtoriſchen Vortrages war Kinlitſiang, der auch das Seinige beitrug, um noch Mehreres

aus den Claſſikern und Ueberlieferungen dem Werke hinzuzu- fügen. Die Mongolen mit Hülfe der Chineſen thaten auch das Ihrige, um die Thaten der Song ins Reine zu ſetzen; größere Bemühungen machte jedoch Jonglo, aus dem Ming-Hauſe (1403—1425), um die Geſchichte der Tataren zu verfaſſen. Gegen das Ende der Dynaſtie begann man eine ungeheure Sammlung aller Annalen, unter dem Namen Niëniſſe, aus welcher alle andern geſchichtlichen Werke entlehnt wurden.

Zur Zeit Kanghi bemühten ſich die Mandſchu gar ſehr, eine pragmatiſche Geſchichte aller ihrer Vorgänger ans Licht zu ſtellen. Der Tongkien Kangmu wurde vermehrt, dann ein Auszug unter dem Titel Kangkien Itſchi verfertigt, und eine ganze Menge Werke zur Erläuterung der Geſchichte zuſammengetragen. Schon wurden auch ihre eigenen Annalen in Manuſcripten geleſen; allein ſie be- ſtehen nur in einer Sammlung von Edicten ohne innern Werth.

Würden wir uns mit den angegebenen Quellen zufrieden ſtellen, ſo wäre es ſchwer etwas Unterhaltendes hervorzubringen. Große Hülfe gewähren uns jedoch die geſchichtlichen Romane, welche von den älteſten Zeiten her durch unbeſoldete, talentvolle Schriftſteller herausgegeben wurden. So findet man auch Bio- graphien ausgezeichneter Perſonen recht unterhaltend und be- lehrend, die nicht unter der Cenſur der Regierung das Licht ſahen. Aller dieſer Schriften werden wir gelegentlich Meldung machen.

Schließlich bemerken wir nur, daß die folgenden Werke uns zu Gebot ſtanden: Schitſiſſe, d. h. die 17 Hiſtoriker, ein aus- führliches, unintereſſantes Werk in 337 Theilen; Tungkiën Kang- mu, ein Auszug dieſes großen Werkes, vortrefflich verfaßt in 44 Theilen; Kangkien Itſchi, der vorher erwähnte Auszug der Geſchichte in 36 Theilen, das geleſenſte hiſtoriſche Buch; Iſſe, philoſophiſche und geſchichtliche Abhandlungen der berühmteſten Weiſen über Staats- und gelehrte Sachen während der drei erſten Dynaſtien, in 25 Theilen; Hantangſchitſien, Urkunden und Bemerkungen über Sitten und Gebräuche während der Han- und Tang-Herrſcherlinien; Tonghoalu, Geſchichte der jetzigen Dyna- ſtie bis zu Kiaking, ein ſehr unbedeutendes Werk; Kingtſipiën, Sammlung der Lebensgeſchichten berühmter Schriftſteller in 23 Bänden; Jekuo, eine Sammlung der Staatspapiere der Ming- Herrſcherlinie; Mingſchintſchuen, eine Geſchichte der berühmteſten

Miniſter und Staatsmänner, in 80 Bänden; Seuntſieutſchuſchin, Geſchichte der Staatsmänner, welche für ihr Vaterland ſtarben, 5 Bände; Hoangmingkingtſi, Erläuterungen über den Zuſtand China's unter den Ming; Hoangtſchaowukong, Heldenthaten der Mandſchu in 2 Bänden, Manuſcript, und endlich Singpu, das Leben merkwürdiger Perſonen, in 122 Theilen.

Unter den nicht ſtreng geſchichtlichen Werken, deren Nutzen bedeutend geweſen iſt, nennen wir die Encyklopädie des Matuan-lin, welche ſehr geſunde Bemerkungen über die Geſchichte enthält und mit ihren Nachträgen 600 Bände ausmacht. Ferner die topographiſchen Werke entweder des ganzen Reiches oder der vorzüglichſten Städte, die alle eine kurze Geſchichte des Entſtehens der Ortſchaften enthalten; die ſtatiſtiſche Beſchreibung des Reiches, ein ganz vortreffliches Werk, und endlich die literariſchen Werke der verſchiedenen Dynaſtien. Da die meiſten dieſer Bücher in Deutſchland kaum dem Namen nach bekannt ſind, ſo haben wir unterlaſſen ſie zu citiren, um allen gelehrten Schein zu vermeiden. Ueberdieß wurden die meiſten Werke, welche über denſelben Gegenſtand in Europa und namentlich in Frankreich herauskamen, zu Rathe gezogen. Dieß möge hinreichen, um dem Leſer zu zeigen, daß es nicht an Nachforſchungen gefehlt hat.

Zeiträume.

Zum beſſeren Verſtändniß der Geſchichte iſt es nöthig die Zeitkreiſe ſcharf zu ſichten und ins Licht zu ſtellen, damit ſie wie der Faden der Ariadne dienen mögen, uns durch dieſes große Labyrinth zu führen. Wir theilen deßhalb die ganze chineſiſche Geſchichte in folgende Perioden:

1. Die Periode von den älteſten Zeiten bis auf Jao. Es iſt dieß das mythologiſche Zeitalter, welches bis etwa 2357 v. Ch. dauert, und mit dem Anfange der Regierung des berühmten Patriarchen Jao endet. Wir haben ſchon vorläufig bemerkt, daß dieſe Fabeln viele Jahrhunderte, nachdem man angefangen hatte Geſchichte zu ſchreiben, erfunden worden ſind. Da ſie äußerſt willkürlich zuſammengeſetzt wurden, und des Poetiſchen der griechiſchen Dichter ganz ermangeln, ſo können wir darüber ſehr leicht hinwegſpringen.

Digitized by Google

2. Die Periode von Jao bis zu Kongfutſe (552 v. Ch.). Sie iſt die Zeit der ungewiſſen Geſchichte, wo wir chronologiſche Tafeln ganzer Reihen von Fürſten finden, deren Beſtehen auf Sagen beruht. Auch hier bedarf es nicht der ſcharfen Unterſuchungen oder der kritiſchen Beurtheilung, welche Begebenheit wahr oder falſch ſey, denn das graue Alterthum will uns dieſen Unterſchied nicht erlauben.

3. Die Periode der alten Geſchichte, welche von dem Zeitalter des Philoſophen Kongfutſe bis zur Tang-Dynaſtie (618 n. Ch.) reicht. Hier ſehen wir den Streit der Lehensſtaaten untereinander, den großen Sieg der konfutſiſchen Lehren, die Begründung der Alleinherrſchaft, die Ausbildung des chineſiſchen Charakters für alle folgenden Jahrhunderte, den Beſtand mächtiger Dynaſtien, den Kampf der Barbaren, den Widerſtand gegen die wüthenden Tataren, mit einem Worte das Volk in ſeiner ganzen Kraft und die größten Herrſcher.

4. Die Periode des Mittelalters. Sie dauert bis zur völligen Vertreibung der Mongolen (1368). Während dieſer Zeit geht das Reich ſeinen ruhigen Gang, erreicht ſeine höchſte Blüthe, wird wiederholt theilweiſe ein Raub der Barbaren, aber rüſtig fortſchreitend behauptet es ſeine Rechte. Nachdem die Hand der Mongolen ſehr ſchwer auf China geruht hat, wird dieſes Joch endlich wieder abgeſchüttelt.

5. Die Periode der neuern Geſchichte. Sie zeichnet ſich keineswegs durch Verbeſſerung des Beſtehenden aus, ſondern man bemerkt nur ein beſtändiges Zurückgehen zum Alten und Feſthalten an den unabänderlichen Geſetzen der Vorzeit. Die Folge davon war Schwäche und Unbeſtimmtheit, das Land fiel den Mandſchu anheim. Sie würden Fortſchritte gemacht haben, wenn ſie nicht durch das Gewebe chineſiſcher Geſetze und Gewohnheiten gefangen, alle Kraft verloren hätten. Endlich kamen ſie mit den weſtlichen Nationen in Berührung und erlagen. Dies iſt der jetzige Zeitpunkt, vielleicht der größte für die Nachwelt im ganzen Verlaufe der Geſchichte.

Erſte Periode.

Von den älteſten Zeiten bis auf Jao.

Mythologiſches Zeitalter.

Schöpfung der Welt.

Mit den ungeheuren Zeiträumen der Prieſter der Vernunft können wir uns nicht einlaſſen; denn wenn man Millionen von Jahren vorausſetzt, mag man auch wohl Trillionen und Quadrillionen annehmen. Beides iſt ja Unwahrheit und Wahn, und der Menſch, dem nur eine Spanne Zeit gegeben worden iſt, kann darüber nicht hinausgehen. Man hat ganze Geſchichten, wori die Thaten der Götter und Genien beſchrieben wurden. Könnte der Leſer je dieſe Werke zur Hand nehmen, ſo würde er dort die außerordentlichſten Abenteuer, die je in ein menſchliches Gehirn gekommen ſind, vorfinden.

Litſe, ein Weltweiſer, drückt ſich über die Erſchaffung des Weltalls folgendermaßen aus. Das Sichtbare iſt aus dem Unſichtbaren vermittelſt der gegenſeitigen Wirkungen des männlichen und weiblichen Princips entſtanden. Erſt war das große Princip, am Anfange ohne Aether, dann der große Anfang, wo der Aether entſtand, nachher das große Beginnen, wo Form ins Licht trat, und endlich das große Daſeyn als die Materie ihr Beſtehen erhielt. Da Aether und Stoff noch nicht von einander geſchieden waren, ſo bildete das Ganze ein Chaos. Nach verſchiedenen Umwälzungen ſtieg das Feinere in die Höhe und bildete den Himmel, während das Gröbere herabſank, und dergeſtalt entſtand die Erde. Ein kluger Leſer bemerkt zu dieſer Stelle, daß aus den veredelten Theilen die drei Lichter entſtanden, und ſofort die Elemente, aus dieſen die Dinge, aus den Dingen der Saft, aus den Säften die Götter, von den Göttern Vernunft und Tugend, und durch dieſe die Literatur! Ein anderer

grübelnder Philoſoph ſagt: als der reine Aether noch nicht aufgeſtiegen war, und der unreine noch nicht darniedergeſchlagen, war das herumſchwimmende Geiſtige noch nicht mit Verſtand beſeelt, und die fünf Farben konnten noch nicht unterſchieden werden. Zu dieſer Zeit lag in der Bärmutter des Anfanges das Höchſte, dieß Höchſte iſt Vater und Mutter des Himmels und der Erde. Der Verfaſſer jedoch geſteht, daß dieſe Begriffe aus falſchen Büchern entnommen ſeyen, und daß man heutzutage darüber nichts beſtimmen könne. Dieß iſt doch wenigſtens ehrlich.

Hoainantſe, einer der berühmteſten Myſtiker, behauptet, daß die große glänzende Vernunft, oder wenn man will, der Logos, in der nebeligen Leere entſtand; dieſe hingegen das Weltall hervorbrachte, woraus die Luft (der Aether) entſprang, dann die Milchſtraße. Die feinen Atome bildeten ſich zum Himmel, die Materie wurde dick und ward zur Erde. Himmel und Erde, ihren Samen vermiſchend, brachten den Dualismus (Jin und Jang, weiblich und männlich) hervor, dieſer wieder die vier Jahreszeiten. Als endlich der Same ſich verbreitete, ſo kamen alle Geſchöpfe ins Weſen. Die heiße Luft wurde Feuer, die Eſſenz des Feuers die Sonne, die kalte Luft Waſſer, deſſen Eſſenz der Mond und die Sterne. Es iſt wohl genug dieſes Geredes.

Es bleibt immer bei dem Alten: Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde. Der Leſer wird mit uns ſagen: Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer iſt ſein Rathgeber geweſen? Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wieder vergolten? Denn von ihm, durch ihn und zu ihm ſind alle Dinge. Ihm ſey Ehre in Ewigkeit!

Schöpfung des Menſchen.

Nachdem nun die Elemente in Ordnung gebracht, das Jin von Jang beſchwängert worden war, kam der Menſch hervor. Der erſte trug den Namen Puanku; er konnte die Höhe des Himmels erfaſſen und die Schöpfung begreifen. Als er ſtarb und ſein Leib verwandelt war, da wurde ſein Odem Wind und Wolke, ſeine Stimme der Donner, ſein linkes Auge die Sonne, ſein rechtes der Mond, ſeine vier Glieder die vier Weltgegenden, und fünf Gebirge, ſein Blut Flüſſe u. ſ. w., ſo daß demnach kein Körper der Welt von größerm Nutzen geweſen wäre. Ein anderer

Schriftſteller bemerkt noch, daß dieſer Puanku, der in dem Chaos wie ein Ei geſtaltet wäre, etwa 18,000 Jahre gelebt habe, und daß ſo allmählich das Weltall entſtanden ſey. Ein Dichter legte dieſen Umſtand zur Grundlage einer ſehr langen Erzählung, worin er Feen und Genien handeln läßt, die alles recht fleißig zu Stande bringen, und den Menſchen welchem ſie dienen, als ihren Herrn betrachten.

Mythiſche Perioden.

Nach dieſem folgten nun drei verſchiedene Perioden, unter der Regierung von himmliſchen, irdiſchen und menſchlichen Mächten, welche zehntauſende von Jahren am Ruder ſaßen und ſo ziemlich die Welt in Bewegung hielten. Unter den letzteren bildete ſich die Geſellſchaft, wie ſie ſich jetzt noch vorfindet.

Die folgenden Fürſten ſcheinen viel weniger hoch zu ſtehen. Der erſte, Tſaoſchi, wie ſein Name andeutet, baute Wohnungen, den Neſtern der Vögel gleich. Damals lebten die Menſchen von den Früchten der Bäume und tranken das Blut der Thiere. Suiſchin entdeckte jedoch das Feuer durch Reibung zweier Hölzer, und hierauf fingen ſeine guten Unterthanen an zu kochen. Damit nicht zufrieden, betrachtete er die Sterne und ward der erſte Aſtronom; als ein großer Freund der Naturlehre unterſuchte er auch die fünf Elemente. Dieß war gewiß ein ſchnelles Fortſchreiten, welches ſeinem Zeitalter große Ehre macht.

Die fünf Herrſcher.

Nun folgten fünf Herrſcher, deren ſchon Kongfutſe, wiewohl nicht als geſchichtliche Perſonen, erwähnt. Ein großer Gelehrter Frankreichs hat ihre Namen auf die der bibliſchen Patriarchen zurückgeführt. Daß etwas von der Kunde des Weſtens, dem Urſprunge des Volkes zurückblieb, kann man wohl nicht bezweifeln, allein nach dieſem ungeheuren Zeitabſtande mit Gewißheit darüber zu ſprechen gebührt uns nicht. Jangtſe bemerkt hierüber ſehr richtig, daß alles was man vom hohen Alterthume wiſſe, doch nur Fabel ſey; denn es wäre ja unmöglich ſo etwas in Wahrheit niederzuſchreiben, wovon man kein Augenzeuge ſeyn könnte. Allein da alles einen Urſprung haben müſſe, ſo hätte man ihn in den beiden oben erwähnten Principien zu

ſuchen, und von ihnen möchte man auch die Gewalt der Herrſcher ableiten, ohne welche die Welt nicht beſtehen könne. Es iſt außerordentlich, daß keiner der Philoſophen, welche jedoch das Naturlicht in vollem Maße beſaßen, ſich zur Erkenntniß eines Schöpfers und Herrn des Univerſums emporgeſchwungen hat, obgleich ſie dieſe Idee leicht von ihren Kaiſern hätten ableiten können; wie ihr Reich ohne einen Obern nicht denkbar war, ſo auch der Weltkreis. Mit der Erklärung der Wörter Herrſcher und König ſind die Schriftſteller ſehr bald fertig. Sie ſind der Inbegriff alles Vortrefflichen, welches der Himmel und die Erde in ſich hält, welche ganz unbedingt das Ganze anordnen, leiten und ſchaffen, und im natürlichen ſowohl als im politiſchen Leben der Mittelpunkt ſeyn müſſen *).

Wenn jemals ein trefflicher Prinz gelebt hat, der ſich um ſein Geſchlecht verdient machte, ſo iſt es ohne Zweifel Fohi. Iſt er eine Wirklichkeit und nicht Dichtung, ſo hat die ganze Weltgeſchichte keinen größern Fürſten aufzuweiſen. Seine Empfängniß war eigener Art. Eines Tages war ſeine Mutter allein und wurde plötzlich von einem Regenbogen umringt. Ganz unerwartet fand ſie ſich ſchwanger und blieb ſo zwölf Jahre, wo dann dieſer Fohi in die Welt kam. Seine ſonderbare Figur muß ſeinen Zeitgenoſſen ſehr aufgefallen ſeyn; denn er hatte das Haupt eines Menſchen und den Leib einer Schlange, oder war wenigſtens ſo ſchlank wie dieſes Gewürm. Seine Verſtandesgaben waren ſo ausgezeichnet, daß das Volk aus eigenem Antriebe ihn zu ſeinem Fürſten wählte, und dieß war durchaus keine arbeitsloſe Stelle. Das Volk war damals den Thieren gleich; Fohi lehrte es den Fiſchfang und die Jagd, damit ſich ein jeder ſeinen Lebensunterhalt verſchaffen möchte. Bisher hatten die Geſchlechter unter einander ihre eigene Wahl nach Belieben getroffen; da dieß jedoch der guten Ordnung ſchädlich war, ſo ſtellte er Freiwerber ein, die dieß alles beſorgten und dem Uebel ſteuerten, ſo daß künftig ein jeder das Vergnügen hatte, blindlings zu heirathen. Da das Volk ſich ſehr ſchnell vermehrte und in dem urſprünglichen Wohnplatze dem jetzigen Schenſi, keinen Raum mehr

*) Man kann über das Obige ſehr viel im erſten Theile des Iſſe leſen, wo die ganze Gedankenreihe der verſchiedenen Schriftſteller über dieſe Dinge angegeben iſt.

hatte, ſo dehnte es ſich nach den herrlichen Ebenen Honnas und nach Schantong aus. Unterdeſſen unterſuchte Fohi den Boden, um ausfindig zu machen, welches die beſten Gewächſe zur Pflanzung ſeyn möchten. Um die richtigen Jahreszeiten zu treffen, ſah er nach den Sternen, entdeckte die fünf Planeten, und legte den Grundſtein zur Aſtronomie. Als Feldzeichen des Reiches nahm er den Drachen an, welcher es alle Zeitalter hindurch geblieben iſt. Nachher erfand er auch eine Art von Schriftzeichen, und um ſeine Unterſuchungen zu krönen, gründete er das wunderliche Syſtem der Pakua, um den Sinn der Götter zu entdecken und den Umſchwung des Weltalls mit allen Begebenheiten zu ergründen. Dieß beſteht aus gewiſſen Linien und Zeichen, deren Zuſammenſetzung ſichere Reſultate gibt. Da jedoch noch Niemand es verſtanden hat, ſo wenig wie andere metaphyſiſche Hirngeſpinnſte, ſo wollen wir es auch nicht einmal erklären. Nachdem er noch den Schatten der Sonnenuhr beſtimmt und reichliche Opfer den Dämonen und Göttern gebracht hatte, ſo legte er ſich auf die Muſik und verfertigte die wundervollſten Inſtrumente. Was er noch endlich gethan haben möchte, wenn er länger als 110 Jahre regiert hätte, wiſſen wir nicht; vielleicht waren ſogar auch Dampfboote und Eiſenbahnen in ſeinem Plane begriffen; allein er ſchied zu früh. Man gibt ihm den Beinamen der Große Glänzende (Taihao).

Fohi ſcheint nicht allein der Erfinder der chineſiſchen Schrift geweſen zu ſeyn, ſondern auch ſelbſt als Schriftſteller ſich bekannt gemacht zu haben. Welch ein wundervoller Mann!

Nach ihm war, wie einige glauben, ein Zwiſchenreich, wo fünfzehn Herren nacheinander ihr Weſen trieben, unter denen Nukua, ein Herrſcher eigener Art, wenn nicht ein Weib wie man auch vorgegeben hat, der merkwürdigſte iſt. Allein dieß alles iſt nur Sage.

Wir kommen nun zu einem Helden, der noch jetzt im Andenken der Chineſen lebt, deſſen man ſehr oft erwähnt. Dieſes iſt Schinnong. Seine Empfängniß rührte von einem Drachen her, und ſein Körperbau war dem eines Stieres ähnlich. Kaum war er drei Stunden in der Welt, ſo konnte er ſprechen, nach fünf Tagen gehen, ſieben Monate waren verfloſſen und er hatte ſchon Zähne, und im Alter von drei Jahren konnte er

Ackerbau treiben, den er in ſeinen Spielen darzuſtellen ſuchte. Bei einer ſolchen Frühreife entdeckte er bald, nachdem er zur Regierung gekommen, daß wenn ſeine Unterthanen nur von der Jagd und dem Fleiſche der Thiere ſich nähren, die Lebensbedürfniſſe ſehr beſchränkt ſeyn müſſen; überdieß waren deßhalb ſchon viele Krankheiten entſtanden. Um dem erſteren Uebel abzuhelfen, führte er den Ackerbau ein; daher er auch den Namen Schinnong (göttlicher Ackerbauer) führt. Dem letzteren vorzubeugen, ging er ſehr vorſichtig zu Werk; er erprobte erſt den Geſchmack aller Kräuter ſelbſt, und dann gab er ein Arzneibuch heraus. Dieß iſt mehr als je ein Chemiker oder Botaniker gethan hat, und daher ſteht er an der Spitze der Pharmaceuten bis auf dieſen Tag. Er ſchrieb ebenfalls Gebetformeln, um Regen vom Himmel zu erbitten. Da er nach Verlegung ſeiner Hauptſtadt nach Schantong den Handel zu befördern wünſchte, ſo ſetzte er auch einen Jahrmarkt ein, wohin die Leute ihre Producte ſehr gerne brachten. Ihm werden auch gewiſſe Reden zugeſchrieben, die, wenn ſie von einem Mitgliede der jetzigen Ackerbaugeſellſchaften herrühren würden, nicht vortrefflicher ſeyn könnten. Aller dieſer trefflichen Handlungen ungeachtet konnte er ſein Leben nicht ruhig enden. Er wurde von einem ſeiner rebelliſchen Vaſallen geſchlagen und verdankte die Rettung bloß ſeinem Nachfolger. Dieſer erſuchte ihn nun ſeine Regierung niederzulegen, und als Schinnong ſich hiezu nicht verſtehen wollte, ſo ward er nochmals angegriffen und aufs Haupt geſchlagen, worauf er lebensſatt vor Gram geſtorben iſt. Sein Vorgänger lebte unter dem Einfluſſe des Holzelementes; denn jeder Kaiſer kann einen oder den andern Grundbeſtandtheil als ſeinen eigenen betrachten; er aber hatte etwas vom Feuer und daher wird er auch Jenti genannt. Beide wurden vergöttert, und werden noch jetzt als Götter verehrt.

Der Krieg war noch nicht beendigt, als Schinnong ins Grab ſank. Schon früher hatte ſein Thronfolger Hoangti ſehr großes Vergnügen am Kriege gefunden und eine bedeutende Menge Waffengeſellen verſammelt. Dieſe kamen ihm auch ſehr gut wider Tſchijéu zu ſtatten; denn der Rebell hatte ſeine Soldaten mit ehernen Harniſchen verſehen, und verſtand noch überdieß einen Nebel hervorzurufen, ſobald dieß ſeinen Wünſchen entſprach. So

konnte der gute Hoangti ihm nichts anhaben, allein die Noth machte ihn erfinderiſch. Er entdeckte die Magnetnadel, die ihm den Weg im Dunkeln zeigte. Schade daß die Karthager oder Griechen davon nicht Kunde erhielten; wäre dieß der Fall geweſen, ſo würde der Weſten eine ganz andere Geſtalt bekommen haben. Einſtens als er Mangel an Waſſer hatte, grub er ſehr tief in die Erde, und entdeckte dort Kupfererz, deſſen er ſich nachher bediente, nicht allein um ſehr ſchöne Vaſen zu verfertigen, ſondern auch Geld daraus zu machen. Die Waffen hatte man ſo ziemlich gut geſchmiedet, und damit man noch größere Sorgfalt auf die Kriegsübungen verwende, ſo verordnete Hoangti, daß wer die Scheibe mit ſeinem Pfeile mehrmal träfe, augenblicklich zum Edelmanne gemacht werden ſollte. Das Wunderlichſte in der ganzen Sache iſt, daß die Fahnen, Bogen, Spieße und andere mörderiſche Inſtrumente, die Hoangti zuerſt erfand, bis zu dieſem Augenblicke im Gebrauch geblieben ſind. Nachdem er endlich über ſeinen Gegner Tſchijéu geſiegt hatte, ließ er ihm den Kopf abſchlagen. Als wieder eine Empörung ausbrach, machte Hoangti allgemein bekannt, daß wer ſich nicht ſeinen Geboten unterwürfe, alsbald des Todes ſterben ſollte, und ließ auch die Hinrichtungen ſogleich folgen. Er war nun ganz mit ſich zufrieden. Fürchtend, daß die Nachkommenſchaft ſehr viel an ſeinem guten Vorbilde verlieren würde, ſo ernannte er zwei Hiſtoriographen, welche alle ſeine Großthaten beſchreiben mußten. Ehe dieß jedoch zu Stande kommen konnte, verordnete er, daß Tſangkie die Schriftzeichen des Fohi verbeſſern ſollte. Dieſer copirte den Fußtritt der Vögel im Sande, betrachtete die Linien auf der Schale von Schildkröten, und von dieſen beiden erborgte er ſeine Charaktere, die wunderlich genug ausſahen. Als er damit fertig geworden war, und etwa 500 Hieroglyphen geſammelt hatte, da regnete es Kronen vom Himmel, und die Dämonen, welche ſich über dieſe Arbeit ärgerten, weinten bitterlich. Allein Tſangkie kehrte ſich nicht daran, und ſchrieb als die erſte Frucht ſeiner Schrift ein Werk über den Puls, das wahre Vademecum aller Aerzte. Da jetzt das Reich ſo ziemlicher Ruhe genoß (im Süden reichte es bis zum Jangtſe, im Norden umfaßte es Tſchili und im Weſten Schenſi), ſo reiſete Hoangti überall herum, und machte in den Bergen die Bekanntſchaft verſchiedener barbariſchen

Stämme. Als er das große Weltmeer erreicht hatte, entdeckte er auf einer Inſel die Thüre, welche zum Reiche der Dämonen führte, und würde ſich lange mit dieſen Weſen unterhalten haben, wenn er nur Muße gehabt hätte. Weil ſein Volk noch keine feſten Wohnplätze beſaß, ſo machte er ſelbſt Ziegel, um gute Häuſer zu bauen, und Geſchirre, um etwas Leckerhaftes zu kochen. Des guten Beiſpiels wegen baute er einen großen Palaſt, wo er Gott ein Opfer darbrachte. Die Leute lebten nun in Städten und Dörfern, und er vertheilte das Land in Diſtricte. Seine Frau war auch nicht unbeſchäftigt, denn ſie befleißigte ſich der Seidenzucht und verſertigte aus den Geweben ſehr ſchöne Stoffe. Sie nähte ſolche herrliche Kleider, daß deren Schönheit noch nie übertroffen worden iſt. Hoangti wollte auch den Künſten huldigen. Nachdem er Zahlen, Maß und Gewichte eingeführt hatte, ſo unterſuchte er die Zeitrechnung, und von ihm, wie man angibt, rührt der Zeitkreis von 60 Jahren her, welchen die Chineſen annahmen, auſtatt wie wir, nach Jahrhunderten zu zählen. Man fing im 61ſten Jahre ſeiner Regierung (2637 Jahre v. Ch.) dieſe Chronologie an, ſo daß das gegenwärtige Jahr (1845) das 42ſte des 75ſten Cyklus iſt. Nun ergab er ſich auch der Muſik und hieß einen ſeiner Hofleute die Noten erfinden, vermehrte die Inſtrumente, goß zwölf Glocken, und gab ein ſehr angenehmes Concert. Die jetzigen Chineſen ſagen, daß die Alten einen weit höhern Sinn für dieſe ſchöne Kunſt hatten, und dieß ſehr zur Veredelung der Sitten diente. Die Inſtrumente ſind noch dieſelben; urtheilt man vom gegenwärtigen Gebrauch derſelben, ſo ſcheint das Trommelfell der Himmliſchen verknöchert zu ſeyn. Das vorzüglichſte Inſtrument aber, welches Hoangti machen ließ, war eine wunderbare Maſchine, die auf Schmeichler und niederträchtige Menſchen wie der Zeiger einer Uhr deutete. Schade daß ſie verloren gegangen iſt. Wie nützlich würde ſie nicht an allen Höfen geweſen ſeyn! Herſchel möchte den Hoangti vielleicht um ſeinen Sternengang, der ganz im Kleinen ausgearbeitet war, beneidet haben; denn auf dieſem Kunſtwerke kann man dem ganzen Laufe der himmliſchen Körper nachſehen. Hoangti war ohne Zweifel der größte Beförderer der Wiſſenſchaft, wenn das was man von ihm ſagt, wahr iſt. Er iſt der erſte Kaiſer, der in der Geſchichte des Oſematſien aufgeführt wird.

Um die Glückſeligkeit auszudrücken, welche man unter der Regierung des Hoangti genoß, erſchien der treue Vogel Greif, welcher immer den trefflichen Fürſten wohl regierter Länder ſeinen Beſuch abſtattet. Während der Herumreiſe des Kaiſers an Seegeſtaden kam ein großes Ungeheuer aus dem Meere heraus, das mit ihm eine lange und treffende Rede über Staatsſachen hielt, ſo daß er dort ſehr guten Unterricht bekam. Es mag wohl ein Wallfiſch geweſen ſeyn, deſſen Züge und Erfahrungen von großer Wichtigkeit ſind, der nun zum erſten und letzten Male davon eine Probe ablegte. Man erwartete natürlich, daß unter den 25 Kindern, die Hoangti von ſeinen vier Weibern hinterließ, ein großartiger Fürſt gefunden werden möchte, welcher den Flor des Reiches aufrechthalten könnte, allein man betrog ſich. Denn Schaohao, der Nachfolger, verſtand weiter nichts als ein gemächliches Leben zu führen. Zu dieſem Zwecke verlegte er ſeine Hauptſtadt nach einem andern Platz, hatte fünf Phönixe in ſeinem Palaſte, erfand ein neues Muſikſtück, und um doch etwas in Staatsſachen zu thun, veränderte er die geſtickten Sinnbilder, welche die Mandarinen auf ihren Kleidern trugen. Dieß iſt die einzige große That, die aus ſeinem Leben aufgezeichnet iſt. Während ſeiner Regierung kam eine Ketzerei in Schwung, welche anſtatt Himmel und Erde als die großen Gegenſtände unſerer Anbetung zu ehren, zu den Dämonen und Göttern ihre Zuflucht nahm — ein gräulicher Unfug, worüber die Gelehrten ſich ſehr geärgert haben.

Sein Nachfolger Tſchuenhio kam ſehr jung zur Regierung, und ſuchte den Irrthümern durch Erklärung des Opferritus vorzubeugen; er brachte auch ſelbſt ſeine Gaben dem Höchſten dar. Sein Lieblingsſtudium waren die Sterne; er berichtigte das Jahr und hatte eine Menge von jungen Leuten um ſich, die eine aſtronomiſche Akademie bildeten; ſoweit war man ſchon vorgeſchritten. Hoangti hatte glücklicher Weiſe auch Boote und Karren erfunden, welche ſehr zur Erleichterung des Verkehrs dienten. Daher wurde es dem Tſchuenhio nicht ſchwer ſeine Hauptſtadt nochmals zu verlegen; denn die Ausdehnung des Reiches, welches ſchon im Süden an Tongking gränzte, machte dieß nothwendig. Tſchuenhio war ein Mann ſanften Geiſtes, der ſich viel mit Muſik beſchäftigte und das Volk in Frieden und Ruhe erhielt.

Es war zum Grundſatze geworden, daß nicht Verwandtſchaft ſondern Tugend das Recht zur Regierung geben ſollte, und

daher kam der ſchwarze Tiko, welcher auch den Namen Kaoſin trägt, zum Thron. Ueber ſeine Grundſätze ſprach er ſich folgendermaßen aus: Keine Tugend iſt größer als allgemeine Menſchenliebe, und die beſte Regierung iſt die, welche die ausgedehnteſten Vortheile den Unterthanen angedeihen läßt. Das Vorzüglichſte in der Verwaltung iſt Treue und im Regieren Wohlwollen. Die Schriftſteller ſprechen von ſeiner Weisheit, die er ſchon, bloß fünfzehn Jahre alt, bewieſen hatte, und preiſen überdieß ſeine übrigen erhabenen Eigenſchaften mit großer Wärme. Sie erzählen jedoch keine Großthaten, die von einem ſo vortrefflichen Manne verrichtet worden wären, daher betrachten wir ſeine Vortrefflichkeit als eine erſonnene. Denn außer der Muſik, mit der er ſeine Bekanntſchaft durch Verfertigung neuer Stücke bewies, und dem Unterrichte der Jugend, iſt ſein Leben leer von Unternehmungen. Als die Barbaren ſich empörten, machte er bekannt, daß derjenige welcher ſie ſchlagen würde, das ſchönſte Weib zur Gemahlin erhalten ſollte. Dieß feuerte den Heldenmuth ſeines Heerführers an, der nach Beſiegung der feindlichen Horden auch dieſen herrlichen Lohn erhielt.

Kaoſin heirathete nach einander drei Frauen, die alle unfruchtbar blieben. Die vierte jedoch, die er nachher nahm, gebar ihm einen Sohn. Dieß erregte die Eiferſucht der andern; ſie opferten ſogleich dem oberſten Gebieter, wurden ebenfalls ſchwanger und brachten Söhne hervor, deren Nachkommen in der Folge die Gründer von Herrſcherlinien wurden. Der letzte wurde jedoch zehn Monate nach dem Tode des Kaiſers geboren, und dieß brachte die Wittwe in böſen Ruf. Um ſich daher von der Schande zu befreien, ſetzte ſie das Kind ins Gebirge aus, wo die wilden Thiere es fütterten, und die Habichte es mit ihren Fittigen bedeckten. Bald fing es ſo gewaltig zu ſchreien an, daß die Hirten herbeikamen, es aufnahmen und erzogen. Das iſt der Jüngling, welcher unter dem Namen Héutſi bekannt iſt. Er durchſtreifte die Berge und zeigte ſolchen Fleiß in allen Sachen, daß der Kaiſer Jao ihn zum Aufſeher des Ackerbaues machte, und nachher zum Statthalter der Provinz, wo ſeine Mutter gewohnt hatte. Hier wurde er dergeſtalt von kindlicher Liebe durchdrungen, daß er ihrer abgeſchiedenen Seele beſtändig Opfer und Geſchenke darbrachte, und dadurch den Dienſt der Todten

begründete. Seine Nachkommen behielten dieſe Gewohnheit bei; von ihnen ſtammt der Dienſt der verſtorbenen Eltern, welcher nachher der wichtigſte wurde in der ganzen Religion. Man hat noch Geſänge in dem Liederbuche (Schiking), welche auf die Schwäche der Kaiſerin zielen, und zugleich ihre Vertheidigung enthalten. Von Héutſi ſtammen die Tſchéu ab.

Tiſchi, Tiko's Sohn und Nachfolger, war ein elender Mann, welcher, ganz den Leidenſchaften ergeben, den Vorſtellungen der Großen kein Gehör geben wollte. Daher entthronten ſie ihn und wählten an ſeiner Stelle den berühmten Jao, ſeinen Bruder. Mit ihm nimmt eine neue Epoche ihren Anfang. Fohi ſoll 2953 v. Ch. regiert haben, und dieſer Schwächling, dem andere Schriftſteller eine freiwillige Abdankung zuſchrieben, verließ im 2358ſten Jahre den Thron. Die Länge der Regierungsjahre dieſer Herrſcher iſt ſo bedeutend, daß man beinahe annehmen muß, ſie haben vor der Sündfluth gelebt; und iſt dieß der Fall, ſo verdankt man dem Noah ihre Geſchichte.

So weit nun das Sagenalter. Vergleicht man es mit dem der Griechen, ſo findet man weder einen Herkules, noch einen Theſeus, und die alten Chineſen nehmen ſich ſehr in Acht, um nicht auf einen Argonauten-Zug zu gehen, oder ſich den Abenteuern eines trojaniſchen Krieges zu ergeben. Bei ihnen iſt alles Sächlichkeit. Die ſpäteren Geſchichtſchreiber, welche uns dieſe Beſchreibung überliefert haben, konnten ſich ganz und gar keinen andern Zuſtand der Welt denken, wie den, welchen ſie täglich vor Augen hatten. Daher fehlt die Kindlichkeit der erſten Menſchheit, und obgleich die Civiliſation ſtufenweiſe ihren Gang geht, ſo ſind doch die Sprünge zu groß, um den Schein der Wahrheit zu bewahren. Daß China ſehr früh ſeine Bildung erhielt, iſt unzweifelhaft, und daß dieß geſchah während eines Zeitraumes wo noch Niemand daran dachte die verſchiedenen Erfindungen aufzuzeichnen, iſt auch denkbar. Wir mögen annehmen, daß die obigen Fürſten im Munde ihrer Nachkommen fortlebten. Dieß iſt jedoch alles, was wir hierüber ſagen können; den Schleier jener Zeiten zu zerreißen iſt nicht in unſerer Macht. Die himmliſchen Schreiber haben dieß verſucht, ſie ſtehen aber in Betreff der Wahrheit und der Einfachheit ihrer Darſtellungen weit zurück hinter den griechiſchen Poeten.

Zweite Periode.

Von Jao bis auf Kongfutſe (2357—552 v. Ch.).

Ungewiſſe Geſchichte.

Sündfluth.

Wir müſſen dieſen Zeitraum mit der Erzählung einer Begebenheit anfangen, durch welche das ganze Menſchengeſchlecht litt. Die Chineſen bemerken darüber, daß nach unſerer Zeitrechnung 2297 v. Ch. die Fluth bis zum Himmel ſtieg, und die Berge umgab, und das ganze Reich überſchwemmte. Nachher war alles eine Wüſtenei und die wilden Thiere nahmen Beſitz von den Wohnſtätten der Menſchen. Um dem ungeheuren Verderben zu ſteuern, erwarb ſich der biedere Jao (welcher mit Noah verglichen wird) die größten Verdienſte. Das Elend war ſchrecklich. Er ſandte den berühmten Schun (Schem) ab, um die Waldungen niederzubrennen und die Moräſte auszutrocknen, während Ju nach vieljährigen unerhörten Arbeiten endlich glücklich genug war, durch Canäle und Oeffnung der Mündungen der Flüſſe das Waſſer wieder abzuleiten und die Erde bewohnbar zu machen. Kuen (Ham) war nicht im Stande dieß zur Ausführung zu bringen; allein ſeinem Sohn Ju gelang es ſo wohl, daß er das Land urbar machen konnte; er theilte es nachher in Diſtricte ein, und legte auf die verſchiedenen Bezirke die Abgaben nach ihren Erzeugniſſen. Von den letztern hat man ein ſehr genaues Verzeichniß, und unter den Producten findet man Zimmet, Edelſteine, Gold und Silber; unter den Manufacturen Kunſterzeugniſſe, welche erſt der Luxus ſpäterer Menſchenalter hervorruft. Auch brachten die Barbaren von den öſtlichen Inſeln (Japan?) Tribut, und unter andern Stoffe, die wie aus Muſcheln zuſammengewebt ſchienen. Die Karte, welche

Digitized by Google

der gute Ju verfertigte, wird noch jetzt aufbehalten, und man kann darin die Grundlinien des Reiches ſo ziemlich erkennen, ſowie die außerordentlichen geographiſchen Umwälzungen, welche ſeitdem ſtattgefunden haben.

Die Chineſen ſind daher nicht ſo ſehr im Dunkeln über die wichtige Epoche der Sündfluth wie die Griechen, Indier und Mexicaner und andere alte Völker, obwohl die Sagen eines jeden darauf hinweiſen. Allein während Kongfutſe mit dieſem Zeitpunkt ſeine Erzählung anfängt, ſo läßt er doch den Jao durch alles Unglück regieren, und bevölkert in wenigen Jahren das Land ſo ſtark, daß ſchon ziemlich richtige geographiſch-ſtatiſtiſche Berichte geſammelt werden können; die Bildung des Volkes ſcheint in einer ſehr kurzen Zeit deu Sprung von Jahrhunderten gethan zu haben. Dieß iſt ganz in Uebereinſtimmung mit dem hiſtoriſchen Charakter des Volkes, und daher müſſen wir uns darüber nicht wundern. Noch iſt es nöthig zu fragen, wie bei einem ſolchen hohen Waſſer das menſchliche Geſchlecht am Leben bleiben konnte, da wir doch Landbewohner ſind und nicht den Fiſchen gleich in dem unendlichen See herumplätſchern konnten. Wie war es thunlich für den Ackerbauer ſein Geſchäft zu treiben, da das Bett der größteu Flüſſe ſich durch die gewaltigen reißenden Waſſerfluthen veränderte, und bekanntlich die Hauptplätze der chineſiſchen Anſiedlungen in den Niederungen des gelben Fluſſes und des Jangtſe aufgeſchlagen waren? Nach reifer Unterſuchung bleibt daher nichts übrig als zu vermuthen, daß Kongfutſe, der erſte, welcher von der Sündfluth Erwähnung macht, dieſe Ueberlieferung unter dem Volke vorfand, und ſie zur Erreichung ſeiner Zwecke, wovon mehr gleich unten, einkleidete, ohne ſich um die Widerſprüche, worein er ſich verwickelte, zu bekümmern. Für uns iſt es genug zu wiſſen, daß die Sündfluth auch durchs himmliſche Reich hinwogte.

Jao.

Viele Philoſophen haben ihre Lehren geſchichtlich eingekleidet, um denſelben größere Deutlichkeit und Kraft zu geben; allein Niemand hat mit ſolcher Beſtimmtheit ſein Syſtem hiſtoriſch dargeſtellt, wie der Weiſe China's. Was er Gutes in dem Regenten wünſchte, was er Vortreffliches in dem Miniſter

dachte, was er Nothwendiges in den Unterthanen zur Grundlage aller menſchlichen Geſellſchaft ſich vorſtellte, was er endlich unerläßlich in dem Kinde hielt, alles hat er auch in ſeinem Jao, Schun und Ju angezeigt. Sie beſaßen alle Weisheit, alle Tugend, waren ohne Fehl, verſtanden das Ganze, und handelten mit ſolcher Trefflichkeit, daß ihre Nachkommen nichts anderes zu thun hatten, als nur ihrem Vorbilde zu folgen. Nach ihnen gibt es keine weitere Verbeſſerung, keine höhere Moral, keine Erkenntniß; in Jao, Schun und Ju war alles begriffen, und um vollkommen gut zu ſeyn, durfte man nur werden was ſie zuvor geweſen waren. Betrachtet man die Fürſten aus dieſem Lichte, ſo wird man das Folgende beſſer verſtehen.

Ein rother Drache hatte ſich bei der Empfängniß des Jao gezeigt; denn dieſe Weſen ſind in China immer beſchäftigt, ſobald ein edler Menſch ins Daſeyn gerufen werden ſoll. Die Buddhiſten führen ſogar den Rath der Götter auf, nach deren Beſchluß die Weiſen ins Leben herabſteigen; ſie laſſen Feen, Genien und gar Sternen den Befehl geben, damit ſie ſich mit dem Fleiſche der Menſchheit umkleiden. Dem Jao wurde jedoch eine ſolche große Ehre nicht zu Theil. Schon früher ſich den Staatsgeſchäften widmend — denn er war weiſer als alle ſeine Zeitgenoſſen — weigerte er ſich in ſeinem 20ſten Jahre dem ſchwachen Bruder den Thron zu entreißen. Als er aber einmal darauf ſaß, da war es auch mit der ſchlechten Regierung für immer geſchehen. Das Vornehmſte, was wir von ihm beſitzen, ſind die trefflichen lakoniſchen Reden, politiſcher, religiöſer oder allgemeiner Art, welche er an ſeine Miniſter und Diener hielt, die uns der chineſiſche Weiſe, obwohl in ſehr dunkler Sprache, aufbewahrt hat. Gab es wohl ſchon zu ſeiner Zeit Schnellſchreiber, wie jetzt im engliſchen Parlamente? Groß und erhaben waren ſeine Gedanken; er war fromm, nüchtern, einfach, mit durchdringendem Verſtand begabt, um alles zu erfaſſen und zu berichtigen. Vorzüglich aber glänzte er in der Wahl ſeiner Beamten. Eine ganze Verſammlung von Räthen konnte ihn nicht überreden einen ausgezeichneten Staatsmann in Dienſt zu nehmen; denn dieſer Herr war nur groß unter außerordentlichen Umſtänden, unbedeutend und unſicher hingegen, wenn es die gewöhnliche und alltägliche Verwaltung des Reiches galt. Und Jao

hatte Recht; er wendete durch ſeine abſchlägige Antwort eine Empörung ab. So konnte es daher nicht fehlen, daß der Ruhm ſeiner großen Geiſtesgaben ſich bald verbreitete; ein Fürſt eines Stammes der ſüdlichen Barbaren war davon ſo gänzlich durchdrungen, daß er, um dem großen Fürſten zu huldigen, nach der Hauptſtadt kam. Dem Jao machte er eine Schildkröte zum Geſchenk, deren Schale mit den alten Charakteren überſchrieben war. Wie außerordentlich war aber das Erſtaunen, als ein großer Alterthumskundiger die Geſchichte des Reiches von den früheſten Zeiten an darauf geſchrieben fand. Das war denn auch ein Fund ohne Gleichen! Das gelehrte Geſchöpf brachte dadurch ſein ganzes Geſchlecht in guten Ruf, den alle Schildkröten bis auf dieſen Tag genießen. Sie werden daher ſehr viel in Wahrſagungen gebraucht, und wiſſen ſo viel von der Zukunft wie von der Vergangenheit. Der Vogel Greif und Phönix ſtellten ſich natürlich auch wieder ein; denn beide finden ihr Beſtehen im Sonnenglanze guter Regierungen, und nie anders. Auch regnete es zu dieſer Zeit Manna.

Jao war der Jagd ſehr ergeben; allein wenn er ſich damit vergnügte, ſo richtete er es dergeſtalt ein, daß er innerhalb fünf Jahren das ganze Land durchreiste, an jedem Orte alle Klagen und Vorſtellungen hörte, und die Berichte der Beamten einſammelte, während er eine Unterſuchung über ihr Betragen und ihre Maßregeln anſtellte. Oft fuhr der Kaiſer in ſeinen Staatskleidern, geſchmückt mit dem Diadem, auf einem rothen Wagen umher, vor welchem ein Schimmel geſpannt war, und beſuchte die Hütten der Armen, Waiſen und Wittwen; über Alle Glück und Zufriedenheit verbreitend. Das Volk jauchzte auch vor Freude und Wonne, und nie war ein Fürſt mehr geliebt. Mit dieſer Leutſeligkeit jedoch verband der alte Jao große Strenge; denn mehrere ſeiner Miniſter wurden des Landes verwieſen und unter die Barbaren verbannt, mit dem Auftrage ſie geſittet zu machen, und ſie thaten auch ihr Beſtes zur Erfüllung dieſes Befehles. Die Strafen, welche er in Vereinigung mit ſeinen Großen vorſchrieb, waren fürchterlicher Art; ſie beſtanden in Verſtümmelung und den ſchmählichſten Todesſtrafen. Dennoch ſagt Kongfutſe, daß Jao's Tugend das ganze Land tugendhaft gemacht habe: demnach muß man das grauſame Geſetzbuch nur zum

Schrecken der Uebelthäter und zur Vermeidung der Verbrechen gebraucht haben. Allein alle Nationen haben ihre goldene Zeit im Nachklange vom Paradieſe, wo Unſchuld herrſchte, wo Sünde unbekannt war, wo gänzliche Glückſeligkeit den Menſchen anheim fiel. Und dieß iſt bei den Chineſen die Periode des Jao.

Von den Thaten des Jao hat man ſehr wenig aufgezeichnet. Sein Zug gegen die ſüdlichen Barbaren wird von Einigen bezweifelt, da ja ſein Beiſpiel hinreichend war, die Wilden gehorſam zu machen, und ohne einen Schwertſchlag zum Gehorſam zu bringen. An dem Kalender, welcher ſchon wiederholt verändert worden war, fand Jao auch Mängel und verbeſſerte ihn mit Beihülfe ſeiner Aſtronomen Ho und Hi, welche mit Andern große Beobachtungen der Sterne in den verſchiedenen Gegenden des Reiches, nach der Weiſe unſeres Zeitalters anſtellten. Da wurde auch eine Himmelskugel im Kleinen verfertigt, auf welcher man die verſchiedenen Sterne durch Edelgeſteine darſtellte. Sie war ſo außerordentlich gut gemacht, daß das ganze Univerſum, nach den abgezeichneten Graden, mit allen ſeinen Bewegungen und Umwälzungen genau erkannt werden konnte. Um aber die Nachforſcher weiter zu unterſtützen, entſtand eine aſtronomiſche Pflanze, die nach den Monden und Jahreszeiten blühte und vertrocknete, und zwar mit ſolcher Genauigkeit, daß man ohne in den Almanach zu ſehen, ſchon an dieſem Stäudlein den Tag und die Stunde erſehen konnte. Die Chineſen ſcheinen es daher in der Sternkunde weiter als die Chaldäer gebracht zu haben; jedoch mußten ſie ſich nach 2000jährigen Fortſchritten der Araber bedienen. Jetzt machen ſie ihre Berechnung nach den Anleitungen welche ſie von Europäern empfangen haben, und zwar nur mechaniſch. Auch haben ſie noch nicht gelernt, die Aſtronomie von der Aſtrologie zu ſcheiden. Die Vorſtellung des Jao, daß die Erde im Himmelsgewölbe wie der Dotter in der Eiſchale ſchwimme, haben auch die Neueren beibehalten. Dieſer Kaiſer liebte auch, wie alle ſeine Vorgänger, die Muſik, und man kennt ſelbſt heutigen Tags noch verſchiedene Stücke unter ſeinem Namen.

Das Alter ſtellte ſich bald ein, und Jao ſah ſich nach einem Gehülfen um: dieſen fand er in einem armen Mann, Schun, den er nicht allein bewunderte, ſondern den auch alle Hofleute

empfahlen. Dieſer Schun war ein Abkömmling der frühern Kaiſer, oder wie Einige wollen, unter den Barbaren geboren; ſeine Geſichtsfarbe war ſchwärzlich, und er maß ſechs Fuß. Andere ſagen zehn Fuß. Bei ſolcher Statur beſaß er einen ſanften Geiſt, ſo daß die üblen Launen ſeiner Stiefmutter, die Gleichgültigkeit ſeines Vaters, und die Niederträchtigkeit ſeines Stiefbruders Siang in ihm nie die kindliche Liebe austilgen konnten; ſelbſt im Alter von 50 Jahren, nachdem ihm die höchſten Ehrenſtellen zu Theil geworden waren, ſeufzte er oft, daß er nicht im Stande geweſen ſey die Liebe ſeiner Eltern ſich zu erwerben. Der alte Jao gab ihm ſeine zwei Töchter zu Frauen, welches ſein Vater zu verhindern ſuchte, und beſtellte ſeine Söhne zu Schuns Dienern. Jao hatte gehört daß, da Schun noch als Bauer in einem Dorfe lebte, alle Einwohner ihm willig gehorſamten; ſpäter wurde er ein Fiſcher und man bezeigte ihm auch alle Ehre; dann wußte er endlich in dem Stande eines Töpfers gleichfalls allen Leuten Ehrfurcht einzuflößen. So groß war ſeine Tugend daß, wohin er ſich auch nur wenden mochte, die Leute von deren Zauber ergriffen wurden, und ſogleich darnach handelten. Von ihm rührte der Spruch her, daß Tugend ſich mit größerer Schnelligkeit als die eines Reiters verbreite. Die chineſiſchen Weiſen fügen hinzu, daß jeder Fürſt durch ſeinen Wandel denſelben Einfluß ausüben könnte. O wäre dieß nur wahr, wie vortrefflich würde dann das Menſchengeſchlecht und am meiſten die himmliſchen Einwohner ſeyn!

Als Schun nun mit zwei Frauen verheirathet war, nöthigte ihn ſein Bruder auf eine Scheune hinaufzuſteigen, und ließ dann das Gebäude in Flammen auflodern. Vorher hatte er in Vereinigung mit dem Vater verſucht, ihn in einem Brunnen zu erſticken. Schun ſtieg leiſe herab und zog ſich in das Gemach ſeiner Frauen zurück. Plötzlich brach der ungeſtüme Bruder herein, denn er hatte, ſeines Todes gewiß, vorher mit ſeinem Vater ſchon berechnet wie viel er gewinnen würde, und wie er ſich auch ſeiner zwei Schwägerinren bemächtigen könnte. Dort fand er den Todtgeglaubten, und Siang, von Scham erfüllt, wagte nicht ein Wort zu ſagen. Da Schun ſich ſtets beeiferte, die Pflichten eines guten Kindes zu erfüllen, und oft weinend gen Himmel ſah, als er das Zutrauen der Eltern nicht gewinnen

konnte, ſo wird er als das größte Beiſpiel kindlicher Liebe aufgeſtellt.

Anfangs war er zu demüthig um ſich auf den Thron zu ſetzen, ſpäter ſah er den Willen des Himmels darin und dankte den Göttern, Hügeln und Strömen, als Theilen des Univerſums; auch brachte er dem Allerhöchſten ein Opfer dar, welches nur den Fürſten vorbehalten iſt. Ungefähr 28 Jahre war er der Genoſſe des Jao; als dieſer ſtarb (2255), ordnete er eine dreijährige Trauer durchs ganze Reich an, die auch ſehr getreulich vom Volke beobachtet wurde.

Schun war zu beſcheiden, um ſich ſogleich der Alleinherrſchaft zu bemächtigen. Nachdem die Zeit der Trauer verfloſſen, zog er ſich von der Hauptſtadt zurück, um dem Sohne des Jao den Thron zu überlaſſen. Dieſer jedoch war ein unbändiger Menſch, und daher beſchloß man auf einer Verſammlung der Großen, daß Schun den Scepter führen ſollte. Da ſah der alte, biedere Mann, daß dieß der Wille des Himmels ſey, und fing nun im rechten Ernſt die Regierung an, die er überdieß durch lange Erfahrung vom Grunde aus verſtand. Er rief dann ſeinen Vater zu ſich und machte den ungeſchliffenen Bruder Siang zum Statthalter einer Provinz, allein er geſellte ihm weiſe Räthe bei, um ihn im Zügel zu halten. Schun war ein Freund der Muſik, ſpielte ſelbſt auf der Guitarre und andere Inſtrumente, dichtete Geſänge, ſang ſie ſelbſt und componirte neue Stücke. Seine Bemühungen für die Wohlfahrt des Landes wurden mit großem Erfolge gekrönt. Ihm war es von höchſter Wichtigkeit, feſte Normen in der Verfaſſung des Reiches anzuordnen; er führte diejenige Ordnung ein, welche man bis zu dieſem Tage beibehalten hat. Die Reden, welche er bei der Einſetzung der neuen Staatsdiener hielt, hat man ſorgfältig aufbewahrt; allein die Kürze der Ausdrücke macht viele Stellen ganz unverſtändlich. Was er damals ſagte, war neu; jetzt aber könnte man ſeine Geſpräche nur als die Darſtellung allgemeiner Wahrheiten, vermiſcht mit Trugſchlüſſen, betrachten. Obgleich das Meiſte nur theoretiſch iſt, ſo liegt es dennoch der ganzen chineſiſchen Geſetzgebung zu Grunde; obſchon es nie ganz in Uebung gebracht werden kann, ſo iſt doch die treffliche Richtung durchaus nicht zu läugnen.

Schun war ſehr gewandt vermittelſt Anſpielungen zu belehren, und daher ließ er auf die Staatskleider der Mandarine ſolche Sinnbilder ſticken, die ihnen zugleich ihre Pflicht als treue, eifrige, unbeſtechliche und über alles Weltliche erhabene Beamten ins Gedächtniß riefen. Auch rief er ſie oft zuſammen und ermahnte ſie dergeſtalt, daß wenn nur ein Drittheil der Aufmunterung von ihnen beherzigt wurde, das ganze Reich keine beſſern Obern haben konnte. Die Abgaben ſollten ſehr gering ſeyn, die Ausübungen der Geſetze ſtreng und gerecht, der Mandarin immer das Vorbild des Volkes, Güte des Herzens der Beweggrund alles Thuns. Zu dieſem Zwecke verhörte er ſie alle drei Jahre einmal. Er ſelbſt unterrichtete ſie in der Ausübung der Tugend und der Beobachtung der heiligſten Pflichten. Den Héutſi beſtätigte er in der Oberaufſicht des Ackerbaues, denn zu ſeiner Zeit war der Ueberſchwemmung wegen oft Hungersnoth unter den Leuten. Schun dachte, daß das beſte Mittel zur Erziehung gehorſamer Unterthanen die Fülle aller nothwendigen Dinge ſey, da ohne dieſe die Noth der Einzelnen jeden Keim des Guten erſticke. Die Geſetzpflege war für ihn jedoch nicht hinreichend um das Volk auf dem rechten Wege zu erhalten, ſondern er errichtete überdieß ein Tribunal der Sitten und Gebräuche, um über das Betragen im Aeußern ſtreng zu wachen und Höflichkeit nach Regeln vorzuſchreiben.

Ju, welcher ſich ſchon früher ſehr ausgezeichnet hatte, wurde von ihm zum Aufſeher der Wälder, Seen und Ströme angeſtellt, wo er ſehr gute Dienſte leiſtete. In ſeinem Zuge gegen einen aufrühreriſchen Vaſallen bewies er ſich leutſelig, konnte jedoch den Starrſinn des Rebellen nicht bezwingen. Daher unterhielt er ſich mit einem Weiſen, der ihm im Lager allerhand gute Lehren einflößte, wodurch Ju bedeutend gewann. Als ihn nachher Schun (2223) zum Thron rief, den er rühmlich mit ihm theilte, war er ſehr wohl in allen Geſchäften bewandert. Nachdem beide Kaiſer ihre Macht begründet ſahen, ſo ſetzten ſie eine Pauke vor die Thür ihres Palaſtes, und wenn Jemand eine Gegenvorſtellung zu ihren Maßregeln machen oder ſich beſchweren wollte, ſo trommelte er nur, und ſeine Bittſchrift wurde ſogleich in Betracht gezogen. Es war jedoch auch ein Stück Holz vorhanden,

worauf der Verleumdete ſchlagen konnte, um ſich gegen ſeine Ankläger zu verantworten.

Was wir von Schun wiſſen, ſind ſeine Reden, nicht ſeine Thaten; handelte er aber, wie er ſprach, ſo gab es keinen beſſeren Fürſten. Auf einer ſeiner Reiſen durchs Land, deren er viele unternahm, ſtarb der gute Fürſt (2208) von allen betrauert, denn ſeines Gleichen war nicht mehr auf dieſer Erde.

Die Hia=Dynaſtie.

(2207—1765 v. Ch.)

Ju war einziger Kaiſer, als er ſchon 83 Jahre alt war. Wir haben ſchon geſehen welch ein Mann er geweſen ſeyn muß; er war es der die größten Canäle grub, und daß dieß viel Mühe und Arbeit koſtete, kann man ſich leicht denken. Er machte überdieß Straßen, hieb Wälder nieder und trocknete Sümpfe aus, ſo daß er oft viele Jahre lang nicht einmal nach Hauſe zurückkehrte. Seine Hände waren ſo hart wie die eines Schmiedes, und er war gegen alle Witterung vollkommen abgehärtet. Er unternahm dieſe rieſenhaften Arbeiten, um ſeinen Vater von Schmach und Strafe zu erlöſen, denn dieſer war damit beauftragt worden und nicht im Stande den Befehl auszuführen. Allein bald darauf ward es ihm zum Vergnügen die unwegſamſten Strecken zu durchreiſen und geographiſche Beobachtungen anzuſtellen. Dazu halfen ihm auch die Götter, mit denen er große Gemeinſchaft pflegte, und gleichfalls ein altes Buch von Hoangti mit einer ſehr wichtigen Inſchrift, die er zufällig auffand. Bis zum Kuanlungebirge am Kokonor, dem höchſten der Erde, wovon das Himalaja nur ein Zweig iſt, drang er vor und machte große Entdeckungen. Um ſeine Karten zu verewigen und zugleich den Einwohnern die Furcht vor Geſpenſtern und Waldungeheuern zu benehmen, machte er neun Dreifüße und grub ſie darauf ein; der Beſitz derſelben ſicherte in der Folge die Herrſchergewalt über das ganze Land. Seine Entdeckungen ſind ganz unglaublich; denn auch im Reiche der Natur erforſchte er das Entlegenſte und Geheimnißvollſte, ſo daß er ſehr wohl den Namen des chineſiſchen Plinius verdient. In einem Werke, das den Titel Schanhaiking trägt, hat er ſich Mühe gegeben recht unterhaltende Be-

ſchreibungen über Gegenſtände aller Art zu geben. Wohin er auch kam, da wurde Freude und Wohlwollen verbreitet; ſelbſt die Tiger verloren ihre Wuth, die Krokodile tanzten im Waſſer und der Drache ſowohl als die Schildkröte kamen zum Vorſchein, um doch einmal den wundervollen Mann zu ſehen. Er wirkte auch immer wohlthätig, ſpeiste die Alten, ernährte die Waiſen und kaufte verſchiedene Kinder, welche die Eltern ihrer Armuth wegen verkauft hatten, aus der Sklaverei los. Die Götter zürnten daher ſeiner nicht, und er konnte getroſten Muthes vor dem Allerhöchſten erſcheinen. Deſſenungeachtet hatte er den Gram, den Leichnam eines Erſchlagenen auf dem Wege liegen zu ſehen, gab ſich aber ſelbſt die Schuld, daß er den Mord nicht verhütet hätte. Als er bei einer andern Gelegenheit Verbrecher, die zum Tode verurtheilt waren, ins Gefängniß bringen ſah, da ſeufzte er und bemerkte, daß es anders in den Zeiten des Jao und Schun geweſen; denn damals ſuchte jeder dieſen Kaiſern in Tugend gleich zu werden, während jetzt das Volk ſeinen eigenen verderblichen Meinungen folgte. Ohne Belohnung wurde es zu jener Zeit zum Guten angeſpornt und ohne Strafen fürchtete es das Böſe, während zu ſeiner Regierung beide üblich waren.

Es war jedoch die Demuth, welche den Ju ſolche Bemerkungen zu machen hieß. Seine Tugend war hinreichend um neue barbariſche Stämme durch Lehre und Rath zu geſitteten Menſchen zu machen; und was kann man mehr von der Kraft des Vorbildes eines einzigen Menſchen erwarten. Um aber alles zu benutzen, was ihm in der Regierung von Wichtigkeit war, ſo verordnete Ju, daß eine Glocke und verſchiedene metallene Platten aufgehangen würden, worauf die Gelehrten, welche Mittheilungen zu machen hätten, zu ſchlagen hätten. Für jedes Fach war ein beſonderes Geſtell errichtet, ſo daß ſelbſt der Klang die Art des Unterrichts, der dem Kaiſer werden ſollte, andeutete. Philoſophen regierten das Land, und der Verſammlungsort der Weiſen war der kaiſerliche Palaſt. Welch eine Zeit, wo Ju, an ſeinen eigenen Talenten verzagend, den weiſeſten ſeiner Miniſter auf den Thron erheben wollte, um ihm beizuſtehen, gerecht und gut zu regieren! Dieſer erfahrene Staatsmann ſtarb aber unglücklicherweiſe, ehe er dieſe Ehre genießen konnte. So lebte

Ju, und mit Recht trägt er den Namen des Groſsen. Mit ihm endigt die Reihe vollkommener Regenten. *)

Bisher war China ein Wahlreich geweſen, daher beſtimmte der groſse Ju auch ſeinen Amtsgenoſſen Péi als ſeinen Nachfolger, hoffend daſs die Groſsen ihn auf den Thron erheben würden. Allein nach ſeinem Tode bekümmerte ſich Niemand um den greiſen Regenten, ſondern die Vaſallen eilten den Sohn des Kaiſers Ju, Ki genannt, der Krone würdig zu erklären. Dieſer rüſtige und kluge Mann nahm auch ſogleich (2197) davon Beſitz; er ſetzte jedoch ſeinen Gegner nach deſſen Tod unter die Kaiſer, ſo daſs er im Hades die Ehre genoſs, welche ihm auf Erden verſagt worden war. Nachher gab er den Groſsen ein herrliches Gaſtmahl, wo viele Reden gehalten und recht erhabene Wünſche ausgeſprochen wurden. Von dieſem Zeitpunkt an folgte der Sohn dem Vater in der Regierung, und ſo wurde Ju der Ahne einer ganzen Reihe von Kaiſern, die unter dem Namen der Hia-Dynaſtie bekannt ſind.

Ju hatte ſeine ganze Zeit dem Ackerbau gewidmet und es als ein Grundgeſetz des Reiches erklärt, daſs jeder Krieg vermieden werden müſſe; daher ſchleifte er auch die Veſten des Landes, weil dieſe Gelegenheit zum Streit und zu Belagerungen geben möchten. Allein Ki dachte anders, und als einer der Herzöge nicht zum Reichstag gekommen war, ſo kündigte er ihm im Namen des Himmels Krieg an, denn die Kaiſer China's, als Vermittler dieſer höheren Macht, fechten nur zu ſeiner Ehre. Man hatte damals ſchon Wagen und Reiſige im Heere und ſtellte die Soldaten in Schlachtordnung auf. Die kaiſerlichen Truppen erfochten aber nicht ſogleich den Sieg; Ki hielt daher ſehr lange Reden an ſie, bis ſie endlich ermuthigt dem Feinde eine gänzliche Niederlage beibrachten. Dieſs war die einzige That des Ki, wovon Meldung gemacht wird.

Wir kommen nun zu Fürſten, welche wie alle Sterblichen mit Untugenden und Laſtern befleckt ſind; von den meiſten ſind wenige Thaten, der Erwähnung werth, aufgezeichnet worden. Taikang war (2188) der Nachfolger des Ki, und da er glaubte, daſs

*) Man findet viel Intereſſantes und Wunderliches über dieſe Kaiſer in dem Iſſe, dem vollſtändigſten Werke dieſer Art.

der Ruhm ſeiner Vorfahren hinreichend ſey um ihm die Krone zuzuſichern, ſo ergab er ſich dem Vergnügen der Jagd und kam oft ganze Monate lang nicht nach Hauſe. Dieß benutzte der Miniſter J und nahm ihn gefangen, als er am wenigſten zum Widerſtande bereit war. Nachdem er Taikang eingeſperrt hatte, erhob er deſſen Bruder Tſchongkang (2159) zum Kaiſer. Unter der Regierung dieſes Fürſten ereignete ſich der außerordentliche Fall, daß die Sterndeuter Ho und Hi eine Sonnenfinſterniß anzuzeigen vernachläſſigten, denn ſie waren der Wolluſt und dem Branntwein ergeben. Dieſes Getränk hatte man während der Zeit des großen Ju erfunden. Als der alte Fürſt den vortrefflichen Geſchmack pries, ſagte er auch zugleich vorher, daß dem Reiche dadurch ſehr großer Schade erwachſen würde, worin er ſicherlich Recht hatte. Allein obgleich dieſe Gelehrten Trunkenbolde waren, ſo hatten ſie doch ein Heer zur Seite, vielleicht das einzige, welches je einem Aſtronomen zu Gebote ſtand. Daher mußte der Kaiſer nach verſchiedenen Aufforderungen an ſeine Soldaten, tapfer zu kämpfen und die Aufrührer ſogleich zu vertilgen, mit einer Armee ihnen entgegengehen. Hi und Ho konnten nun nicht entkommen, wurden geſchlagen und nachher enthauptet.

Siang, der Nachfolger des Tſchongkang (2146), gab ſich ganz den Wünſchen des Miniſters J hin. Dieß war ein Mann, der ſehr große Tugenden beſaß, aber ſehr ehrgeizig war. Unter der vorigen Regierung ſchickte man einen Mann herum, der ein Glöckchen läutete um die Beamten ſowohl als gemeinen Leute aufzurufen, wenn Jemand etwas wider die Staatsverwaltung einzubringen hätte, es dem Kaiſer zu berichten. Allein das Betragen des J war ſo untadelhaft, daß der Kaiſer ihm den Befehl eines Heeres, welches gegen die Aufwiegler an die Gränze marſchirte, anvertraute. Er ſiegte nicht allein, ſondern brachte durch weiſe Maßregeln dieſe Leute zur Ueberzeugung, daß ſie ſich durch ein treffliches Leben würdig machen müßten unter den kaiſerlichen Fahnen zu dienen. Dazu verſtanden ſie ſich, und J, deſſen Ruhm nun den höchſten Gipfel erreicht hatte, bemächtigte ſich der ganzen Gewalt. Der Kaiſer, erzürnt über ſolche Anmaßung, zog ſich in die entfernten Provinzen zu ſeinen Verwandten zurück; er wurde jedoch durch große Verſprechungen wieder nach der Hauptſtadt gelockt, und endlich als er zu ſpät einſah, daß ſein

ganzes Anſehen verloren gegangen, mußte er dem Machträuber huldigen. Dieſer hatte ſich mit Hantſu, einem der abgefeimteſten Ränkemacher, verbunden. J war der beſte Schütze ſeiner Zeit; er ging mit Hantſu auf die Jagd und wurde von Meuchelmördern getödtet. Hantſu beredete nun J's Sohn daß dieß auf Anſtiften des Kaiſers geſchehen wäre. Beide rafften darauf ein Heer zuſammen, ſchlugen die Armee ihres Fürſten, tödteten den letzteren ſowohl als ſeinen ganzen Anhang (2097), und Hantſu erklärte ſich nun zum Kaiſer. Die ganze Linie der Herrſcher würde vertilgt worden ſeyn, hätte die Kaiſerin, die ſchwanger war, ſich nicht eiligſt in einen Winkel des Reiches zurückgezogen. In den Gebirgen kärglich lebend und vergeſſen von dem ganzen Volke brachte ſie den nachmaligen Kaiſer Schaokang zur Welt. Dieſer ward ein wackerer hübſcher Knabe und erwarb ſich großen Ruhm unter den nachbarlichen Hirten. Ein Verräther jedoch entdeckte ſeine Geburt; er mußte fliehen um den mordſüchtigen Plänen des Hantſu zu entgehen. Schaokang wurde nun ein Küchenjunge in dem Palaſte eines Statthalters, und dort gewann er einen ſolchen guten Namen, daß ſein Herr ihn zum Beamten eines kleinen Bezirks ernannte und ihn nachher mit zweien ſeiner Töchter verheirathete. Seine Verwaltung war ſo vortrefflich, daß ſelbſt Hantſu, der jedoch von ſeiner Abkunft nichts wußte, ihn lobte und als Beiſpiel aufſtellte. Da man ihn ſo allgemein bewunderte, gab er ſich ſeinem Wohlthäter zu erkennen. Dieſer ſchloß mit dem benachbarten Gouverneur einen Vertrag, brachte eine Armee zuſammen, die Schaokang befehligte, und ſchlug den Hantſu gänzlich. Nachdem die Aufrührer das Leben verloren hatten, regierte der rechtmäßige Fürſt noch viele Jahre, that aber nichts Rühmliches. Die Opfer am Grabe des großen Ju wurden wiederhergeſtellt, und dadurch bewies Schaokang ſeine kindliche Liebe.

Von den folgenden Fürſten Schu (2057 — 1837), deſſen Tapferkeit man rühmt, Hoai, Mang, Sin, Pukiang, Kiong, Kin, Kongkia, Kao und Fa, wiſſen wir nur die Namen, allein keine Thaten. Die Nation war damals ſehr verſplittert; die Großen des Landes hatten ſich zu viel Macht angemaßt, als daß man ſich um die Kaiſer hätte bekümmern wollen. Dieſe lebten dann auch ganz gemächlich und ließen alles ſeinen Gang gehen.

Der letzte dieſer Linie war Likue, gewöhnlich bloß Kie geheißen; ſowie früher Kongfutſe Muſter von Tugenden aufgeſtellt hatte, ſo wollte er auch die Thaten eines Ungeheuers beſchreiben. Hiezu diente Kie, ein Mann von unzähmbaren Leidenſchaften und ohne Erziehung, welcher ſogar die Anſichten des Jao und Schun nicht kannte. Allein er würde ſich ruhig verhalten haben, wenn ihm nicht ein ſehr ſchönes Mädchen, die verruchte Meihi, zur Geſellſchafterin beigeſellt worden wäre. Während nun ein Nachkomme des Héutſi ſich beſchäftigte um die Barbaren im Ackerbau zu unterrichten, und Tſchingtang, der nachher den Thron beſtieg, ſich allgemeine Liebe erwarb und ſelbſt die Jagd nicht leiden wollte, weil dadurch die Felder zerſtört wurden, ſo ſchwelgte Kie ruhig mit ſeiner Geliebten. Er hatte eine ganze Menge der wohlgebildetſten Dirnen im hinteren Palaſte verſammelt, wo die Zeit mit Unzucht, Völlerei, Sängern und Schauſpielern verbracht wurde. Es wurden ſogar Jünglinge und Mädchen zuſammengetrieben, um durch ihren Umgang die Kaiſerin zu ergötzen. Um es noch ärger zu machen, verfertigte Kie einen Teich voll von Branntwein, und wenn ſich die Leute, welche dazu eingeladen wurden, reichlich betrunken hatten und ſich nachher ertränkten, dann freute ſich Meihi herzlich. An den Ufern hatte man eine ganze Menge von Lebensmitteln wie Hügel aufgehäuft, von denen die Gäſte ſo viel eſſen mußten, daß ſie kaum im Stande waren zu gehen. Die Zimmer, welche die Kaiſerin bewohnte, waren mit Juwelen ausgelegt und die herrlichſten Stoffe kaum gut genug für ihre Fußſohlen. Die Auflagen wurden daher ſehr bedeutend erhöht, die Reichen wie Miſſethäter behandelt, und das Land verſank in die tiefſte Armuth.

Die Staatsmänner welche den Unmenſchen vermahnten, büßten ihre Verwegenheit mit dem Tode. Zu der Zeit lebte der weiſe Miniſter Jjin, der dieſen Gräueln nicht länger zuſehen konnte, und daher ſchlug er ſich mit andern vorzüglichen Leuten zum Tſchingtang. Dieſer war gerade dem Gefängniſſe entkommen, wohin ihn ſein freimüthiges Betragen rückſichtlich des Begräbniſſes eines vom Kaiſer enthaupteten getreuen Dieners gebracht hatte. Jjin ließ ſich bereden noch einmal den Hof zu beſuchen, um zu ſehen ob Kie nicht willig ſey ſeinen Wandel zu ändern. Allein dieſer glaubte ſich ſeiner Macht zu gewiß und

daher entließ er den treuen Freund. Innerhalb drei Jahren hatten ſich die bedeutendſten Männer zum Tſchingtang verſammelt, der in demſelben Grade ſparſam war und ſeine Unterthanen ſchonte, wie Kie ſie tyranniſirt und ausgeſogen hatte. Alles Geſindel war in der Hauptſtadt und nicht weniger als 30,000 junge Weiber machten den Hofſtaat. Daher war es etwas Leichtes den Tſchingtang zu bereden die Waffen gegen den Wüſtling zu ergreifen, denn Jedermann war dem Aufruhr günſtig. Der weiſe Fürſt wollte jedoch nicht eher damit den Anfang machen, als bis er aufs feierlichſte den Allerhöchſten angerufen hatte, um nicht den Namen eines Rebellen zu haben. In einer einzigen Schlacht wurde das Schickſal des Kie entſchieden; er widerſtand nicht. Alles verloren gebend, begab er ſich mit ſeinen Weibern und Kebsweibern auf ein Fahrzeug und erreichte einen abgelegenen Ort, wo er ſtarb. Mit ihm endete (1765) die Hia-Dynaſtie.*)

Die Schang-Dynaſtie.

(1766 — 1123 v. Ch.)

Unter allen Fürſten, die auf dem chineſiſchen Thron ſaßen, hält Tſchingtang den Vorrang als der frömmſte; denn er unternahm keine That, ohne vorher öffentlich ein Gebet herzuſagen. Daher war ihm auch der Himmel günſtig, denn zwei Sonnen erſchienen eines Tages und die Erde bebte, um anzuzeigen daß ein anderer Fürſt ſich des Reiches bemächtigen werde und daß die Regierung des Kie in ihren Grundveſten erſchüttert ſey. Tſchingtang benutzte dieſe Winke, und als er zuerſt ſeine Rede an die verſammelten Großen hielt, ſchärfte er es ihnen ein, daß er ſeine Macht unmittelbar von dem höheren Weſen erhalten habe, der ihn, den Unwürdigſten, des Scepters würdig geachtet hätte. Wir haben ſchon erwähnt, daß Kie mit ſeinen Weibern flüchtete; andere Schriftſteller dagegen behaupten daß ihn Tſchingtang des Landes verwieſen habe.

Dieſer neue Kaiſer unterhielt ſich ſehr viel mit dem Miniſter

*) Die einzigen ächten Quellen für dieſe Geſchichte ſind die Reden welche man in Schuking vorfindet; einige Geſänge im Buch der Oden haben auch darauf Bezug. Die Iſſe enthalten vieles Außerordentliche, das man anderwärts vergeblich ſucht; das Kangkien iſt ſehr dürftig.

Jjin, der ihm auch viele weiſe Lehren gab, welchen er unbedingt folgte. Jährlich unterſuchte er die Verbrechen und Verdienſte der Mandarine und richtete danach ſeine Strafen und Belohnungen ein. Aus ſeinem Leben iſt uns nichts weiters aufgezeichnet als eine ſiebenjährige Hungersnoth, wodurch das Volk in großes Elend gerieth. Da gab ſich Tſchingtang öffentlich als die Urſache des Uebels an und betete in ſehr demüthiger Stellung in einem Maulbeerenhaine zum Höchſten. Er hatte ſechs Sünden begangen, die er auch bekannte. Nachdem er mit Reue gebeichtet hatte, da fiel ein Platzregen und befruchtete das lechzende Land. Zur Erinnerung an dieſe Begebenheit componirte er ein Muſikſtück, das man bis zum jetzigen Tag aufbewahrt hat. — Tſchingtang war ein guter Kutſcher und Schütze, zwei Fertigkeiten welche die Vornehmen des Landes ſehr ſchätzten. Die erſte iſt bei Mangel von Wegen und Wagen ganz in Vergeſſenheit gekommen; die letztere wird noch mit großem Eifer erlernt, bloß des Vergnügens wegen.

Sonderbar genug fällt dieſe Theurung im Lande ums Jahr 1766 v. Ch., und dieß fällt bis auf einige Jahre mit dem in der Bibel erwähnten Ereigniſſe zuſammen. Man hat oft behauptet daß Aegypten und China ſchon früh in Verbindung miteinander geweſen wären; denn zwiſchen beiden Völkern beſtände eine gewiſſe Aehnlichkeit. Beide waren betriebſam, ordentlich, ſchon frühe den Geſetzen unterworfen, dem Ackerbaue ſo ganz lebend und ihren Fürſten ohne Widerrede huldigend. Die Chineſen bebauten auch ein Delta, obgleich ein viel ausgedehnteres; ſie befleißigten ſich der Aſtronomie und Wiſſenſchaften, wozu die ſehr frühe Erfindung der Bildſchrift das ihrige beitrug. Dagegen waren die Aegyptier beſchränkt in der Anordnung der menſchlichen Geſellſchaft; ſie hatten ihre Kaſten, waren Sklaven des Aberglaubens und erkannten eine Hierarchie, welche die Gebieter China's in ihrer Perſon vereinigten. Ob je dieſe zwei Nationen von ihrem gegenſeitigen Beſtehen etwas wußten, iſt ſehr zweifelhaft. Im Weſten Aſiens blühte ein anderes Reich, das aſſyriſche auf; allein mit allen den Vortheilen, welche ſeine Lage ihm zuſicherte, und dem großen Aufwande in Bauten konnte es nicht mit China Schritt halten. Während dieß feſten Muthes mit dem Pfluge Eroberungen machte, wurde das Schwert Aſſy-

Digitized by Google

riens zerbrochen, und die Nation verlor ſich unter ihren Eroberern. So gewiß iſt der Untergang aller ſtreitenden Völker.

Die Schwachheit der Schangfürſten ließ den Vaſallen freien Lauf ſich in ihren Beſitzthümern zu befeſtigen und ſich meiſt unabhängig zu machen. Wie an der einen Seite die Cultur durch die Nacheiferung der Fürſten unter einander ſehr viel gewann, ſo wurde an der andern das Reich durch Streithändel zerrüttet.

Der Nachfolger des Tſchingtang (1753) war ſein Enkel Taikia, ein Jüngling von ungeſtümen Leidenſchaften. Jiin, der alte Miniſter, war noch am Ruder, und daher ſperrte er ihn während der drei Jahre Trauer bei dem Grabe ſeines Großvaters ein und erlaubte Niemand zu ihm zu kommen. Während dieſer Zeit regierte Jiin ſelbſt, und überhäufte ſeinen Zögling mit ſolchen guten Lehren, daß er, als er das Mauſoleum verließ, das Volk liebte, die Wittwen und Waiſen nie unterdrückte, und ſich als einen trefflichen Regenten in jeder Hinſicht bewies. Nicht alle Kronerben würden ſolche Zucht ruhig ertragen haben.

Jiin war auch unter Wuting (1720—1691) ſehr mächtig; er hatte jedoch ſein hundertſtes Jahr erreicht und war daher ſehr beſorgt einen würdigen Nachfolger zu ernennen. Als er ſtarb, bewieſen die gleich darauf brauſenden Stürme, wie viel das Land an ihm verloren hatte. Sein Begräbniß war kaiſerlich und der Schmerz allgemein. Nie hatte wohl ein Miniſter gelebt, der ſo willkürlich Throne umſtürzen und die Fürſten im Zügel halten konnte, ohne jedoch im geringſten von den edelſten Trieben abzuweichen. Wuting war ein guter Fürſt und zog ſeinen Bruder Taikeng als Thronerben vor. Siaokia und Jongki (1666—1636) ſind Schattenkaiſer. Unter Taiwu wuchſen in wenigen Tagen zwei große dicke Bäume im Innern des Hofes, welches er als ein Warnungszeichen betrachtete, und daher betrauerte und bereute der Fürſt ſeine frühern Sünden, ahmte den alten Schun in ſeinen Tugenden nach, ſtiftete ein Hoſpital für abgelebte Leute, und hatte am Ende das Vergnügen, daß 16 Staaten ihm ihren Tribut ſandten.

Während Tſchongting das Reich regierte (1562—1549), machten die ſüdlichen Barbaren große Einfälle, und die Lehensfürſten verweigerten den Gehorſam. Es traf auch eine Ueberſchwemmung des gelben Fluſſes ein, welche ſehr viel Schaden

anſtiftete. — Waijin, Hotankia, Tſuſe, Tſuſin, Wukia und Tſuting (1549—1432) ſind Kaiſer die wir nur dem Namen nach kennen. Das Reich war in großen Nöthen, und die Gewalt der Fürſten war beinahe verloren.

Unter Jongkia (1408—1401) ſank es noch weiter; allein Puankeng (1401—1373) war ernſtlich bemüht, die herrlichen Zeiten des Tſchingtang wieder herbeizuführen. Zu dieſem Zwecke benützte er eine Ueberſchwemmung des gelben Fluſſes, um ſeine Hauptſtadt nach dem alten Sitze ſeiner Familie zu verlegen, und den Gehorſam ſeiner Untergebenen zu erproben. Bei dieſer Gelegenheit fand er ungeachtet ſeiner trefflichen Ermahnungen, deren Inhalt uns der Schuking aufbewahrt hat, auch vielen Widerſpruch. — Seine Beſtändigkeit jedoch ſiegte, die Getreuen folgten dem Zuge des Fürſten ins Land Jin, und dadurch rettete er ſein Anſehen. Von dem neuen Wohnplatze erhielten ſeine Nachkommen von nun an den Namen Jin. — Sein Bruder Siaoſin lebte nur dem Vergnügen, und Siaoji (1373—1323) war nachläſſig und bekümmerte ſich um nichts als um ſeine eigene Gemächlichkeit. Damals wurde der Grund zur nachfolgenden Herrſcherlinie Tſchéu gelegt. Der Stifter und Großahne war Kukong, ein Abkomme des Héutſi, dem es einfiel eine Stadt zu bauen. Die Liebe, welche er ſich unter den Coloniſten erwarb, brachte eine ganze Menge von Einwohnern herbei, und nachdem er dergeſtalt den größten Ort im ganzen China gegründet hatte, errichtete er Tribunale zur Gerichtspflege. Dadurch machte er ſich berühmt, und die Edelſten des Volkes nahmen ihre Zuflucht zu ihm.

Wuting (1324 –1265) hatte ſehr guten Unterricht erhalten, deßhalb beobachtete er auch die Trauer um ſeinen Vater ſehr ſtreng, und verweilte ſchweigend drei Jahre bei dem Grabe. Als dieſe Zeit jedoch verfloſſen war, wollte er noch nicht ſeine Würde annehmen, denn er fühlte ſich dazu viel zu ſchwach und unfähig. Als er einſtens über ſeine Unwürdigkeit grübelnd eingeſchlafen war, erſchien ihm ein Mann im Traume, und es wurde ihm angezeigt, daß dieß ſein Gehülfe ſeyn ſollte. Die Erinnerung, welche er von dieſer Erſcheinung behielt, war ſo lebhaft, daß er am Morgen ein Bildniß davon zeichnen konnte. Mit dieſem ſchickte er ſeine Diener hinweg, um das Original

aufzuſuchen. Allein dieſe fanden den Erſehnten nicht unter den Hofleuten, nicht unter den großen Herren oder Beamten. Als ſie beinahe ihre Nachſuchung aufgegeben hatten, da erblickten ſie den Würdigen unter einer Menge von Arbeitern, und führten ihn ſogleich zum Palaſt. Erfreut über den herrlichen Fund machte Wuting den Taglöhner zum erſten Staatsminiſter und hörte mit ſehr großer Aufmerkſamkeit ſeine Lehren an. Du mußt mir ſeyn, ſagte er ihm, was das Ruder dem Schiffe, der Wetzſtein dem Eiſen, der Regen dem lechzenden Boden iſt. Von dieſem Augenblicke an wurde das Volk wieder glücklicher, ſechs der Herrſcher der ſüdlichen Barbaren brachten Tribut, und während der Kaiſer wider einen auswärtigen Fürſten drei Jahre Krieg führte, lebte das Volk friedfertig und zufrieden, denn die guten Zeiten des Tſchingtang waren zurückgekehrt. Da Wuting dem letztern einmal ein Opfer brachte, flog ein Faſan auf ſeine Schulter und krähte. Darüber erſchrack der Monarch ſehr, es als ein Unglückszeichen anſehend; die Miniſter jedoch tröſteten ihn, da eine gute Regierung immer Glück bringe, und ſich durchaus nicht an ſolche Dinge zu kehren habe. Sein Sohn dachte anders darüber und betrachtete das Erſcheinen des Vogels als eine heilbringende Botſchaft. Er errichtete zu Ehren dieſer Begebenheit ſeinem Vater einen Tempel und gab dieſem den Namen von Kaotſong .

Von Tſukeng und Tſukia wiſſen wir nur die Namen, und den einzigen Umſtand, daß unter ihrer Regierung (1265—1218) das Reich mehr und mehr in Verfall gerieth; dasſelbe gilt auch von Linſin und Kengting. Wuji war ein ſehr gottloſer Mann, der dem Himmel Trotz bot, einen Götzen aufſtellte, und nachher verſchiedene Pfeile in die Höhe ſchoß um ſich am Himmel zu rächen. Als er aber einmal auf der Jagd war, da ſchlug ihn der Blitz todt, und ſo endigte der Freigeiſt ſein Leben. Taiting machte große Hoffnungen rege, allein er ſtarb ſehr früh, und während der Regierung des Tiji, eines Schattenkaiſers, wurde der Ruhm des Kukong, des Ahnen der folgenden Tſchéu-Dynaſtie, allgemein verbreitet.

Wir ſind nun bis zu Tſchéuſin, dem letzten dieſer Herrſcherfamilie, gekommen. Er wurde noch ſehr jung (1154—1123) wider den Willen ſeines verſtorbenen Vaters auf Anrathen der Großen

zum Thron erhoben. Tſchéu war ein ſehr ſtarker Menſch, und im Stande mit eigenen Händen ein reißendes Thier zu ergreifen und feſtzuhalten. Seine Leidenſchaften waren gleicher Art; in der Ausübung des Böſen fand er ſelten ſeines Gleichen. Wie früher Kie, war er auch mit einem der ſchönſten und zugleich niederträchtigſten Weibe vermählt. Nachdem er das Volk mit Abgaben und harten Erpreſſungen ſehr gedrückt hatte, legte er einen herrlichen Hirſchpark an, wo er die ſeltenſten Thiere und unter dieſen auch Einhörner mit großen Koſten verſammelte. Er baute zugleich einen Palaſt, der mit Jaſpis und andern prächtigen Steinen ausgelegt war, und etwa eine halbe Meile im Umfange hatte. Dort wurde nicht allein Völlerei, ſondern auch die ſcheußlichſte Unzucht unter den Augen der Kaiſerin Tanki betrieben. Hier verlebte ſie ſechs Monate in allerlei Laſter. Da man darüber ſeinen Unwillen ausließ und ſie verachtete, ſo erſuchte ſie ihren Gemahl die Strafen ſchwerer zu machen. Zu dieſem Ende erfand man, wie einſt Dionyſius zu Syrakus, eine hohle eherne Säule, die, nachdem ſie geheizt worden war und mit Fett überſtrichen, von den Angeſchuldigten umarmt werden mußte, um ſie ſo lebendig zu braten. Wer dem Kaiſer nicht ſchmeichelte, erhielt Stockſchläge oder wurde vom Hofe verbannt. Tanki ſah einſt eine Menge von Leuten auf dem Eiſe an einem ſehr kalten Wintertage gehen, und Tſchéu befahl darauf, daß ihnen die Füße abgeſchnitten werden möchten, um das Mark ihrer Gebeine zu unterſuchen. Zu einer andern Zeit fiel es ihm ein zu betrachten, wie er im Mutterleibe gelegen habe, und ließ einer ſchwangern Frau in ſeiner Gegenwart den Leib aufſchneiden. Die Bauern welche ſich beklagten, daß er ihre Felder mit ſeinen Jagden zerſtöre, verurtheilte er zum Tode. So konnte es nicht fehlen, daß ein braver Miniſter ihm die ernſteſten Vorſtellungen über ſeine Laſter machte. Tſchéu wendete ſich darauf an ihn, und bemerkte kaltblütig, daß er noch nie das Herz eines getreuen Dieners geſehen habe, und ließ es ihm ausreißen. Sein Genoſſe, der ſich hierüber ſehr grämte, büßte ſeine Verwegenheit mit dem Tode. Als nun die Großen einſahen, daß es Tanki war, die den Kaiſer zu ſo vielen Schandthaten verleitete, ſo brachten ſie eine andere Schöne in die Arme des Tyrannen. Dieſe war ein treffliches tugendhaftes Mädchen,

Digitized by Google

und da er ſich augenblicklich in ſie verliebte, ſo hoffte man, daß das Ende dieſer Gräuel gekommen ſey. Allein Tanki weinte bitterlich, und machte dem Tſchéu ſo viel Verdruß, daß er endlich die neue Geliebte ihrem Willen übergab. Sobald ſie dieſelbe in ihrer Macht hatte, ſo ließ ſie das arme Weſen in Stücke hauen und ſieden. Einer vom Hofe, der ſich über ſolche Scheußlichkeit entſetzte und ſich etwas frei ausdrückte, wurde ſogleich getödtet und ſein Leichnam eingeſalzen.

Dieſer Art iſt das Bild, welches Kongfutſe und andere Schriftſteller uns von dieſen Scheuſalen gegeben haben. Was daran wahr iſt, wollen wir nicht entſcheiden. Allein während das ganze Reich ſich von dem viehiſchen Fürſten abſonderte, zog Wenwang, einer der tributären Fürſten, alle Herzen an ſich. Seine Empfängniß war wunderbar, die Mutter vermied während der Schwangerſchaft alle unheiligen Gedanken und Thaten, und hat ſich ganz den Betrachtungen der Tugend hingegeben. Als daher Wenwang zur Welt kam, war er ſchon ein ausgezeichnetes Kind, und nachdem er zur Regierung gekommen war, machte er ſeine Unterthanen ſo beſcheiden und friedſam, daß weder Streitigkeiten noch Anmaßungen vorkamen. Daher ehrten ihn die übrigen Vaſallen und ernannten ihn zum Schiedsrichter. Selbſt Tſchéu konnte ſeine Vortrefflichkeit nicht läugnen, und wünſchte ihm eine ziemliche Strecke Landes zum Lehen zu geben. Wenwang dagegen bat ſich aus, daß, wolle der Kaiſer ihm eine Gnade erzeigen, ſo möchte er die Strafe der geheizten Säule abſchaffen. Seine Freimüthigkeit brachte ihn ins Gefängniß, und da ſtudirte er das Syſtem des Dualismus, worin er große Entdeckungen machte und viele Beweggründe des Troſtes fand. Wie dieß zuging, iſt ein Räthſel; allein als er dergeſtalt beſchäftigt war, verſchaffte ihm ſein Sohn mit andern Großen die Freiheit durch das Geſchenk einer ſchönen Dame, die dem Tſchéu außerordentlich gefiel.

Nach ſeiner Hauptſtadt zurückgekehrt, errichtete Wenwang ein vorzügliches Obſervatorium. Ein Erdbeben, welches das Volk ſeines Landes ſehr in Beſtürzung brachte, wurde von ſeinen Freunden als eine gewiſſe Ankündigung zum Untergange des Jin-Hauſes gedeutet, von ihm aber als ein Beweis ſeiner Sündenſchuld betrachtet. Die Flüchtlinge, welche nicht länger am Hofe

der Kaiſers bleiben wollten, fanden ſich bei ihm ein. Unter dieſen war der greiſe Taikong, welcher ihm guten Unterricht in der Ausübung der Tugend und der Regierung gab. Die Bewohner des öſtlichen China wurden dergeſtalt gedrückt, daß ſie das fürchterliche Joch nicht länger tragen konnten; ſie begaben ſich nach den Inſeln an der Küſte, vielleicht nach den koreiſchen Gruppen, wo ſchon ſehr früh chineſiſche Bildung verbreitet wurde.

Wenwang iſt hochgefeiert in den Volksgeſängen, wovon wir eine Sammlung im Schiking beſitzen, und wird immer als Vorbild eines guten Regenten von den Philoſophen erwähnt. Verſchiedene Male war er zur Unterdrückung der Rebellen ausgezogen, brachte aber nie das Schwert aus der Scheide, ſondern führte die Empörer durch vernünftige Unterredung zu ihrer Pflicht zurück. Sein Sohn Wuwang erbte die Weisheit und Güte des Vaters; er empfing mit offenen Armen die Diener des Tſchéu, welche die heiligen Gefäße des Palaſtes ihm überbrachten. Zwei Drittheile der Bevölkerung waren nun ſchon vom Kaiſer abgefallen, und daher war es für Wuwang ein Leichtes, eine große Armee zuſammenzubringen. Mit dieſer ging er dem Tſchéu entgegen, welcher nach wie vor ſchwelgte, und oft 3000 Gäſte im Hirſchgarten hatte, die ſich mit der üppigſten Muſik beluſtigten. Da aber Wuwang die Wahrſagung der Schildkröte nachſuchte, ſo war die Deutung dem Feldzuge nicht günſtig; bald darauf fiel mehrere Tage hindurch ein ſtarker Regen. So hatte er noch Muße, ſich viel mit Taikong über den Krieg zu beſprechen und von ihm das Nöthige zu lernen. Bald darauf fuhr er über einen Fluß, wo ein großer Fiſch in ſeinen Kahn ſprang, welchen er ſogleich opferte. Ein Lichtſtrahl umringte ihn plötzlich; ſeine Soldaten wurden mit Ehrfurcht erfüllt; die Kaiſerlichen konnten dem Angriff nicht ſtehen, und zogen ſich plötzlich zurück. Tſchéuſin ſah ſich von Allen verlaſſen, keiner der Säufer wollte ihn in ſeinen letzten Nöthen unterſtützen; er ſetzte nun den reichen Palaſt in Feuer um ſich mit ſeinen Schätzen zu verbrennen. Als die Hitze zu groß wurde, zog er ſich ins Schlafzimmer zurück, wo er vom Rauche erſtickt hervorgezogen und von dem Volke mit Füßen getreten wurde. Tanki glaubte durch ihre Reize den Sieger zu bezaubern, und kam ihm entgegen; ſie wurde aber von den zum Löſchen herbeieilenden Soldaten auf dem Wege ergriffen, und

nachher enthauptet. Der Bruder des Kaiſers ließ ſich an Händen und Füßen feſſeln, und mit einem Sarge neben ihm auf einem Wagen nach des Siegers Stätte bringen. Dieſer vergab ihm mit großer Freundlichkeit, und äußerte ſelbſt den Wunſch, die Krone den Verwandten des Tſchéu zu übergeben, wozu ſich jedoch die Großen nicht verſtehen wollten.

Die Tſchéu-Dynaſtie.

(1122 — 255 v. Ch.)

Wuwangs Einzug in die Hauptſtadt war prächtig. Er war von ſeinen Miniſtern und Generalen umgeben, allein obgleich dieſe ein ſehr großartiges Schauſpiel gewährten, ſo war doch ſein Ernſt und ſeine würdige Haltung ſo ausgezeichnet, daß man den neuen Kaiſer ſogleich von allen den ihn begleitenden großen Männern unterſcheiden konnte. Seinen Soldaten ſchenkte er alle die Schätze, welche im Hirſchgarten aufbewahrt waren; die vielen Dirnen und Kebsweiber gab er ihren Eltern zurück. Dieß verurſachte allgemeine Freude. Da viele Bauern aus Furcht vor dem Kriege ſich ins Gebirge geflüchtet hatten, ſo erklärte er eine allgemeine Amneſtie, und rief ſie zu ihren Wohnungen zurück. Um zu zeigen, wie wenig er ſeinen frühern Herrn haßte, machte er deſſen Sohn zum Herzoge und verſuchte die alten Staatsdiener im Solde zu behalten. Obgleich er ſogar am Grabe des Miniſters, dem Tſchéu das Herz ausgeriſſen hatte, Opfer brachte, ſo konnte er doch nicht alle die Beamten ſeines Vorgängers für ſich gewinnen. Einen derſelben, welcher ſich gekränkt fühlte einem zweiten Herrn dienen zu müſſen, ſchickte er nach Korea, wo er den Grund zu einem blühenden Reiche legte, das nachher regelmäßig ſeinen Tribut brachte. Zwei derſelben hielten Wuwang eines Tages am Wege an, und tadelten in den bitterſten Ausdrücken ſeinen Abfall und nachherigen Krieg. Sein Gefolge wollte ſie augenblicklich niederſtoßen, allein der Fürſt rühmte ihre Treue und lobte den Eifer, welchen ſie für den gefallenen Monarchen zeigten. Sie zogen ſich nachher in die Wildniß zurück, wo ſie von Kräutern lebten, weil ſie das Korn, im Reiche des neuen Herrn gewachſen, nicht eſſen wollten. Da erinnerte ſie ein altes Weib, daß ja auch das Gras auf dem Gebiete des

Wuwang entſproſſe; ſie ſtarben nun den Hungerstod, um dem Rebellen auch nicht ein Mittagsmahl zu ſchulden.

Das Land war ruhig geworden, die Vaſallen kamen und begrüßten Wuwang als den Sohn des Himmels. Dieſer ſtellte ein ſehr großes Opfer an, wo es auch ſehr viel zu ſchmauſen gab, und brachte ſeinen Dank den Hausgöttern, Ahnen und höchſtem Weſen. Um immer tugendhaft zu leben, grub er die vorzüglichſten Denkſprüche auf ſeine Waffen, Waſchbecken und übrigen Hausrath ein, damit er ſich nie vergeſſen möge. Er ſtiftete auch eine große Schule, wo jedes Kind ohne Unterſchied des Ranges zugelaſſen wurde, und ſein eigener Sohn mit dem jungen Bauer auf derſelben Bank ſaß. Dann brachte er den Rang des Adels in Ordnung und beſtimmte für jeden eine gewiſſe Strecke Landes, wodurch er ſich das Wohlwollen der einflußreichſten Leute erwarb. Vom Süden ſandte man viele Geſandte mit Tribut; denn man hatte von ſeiner Weisheit gehört und ſeine Macht vernommen. Unter den Geſchenken waren große Hunde, die man allgemein bewunderte. Daher warnte Wuwang, daß man nicht zu großen Werth auf fremde Dinge ſetzen müſſe — ein Grundſatz, den das Reich durch alle Zeiten beibehalten hat. Einſt war Wuwang in Todesnöthen, da wurden von ſeinen Verwandten heiße Gebete für ihn zum Himmel geſandt, und er genaß wieder von der ſchweren Krankheit. Wuwang iſt der Stammvater der großen Tſchéu-Familie, die länger als irgend eine andere auf dem chineſiſchen Thron ſaß. Alle dieſe Fürſten trugen den Titel **Wang**, **König**, während ihre Vorgänger **Ti**, **Herrſcher** oder **Kaiſer** genannt wurden. Die Urſache muß man vielleicht in der durch die Lebensfürſten beſchränkten Macht der Regierenden ſuchen.

Während Iſrael zum Königreiche emporgewachſen und die Blüthezeit des Volkes herbeigekommen war, während die Griechen ſich bald darauf im trojaniſchen Kriege verſammelten, Tyrus und Sidon ſchon in allen Küſtenländern des Mittelmeeres berühmt waren, geſtaltete ſich China allmählich, und behielt für immer den Charakter bei, welcher ihm während der Tſchéu-Dynaſtie aufgeprägt wurde.

Tſching, der Sohn des Wu, war noch ein Kind, als ſein Vater ſtarb (1115), und da das Reich bei weitem noch nicht beruhigt, führte ſein Oheim Tſchéukong die Regentſchaft. Die-

ſer war einer der großen Weiſen, welche das Mittelreich hervorgebracht hat. Seine Reden, in welchen er dem Neffen die Regierungskunſt lehrte, bewahrt man bis zu dieſem Tage als einen Fürſtenſpiegel auf. Er ließ es nicht dabei bewenden, daß ſein Zögling bloß theoretiſch unterrichtet wurde, ſondern beſtimmte eine Menge Beamten um ihn zur Ordnung zu zwingen, und das Aeußerſte zu thun ſeinen freien Willen durch Formen zu beſchränken. Nachdem die Unzufriedenen im Reiche wieder zur Ruhe gebracht worden waren, verbrachte Tſchéukong ſeine ganze Zeit mit der Behandlung von Staatsſachen; ſein Ruhm verbreitete ſich ſo ſchnell, daß Geſandte aus Laos und Cochinchina nach der Hauptſtadt eilten, um dem hehren Regenten ihre Huldigung darzubringen. Sie ſchrieben die fruchtbaren Jahreszeiten und die Abweſenheit aller Uebel dem herrlichen Betragen des Herrſchers China's zu, und dieſer ſcheint ſich der abgöttiſchen Ehre erfreut zu haben. Um ihre Rückkehr zu leiten, gab ihnen der Fürſt eine Art von Karren, deren jeder eine Magnetnadel hatte, welche nach dem Süden zeigte. Dieß iſt ſchon das zweite Mal, daß wir Spuren vom Compaß vernehmen.

Der Hof wurde nun zu Loſang gehalten, und die Pracht vermehrte ſich beträchtlich. Als der junge Tſching den Thron beſtieg, ſtanden die Vaſallen ehrfurchtsvoll um ihn herum, und er fühlte ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Nach dem Tode des Tſchéukong, welchen er ſehr tief fühlte, fand er einen Leitſtern in einem andern Miniſter von erprobter Treue. Tſching regierte zufrieden und glücklich bis an ſein Ende. Die neun Vaſen — ſie glichen Dreifüßen — welche der große Ju gemacht hatte, und worin die Karten der Provinzen eingegraben waren, wurden ſorgfältig im Palaſte aufbewahrt und als ein unwiderſprechbares Recht auf die Krone betrachtet. Die Eiferſucht, welche man unter den verſchiedenen Gliedern der Familie gehegt hatte, und welche beinahe beim Leben des Bruders zum Verderben des Tſchéukong ausgefallen wäre, hatte ſich verloren, und Kang, Tſchings Nachfolger (1078), regierte ohne große Mühe, thatenlos und ruhig. Allein Tſchao (1052) war ein Mann anderer Art, ſein größtes und einziges Vergnügen beſtand in der Jagd, und er kümmerte ſich nicht darum, wenn er ausgedehnte Auen und Saatfelder mit den Hufen ſeiner ſtarken Pferde darnieder trat, oder wenn

er große Summen auf Roſſe verwendete. Auf einem Feldzuge, wo er dem Getreide der Bauern ſehr großen Schaden zugefügt hatte, rächten ſich dieſe durch den Bau einer Brücke über einen reißenden Strom, die, ſobald er die Mitte erreicht hatte, danieder brach, ſo daß er ſelbſt mit ſeinem Gefolge ertrunken iſt (1001). Muwang erbte dieſelbe Jagdliebe von dem Vater, machte jedoch im Anfange ſeiner Regierung ſehr ſchöne Verſprechungen. Keine Landſchaft bietet ſo ein herrliches Revier dar, wie die Gegend nahe bei den Quellen des gelben Fluſſes. Da ergötzte ſich der König, ſchoß Bären und Tiger, während ſeine Staatsdiener nach Belieben hausten. Hätte einer der Vaſallen, den die Lehensfürſten zu ihrem Schiedsrichter machen wollten, nicht dieſe Ehre zurückgewieſen, ſo würde der König aufgehört haben Herr im Lande zu ſeyn. Obgleich er damals kaum der Rebellion vorbeugte, ſo blieb er jedoch noch derſelbe vergnügungsſüchtige Mann, ſelbſt dann als die weſtlichen Tataren einen Streifzug in das Land machten (967). Es läßt ſich wohl denken, daß die Wüſten zu jener Zeit noch wenig bewohnt waren; denn dieß iſt das erſte Mal, daß wir von dieſen Nomaden etwas in der Geſchichte vernehmen. Später kommen ſie oft als die Geißel des Landes, in dem Wohlſtand und Glück erſtarkt waren. Bei dieſer Gelegenheit flohen ſie ferne in die unzugänglichſten Wüſteneien zurück; und da es Mu verlangte Heldenthaten zu verrichten, ſo fand er nichts weiter als wilde Thiere, die er auch mit der größten Begierde erlegte. Die Beſchwerden dieſes Zuges verleideten ihm das unſtäte Leben, und nach ſeiner Hauptſtadt zurückgekehrt, wollte er den alten Kaiſern gleich regieren. Am Ende ſeiner Laufbahn verhandelte er viel über die Gerichtspflege; hätten die Richter ſeinen Rath befolgt, ſo würde nie ein Unſchuldiger gelitten haben. In der vorhergehenden Geſchichte gelten die im Schuking aufbehaltenen Reden den Schriftſtellern als Thatſache. Handelten die Fürſten wie ſie ſprachen, ſo gab es nie ehrenwerthere Herrſcher in einem Lande. Unglücklicherweiſe jedoch iſt der Charakter der Chineſen dieſem entgegengeſetzt; nirgendwo beſteht mehr als hieſigen Landes eine ſolche ſcheinbare Tugend in der Theorie, vereinigt mit groben Laſtern in der Wirklichkeit.

Ueber Kong (946) hat man ſehr wenige Nachricht, und das Hinterlaſſene iſt nicht zu ſeinem Vortheile. Drei Schweſtern, die

Töchter eines ſeiner Großen, welchen er zufälligerweiſe auf der Jagd begegnete, füllten ſein Herz mit ſolchem Uebermaß von Liebe, daß er darüber alle andern Sachen vergaß. Da er ſie nachher in der Stadt, in ihren vormaligen Wohnungen nicht finden konnte, ſo zerſtörte er den ganzen Ort aus bloßer Wuth.

J (934) war ein ſehr elender Menſch; das Volk, welches ſich an ihm rächen wollte, machte auf ihn Spottſchriften in Reimen, die überall verbreitet und geſungen wurden. Hiao's Ruhm (909) beſtand in der großen Pferdkenntniß, die er ſich eigen gemacht hatte, und wäre er ein Stallknecht geweſen, ſo würde er ſeine Stelle ſehr gut verſehen haben, als Regent jedoch war er ein Stümper. Während ſeiner Regierung fiel ein ſchreckliches Hagelwetter vor, welches unſäglichen Schaden verurſachte, und dieſes Unglück gab man dem Hiao Schuld.

Die Beſcheidenheit des Jwang (894) wird höchſt gelobt; ſeine Schüchternheit aber getadelt. Bei ſeiner Krönung verſah er es ſchon; denn anſtatt ſtolz die Huldigung der Großen anzunehmen, ſtieg er von ſeinem Thron herab, um ſie freundlich zu begrüßen. Der chineſiſche Charakter betrachtet ſolche Herablaſſung als Schwachheit, und daher fehlte es auch nachher nicht an frechen Rebellen, die jedoch wieder zur Unterwerfung gebracht wurden. Nur einer beharrte in ſeinem Trotz und machte ſich unabhängig. Bald folgten andere unter den nächſten Fürſten ſeinem Beiſpiel, und China wurde hernach, was Europa im Mittelalter war, und Deutſchland noch jetzt iſt, eine Sammlung kleiner faſt unabhängiger Staaten, die dem Namen nach, aber nicht in der Wirklichkeit ein Oberhaupt hatten. Dieß wurde die Urſache ſehr vieler Kriege, und hinderte ſehr bedeutend das Emporkommen des Landes.

Li (878) war herrſchſüchtig, argwöhniſch und geizig. Der zweiten Leidenſchaft opferte er einen unſchuldigen Prinzen, der dritten ſeine Ruhe und den Thron; die erſte konnte er nie vollkommen befriedigen. Denn das Volk, im Aufruhr begriffen, ſchlug ſeine Armee zurück, und behauptete ſeine Freiheit von Abgaben. Auch ſcheiterte ſein Verſuch, die kecken Großen im Gehorſam zu halten. Der Widerwille des Volkes wuchs zu gleicher Zeit und äußerte ſich in witzelnden Stachelreden. Der Fürſt wünſchte zu wiſſen, wer dieſe grollenden Sprachreden führte, und rief ſelbſt einen Zauberer herbei, um ihm den Urheber zu

entdecken, da ſeine Miniſter ſich dazu nicht verſtehen wollten. Dieſe riethen ihm im Gegentheil an, nicht den Räuber unter dem Volke zu ſpielen, und ſich des Gutes und Habes der Einwohner unrechtmäßiger Weiſe zu bemächtigen. Li verharrte in ſeinem Thun, und um den Spottgeſängen ein Ende zu machen, verbot er ſie unter Todesſtrafen. Drei Jahre floſſen dahin, das Volk murrte im Stillen. Ein ſehr weiſer Staatsdiener bemerkte damals, daß es viel beſſer ſey, der öffentlichen Meinung in Büchern ſowohl als in mündlichen Bemerkungen ihren Lauf zu laſſen; denn ſie gliche einem Bergſtrom, welcher mit Waſſer gefüllt unwiderſtehlich herabrollt. Anſtatt ihn aufzuſtopfen, müſſe man das Bett lieber tiefer graben, und ſo auch im Staate Jedermann erlauben zu ſchreiben und zu ſagen was er wollte. Li empfing dieſe Bemerkungen mit Hohnlächeln. Drei Jahre hatte man ja geſchwiegen, warum nicht die ganze Regierung hindurch. Der Unwille der Nation war nun aufs höchſte geſtiegen; Myriaden liefen einſtimmig nach dem Palaſte hin, und die längſt aufgehäuften Schätze wurden ein Raub des Pöbels. Der Kaiſer war entflohen; das empörte Volk forderte den Sohn des Herrſchers um ihn ſeiner Rache zu opfern. Da trat der treue Miniſter Tſchaokong hervor, und alle Elternliebe verläugnend gab er ſein eigenes Kind der wüthenden Menge hin, die es auch augenblicklich verſtümmelte. Li blieb im Exil ſein Leben lang und die Miniſter regierten während der Unmündigkeit des Prinzen Suen.

Als Suen (827) das Jünglingsalter erreicht hatte, jauchzte man ihm mit Freuden entgegen. Und es war Zeit, daß ein kräftiger Mann das Ruder ergriff, denn ſchon kamen Schaaren der nördlichen und weſtlichen Tataren, und machten Streifereien in alle die Provinzen des Landes. Suen hatte aber einen trefflichen General, und in zwei verſchiedenen Schlachten warf er dieſe grauſamen Feinde über den Haufen. Sie blieben viele Jahre ruhig, aber plötzlich erſchien eine neue Horde, wilder und hungriger als die vorigen. Das chineſiſche Heer näherte ſich, und des Widerſtandes ungeachtet wurde es beinahe ganz von den Tataren vernichtet. Da war Trauer im Reiche, und der Kaiſer ſah ſich in den hülfloſeſten Umſtänden, ohne Heer und Anführer. In dieſer großen Noth traten fünf Brüder hervor, die ihren Vater in dem Kampfe verloren hatten, und ſchwuren den Nomaden fürchter=

liche Rache. Sie ſtemmten den reißenden Strom, welcher ſich über das Mittelreich ergoß, und es blieb nun viele Jahre hindurch im Frieden. Allein die Freibeuter hatten einmal die vortrefflichen Producte China's geſchmeckt, und wollten ſich durchaus nicht mit ihren elenden Sandwüſten zufrieden ſtellen. Bald erſchienen ſie wieder, und nun zog der Kaiſer ſelbſt ihnen entgegen. Der Streit war fürchterlich, allein die Tapferkeit der Wilden unwiderſtehlich; ſtracks zogen ſie triumphirend, raubend und brennend durchs Land.— Der Fürſt war damals ſchon wohlbetagt; er fühlte den Schimpf, welcher auf ihm ruhte, da er das Land nicht länger vertheidigen konnte, während die Barbaren ſich mit Beute beladen langſam zurückzogen.

Schon beim Antritte ſeiner Regierung beſaß Suen die Liebe des Volkes. Die nachherigen Siege über die Tataren machten ſeine Verwaltung äußerſt wohlgefällig, und die ärmſten ſeiner Unterthanen ertrugen die Hungersnoth, die wegen einer fortdauernden Dürre im Lande entſtanden war, mit großer Standhaftigkeit. Noch ſind die Volksgeſänge, welche die Thaten der Helden ſeiner Zeit erheben, vorhanden. Da fiel es dem Fürſten unglücklicherweiſe ein ſich in die unendlichen Streitſachen der Vaſallen zu miſchen, um das Anſehen des Oberherrn wiederherzuſtellen. Das war unmöglich, die Lehensleute hauſten ſchrecklich untereinander, und trieben es von Jahr zu Jahr immer ärger. Sich getäuſcht ſehend in ſeinem Unternehmen, fühlte der Fürſt Lebensüberdruß, und ging zum anderen Extrem gänzlicher Sorgloſigkeit über. Seine wackere Frau betrauerte die Lage ihres Gemahls, denn alle Geſchäfte blieben im Stocken. Da er ſie ſehr liebte, ſo entfernte ſie ſich plötzlich und ließ ihm ſagen, daß ſie ihn zu ſehr zum Genuß des Vergnügens verleitet habe und ſelbſt auch dieſem nur bisher gelebt, daher wolle ſie die Urſache ſeines Verderbens durch ihre Abweſenheit hinwegräumen. Suen war darüber betroffen, verſprach Beſſerung, wenn die theure Gattin nur zurückkommen wollte, und zeigte auch eine kurze Zeit größere Thätigkeit. — Am Ende ſeiner Regierung verdammte er einen unſchuldigen Mann zur Todesſtrafe. Sein Freund machte Gegenvorſtellungen, und bemerkte, daß wenn ein ſolcher ungerechter Richterſpruch in Ausführung gebracht würde, er ſelbſt das Loos mit dem edeln Genoſſen zu theilen wünſchte. Der König erfüllte ſein Begehren, und beide wurden zum Tode verurtheilt. Wäh-

rend ſeiner Regierungsjahre verſäumte Suen die jährliche Ceremonie des Pflügens zu verrichten, und man ſchreibt die häufige Hungersnoth, welche im Lande ſtattfand, dieſer Nachläſſigkeit zu.

Jéu (781), der zwölfte dieſer Herrſcherlinie, erlebte am Anfange ſeiner Regierung einen der fürchterlichſten Einfälle der Barbaren. Er war aber nicht der Mann um dieſen Uebeln vorzubeugen, ſondern verlor ſich in Liebſchaften. In ſeinem Harem fand er ein herrliches Mädchen, voll von Anſtand und Würde, welche man dorthin, um ſich von einer Strafe frei zu kaufen, geſendet hatte. Sie war immer ernſt; ſie bemächtigte ſich ſeines Herzens, und nach drei Jahren gebar ſie ihm einen Sohn. Damals wurden zum erſtenmal die Verſchnittenen in den Palaſt eingelaſſen und trieben ihr böſes Weſen ohne Aufhören. Jéu verweilte immer bei der Pao, ſo hieß die herrliche Geliebte, konnte aber nie ein Lächeln trotz aller ſeiner Liebkoſungen von ihr erhalten. Da fragte er ſie was er thun müſſe, um dieſe Freude zu genießen, und ſie erfüllte ſeinen Wunſch endlich als man die ſchönſten Seidenzeuge in ihrer Gegenwart zerriß, denn das Geräuſch ergötzte ihr Ohr. Allein deſſen bald müde, erdachte der Fürſt ein anderes Vergnügen, um ſie freundlich zu machen. Die fürchterlichen Verheerungen der Tataren hatten die Fürſten ſehr behutſam gemacht, und ſobald man den Anzug dieſer Horden auf den Bergen erblickte, loderten die Feuer auf allen Hügeln, die nahe Gefahr verkündigend. Dann kamen die Lehensfürſten mit ihren Troſſen zuſammen und trieben den gemeinſchaftlichen Feind von den Gränzen. Eines Abends als Pao wie gewöhnlich traurig daſaß, ſtieg die Flamme auf Befehl des Jéu zum Himmel empor; die Vaſallen ſtürzten in großer Eile herbei um die Einfallenden zu bekämpfen, allein ſie fanden keine, und die Königin lachte recht herzlich über ihre Einfalt und Eile. Das merkten ſich die Herzöge und ließen es ihr nachher entgelten. Zu dieſer Zeit fielen verſchiedene Berge mit großem Krachen ein, die Erde bebte und drei große Flüſſe vertrockneten, was man auf den nahen Untergang der Dynaſtie deutete. Nachdem ſich Jéu ganz gemächlich in ſeiner neuen Hauptſtadt feſtgeſetzt hatte, wo die große Ferne von den Tataren die Furcht ſehr verringerte, lebte er den Launen der ſchönen Gemahlin. Dieſe erhob ihren Sohn zum Thronerben, und die Mutter des frühern Prinzen

mußte mit ihrem Kinde nach ihrer Heimath wandern. Man hatte die abhängigen Fürſten und Nomaden beſtochen, und dachte an keine nahen Unglücksfälle, als plötzlich der Verwandte der entehrten Königin ſich mit drei Herzögen vereinigte, die Tataren als Bundesgenoſſen ins Land lockte und in einer entſcheidenden Schlacht ſowohl den Jéu als ſein verführeriſches Weib tödtete, und dem rechtmäßigen Kronprinzen unter dem Namen Ping den Scepter in die Hand gab. Vergebens hatten die Feuerbecken geleuchtet, die Lehnsleute, glaubend daß man ſich wie vorher über ſie luſtig machen wolle, blieben aus, und der Kaiſer mußte allein kämpfen.

Der Jüngling ſah ſich nun (770) zum Herrſcher ernannt; allein noch ſtanden die wilden Horden bei der Hauptſtadt und verlangten den halben Theil des Landes als den Lohn ihrer Dienſte. Der Tſin-Fürſt, einer der Alliirten, war höchſt erzürnt über dieſe Unverſchämtheit, und rieth ſeinen Genoſſen die Barbaren ſogleich anzugreifen. Dieſe zögerten jedoch, als er plötzlich mit ſeinen Soldaten über die Gierigen herfiel und ſie nach ihren Wüſteneien zurückjagte. Um ihn zu belohnen und in Zukunft das Land wider die Einfälle dieſer unruhigen Nachbarn zu beſchirmen, gab man ihm die Mark, welche an die Wüſte gränzte, und Ping lebte nachher in Sorgloſigkeit und Schwelgerei. Der Tſin-Prinz ſah wohl ein, daß dieſes Geſchenk ein Ergebniß der Furcht ſey, und daher fing er an ſeinen Bezirk als Kaiſer zu regieren. Er opferte dem höheren Weſen auf einem nur dem Oberherrn angemeſſenen Platze, führte einen anderen Kalender ein, hatte ſeine eigenen Geſchichtſchreiber und belehnte ſeine Verwandten mit Ländern und Titeln. In der Nacht ſah er im Traume eine gelbe Schlange, und das konnte ja nichts anderes bedeuten, als daß ſein Haus zur künftigen Herrſcherlinie beſtimmt ſey. Nachher aber entſtanden Streitigkeiten in ſeiner Familie, wodurch Ping vom gänzlichen Untergange gerettet wurde. Andere Lehensleute folgten demſelben Beiſpiele, und China war nun unter ſich ſelbſt entzweit. Zudem kamen die Tataren wieder, ſchlugen die chineſiſchen Generale und kehrten mit ſehr großer Beute nach ihren Steppen zurück. Ping konnte nichts thun; Strafen und Belohnungen wurden nicht mehr im Gange gehalten und ſein Anſehen ſank tiefer und tiefer. Endlich ſtarb er, nicht lange nach einer Sonnenfinſterniß, vor Gram. Mit ihm endigte

die Fürſtenlinie des Schuking, welcher ſich von jetzt an mit der Geſchichte der Lehensleute von der chineſiſchen Monarchie beſchäftigt.

Wir müſſen nun hier bemerken, daß Kongfutſe ſeine chronologiſchen Tafeln, den Tſchun Tſiéu, worin er über die abhängigen Grafſchaften und Herzogthümer ſpricht, im J. 722 anfängt. Chineſiſche Schriftſteller bemerken, daß der vorhergehende Zeitraum von tauſend Jahren ſehr ungewiß ſey, und fangen erſt hier an mit Zuverläſſigkeit über die chineſiſche Geſchichte zu ſprechen. Der Leſer wird ſich hier wohl erinnern, daß die griechiſchen Olympiaden, obgleich im J. 884 v. Ch. eingeſetzt, doch nur im J. 776 genugſame Gewißheit erhalten. War es dann bloßer Zufall, daß in Oſten und Weſten ſich gleichzeitig gebildete Völker erheben, oder führt dieſelbe mächtige Hand des Allerhöchſten dieſelben Ereigniſſe herbei? Das Wort des Ewigen ſagt: Er hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geſchlecht auf dem ganzen Erdboden wohnet, und hat feſtgeſetzt beſtimmte Zeiten und die Gränzen ihrer Wohnungen.

Die Geſchichte wird jetzt viel verwickelter, und die Streitſucht der Vaſallen unter einander iſt der Art, daß der größte Bewunderer der Chineſen bei Durchleſung einer ſolchen Erzählung ermüdet, und ſelbſt ein Kenner den Faden des Ganzen aus Mangel an geographiſchen Kenntniſſen nicht beibehalten kann. Wir müſſen uns daher nur aufs Allgemeine beſchränken.

Hoan (719) war der Enkel des vorhergehenden Königs, und der Thron würde ihm von ſeinem Oheim ſtreitig gemacht worden ſeyn, wenn deſſen Anhang nicht den Muth verloren hätte. Ehe er aber noch zur Regierung kam, machte ein wilder Fürſt einen Einfall in die Domänen ſeines Oberherrn und zerſtörte die blühenden Felder. Hoan war ſelbſt kriegeriſcher Natur, und es dauerte ihn, daß er ſich in die Fehden ſeiner Vaſallen, eine geraume Zeit, nicht einmengen konnte. Als endlich der Augenblick gekommen war wo ſeine Kraft dieß erlaubte, verband er ſich mit den Tſching-Fürſten, wurde aber nach langen Feldzügen aufs Haupt geſchlagen. Der tapferſte Fürſt ſeiner Zeit war der Herrſcher Songs; elf Schlachten hatte er geliefert und war unverſehrt davon gekommen, bis die Hand eines Meuchelmörders ihm das Leben raubte. Wie in Italien während des Mittelalters, entſchied auch zu dieſer Zeit ein Dolchſtoß den fürchterlichſten Kampf der Herrſcher.

Die Barbaren des Südens, welche von den Zwiſtigkeiten in China gehört hatten, zogen auch mit ihrem Heere heran um bei dem allgemeinen Verderben etwas zu gewinnen. Die Tataren wollten gleichfalls davon Nutzen ziehen, wurden aber ſo gänzlich von einem braven Lehensmann geſchlagen, daß nur ihrer wenige die Wüſte erreichten. An dieſen Thaten hatte jedoch Hoan keinen Theil. Er verabſchiedete ſeinen treuen General, den Tſching-Prinzen, und als dieſer wider ſeinen Herrn ins Feld zog, wurde eine ſehr blutige Schlacht geliefert und der König in der Schulter ſchwer verwundet. Seine übrigen Lebensjahre waren ruhig, aber nicht ohne Elend.

Man beſtritt erſt die Regierungsfolge des Tſchuang (696); er hatte viele Mühe ſich in der Mitte von Verräthern auf dem Thron zu behaupten. Treuloſigkeit und Hinterliſt waren an der Tagesordnung, und kein ausgezeichneter Mann war eine Stunde ſeines Lebens ſicher. Fürſten wurden durch die Beraubung ihrer Nachbarn in kurzer Zeit mächtig, und bald darauf von ihren eigenen Untergebenen und Miniſtern entweder ermordet oder aus dem Lande gejagt. Ihre Schmach zu rächen machten die Heere der Vaſallen Einfälle; es entſtanden wieder blutige Kriege, wo man die erſte Abſicht, die zu den Zügen Anlaß gab, ganz vergaß, und ſich nur zu bereichern trachtete. Während einer Nacht, wo der Himmel ſehr heiter war, man jedoch kein Licht am hohen Gewölbe bemerken konnte, fielen zum großen Erſtaunen des Volkes Sternſchnuppen in ſolcher Menge, daß man dieß als Vorzeichen eines ſchrecklichen bevorſtehenden Unglücks betrachtete.

Unter Liwang (681) war derſelbe meuchelmörderiſche Geiſt unter dem Volke herrſchend, und der Verſchwörung kein Ende. Hoei (676) baute einen herrlichen Palaſt, wozu er einen Theil der Ländereien ſeiner Großen benutzte, und um die Koſten zuſammenzubringen, verminderte er den Sold der Krieger. Dieſe trieben ihn daher aus dem Reiche; er nahm Zuflucht bei dem Tſching-Prinzen, welcher ihm als Oberhaupt gehuldigt hatte. Sie gingen nach den Sitten jener Zeit auf einen Streifzug, und erhielten eine gute Beute. Nachher überraſchte der König die Aufrührer in ihrer Sicherheit und wurde wieder Herr ſeiner Hauptſtadt. Nachdem er ſich mit ſeinem Freunde bei einem ſeiner reichen Lehensleute eingeladen hatte, belohnte er ſeinen frei-

gebigen und edeln Wirth durch die Hinwegnehmung aller der Koſtbarkeiten, welche er dort im Palaſt zur Ehre ſeines Gaſtes verſammelt hatte. Dieß war geradezu Räuberei, und die Vaſallen ahmten ihrem Herrn getreulich nach. In den Staatsränken, womit die Zeitgenoſſen ſich beſchäftigen, waren ſehr oft die Weiber thätig, theils um ihre Liebhaber zur Rache wider die gehaßten Nebenbuhler aufzuregen, theils um die Nachfolge ihrer eigenen Kinder troß des Geſetzes und des Willens ihrer Gebieter zu ſichern. Auch zwei tatariſche Fürſtinnen, die ſich mit Chineſen vermählt hatten, erſcheinen wegen ihrer Argliſt nicht im angenehmſten Lichte. Dieſe Stämme hatten verſchiedene Verſuche gemacht ihre Macht über China auszubreiten. Allein die Tſi-Fürſten, welche ſehr mächtig waren, boten eine unüberwindliche Vormauer dar, und das Geſindel wurde nach ſehr kurzer Zeit wieder in die Steppen zurückgejagt. Die nördlichen Völker jedoch, welche nicht einem ſolchen Widerſtand zu begegnen hatten, verrichteten im Wei-Staate fürchterliche Verheerungen. Man beſchloß daher einen kräftigen Kaiſer zu wählen, und zu dieſem Zweck erſchienen die mächtigſten Lehnsleute als Kurfürſten und ernannten (651), ſehr wider den Willen des Vaters, ſeinen Sohn Siang. Hoei ſtarb nach einem ruhmloſen Leben, und konnte nichts gegen die Gewalt der Fürſten ausrichten.

Siang, der ſich der thätigen Unterſtützung des Tſi-Prinzen zu erfreuen hatte, ſchmeichelte ſeinem Freunde heuchleriſcher Weiſe, während er im Herzen ſeinen Untergang vorhatte. Allein der Tod rückte dieſen berühmten Mann, der unter dem Namen Hoankong in der chineſiſchen Geſchichte bekannt iſt, von allen irdiſchen Ränken hinweg. Er hatte 40 Jahre während der trübeſten Zeiten regiert, und ſein Land dermaßen vergrößert, daß er der Schiedsrichter unter den nachbarlichen Lehnsmännern geworden war. Neid und Rachſucht richteten nach ſeinem Tode großes Unheil im Lande an, und es dauerte ſehr lange, bis eine kräftige Hand das Staatsruder ergriff.

Der Bruder des Siang, welchen ſein Vater zum Könige beſtimmt hatte, war raſtlos, um die Krone mit Hülfe tatariſcher Horden zu gewinnen, und fiel ſelbſt die Hauptſtadt an, wo er große Gräuel verübte, und nur durch Hülfsvölker vertrieben werden konnte. Nie wollte er ſich mit Siang ausſöhnen, und da

man ſeiner ſchon vergeſſen hatte, kam er nochmals mit einem ſtarken Heere von Barbaren über die Gränze, ſchlug den chineſiſchen General und ließ ſich zum Kaiſer ausrufen. Nicht lange jedoch dauerte dieſe Freude, der Tſin-Fürſt eilte rettend herbei, nöthigte ihn zur Uebergabe, und Siang beſiegelte durch Brudermord den Frieden.

Tſin war dem Oberherrn ſehr ergeben und beſchenkte ihn daher mit Streitwagen und ſchönen Roſſen, wofür Siang ſehr dankbar war. Beide berathſchlagten ſich um die Herſtellung des Friedens, und da ſie Macht genug beſaßen um andere Lehnsleute zum Bündniß zu zwingen, kam dieſes endlich zu Stande. Aber noch waren die nördlichen und ſtreitbarſten Chineſen mit den angränzenden Tataren in Streit verwickelt. So groß war die Eiferſucht der Chineſen untereinander, daß ein Herzog welcher den allgemeinen Feind mit einer Armee anfallen wollte, von einem andern chineſiſchen Prinzen überrumpelt wurde und dabei den größten Theil ſeines Heeres verlor. Siang nahm willig ſeinen Antheil an der Beute.

Von King (618) rühmt man die Weisheit und Freundlichkeit. Man führte auch während ſeiner Regierungszeit weniger Krieg, denn die Herrſcher der jetzigen Provinzen Schenſi und Schanſi, die mächtigſten ihrer Zeit, liebten den Frieden.

Unter Kuang (612) wurden die Fehden mit großer Wuth erneuert; der Meuchelmord einiger Fürſten, die dasſelbe Mittel wider ihre Feinde gebraucht hatten, füllte die Höfe mit Schrecken. Gerade als Tingwang ſich (606) auf den Thron ſchwang, begehrte einer der Vaſallen, welcher mit einem tüchtigen Heere vom Tatarenzuge zurückgekommen war, daß man ihm die dreifüßigen Vaſen zeigen möge, worauf der alte Ju die Provinzen des Reiches eingegraben hatte; denn es lüſtete ihm nach der Allgemeinherrſchaft. Ein Diener des Königs gab jedoch dem Verwegenen ſolche Antwort, daß er ſich ruhig mit ſeinen Streitern zurückzog. Kien (585) wurde wegen ſeiner großen Milde mit Verachtung behandelt. Mit den Tataren brach er den Friedensſchluß, auf Anrathen eines treuloſen Generals, und wurde dafür durch ihre wilden Horden ſehr ſtreng gezüchtigt. Wäre nicht der treue Tſin-Fürſt ſchnell herbeigeeilt, ſo würde das Reich zerſtört worden ſeyn. — Unter ſeiner Regierung wurde in China etwas Aehn-

liches wie in Deutſchland, nämlich ein Gottesfriede geſchloſſen, und die Aufrührer und kriegeriſch geſinnten Vaſallen ſehr hart geſtraft.

Das Reich war aber zu bewegt, und die Gemüther zu ſehr aufgereizt, als daß ſelbſt die härteſten Strafen die ſtreitſüchtige Menge unter der Oberherrſchaft des Königs Kien hätten beſchwichtigen können. Die Lehensleute huldigten ihm jedoch als ihrem Oberhaupt, und er that ſein Beſtes um den Frieden zu erhalten.

Ling (571) ſchrieb wieder einen Landfrieden aus und die Unruhen waren während ſeiner Herrſchaft nicht ſehr bedeutend. Ein verruchter Machträuber tödtete zwei Geſchichtſchreiber, denn ſie unterſtanden ſich von ſeiner Schandthat öffentlichen Bericht zu geben. Dieß Verfahren legte jedoch den Schriftſtellern der Zeit keineswegs Schweigen auf, und ſie ſchilderten den Tyrannen nur in ſchwärzeren Farben. — Unter Lingwang wurde Kongfutſe geboren, 551 v. Ch., und mit ihm hört die ungewiſſe Geſchichte auf, während ein neues Zeitalter ſeinen Anfang nimmt*).

Es iſt ſehr zu bedauern, daß anſtatt eine pragmatiſche Geſchichte zu liefern und den innern Zuſtand des Reiches zu ſchildern, die Hiſtoriker ſich mit den endloſen Fehden der Fürſten beſchäftigen, welche durchaus keinen anderen Werth für den Leſer haben, als nur das Verderben des ganzen Landes zu zeigen. Wir leſen daher gar nichts von den Einrichtungen, welche vor Kongfutſe beſtanden. Schädlich wie in mancher Hinſicht die Vertheilung des Landes unter ſo viele Fürſten war, ſo hatte dieß, wie in der göttlichen Vorſehung jegliches Uebel, auch ſeine guten Folgen. Die Aufſicht über die Unterthanen wurde mit größerer Sorgfalt gehalten; ihre Vortheile mehr in Betracht genommen, und die Wohlfahrt des Einzelnen mehr beherzigt, als wenn das Land ein Ganzes ausgemacht hätte. Der Luxus der Fürſten ſelbſt, wie verderblich auch für die Finanzen und das allgemeine Wohl, trug das Seine bei, um den erfinderiſchen Geiſt der Bürger zu ſchärfen. Krieg jedoch hat immer Rohheit zur Folge, und wo man den wildeſten Leidenſchaften die Zügel fahren läßt, da erſtirbt der Wunſch für edlere Beſtrebungen. Der

*) Vergleiche den erſten Theil dieſes Abſchnittes die Iſſe, und den Kangkien. Sehr belehrend und ausführlich iſt für den letztern Theil der geſchichtliche Roman Liekuo, ein Werk erſter Art.

Menſch wird thieriſch und Länder verlieren die Bildung, welche das Werk von Jahrhunderten war. So auch im Laufe dieſer Kämpfe, die nicht einmal ein edles Ziel hatten und nur als Befriedigung der elendeſten Selbſtſucht angeſehn werden können. Man hört nichts weiter von dem Fortgange der Wiſſenſchaften, von neuen Erfindungen, Gelehrten und Wohlthätern ihres Geſchlechtes. Die Perſonen welche glänzen ſind die Krieger; die Erſten des Staates die Anführer, welche Tauſende erſchlugen; die Geprieſenen nicht die ehrenfeſten Männer, welche das Glück ihrer Mitmenſchen zum Ziele hatten, ſondern die Helden, welche ganze Länderſtrecken in Wüſteneien verwandelt hatten. Die Schandthaten, die ſo häufig vorfielen, zeugen von dem tiefgeſunkenen Stand des Volkes, welches nur in der Kriegskunſt ſich auszeichnete, und in dieſer Hinſicht vielleicht ſeine jetzigen Nachkommen übertraf. Man verfertigte herrliche Panzer, machte Bogen und Schwerter ganz vorzüglicher Art, und ſchmiedete Rüſtungen, die nicht allein den Menſchen vor Pfeilen ſchützten, ſondern die auch den Pferden vor den Kriegswagen umgehangen wurden. Ein Grundſatz wurde bald allgemein: Wer nicht ſein Land vertheidigen konnte, mußte es verlieren, und dieß gab natürlich der Taktik den Vorrang vor allen andern Wiſſenſchaften.

Ungeachtet der früher erwähnten unbegründeten Behauptungen, daß China ſich bis Cochinchina ausgedehnt habe, iſt es gewiß daß die Länder ſüdlich von Jangtſe während dieſer Zeit größtentheils von Barbaren bewohnt wurden, die ſich noch nicht der chineſiſchen Civiliſation erfreuten, und nur zufällig an den inneren Fehden theilnahmen. Der Weſten des jetzigen Schenſi und Schanſi, mit einem Theile von Kanſu, wurde von Oberherren der Tſin und Tzin (man verwechſele dieſe gleichlautenden Namen nicht) beherrſcht, und dieſe ſcheinen die blühendſten Länder der Zeit geweſen zu ſeyn. In Schantong, welches den nächſten Anſpruch auf Civiliſation machte, waren drei Staaten: Tſi, Tſao und Lu; der erſtere jedoch war nur von Bedeutung. Kiangnan gehörte theilweiſe dem Lehensherrn und dem Wu-Prinzen, und war noch in großer Barbarei. Das nördliche Fürſtenthum Jen, welches die jetzige unfruchtbare Provinz Tſchili umfaßte, ſcheint ſich wenig in die chineſiſchen Angelegenheiten eingemiſcht zu haben; die Nähe der Tataren, die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Kälte

des Klima waren hinreichend, die Einwohner mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beſchäftigen; Song, Tſu, Tſchin, und theilweiſe auch Han beſaßen das fruchtbare Honan, konnten jedoch wegen ihrer Schwäche nie eine große Rolle ſpielen. Der kleineren Fürſten erwähnen wir nicht, um dieß Buch nicht mit Namen anzufüllen.

China erhielt ſeine Cultur durch eigene Anſtrengung, und verdankt nichts fremder Macht. Die Kämpfe kämpften ſie nur, mit Ausnahme der tatariſchen Stämme, unter ſich ſelbſt. Von den weſtlichen, nördlichen und ſüdlichen Ländern Aſiens wußte man während dieſes Zeitraumes nichts; ja auch das Beſtehen der Inſeln des indiſchen Archipels war den geſitteten Chineſen noch nicht bekannt. Von Indien hatten ſie durchaus keine Kunde. Allein in Perſien war gerade am Ende dieſes Zeitpunktes der große Mann geboren, welcher dem weſtlichen Aſien eine andere Richtung zu geben beſtimmt war. Babylon hatte ſeine höchſte Blüthe erreicht; Aſſyrien war untergegangen; Aegypten hatte oft hartnäckig gekämpft. Die Keime wirklicher Größe waren unter David und Salomon in Paläſtina entfaltet worden, und der Ehrdienſt des einzigen und wahren Gottes, von welchem kein anderes Volk einmal träumte, erhalten. Die Theilung des Landes, die Ueberwältigung beider Königreiche durch Aſſyrier und Babylonier machen Epoche. Karthago blühte in demſelben Maße als das Vaterland dieſer Colonie zu Grunde ging. Griechenland, im Kampfe mit Klein-Aſien, vollendete den trojaniſchen Krieg, und ſah eine andere Geſtalt der Dinge Stand greifen. Wie China war es auch in viele kleinere Herrſchaften getheilt, und die Kämpfe waren dauernder. Dazu trug auch Lykurgus, durch Einführung einer kriegeriſchen Geſetzgebung, welche Tapferkeit als die höchſte Tugend heiligte, ſehr viel bei. Vom Weſten wiſſen wir ſehr wenig; allein in einem Winkel Italiens blühte allmählich das Reich auf, welches nachher alle andern des Weſtens verſchlang und ſeinen Namen bis auf alle Zeiten verewigt hat. Der waltenden Hand Gottes in Allem nachzuſpüren, haben nur ſehr wenige Schriftſteller der Mühe werth geachtet; allein den forſchenden Geiſt erfüllt dieſe mit tiefſter Anbetung.

Dritte Periode.

Von Kongfutſe bis zur Tang-Dynaſtie.

Alte Geſchichte.

I. Abſchnitt.

Von Kongfutſe bis zum Untergange der Dynaſtie Tſchéu.
(551—255 v. Ch.)

Wir beginnen mit dem großen Manne, welcher von den Chineſen der Prinz der Philoſophie genannt wird. Bei ſo vielem Unheil des Krieges und der Verwilderung des Volkes bedurfte das Reich eines Genius, welcher einigermaßen aus dem Chaos Ordnung hervorbringen konnte, und dieß war der Weltweiſe Kongfutſe. Ein kleiner Beamte im Lu-Staate war ſein Vater, der jedoch ſeinen Stammbaum von Hoangti herleitete, und wäre dieß wahr, ſo iſt es zu bedauern, daß ſein talentvoller Sohn nicht auf Alleinherrſchaft Anſprüche machte. Ein Mann ſolcher Art konnte nicht ohne wundervolle Zeichen in die Welt kommen. Anſtatt des unangenehmen Kindesgeſchreies hörte man die lieblichſte Muſik der Sphären, zwei Drachen ſchlängelten ſich auf dem Dache ſeiner Wohnung, die Feen, in Geſtalt alter Leute, ſtanden ehrwürdig bei der Thüre, und nachdem ſie über die große Beſtimmung des Kindes geſprochen hatten, verſchwanden ſie plötzlich. Der Vogel Greif jedoch hatte ſchon früher die Mutter mit einem Täfelchen beſchenkt, und als der Knabe zur Welt kam, war in großen Charakteren ſein hohes Ziel als Herſteller der Ruhe des Reiches auf ſeiner Bruſt geſchrieben. Dieß jedoch war noch nicht genug, denn in ſeinen Geſichtszügen fand man einen Abriß der fünf höchſten Berge und der vier großen Ströme, ſo daß er als eine lebendige Erdkunde ſeinen hohen Weltruf ankündigte. Er wuchs neun Fuß hoch und ſeine Hände waren lang genug, um bis zum Knie zu reichen.

Digitized by Google

Schon frühe ſtarb der Vater, und es wird bezweifelt ob Kongfutſe's Mutter wirklich ſeine Frau und nicht ein bloßes Kebsweib geweſen war. Armuth ſchärfte den Fleiß des ernſten Jünglings, der im 17ten Jahre zum Schreiber in dem Korn-Departemente angeſtellt wurde. Nachdem er auch Aufſeher der Wälder geworden war und nun etwas Einkommen hatte, verheirathete er ſich mit einem jungen Mädchen, die ihm nachher einen Sohn gebar. Seit der Zeit lebte er von ihr abgeſchieden und behandelte immer das weibliche Geſchlecht mit großer Gleichgültigkeit. Seine Mutter ſchied bald darauf aus der Welt, nnd Kongfutſe, der ein Beiſpiel ächter Kindesliebe geben wollte, trauerte drei Jahre an ihrem Grabe. Hier dachte er über den Zuſtand des Landes im Stillen nach, und es wurde ihm bald klar, daß ſeine Landsleute außer der Kriegskunſt wohl noch etwas anderes lernen müßten, um glücklich zu ſeyn. Anſtatt aber ein neues Syſtem einzuführen und ſich damit zu brüſten, unterſuchte er das Alterthum uud vertiefte ſich ſo darin, daß ſeine eigenen Gedanken ihm von Jao und Schun herzuſtammen ſchienen. Um die Lehren ehrwürdig zu machen, ſchrieb er ſie den berühmteſten Männern zu, deren Namen noch im Andenken der Nation fortleben. Die Frage, die man ſo oft geſtellt hat: fand er Bücher vor, oder war er der erſte der ſo etwas zuſammenſetzte, was einem Buche glich, — denn man ſchrieb oder grub die Schrift auf Bambu oder Holz ein, — iſt noch nicht genüglich beantwortet worden. Da nun nie die Quellen, aus welchen er alle ſeine Grundſätze ſchöpfte, mit Namen erwähnt werden, ſo ſind wir genöthigt, ihn als den Gründer ſeiner vaterländiſchen Literatur anzuſehen, — ein ſehr hoher Standpunkt, deſſen er ſich nie gerühmt hat.

Bald ſammelten ſich Schüler um ihn, denen er ſeine Begriffe mittheilte, ſich immer aufs höhere Alterthum berufend, von dem man doch nur undeutliche Sagen hatte. Allein er wünſchte nicht Theorien zu erdenken, ſondern praktiſch zu beweiſen, daß ſeine Denkungsart die einzig richtige ſey; er reiste daher mit ſeinen Zöglingen umher, für ſich ſowohl als für ſie Anſtellungen bei den Regierungen der kleineren Fürſten ſuchend. Der unumſtößliche Satz, daß der Menſch von Natur tugendhaft ſey, und daß es nur des Beiſpiels bedürfe, um das ganze Volk

gut zu machen, wurde in ſeinem Unterrichte immer wiederholt. Er forderte die Fürſten auf, ein rechtſchaffenes Leben zu führen, indem er ihnen verſicherte, daß das ganze Volk ſogleich ſich beſſern würde. Dieſe Hoffnung ging nie in Erfüllung, und obgleich er mit großer Aufrichtigkeit ſein Syſtem anpries, ſetzte das angeborne Verderbniß des menſchlichen Herzens, welches er nie kannte, ihm unüberwindliche Hinderniſſe entgegen.

Sein erſter Herr war der Tſi-Prinz. Dieſer hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu, und bezahlte dem gelehrten Miniſter eine ziemliche Summe; denn Kongfutſe war durchaus nicht uneigennützig. Die Kraft des mächtigen Beiſpiels des Meiſters ſelbſt blieb jedoch folgenlos, und da der Herrſcher von ſeinem Wohlleben, und die Miniſter von ihren Unterdrückungen nicht ablaſſen wollten, wanderte Kongfutſe aus dem Lande. Sein Ruhm war nun ſchon bedeutend, und nachdem er den Nachſtellungen der Großen in den benachbarten Staaten entgangen war, kehrte er nach ſeiner Heimath zurück, wo ihm der Lu-Fürſt aus Achtung Pferde und Wagen gab. Mit dieſen eilte er zur Hauptſtadt des regierenden Königs Ling, wo er ſich mit den Ceremonien des Hofes und dem Ritus, welcher in den Hallen der Ahnen ſtattfand, bekannt machte. Er beſuchte auch den Philoſophen Laotſe, den Stifter der rationaliſtiſchen Philoſophie, wovon weiter unten. Dieſer tadelte das ehrſüchtige Beſtreben des Kongfutſe, denn er ſuchte immer Aemter zu erhalten, und verwies ihn von der Vergangenheit auf die Gegenwart, welche zu vervollkommnen die Pflicht des Weiſen ſey. Der Rath, welchen Laotſe gab, konnte dem Philoſophen, der alles nach ſeiner praktiſchen Anſicht beurtheilte, wohl nicht gefallen; denn wo würde ſein Einfluß geblieben ſeyn, wenn er die Alten nicht hätte als ſeine Gewährsmänner anführen können; wo ſein Gewinn, wenn er ſich nicht länger mit der Politik eingelaſſen hätte? Seine einzige Bemerkung war, daß Laotſe einem Drachen nicht ähnlich — mit andern Worten, er ſey ein gemeiner Menſch, von dem man nichts lernen könne.

Nachdem er ſich mit großer Kenntniß am Hofe bereichert hatte, verfügte er ſich wieder nach ſeinem Geburtslande, wo er wie früher ſeine Schüler lehrte, und immer größeres Anſehen gewann. Dieß bewog auch den jungen Fürſten von Lu, ihn

als Miniſter zu berufen und die ganze Regierung ihm anheim zuſtellen. Kongſutſe zeichnete ſich durch Strenge aus, und that ſehr viel, um die Finanzen aufrecht zu erhalten. Ein Edelmann, welcher viele Verbrechen begangen hatte, wurde zum Tode verurtheilt, und dieß ſchreckte die Uebelthäter viel mehr, als die Tugenden des Staatsmannes ſie ermunterten, die zu ihrer Beſſerung nichts vermochten. Kongfutſe dachte nun das höchſte Ziel ſeiner Beſtrebungen erreicht zu haben; allein dieß Glück wurde ihm nie zu Theil. Man erzählt, daß der Tſu-Fürſt, welcher ſehr neidiſch auf den Flor des Lu-Staates war, eine Menge von ſchönen Dirnen und Koſtbarkeiten dem jungen Prinzen zum Geſchenke machte. Die erſteren gefielen dem Jünglinge weit mehr als die Lehren des Weiſen, und daher entließ er ihn aus ſeinen Dienſten. — Sonderbar daß Tſu, welcher ſchon früher den Vortrefflichen kennen gelernt hatte, ihn nicht einlud. Der Philoſoph lebte nun im Alter von 50 Jahren im Wei-Lande, wo er, während ſeine Anhänger ihn als ein höheres Weſen verehrten, auch viele Verfolgungen, und ſelbſt Todesgefahr auszuſtehen hatte. Er tröſtete ſich jedoch mit der Ueberzeugung, daß der Himmel ihn mit hohen Tugenden ausgerüſtet und für erhabene Zwecke beſtimmt habe. Beim Herannahen der Altersſchwäche hatte er das Unglück, ſeine Frau zu verlieren, um welche ſein Sohn nach ſeiner Meinnng zu lange trauerte. Dieſer ſtarb auch bald darauf und es blieb nun nur noch ſein Enkel Tſeſſe übrig, welcher ſeine Lehren nachher fortpflanzte und der Sammler und Herausgeber des Tſchongjong iſt. Selbſt als ein Greis konnte er ſich noch nicht von der Politik losſagen, und als einen ſeiner letzten Entwürfe nennt man die Entthronung des damals regierenden Herzogs von Tſi, der die Herrſchaft unrechtmäßiger Weiſe an ſich geriſſen hatte. Sein Oberherr jedoch ſchien von der Schwierigkeit des Unternehmens keinen glücklichen Erfolg zu erwarten.

Lebensſatt, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert gelehrt und die Höfe beſucht, und überall um Aemter angehalten hatte, nahte Kongfutſe dem Tode. Er rief aus: der hohe Berg iſt gefallen, der Balken iſt zerbrochen, der Verſtändige welkt dahin. Ein Traum, welchen er ſeinen Schülern erzählte, gab ihm eine Vorbedeutung von ſeinem Tode, und bald darauf (479)

ſank er ins Grab. Der Lu-Prinz beehrte ihn mit dem Titel Vater; in weniger als zwei Jahrhunderten wurde er im Hades zum Fürſtenſtand erhoben; lange nachher erhielt er den Namen des erſten Weiſen, und die Ming-Herrſcherfamilie gab ihm den Titel des alten Lehrers. Schon zuvor hatte er den Namen des königlichen Unterweiſers erhalten, und in Bildniſſen wird er immer mit einer Krone auf dem Haupte, in kaiſerlichen Staatskleidern dargeſtellt. Seine ganze Familie wurde geadelt; das Haupt derſelben hat zu beſtimmten Zeiten eine Zuſammenkunft mit den Kaiſern, wo die vorzüglichſten Lehren des Weiſen wieder in Erinnerung gebracht werden. Vor etwa hundert Jahren lebten noch 11,000 Männer, welche den Philoſophen als ihren Stammvater anerkannten; jetzt iſt die Anzahl größer. Dieß iſt der älteſte Adel in der Welt; denn man zählte ſchon damals 74 Generationen. Im Jahre 1844 hatte der heilige Marquis — ſo nennt man das Haupt der Familie — eine Unterredung mit Taokuang, der ihn ſehr lobte und reichlich beſchenkte. Verſchiedene Glieder der Familie bekleiden immer Poſten in ihrem Vaterlande Schantong, und vor einigen Jahren lebte auch ein Mandarin, ein ſehr habſüchtiger Menſch, zu Makao, der ein Nachkomme des Weiſen war.

Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte, als die Grundſätze des Philoſophen zur Staatspolitik theoretiſch angenommen worden waren, erzeigte man ihm göttliche Verehrung. In allen Städten iſt ſeinem Andenken ein Tempel geweiht; in jeder Schule, von der höchſten Akademie bis zur Abc-Claſſe betet man Kongſutſe auf dieſelbe Weiſe an, wie alle andern Götzen, und man betrachtet ihn ausſchließlich als den Schutzpatron der Gelehrten.

Seine Lehrweiſe war die peripatetiſche, ſokratiſche. So viele Schüler nur Luſt hatten, konnten zu ihm kommen und Fragen über jeden Gegenſtand vorlegen; einem auserwählten Geiſt widmete er ſeinen beſondern Umgang. Die Geſpräche, welche man aus ſeiner Schule aufbewahrt hat, findet man im Lunju, welches auch einige Anmerkungen über ſeine Lebensweiſe enthält. Sobald er in den Dienſt eines Fürſten trat, mußten ſeine Anhänger auch unterhalten werden, was ſein Bleiben am Hofe ſehr koſtſpielig machte. Seine Gewinnſucht ſcheint mehreremale auch ſo platt an den Tag gelegt worden zu ſeyn, daß ſie ſeine Bewunderer ziemlich irre machte.

Von ſeinen Schriften iſt der ſo oft erwähnte Schuking die vorzüglichſte. Man könnte ihn ſehr gut mit dem Namen Sagen des Alterthums bezeichnen, denn das wenige Geſchichtliche darin wird nur eingeführt, um dem Ganzen den Schein des Urkundlichen zu geben. Die Reden, welche man vorfindet, ſind, wie ſchon oben geſagt, oft unverſtändlich; denn ihre Kürze iſt ſolcher Art, daß ſie auf die verſchiedenſte Weiſe gedeutet werden können. Andere geben das Syſtem des Meiſters in ſeiner allgemeinen Vortrefflichkeit. Die größte Sammlung, die wir von ihm haben, iſt die des Liki, oder das Buch des Ritus, obgleich nicht vollſtändig auf uns gekommen. Es ſind darin die Ceremonien geſchildert, die bei jeder Gelegenheit und unter allen Umſtänden beobachtet werden müſſen. Dieſes Werk wird durch den Tſchéu-Codex über denſelben Gegenſtand ergänzt. Wer eine lebendige Maſchine zu werden wünſcht und Tauſende von Formen anſchmieden will, muß beide ſtudiren und ausüben; denn in keiner Sprache beſteht ihres Gleichen. — Sehr viel Nachdruck legte Kongfutſe auf den Iking, die Metaphyſik des Dualismus, da nach ſeiner Meinung alle Geheimniſſe der Natur darin aufgeſchloſſen ſeyen. Er verſtand ſelbſt nicht, was er ſo mühſam zuſammengebracht hatte, und wir wollen daher nicht weiſer ſeyn als der Meiſter. — Der Tſchuntſiéu (wörtlich, Frühling und Herbſt), eine Art chronologiſcher Annalen, wodurch ſeine Zeitgenoſſen zur Tugend ermahnt werden ſollten, haben wir ſchon erwähnt; ſie ſind genau, ohne das geringſte Lehrreiche zu enthalten. Die Sammlung von Volksgeſängen in drei Theilen enthält nichts Poetiſches, iſt aber dem chineſiſchen Leſer von Wichtigkeit, da darin die Sitten des Alterthums beſchrieben ſind. Die obigen Bücher tragen den Namen Wuking oder fünf Claſſiker

Um die Philoſophie des Weiſen recht zu beurtheilen, muß man immer im Auge behalten, daß ſeine Bewunderer ſeine Sätze mit großer Wärme ins Licht geſetzt, und nur ſehr Wenige, und dieſe nur äußerſt unvollſtändig ihn widerlegt haben. Der Taihio, von ſeinen Schülern, und der Tſchongjong, von ſeinem Enkel herausgegeben, enthalten die Quinteſſenz ſeiner Lehren.

Wenn man bedenkt, zu welcher Zeit der Weiſe lebte, ſo kann man wohl Nachſicht mit ſeiner Einſeitigkeit haben. Seine

Lehre dreht ſich beſtändig um die Lebensphiloſophie herum, die Eltern zu ehren, den Fürſten zu gehorchen, dem Freunde treu zu ſeyn, und mit dem Gotte in Eintracht zu leben. Dieß ſind die ewigen Grundſätze, ohne welche keine menſchliche Geſellſchaft dauernd ihr Beſtehen haben kann, und müſſen von allen geſitteten Völkern als ſolche anerkannt werden. Um dieſe Pflichten einzuſchärfen, verordnete er Gebräuche aller Art, und das Ceremonial vertritt die Stelle der Religion. Von dieſer urtheilte er, daß man durchaus nicht darüber grübeln ſolle, und die Götzen der ganzen Natur ſowie das höchſte Weſen ſo verehren müſſe, wie es Sitte unter den Völkern ſey, und ſetzte dieſen Dienſt mit allen übrigen Ceremonien auf gleichen Fuß. Ins Unſichtbare wollte er nur durch Zahlen und Berechnungen eindringen, und materialiſirte ſo viel als möglich alles Höhere. Ueber ein Jenſeits nach dem Tode ſpricht er nie; denn es war ſchon damals Glaube, daß das Geiſtige im Menſchen mit dem Ganzen gerade wie ein Stück Eis mit dem Waſſer in gegenſeitiger Verbindung ſtehe, und wie dieſes ſchmelze und flüſſig werde, ſo kehre auch der Geiſt nach dem Abſcheiden wieder zur großen Maſſe, als dem Urſtoffe zurück. — Ungeachtet deſſen verordnete er ſehr ſtreng, daß den abgeſchiedenen Seelen Opfer gebracht werden ſollten, und ſtellte dieß als eine der heiligſten Pflichten auf, welche man den Eltern ſchuldig ſey. Er hatte ohne Zweifel eine dunkle Ahnung des Hades und der darin umher wandelnden Schatten; erklärte ſich aber niemals darüber, ſondern gebot Scheu vor allem Geiſtlichen. Er war in der That ein Weltphiloſoph, der den Menſchen ans Irdiſche bannte und die Befriedigung aller Wünſche in dieſem Leben ſuchte. Groß und ruhmvoll iſt ſein Streben, da er der erſte ſeiner Nation war, der als Volkslehrer auftrat, und man mag ihm deßhalb die Beſchränktheit der Anſichten wohl verzeihen. Friede liebend, predigte er immer Wohlwollen und mahnte die Fürſten, ihren Fehden ein Ende zu machen; ja er verſprach ſogar demjenigen, welcher das Blut ſeiner Unterthanen ſchonen würde, den Thron eines Alleinherrſchers. Sein praktiſches Beſtreben kam oft von falſchen Grundſätzen her, welche ihm durch beſtändige Wiederholung theuer geworden waren, und ſeine Machtſprüche haben ſich auf alle folgenden Zeiten fortgepflanzt.

Wenn man die Vortrefflichkeit eines Philoſophen nach ſeinem Erfolge beurtheilt, ſo iſt kein Weiſer irgend einer Zeit oder irgend eines Landes dem Kongfutſe gleichzuſtellen. Er war es, der den Fürſten gefiel; denn ſeine Lehren unterwarfen die Unterthanen ganz ihrer Willkür; und ſollten ſie einen ſolchen Meiſter nicht geehrt haben? Sollten ſie ſeine Schüler nicht befördern, da ſie die ſicherſten Werkzeuge waren, um ihre Gewalt zu befeſtigen? Und ſollte das Volk nicht ein Syſtem ſtudiren, welches dem Fleißigen zu Ehren und Würden helfen konnte? Daher wurden des Philoſophen Bücher, mit denen ſeines Schülers Mengtſe, die einzigen, welche in allen Schulen des großen Reiches nun beinahe zweitauſend Jahre geleſen worden ſind, die das Kind auswendig lernt und der greiſe Doctor erklärt. Um das Wiſſen dieſes einzigen Lehrers hat ſich der Fleiß von tauſend Millionen unabläſſig bemüht, und weder Krieg noch Verwüſtung haben die nie erlöſchende Begierde, den Kongfutſe zu leſen, aufhalten können. Die Erfindungen des Weſtens, die höhere Geiſtescultur, eine Literatur der herrlichſten Wiſſenſchaften, haben kaum etwas Anziehendes für den Chineſen gehabt, der die Denkungsart ſeines Weiſen kannte; und jeder freundliche Verſuch, etwas Beſſeres fürs verjährte Alte zu geben, iſt mit Hohn abgewieſen worden; denn der König der Philoſophen hat ja alles gelehrt, alles geſagt, alles entdeckt und alles mitgetheilt. Kongfutſe vollendete den Guß, und die Form welche ſein Volk durch ſeine Bemühungen annahm, iſt unter allen Umwälzungen beibehalten worden.

Vergleicht man den Chineſen mit jenen Griechen, welche gleich nach ſeinem Tode im Weſten ſolch ein großes Aufſehen erregten, ſo iſt der Unterſchied ſo beträchtlich, daß man kaum etwas Gleichartiges finden kann. Sokrates lehrte nicht um Fürſten zu ſchmeicheln und den verderblichen Lehnsſtreitigkeiten ein Ende zu machen, ſondern um Tugend zu verbreiten. Plato grübelte und fand in der Dichtung der Begriffe ſein Glück. Kongfutſe wollte nichts, als einen guten Gehalt erzielen, und ſeine theoretiſchen Anſichten mußten ſich ganz zu dieſem Zwecke neigen; er war praktiſch nützlich ſich ſelbſt, ſeinen Schülern und dem Staate, und daher iſt ſein Ruhm viel dauernder. Die große Anzahl derjenigen, welche von ſeinem Unterricht Nutzen genoſſen, waren die

Regenten des Landes. Ueber den Diogenes lacht der chineſiſche Lehrer, denn ihm war es viel mehr werth, eine gute Miniſterſtelle zu bekleiden, als in einer Tonne, der menſchlichen Narrheiten ſpottend, zu leben. Pythagoras war der Gegenfüßler dieſes Mannes; denn in demſelben Maße als er ſtrebte von der Welt abgeſchieden zu leben, wirkte und lebte der chineſiſche Weiſe in und für die Gegenwart, und betrachtete weltlichen Genuß als das höchſte Glück. Er konnte daher nie den Stoikern hold ſeyn; denn dieſe befliſſen ſich der Selbſtverläugnung, während er die Begierde nur noch mehr anfeuerte, indem er die Ausſicht auf politiſche Größe vorſpiegelte. Vielleicht möchte er ſich den Epikuräern am nächſten anſchließen; allein dieſe waren doch nicht ausſchließlich Politiker; der Philoſoph des Oſtens aber ſuchte gerade im Staatsleben das einzige Heil für die Menſchheit, obgleich ſeine Nachfolger der Sinnenluſt huldigen, und die Freuden der Erde ohne Rückſicht in volleſtem Maße genießen. Ariſtoteles, der Vielwiſſer, ragt als Philoſoph über Kongfutſe weit hervor; allein dieſer verſtand ſelbſt den geringen Umfang ſeiner Kenntniſſe zu beſſern Zwecken zu verwenden. Was man in ſeinen Schriften lieſt, iſt einfach genug, die Einkleidung und der Sprachgebrauch nur ſchwer; das Meiſte verſteht ſich von ſelbſt ohne ſächliche Erklärung, und der Gedanken ſind ſo wenige, daß man das Ganze in ſehr wenigen Worten zuſammenfaſſen kann, und dann alles geſagt hat.

Anderer Art war der Zeitgenoſſe des Kongfutſe — Laotſe oder Laokiun, der den entgegengeſetzten Weg einſchlug. Von ſeinem Leben beſtehen ſo viele Fabeln, und iſt ſo wenig Glaubwürdiges uns überliefert, daß es ſehr ſchwer hält eine Schilderung des Mannes zu geben.

Nach Einigen war er etwa um 909 v. Ch. in Honan geboren, in welchem Falle er zur Zeit, als Kongfutſe ſich mit ihm unterhielt, ein ſehr hohes Alter erreicht haben muß. — Er war achtzig Jahre im Leibe ſeiner Mutter, und als er in die Welt kam, waren ſeine Haare ſchneeweiß, und er beſaß alle die Fähigkeiten, welche je in irgend einem Sterblichen vereinigt waren. Dabei gewährte er einen außerordentlichen Anblick; dicke Lippen, lange Ohren und große Augen, welche die Aufmerkſamkeit aller

die ihn zum erſtenmal ſahen, auf ſich zogen. Von ſeinem eigentlichen Leben und Wirken iſt uns wenig überliefert worden; alle Schriftſteller jedoch erwähnen, daß er im Weſten bis jenſeits des kaſpiſchen Meeres gereiſt ſey und auch Indien beſucht habe, wo er ſeine Lehren ausbreitete. Man ſagt, daß er eine zeitlang Aufbewahrer der Urkunden in ſeinem Vaterlande geweſen ſey. Bald wurde er des thätigen Lebens müde, und begab ſich in die Einſamkeit, wo er über die Vernunft Betrachtungen anſtellte. Menſchen gleicher Geſinnungen geſellten ſich zu ihm, und dieſen lehrte er ſeine Geheimniſſe: es ſcheint jedoch nicht, daß er eine große Schule bildete. Seine Anhänger waren Leute aus den niederen Claſſen, konnten daher nie als ſeine Schüler ſich gleich nach ſeinem Abſcheiden berühmt machen. Bei aller ſeiner Weisheit blieb Laotſe ein armer Mann, und als ſein Diener ihn um ſeinen Gehalt erſuchte, war der arme Meiſter in der äußerſten Verlegenheit.

Als er ſich nun heimlich fortmachen wollte, ſo wandte ſich der Diener an einen Aufſeher, um ſeine Flucht zu verhindern. Der Name dieſes Mandarins war Inhi; ſobald er gehört hatte, daß Laotſe in ſeiner Nähe war, kam er augenblicklich zu ihm. Der Meiſter verwies dem gierigen Knecht ſein Betragen, und nachdem er ihm verſichert hatte, daß ſeine Abſicht geweſen ſey ihn als Kutſcher nach dem weſtlichen Meere mitzunehmen, um jene weitgelegenen Länder, mit Inbegriff Indiens, und den Weſten Aſiens zu durchkreuzen, nahm er den Talisman, welcher ihm ſchon vor zweihundert Jahren Unſterblichkeit gegeben hatte, hinweg, und der Elende wurde ſogleich in einen Haufen Knochen verwandelt. Inhi, erſchrocken, bat demüthigſt um ſeine Wiederbelebung, die nachher auch erfolgte, und zahlte ihm dann ſelbſt 200,000 Unzen Silber als ſeinen Lohn aus. Von dieſem Augenblicke an wurde er ſein Schüler, und ſchrieb nach Laotſe's Dictate den Taoteking, das Glaubensbuch der Secte. Von dem Tode des Lehrers wird nichts erwähnt; denn er predigte ſeinen Nachfolgern Unſterblichkeit, und daher würde eine Nachricht von ſeinem Abſcheiden das ganze Syſtem umgeſtürzt haben. Seine Schüler behaupten überdieß, daß der Meiſter früher ſchon viele Jahrhunderte hindurch unter verſchiedenen Namen und Geſtalten auf Erden herumgewandelt ſey und eine genaue Kunde über dieſe Erſcheinung nachgelaſſen habe.

Laotſe dachte tief und grübelte viel, und um über alle Gegenſtände Auskunft zu geben, ſprach er über Vernunft, die vergöttert als Logos daſteht, über den Weg um der letzteren ſich zu nahen, und den Urgrund aller Dinge, ſo wie auch über Tugend. Leider verſtand er ſich aber ſelbſt nicht, oder ſein Schreiber konnte ihn nicht faſſen, und daher klagen ſeine Anhänger aller Zeiten über die Dunkelheit ſeiner Lehrbegriffe. Vieles kann man freilich in fremde Sprachen genau überſetzen, allein in ſehr vielen Stellen des Taoteking wird man, wenn man auch alle Erklärungen fleißig durchgeleſen hat, doch nichts als Unſinn finden. Laotſe wollte ohne Zweifel das geiſtige Unendliche erklären; er war in die Tiefe des menſchlichen Herzens herabgeſtiegen, hatte dort den Trieb für Unſterblichkeit entdeckt, und um dieſen zu befriedigen, hielt er für nöthig, daß man allen Leidenſchaften vollkommen entſagen und im Vereine mit dem Unſichtbaren leben müſſe. Darauf leite die Vernunft auch hin, und man ſey endlich im Stande, alle Begierden zu beſiegen und die Macht über alles Materielle zu erlangen.

Seine Schüler führten überdieß den Götzendienſt ein. Verſtehen wir auch wenig von dieſen Geheimnißlehren, ſo haben wir dennoch Beweiſe, daß die Prieſter ſchon ſehr frühe etwas vom thieriſchen Magnetismus kannten und damit großes Unweſen trieben. Tauſende lebten in Einöden, um Umgang mit den Feen zu haben, zu denen ſie ſich geſellten, um mit ihnen aus dem Kelche der Unſterblichkeit zu trinken. Andere machten Gold; denn nach ihren Begriffen ſtand ihnen die ganze Natur zu Gebot, und ſie konnten nach Belieben Umwandlungen veranſtalten; noch andere bereiteten das Elixir des Lebens, um dem mächtigen Feinde, dem Tode, entgegenzuarbeiten. Fürſten und Königinnen gaben ſich von Zeit zu Zeit dieſen Träumereien hin, und eine große Menge Menſchen beſchleunigt jetzt ihre Auflöſung durch den Trank der Ambroſia. Die Prieſter, welche in Eingeweihte, das heißt Unverheirathete, und in Untergebene eingetheilt werden, ſprechen viel über die Götter des Feuers, und zu gewiſſen Zeiten laufen ihre Verehrer barfuß über glühende Kohlen, um ihren Zauber über alle Elemente darzulegen. — Bei ſolchen Gelegenheiten ſieht man oft Menſchen beinahe verbrannt daliegen, die jedoch noch unter den heftigſten Schmerzen die Größe des Feuergottes anerkennen.

Wie glücklich iſt der Weſten, daß weder die Natur-Religion des Kongfutſe, noch der Myſticismus des Laotſe dort anerkannt wird. Man kann erſt dann ſich einen Begriff von den Wohlthaten des Chriſtenthums und ſeinen heiligen Lehren machen, wenn man die erbärmliche Nacktheit des Heidenthums geſehen hat. Rohheit, Verruchtheit, Gewiſſenloſigkeit und Gräuel aller Art findet man auch dort trotz ſeiner größten Vollkommenheit, während der Hauch des Ewigen ſeine wahren Anbeter erfüllt und die Liebe Chriſti zu allen guten Werken dringt.

Wie im menſchlichen Leben, ſo auch in der Geſchichte der Völker der ganzen Erde gibt es Zeitpunkte, wo die Entwicklung des Ganzen für die Zukunft ſchnell vorwärts ſchreitet, und die Begebenheiten von Jahrhunderten in wenigen Jahren zuſammengedrängt werden. Auch in politiſcher Hinſicht hatte Kongfutſe ſeines Gleichen im entfernten Weſten, in Lykurgus und Solon, der erſtere vor, der letztere gleichzeitig mit China's Geſetzgeber lebend. Alles ging unter der Nation, welche jene in ordentliche Staaten verwandelt hatten, raſch vorwärts, nur vermißt man beim hohen Flug des menſchlichen Geiſtes die ausdauernde Grundlage, welche unter den Landsleuten dieſes Weiſen mit Leichtigkeit konnte gelegt werden. Krieg und ſchöne Künſte waren innig mit dem Leben und Denken der Griechen verbunden, welche nun ſchnell auflebten; während die Chineſen nur das Nützliche und Unentbehrliche hochachteten, und ſich wie an der Erde feſt gewurzelt dachten. — In andern Ländern fanden beinahe gleichzeitig große Ereigniſſe ſtatt. Wer denkt nicht an den Fall Babylons, an die Vernichtung der Reiche Juda's und Iſraels, die theilweiſe Wiederherſtellung des erſtern unter dem rüſtigen Cyrus, die wachſende Macht des perſiſchen Reiches und den Umſturz des lydiſchen? Wer erinnert ſich nicht der Abſchaffung der Königswürde zu Rom? Und wenn man den Blick auf jene Zeiten zurückwirft, und dabei die großen Folgen beachtet, die bald darauf ſich zeigten, ſo muß man gerade dieſe als eine der größten Epochen der alten Geſchichte betrachten.

Das bürgerliche Leben beſſerte ſich in China keineswegs, als Kingwang (544) den Thron beſtieg. Sein eigener Bruder zog

wider ihn zu Felde, wurde aber zurückgeſchlagen und ſo der Friede der Herrſcherfamilie bewahrt. Der König wünſchte Schätze zu erwerben; daher ließ er eine andere Münze ſchlagen, welche, da ſie ſchlechter war als die ältere, ſehr viel Widerſpruch fand. Die Fürſten des Landes trachteten, wie gewöhnlich, nur darnach, ihre Nachbarn zu berauben; allein der Herzog von Wu, welcher ſeinen Garden die Bewachung der geraubten Schätze anvertraute, büßte dieſe Entehrung der Getreuen, die nur ſeine eigene Perſon beſchützen wollten, mit dem Leben. Man hielt verſchiedene Reichstage, wo die mächtigern Lehensleute ſich den königlichen Titel beilegen wollten, und darüber in großen Streit geriethen, der nur mit Blutvergießen beigelegt werden konnte. Unglücklicherweiſe ſtarb auch der Thronfolger, und Kingwang, welcher ſeinen älteren Sohn vorzog, gedachte diejenigen, welche dem Zweiten zur Krone verhelfen wollten, zu tödten. Ueber dieſen Plan ſchied jedoch der König aus dieſer Welt, und es entſtand nun ein fürchterlicher Krieg, wer auf dem Throne folgen ſollte, welcher nach vielen Schlachten mit dem Meuchelmord des rechtmäßigen Prinzen endete. King (dieſer Name, obwohl gleichlautend in deutſcher Schrift mit dem vorigen, wird jedoch verſchieden im Chineſiſchen geſchrieben) ſah ſich endlich im Beſitz der Hauptſtadt, wohin der Weg mit Blut beſpritzt war; bald jedoch hatte er aufs neue wider einen Aufrührer zu kämpfen, und mußte fliehen. Mitten in dieſem Tumult wandelte Kongfutſe mit ſeinen Anhängern umher. Einſt aufs äußerſte getrieben, als ſeine Bewunderer beinahe des Hungertodes ſtarben, war er fröhlichen Muthes und ergötzte alle mit Muſik, in der er Meiſter war. Die großen Ehrenbezeugungen, welche er einerſeits erhielt, erregten Neid, und ſo groß war die Feindſchaft, daß zwei der mächtigen Herren ihn einmal mit Soldaten zwiſchen Felſenwänden eingeſchloſſen hielten. Seine Beſtändigkeit jedoch erregte Staunen, und ſeine Freunde wurden mit Liebe und Achtung für ihren Lehrer erfüllt. So konnte er auch wieder ehrenvoll ein Amt bekleiden, wo er ſeinem Lieblingsgeſchäfte, der ſtrengen Beobachtung der Ceremonien, ſich vorzüglich hingab. Als aber der Vogel Greif ungeachtet der ſchlechten Zeiten erſchienen, da weinte der Weiſe, denn zu einem ſolchen Ruhm hielt er ſich nicht für berechtigt, und beſchuldigte ſich der Nachläſſigkeit, nichts für ſein Zeitalter gethan zu haben. Sein

Tod, welcher (479) vier Jahre vor dem des King ſtattfand, erhöhte nur noch mehr das Andenken ſeiner Thaten und den Einfluß ſeiner Anhänger.

Von Juen (475) weiß man nur ſeine friedlichen Geſinnungen und den fortwährenden Kampf der Lehensleute, ohne Ziel und Erfolg, dem er nicht ſteuern konnte. Tſchingting, ſein Nachfolger (468), verbrachte ein ruhmloſes Leben. Während ſeiner Regierung ſchlug man einmal die Tataren durch Verrath, welche durch reiche Geſchenke in Bergſchluchten gelockt worden waren. Ein andermal wurde eine Hauptſchlacht geliefert, wo ihr ganzes Heer beinahe aufgerieben ward. Im Lande ſelbſt nahm Treuloſigkeit überhand, und die Grauſamkeit, welche man verübte, iſt beinahe unglaublich. Der König hatte vier Söhne; der älteſte derſelben war zum Nachfolger beſtimmt, und wurde von ſeinem Bruder meuchelmörderiſch gemordet. Da ſtand ein anderer Bruder auf, um den Mord zu rächen, und endlich fiel das Scepter dem Kaowang (440) anheim. Von ſeinem Leben erzählt man nichts, wohl aber daß während ſeiner Regierung das Waſſer des gelben Fluſſes roth wurde, im Sommer Schnee fiel, und die Tataren von der Seite Schenſi's einen ſchrecklichen Einfall ins Land machten und ungeheure Beute davontrugen. Seinen Bruder belohnte er großmüthig mit einem Strich Landes. Weilie (425) ſah ſich ganz von den Fürſten verlaſſen, und ernannte daher drei Herzoge, die nichts anderes als Länderräuber geweſen waren, zu Lehensträgern. Dieß gedieh ihm daher nicht ſehr zur Ehre; allein die Unruhen des Landes erlaubten ihm nicht ſeine Macht zu befeſtigen. Es fehlte jedoch nicht an edeln Leuten, unter dieſen war auch ein berühmter Schüler des Kongfutſe, die ſich die äußerſte Mühe gaben, um die Herrſcher zur Ruhe und zum geſitteten Leben zu ermahnen. — Die Zeiten waren außerordentlich. Ein General zum Beiſpiel, der den Oberbefehl über die Truppen zu erhalten wünſchte, und dem ſein Weib im Wege ſtand, ſchlug ihr das Haupt ab, und erſchien nachher an der Spitze des Heeres, wo er große Heldenthaten verrichtete, und wird jetzt noch als einer der berühmteſten Heerführer in der ganzen chineſiſchen Geſchichte genannt. Um einen Freund zu erhalten, hielt ein anderer Kriegsmann eine dreijährige Belagerung aus, und machte erſt dann Frieden, als er dieſen gerettet ſah. — Um gänzlichen Gehorſam

zu zeigen, ließ ſich ein ausgezeichneter Officier den Kopf abſchla-gen, denn ſein Herr hatte es ihm geheißen. Ein Fürſt bekam ſeinen Gegner in die Gewalt, und gebrauchte den Schädel als Trinkgefäß, um ſeine Rache zu kühlen. Als aber einer der Getreuen des Verſtorbenen ſich in den Palaſt hineinſtahl, um den Fürſten zu ermorden und ſich Genugthuung zu verſchaffen, vergab ihm dieſer ſein Wageſtück und lobte in Gegenwart der Höflinge ſeine große Treue. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß ungeachtet des blutigen Unweſens ſo manche Ritterthat ſtattfand, und die aufgereizten Gemüther oft durch Edelmuth überwunden wurden. — Das Volk fing zu dieſer Zeit an eine Veränderung in der Staatsregierung zu erwarten; denn die Vaſen, auf denen die Thaten des Reiches eingegraben waren, zitterten, ohne daß ſie Jemand anrührte. Unter Gan (401) fiel ein Berg in den gelben Fluß und füllte das ganze Bette an, ſo daß dadurch eine große Ueberſchwemmung entſtand. Unter Lie (375) wurde die Eiferſucht der Prinzen, ſich zur Oberherrſchaft emporzuſchwingen, noch lebendiger, die Kriege dauernder, und der Wunſch einander zu verderben trat immer deutlicher hervor.

Die Oberhand, welche die Chineſen über die Barbaren erhielten, erhöhte den Ruhm ihrer Krieger ſehr bedeutend. Kein Staat war glücklicher im Kampfe wider die Tataren als die Herrſcher von Schenſi, welche man unter dem Namen der Tſin-Prinzen kennt. Sie beſaßen den fünften Theil China's, und zogen ſehr oft mit ihren Truppen in die fernen Einöden, wo ſie ſehr große Heldenthaten verrichteten. Daher maßten ſie ſich ein großes Anſehen über das ganze Land an, und verfuhren in ihren Kriegen ſehr willkürlich. Damals lebte ein Weiſer, Namens Sutſin, der, dem Syſtem des Kongfutſe hold, ſich auch in Staatsangelegenheiten mengte, und dem Tſin-Prinzen leichtſinnig verſprach, daß er ihm ſolchen Rath ertheilen wollte, wodurch er ſich der Oberherrſchaft über ganz China bemächtigen könnte. Der Herrſcher ſetzte jedoch ſehr wenig Glauben in die Verſprechungen des Philoſophen, und ſandte daher den Wanderer hohnlachend hinweg. Sutſin war darüber ſo gekränkt, daß er ſich ſogleich aufmachte, um alle übrigen Fürſten zum Bündniß gegen Tſin zu bewegen, und in ſehr kurzer Zeit waren große Schaaren bereit den Stolzen zu demüthigen. Allein Tſin war dieſen Ränken

völlig gewachſen, und vereitelte alle Anſchläge durch ſeine Geſandten. Der Bund brach auf, und da man nirgends Treu und Glauben hielt, ſo bemächtigte ſich der Herzog ganzer Strecken Landes ſeiner Nachbarn. Als ein Beiſpiel der Verrätherei wollen wir hier ein früheres Ereigniß anführen. Der General des Tſin-Heeres war mit dem der feindlichen Armee ſehr wohl bekannt. Als ſie nun beide einander gegenüber ſtanden, rieth der erſte durch Unterhandlungen dem Streite ein Ende zu machen, und lud den Freund zu einer Unterredung ein. Beide Oberbefehlshaber verſtändigten ſich ſehr bald mit einander, und feierten ihre Unterhandlungen durch Gaſtmahle und die höchſten gegenſeitigen Ehrenbezeigungen. Man glaubte im allgemeinen, daß alle Feindſeligkeiten beigelegt wären, und in dieſer Hoffnung zog der Gaſt ruhig hinweg. Er hatte aber noch nicht ſein Lager erreicht, als er plötzlich von ſeinem Freunde gefangen genommen wurde, und der Treuloſe griff ſogleich ſeine Krieger, die nun ohne Befehlshaber waren, tapfer an, und ſchlug die Armee. — Der glückliche Verräther wurde mit einem Lehen beehrt; allein er erntete ſpäter den Lohn ſeiner Thaten und wurde allgemein verabſcheut. Mitten unter Krieg und Blutvergießen entwickelte ſich die Kraft des Tſin-Staates durch weiſe Geſetze, die ſelbſt der Kronerbe nicht übertreten durfte. Obwohl dieſe außerordentlich ſtreng waren, ſo wurde das Volk dennoch in Banden und Ruhe erhalten. Es gab auch noch Lehensleute, die gute Sitten und die Blüthe ihres Landes falſchem Kriegsruhme vorzogen. Als einmal ein Fürſt mit den ſchönen Perlen prahlte, die in ſeinem Lande gefunden wurden, deutete ein anderer auf die Liebe ſeiner friedlichen Unterthanen und den Flor des Landes, der von viel größerer Wichtigkeit wäre als alle andern Schätze.

Unter Hien (368), unter dem die obigen Ereigniſſe ſtattfanden, lebte der berühmte Mengtſe, deſſen Name ſich dem des Kongfutſe anreiht. Er war ein entfernter Verwandte des Lu-Prinzen, und verlor ſchon als Kind ſeinen Vater. Seine Mutter, eine treffliche Frau, erzog ihn mit großer Sorgfalt, und verließ ihre Wohnung in der Nähe eines Schlachtgebäudes, damit der Sohn durch das Geſchrei der ſterbenden Thiere nicht gefühllos werden möchte. Dann betrübte ſie ſich wieder über den Nachahmungsgeiſt des Knaben, der in der Nachbarſchaft eines

Begräbnißplatzes alle Ceremonien nachäffte, die zur Ehre der Abgeſchiedenen verrichtet wurden. Endlich lebten ſie in der Gegend einer Schule, und dort lernte der Knabe ſo fleißig, daß er bald darauf unter die Schüler des Tſeſſe, des Enkels des Kongfutſe, gezählt wurde. Mengtſe hatte einen unternehmenden Geiſt, und da zwei Secten entſtanden waren, deren eine allgemeines Wohlwollen, und die andere zu beſchränkte Liebe predigte, ſo ſetzte er ſich dieſen mit Macht entgegen. Kühn im Tadel, beſuchte er die verſchiedenen Höfe, berief ſich auf Kongfutſe und das Alterthum, und ſchalt die Fürſten öffentlich wegen ihrer Kriegsluſt und Gewinnſucht. Seine Freimüthigkeit, welche durch ungemeine Beredſamkeit unterſtützt wurde, verſchaffte ihm verſchiedene Stellen, und er erhielt einen großen Namen als Wiederherſteller der Staatsphiloſophie. Seine Gleichniſſe, welche man in ſeinen drei Büchern, die zu den Claſſikern gezählt werden, vorfindet, ſind treffend; er läßt die Fürſten durch künſtliche Fragen ſich ihrer eigenen Fehler öffentlich beſchuldigen, und nimmt ſich des unterdrückten Volkes, der Waiſen und Wittwen an. Er konnte jedoch dem Rufe eines Schwätzers nicht entgehen, und obgleich er oft Aemter bekleidete, ſcheint die praktiſche Richtung ſeiner Lehren doch nie genug ins Licht geſtellt worden zu ſeyn. — Er war Volksmann, und beſaß größeres Talent als ſein Vorgänger, entbehrte aber deſſen Gründlichkeit. Man kann die Lebhaftigkeit ſeiner Schriften nicht genug bewundern, wird aber immer erinnert, daß die meiſten Grundſätze nur bloße Theorien ſind, und daß er nie etwas Neues an den Tag bringt. Mengtſe beſitzt auch eine ſehr große Würde in der chineſiſchen Walhalla und wird ſehr eifrig ſtudirt. Der große Hongwu konnte einige ſeiner anzüglichen Reden nicht leiden, und daher verwies er ſeine Arbeiten aus der Sammlung der Claſſiker. Darüber war ein Gelehrter ſo ſehr betrübt, daß er mit Gefahr ſeines Lebens eine Gegenvorſtellung machte, einen Sarg mit ſich nehmend, um ſeine Bereitwilligkeit, den Tod ſeiner Verwegenheit halber zu dulden, an den Tag zu legen. Dadurch wurde der Held gerührt; der Weiſe wurde wieder in ſeine vorige Stelle eingeſetzt, und Mengtſe genießt bis zu dieſem Tage alle mögliche Ehre. Mehr noch, als Kongfutſe, war er von dem Gedanken durchdrungen, daß es nur eines tugendhaften Beiſpiels bedürfe, um die Menſchheit

zu veredeln. Warum that er dieß dann nicht ſelbſt? Warum machte er ſich nicht zum Kaiſer, da er behauptete, daß dem ehrenfeſten Weiſen das ganze Reich huldigen würde? Trotz ſeiner Reden aber ging alles den alten Gang, und die Ruhe des Landes wurde äußerſt wenig befördert. Er war es, der den Krieg zum Beſten des Volkes nicht allein guthieß, ſondern auch als eine Pflicht betrachtete. Während er aber letzterem die Freiheit einräumte ſich über Staatsſachen auszuſprechen, gebot er andererſeits gänzliche Unterwerfung.

Unter der Regierung der zwei letzten Könige Sſchintſin und Nan (320—254) haben wir den Untergang des Tſchéu-Hauſes zu erzählen. Man möchte von den vielen Kriegen, welche jährlich ſtattfanden, ſchließen, daß die Macht der Fürſten ſehr bedeutend geweſen ſeyn muß, da ſie ſo lange dieſes verderbliche Morden aushalten konnten. Wir leſen auch von einem Heere von einer Million Soldaten, von Schlachten, die 40,000 Menſchen das Leben koſteten u. ſ. w. Allein bei näherer Unterſuchung ergibt es ſich, daß man dieſe Fehden mehr als bloße Streifereien betrachten muß, daß die Armeen aus zuſammengerafften Haufen beſtanden, die, ſobald es nichts mehr zu plündern gab, ſehr ſchnell wieder auseinandergingen. Söldner kannte man damals noch nicht. Gegen die Gefangenen verfuhr man mit der äußerſten Grauſamkeit, vorzüglich wenn ſie in Beſatzungen gelegen und ſich tapfer wider die Belagerer gewehrt hatten. Dann wurden ſie alle in die Pfanne gehauen, und die unmenſchlichen Anführer rühmten ſich ſolcher Thaten als Beweiſe der höchſten Tapferkeit. Die Waffen waren Bogen, Pfeile und Spieße, man hatte ſchon eine Taktik eingeführt, verſtand aber noch nicht Feſtungen anzugreifen, und die größten Heerſchaaren ſcheiterten an den Mauern und liefen Hungers wegen nach Hauſe. Man marſchirte gewöhnlich in größter Stille, und fiel dann plötzlich über den Feind her, der ſich deſſen nicht verſah. In allen dieſen Unternehmungen herrſchte mehr Liſt als Tapferkeit vor; erſtere iſt auch dem Nationalcharakter viel eigener. Dabei war aber ſehr bald die Ruhe wiederhergeſtellt; doch die geringſte Hoffnung auf Raub ſetzte ſchnell wieder alle Begierden in Bewegung, und ein neuer Zug war die unmittelbare Folge. Der Flor des Landes muß ungeachtet der wüthenden Kämpfe ziemlich groß geweſen ſeyn; denn

wie hätte man ſonſt eine ſolche Menge nichtsthuender Menſchen auch nur einen Monat mit Unterhalt verſehen, oder den Verluſt von Tauſenden mit Leichtigkeit erſetzen können?

Derjenige Staat, auf welchen damals alle Augen gerichtet waren, der ſich den meiſten Ruhm erwarb, und rückſichtslos ſeine Nachbarn mit Füßen trat, war Tſin. Sſchintſin vereinigte die andern Fürſten zu einem Bündniß; allein ehe ſie noch ihre Armee zuſammengezogen hatten, wurden ihre Haufen einzeln aufs Haupt geſchlagen. Ebenſo erhoben ſich auch die Horden des noch halbwilden Sſetſchuen, und beurkundeten ihren Sinn im Bürgerkriege. Mengtſe bemühte ſich durch weiſe Ermahnungen dem reißenden Strome einen Damm entgegenzuſetzen, erhielt aber nichts als gute Worte zum Dank, und ſtarb endlich (314) vor Gram.

Unermüdet in der Diplomatik brachten einige Führer die bunte Armee der Vaſallen wieder zuſammen, und nun ſollte dem Tſin ein Ende gemacht werden. Die erſte Heldenthat wollte man vor einer Feſtung verrichten; aber Tſin fiel ihnen in den Rücken, und das ganze vereinigte Heer wurde aufgerieben. Bald wurde indeß ein zweites Heer verſammelt; als aber die Soldaten die Feinde im Anmarſch ſahen, liefen ſie eiligſt davon und 8000 fanden durch das Schwert der Verfolger den Tod. Verrätheriſche Miniſter an den kleinen Höfen vollendeten das Werk, und ſo war es dem Eroberer möglich in Sſetſchuen einzufallen, von wo er ſehr große Schätze hinwegtrug. Nun erhob ſich ein Nebenbuhler im Oſten. Der Tſi-Staat war eiferſüchtig und vertheidigte die Rechte anderer Lehen; allein Uneinigkeit und Geſchenke, welche der ränkevolle Tſin zur rechten Zeit anwandte, vereitelten die Plane. China glich in jener Zeit Italien während des Mittelalters, und obgleich es keinen theoretiſchen Machiavell gab, ſo waren die praktiſchen noch viel zahlreicher. Unter ſolchen Umſtänden gaben ſich die weiſeſten Fürſten verloren, und die tollkühnen nur beſtanden den ungleichen verderblichen Kampf. Damals ſtarb der Tſin-Fürſt plötzlich, und ein Knabe, der ſich ſpäter unter dem Namen Tſchaoſiang ſehr berühmt machte, wurde zum Nachfolger erklärt und von einem großen Fürſten, bei dem er als Geiſel geweſen war, losgelaſſen. Seine Mutter und ſein Oheim führten jedoch das Regiment, und erſtickten eine

Verſchwörung der Brüder des jungen Prinzen, welche ſehr gefährlich hätte werden können. Die Weiberregierung war kräftig, und derſelbe Eroberungsgeiſt belebte auch die Regentin. Das ſtolze Tſi-Reich im Oſten, anſtatt ſich ihren Anmaßungen zu widerſetzen, raubte nur für ſich ſelbſt, und ſo wurde die Kraft der kleinern Lehensleute beinahe gänzlich aufgerieben. Da erſchien ein Weiſer am Hofe der Königin und wollte durch ſeine heilſamen Lehren dem Zeitgeiſt eine andere Richtung geben. Von den Höflingen jedoch angeſchwärzt, wurde er ſeiner Aemter entlaſſen, und hätte nicht einer ſeiner Freunde das Hahngekrähe nachgemacht, ſo daß die Thore der Feſtung, in welche er ſich geflüchtet hatte, geöffnet werden konnten, ſo würde er ſein Leben eingebüßt haben. Glühend vor Rache reiste er an den meiſten Höfen umher, und bald hatte er eine zahlreiche Armee Verbündeter im Felde. Da kamen die ſieggewohnten Truppen des Tſin und wünſchten die Gegner zu verſchlingen. Sie betrogen ſich jedoch, denn der Widerſtand war tapfer; ihre Armee erlitt eine gänzliche Niederlage, und die triumphirenden Verbündeten ſchrieben nun ſelbſt die Bedingungen vor.

Schlau benahm ſich bei dieſen Unfällen der junge Tſchaoſiang. Um den mächtigen Herrſcher von Tſi zu gewinnen, machte er ihm das Anerbieten den Titel des orientaliſchen Kaiſers zu tragen, während er den des occidentaliſchen annehmen wolle. Jener lachte über dieſe Narrheit, und ſo unterließen es beide ſich mit größeren Namen zu brüſten. Seiner Größe ſich nun bewußt, beſchloß Tſi ſich des Eigenthums ſeiner Nachbarn zu bemächtigen. Sein Glück machte die andern Fürſten eiferſüchtig; ſie ſchlugen ſein Heer und plünderten ſelbſt ſeine Hauptſtadt. Da kam ein Hülfsheer an, welches der Tſi-Prinz mit Freuden empfing. Der General dieſer Soldaten, ein herrſchſüchtiger Mann, anſtatt Beiſtand zu leiſten, ergriff den unglücklichen Fürſten, und nachdem er ihm eine Ader geöffnet hatte, ließ er ihn an Blutverluſt ſterben. Ein treuer und geſchickter Diener wurde lieber ein Selbſtmörder, als daß er ſich an dieſen Elenden angeſchloſſen hätte. Viele Jahre ſpäter empfing der treuloſe Heerführer den Lohn dieſer That durch den Pöbel, welcher, von einem Sohne des Ermordeten aufgemuntert, ihn in Stücke hieb. Die Macht des Tſi war aber geſunken, und es blieb nur noch

eine einzige Feſtung, welche dem andringenden Feinde widerſtand. Lange wurde ſie belagert, ohne ſich zu ergeben. Da hörte der brave Vertheidiger, daß große vortheilhafte Ereigniſſe für ſein Vaterland ſtattgefunden hätten. Dadurch hocherfreut und ermuthigt, rüſtete er eine Menge Rindvieh wie Drachen aus, und trieb es während der dunkeln Nacht unter den erſchrockenen Feind. Beſtürzt machte dieſer große Lücken in das Lager, um jene Ungeheuer, welche man mit Lichtern verſehen hatte, durchzulaſſen. Dieß war der Augenblick, welchen die Belagerten benützten, und während der Schrecken noch obwaltete, machten ſie einen Ausfall auf den Feind und ſchlugen das ganze Heer der Gegner zurück. Nach dieſem Siege wurde der junge Tſi-Prinz wieder in ſeine Güter eingeſetzt, und derſelbe Commandant, welcher ſo große Dienſte geleiſtet hatte, eroberte, den Säbel in der Hand, eine Stadt, welche der Feind noch innehatte. Sein Lohn war Neid und Mißtrauen, und ſelbſt das große Lob, das ſein Herr ihm zollte, konnte dieſe nie völlig abwenden.

Kaum war dieſer Streit zu Ende, als das Kriegsfeuer wegen einer ſehr koſtbaren Juwele, welche Tſchaoſiang zu beſitzen wünſchte, von neuem aufloderte. Die Tſin-Armee gewann eine Schlacht nach der andern, und da der arme Wei-Staat ſich ſehr im Gedränge ſah, ſo bat er den Tſi-Fürſten um Hülfe. Bei dieſer Gelegenheit betrug ſich einer ſeiner Geſandten, Fantſiu, ſehr zweideutig, ſo daß er bei ſeiner Zurückkunft von ſeinem Herrn beinahe zu Tode gefoltert wurde. Als er wieder zum Leben gebracht worden war, begab er ſich heimlich nach Tſin als Philoſoph, und wurde mit ſehr großen Ehrenbezeugungen empfangen. Tſchaoſiang hörte ſeinen Rathſchlägen mit dem größten Vergnügen zu; allein der Weiſe ſpottete ſeiner, da die Königin-Mutter und ihr Miniſter alle Macht in Händen hatten, und der Fürſt kaum den Namen eines Herrſchers beſaß. Eine ſolche Sprache erregte die Ehrſucht des jungen Fürſten. Auf einem Reichstage wurde ihm die höchſte Macht übertragen und alles nach den Planen des ſchlauen Fantſiu begonnen. Anſtatt ſich bei Kleinigkeiten aufzuhalten, ging die ganze Abſicht nur auf Bekämpfung des Innern hin, während der berühmte General Piki die Oberfeldherrnſtelle bekleidete und mit ſeinen Truppen ein Land nach dem andern einnahm. Aber er war ein grauſamer Officier; denn

als er eines Tages ein befeſtigtes Lager eingenommen hatte, und nicht wußte was er mit den vielen Gefangenen machen ſollte, ließ er 450,000 Mann über die Klinge ſpringen. Sein Glück erweckte in der Bruſt des Fantſiu ſehr großen Neid, welchen die andern Fürſten heimlich anflammten. Er wurde daher von dem Heere zur Hauptſtadt zurückberufen, wo er ruhig lebte und ſich äußerſt freute, daß einer ſeiner Nebenbuhler ſich lange vergeblich bemühte, um die Feſtung des Feindes einzunehmen. Seine Stichelreden machten den Tſchaoſiang ſo zornig, daß er augenblicklich ihn dem gemeinen Manne gleichſetzte und ihn nachher ins Gefängniß ſchickte. Dort fand er an der Thüre einen Officier mit einem Schwerte; er nahm es aus ſeiner Hand und entleibte ſich augenblicklich. Indeſſen zitterten alle Lehensleute, die ſchrecklichſten Dinge erwartend. Da trat ein chineſiſcher General in die Verſammlung der Fürſten, zog ſeinen Degen und fragte: wozu das Berathen, wenn nur Thaten Rettung bringen können? Ein Nachkomme des Kongfutſe wurde zugleich herbeigerufen, um in dieſen bedenklichen Zeiten den Fürſten mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Er ſchützte, nachdem er alles hoffnungslos aufgegeben hatte, Krankheit vor, und zog ſich in die Stille zurück. König Nan verhielt ſich indeß ſtille; als er aber das Verderben immer näher kommen ſah, beeiſerte er ſich um den Fürſtenbund. Darüber wurde Tſchaoſiang ſo erzürnt, daß er ihn augenblicklich ſeiner Städte beraubte. Der kleinmüthige Oberherr erbot ſich nun ein Vaſall des Allgewaltigen zu werden, friſtete dadurch aber nur eine kurze Zeit ſein Leben. Er ſtarb bald darauf (256) ohne Kinder nach einer elenden Regierung von 59 Jahren, in der man kaum ſeines Namens gedachte.

Nun blieb noch ein ſehr kleiner Tſchéu-Prinz in Honan übrig, um welchen ſich Niemand bekümmert haben würde, wenn er ſich nicht als einen der muthigſten Vertheidiger der Herrſchaft ſeiner Ahnen gezeigt hätte. Verſchiedene Fürſten hatten ſich ſchon dem Tſchao unterworfen; er ernannte ſich daher ſelbſt zum Kaiſer, und brachte dem höchſten Weſen als Hoheprieſter der ganzen Nation ein Opfer. Nachdem er aber den Becher der Freude geleert hatte, nahm ihn der Tod hinweg, und ſeinem Nachfolger blieb es vorbehalten, den letzten Abkömmling der Tſchéu zur Claſſe des gemeinen Volkes zu erniedrigen. So endigte dieſe

lange, berühmte Herrſcherlinie, ſo hoch gefeiert von Dichtern und Philoſophen.

Wie viel war nicht während dieſer Zeit im Weſten vorgegangen, und wie ſchnell folgte dort Ereigniß auf Ereigniß, während ſich alles in China um denſelben Punkt drehte! Die perſiſche Monarchie, kräftig und ſpottend der griechiſchen Stämme, wälzte ſich nach dem ſüdöſtlichen Europa hin, und dort ſcheiternd an Athens und Sparta's Macht, befeſtigte ſie das Uebergewicht des kleinſten Erdtheils über die ungeheuerſten Länderſtriche und die zahlreichſten Völker, welches Europa bis auf dieſen Augenblick beibehalten hat. Während die hochgefeierten Helden Griechenlands, Männer wie Themiſtokles, Ariſtides, Miltiades, Alkibiades und Perikles Epoche machten, kann man nie die großen Dichter und Redner jenes blühenden Zeitalters vergeſſen. Nur Noth, Angſt, Verlegenheit und Untergang können den Geiſt von Nationen rege machen und die größten Eigenſchaften hervorrufen, welche ſonſt immer geſchlummert haben würden. — Entehrend für ein ſo geiſtreiches Volk wie jene Griechen, ſind ihre Streitigkeiten untereinander, die doch bald, nachdem unſägliches Unheil angerichtet worden war, in der Alleinherrſchaft der Macedonier endigten. Allein dieß iſt wieder eine Epoche in der Geſchichte der Menſchheit, wozu wir in China etwas Gleichartiges finden, wovon weiter unten. Im fernen Weſten regte ſich ſchon die Rieſenmacht, obgleich mit ſehr vielen Hinderniſſen kämpfend, welche vom Ewigen beſtimmt war das Scepter der Welt zu führen. — Sein Beſchluß beſteht, für Einzelne ſowohl als ganze Reiche, und die unerforſchliche Weisheit des Allmächtigen erſcheint in ihrem ganzen Umfange, wenn das von oben erleuchtete Auge auf den Weltregierer hinblickt.

Alte Geſchichte.

II. Abſchnitt.

Die Tſin-Dynaſtie.

(255—206 v. Ch.)

Tſchéu war ſchon auf ſieben Städte beſchränkt; dieß war der ganze Umfang ſeiner Macht; doch auch dieſe wollte Tſin ihm nicht laſſen. Daher ſank dieß ohnmächtige Herrſcherhaus ins Nichts zurück, nachdem es länger als irgend eine andere Dynaſtie, in China ſowohl als in allen andern Ländern, den Thron beſeſſen hatte. So unglücklich auch das Ende war, ſo machte doch kein Ungeheuer dem Namen ſeiner Ahnen Schande, und Schwachheit, nicht Laſter, bereiteten ſeinen Untergang. Im Anfange der Regierung des jungen Tſchoangſiang (249), ſo hieß der neue Tſin-Prinz, wollte der Herrſcher des jetzigen Tſchili ſeine Macht zeigen, und fiel über den Tſchu-Staat her. Der Herzog dieſes Landes ſchlug ihn aber zurück. Um etwas Großes auszurichten, fand er bald wieder Urſache mit einem andern Fürſten Streit anzufangen. Darüber erfreute ſich der Tſin-Prinz, nahm eine ziemliche Menge Städte weg, und lachte der Thorheit dieſer Leute. Bald fand er aber Urſache ſich zu betrüben; denn gerade dieſe Habſucht jagte alles in Harniſch, und ein ſehr tüchtiger General, der den Oberbefehl über die vereinigten Truppen erhielt, ſchlug das Heer des Stolzen. Plötzlich nahm aber der Tod den Tſchoangſiang aus dieſer Welt (246) hinweg.

Wir kommen nun zu dem mächtigſten und unumſchränkteſten der Fürſten, der die ſchändlichſten Eigenſchaften eines Tyrannen mit den herrlichſten Talenten eines Landesvaters vereinigte; der im Guten und Böſen ſich entſchieden zeigte, und wegen ſeiner Willkür und unchineſiſchen Denkungsart einen ſchändlichen Namen in der Geſchichte erhalten hat. Es iſt dieß Tſinſchihoangti, der Tſin-Kaiſer.

Die Geburt dieſes Selbſtherrſchers wird für unächt gehalten. Denn als ſein Vater, der vorige Fürſt, ſich am Hofe des Tſchao

als Geiſel befand, verliebte er ſich in das Kebsweib eines Kaufmanns, die ſchon ſchwanger war und nach acht Monaten das wundervolle Kind zur Welt brachte. Da ſein Ahne keine andern Erben hatte, ſo beſtieg er ſchon im dreizehnten Jahre den Thron. Obgleich von einem gemeinen Weibe geboren, war der Knabe mit einem großen Geiſt begabt, und anſtatt ſich den Spielereien des Hofes hinzugeben, ſtudirte er fleißig die Staatswiſſenſchaften, und grübelte ſchon damals nach Mitteln, ſich ganz China zu unterwerfen. Allein er hatte einen mächtigen Feind an dem General der verbündeten Truppen, der den Tſin den Untergang geſchworen hatte, und in einer entſcheidenden Schlacht die Oberhand behielt. Hätte dieſer Feldherr während der Minderjährigkeit des Kaiſers entſchieden wirken können, ſo wäre die Macht des Länderräubers wohl in der Geburt erſtickt worden; allein wie immer handelten die Vertheidiger ihrer Rechte nach ihrem eigenen Vortheile, und die Folge war, daß der wichtige Augenblick ungenützt vorüberging. Anſtatt ihm aber im Felde die Spitze zu bieten, ſandte Tſinſchihoangti 10,000 Unzen Silber nach der Hauptſtadt des Herrn dieſes Oberbefehlshabers; er wurde angeſchwärzt, nach dem Hofe zurückberufen, und ſtarb dort in dem Arme der Wolluſt. So war auch dieſer Feind ohne Schwertſchlag aus dem Wege geräumt, und der muthige Knabe ſah ſich nun nach neuen Gegenſtänden für ſeine Thätigkeit um.

An den nördlichen Gränzen des Tſin-Landes wohnten die Hunnen, ein Nomadenſtamm, der China ſchrecklich verwüſtete und ſpäter Schrecken und Verheerung bis in das Herz Frankreichs verbreitete. Um ſie im Zaume zu halten — denn ſie lebten nur von Streifereien — war eine große Armee nöthig, welche die Päſſe beſtändig beſetzt hielt. Solange die beſten Soldaten dort verweilten, konnte man nichts Entſchiedenes gegen die unabhängigen Herzoge des Reiches unternehmen. Schihoangti kam daher auf den Gedanken, eine hohe Mauer mit Thürmen zu erbauen, und führte auch bald dieſen Plan aus. Die andern Fürſten folgten ſeinem Beiſpiele, und ſo entſtand die große Mauer, das achte Wunderwerk der Welt, deren Länge 6000 Li, oder 1000 geographiſche Meilen beträgt. Wie ſchön auch die Pyramiden ſind, ſo iſt dieſes Werk von viel größerem Umfange, und ſowohl die Koſten die es verurſacht haben muß, als die Menſchenmenge die

erfordert wurde um dieſe ſtaunenerregende Bruſtwehr zu errichten, geben uns eine ſehr hohe Idee von dem Unternehmungsgeiſte jener Zeiten. Doch was iſt dieſes erhabenſte Werk menſchlicher Kunſt im Vergleiche mit einer einzigen Bergkette, welche die Hand des Schöpfers bildete! An vielen Stellen iſt die Mauer jetzt eingefallen, an andern ſind die Spuren kaum noch ſichtbar; in der öſtlichen Richtung aber ſteht das Ganze noch unverſehrt da, ſtolz trotzend dem verwüſtenden Einfluß zweier Jahrtauſende, ein Denkmal des alten China, einzig in ſeiner Art.

Dieſem Feinde war nun vorgebeugt; allein ein viel ſchrecklicherer entſtand bald darauf im Lande ſelbſt. Eine gräuliche Peſt, die erſte, deren die Geſchichte erwähnt, raffte die Menſchen-Mengen in ungeheurer Zahl hinweg; ſie konnte jedoch nicht verhindern, daß Schihoangti nicht wieder ſeine Heere verſammelte und eine Stadt nach der anderen ſeinen Nachbarn wegnahm.

Jedermann pries ihn nun glücklich; doch im Palaſte ſelbſt nagte der Wurm, welcher die Blüthe der Freude in der Knoſpe verzehrte. Seine Mutter, die noch ziemlich jung war als ihr Gatte ſtarb, erlaubte ſich zu viele Freiheit mit einem Fürſten des Hofes. Dieſer kannte den unverſöhnlichen Sinn ihres Sohnes, und um daher die Strafe ſeiner Liebe zu vermeiden, kam er mit ſeiner Buhlerin überein, einen unbärtigen Jüngling unter dem Namen eines Verſchnittenen bei ihr einzuführen, und im Falle einer Entdeckung die Schuld auf ihn zu ſchieben. Die Umſtände jedoch wollten es anders. Der junge Liebhaber gewann das Wohlwollen des Kaiſers, und wurde zu den allerwichtigſten Dienſten auserkoren. Schlau und geſchmeidig vollführte er das Geheiß ſeines Herrn, und zog ſich natürlich durch ſeine große Gunſt ſehr viel Neid zu. Als der Kaiſer einſt allein war, offenbarte ein Höfling ſeine Verbindung mit der Wittwe, und der heftige Schihoangti gab ſogleich zu ſeiner Verhaftung Befehl. Der Günſtling war aber ſchon entflohen, und hatte das Reichsſiegel mit ſich genommen, welches ihn in den Stand ſetzte Truppen auszuheben. Es kam zu einer Schlacht; der Rebelle wurde lebendig gefangen genommen, und er ſelbſt ſowohl, als die zwei Kinder die ihm die Königin geboren, wurden auf die ſchmählichſte Weiſe hingerichtet. Die Mutter, eingekerkert und von allem Umgange

mit der Welt ausgeſchloſſen, grämte ſich in ihrer Einſamkeit beinahe zu Tode, während ihre Verehrer, die zu ihren Gunſten ſich verwendeten, dieſe Theilnahme mit dem Tode büßten. Da ſtand ein ehrenfeſter Staatsmann auf, die Mutter gegen den fühlloſen Sohn zu vertheidigen. Dieſer war darüber ſo entrüſtet, daß er ihn erſtochen haben würde, hätte der weite Aermel nicht den Stich aufgenommen und ſo den Miniſter beſchützt. Nachdem aber die Wuth des Prinzen beſchwichtigt war, hörte er ſeinem weiſen Rathgeber ruhig zu, gab nach, und machte ihn zu ſeinem Sachführer. Die Königin wurde nun mit ſehr großem Pomp nach dem Palaſte zurückgebracht; allein der Argwohn des Deſpoten fiel auf den Kaufmann, ihren ehemaligen Gatten, und nur der Gedanke, daß er ſein Vater ſeyn könnte, rettete ihm das Leben. Ein ſtrenger Befehl jedoch erging bald darauf, daß alle Fremden, die Aemter bekleideten, das Land verlaſſen ſollten, und dieſes Urtheil traf auch den vermeinten Vater. Für die Schande, welche ſeine Mutter auf ihn gebracht hatte, ließ Schihoangti das ganze Tſchao-Land, wo ſie geboren war, büßen, wo er mit Feuer und Schwert wüthete, und das er nachher ſeinem Reiche einverleibte.

Ereigniſſe drängten ſich nun auf Ereigniſſe. Die Mißachtung, die der Tan-Fürſt ihm zollte, der früher als Geiſel am Hofe des Tſin geweſen war, regte ſein rachſüchtiges Gemüth auf. Tan entfloh nach ſeinem Vaterlande, verband ſich dort mit einem General, der aus Furcht vor Strafe aus Tſin entwichen war, und gab ihm einen ſehr guten Gehalt. Hierauf rief er Kingku an ſeinen Hof, und da dieſer ein Erzfeind des Schihoangti war, ſo wurde von beiden beſchloſſen, daß er den Kaiſer durch einen Dolchſtich ums Leben bringen ſollte. Um ſich Eingang zu verſchaffen, beredete der Tan-Prinz den Tſin-Officier ſich zu entleiben, und der Deſerteur, lebensſatt, mordete ſich ſelbſt. Mit ſeinem Haupte eilte nun Kingku freudig zum Palaſt des Schihoangti, einen Dolch im Buſen verbergend. Er wurde mit einem ſolchen köſtlichen Geſchenke bald vorgelaſſen; aber er war ſchüchtern, und gerade in dem Augenblicke, wo er die vergiftete Klinge hervorziehen wollte, ſtand der Kaiſer plötzlich auf, und ſein Vorhaben argwöhnend, rann er in ein anderes Zimmer. Kingku eilte ihm nach; aber ein Schwertſchlag, den der Fürſt ſelbſt ſehr geſchickt ihm beibrachte, ſchlug ihn zu Boden.

Digitized by Google

Man fand einen Brief des Tan-Prinzen bei ihm, in welchem dieſer die That ihm anrieth. Nachdem der Unglückliche unter den gräßlichſten Todesqualen ſeinen Geiſt ausgehaucht hatte, fiel Schihoangti mit einem großen Heere in ſeine Staaten ein. Sein Vater, voll Furcht über den nahen Untergang, enthauptete ſeinen Sohn, und ſandte deſſen Kopf dem rachgierigen Tſin. Damit zufrieden, zog er plötzlich in das Wei-Reich, denn von dorther war Kingku gekommen; er verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert, und fügte es endlich ſeinem Reiche als eine neue Eroberung bei.

Da dieß alles glücklich von ſtatten ging, unternahm Schihoangti einen Feldzug nach dem jetzigen Tſchili, um ſeinen alten Feind, den Vater des Tan-Fürſten, welchem er nur eine kurze Zeit das Leben gegönnt hatte, aufzuſuchen. Das Land war bald ſein eigen, und die ganze fürſtliche Familie wurde getödtet; denn ungeachtet des großen Opfers, welches der Vater durch die Ermordung ſeines Sohnes gebracht hatte, konnte Schihoangti ſeinen Zorn doch nicht ſtillen, und ſo wurde auch dieſes Land dem Tſin einverleibt.

Plötzlich aber kam über das plündernde Tſin-Heer ein großes Unglück. Ein junger General, der zur Eroberung eines andern Staates ausgeſandt war, wurde gänzlich geſchlagen, und eine Armee von 200,000 Mann aufgerieben. In dieſer Noth ſuchte Schihoangti den Rath eines alten Heerführers, der ſich zuvor erbötig gemacht hatte, jenes Land mit 600,000 Soldaten einzunehmen. Dieſe Armee war bald beiſammen, und verſchanzte ſich ſo trefflich, daß der Feind ihr nichts anhaben konnte. Bald aber war dort Mangel an Lebensmitteln; da brach die Tſin-Armee plötzlich aus der Verſchanzung hervor und ſchlug die Gegner auf das Haupt. Durch dieſe einzige Schlacht war auch dieſes Herzogthum erobert. Dieß war der letzte Kampf um Unabhängigkeit. Der Tſi-Prinz, nun der einzige der noch Widerſtand bieten konnte, muthlos und dem Glücke mißtrauend, begab ſich mit ſeiner ganzen Familie zum Kaiſer. Dieſer empfing die Bittenden gnädig, verbannte ſie aber bald darauf in eine Wüſte, wo ſie alle durch Hunger und Elend ſtarben.

Da nun das ganze chineſiſche Reich unter einem einzigen Herrn vereinigt war, ſo dachte der Kaiſer, der jetzt ſein 32ſtes Jahr (221) erreicht hatte, daß keiner ſeiner Vorfahren ihm an Größe und Macht gleich geweſen ſey, und gab ſich daher den Titel Schi-

hoangti — der erſte erhabene Fürſt oder Kaiſer. Er führte ſodann das Hofceremoniell, ſo wie die Geſchäftsſprache ein, welche bis zu dieſem Augenblicke noch im Gange iſt. Anſtatt wieder Lehensfürſten einzuſetzen, theilte er das Land in Provinzen, und errichtete eine Central-Regierung, um den immerwährenden Fehden vorzubeugen.

Nach großen Thaten dürſtend, ſchloß ſich der Oberherr nicht länger im Palaſte ein, um dort mit Weibern ſeine Zeit zu vertändeln, ſondern durchreiſte das ganze Land von Oſten bis zum Weſten, und wohin er auch immer kam, ließ er Erinnerungen ſeines Beſuches zurück; er grub mit großen Buchſtaben in Felſen, auf den höchſten Bergen ſeinen Namen ein, und Verſe, um ſeine Größe zu verewigen. Auf einer ſeiner Reiſen erreichte er das Meer, und ſtand voll Bewunderung am Ufer. Da trat ein Prieſter der Vernunft zu ihm, und ſagte: in jenen fernen Inſeln jenſeits des Oceans wachſe ein Kraut, welches dem, der es ißt, Unſterblichkeit verleihe. Schihoangti, der immer begierig war etwas Neues ausfindig zu machen, gab ſogleich Befehl, daß eine gleiche Anzahl junger Mädchen und Jünglinge ſich dorthin begeben ſollte. Sie erſtiegen die Junken; aber ein fürchterlicher Sturm überfiel ſie, und nur ein Fahrzeug kam wieder zurück. Man hat mit Recht vermuthet, daß dieſe Abenteurer entweder die Inſel Japan, deſſen Geſchichte von dieſem Zeitpunkt an heller wird, oder ſelbſt Amerika erreicht hätten. Wem das Letztere unmöglich ſcheinen möchte, der dürfte ſich nur erinnern, daß vor einigen Jahren verſchiedene japaniſche Junken, ohne Ruder und Maſt, an die amerikaniſche Küſte getrieben wurden; und warum hätte dieß nicht auch damals ſtattfinden können?

Wohin ſich Schihoangti wandte, wirkte er kräftig und durchgreifend, ohne ſich um das Geſchrei der Gelehrten zu kümmern. Er hatte einen trefflichen Palaſt erbaut, in welchem die Edelleute und Großen des Landes ſich verſammelten, und ohne Unterſchied den Weihrauch der Schmeichelei dem unumſchränkten Herrſcher brachten. Aber die Verehrer des Alten wollten nur von Jao und Schun etwas wiſſen; und da viele Maßregeln der Regierung mit den Lehren dieſer Alten nicht übereinſtimmten, ſo wurde ihr Tädel laut. Ueberdieß war der Fürſt durchaus nicht geneigt bloßen theoretiſchen Philoſophen Aemter zu ertheilen, und die Schul-

männer fühlten ſich wegen dieſer Zurückſetzung äußerſt gekränkt. Um den Bruch noch größer zu machen, ſchrieb der erſte Miniſter gegen die Kongfutſianer, und Schihoangti gab darauf Befehl, daß ihre Bücher alle verbrannt werden ſollten. Viele Schüler des Weiſen erduldeten die ſchrecklichſten Todesſtrafen und wollten ihre Grundſätze nicht verläugnen. Die Geſchichtſchreiber glauben nun, daß dergeſtalt der ganze Bücherſchatz, mit Ausnahme der geſchichtlichen Werke, zu Grunde gegangen ſey — eine Behauptung, welche kaum der Widerlegung werth iſt; denn wie hätte man in einem ſo ausgebreiteten Lande, wo Tauſende von Exemplaren unter dem Volke verbreitet waren, alle vernichten können, und konnte man in Höhlen, Schluchten und den entfernteſten Gegenden durchaus keine dieſer Bambu-Täfelchen verbergen? Dieſe Verfolgung der Gebildeten hat man mit den ſchwärzeſten Farben gemalt, um den Namen des Länderräubers mit ewiger Schmach zu beflecken. Die Geſchichtſchreiber haben ſich Mühe gegeben, alle die guten Thaten des entſchloſſenen Kaiſers entweder mit Stillſchweigen zu übergehen, oder in ein falſches Licht zu ſtellen; aber ungeachtet deſſen kann ſeine Charaktergröße nicht verdunkelt werden. Immer beſchäftigt, immer thätig, immer unternehmend, ſcheute Schihoangti keine Gefahren. Ein gedungener Mörder wollte ihn auf einer ſeiner Züge mit einer eiſernen Keule todtſchlagen, traf aber nur das Rad der Kutſche, und Niemand konnte den Meuchelmörder ausfindig machen. Mitten in ſeinem Laufe aber ereilte den Kaiſer der Tod (210), und ſein letzter Zug war ein Beſuch am Grabe des Ju.

Dieſer Kaiſer hat durchaus keine Aehnlichkeit mit Alexander, und nur darin kommen ſie überein, daß ſie Eroberer und ihre Reiche nur von ſehr kurzer Dauer waren.. China hat wenige Fürſten hervorgebracht die auf einer ſolchen Höhe ſtanden, und wäre anders es vom Weltregierer verordnet geweſen, ſo würde das Land nicht in demſelben Zuſtande geblieben, ſondern ſehr ſchnell in Cultur und Macht fortgerückt ſeyn. — Sein Zug wider die Hunnen, welche nach einer Prophezeihung ſeinem Hauſe ein Ende zu machen gedachten, war ſein letztes Unternehmen.

Als er ſtarb, hatte ein Verſchnittener, der ſich als Staatsmann ſehr berühmt gemacht hatte, das Siegel des Reiches in Händen. Er eilte nun zu Liſſe, dem gewaltigen Miniſter, um

ihm die Wahl des Huhai, des jüngeren Sohnes des verſtorbenen Kaiſers, vorzuſchlagen. Dieſer ſtand lange in Gedanken vertieft, ehe er ſich zu einem ſolchen Schritt entſchließen konnte; allein Selbſtſucht behielt die Oberhand, und Huhai wurde unter dem Namen Oelſchihoangti — oder Kaiſer des zweiten Geſchlechts — zum Oberherrſcher ernannt. Um den älteren Bruder aus dem Weg zu räumen, unterſchob man einen falſchen Befehl des Vaters, worin er zum Tode verurtheilt war; der Jüngling tödtete ſich aber ſelbſt, um der Welt ſeinen Gehorſam gegen den Verſtorbenen darzulegen. Noch aber lebte ein gefährlicher Gegner des Verſchnittenen in dem Oberfeldherrn Mongtien. Dieſer graue Held aber, dem Hunderttauſende von Soldaten zu Gebot ſtanden, wollte keinen Bürgerkrieg erregen; er ließ ſich daher willig gefangen nehmen, und mit ſeinem Bruder zum Tode verurtheilt, trank er den Giftbecher mit dieſem. Ein herrliches Leichenbegängniß wurde zur Ehre des Schihoangti gehalten, und voll der ſchönſten Erwartungen drängten ſich nun die Höflinge um den jungen Prinzen her. Dieſer war ſeinem Vater gänzlich unähnlich, und ein dem Vergnügen ergebener Wüſtling. Der Verſchnittene machte ihm die größte Hoffnung, daß er durch heilſame Strenge ſich leicht auf dem Throne erhalten könnte: und ſo gab er dem Günſtling die ganze Regierung in die Hände. Dieſer benutzte ſeine Macht, um die kaiſerlichen Verwandten aus dem Weg zu räumen, und beſchenkte mit den von dem Reiche geraubten Schätzen die Armee, um ſich auf dieſe Weiſe einen Anhang zu verſchaffen.

Die Macht, welche auf bloßen Eroberungen gegründet war, konnte natürlich keine lange Dauer haben. Ein verſpäteter Feldzug des Tſchintſching, einer der Generale, den der Verſchnittene zur Dämpfung eines Aufruhrs ins Feld geſandt hatte, gab die erſte Gelegenheit zu einer allgemeinen Empörung. Sich vor der Strafe des herrſchenden und grauſamen Lieblings fürchtend, verband er ſich mit zwei Weiſen der kongfutſianiſchen Schule, und ſammelte Schaaren Mißvergnügter um ſich. Allein die Häupter entzweiten ſich, da jeder nur auf ſein eigenes Intereſſe dachte, und nur dadurch entging der junge Kaiſer den Rebellen; der in Unwiſſenheit ſchwelgende Fürſt hätte ſonſt leicht ihnen in die Hände fallen können. Mit Grauſamkeit glaubte er ſich jedoch noch zu behaupten. Einer ſeiner Generale war ſiegreich, und er-

ſchlug Tchintſching, während ein zweites Haupt der Aufrührer durch einen erzürnten Gegner ſeinen Tod fand. Allein die Rebellen im Lande glichen dem Kopfe der Hydra; kaum war einer überwunden, ſo waren drei an ſeiner Stelle da, deren jeder ſich ein Ländchen für ſich wünſchte. So herrſchte Unruhe und Verderben überall, und es war unmöglich, das Land wieder zur Ruhe zu bringen. Die Großen am Hofe, des elenden Regiments müde, boten ſich an, anſtatt des Kaiſers die Regierungsgeſchäfte übernehmen zu wollen. Dieſer war darüber hoch erfreut, und da Liſſe an der Spitze dieſer Beamten ſtand, ſo beauftragte ihn der Kaiſer das Cabinet zuſammenzurufen. Kaum hatte der Verſchnittene davon gehört, ſo wurde er wie wüthend; durch Ränke brachte er es dahin, daß der alte Miniſter Liſſe in Stücke zerſchnitten wurde, während Tauſende ſeiner Anhänger dieſe Verwegenheit, die kaiſerliche Macht an ſich geriſſen zu haben, mit dem Tode büßten. Als auch dieſes ſchändliche Unternehmen geglückt war, ermordete er alle die getreuen Diener ſeines Herrn, und nachdem alle Stellen nur von ſeinen eigenen Anhängern bekleidet waren, rief er den Gouverneur einer Stadt herbei, auch den Kaiſer ſelbſt aus dem Wege zu räumen. Dieſer erſchien mit ſeinen Trabanten; in der Hauptſtadt hatte man Gerüchte der ſchrecklichſten Art verbreitet, ſo daß die ganze Bevölkerung in Aufruhr war. Als der Mörder ſich dem Kaiſer nahte, flehte dieſer unter großem Wehklagen, man möchte ihm doch das Leben laſſen, er wolle gerne ſich mit dem Beſitze eines kleinen Fürſtenthums begnügen. Dieß wurde ihm aber nicht zugeſtanden. Dann kniete er nieder, und ächzend flehte er um das Leben ſeiner Frau und Kinder; die Antwort war jedoch: du haſt ſo viele zu Wittwen und Waiſen gemacht, ſo viele Familien ausgerottet, und mußt deine Schandthat mit allen den Deinigen, als eine Warnung fürs ganze Land, mit dem Leben büßen. Nachdem er noch einmal die Treuloſigkeit des Verſchnittenen beſeufzt hatte, ſtieß der Kaiſer ſich den Dolch ins Herz (207) und fiel blutend vor dem Aufrührer nieder.

Allein der Rächer war ſchon vor der Thüre; der Prinz ſelbſt, den der Böſewicht zum Nachfolger erwählt hatte, beſtrafte die Gräuel des Verſchnittenen, ſobald er ſeiner habhaft werden konnte, mit dem Tode, zur großen Freude des Volkes. Der Scepter des

Reiches ſollte jedoch nicht in dieſer Familie bleiben. Kaum hatte man Tſejing als Tſin-Prinzen erkannt, als ein kräftiger Mann, Liéupang — von dem bald mehr — damals General des neuen Tſu-Prinzen, ihn in die Enge trieb. Weder Soldaten noch Unterthanen blieben dem Oberherrn getreu, und daher war er genöthigt, ſich auf einen Wagen mit Schimmeln beſpannt zu ſetzen und ſich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Liéupang war zu großmüthig, den gefallenen Feind des Lebens zu berauben. Mit Tſejing erloſch dieſer Herrſcherſtamm (206).

Etwas früher iſt der Zug des Alexander, welcher der ganzen weſtlichen Welt eine andere Richtung gab; gleichzeitig der Krieg ſeiner Generale miteinander. Die Erhebung der Römer, ihr ſiegreicher Kampf in Italien ſowohl, als mit Karthago, fallen auch in dieſe Periode, und als Scipio in Spanien anlangte, hörte die Tſin-Familie auf China zu beherrſchen *).

Alte Geſchichte.

III. Abſchnitt.

Die Han-Dynaſtie.

(206 v. Ch. — 263 n. Ch.)

Um den Faden der Geſchichte nicht zu verlieren, wird es nöthig ſeyn etwas von dem Stammvater dieſes Herrſcherhauſes zu ſagen. Er iſt einer der berühmteſten Helden der Chineſen, deſſen Größe nicht durch kleinliche und niedrige Thaten befleckt wurde, — ein edler Menſch, und Freund und Wohlthäter ſeiner Zeitgenoſſen.

Von ſeinem frühern Leben iſt uns wenig aufbehalten worden, und ſein Name Liéupang wurde zuerſt in der Umgegend bekannt, als er Dorfſchulze geworden war. Man lobte ſeine Ehrlichkeit, Freigebigkeit und offenes Weſen, und pries vorzüglich ſein allgemeines Wohlwollen. Er würde wahrſcheinlich mit dem Namen

*) Ausführlich über dieſe Ereigniſſe iſt der Kangkien. — Ueber Schihoangti hat man eine Menge Romane geſchrieben.

eines guten Bürgers ins Grab geſunken ſeyn, wenn die Unruhen unter der Kaiſerherrſchaft nicht ſein Genie angefeuert hätten. Er hatte einmal eine Menge von Verbrechern nach dem Orte ihrer Verbannung zu begleiten, als mehrere derſelben hinwegliefen. Die Strafe welche ſeiner wartete, war ſolcher Art, daß er nicht wagte nach Hauſe zurückzukehren; daher verband er ſich mit dieſen Verwegenen und lebte eine Zeitlang als Räuber in den Bergen. Mit ſeinem Anhang ging er in den Dienſt des Tſu-Prinzen, der ſich neuerlich des Landes bemächtigt hatte, und da er in jeder Schlacht den Sieg erhielt, ſo wurde er bald einer der berühmteſten Generale jener Zeit. Allein er war ſehr unbeleſen und behandelte Gelehrte mit ſolcher Gleichgültigkeit, daß zwei derſelben ihm mit dem unerlöſchlichſten Haſſe drohten. Das ging ihm zu Herzen, und von dieſem Augenblick an wurden ſie ſeine Begleiter und Rathgeber.

Nach der Einnahme der Hauptſtadt der Tſin begab er ſich in den Palaſt der Verſchnittenen, und war erſtaunt über die Schätze und ſchönen Damen, welche er dort vorfand. Sich der Wolluſt hingebend, würde er wahrſcheinlich geſchwelgt haben bis zum letzten Athemhauch, wenn ein treuer Freund ihn nicht vom Strudel des Verderbens abgerufen hätte. Er verließ ſogleich die Sirenen und nahm nichts mit ſich, um ſich nicht durch die Erinnerung der genoſſenen Freuden unglücklich zu machen. An allen Orten, wo ſich ſeine Truppen aufhielten, ſchonte er des Volkes und erwarb ſich dadurch die Liebe der Nation. Aber er fand bald einen Gegner in dem Feldherrn Hiangſu, einem ehrgeizigen Mann, welcher das Glück des Lieupang beneidete. Ehe es zum Ausbruch von Feindſeligkeiten kam, veranſtalteten beide Gegner ein Gaſtmahl. Lieupang war fröhlich und beredſam; Hiangſu aber ließ einen ſeiner beſten Fechtmeiſter hereinkommen, um ſeine Kunſt zu zeigen und wo möglich den General am Tiſche zu erſtechen. Der argloſe Feldherr hatte aber einen Getreuen in ſeinem Gefolge, welcher ſogleich Jedermann zum Zweikampfe aufforderte, der ſeinem Herrn ſchaden wollte; da er ein wildausſehender Streiter war, ſo wurden alle Anweſenden mit Schrecken erfüllt, und ließen Lieupang ruhig nach ſeinem Lager zurückkehren. Dieſer ſtellte ſich bei ſeinem Abſchiede als ob er nichts von dem Anſchlage gemerkt hätte, und beſchenkte ſeinen Wirth mit Perlen,

welche ſein Vertrauter aus Zorn daß er den General hatte entſchlüpfen laſſen, mit den Füßen zertrat. Hiangju fürchtete jedoch den rüſtigen Nebenbuhler, denn er hatte ſich die Liebe des Volkes erworben, und anſtatt ſich daher in Kampf einzulaſſen, marſchirte er nach der Hauptſtadt des Tſin-Reiches. Seine Abſicht war nicht Schonung ſondern Verderben. Nachdem er daher den Palaſt des Tſchihoangti geplündert hatte, ſteckte er ihn in Brand, drei Monate lang glühte die Feuerſtätte dieſes ausgedehnten Gebäudes. Die Habſucht ſeiner Soldaten, die mehr einer Bande von Räubern glichen, war nicht geringer als die ihres Feldherrn, deſſen Beiſpiel ſie treulich befolgten. Nachdem alles geraubt und die Einwohner, deren man habhaft werden konnte, getödtet waren, wollte man auch noch mit den Todten Krieg führen. Die Banditen eilten zu dem fürſtlichen Mauſoleum, gruben die Gebeine auf, und nachdem ſie ſolche verbrannt hatten, zerſtreuten ſie die Aſche nach den vier Winden. Nichts blieb nun den Zerſtörern übrig, als von dannen zu ziehen. Die erſte That des ruchloſen Hiangju war eine Vertheilung des ganzen chineſiſchen Reiches vorzuſchlagen. Dieſe fand ſtatt, und Liéupang erhielt auch ſeinen Antheil, ſo daß er von einem Dorfſchulzen zum König von Han erhoben wurde.

Als er ſich nach ſeiner eigenen Beſitzung begeben wollte, liefen die Soldaten und Officiere nach Hauſe; wäre er ſelbſt willens geweſen das Schwert wider den Gegner zu ziehen, ſo fehlte es ihm an Mitteln. Glücklicherweiſe jedoch fand er in einem Officier Hanſin, der früher ein Bettler geweſen war, und den ſein Miniſter Siaoho herbeigeführt hatte, eine kräftige Stütze. Die Armee war bald nachher wieder verſammelt, und als eine kräftige Vorſichtsmaßregel legte man bedeutende Magazine an.

Ehe es aber zum Ausbruch kam, wurde Hiangju dem Schattenkaiſer Iti, welchen er den Fürſten aufgedrungen hatte, verdächtig; er ließ ihn von ſeinen Geſandten, die ihn bewachen ſollten, im Palaſte ermorden. Dadurch wurde das Volk aufs äußerſte empört. Liéupang, der ſich gern ein Anſehn geben wollte, trauerte um den ermordeten Oberherrn, und das Reich begann nun auf ihn als den würdigſten der Fürſten zu blicken. Mit einem Haufen von ſechshunderttauſend Mann fing er nun ſeinen Feldzug an, wurde aber in einer ſehr unvortheilhaften

Stellung vom Feinde überfallen, und zwei Drittheile ſeiner Armee ertranken im rauſchenden Strome. Aus dieſer großen Verlegenheit half ihm Hanſin. Dieſer zog den Feinden aus ſeinem befeſtigten Lager entgegen und fiel dann mit ſolcher Wuth auf die Unbedachtſamen, daß ſie ſehr ſchnell zurückflohen, und die ganze Armee zerſtreute ſich. Die andern Fürſten faßten nun wieder Vertrauen zu dem Sieger und leiſteten ihm große Dienſte. Hiangju, der unterdeſſen ſeine Heerſchaaren in Bewegung geſetzt hatte, ſchloß bald darauf Liéupang ein, und dieſer würde hoffnungslos untergegangen ſeyn, hätte nicht ein treuer Officier, deſſen Geſichtszüge den ſeinigen ſehr ähnlich waren, ſich für ihn aufgeopfert. Unglücksfälle der Art machten ihn behutſamer, und beide Feldherren beeiferten ſich nun einander zu überliſten. Hiangju, welcher mittlerweile den Titel eines Königs angenommen hatte, ward endlich ungeduldig und erklärte, daß er den Streit durch einen Zweikampf endigen wollte. Damit war Liéupang nicht einverſtanden, denn er wollte ſich nicht mit einem Böſewicht ſchlagen und machte dadurch den Bruch nur noch unheilbarer. Hiangju ſpottete des Hanſin wegen ſeiner Abkunft, und dieſer rächte die Verachtung durch Taktik. Nachdem er das feindliche Heer in ein von ihm ſelbſt ausgetrocknetes Bett eines Fluſſes gelockt hatte, ließ er plötzlich das Waſſer wieder einfließen und ertränkte dergeſtalt den nachfolgenden Feind. Bald war Hiangju aller Lebensmittel beraubt, lieferte voll Verzweiflung ein Treffen, und gänzlich geſchlagen zog er ſich mit zwei ſeiner Getreuen ins Gebirge zurück. Erſchöpft von Blutverluſt und alles aufgebend, beging er Selbſtmord, und ſo fiel einer der größten und grauſamſten Feldherren ſeiner Zeit, ein chineſiſcher Tilly *).

Es war nun die Zeit gekommen (202), daß der lang erſehnte Thron dem Sieger ſo vieler Schlachten anheimfallen ſollte, und die Nation erkannte ihn, ohne ſein Anſuchen, als ihren Oberherrn. Großmüthig wie er war erzeigte er ſeinem Gegner die größte Ehre im Tode. Als er zum erſtenmal ſeine Audienz gab, drängten ſich ſeine Streitgenoſſen um ihn herum, und jedem ertheilte er ſein Lob, ſeinem beſondern Verdienſte die

*) Von den allerneueſten Geſchichtsreſtaurationen, die ſchwarz weiß und weiß ſchwarz machen, hatte alſo der proteſtantiſche Sendbote zu Hongkong noch nichts erfahren. N.

eigene Thronbeſteigung zuſchreibend. Auch Hanſin war unter dieſer Zahl. Obgleich nun Feldmarſchall erinnerte er ſich noch des Bettlerweſens, und belohnte ein armes Weib, welches ihn vom Hungertode gerettet hatte, mit 1000 Unzen Silber. Der einzige Feind der ſich noch hielt, war der Tſi-Prinz. Er mußte ſich aber nach einer Inſel in der Nähe von Schantong zurückziehen; da er der Aufforderung des Kaiſers folgte und ſich freiwillig ergeben wollte, wurde er in dem Grade von Gewiſſensbiſſen, wegen eines Brudermordes, gefoltert, daß er, ehe er noch die Hauptſtadt erreichte, ſich entleibte.

Liéupang vergab allen ſeinen Feinden, einen Mann aber, der ihm auf ſeiner Flucht das Leben ſchenkte, behandelte er ſehr grauſam. Er verurtheilte ihn zum Tode, weil er ſeinem Herrn nicht getreu geweſen und ihn ſelbſt hatte entwiſchen laſſen. Eine Handlung dieſer Art an einem ſo großen Fürſten iſt ganz unerklärbar. Noch ſchwärzer iſt ſeine Undankbarkeit gegen Hanſin, einen Feldherrn, dem er die Eroberung des Reiches dankte. Er machte ihn erſt nach ſeiner Thronbeſteigung zum Könige, hielt ihn aber bald darauf in Verdacht einer geheimen Verſchwörung. Er berief einen Reichstag, auf welchen der General mit Feſſeln beladen nach der neuen Hauptſtadt Lojang geſchickt wurde. Dieſer fühlte das ihm angethane Unrecht mit dem Edelſinne eines Columbus, und da er nachher eine perſönliche Unterredung mit dem Monarchen hatte, drückte er ſich ſehr frei über die Härte aus mit welcher er behandelt wurde, und zog ſich dann ins Privatleben zurück.

Da viele ſich beklagten, daß ihre Dienſte nicht recht belohnt worden wären, und es beinahe wieder zum Ausbruch eines Aufruhrs kam, ſetzte der Kaiſer eine Commiſſion nieder, um den Rang der verſchiedenen Großen zu beſtimmen; er vergaß aber dabei ſeinen Vater. Dieſer war früher vom Hiangju gefangen genommen und nur dann wieder in Freiheit geſetzt worden, als jener ſich um die Freundſchaft des ſiegenden Gegners bewarb, und ihm den Vorſchlag machte das Reich zu theilen. Der alte Mann trug die Schmach der Gleichgültigkeit ſeines Sohnes geduldig, bis dieſer, gerührt von der Niedrigkeit in der ſich der Vater befand, ihm den Titel des größten Kaiſers gab, und ihn hinfort mit ſehr großer Ehrerbietung behandelte.

Die erſte Sorge des Kaiſers war das Ceremoniell am Hofe, um ſeine Größe der ganzen Welt durch Pracht und Glanz zu zeigen. Zu dieſem Ende verſammelten ſich die Miniſter, um die Regeln der Etikette genau anzuordnen. Glücklich war Liéupang als er eines Tages die Huldigung nach alter Weiſe von allen den Edeln des Landes erhielt. Während dieſer Spielereien ſchreckte ihn ein Einfall der Hunnen auf. Der frühere Führer dieſes Volkes war ein ruhiger und beſonnener Mann, wurde jedoch von ſeinem Sohne Mete ermordet. Dieſer treuloſe Fürſt beſtärkte durch ſeine Nachgiebigkeit die Anmaßungen des nachbarlichen Tatar-Stammes, deſſen Chan einſt ſein ſchönſtes Roß, und vorher die vortrefflichſte Prinzeſſin von ihm ohne Widerſpruch erhielt. Damit noch nicht zufrieden wollten ſie ſich auch einer naheliegenden Wüſte bemächtigen, als Mete wüthend über ſie herfiel und dieſen Stamm beinahe vernichtete. Einmal auf der Laufbahn des Sieges hielt er nicht an, ſondern unterwarf ſich die Nomaden der Gobi, ſetzte über den gelben Fluß und bedrohte, nachdem er ſich mit einem chineſiſchen Verräther verbunden hatte, das himmliſche Reich. Liéupang, ſieggewohnt, verließ eiligſt die Hauptſtadt und das zwängende Formenweſen, ſchlug den Vortrab des Feindes, und maſchirte, ſeine Gegner verachtend, tiefer in das feindliche Land. Hier wurde er plötzlich von der unzählbaren Reiterei des Tatarfürſten umringt, und erkaufte ſeine Freiheit durch das Geſchenk des ſchönſten chineſiſchen Mädchens, welches den Barbaren Mete zur Mäßigung anmahnte. Die Horden, welche nun einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatten, gefielen ſich auf dem Boden des Mittelreiches; der Kaiſer gab nun einem Günſtlinge eine große Armee, um ihre Bewegungen zu bewachen. Dieſer Oberbefehlshaber hatte einen bedeutenden Anhang, und kam in Verdacht des Verraths. Er wurde daher zurückberufen, allein noch ehe er Lojang erreicht, hatte Liéupang ſeinen edlen Freund Hanſin ſchon zu ſich berufen, und ohne ihn eines Verhöres zu würdigen, wurde er am Hofe enthauptet, dem Schuldigen aber ſchenkte er Verzeihung; dieß iſt Fürſtengunſt. Noch ungerechter war ſein Verfahren rückſichtlich eines treuen Gehülfen, der ihm oft in der höchſten Noth beigeſtanden und mit Gefahr ſeines Lebens ihn von den Belagerern gerettet. Er hatte nichts gethan um Argwohn rege

zu machen; er witterte dennoch den nahenden Sturm und erſuchte die Kaiſerin, ſeiner Unſchuld ſich bewußt, für ihn ein gutes Wort einzulegen. Dieſe, trotz der den Frauen eigenen Mitgefühle, erſuchte ihren Gemahl mit Strenge wider den alten Diener zu verfahren, und da er dieß nicht thun wollte, ſo beſtach ſie ſeine Bedienten, die nun eine förmliche Anklage gegen ihren Herrn vorbrachten. Er wurde ſogleich enthauptet, und einer ſeiner Anhänger, der ſich wegen dieſes grauſamen Looſes beklagte, zum Feuertode verurtheilt — eine Strafe die der Kaiſer nach reiferm Nachdenken erließ. Das Gerücht dieſer Mordthaten wurde bald durchs ganze Land verbreitet, und die edelſten Männer, die Stützen des Reiches, fingen an zu zittern. Einer derſelben, um ſich vom Untergange zu befreien, marſchirte mit ſeinem Heere wider die kaiſerlichen Truppen. Lieupang war gerade krank, raffte ſich jedoch ſchnell bei dieſer Nachricht auf und verfügte ſich zum Heere. Nach ſeiner Rückkehr brach eine alte Wunde von neuem auf, und da er ſein Ende herannahen ſah, beſtellte er trotz der Gegenvorſtellungen ſeines geliebten Weibes ſeinen älteſten Sohn zum Nachfolger und ſtarb (195) freudig. In der Halle der Vorväter erhielt er den Titel Kaotſu.

Thatenreich war ſein Leben, weiſe und liebreich ſein Betragen gegen die Menge, ſolange er noch bloßer Heerführer war, ſobald aber das Diadem ſein Haupt zierte, war niemand treuloſer. Oft erinnerte er ſich mit Vergnügen ſeines niederen Standes, und nach ſeinem letzten Feldzuge beſuchte er ſein Geburtsland, um ſich fröhlich und unbefangen bei einem großen Gaſtmahle mit ſeinen Landsleuten zu unterhalten. Am Grabe des Kongfutſe zeigte er auch, obgleich er ſehr wenig von den Grundſätzen des Volkslehrers begriff, daß er durchaus nicht gleichgültig gegen ſeine Verdienſte war. Er ſelbſt hatte ſich den Weg zum Thron mit dem Degen in der Hand gebahnt, und daher konnte er nie den Begriffen der Freunde der alten Literatur huldigen, welche behaupteten, daß das Land nach philoſophiſchen Grundſätzen regiert werden müßte, und daß die Anſtellung ſo vieler Militärbehörden als Civilbeamten verderblich ſey. Um ſie zu befriedigen und ſich vor ihren Ränken zu ſchützen, ſchrieb er an alle Statthalter, die tüchtigſten Gelehrten nach der Hauptſtadt zu

ſenden, um hier eine Akademie zu bilden. Dieß gab allgemeine Zufriedenheit.

Liéupang iſt einer der beſten Prinzen, welche die chineſiſche Geſchichte kennt, und war ohne Zweifel ein kräftiges Werkzeug in der Hand Gottes, um ein ſolches großes Volk wieder Ruhe, Frieden und Wohlſtand genießen zu laſſen. Von aller ſeiner Beute behielt er nur ſo viel übrig um einen prächtigen Palaſt zu bauen.

Hiaohoeiti, der Nachfolger, war noch ſehr jung als er zur Regierung kam. Seine Mutter konnte nicht vergeſſen, daß die geliebte Gemahlin des vorigen Kaiſers ihren eigenen Sohn zum Thronerben beſtimmt hatte, und daher beſchloß ſie die fürchterlichſte Rache auszuüben. Zu dieſem Zweck benutzte ſie die Abweſenheit des Kaiſers, und gab dann dem Sohn ihrer Gegnerin einen Gifttrank. Nachher fiel ſie wie eine Tigerin ſeine Mutter an, raufte ihr die Haare aus, und nachdem ſie ſie hatte blenden und verſtümmeln laſſen, warf ſie den Leichnam in eine Kloake. Bei der Zurückkehr des Monarchen pries ſie ſich mit großen Lobreden, er ſelbſt war aber über dieſe Gräuel ſo betroffen, daß er ein ganzes Jahr hindurch die Regierung verſäumte, ſich ganz dem Vergnügen hingebend. Bei einem großen Gaſtmahle wollte dieſelbe Furie dem Tſi-Prinzen den Giftbecher reichen, ſah aber ihren Anſchlag vereitelt. Sie würde ſich ohne Zweifel an den Hunnen fürchterlich gerächt haben, denn ein ſehr beleidigender Brief war an ſie von Mete geſchrieben worden; ihre Günſtlinge aber riethen es ihr ab.

Die alten Miniſter des Vaters regierten das Land, und daher blieb alles ruhig, während Hiaohoeiti keinen Antheil an Staatsſachen nahm. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre (188).

Die Mutter Liuhéu, eine Athalia, welche ein Kind der Gemahlin ihres Sohnes untergeſchoben hatte, regierte nun anſtatt des Unmündigen, und da ihre zwei Verwandten Oberfeldherren der Armee waren, bot ſie den Miniſtern die Spitze. Ihre einzige Abſicht war, das neue Kaiſerhaus zu vertilgen und ihren eigenen Gebrüdern zu Ehrenſtellen zu verhelfen. Zu dieſem Zweck erlaubte ſie ſich der willkürlichſten Handlungen, ſo daß kein Großer ſeines Lebens ſicher war. Selbſt der Schattenkaiſer wurde ermordet, denn er hatte ſeinen großen Unwillen über den

plötzlichen Tod ſeiner Mutter, die man auch weggeſchafft hatte, an den Tag gelegt. Zwei andere Kinder, die man gleichfalls für Prinzen ausgegeben hatte, ſollten nun das Kaiſerreich aufrechthalten. Allein die Regentin, von Schrecken befangen, und von den Geſpenſtern der von ihr Erſchlagenen verfolgt, ſtarb ſchon im J. 180, und ein unächter Sohn des Kaotſu folgte in der Regierung. Man verſpürte zu jener Zeit Erdbeben und andere Trübſale; das Volk aber, des Kriegs müde, lebte ruhig, ſich nur um ſeine eigenen Geſchäfte bekümmernd, und die Prinzen waren unter Leitung ſehr weiſer Miniſter, ſo daß der Frieden mit Leichtigkeit erhalten wurde.

Hiaowenti war ein ſehr trefflicher Kaiſer, friedliebend und genügſam, der ganz im Sinne der Gelehrten regierte, und häufig die ſchönſten Befehle ergehen ließ, in welchen er dem Jao und Schun nachahmte. Wo er Elende fand, unterſtützte er ſie. Er war der Vater des Landes im vollſten Sinne des Wortes, und der chineſiſche Titus. Seine Regierung wurde nur durch die Einfälle der Tataren beunruhigt; allein außer dieſen verharrte Jedermann im Gehorſam, und die Vaterlandsliebe war nie feuriger, die Treue der Unterthanen nie beſtändiger. So floſſen die Tage ohne große Ereigniſſe hin und Wenti ſtarb im Jahr 157. Seine Regierung iſt merkwürdig wegen der Einverleibung eines großen Landſtriches im Süden des Jangtſe, wo der Fürſt, ein Chineſe, nach erſter Ermahnung, ſeine Huldigung dem mächtigen Kaiſer zu erkennen gab. Die Prieſter der Vernunft kamen auch zum erſten Male als Günſtlinge des regierenden Fürſten vor, der oft ihren Träumereien Gehör gab. Die Kongfutſianer aber genoſſen das höchſte Anſehen, und ihr goldenes Zeitalter ſchien nun heranzunahen.

Hiaokingti (156) ließ ſich zu viel in die Ränke des Hofes ein, und dadurch wurde ein Bürgerkrieg erregt, der nur durch Ueberwindung eines Lehenfürſten ein Ende hatte. Nachher ſtritt man ſich lange um die Thronfolge, bis der geliebte Bruder des Kaiſers, den man wider den Willen der Großen zum Kronprinzen beſtimmt hatte, geſtorben war, und verſchiedene Günſtlinge, um den Streit zu beſchwichtigen, ſich ſelbſt das Leben genommen. Es war auch Hungersnoth im Lande, um die ſich jedoch der Monarch ſehr wenig bekümmerte. Sein thatenloſes Leben endete

im J. 141. Die Länder ſüdlich des Jangtſe hatten dem chineſiſchen Kaiſer gehuldigt, obgleich ſie ihre eigenen Fürſten beibehielten, und die gegenſeitige Verbindung ſcheint ſeit dieſer Zeit nie unterbrochen worden zu ſeyn. — Wir müſſen hier nun bemerken, daß ſchon Wenti Befehl gegeben hatte, den Jahren ſeiner Regierung einen Namen beizulegen, und daß man ſeitdem dieſe Sitte beibehalten hat. In der Folge, wo dadurch keine Verwirrung entſtehen kann, werden wir die Kaiſer danach anführen; wo aber zwei und ſelbſt drei Benennungen für denſelben Regenten ſtehen, iſt dieß nicht möglich.

Bei der Thronbeſteigung des Wuti war das ganze Land von Freude erfüllt. Der junge Fürſt erwies ſeiner Mutter die höchſten Ehrenbezeugungen, und da ſehr viele Unglücksfälle das Reich betroffen hatten, ſuchte er ſich durch eine lange öffentliche Erklärung mit dem Volke zu verſtändigen. Einer der Miniſter machte es ſich zur Pflicht, ihn ſowohl als ſeinen ältern Bruder, der wegen des Verluſtes des Thrones äußerſt unzufrieden war, tugendhaft zu machen. Sobald ſeine Wünſche erfüllt waren, zog er ſich zurück, und ein erfahrener Greis nahm ſeine Stelle. Die Kongfutſianer erfreuten ſich der kaiſerlichen Gunſt, und ſo durfte einer der Cenſoren es wagen, die Kaiſerin Mutter wegen ihrer Anhänglichkeit an den Lehrer der Vernunftreligion zu tadeln. Dieſe Verwegenheit büßte er nebſt ſeinem Anhange mit dem Tode. Selbſtmord wurde ihnen als Strafe auferlegt. Der Kaiſer hatte beim Antritte ſeiner Regierung alle Verbrecher, die ſich in den Kerkern befanden, losgelaſſen, und auch die Adeligen mit höhern Graden und Ehren beſchenkt. Jetzt aber wurden die Lehensfürſten durch die Sittenrichter, welche ſich in alle ihre Sachen einmiſchten, beleidigt; daher bat einer der Prinzen bei einem großen Gelage, daß ihnen dieſes ſtreng verboten werden müſſe, um dem Mißvergnügen zu ſteuern. Dieſem Wunſche gab Wuti ein williges Gehör.

Während das Land verſchiedene Jahre hindurch von Fluthen, von Dürre und Heuſchrecken heimgeſucht wurde, miſchte ſich der Kaiſer (135) in den Streit der Stämme, welche jetzt Tſchekiang, Fokien und Kuangtong bewohnen, obgleich ſeine verſtändigſten Miniſter ihn ernſtlich abmahnten. Der Ausgang war aber glücklich, und von dieſem Augenblicke an kamen jene Länder unter

chineſiſchen Einfluß. Die Eingebornen waren äußerſt wild und widerſpenſtig, ſo daß ſie beſtändig durch die größte Strenge im Gehorſam gehalten werden mußten. Die Hungersnoth im ganzen Reiche war ſo groß, daß ſelbſt Menſchenfleiſch gegeſſen wurde, und der Kaiſer, welcher ſehr willig dem Uebel abgeholfen hätte, war zu unentſchloſſen, um etwas Entſchiedenes zu unternehmen. Vielmehr gab er einem Prieſter der Vernunft Gehör, um den Trank der Unſterblichkeit von ſeiner Hand zu empfangen, während er einem andern Rationaliſten zu Gefallen einen Tempel dem Einzigen, oder der großen Einheit (ſo nannte er ſeinen Götzen) erbaute. Alle Gegenvorſtellungen, den Kaiſer von ſeinem Wunſche die Unſterblichkeit zu genießen und die Ambroſia zu trinken, abzukehren, waren vergeblich, bis endlich ein Hofmann es wagte, den Becher, welcher mit dieſem Weine angefüllt war, aus der Hand des Dieners zu reißen, und ihn ſelbſt in Gegenwart ſeines Oberherrn auszuleeren. Darüber wurde dieſer ſo entrüſtet, daß er augenblicklich befahl, ihm den Kopf abzuſchlagen. Da antwortete der Mann, das kannſt du ja nicht o Kaiſer, denn ich bin unſterblich. Dieſe wenigen Worte brachten Wuti zur Beſinnung. In anderer Hinſicht war der Prinz ſehr nachgiebig, und obgleich er die Jagd leidenſchaftlich liebte, und ſich Tage lang mit Bären und Wölfen herumſchlug, ſo gab er dieß Vergnügen, ſobald man ihm Vorſtellungen dagegen machte, willig auf.

Dieß war das goldene Zeitalter der Gelehrten, wo die verloren gegangenen Schätze der Literatur unter der Leitung des freigebigen Fürſten Hokien wieder hervorgeſucht und vollſtändig gemacht wurden. Jedermann der an den Hof kam und Kenntniſſe beſaß, wurde äußerſt hochgeſchätzt, und der Palaſt war mit Vielwiſſern angefüllt. Daher wurde auch über jede Maßregel der Regierung äußerſt viel geſchrieben. Die Stämme des Südens und Bewohner von Sſetſchuen genoſſen ſehr bald die Vortheile chineſiſcher Bildung und wurden nach und nach ſchon bei Lebzeiten des Wuti dem Reiche einverleibt.

Die Tataren blieben jedoch hartnäckig in ihrem Widerſtande, und da ihnen der Kaiſer eine Prinzeſſin zur Gemahlin ihres Oberhauptes zugeſtanden und nachher wieder auf Anrathen einiger Hofleute ſein Wort gebrochen hatte, fielen ſie wüthend über die Gränzen her. Endlich gelang es einem chineſiſchen

General ſie zu überrumpeln, ihr ganzes Lager zu plündern und die Söhne des Fürſten ſelbſt gefangen zu nehmen. Als er nach der Hauptſtadt zurückkehrte, ging ihm der Kaiſer ſehr viele Meilen entgegen, um ihm Glück zu wünſchen, und der ganze Hof beugte ſich mit großer Freude vor dem ſiegreichen Feldherrn; der erſte Miniſter war der einzige, der dieſe Erniederung nicht dulden konnte. Bald entwickelte ſich ein neuer Krieg, und die Chineſen waren dießmal ſo ermuthigt, daß ſie dem Feinde bis jenſeits der Schamo nachſetzten und alle ſeine Magazine vernichteten. Dadurch wurde auch die Ruhe eine Zeitlang hergeſtellt. Kaum hatten jedoch die Nomaden ſich etwas erholt, ſo fingen die Streifereien wieder an. Um dieſen ein Ziel zu ſetzen, wollte der Kaiſer die Hunnen lehenspflichtig machen, und dieß ſchien auch ausführbar zu ſeyn, da der Chan nur noch ein Kind war. Die Söhne der Wüſte verſchmähten jedoch das Anerbieten, Feindſeligkeiten brachen bald wieder aus, und eine ungeheure chineſiſche Armee rückte in das Land. Der Feldherr war ſehr glücklich, allein nachdem er den Feind zurückgedrängt, und alle Pfeile verſchoſſen, fielen die Tataren über ihn her und machten ihn mit der Armee zum Gefangenen. Als Wuti die Nachricht von dieſem Unfalle erreichte, war dieſer vor Zorn ganz außer ſich und ermordete die ganze Familie des unglücklichen Feldherrn. Dieſer wurde nun als Schwiegerſohn des Chans ſein beſter Rathgeber, und eine zweite Armee, die zur Austilgung der Räuber geſandt worden war, mußte ebenfalls die Waffen niederlegen. Die Chineſen waren beſtimmt ihr Leben in den Wüſteneien als Sklaven zu verſchmachten.

Wohl verdient aber dieſer Regent den Namen Wuti, kriegeriſcher Kaiſer; denn obgleich er nicht ſelbſt ins Feld zog, ſo war er dennoch der größete Eroberer, den China je beſaß. Er erfocht überdieß Siege, nicht um ſich zu rächen, ſondern um Cultur und Glück überall zu verbreiten. Schon früher hatten ihn Reiſende und Flüchtlinge auf die Länder, welche zwiſchen China und Indien liegen, aufmerkſam gemacht. Seine eigenen Geſandten gaben ihm darüber ausführlichere Kunde; ſie erreichten ſelbſt die hohe Gebirgskette, welche Tibet von Kokonor ſcheidet, die herrlichen Producte Hindoſtans mit ſich bringend. Der Hang, jene Länder zu beſitzen, war nun im Kaiſer unwiderſtehlich, und

daher wurde er nach langen Bemühungen Schutzherr der Stämme am Tſinghai oder Kokonor, wodurch eine gewiſſe Verbindung mit dem Süden Aſiens in Gang kam. Auch ſcheint er ſchon damals einen Theil der Länder Junnan und Kueitſchéu unter ſeine Botmäßigkeit gebracht zu haben. Der rieſenhafte Anwachs des Landes in jener Richtung konnte ihn jedoch nicht befriedigen; daher bewarb er ſich auch mit ſehr großem Erfolge um Tſche-kiang, Fokien und ſelbſt Kuangtong, wo nach mühſeligen Kriegen, worin Zehntauſende von Soldaten ſtarben, ein Schatten ſeiner Macht anerkannt wurde. Bis ins ferne Korea machte ihn ſein Waffenglück bekannt; und die Einwohner behielten einen bleibenden Eindruck von der chineſiſchen Eroberung. Sſe-tſchuen wurde beinahe dem Kaiſerreiche einverleibt, und die Länder ſüdlich des Jangtſe erkannten Wuti als Oberherrn. Beinahe gleichzeitig mit dieſen Ereigniſſen ſind die Eroberungen der Römer im Weſten, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die chineſiſchen Coloniſten ſelbſt ihrem Herrn in den Gränzländern vorarbeiteten, und nachher durch Urbarmachung und Beſitznahme der Felder für immer jene Gegenden dem himmliſchen Reiche unterwarfen. Der Römer gebrauchte nur das Schwert und den Sieg der Lanze, während die Menſchenhaufen der Han-Dynaſtie in ſich ſelbſt Kraft genug beſaßen um den Boden des ganzen mittlern Aſiens ſich zinsbar zu machen.

Im Laufe der herrlichſten Siege ward Wuti's Seele durch einen vermeinten Aufruhr ſeines Sohnes und Thronerben von Gram zerriſſen. Zu ſpät, als der letztere ſich ſchon entleibt hatte, ſah der Kaiſer ein, daß er zu raſch gehandelt, und erkannte ſeine Schuld. Zum Thronfolger wurde nun ein junger Prinz, deſſen außerordentliches Ausſehen an Jao erinnerte, beſtimmt; Wuti aber wurde nie mehr von ſeiner Schwermuth befreit, und ſtarb, ein Opfer des nagenden Grams.

In mancher Hinſicht gleicht dieſer Fürſt Ludwig dem XIV. von Frankreich. Auch ſein Hof war glänzend und prachtvoll, und die größten Hiſtoriker — Sſematſien unter andern — Dichter, Philoſophen und Literaturfreunde die China je hervorgebracht hat, bewarben ſich um ſeine Gunſt und ſchrieben zu ſeinem Lobe. Des Mäcenas Hokien haben wir ſchon erwähnt; mit welcher großen Mühe er die Ueberbleibſel der Claſſiker wieder hervor-

Digitized by Google

ſuchte, und wie freigebig er ſich gegen alle Gelehrten bewies, können die Schriftſteller nicht genug loben; der Herzog von Hoainan hegte denſelben Eifer; mehr als tauſend Gelehrte hatten ſich nach ſeiner Hauptſtadt verfügt, um ſich über die Grundſätze einer guten Regierung philoſophiſch auszuſprechen. Allein ſie wünſchten auch einen praktiſchen Verſuch davon zu machen, und daher verbanden ſie ſich miteinander, ihren Gönner zur erſten Stelle des Reiches zu erheben. Schon hatte man Geld und Waffen zuſammengerafft als Wuti den Anſchlag erfuhr. Die Philoſophen verließen nun mit der größten Geſchwindigkeit das neue Athen, und ihr Beſchützer gab ſich ſelbſt den Tod um der Strafe eines Rebellen zu entgehen. Der Fortgang der chineſiſchen Literatur unter der pflegenden Hand des mächtigen Kaiſers war außerordentlich; in jedem Fache wurde etwas Rühmliches gethan; der Kalender wurde verbeſſert und noch andere nützliche Werke zur Ausführung gebracht. Deſſen ungeachtet war Wuti dem Aberglauben ſehr ergeben; ſo gewiß iſt es, daß uns nur der Sohn Gottes hievon befreien könne. Tage lang verweilte er in der Geſellſchaft der Rationaliſten, die mit Magie und Taſchenſpielereien und den wunderbarſten Gaukeleien ſeine Einbildungskraft ergötzten. Sie fanden Eingang am Hofe, wurden von der Prinzeſſin und den übrigen Bewohnern des Harems ſehr geliebt, und ließen ſich in die verderblichſten Ränke ein. Ihnen ſchrieb man den Tod des Kronprinzen zu und beſchuldigte ſie der unerhörteſten Gräuel, ſo daß ſie endlich mit großer Wuth aus dem Lande getrieben wurden und eine Zeit lang ihren Einfluß verloren.

War Wuti nicht einer der größeſten, ſo iſt er einer der glücklichſten Kaiſer China's, der viele vortreffliche Eigenſchaften beſaß, dabei aber auch ſeine Schwächen als Menſch hatte. Er that viel um die Macht des Adels zu brechen. Zu dieſem Behufe verordnete er, daß nur die Hälfte des Landes dem älteſten Sohne gegeben werden könnte, ſo daß durch beſtändige Zerſtückelung der Lehensgüter das Anſehen der Großen zu Grunde gehen möchte. Um China wider die Tataren zu ſchützen, ſuchte er ſich die öſtlichen Stämme, indem er ihnen Liaotang ſchenkte, zu verpflichten. Dieſe, welche nachher unter dem Namen Mantſchuren ſo berühmt geworden ſind, zeigten ſich anfangs ſehr

willig die Hunnen zurückzuſchlagen. Allein als ſie unter ſeinem Nachfolger auf die Probe geſtellt wurden, brachen ſie in Empörung aus und thaten den Gränzen ſehr viel Schaden. Er verſuchte es auch vermittelſt Geſandtſchaften die wilden Stämme ſich geneigt zu machen. Seine Miniſter wurden aber im Lager der Horden zurückgehalten, und nachdem ſie lange Zeit am nördlichen Eismeere verlebt und durch Noth und Elend in bloße Gerippe verwandelt waren, kehrten ſie unter der Regierung ſeines Sohnes nach der Heimath zurück.

Tſchaoti war noch ein Kind als er (86) den Thron beſtieg; während der Regentſchaft, an deren Spitze ein trefflicher Miniſter ſtand, herrſchten die ſchändlichſten Cabalen. Erſt war es ein Bruder, der mit dem Schwerte überwunden werden mußte, ehe der Kaiſer frei war; nachher ein Abenteurer, der ſich für den ermordeten Kronprinzen ausgab; endlich eine Menge Verſchworener unter den Hofleuten, welche zu Gunſten eines andern Prinzen den regierenden Kaiſer aus dem Wege ſchaffen wollten. Dieſe wurden aber entdeckt, und Tſchaoti ſtarb eines natürlichen Todes, ohne je ſelbſt regiert zu haben. Das Volk genoß den Frieden, aber die Tataren wurden ſehr mächtig und konnten kaum durch reiche Geſchenke, durch Treuloſigkeit und Verrath von ihren Streifereien abgehalten werden.

Man war lange nicht entſchieden wer den Thron nach dem Abſterben des Tſchaoti beſitzen ſollte; denn die Nachkommen des Liéupang waren nur noch in ſehr geringer Zahl vorhanden. Endlich fiel die Wahl auf einen jungen Prinzen, der ſehr viel verſprach, nachdem er aber Herr des Landes geworden war, nur des Vergnügens willen lebte. Dieß konnte der greiſe Staatsminiſter nicht erdulden, daher wurde, als Ermahnungen nichts fruchteten, der Rath verſammelt, und die verwittwete Kaiſerin ertheilte dem Suenti das Siegel des Reiches (73).

Als Knabe hatte dieſer junge Prinz die Alten ſtudirt, und ſein ernſtes Beſtreben war ihnen nachzuahmen. Seiner eigenen Unfähigkeit ſich bewußt, ließ er die Zügel der Regierung in den Händen des wohlerprobten Staatsmannes, der ſie ſchon ſo lange geführt hatte. An ſeinem Hofe lebte die liebenswürdigſte Frau als Kaiſerin, welche jedoch nach ihrer Niederkunft, auf Anſtiften der Gemahlin des erſten Miniſters, durch Gift getödtet

wurde. Es war ihr Wunſch ihrer eigenen Tochter auf den Thron zu verhelfen, und da dieſe ein ſehr geiſtreiches Mädchen war, gelang ihr dieß. Der Monarch war über ſeine Heirath ſo zufrieden, daß er dem ganzen Volke ſeine Abgaben für ein Jahr erließ, während der betagte Regent aus Gram über die Schandthat ſeiner Frau ins Grab ſank. Dieſes Weib hatte eine ältere Tochter in ihrer zarten Jugend mit dem verſtorbenen Kaiſer verheirathet. Nun war ihr jüngeres Kind wieder Kaiſerin, und da ſie einen Sohn geboren hatte, glaubte ſie dieſen für den Thron beſtimmt. Wie groß war daher ihr Zorn, als Suenti den Erſtgebornen dazu beſtimmte; ſie aber, einer Theophano gleich, verabredete ſich mit ihrer Tochter, den Monarchen durch Gift umzubringen. Dieſer war aber zu ſchlau und vereitelte den Plan der Furie. Ein anderer Miniſter kam bald darauf ans Ruder; er ſuchte Beweiſe der Gräuelthaten aufzufinden; der Anhang der Kaiſerin erſchrack, und man machte Anſtalten zu einer Empörung. Alles war ſchon beſtellt, als der Plan verrathen, die ganze Familie zum Tode verurtheilt, und nur die Gemahlin des Autokraten im Kerker ihr Leben friſtete.

Mit den Tataren führte man einen endloſen Krieg, und ohne aller der Feldzüge einzeln zu gedenken, mögen wir hier nur das Merkwürdigſte erwähnen. Eine zahlreiche chineſiſche Armee unter drei berühmten Generalen rückte in die Wüſte ein, und da die Nomaden ſich vor dieſen Maſſen zurückzogen, kehrte auch das chineſiſche Heer um, und die Feldherren rühmten ſich, daß ſie den Feind über die nördlichen Gränzen der Gobi-Wüſte getrieben hätten. Ein anderer Oberbefehlshaber, der es redlicher meinte, folgte dem Feinde auf dem Fuße nach, und hatte nachher, von Lebensmitteln entblößt, einen ſchmählichen Frieden zu erkaufen. Die oberen drei Anführer wurden ihrer Lügen wegen zum Tode verurtheilt, nahmen ſich aber ſelbſt das Leben. Nun ſuchte man wieder durch Verrätherei den ruchloſen Räubern Einhalt zu thun; allein dieſe wurden dadurch nur noch mehr erbittert, und in ihrem Vorhaben, China zu plündern, beſtärkt. Daher war man genöthigt, den erfahrenſten Officier nach jenen Gegenden zu ſenden. Dieſer, anſtatt ſich mit dem Feinde, den er für unüberwindlich hielt, herumzuſchlagen, gewann die Liebe ſeiner Soldaten, ließ ſie das Gränzland behauen, zog viele der

Nomaden an ſich, und gab den übrigen eine große Menge Korn, wodurch ſie vom Hungertode gerettet wurden, und daher weniger Luſt hatten ausgedehnte Streifereien zu unternehmen. Gegenſeitige Streitigkeiten unter den verſchiedenen Chanen verhinderten lange einen Ausbruch, bis einer derſelben (51) die Freundſchaft des Kaiſers ſuchte, und zu dieſem Ende ſelbſt eine Reiſe nach der Hauptſtadt machte, um dort ſeine Huldigung darzubringen. Dieß war ein Freudenfeſt für den ganzen Hof, und nichts wurde unterlaſſen um den großen Glanz des Suenti den Barbaren zu zeigen. Die Seele des Wüſtenbewohners war entzückt über alles was er ſah, und als er ſeine Heimath erreicht hatte, machte ſein Bericht ſolchen Eindruck auf ſeine Landsleute, daß ſich die meiſten tatariſchen Stämme bis zur kaspiſchen See der chineſiſchen Oberherrſchaft unterwarfen.

Suenti war ein verſtändiger Herr, der es ſich hauptſächlich angelegen ſeyn ließ, tüchtige Miniſter zu wählen und ihrem Rathe unbedingt zu folgen. Er brachte die Geſetze in gehörige Ordnung und beſtand darauf, daß nur praktiſche Leute Aemter bekleiden ſollten; denn nur ihnen und nicht den bloß Gelehrten zieme dieß. In ſeinem Betragen war er demüthig und nachſichtig, und als ein Erdbeben ſtattfand, ging er als ein Büßender herum, um dem Himmel Abbitte zu thun. — Allen ſeinen Unterthanen wollte er freien Zutritt erlauben, wäre dieß nachher nicht für unmöglich befunden worden.

Juenti (48) warf ſich gänzlich den Philoſophen in die Arme, und wollte nur durch ſie regieren. Erſparniſſe am Hofe war die erſte Maßregel, wodurch er ſich dem Volke für die Zukunft verpflichtete. Allein zu träge ſich mit Regierungsgeſchäften zu befaſſen, ließ er es bei dem guten Vorhaben bleiben, und gab zwei Verſchnittenen den Auftrag, alle bedeutenden Sachen für ihn zu verwalten. Dadurch entſtand nun viele Unzufriedenheit, und die Geſchichte ſeiner Zeit gibt nur Beiſpiele von Ränkeſucht, für die der Leſer kein Intereſſe haben kann. Man beneidete den Günſtlingen ihre hohen Stellen, und dieſe dagegen waren unverſöhnlich in dem Haſſe gegen ihre Tadler, und ruhten nicht eher bis ſie dieſelben zum Blutgerüſte gebracht hatten. Darüber entſtand auch ein Krieg mit den Tataren, der aber glücklich endete, obgleich die Verſchnittenen die ſiegenden Generale um

ihren Lohn bringen wollten. Man gab auch einem der Chane auf ſein ernſtes Verlangen eine chineſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin, weßhalb er ſich ſein ganzes Leben hindurch für dienſtpflichtig hielt.

Tſchingti (32), ſein Nachfolger, trat rüſtig die Regierung an. Den noch lebenden Verſchnittenen entließ er ſogleich aller Aemter, und dieſer, von allen verlaſſen, eilte nach ſeinem Geburtsorte, ſtarb aber auf dem Wege. Das Volk hegte nun große Hoffnungen, daß der junge Monarch allein regieren würde. Unterdeſſen trafen große Unglücksfälle das Reich, die man als Zeichen des Unwillens des Himmels hielt, und ſich daher ernſtlich bemühte den Weg der Tugend einzuſchlagen. Wie weit ſtanden dieſe Heiden manchen Namen-Chriſten vor, welche die Gerichte Gottes auf Erden für bloßen Zufall halten! Es blieb aber beim guten Vornehmen.

Die Schwäche des Jünglings erlaubte nun nicht die Alleinherrſchaft, und ſo bemächtigte ſich ſein mütterlicher Oheim aller Macht. Er hielt das Steuerruder mit feſter Hand, die Regierung war kräftig und entſcheidend. Seine Anmaßungen jedoch gaben Veranlaſſung zu bittern Zänkereien mit ſeinen Amtsgenoſſen, und dieſe klagten ihn mit Recht an, daß er ſelbſt Abſichten auf die Krone habe. Der Tod nahm ihn hinweg, ohne daß er ſein vermeintes Vorhaben ausführen konnte, und ſein Verwandter folgte ihm im Miniſterium. Der Kaiſer gab ſich nun ganz der Frauenliebe hin; mit ihnen lebte er, mit ihnen theilte er ſeine Freuden, mit ihnen beſprach er ſich über jedes Geſchäft. Einſt ſah er eine ſeiner Gemahlinnen im Luſtgarten wandeln, und erſuchte ſie ſich zu ihm in den Wagen zu ſetzen. Sie aber erwiederte, daß es dem Kaiſer gezieme ſich mit Weiſen und Staatsmännern zu umgeben, und daß die Maler die ſchlechteſten Prinzen immer in der Geſellſchaft von Weibern vorſtellten, und daher wolle ſie ihm dieſe Schande erſparen. Einigermaßen von der Bemerkung der klugen Gemahlin getroffen, ging Tſchingti in den Palaſt zurück, wo er eine ſehr ſchöne Schauſpielerin erblickte, die er augenblicklich zu ſeinem Kebsweibe machte. Damit aber noch nicht zufrieden, erhob er ihren Vater in den Fürſtenſtand, und ungeachtet aller Vorſtellungen der Miniſter ſie ſelbſt auf den Thron, die Kaiſerin mit der

geſcheidten Rathgeberin in den Harem verbannend. Aber wankelmüthig war ſeine Liebe, die ſchönſte der Frauen im herrlichſten Hofſtaate wurde ihm gleichgültig, und er verliebte ſich wieder in ein gemeines Weib, mit dem er ſich beſtändig die Zeit vertrieb. Wer ihm Vorſtellungen machte, wurde beſtraft, und den Schmeichlern wurden ſehr große Gnadenbezeugungen zu Theil. So floſſen ſeine Tage wie die eines Sardanapals hin, ohne ſich durch die Heimſuchungen der Vorſehung, und das vielfältige Unglück des Landes ſtören zu laſſen, und das Geringſte für ſeine Unterthanen zu thun. Ein Nachfolger war ſchon beſtimmt worden, und ein kräftiger Miniſter und Blutsverwandter des vorigen war an die Spitze des Cabinets geſtellt, als Tſchingti plötzlich vom Schlage gerührt ſeinen Geiſt aufgab (7 v. Ch.).

Die Geſchichte eines großen mächtigen Volkes iſt in eine Erzählung von Hofcabalen der elendeſten Art verwandelt. Anſtatt der Thaten der Staatsmänner und der Entwicklung von Kunſtfleiß und nationalem Glück zu erwähnen, lies't man nur über den Streit der Günſtlinge die höchſte Gewalt an ſich zu reißen, und von Schattenkaiſern, deren einziges Beſtreben die Befriedigung ihrer Begierden war, uud die den Unterthan nicht weiter beachteten als ein Laſtthier, das ihnen die Mittel zu ihren Praſſereien herbeiſchaffen mußte.

Gaiti entfernte nach ſeinem Regierungsantritte die vorigen Miniſter und beſtrafte die Verwandten der Prinzeſſinnen, welche ſein Vater zu großen Ehren erhoben hatte, mit außerordentlicher Strenge. Als er einmal in Begleitung einer der Wittwen des vorigen Kaiſers im Garten ſpazieren ging, ſtürzte ein Bär aus der Menagerie auf ihn los, und da alle ſeine Geſellſchafterinnen davon flohen, fiel das Thier über den Kaiſer her. In dieſer mißlichen Lage hatte eine der Fürſtinnen Muth genug, der Beſtie dreiſt ins Geſicht zu ſehen, uud das Thier ſo zu ſcheuchen, daß es augenblicklich in ſeinen Behälter zurückging. Durch dieſe beherzte That kam dieſe Frau in großes Anſehen, ſo daß der Neid ihrer Geſellinnen aufs höchſte erregt wurde. Eine derſelben veranſtaltete eine Unterſuchung über die plötzliche Todesart des vorigen Kaiſers, und da wurde dieſes arme Weib als Giftmiſcherin angeklagt; ſie trank ſelbſt den Schierlingsſaft, um der Strafe zu entkommen.

Nachdem eine ganz neue Regierungsverwaltung berufen war, wurde der Kaiſer der Hofdamen überdrüſſig. Er hatte beſtändig einen jungen Mann von ſehr ſchönem Wuchs um ſich, welchen er zu den höchſten Stellen erhob, und die außerordentlichſte Ehrfurcht bezeigte, ſo daß dieſer bald der eigentliche Kaiſer war; er pflegte mit einem großen Haufen ſchön bewaffneter Trabanten, ſtolz wie ein König, durch die Straßen der Hauptſtadt zu ziehen. Seines ſchönen Aeußern willen ernannte ihn Gaiti zum Befehlshaber der Truppen, und gab ihm auch einen Lehrer in einem ſehr erfahrnen Generale, der ſeinen Schüler nie anders als mit Kniebeugungen empfing. Auf einer allgemeinen Verſammlung der Großen machte der Kaiſer endlich den Vorſchlag, dieſem Jünglinge, wie Jao einſt dem Schun, die ganze Regierung zu übertragen, was jedoch zu lächerlich war, um in Ausführung gebracht werden zu können. Die Miniſter, welche ſich über den Leichtſinn des Günſtlings beklagten, wurden dafür ſehr ſcharf zurückgewieſen, ſo daß die muthigſten Großen ein Stillſchweigen beobachteten. Ein Beweis, daß ſehr tüchtige Beamte das Volk in Ordnung hielten, iſt die fortdauernde Ruhe, welche unter dieſer höchſt elenden Regierung nie geſtört wurde. Der Chan der Tataren huldigte dem Kaiſer und kam mit einem prächtigen Troſſe nach der Hauptſtadt. Erſt wünſchte man ſolche Ehre von ſich zu weiſen, denn da war kein Geld im Schatze, nachher aber beſann man ſich eines Beſſern, und alle die Förmlichkeiten aus den Zeiten der vorigen Fürſten wurden mit der größten Genauigkeit beobachtet.

Beim Tode des Kaiſers rief man den alten Miniſter des Tſchingti wieder nach dem Hofe, um dem Günſtlinge des Gaiti mit Rath an die Hand zu gehen. Als dieſer Graubart den verächtlichen Jüngling erblickte, fuhr er ihn mit rauher Stimme an, ihn fragend: was, der Kaiſer iſt todt, und du bleibſt noch am Leben? Dieß ging dem Elenden durch Mark und Bein; er warf ſeine herrlichen Kleider ſogleich auf den Boden, und mit einer Kette beladen, eilte er vor die Thüre des Palaſtes der verwittweten Kaiſerin. Dieſe verwies ihn nach ſeiner Vaterſtadt und beraubte ihn aller ſeiner Güter, welche die Geſchichtſchreiber auf den unglaublichen Werth von 430 Millionen Taels anſetzen. Solche Schmach konnte er nicht erdulden und daher entleibte

er ſich mit ſeiner Frau. Bei einer frühern Gelegenheit unter derſelben Regierung hatten nicht weniger als 17 Höflinge dasſelbe gethan.

Gaiti's Nachfolger, Pingti oder Friedenskaiſer genannt, kam in dem Jahre zur Regierung, wo das größte Weltereigniß ſtattfand. Allein jener Engelsgeſang: Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und an den Menſchen ein Wohlgefallen, ertönte noch nicht den Chineſen, obgleich der Heiland der Welt auch ihnen geboren war. Wie, wenn dieß zahlreiche Volk den Erlöſer, in dieſem Zeitpunkte ihrer Geſchichte, als ihren Herrn und Gott angebetet hätten; wie, wenn dieß die erſte Nation geweſen wäre, welche dem Evangelium huldigte? Fragen wie dieſe mögen in der Ewigkeit beantwortet werden, während wir hier den unerforſchlichen Rath des Allerhöchſten anbeten.

Pingti war zu jung um ſich mit Regierungsſachen zu befaſſen, und daher nahm der ſtrenge, talentvolle und ehrgeizige Wangmang die Verwaltuug über ſich. Die elenden Hofſchranzen waren ſehr bald entfernt, und nur redliche Leute, die ſeinen Abſichten entſprachen, begaben ſich zu dem Herrſchſüchtigen. Kleinigkeiten verachtend, ſchlug er die Vorſtellung, ihn mit neuen Würden zu belegen, mit edlem Stolze aus; die Einkünfte, welche ihm durch Vergrößerung ſeiner Habe erwuchſen, ſchenkte er großmüthig den Armen, Wittwen, Waiſen und Elenden, und gab den Verwandten die leeren Titel. Den Kongfutſianern ſchmeichelte er und gab ihnen Ehrenſtellen. Als das Volk durch Dürre und Heuſchrecken heimgeſucht wurde, vertheilte er Millionen um der Hungersnoth abzuhelfen. Gegen die Kaiſerin bezeigte er ſich höchſt ergeben; er pries ihre Schönheit und Herrſcherkunſt, und geſellte ihr eine tatariſche Prinzeſſin bei, die, wie er ſagte, von ihrem Vater hergeſendet, dem Ruhme folgte, um von der größten Frau ihrer Zeit erzogen zu werden. Sein Ruhm wuchs, die Miniſter fingen an zu zittern, allein er ſelbſt war noch nicht zufrieden, vom Volke hochgeachtet und geliebt zu werden, ſondern beſoldete auch Schriftſteller, welche die Größe ſeiner Thaten in alle Länder hin verbreiten mußten. Fürchterlich war die Grauſamkeit wider alle, die ſeinen Wünſchen die Huldigung verſagten. Sparſam und beſcheiden ſuchte er auch den Hof nach ſeinem Beiſpiele zu verbeſſern, als er aber Geld zu ſeinen ehrgeizigen Zwecken gebrauchte, ſo

vermochte er die Kaiſerin, die ungeheuren Schätze, welche man in die Särge der frühern Fürſten begraben hatte, hervorzuziehen. Er ſelbſt gab den Geſandten Audienz, und empfing von ihren Händen einen weißen Faſan und ein Rhinoceros, welches von Süden hergebracht worden war — das erſte, welches man je in China geſehen hatte. Als alle ſeine Plane reif geworden waren, warf er Gift in den Becher des Kaiſers, und da dieſer krank danieder lag, gab er heuchleriſch vor, daß er gern um ein ſolches koſtbares Leben zu retten ſterben wollte. Kaum waren aber dem Jünglinge die Augen zugedrückt, als er ſich der Regierung unter dem Namen eines zweijährigen Kindes bemeiſterte.

Nun hatte Wangmang (9 u. Z.) den Gipfel des vermeinten Glückes durch eine Schandthat erreicht; da einmal Blut nöthig war um ihn auf dem Throne zu erhalten, ſo zog er auch raſch das Schwert wider die Anhänger der Han-Herrſcherlinie und ſchlug zwei der Häupter gänzlich. Streng in allen Handlungen, war er noch härter gegen die Soldaten, an welchen die geringſte Feigheit mit dem Tode beſtraft wurde. Sein großes Anſehen verſchaffte ihm Anhänger, und daher ſah er ſich im Stande das kaiſerliche Siegel zu übernehmen und ſeine Regierung die neue Dynaſtie zu nennen. Eine Reihe von Unglücksfällen drohte ihm bald den Untergang. Obgleich er die ſehr zahlreichen Nachkommen der Han-Familie ſehr erniedrigt hatte, um ſie unſchädlich zu machen, ſo zogen viele treue Diener den Tod vor und ſchlugen alle Anerbieten um Regierungsſtellen zu bekleiden mit dem größten Hohn ab, und das Volk pries ihre Beſtändigkeit. Die Tataren zu überliſten, ſandte Wangmang große Geſchenke nach den Gränzen, um die Kinder der Prinzen zu ſich zu locken und ſie nachher als Geiſel bei ſich zu behalten. Nachdem man dieſen böſen Anſchlag erfahren hatte, wurden die Nomaden wüthend und hausten gräßlich in China. Der Fürſt verhielt ſich ruhig, ſo lange als ſeine Macht noch nicht befeſtigt war, griff aber dann plötzlich den Feind an und beſiegte ihn. Dadurch wurden aber die Staatscaſſen erſchöpft, und als er die Abgaben vergrößerte, gab es Aufruhr. Nachher zerſtörten Froſt, Sturm, Fluthen und Dürre die Ernten, und die Nation war in großer Gährung, wozu auch die Erpreſſungen der Mandarinen ſehr viel beitrugen. Noch immer loderte das Feuer der Rache in den Herzen der alten

Anhänger der Han, und ein muthiger Anführer ſammelte ein großes Heer von Unzufriedenen, mit welchem er die Kaiſerlichen anfiel. Er würde geſiegt haben, wäre nicht ein kühner General ihm in die Flanke gefallen. Gerade als dieſer Rädelsführer überwunden war, ſtanden die verachteten Han-Fürſten ſelbſt für ihre Rechte auf, und nun entſtand ein fürchterlicher Kampf. Das Heer des Wangmang wurde in einer entſcheidenden Schlacht zu Grunde gerichtet, und er ſelbſt flüchtete ſich nach einer Feſtung. Doch auch dieſe wurde erſtürmt, und als er ſich in einen Thurm retten wollte, ſchnitt ihm (23) ein Soldat den Kopf ab. Dieß war der Lohn ſo vieler Mühen und Ungerechtigkeiten. Hätte er ruhig als Miniſter gelebt, ſo würde ſein Name den höchſten Rang unter den Staatsdienern erhalten haben. Das erſte Verlangen des Wangmang, ſein Tablett mit der Inſchrift ſeines Namens in der Walhalla der Kaiſer aufzuſtellen, wurde nie erfüllt.

Die Anführer der Mißvergnügten waren mit einander nicht einig, wer nun ihr Oberhaupt werden ſollte; und vorher hatten ſie zwar ſchon einen Han-Prinzen, Hiuen zum Oberfeldherrn ernannt, der nachher den Titel eines Königs erhielt, und unter dem Namen Hoijangwang bekannt iſt. Dieſer war ein ungeſchickter General, und man wählte ihn gerade ſeiner Dummheit wegen, um nichts von ſeiner Einmiſchung in ihre Unternehmungen zu fürchten zu haben. Als dieſer Entſchluß der Häupter dem Unerfahrenen bekannt gemacht wurde, ſtand ihm der kalte Schweiß an der Stirn. Bald beging er einen Mord an den edelſten Führern, worauf einige der Rebellen an ihm Rache zu nehmen wünſchten. Davon hielt ſie jedoch ſein Verwandter Siu ab. Dieſer war ein großer und unternehmender Geiſt, und ſchlug die Räuberbanden, unter welchen ſich die rothen Augenbrauen — denn dieß war die Farbe womit ſie ſich bemalten — auszeichneten. Als er nun nach unendlichen Mühſeligkeiten und Gefahren dem Unweſen ein Ende gemacht hatte, und dem Landmann wieder Frieden verſchafft, konnte er nicht länger dem wiederholten Anliegen der ganzen Armee, ihn zum Kaiſer zu machen, widerſtehen, und er beſtieg nun den Thron (25) unter dem nachherigen Namen Kuangwu. Mit ihm fängt die Han-Herrſcherlinie des Oſtens an, welche von 25 — 220 n. Ch. den Thron beſaß.

Kuangwu ſchien zum Leiden geboren zu ſeyn. Gerade bei ſeiner Thronbeſteigung eroberten die rothen Augenbrauen die Hauptſtadt und begingen gräuliche Schandthaten. Die Gräber der ehrwürdigen Han-Prinzen wurden geöffnet, die Häuſer verbrannt, und nachdem dieſer ſchöne Ort in einen Schutthaufen verwandelt worden war, zog dieß Geſindel reichbeladen mit Schätzen davon. Um ſich das Anſehen der Rechtlichkeit zu geben, wählten ſie einen Han-Prinzen zum Kaiſer, und empfingen auch Liéuhime in ihrer Mitte. Kaum hatten ſie aber bemerkt, daß das Volk dem letztern wohlwollte, ſo ſchlugen ſie ihn mit einer Keule todt. Das Land lag nun unbebaut da, und die Lehnsfürſten, von denen die Geſchichte gar nichts erwähnt, ſchienen ihr Anſehn verloren zu haben. Da faßte Kuangwu endlich Muth dem Unweſen ein Ende zu machen, und nach unzähligen blutigen Gefechten und der Niedermetzelung von Myriaden von Landſtreichern ſchien die Ruhe einigermaßen wiederhergeſtellt zu ſeyn. Allein der Krieg glich einer Hydra; kaum war er in einem Theile des Reiches beendigt, ſo brach er mit größerer Wuth in einer andern Provinz aus. Daher blieben die Siege des heldenhaften Kaiſers beinahe erfolglos. Er ſuchte unterdeſſen die edlern Häupter durch Güte an ſich zu feſſeln, was ihm auch in den meiſten Fällen gelang; denn er war ein leutſeliger, ſehr beredter Herr, und gewann durch ſeine Freundlichkeit alle Herzen. Deßhalb waren ihm auch viele Officiere bis zum Tode getreu. Einer derſelben ſchrieb noch ſterbend auf dem Schlachtfelde einen ausführlichen Bericht von dem Treffen wo er verwundet war, an den Kaiſer. Heiß war der Kampf gegen die Myriaden von Rebellen; ein weniger kräftiger Mann würde unterlegen ſeyn, allein Kuangwu, nachdem er zu Waſſer und zu Lande die Unruheſtifter geſchlagen, konnte endlich im Jahre 37 n. Ch. ſagen: es iſt Friede; das Wort Krieg werde nie mehr gehört! Wie nach Sturmwetter und Erdbeben heitere Stille folgt, ſo war auch nach dieſem fürchterlichen Blutvergießen das ganze Volk in China einig, die Ruhe mit ſeiner ganzen Macht aufrecht zu erhalten.

Der Kaiſer welcher die Claſſiker außerordentlich hochſchätzte, beſtimmte die Stunden ſeiner Muße zum Leſen und Erklären jener Bücher, und zog die gelehrteſten Doctoren zu dieſem Zweck an

ſich, die er auch reichlich beſchenkte. Anſtatt aber wie er wünſchte ſeine Tage friedlich zu endigen, mußte er zu ſeinem großen Mißvergnügen erfahren, daß das harte Verfahren ſeiner Beamten die Bewohner von Tongking zum Aufruhr gebracht hatte. Dieſes Volk, des chineſiſchen Joches müde, ſtellte den Mandarinen ein bedeutendes Heer unter dem Befehle eines Weibes, einer andern Jungfrau von Orleans, entgegen. Sie ermahnte ihre Landsleute zum muthigen Widerſtand und drang ſelbſt, die Fahne in der Hand haltend, in die Mitte der Truppen ein. Dadurch angefeuert, vernichteten die Barbaren beinahe die ganze chineſiſche Armee. Kuangwu war bei dieſer Nachricht außer ſich, und ſchickte den trefflichſten General mit einer großen Zahl von Soldaten ins Land. Hier errang er auch einen vollſtändigen Sieg, allein die Chineſen konnten doch nicht feſten Fuß im Lande faſſen, denn die Einwohner waren zu freiheitsliebend, und wollten nicht die Sklaven Fremder ſeyn.

Mit den Tataren handelte der Kaiſer ſehr verſtändig. Er unterhielt die Fehden unter den verſchiedenen Stämmen, nahm einige Chane zu Lehnsfürſten auf, ſchloß mit andern Bündniſſe und tractirte ſie am Hofe. Kam es auch zum Ausbruche des Krieges, ſo wurde er doch nach ſehr wenigen Scharmützeln Meiſter, und befreite die Gränzen von ihren Streifereien. Der mächtigſte Fürſt der Horden trat nun in ein Heirathsverhältniß mit der kaiſerlichen Familie.

Von der Civilverwaltung dieſes Fürſten wiſſen wir ſehr wenig. Seine ſtrenge Gerechtigkeit zeigte ſich bei Gelegenheit eines Unterſchleifes, deſſen ſich ein ſehr großer Officier ſchuldig gemacht hatte. Tauſende ſeiner Schüler — denn er war ein berühmter Gelehrter — baten um ſein Leben; der Kaiſer ſchlug aber das erſte Anliegen ab und ließ ihn die Todesſtrafe erleiden. Ein andermal hatte der Diener ſeiner Schweſter einen Menſchen getödtet und ſich nachher in den Palaſt verſteckt. Eines Tages folgte dieſer dem Wagen ſeiner Gebieterin und wurde von einem Geſetzdiener niedergeſtoßen. Die Prinzeſſin darüber empört erbat ſich vom Kaiſer, daß dieſer Mandarin wieder ſterben ſollte. Der Bruder hatte ſchon eingewilligt, als der Angeklagte im Namen der Gerechtigkeit behauptete, nichts als ſeine Pflicht gethan zu haben. Ungeachtet aller Vorſtellungen ſeiner Gegnerin, die

es für den größten Schimpf hielt, daß einer ihres Gefolges in ihrer Gegenwart ermordet wurde, ſchonte Kuangwu ſeiner, und beſchenkte den Verurtheilten mit einer großen Summe Geldes. Perſönliche Charakterzüge können wir zu dem ſchon Bemerkten ſehr wenig beifügen. Hätte dieſer Prinz in friedlichen Zeiten gelebt, ſo möchte er vielleicht die Rolle eines Schun geſpielt haben. Er war über den Aberglauben ſeiner Zeit erhaben, und behauptete, daß der Dienſt, den man dem höheren Weſen darbrächte, von wahrer und aufrichtiger Art ſeyn müßte. In ſeiner ehelichen Treue war er nicht beſtändig, trug aber geduldig den Tadel ſeines Miniſters wegen der Entlaſſung ſeiner erſten Gemahlin, und bemerkte nur, wie Napoleon, daß das Wohl des Staates die Wahl einer neuen Gemahlin nöthig mache. Den Erbprinzen ließ er in allen ſeinen Würden.

Nach ſolchen ungeheuern Anſtrengungen erfolgte Erſchöpfung, und dieſe war unter ſeinem Sohne und Nachfolger Mingti (58) ſehr ſichtbar. Dieſer Prinz hatte eine vortreffliche Lebensgeſellin, die ungeachtet ihres hohen Standes als Kaiſerin ſehr demüthig und herablaſſend war, und ihrem Gemahl immer mit Rath und That an die Hand ging. Mingti war ein großer Verehrer der Gelehrten, beſuchte ſelbſt zu Fuße ſeine frühern Lehrer, und begab ſich mit dem Kronprinzen nach dem Grabe des Kongfutſe, um ihm dort in Gegenwart vieler Großen verſchiedene Stellen der Claſſiker erklären zu laſſen. Um dieſe der Jugend recht einzuſchärfen, ſtiftete er große Akademien, und befahl ſeinen Untergebenen ihre Kinder dorthin zu ſchicken. Wie groß war daher das Erſtaunen der Philoſophen, als einer der kaiſerlichen Fürſten, wie man will durch die Gerüchte und die Vorſtellungen der Nationaliſten dazu bewogen, eine Geſandtſchaft (65) nach Indien abfertigte, die ſich dort mit den Lehren Buddha's bekannt machen ſollte. Dieſe Mandarinen erreichten das Land ſo vieler Fabeln. Sie fanden dort zwei Prieſter, welche ſich mit ihren Büchern nach dem Hofe ihres Herrn begaben. Von dieſer Periode an wurde der Götzendienſt in China mit großem Erfolg verbreitet. Weil er dem gemeinen Volke viel faßlicher als die abſtruſen Lehren des Taoismus war, und weil die Nation doch eine Religion bedurfte, ſo war gerade dieſe willkommen und fand viele Anhänger, da ſie den menſchlichen Begierden keinen Zügel umhing, und ſo viele und verſchiedene

Götzen wie Jedermann wollte, erlaubte. Mingti fand auch Wohlgefallen an dieſer Vernichtung und der Rückkehr ins Nichts, welches der Buddhismus als das höchſte Glück lehrte, und daher duldete er nicht allein die neue Secte, ſondern begünſtigte ſie auch. Durch Vorſpiegelungen getäuſcht, wagten es zwei Fürſten die Krone an ſich zu reißen; denn die Prieſter hatten ihnen geſagt, daß ſie ihr Aeußeres dazu beſtimme. Wäre das Volk nicht aller Empörung müde geweſen, und hätte der Kaiſer ſelbſt ſeine Gegner nicht mit großer Milde behandelt, ſo würde man wieder die vorigen Scenen des Krieges und der Verwüſtung erlebt haben. So aber endigte der Anſchlag mit dem Tode der Fürſten.

Mingti wünſchte ein Denkmal ſeiner Größe zurückzulaſſen; daher fing er an einen prächtigen Palaſt zu erbauen. Allein die Cenſoren waren damit ſehr unzufrieden, und da eine Dürre einfiel, wodurch das Volk ungeheuer litt, ſo verwies man dem Kaiſer ſeine Vergeudung. Dieſer vergab nicht nur ſeinen Ermahnern, ſondern unterließ auch das angefangene Werk. Solche Leutſeligkeit verſchaffte ihm ſehr großen Ruhm. Mit den Tataren focht man wie gewöhnlich; der Sieg wurde aber den Chineſen. Als eines Tages ein ſehr großes Heer der Horden die Hauptruppen in einer Feſtung eingeſchloſſen hatte, regnete es nicht, und die Belagerten welchen man das Waſſer abgeſchnitten, kamen beinahe vor Durſt um. Da trat der Anführer, von den elenden Einwohnern umringt, auf den Marktplatz, und flehte ernſtlich um Waſſer, damit die Lechzenden ſich erfriſchen möchten. Das Gebet war kaum ausgeſprochen, als der Regen in Strömen herniederkam, der die Brunnen, welche man um Quellen zu ſuchen gegraben hatte, ſogleich füllte. Die Soldaten, dieß als ein Wunder betrachtend, faßten neuen Muth und drängten die Nomaden in die Wüſte zurück.

Die Geiſtescultur dieſes Zeitalters war gewiß ſehr roh. Wie wäre es auch ſonſt möglich geweſen, daß ein ſolcher Unſinn, wie der Buddhismus, unter dem Volke hätte Eingang finden können. Selbſt die Gelehrten ließen ſich oft durch Vorſpiegelungen verleiten, um in der Sterbensnoth durch die Fürbitte der Prieſter, welche dazu Beglaubigungsſcheine herausgaben, vom Fegfeuer errettet zu werden!

Eine der ruhigſten Regierungen war die des Tſchangti (76). Seine Mutter war ihrer Familie ſo wenig gewogen, daß ſie es nie zugeben wollte, dieſelbe auf Koſten des Staates zu bereichern. Zu dieſem Ende machte ſie ihre Wünſche öffentlich bekannt, und wollte nie zugeben, daß ihre Verwandten eine Regierungsſtelle bekleideten. — Der Kaiſer war ein großer Freund der Gelehrten, mit denen er ſich beſtändig unterhielt, und vorzüglich über die Claſſiker mit großer Bewunderung ſprach. Den dreiſten, oft beleidigenden Lehrern vergab er von ganzem Herzen, und las ihre langen Vorſtellungen mit großem Eifer.

Sein Nachfolger Hoti (89) war noch ein Kind als er den Thron beſtieg; die Regentſchaft wurde daher ſeinen mütterlichen Oheimen aufgetragen. Hien, der herrſchſüchtigſte derſelben, maßte ſich ſehr bald alle Gewalt an, ſtolz ſchritt er nun einher, um das Volk und die Großen unter die Füße zu treten. Da lebte jedoch noch ein Prinz, deſſen Rechtlichkeit und große Gaben ihn furchtbar machten; mit gedungenen Meuchelmördern ſchaffte er ihn aus der Welt. Damit noch nicht zufrieden, ſuchte er den Verdacht dieſer ſchrecklichen That auf den Bruder des Unglücklichen zu bringen, und auch dieſer wurde ein Schlachtopfer der Wuth des Miniſters. Aber der Elende, welcher ſich nun auf dem Gipfel ſeines Glückes fühlte, wurde bald entdeckt, und ſeine eigene Schweſter, die Kaiſerin, beſtand auf völliger Unterſuchung dieſer Gräuel. Man hatte ſich nämlich im Staatsrathe über einen Feldzug wider die Hunnen beredet, und einer der Mitglieder rief keck aus: ſo lange der verrätheriſche Feind noch im Herzen des Landes lebe, müſſe man ſich nicht mit fremden Widerſachern befaſſen. Die Beſchuldigung wurde bald wahr befunden, und nun ſperrte man den vorher mächtigen Regenten im Palaſte ein. Dort würde er wohl ſein Leben geendet haben, hätte er ſich nicht zum Anführer des Heeres wider die Hunnen angeboten, damit er ſeine Sünden abbüßen möchte. Er war glücklich als Oberfeldherr, und wurde nach ſeiner Zurückkunft in alle Stellen wieder eingeſetzt. Von dieſem Augenblicke an handelte er noch mit viel größerer Willkür als vorher, und machte ſich überdieß durch einen neuen Sieg über die Erbfeinde des Landes berühmt. Dieſe hatten um eine Prinzeſſin angeſucht, und da man es abſchlug, fiel die ganze Horde in China ein;

der Miniſter jedoch nahm fürchterliche Rache, und verewigte ſeinen Triumph durch eine Einſchrift auf einen Felſen in der Wüſte. Bald war er dem ganzen Hofe durch ſeinen Stolz unerträglich geworden, nur ein Verſchnittener wollte ſich nicht vor ihm beugen und entdeckte dem nun 14jährigen Kaiſer das Geheimniß ſeiner Geburt. Die vermeinte Regentin war nicht ſeine Mutter, ſondern hatte ihn als Kind von einer andern Prinzeſſin hinweggenommen und ſie nachher, um allem Verdacht zu entgehen, ermordet. Der Knabe darüber empört ſchrieb ſogleich einen Befehl an die Oheime, ſeine Vormünder, ſich zu entleiben, und kerkerte die angebliche Mutter im Harem ein; nur ein einziger Miniſter, der ſich löblich aller Erpreſſungen enthalten hatte, wurde begnadigt.

Der Verſchnittene wurde nun der Gebieter ſeines Herrn; er bewies ſich jedoch ſo herablaſſend und freundlich, daß Jedermann ſeine Maßregeln und Verwaltung bewunderte. Mit zu warmer Vorliebe für den Günſtling, erhob ihn der Kaiſer in den Adelſtand, welches ſehr großen Anſtoß gab. Ungeachtet aller Erdbeben und anderer Unglücksfälle während dieſer Regierung blieb das Volk ſeinem Herrſcher gehorſam, und es entſtanden weder Rotten noch Meutereien.

Es war Grundſatz der weiſeſten chineſiſchen Miniſter, jeder Einmiſchung in die Angelegenheiten anderer Staaten entgegen zu arbeiten; denn ſie kannten die ungeheuren Unkoſten und die Gefahren auswärtiger Kriege. Dennoch wich das Cabinet immer von dieſer Maxime ab, weil Andere behaupteten, daß wenn man nicht die Tataren in ihren Wüſten angriffe, dieſe ſelbſt ſich einen Weg nach China bahnten. Dabei betrachtete man dieſe Barbaren mit der größten Verachtung, und da nichts im Lande vorging um den größten der chineſiſchen Generale, Pantſchao, zu beſchäftigen, ſo wollte man die Hunnen, die ſich nun wegen ihrer Schwäche den Sienpi angeſchloſſen hatten, bekriegen. Der graue Held ſchlug ſich bis in die kleine Bucharei durch, überwand alle dazwiſchen liegenden Stämme, und ſtand im Jahre 95 an den Ufern des kapiſchen Sees mit einer furchtbaren Armee. Hätten die Chineſen dort die Legionen Roms angetroffen, zu welchen außerordentlichen Ereigniſſen würde dieß Anlaß gegeben haben! So ſtanden ſich aber beide Heere als Eroberer nahe,

ohne ſelbſt ihre gegenſeitigen Namen zu wiſſen. Der muthige Chineſe wollte nach dem jenſeitigen Ufer überſetzen, um zu ſehen, ob es dort nicht Völker gebe, welche man dem himmliſchen Reiche unterwerfen könne; allein man ſagte ihm, daß es mit dem günſtigſten Winde ſechs Monate, mit Gegenwinden zwei Jahre dauere, ehe man die Berge jener Gegenden zu Geſicht bekomme. Das war nun zu lange für einen ſolchen unternehmenden Geiſt; auf ſein erſtes Anliegen erhielt er den Abſchied, und ſein Nachfolger hatte nie den Einfluß über ſeine Soldaten, welcher zur glücklichen Beendigung rieſenhafter Unternehmungen erfordert wird. Nie war China's Macht größer, allein die Sonne des Reiches blieb nicht lange im Zenith ſtehen.

Der Sohn des Hoti war nur hundert Tage alt, als der Vater ſtarb (106); allein die verwittwete Kaiſerin war eine edle Frau, und nahm mit kräftiger Hand die Regierung auf ſich. Die Chineſen, obgleich dem Weiberregimente ſehr abhold, bewunderten dennoch ihren hohen Charakter. Als Fluthen und Erdbeben das Land verheerten, verkaufte ſie alle Koſtbarkeiten des Hofes, erleichterte die Abgaben des Landes, und zeigte ſich als Mutter des Volkes. Ihr Sohn, unter dem Namen Schangti (des frühgeſtorbenen Kaiſers) bekannt, ſtarb ſehr bald, und hatte (107) ſeinen Vetter Ganti zum Nachfolger.

Die Kaiſerin, welche ihn zu dieſer hohen Würde beſtimmt hatte, behielt, da er noch ein Knabe war, die Regentſchaft in ihren Händen. Man fand ſehr bald, daß die ausgedehnten Eroberungen des Weſtens dem Lande große Koſten verurſachen, ohne auch nur den geringſten Vortheil zu gewähren. Die chineſiſchen Coloniſten hatten erſt den Weg für ihre Generale gebahnt, und die letzteren waren durch die Hülfe ihrer Landsleute im Stande ſich in dieſen Beſitzungen zu erhalten. Die Ureinwohner waren jedoch rohe Menſchen, ſtets beſchäftigt um mit den Chineſen zu kriegen, und man konnte ſie überdieß nicht zum geſitteten Leben heranziehen. Die Heerführer jener Gegenden waren auch dem Hofe furchtbar, denn die Kerntruppen ſtanden unter ihrem Befehl, und es wäre ein leichtes für ſie geweſen mit dieſer Armee nach der Hauptſtadt zu ziehen und ſich des Scepters zu bemächtigen. Es wurde daher im kaiſerlichen Rathe beſchloſſen dieſe Länder den Barbaren zurückzugeben.

Die Regentin handelte mit großer Weisheit, konnte aber natürlich die ſchnell auf einander folgenden Regengüſſe und Erdbeben nicht verhindern, die man als Folge einer elenden Regierung betrachtete. Daher gab es Verſchwörungen im Palaſte und nachher im Lande, die immer drohender, gleich einem Unwetter, ſich um das Cabinet herumzogen. Die Herrſcherin wußte aber tüchtige Männer in die Provinzen zu ſchicken, welche mit ſtrenger Hand dem Unweſen nach einem gefahrvollen Bürgerkriege ein Ende machten. Die Nomaden, nachdem ſie von chineſiſchen Beſatzungen befreit worden waren, faßten auch wieder Muth und beunruhigten die Gränzen, doch wurden ſie mit Verluſt zurückgetrieben. Man ſchmeichelte den Gelehrten, machte Philoſophen zu Gouverneuren, und erwarb dadurch ſehr großes Anſehn. Dieſe Frau ſchien zur Führung des Steuerruders geboren zu ſeyn. Ungeachtet der großen Unglücksfälle, welche das Land betrafen, und der Widerſpänſtigkeit der verhungernden Einwohner, wollte ſie dem nun 27 Jahr alten Kaiſer den Scepter nicht übergeben. Sie fürchtete, daß er denſelben mißbrauchen möchte; da aber die Großen darauf beſtanden, ward ſie über die Undankbarkeit ihrer eigenen Geſchöpfe ſo tief gekränkt, daß ſie aus Schmerz plötzlich ſtarb. Nach ihrem Tode fiel unter der Regierung des Ganti nichts Wichtiges vor; er folgte ihr bald darauf ins Grab. Man vergleicht ſie mit Englands Königin Eliſabeth, und die chineſiſchen Geſchichtſchreiber, welche immer die Weiber ſchmähen, waren nicht im Stande ihren Ruhm zu verdunkeln.

Schunti (126) hatte einen gefährlichen Kampf zu beſtehen, ehe er das Reich ſein eigenes nennen konnte. Seine Stiefmutter, die Wittwe des Ganti, hatte ſeine eigene Mutter getödtet; ſie hatte keine Kinder, und wollte durchaus nicht eine Nebenbuhlerin, die größeren Anſpruch auf die Liebe ihres Gemahls hätte, im Harem ſehen. Da ſie nun die Rache des Sohnes fürchtete, ſo beſtand ſie darauf, daß ein anderer Knabe das Reich beherrſchen ſollte. Dieſer letztere ſtarb aber gerade zu dieſer Zeit, und Schunti, dem alle Großen huldigten, vergab großmüthig der Mörderin und ehrte ſie als eine Fürſtin. Da die Kongfutſianer ſich ſehr auszeichneten, ſo gab er ihnen die vorzüglichſten Stellen, und ſandte gelehrte Leute um das Volk mit Recht und Gleichheit zu regieren. Ueberall erfreute man ſich

eines ſolchen Oberherrn. Die Verſchnittenen waren zu gleicher Zeit die Genoſſen ſeiner Vergnügungen; er überließ ihnen in ſpätern Jahren oft die Wahl der Mandarinen. Dieſem Verſehen ſchrieben die Schriftſteller die häufigen Unruhen unter dem Volke zu, die von Zeit zu Zeit ſtattfanden. Der Kaiſer grämte ſich darüber, und als ein Erdbeben in der Nachbarſchaft vorfiel, wodurch der Grund geſpaltet wurde und eine große Schlucht entſtand, ſtarb Schunti aus Entſetzen. Der einzige gegründete Vorwurf welchen man ihm macht, iſt die Erhebung ſeiner Amme in den Fürſtenſtand, welches den Ahnenſtolz der Edeln tief beleidigte.

Die Urſache der Schwäche der Regierung war wohl die kurze Lebensdauer, welcher ſich die Kaiſer zu erfreuen hatten. Die chineſiſchen Generale waren tüchtige Leute und ſo ſiegten ſie immer über die Unruheſtifter, ſonſt wäre wohl das Haus der Han zu Grunde gegangen; ſchon hatte ſich einer der Häupter zum Gegenkaiſer erklärt. Dazu kam noch, daß Tſchongti, ein bloßes Kind, plötzlich ſtarb (145). Sein Nachfolger Tſcheti, ein Knabe von neun Jahren, war der Bruder der verwittweten Kaiſerin zuwider; er ſuchte ſein Verderben. Einer der Rathgeber des jungen Prinzen hatte ihn auf die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung der Akademie aufmerkſam gemacht. Er fand ſich dort ein, und vor einer großen Verſammlung ſprach er zum Oheime Leangki ein unbedachtſames, hartes Wort. Dieſer miſchte, im Palaſte angelangt, ſogleich den Giftbecher, den der Jüngling in ſeiner Unwiſſenheit leerte und noch an demſelben Abend verſchied.

Huenti, der ſich zufälligerweiſe in der Hauptſtadt befand, wurde durch den Einfluß des mächtigen Mörders Leangki (147) zum Throne erhoben. Dieſer Herr war nicht nur mit den größten Damen im Palaſte ſehr nahe verwandt, ſondern beſaß überdieß auch bedeutende militäriſche Talente. Als er bemerkte, daß einige getreue Räthe ſich ſeinem Willen widerſetzten, ſo warf er ſie augenblicklich ins Gefängniß, erdroſſelte ſie dort, und warf ihre Leichname auf die Landſtraßen. Ihre Anhänger eilten herbei und ſetzten ſich der Todesgefahr aus; ſie wußten, daß ſolch ein Betragen den Zorn des Tyrannen rege machen würde. Sie baten deſſen ungeachtet um ein Begräbniß für ihre Führer, und da dieß abgeſchlagen wurde, lebten ſie lange in einer

elenden Hütte in der Nähe der Leichname, bis ihre Thränen und Bittſchriften das Herz des Fürſten rührten; und nachher beſtatteten ſie die Lehrer und Führer mit großer Pracht zur Erde. Man haßte den Leangki, konnte ihn jedoch nicht ſtürzen, denn der Kaiſer verdankte ihm den Scepter. Bei einer Audienz, wo die Miniſter alle zugegen waren, erſchien der Günſtling mit einem Degen an der Seite — in China ein Staatsverbrechen, im Weſten ein Ehrenzeichen. Man wollte ihn ergreifen, allein er warf ſich auf die Knie vor dem Kaiſer, und flehte um Erbarmen. Dießmal erhielt er Vergebung, und ſeine Feinde zitterten. Nicht lange darauf kam eine der ſchönſten Dirnen nach dem Palaſte; man war überzeugt, daß ſie bald das Herz des jungen Fürſten gewinnen werde, und daher ſuchte ſie Leangki als ſeine Schweſter zu adoptiren. Da dieſes nicht gelang, wollte er ſie aus dem Wege räumen. Von dieſem Vorhaben unterrichtet, raffte Huenti ſeine ganze Kraft zuſammen, und ließ das Haus des ruchloſen Miniſters mit eintauſend Garden umringen. Da dieſer ſeinen Untergang herannahen ſah, nahm er ſich ſelbſt das Leben. Die Hiſtoriker berichten in ihrer übertreibenden Weiſe, daß ſeine Nachlaſſenſchaft ſich auf 500 Millionen Unzen Silber belaufen habe, welche unter die hungrigen Bürger vertheilt wurden, während man ſeine herrlichen Luſtgärten den Armen zur Bebauung übergab. Die Paläſte, anſtatt ſie zu benutzen, wurden niedergeriſſen.

Jahre der Hungersnoth folgten nacheinander, und das Volk klagte über die ſchlechten Zeiten. Verſchiedene Mandarinen bezeugten darüber ihr Entſetzen, und wollten ſelbſt ihren Poſten aufgeben, um dem Uebel abzuhelfen. Da nun die Geſchöpfe des Leangki aller ihrer Ehrenſtellen beraubt waren, hielt man für gewiß, daß die Regierung in beſſere Hände kommen würde. Der Kaiſer ließ es ſich ſelbſt gefallen, daß ein Staatsdiener ihm ſeine tauſend Weiber im Harem und 10,000 Pferde im Stalle, mit einer Menge von rationaliſtiſchen Prieſtern, die von ihm ſelbſt im Palaſte unterhalten wurden, ſehr derb verwies. Der Kaiſer ſuchte daher die gelehrteſten und trefflichſten Leute an den Hof zu bringen. Unter dieſen waren fünf Weiſe, deren einer von der Arbeit ſeiner Hände lebte; ein zweiter hatte edelmüthig ſein eigenes Leben, um das ſeines Bruders aus den Händen von Räubern zu retten, angeboten; die drei übrigen hatten, mit

ihrem geringen Vermögen zufrieden, den Glanz des Hofes verachtet, und in elenden Hütten ihre Tage zugebracht. Griechenland hatte ſieben Weiſen, und obgleich China eine geringere Zahl, ſo zeigten doch auch dieſe, daß es viel beſſer ſey in der Stille, von Niemand gekannt, ruhig zu leben, als in der Geſellſchaft des Kaiſers mit dem Fluch des Landes beladen zu werden. Da nun ſeine ſchönen Kutſchen ſie abzuholen kamen, wollten die Weiſen ſich nicht hineinſetzen. Dieſe große Herablaſſung des Oberherrn machte die Staatsmänner ſo kühn, daß ſie ihrem Monarchen die derbſten Wahrheiten ſagten. Huenti behandelte ſolche Vorſtellungen nach ſeinen Launen; bald beſtrafte er die Kühnen und ließ zwei derſelben im Kerker ſterben; bald gab er auch den Tadlern recht, und machte einige Veränderung in der Regierung.

Die Verſchnittenen hatten das Staatsruder ergriffen und waren die Urſache vieler großen Uebel. Die Gegenpartei, die Vaterlandsfreunde hatten viel von ihnen zu leiden; ſie rächten ſich aber manchmal fürchterlich an dieſen Menſchen. So ward zum Beiſpiel einer ihrer Schützlinge, ein Kaufmann, der ſich vieler Verbrechen ſchuldig gemacht hatte, ungeachtet der kaiſerlichen Amneſtie, zum Tode verurtheilt. Der Neffe eines Kammerdieners hatte ein Mädchen mit Gewalt zur Frau genommen, und deßhalb rotteten die Kongfutſianer ſein ganzes Geſchlecht aus, ohne ſelbſt die Kinder am Leben zu laſſen. Um ſich gegenſeitige Hülfe zu leiſten, hatten dieſe Politiker eine große Akademie geſtiftet und ſich, ſobald ſie angeklagt wurden, als Mitglieder derſelben gemeinſchaftlich vertheidigt. Daher wurde jede Anklage zurückgewieſen, und auch Uebelthäter von aller Strafe losgeſprochen. Nicht lange nachher ermordete man zwei Zauberer, Vater und Sohn, weil ſie ſich ſehr große Unthaten hatten zu Schulden kommen laſſen. Der Kaiſer wollte dieß nicht überſehen und ſetzte die Beſchuldigten ins Gefängniß. Sobald die Nachricht davon allgemein bekannt wurde, ſtrömten Bittſchriften ohne Zahl nach dem Hofe, und der Autokrat war genöthigt die Angeklagten wieder in Freiheit zu ſetzen. Die Geſchichte iſt nun wieder zu einer elenden Erzählung von Hofcabalen herabgewürdigt. Mit Recht verabſcheute man die kriechenden Schmeichler, verwarf ihr wollüſtiges Leben, und ſprach mit großer Härte über ihre Anmaßungen. Es war aber vergebens, denn der Fürſt hatte ſich

zu ſehr an ihren Umgang gewöhnt und konnte ohne ſie das Reich nicht verwalten.

China war während dieſer Regierung wenig in auswärtige Kriege verwickelt. Mit dem Kiang-Stamme kämpften die Generale erfolgreich, konnten aber den Muth dieſer Wilden nicht daniederſchlagen. Ein ſiegreicher Heerführer wurde von den Hofſchranzen mit dem ſchnödeſten Undank belohnt und, anſtatt geehrt zu werden, ins Gefängniß geworfen. Die Hunnen wurden unterdeſſen ſehr mächtig, ihr Chan ſchlug ſtolz das kaiſerliche Anerbieten ein Lehnfürſt zu werden aus, und wollte ſich ſelbſt nicht mit der ihm angebotenen Prinzeſſin verheirathen. Schon war die Geißel in Bereitſchaft, unter deren heftigen Schlägen das geſittete Europa ſinken, die Cultur vernichtet und Rom zerfleiſcht werden ſollte.

Da Huenti keine Kinder hinterlaſſen hatte, ſo wurde ein anderer junger Prinz aus demſelben Hauſe, unter dem Namen Lingti (168), auf den Thron geſetzt. Es war nun das alleinige Beſtreben der Miniſter, eine tüchtige Regentſchaft unter dem Schutze der Kaiſerin zu bilden, und zu dieſem Ende den Hof von allen den Verſchnittenen zu reinigen. Man beſtand daher auf der Entlaſſung dieſer Elenden von allen öffentlichen Aemtern, und ſuchte zu dieſem Ende die Vormünderin zu bereden, dieſelben nur in den häuslichen Geſchäften des Harems zu gebrauchen; die Schuldigen ſollten überdieß ſogleich zu Gerichte geführt werden. Zwei derſelben wurden ergriffen und hingerichtet, und nun machte man Miene auch den Führer Tſaotſie in die Schlinge zu bringen. Dieſer aber wußte ſehr geſchickt die Amme des Kaiſers in ſeinen Vortheil zu ziehen, und da die Bittſchrift, worin man anſuchte ihn ſowohl als ſeine Anhänger dem Gerichte zu übergeben, in ſeine Hände fiel, ließ er ſeine Feinde verhaften und augenblicklich enthaupten, zu einer Zeit wo der junge Kaiſer in der Geſellſchaft von Frauen und Verſchnittenen ſich im Fechten übte. Nur einer der Angeklagten wehrte ſich, wurde aber für einen Verräther des Landes erklärt, und gab ſich ſelbſt den Tod. Die Familien dieſer den Eunuchen abholden Großen wurden alle vertilgt.

Die Chineſen ſind der Meinung, daß der Untergang jeder ihrer Dynaſtien durch Vorzeichen angekündigt werde. Von dem

Lingti erzählt man, daß bei einer großen Audienz ein heftiger Sturm entſtanden ſey, und der Windſtoß den jungen Fürſten getroffen habe. Plötzlich ſchlängelte ſich eine ſchwarze Schlange um den Thron herum. Der Kaiſer fiel ohnmächtig zu Boden, während die anweſenden Mandarinen ſchnell hinwegliefen und das gräßliche Ungeheuer verſchwand. Eine Zeit nachher entſtand ein fürchterliches Ungewitter, welches Häuſer und Felder beſchädigte. Lingti höchſt beſtürzt erkundigte ſich nach der Urſache aller dieſer Unglücksfälle, zu welchen noch das Austreten der See über ihre Ufer kam, wodurch die Küſtenbewohner äußerſt benachtheiligt wurden. Man antwortete ihm, daß die Verurtheilung der Patrioten und die Cabalen der Verſchnittenen, ſo wie die Einkerkerung der Kaiſerin Mutter daran Schuld ſeyen. Der junge Fürſt, willig dem Uebel abzuhelfen, fragte ſeine Kammerdiener um Rath und wurde beredet, daß die Vaterlandsfreunde ihn vom Throne herabſtürzen wollten und zu dieſem Ende ſich verſchworen hätten. Ohne weitere Unterſuchung gab der leichtgläubige Kaiſer Befehl ſie alle in Haft zu nehmen. Sie ihrer Unſchuld ſich bewußt, ergaben ſich willig den Mandarinen, und glaubten dadurch der guten Sache förderlich zu ſeyn. Ungefähr 700 Familien wurden dergeſtalt der Rache der Verſchnittenen aufgeopfert. Eine Frau die einem der Geächteten einen Zufluchtsort gewährt hatte, wurde mit ihren zwei Söhnen vor Gericht gefordert. Die letzteren ſollten für dieß Verſehen büßen, allein die Mutter beſtand darauf, daß ſie die Schuldige ſey und daher die Todesſtrafe erleiden müſſe. Dieſer edle Streit verſchaffte den Angeklagten die Freilaſſung. Immer größer wurde nun die Wuth der Höflinge; da man die Gelehrten auch der Vergiftung der Kaiſerin Mutter beſchuldigte, ſo mußten ungefähr eintauſend ſterben. Dieß Schickſal traf auch einen Fürſten von Geblüt, der den Verſchnittenen nicht eine gewiſſe Summe Geldes bezahlen wollte. Er ſelbſt des Landesverrathes beſchuldigt entleibte ſich, und hundert Menſchen in ſeinem Gefolge litten die Todesſtrafe als ſeine Mitſchuldigen. Die Eunuchen dagegen wurden wegen ihrer großen Anhänglichkeit in den Fürſtenſtand erhoben, und der Kaiſer nannte ſie ſelbſt ſeine Väter.

Um die Wunden zu heilen, welche er ſelbſt der Gelehrſamkeit geſchlagen hatte, ließ er die Claſſiker auf Marmor eingraben

Digitized by Google

und dieſe Tafeln vor der Nationalakademie aufſtellen. Die Kongfutſianer, die wieder ermuthigt wurden und glaubten daß der Kaiſer ihre Partei genommen, brachten nochmals bei Gelegenheit eines allgemeinen Unglücks ihre gerechte Klage wider die Höflinge vor. Allein auch dießmal gingen die Verwegenen in den Tod, denn der Kaiſer fürchtete ihre Talente, welche ſie in Stand ſetzen möchten die Häupter einer Empörung zu werden. In demſelben Grade als der Muth der Vaterlandsfreunde durch ſo viele mißlungene Verſuche erkaltete, wurden die Verſchnittenen frecher, und um viel Geld zu erwerben, verkauften ſie die Aemter den Meiſtbietenden. Da ſtand ein Präſident wider ſie auf, bewies daß die Verwandten dieſer Elenden mehr als 10,000 Menſchen umgebracht hätten, und entſetzliche Strafe traf die Verruchten; aber auch der Ankläger entkam nicht mit dem Leben.

Dieſer Sieg entfernte nun die Feinde der Gelehrten vom Hofe, hob aber keineswegs das Elend des Landes, wo Peſt und Ueberſchwemmungen ungeheure Verheerungen anrichteten. Zu dieſer Zeit lebten drei Brüder, deren einer vorgab ein Buch von einer Fee erhalten zu haben, welches ihn in Stand ſetzte alle die peſtartigen Krankheiten die damals ſo viele Menſchen hinweg rafften, zu heilen. Ihre Bemühungen waren folgenreich, und der Name und Ruhm ihrer Zauberkraft zog Myriaden von Bewunderern an. Der älteſte Bruder dachte nun ſich auf den kaiſerlichen Thron zu ſchwingen, und um dieß thunlich zu machen, ſandte er eine große Summe Geldes nach der Hauptſtadt an einen der Verſchnittenen. Der Plan wurde jedoch entdeckt, die Intriganten wurden alle enthauptet. Die Doctoren nun zum Aufruhr genöthigt, kamen mit einer großen Armee, ihrer Partei den Namen der gelben Mützen gebend, ins Feld. Sie hielten ſich lange wider die kaiſerlichen Truppen, und die Generale gaben vor, deren Kriegskunſt ſelbſt ſey Zauberei; endlich wurde der Sieg erfochten, welchen die Verſchnittenen ſich zuſchrieben, während die Helden, die muthig für ihr Vaterland gefochten, und die wir bald erwähnen werden, entweder ihres Dienſtes entlaſſen wurden, oder große Kränkungen erduldeten. Nur einer der Officiere wagte darüber Vorſtellungen zu machen, und überreichte dem Kaiſer in einem Luſtgarten eine Bittſchrift, um die ränkevollen Schmeichler vom Hofe zu entfernen. Sobald dieſe Hofſchranzen den

Inhalt dieſer Vorſtellung vernommen hatten, warfen ſie ſich auf die Kniee und baten um ihre Entlaſſung. Der junge Fürſt zu Thränen gerührt, vergab ſeinen Lieblingen und ſchickte den dreiſten Sprecher ins Gefängniß, wo er erdroſſelt wurde. Das Feuer des Aufruhrs war jedoch noch nicht erſtickt und loderte plötzlich in andern Theilen des Reiches auf; das ganze Volk war in der That dem regierenden Hauſe abhold, und man erwartete die fürchterlichſten Bürgerkriege, welche auch bald darauf das Land verheerten. Lingti ſtarb ohne das Ende zu ſehen. Er war ein Fürſt ohne Charakter und Willen, der nur für ſeine Krone fürchtete, und daher grauſam war. Sein ganzes Leben war eine Cabale. Da die Feinde der Verſchnittenen die Geſchichte ſchrieben, ſo kann man ſie wohl nicht mit Recht aller der Gräuel, welche man ihnen zur Laſt legt, anklagen; daß ſie gute Eigenſchaften beſaßen, leidet keinen Zweifel; zugleich aber iſt es gewiß daß ſie das Meiſte zum Untergange des Landes beitrugen.

Kaum war der Monarch verſchieden (189), ſo wurde der Palaſt eine Bühne der unerhörteſten Ereigniſſe. Eine Schlächtertochter war zum Throne erhoben worden; ihr Sohn wurde als Kronprinz anerkannt. Ihr Bruder Hotſin war gerade damals Feldmarſchall, und da die Verſchnittenen einen jungen Prinzen von einer andern Mutter, der ihnen zur Erziehung anvertraut war, zum Nachfolger beſtimmt hatten, ſo wünſchte man erſt den Heerführer aus dem Wege zu räumen, um dann dieſes Vorhaben auszuführen. Zu dem Ende befahl man ihm in den Palaſt zu gehen, wo die Meuchelmörder ſchon in Bereitſchaft waren. Da er aber noch zu rechter Zeit von dieſem Anſchlage Kunde erhielt, ſo wurde der junge Prinz Liéupien noch an demſelben Tage gekrönt und die ränkevollen Kammerherren in Stücke gehauen. Allein noch glühte der Haß in dem Herzen der Kaiſerin. Die Vormünderin des andern Knaben Liéuhie, welche ſich ſehr frei über die Macht des Bruders der Kaiſerin, des Generals, ausgelaſſen hatte, wurde erſt aus dem Harem vertrieben, und dann mußte ſie den Giftbecher trinken; einer ihrer Verwandten wurde des Nachts überfallen und fand ſeinen Tod unter Dolchſtichen. Hotſin war nun der Regent und ging ſehr willkürlich zu Werke. Obgleich durch ein großes Heer unterſtützt, wagte er es dennoch nicht, die Verſchnittenen anzufallen.

Immer zögernd, immer zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, wollte er dazu erſt den ausdrücklichen Befehl ſeiner Schweſter erhalten, und um dieſen auszuführen, beorderte er ein großes Heer nach der Hauptſtadt. Die Eunuchen glaubten ſich verloren, wollten jedoch noch eine kühne That verrichten, ehe ſie ſich in die Hände ihrer Feinde überlieferten. Hotſin wurde angeblich von ſeiner Schweſter in den Palaſt gerufen. Dieſer, wider das Anrathen ſeiner Freunde, welche die Thüren beſetzt hielten, ging ganz allein hin, als er von einer Schaar wüthender Kammerdiener umringt wurde. Ihr Wortführer, das funkelnde Auge auf ihn gerichtet, ſprach: „wir haben dich aus dem Staube, aus der Metzgerhalle erhoben, du aber hegſt Pläne zu unſerm Verderben und haſt die rechtmäßige Kaiſerin vergiftet. Empfange nun den Lohn deiner Unthaten“ In dieſem Augenblicke ſchlug man ihm das Haupt ab und warf es nachher höhnend ſeinen Anhängern zu. Dieſe wurden wüthend, drangen in den Harem ein, nachdem ſie erſt Feuer an die Pforten gelegt hatten, und metzelten ohne Unterſchied alle die Bewohner des Palaſtes nieder, während die herumſtehenden Soldaten diejenigen welche ſie aus dem Fenſter warfen, mit ihren Spießen auffingen. Das große Gebäude loderte nun in Flammen auf, und kaum hatten zwei Verſchnittene Zeit mit den beiden jungen Fürſten zu entfliehen, und die Kaiſerin ſelbſt wurde von dem Anhange des Hotſin in Verwahrung genommen. So ſtarben an demſelben Tage, Schuldige und Unſchuldige, zweitauſend an der Zahl.

Ganz verlaſſen irrten die beiden Knaben mit ihren Begleitern herum; als letztere ihre Verfolger ſehr nahe auf den Ferſen ſahen, ſtürzten ſie ſich von einer Anhöhe in den Fluß herab und ertranken. Es war nun Nacht geworden, und von dem Glanze der Feuerfliegen geleitet, kamen erſtere in dem Hof eines Bauern an, wo ſie ſich unter dem Heu verbargen. Früh des Morgens kamen ſchon die Offiziere an, welche die Prinzen ernſtlich ſuchten, ſie mit den größten Ehrenbezeugungen empfingen und nach der Hauptſtadt zurückführten.

Unter den Verehrern war der Heerführer Tongtſcho, ein grauſamer wilder Mann, der mit der Armee auf Befehl des Hotſin nach der Kaiſerſtadt geeilt war. Da er ſeinen Soldaten ſehr große Freiheiten erlaubte, mehrte ſich ſeine Schaar, und

nun fing er an wie eine Beſtie fürchterlich zu hauſen. Auf einer allgemeinen Verſammlung der Behörden erklärte er, daß wer nicht den jüngern Sohn Liéuhie als Kaiſer anerkenne, den Tod leiden ſolle. Unter ſolchen Androhungen wagte es nur ein Einziger ihm zu widerſprechen. Hie wurde daher unter dem Namen Hienti zum Kaiſer erklärt, und ſein Stiefbruder Pien mit ſeiner Mutter, der Schweſter des Hotſin, in einem Prachtgebäude eingeſperrt. Hier ſchrieb der Knabe, welcher ſein zwölftes Jahr erreicht hatte, einige Verſe, worin er ſeine Gefangenſchaft beweinte, und darüber war Tongtſcho ſo erzürnt, daß er ihm den Giftbecher zuſandte. Die Kaiſerin umarmte ihren Sohn und flehte zum Himmel um Rache gegen ihre Verfolger. Ihre Umgebung warf ſich auf den Trabanten, und dieſer mußte ſeine Soldaten zu Hülfe rufen, ſonſt würde er von den wüthenden Weibern erdroſſelt worden ſeyn. Die Mutter warf er nun aus dem Fenſter, und den Sohn nöthigte er den Todestrank zu nehmen.

Das ganze Land ſchien nun in Aufruhr wider das Scheuſal Tongtſcho. Da er die Kaiſerſtadt verlaſſen mußte, verbrannte er alle Paläſte, entehrte die Gräber der Han-Fürſten, trieb die Einwohner wie Vieh vor ſich her, und machte aus dem prächtigen Orte einen Schutthaufen.

Die Helden welche ſich wider Tongtſcho verbanden, anſtatt mit ihrer ganzen Macht vorzurücken, zankten ſich; nach langem Zögern verſchwendeten ſie ihre Streitkraft in Scharmützeln gegen einander, und jeder ſuchte eine eigene Provinz für ſich zu erobern. Tongtſcho hatte mittlerweile eine andere Hauptſtadt erbaut, an einem beſondern Orte alle ſeine Schätze untergebracht und ungeheure Magazine aufgehäuft. Dort waren 800 junge Mädchen, die ſeiner Wolluſt dienten, und ſeine Reichthümer überſtiegen allen Glauben. Er handelte eigenmächtig, erhob ſeine Verwandten in den Fürſtenſtand, und regierte als ein fürchterlicher Tyrann. Einer der Räthe fühlte tief die Schande, welcher das kaiſerliche Haus ausgeſetzt war, und als er nächtlicher Weile darüber ſinnend herumging, erblickte er ſeine Pflegetochter, die einen ſehr großen Antheil an ſeinen Leiden nahm. Dieſes Mädchen war willig, ſich für das Beſte der Han-Fürſten aufzuopfern; zu dieſem Zweck fing ſie zugleich

eine Liebſchaft mit Tongtſcho an und zugleich mit ſeinem an Kindesſtatt angenommenen Sohne Liupu. Dieß erregte Eiferſucht zwiſchen beiden; der letztere, aller Wohlthaten vergeſſend, verſchwor ſich zum Untergange des Pflegevaters. Dazu fand ſich bald Gelegenheit. Tongtſcho war zu einer Audienz eingeladen worden; Wahrzeichen aller Art verkündigten ſeinen nahen Untergang; allein ihrer nicht achtend eilte er nach dem Palaſte. Hier gab ihm Liupu den Todesſtoß, ſein Körper wurde auf die Straße geworfen, und da er ſehr fett war, machte das Volk eine Kerze aus ſeinem Leichnam. Nur ein einziger Mann weinte über den Vorfall, während die Nation jauchzte, und die Häupter der Verſchwörung ſich in die Beute theilten. Der Trauernde war ein Hiſtoriker, der wegen ſeiner Mitleidsbezeugung zum Tode verurtheilt wurde, ungeachtet ſeiner ernſten Bitte, erſt die Geſchichte der Han-Dynaſtie beendigen zu dürfen, dann, erklärte er, wolle er ruhig ſein Haupt hingeben.

Anſtatt aber die Ueberreſte der Anhänger des Tongtſcho durch Güte an ſich zu ziehen, ſuchte man ihre Herzen durch die empörendſten Drohungen zur Rache anzuregen. Zwei derſelben brachen daher mit einem zahlreichen Heere, beſtehend aus bloßem Geſindel und Räubern, nach der Hauptſtadt auf, die ſie auch eroberten. Der junge Kaiſer in Begleitung des Hauptfeindes des Tſchongto erſchien nun auf einer Galerie um ſie zu fragen, was ihr Vorhaben ſey? Sobald die Rebellen ihren Oberherrn erblickten, fielen ſie auf ihr Angeſicht und verlangten den Tod des kaiſerlichen Rathes. Dieſer opferte ſich willig ihrer Wuth auf, allein dadurch war die Ruhe noch nicht hergeſtellt. Die zwei Häupter der Partei hatten ſich veruneinigt; der eine bemächtigte ſich der Perſon des Kaiſers, der andere der Höflinge, und alle trugen ſo viel als möglich zum Verderben der Hauptſtadt bei. Der junge Fürſt war oft der Hungersnoth im Lager der Empörer ausgeſetzt; die ſchändliche Behandlung welche er erfuhr, nöthigte ihn endlich die Flucht zu nehmen. Auf dem Wege erlitt er den ſchrecklichſten Mangel; das ganze Land glich einer Wüſte; die Todten lagen unbegraben an den Landſtraßen, und die wilden Thiere hatten ihr Lager auf Plätzen wo früher große Städte geſtanden hatten. Da mußte der junge Monarch ſich mit der gröbſten Koſt zufrieden ſtellen und in einer elenden Hütte leben;

Digitized by Google

er konnte nichts anderes thun als ſein unglückliches Loos beweinen, während die Rebellen ihm überall auf dem Fuße folgten, um ſeiner zur Unterſtützung ihres Anſehens wieder habhaft zu werden.

Nun aber erſchien ein Retter und zugleich auch ein Herr in Tſaotſao. Dieſer Mann ſtammte von einer hohen adeligen Familie ab, und hatte ſchon in ſeiner Kindheit Proben ſeiner Liſt abgelegt. Mit ſehr großen Talenten fürs Lager ſowohl als das Cabinet begabt, hatte er ſich mit Leib und Seele dem Ehrgeiz ergeben, ganz gleichgültig, welche Mittel er gebrauchte um ſeinen Zweck zu erreichen. Schon früher hatte er einen Anſchlag auf das Leben des Tongtſcho gemacht, der aber im Augenblick entdeckt wurde, als er das Schwert ziehen wollte, um ihn zu durchſtechen. Mit beſonderer Geiſtesgegenwart machte er es dem Tyrannen zum Geſchenke, und iſt dann entflohen. Auf dem Wege ermordete Tſao eine ganze Familie die ihn liebreich aufgenommen hatte, weil er, als ſie ein Schwein ſchlachten wollte, vermuthete, daß es ſeinem Leben gelte. Dann erklärte er ſich wider den Länderräuber, zog ſich aber bald von dem Bunde zurück, ſchlug die gelben Mützen, welche ſich wieder zuſammengerottet hatten, und ſtand nachher als Verfechter der bürgerlichen Ordnung auf. Er hatte aber einen ſehr langen Kampf mit den Parteien zu beſtehen. Als einige Räuber ſeinen Vater auf dem Wege ermordeten, nahm er ſchreckliche Rache an der ganzen Gegend wo die Unthat verübt wurde; ſein Weg wurde durch Mordbrennerei und die fürchterlichſten Todesſtrafen bezeichnet. In allen Unternehmungen glücklich, erklärte er ſeiner Armee, daß es heilige Pflicht der Unterthanen ſey, den Monarchen zu unterſtützen; er ging dem Kaiſer mit großem Prunke entgegen, ihn im Triumphe nach der Hauptſtadt führend. Von dieſem Augenblick an wurde er Generaliſſimus und Verwalter des Reichs. Seine Gerechtigkeitsliebe, ſein Entſchluß alles Würdige aufrecht zu halten und kräftig zu regieren, ſeine große Sorgfalt für den Schattenkaiſer, um ihm den Genuß aller Freuden zu gewähren, gaben ihm ein entſchiedenes Uebergewicht.

Im Lande jedoch war noch der Bürgerkrieg in voller Kraft, Partei vernichtete Partei, ohne Plan und Abſicht, nur der Blutgier fröhnend. Tſaotſao verhielt ſich ruhig, ſuchte durch Be-

ſtechungen und Ueberredungen die Mächtigſten an ſich zu ziehen, dann aber wieder Zwietracht unter ſie zu ſäen, und wenn ſie einander beinahe aufgerieben hatten, ſtand er mit einer fürchterlichen Armee ihnen zur Seite und entſchied den Streit im Namen des Kaiſers zu ſeinem eigenen Vortheile. Unter den Aufrührern fand ſich auch ein Gegenkaiſer. Dieſer ſtützte ſein ganzes Anſehen auf das nationale Siegel, welches ſein Verwandter, als er ſich mit ſeinem Heere auf den Ruinen der vorigen Hauptſtadt lagerte, in einem Brunnen entdeckt hatte. Das Heer dieſes für die Krone kämpfenden Generals war ſehr bedeutend, wurde aber durch ſeinen Starrſinn und den Mangel an Führung zerſplittert; er ſelbſt ſtarb aus Gram über ſeine Niederlage.

Tſao war in ſeinen Unternehmungen gewöhnlich glücklich, denn er hielt auf Mannszucht und erwarb ſich die Liebe der Soldaten durch ſehr reiche Geſchenke. Auf einem Feldzuge hatte er Befehl gegeben, die Kornfelder der Einwohner nicht zu zertreten und den Ungehorſamen Todesſtrafe angedroht. Sein Pferd wurde bald darauf ſcheu und ſprang in das Saatfeld. Da ließ er ſogleich einen Militärrath verſammeln um ihn zum Tode zu verurtheilen. Man bat aber dringend, daß er ſich kein Leid anthun möchte; um aber die Disciplin zu erhalten, ſchnitt er ſich den Bart ab und warf die Haare hinweg. Durch ein liederliches Weib wurde er auf einem andern Zuge ſo bezaubert, daß er das Heerweſen vernachläſſigte, und ſo unverhofft des Nachts überfallen wurde. Rechts und links und in allen Richtungen war ihm der Feind auf den Ferſen, nur die Anhänglichkeit ſeiner Getreuen, die ſich willig für ihn aufopferten, rettete ihm das Leben. Nach einem langen Kriege blieben ihm nur noch zwei Gegner, von denen unten mehr. Tſaotſao hatte ſeine Feinde bis in die Tatarei verfolgt und ſie glücklich überwunden, obgleich er großen Mangel an Waſſer litt, und es ſchien als wenn er mit allen ſeinen Soldaten Hungers ſterben müßte.

Nun wandte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Hof. Dort waren die alten Räthe mit ſeiner Herrſchſucht unzufrieden, und der ſchwache Kaiſer ließ ſich bereden einen Befehl zum Angriff auf ſeine Miniſter mit ſeinem eigenen Blute zu ſchreiben. Der Anſchlag aber wurde vereitelt, und ein anderer, den Tſaotſao durch Gift in ſeiner Krankheit umzubringen, mißlang gleich-

falls. Der Doctor ſowohl als ſeine Mitgenoſſen, welche man dazu gebrauchte, wurden unter den gräßlichſten Foltern zu Tode gemartert. Eine Sklavin hatte den Plan entdeckt; ſie war zugegen geweſen als man ſich berieth. Der Arzt hatte ſich zum Pfande ſeiner Treue einen Finger abgebiſſen. Als er zum Gericht gebracht wurde, blieb er ſtandhaft und litt den grauſamſten Tod, während er den Tſaotſao als einen Landesräuber ſchmähte. Da die Kaiſerin in dieſe Verſchwörung verwickelt war, ſo war Tſaotſao auf ihren Untergang bedacht; ſie mußte, ungeachtet der Vorſtellungen ihres Gemahls daß ſie ſchwanger ſey, den Giftbecher trinken. Eine ſeiner Verwandtinnen erhielt nun den Platz. Seine Abſichten auf den Thron wurden nun immer deutlicher, ſchon verglich er ſich mit Schun und Wenwang, und trug eine Krone unter dem Namen eines Wei-Fürſten, als ihn der Tod von der Scene ſeiner Ehrbegierde hinwegrückte. Seines Gleichen findet man viele in der Geſchichte; er war ein Weltkind im vollſten Sinne des Wortes: klug, beredt, geſchickt um alles nach ſeinen Wünſchen zu leiten, und ruchlos, wenn etwas ſeinen Abſichten widerſtand.

Sein Sohn Tſaopi erbte den Ehrgeiz, nicht aber das Talent des Vaters. Durch Vorſtellungen aller Art wurde Hienti bewogen dem jungen Herrn die Krone anzubieten. Dreimal ſchlug dieſer des Scheins wegen dieſelbe aus, dann aber beſtand er auf einer öffentlichen Abdankung. Ein großes Gerüſt wurde zu dieſer Feierlichkeit errichtet, und Hienti machte in einem öffentlichen Schreiben die Gründe bekannt, welche ihn zu dieſem Schritte bewogen hätten. Vor einer großen Verſammlung übergab er die Siegel des Reiches dem Tſaopi, ſtieg dann von ſeinem erhabenen Sitze herab, und um dem alten Jao nachzuahmen, gab er ſeine zwei Töchter dem jungen Regenten zur Gemahlin. Die neue Dynaſtie erhielt den Namen Wei, und beherrſchte beinahe das ganze nordöſtliche China bis zum Jangtſe, wird aber nicht als geſetzmäßige Herrſcherfamilie von den Hiſtorikern anerkannt.

Die Hoffnung des Han-Hauſes ſtützte ſich nun allein auf Lieupei, einen Sprößling der Dynaſtie. Seine Familie war ſo arm, daß er in ſeiner Jugend Matten und Strohſandalen machte. Durch die Empörung der gelben Mützen zum Kriegsleben aufgerufen, verband er ſich mit zwei andern Kriegern Kuanju und

Tſchangfei in einem Pfirſichgarten auf Leben und Tod. Mit dieſen eilte er zum Heere und machte ſich bald durch Waffenthaten berühmt. Er ſelbſt war der leutſeligſte, menſchenfreundlichſte und großmüthigſte Führer ſeiner Zeit, und es war äußerſt ſchwer ihn zu einer Ungerechtigkeit zu bereden. Sein Gefährte Kuanju war tapfer, bedacht und ausdauernd; Tſchangfei dagegen übertraf beide in ritterlicher Bravheit, war aber unbeſtändig und heftig. Sie machten ein Trio wie es die chineſiſche Geſchichte nie kannte.

Die Verſchnittenen entfernten den Liéupei bald von allen ſeinen Aemtern, und er lebte eine geraume Zeit mit ſehr abwechſelndem Glücke als ein Freibeuter, wo ſein Name wegen der Großmuth ſehr gefeiert wurde. Nachdem ihm mit Mühe eine Stadt war aufgedrungen worden, verlor Tſchangfei durch ſeine Trunkenheit alle Vortheile, und Liéupei mußte ſich endlich dem Tſao in die Arme werfen. Dieſer behandelte ihn mit Ehrfurcht, befragte ſich bei ihm über die Helden ſeines Zeitalters, und machte ihm ſehr große Verſprechungen, während er ihn in der That als einen gefährlichen Nebenbuhler haßte. Da er ſich ſpäter mit den Patrioten wider den Tſaotſao verband, der den Kaiſer auf der Jagd ſehr beleidigt hatte, ſo mußte er, um ſich der Gefahr zu entziehen, nach einer Feſtung flüchten. Mit ritterlicher Treue führte Kuanju das Weib ſeines Bruders vom Hofe hinweg. Große Belohnungen konnten den wackern Helden dort nicht zurückhalten, und die offenen Feindſeligkeiten der Soldaten ſeinen Muth nicht dämpfen. Er ſchlug alle ſeine Widerſacher mit unüberwindlicher Tapferkeit, beſchützte das Weib in einem verdeckten Wagen und gab ſie wieder ihrem Gatten zurück. Tſchangfei aber, der gehört hatte daß er dem Tſaotſaò gedient habe, wollte ihn tödten, und wurde nur durch die Vermittelung des Liéupei davon abgehalten. Bald ſah ſich der letztere rathlos und verlaſſen, da glückte es ihm einen Weiſen aufzufinden. Dieſer wurde aber durch einen unterſchobenen Brief ſeiner Mutter nach der Hauptſtadt gezogen, die, als ſie dieß hörte, ſich das Gehirn an einer Mauer ausſtieß. In der demüthigſten Stellung eilte Liéupei nach der Hütte des Kongming. Dieſer war nicht nur ein Politiker, ſondern auch ein Zauberer und Aſtrolog, und der getreue Rathgeber ſeines Herrn von dem Augenblicke an,

als er ſeinen ernſten Bitten ihn zu begleiten Gehör gegeben hatte. Kongming durchſchaute die Liſt der Feinde und war immer bereit ihre Pläne zu vereiteln. Einſt fehlte es ihnen an Pfeilen, da ſandte er eine Menge Strohmänner vor dem Lager der Feinde in Booten vorüber. Dieſe fingen das Geſchoß der Soldaten auf, und die Steuermänner kehrten dann zu ihrem Herrn mit der reichen Beute zurück, zum Erſtaunen der Generale, die Kongming den Tod gedroht hatten. Immer das herannahende Unglückswetter ahnend, ertheilte er ſeinen Rath, der leider oft nicht befolgt wurde. Der Plan für den Liéupei, Sſetſchuen zu erobern, gelang ihm nach unzähligen Mühſeligkeiten, allein der rechtliche Prinz konnte ſich lange nicht verſtehen ſeine Einwilligung dazu zu geben, weil dieſes Land einem ſeiner Anverwandten gehörte. Ehe dieß aber ſtattfand, vermählte ſich Liéupei mit der Schweſter des Sunkiuen, des Oberherrn des Wu-Landes im Süden des Jangtſe. Anſtatt es herzlich zu meinen, wollte dieſer Fürſt den Edlen nur in die Schlinge ziehen und ſich ſeiner Perſon bemächtigen. Allein die Schweſter dachte anders, und ſtellte ſich mit gewaffneten Damen an die Thüre, um den Gemahl zu beſchützen. Dem Vergnügen ſich ergebend, verlor dieſer in den Armen der Braut alle Gedanken an ſeine ehrgeizigen Pläne, bis die Warnungspapiere, welche Kongming ihm in einem Beutel mitgegeben hatte, ihn endlich von ſeinem Schlafe aufweckten. Er entfloh in Geſellſchaft des herriſchen Weibes mit großer Gefahr, und ſah ſich bald in ſeiner Heimath geſichert. Es erforderte jedoch die ungeheuerſten Anſtrengungen, um ſich in Sſetſchuen zu erhalten. Als das Gerücht der Thronbeſteigung des Tſaopi (220) ihn erreichte, beſtand Kongming darauf, daß er den kaiſerlichen Titel annehmen müſſe, und der beſcheidene Liéupei wurde nun als Kaiſer Tſchaolie anerkannt. Aber ſchwer war die Laſt, die er auf ſich aufgenommen hatte; denn obgleich er als der Stammvater der nachherigen Han-Dynaſtie (Héu-Han) angeſehen wird, ſo wurde ihm doch das Leben äußerſt verbittert. Dabei verlor er in einem Kriege mit Wu den getreuen Kuanju. Um ſchreckliche Rache zu nehmen — der Geiſt des Verſtorbenen war ihm erſchienen — raffte er ein großes Heer zuſammen, und kaum war er zur Schlacht bereit, als auch Tſchangfei in ſeinem eigenen Zelte von den Garden erdroſſelt wurde. Das Gefecht

fiel ſehr nachtheilig aus; der herbſte Kummer nagte an Liéupei's Herzen; ſchon hatten ihm auch die zwei geſchwornen Brüder, die ihm vorangegangen waren, gewinkt ihnen in die Ewigkeit zu folgen. Da dachte Liéupei, daß ſeine Stunde gekommen war, übergab ſeinen Sohn, der unter dem Namen Héutſchu bekannt iſt, der treuen Sorge des Kongming und ſtarb mit ruhiger Miene. Während der letzten Jahre war er heftigen Temperaments und handelte oft willkürlich und unverantwortlich, in ſeiner Jugend jedoch konnte Niemand mehr herablaſſend und duldſamer als er ſeyn. Vergleicht man ſein Hinſcheiden mit dem des Tſaotſao, vor welchem die ermordete Kaiſerin mit allen hingerichteten Verwandten im blutbeſpritzten Leichenhemde erſchien, und der in der letzten Todesangſt die Foltern der Hölle fühlte, ſo wird man ohne Zweifel den edlen Helden dem glücklichen Eroberer vorziehen.

Die gegenwärtige Periode trägt den Namen Sankuo, oder drei Staaten; denn es war zu dieſer Zeit, daß die drei Herzogthümer Scho — das Erbtheil des Liéupei — Wei, Tſaotſao's Reich, und Wu, — die Beſitzung des Sunkiuen — ſich um die Oberherrſchaft ſtritten.

Der letztere war ein ſehr heftiger Herr; unbeſtändig in ſeinen Unternehmungen, ſtarr und eigenſinnig im Umgange, und treulos gegen ſeine beſten Freunde. Doch beſaß er ein großes Talent Länder zu erobern und ſie zu vertheidigen. Auch ihn lockte die Kaiſerwürde an, allein er war der Liſt ſeiner Gegner nicht gewachſen. Die Hinrichtung eines Prieſters der Vernunft, welcher nachher in hundert Geſtalten ihm erſchien, beſchleunigte ſein Ende, und er ſtarb unter nagenden Gewiſſensbiſſen. Dieſe Periode iſt ſehr berühmt in der chineſiſchen Geſchichte, wegen der Heldenthaten, die von den Oberhäuptern der verſchiedenen Parteien verrichtet wurden. Der einzige Weg zur Ehre und zum Anſehen war damals Streitkraft, und daher vergaß man die Aufopferungen und Todesgefahren, welche dieß ritterliche Treiben nothwendig machte. Der Anführer forderte gewöhnlich an der Spitze des Heeres ſeinen Gegner zum Zweikampf auf; und da wurde dann tapfer geſtritten, bis einer oder der andere ſeinen Tod fand. Die Armee zog ſich nachher zurück, und hielt ſich ſo lange im Hinterhalt, bis man dem Feinde durch Liſt wieder etwas anhaben konnte. Myriaden von Soldaten verſammelten

Digitized by Google

ſich augenblicklich und verſchwanden eben ſo geſchwind vom Schau=plaße, ſo daß die ſieggewohnteſten Helden nie recht auf ihren Beiſtand rechnen konnten. Bündniſſe wurden ſchnell abgeſchloſſen und wieder gebrochen, und die Häupter machten ſich nach ihren eigenen Grillen zu Fürſten und Königen und ſanken nach kurzer Friſt wieder ins Nichts zurück. Hochgefeiert iſt aber dieſe Helden=zeit im Andenken der Nation, und bis zu dieſer Stunde lieſt man die Geſchichte der drei Reiche mit Entzücken, und vergegen=wärtigt die Thaten durch zahlreiche Abbildungen in Tempeln und Paläſten.

Wir kehren nun wieder zur Geſchichte zurück. Sobald man den Tod des Liéupei vernommen hatte, verbanden ſich Tſaopi und Sunkiuen zum Verderben des Scho=Staates, ſchloſſen ein Bündniß mit den tatariſchen Stämmen Siſans und den ſüdlichen Barbaren, und ſo wurde das Land von allen Seiten eingeengt. Alle zweifelten an der Rettung; nur Kongming behielt den Muth. Durch die köſtlichſte Taktik und ſein bezauberndes Betragen nöthigte er die Barbaren zur Niederlegung der Waffen, zog Sunkiuen von dem Bündniſſe, und focht, jedoch ohne Entſcheidung herbei=zuführen, wider das Wei=Heer. Unglücksfälle folgten ſchnell aufeinander; er forderte ſeine Entlaſſung, die ihm abgeſchlagen wurde, und erniedrigte ſich ſelbſt im Angeſichte des ganzen Hofes. Sein Monarch Héutſchu war ein elender Fürſt, dem Vergnügen ganz ergeben, und nur für die Mädchen und Wüſt=linge des Harems lebend. Er rief den treuen und weiſen Kong=ming zu wiederholtenmalen vom Heere hinweg, und gab dadurch zu großen Niederlagen Anlaß. Der Miniſter lebensſatt, ſah ſeinen nahen Tod vor Augen. Nachdem er die Sterne befragt, und ſeine Lebenslampe durch Zufall ausgelöſcht worden war, ſtarb er ruhig, zum großen Leidweſen der ganzen Armee. Man klei=dete jedoch ſeinen Leichnam an und ſetzte ihn auf einen Wagen. Die Feinde hatten von ſeinem Verſcheiden gehört, und waren daher beſtürzt, als ſie den Gefürchteten wieder trotz des Pfeilen=regens vor ſich ſahen. Ein vollſtändiger Sieg ward ſeinen Truppen zu Theil; der letzte, den ſie erfochten. Von dieſem Augenblicke an entzweiten ſich die Generale und fochten untereinander. Die Schaaren der Tſao=Armee, unter den Befehlen der tüchtig=ſten Heerführer, erreichten die Hauptſtadt; Héutſchu, ohne dazu

genöthigt zu ſeyn, dankte freiwillig die Regierung ab, und ſein Sohn, tief bewegt über die Feigheit des Vaters, ging mit ſeiner ganzen Familie in die Halle der Ahnen, und nachdem er alle ſeine Angehörigen entleibt hatte, gab er ſich ſelbſt den Tod. So tragiſch endete das Haus der Han (263).

Tſaopi war unterdeſſen, nachdem er nur eine kurze Zeit auf dem geraubten Thron geſeſſen, ins Grab geſunken. Sein Bruder Tſaojui regierte auch nicht lange, und da nun ein Kind den Oberherrn ſpielen ſollte, wurde die kaiſerliche Macht ſo unbedeutend, wie vorher die der Han, bis endlich ein ſiegreicher General ſich ſelbſt die Krone aufſetzte. Dieß werden wir hernach erzählen. In Wu entſtanden Spaltungen rückſichtlich des Beſitzes der Krone, und es kam zu ſehr blutigen Auftritten. Auch unter dieſem Fürſten waltete die zerſtörende Macht des Harems, und auch ſie beugten ſich nachher vor dem gewaltigen Eroberer.

Im Weſten erblicken wir während dieſes Zeitraumes das mächtige Fortſchreiten des römiſchen Reiches, erſt unter Conſuln, dann unter Kaiſern. Der Untergang der macedoniſchen Herrſcher in allen Ländern, und Roms Alleinherrſchaft über die damals bekannte geſittete Welt, waren Ereigniſſe, die auch zu den Ohren der Han-Fürſten gekommen ſeyn müſſen; denn der Handel mit dem Weſten war durch chineſiſche Coloniſten begründet worden; doch finden wir in keinem Buche der Annalen nicht einmal einen Wink von dieſem wunderbaren Reiche. Auch entdecken wir hierin keine Spuren von der Einführung des Chriſtenthums, obgleich es ohne Zweifel im dritten Jahrhundert ſchon in die Steppen Aſiens vorgedrungen war. Dagegen ſehen wir die Verzweigungen des Rationalismus in allen Angelegenheiten des Lebens; viele Prieſter im Kriege ſowohl als im Frieden geſellten ſich den Häuptern bei zur Vollführung der wichtigſten Angelegenheiten. Es entſtand auch ein Verein von Gelehrten, welche ihre Zuſammenkünfte in Bambu-Hainen hielten, und dort in tiefen Betrachtungen ihre Tage zubrachten. Einer derſelben bewies nicht die geziemende Trauer beim Tode ſeiner Mutter; er erregte dadurch Argwohn, und es wurde eine gräßliche Verfolgung wider dieſe Schwärmer eingeleitet. Den ſegnenden Einfluß des göttlichen Evangeliums empfand man nicht, denn des Herrn Zeit war noch nicht gekommen.

Das Lehensverhältniß im Reiche ſcheint während der Han-Dynaſtie faſt ganz aufgelöst worden zu ſeyn; das Land iſt allmählich ein Ganzes geworden. Daher waren die Fürſten auch ſo ſiegreich wider die Hunnen und andere Tataren; die Noth ſowohl als beſtändige Verfolgung nöthigten dieſe andere Wohnungen jenſeits des kaspiſchen Meeres zu ſuchen. Von dort wurden ſie Europa furchtbar und bewirkten die Völkerwanderung, welche unſerem Welttheile eine ganz andere Geſtalt gab und alle Spuren früherer Cultur verwiſchte. Wie mächtig iſt des Herrn Hand! Wie erhaben ſind ſeine Großthaten! Dieſelbe Weisheit, welche die geſittetſten ſowohl als wildeſten Völker nach ihrem ewigen Rathe leitet, wirkt auch in dem Looſe jedes Einzelnen. Ihm muß das ganze Erdreich Dank und Anbetung zollen! *)

Alte Geſchichte.

IV. Abſchnitt.

Die Tzin-Dynaſtie

(263 — 420 n. Ch.)

Die Familie des Sſematſchao, wegen der tapferen Generale, die aus ihr entſprungen, von dem Weifürſten ſehr hoch geehrt, hatte ſich am Hofe alle Gewalt angemaßt. Das außerordentliche Glück, womit ſie die Feinde ihres Vaterlandes ſchlugen, und der endliche Triumph über den letzten Fürſten der Han-Dynaſtie, der ihren Bemühungen die Krone aufſetzte, erweiterte ihren Einfluß noch mehr. Der eigentliche Unterfeldherr aber, welcher in die Hauptſtadt des Scho-Staates, Tſchingtu, einzog, erntete wenig Ruhm von ſeinem glücklichen Feldzuge; denn als Rebell angeklagt,

*) Die vorzüglichſten Quellen zur obigen Erzählung ſind der Tongkienkangmu, ein mit vielen und trefflichen Anmerkungen verſehenes Werk. Ferner der Kangkienitſchi, und für den letzteren Zeitraum ganz vorzüglich das am meiſten geleſene Volksbuch, der Sankuotſchi, ein trefflicher geſchichtlicher Roman, deſſen Darſtellungen uns ganz in jene Zeiten verſetzen.

wurde er, wiewohl unſchuldig, in Feſſeln gelegt und als, hierauf ſeine ihm ſehr ergebenen Soldaten ihn losmachten, getödtet. Während der rauhe Ssematſchao lüſtern nach dem Throne blickte, machte ſich der Wei-Prinz äußerſt verächtlich, und daher kam der Anſchlag, ihn zu ſtürzen, ſehr bald zur Reiſe. Sein Sohn Ssemajen führte endlich aus, was ſein Vater ſo ernſtlich gewünſcht hatte, und das ganze Tſao-Haus ſank in ſein voriges Nichts zurück. Da er früher zum Fürſten von Tzin ernannt worden war, ſo gab er auch ſeiner Herrſcherlinie dieſen Namen, und erhielt (265) den Titel Wuti; um ihn aber von dem Wuti der Han zu unterſcheiden, ſetzte man Tzin davor, die Benennung der Dynaſtie, wie überall, wo die Namen gleich ſind.

Wuti entfernte alle Anhänger ſeiner Vorgänger von den Ehrenſtellen, und beförderte ſeine Verwandten ohne Unterſchied zu den höchſten Aemtern. Er hatte nicht die wilde, gewaltige Kraft ſeines Vaters geerbt; aber er war mit vorzüglicher Klugheit begabt, und anſtatt ſich mit dem Schwerte in ſeiner neuen Würde zu erhalten, zog er es vor, durch Liebe und Nachſicht aller Herzen zu gewinnen. So war er im Stande eine Empörung in dem vormaligen Reiche der Han zu unterdrücken und die noch lebenden Anhänger an ſich zu feſſeln, während ſeine Soldaten ſiegreich die Tataren durch die Wüſte hin verfolgten und andere wieder ſehr vortheilhafte Bündniſſe mit den Nomaden ſchloſſen. Als der Monarch ſich endlich allgemein geehrt ſah, glaubte er, daß nun die Zeit gekommen ſey, die Unterwerfung des Wu-Staates zu unternehmen.

Dort herrſchte ein gewiſſer Sunhao. Man hatte ihn, da er ungeheure Kraft zeigte, mit Umgehung des rechtmäßigen aber noch jungen Fürſten auf den Thron gerufen. Sobald er aber die unumſchränkte Macht beſaß, warf er ſich in die Arme des Vergnügens und ſchwelgte im Harem, während er hoffte durch ein Schreckenregiment ſein Anſehen zu behaupten. Man pries ſeinen Unternehmungsgeiſt, und rieth ihm anſtatt die Freundſchaft des Wuti zu ſuchen, den ganzen Norden zu erobern. Ein Großer, der dieſem unſinnigen Plan widerſprach, wurde von Sunhao mit eigner Hand niedergehauen. Als ein Statthalter ihm vorſtellte, daß es wegen der wiederholten Mißjahre den Unterthanen unmöglich ſey die Abgaben zu bezahlen, gab der deſpotiſche Fürſt

ſogleich Befehl, ihm den Kopf des verwegenen Plauderers zu bringen. Einer der Anweſenden wagte es darüber ſein Beileid auszudrücken, und wurde ſogleich enthauptet. Wo öffentliche Gewalt nicht hinreichte, da gebrauchte Sunhao Gift, und führte überdieß die ſchrecklichſten Strafen ein.

Der Zeitpunkt war daher gekommen der Grauſamkeit dieſes Wüſtlings ein Ende zu machen, und die wohlgeordnete Flotte des Wuti fuhr unter einem erfahrenen General den Jangtſe hinunter. Dieſer prächtige Strom wurde nun der Schauplatz bedeutender Seeſchlachten. Endlich zerſprengte der kaiſerliche Seeheld die Ketten, mit denen man ſeinen weitern Fortgang zu verhindern geſucht hatte; die Boote des Sunhao, welche 20,000 Mann an Bord nehmen konnten, wurden nicht in Anſpruch genommen, und nach langem Zaudern landeten die Sieger am ſüdlichen Ufer. Der Tyrann war über dieſen kühnen Schritt ſehr überraſcht, und ſandte ſogleich die Reichsſiegel einem Verwandten des Wuti. Ehe dieſe jedoch noch ihre Beſtimmung erreichten, hatte der Admiral den furchtſamen Sunhao ſchon ſo in die Enge getrieben, daß er in einem Nachen mit einem Strick um den Hals und einen Sarg an der Seite ihm zueilte. Der Feldherr empfing ihn mit großer Güte, und nachdem er die Uebergabe des ſüdlichen China von ihm geſetzlich erhalten hatte, verbrannte er ſogleich die Zeichen der Erniedrigung und ſandte den verzagten Wu-Fürſten nach der Hauptſtadt. Mit einer klirrenden Kette nahte er dem Palaſte des Wuti. Dieſer, anſtatt die Härte eines Ueberwinders zu zeigen, erhob ſeinen Verwandten zu hohen Würden, redete ihn freundlich an, und drückte ſein lang gehegtes Verlangen, einen ſolchen Gaſt bei ſich zu ſehen, in höflicher Sprache aus. Sunhao erwiederte, daß er ſeinerſeits auch den Wunſch gehegt habe, Wuti in der Nähe ſeines Thrones zu empfangen. Auf die Frage, weßhalb er ſo fürchterliche Strafen, wie Blendung und Verſtümmelung, eingeführt habe, antwortete der Grauſame: daß Landesverräther das Licht der Sonne nicht ſehen ſollten, und daß es beſſer ſey, wenn Diebe der Mittel beraubt würden wieder Spitzbübereien zu begehen. Der Kaiſer ſorgte reichlich für ihn, und nahm auch die 11,000 Weiber, welche den Hofſtaat des Sunhao ausgemacht hatten, in ſeinen Dienſt. Dieſe waren meiſtentheils Schauſpielerinnen und Kebsweiber verführeri-

ſcher Art, und verleiteten den wackeren Kaiſer zu üppigem Leben. Der General, welcher den großen Sieg errungen hatte, wurde des Ungehorſams angeklagt, weil er Beſitz von der Reſidenz des Feindes genommen, ohne dazu ausdrückliche Erlaubniß erhalten zu haben, und an der Plünderung des Palaſtes Theil genommen. Mit Unwillen wies jedoch der Monarch eine ſolche Beſchuldigung von ſich und machte ihn ſpäter zu einem der größten Edelleute des Landes.

Die Weiber gaben dem Geiſte des Kaiſers bald eine andere Richtung. Unter ihnen waren Mädchen von bezaubernder Schönheit und den anziehendſten Talenten, und um den Monarchen zu beluſtigen, erfanden ſie die wunderlichſten Mittel. So hatten ſie zum Beiſpiel in einem herrlichen Luſtgarten einen Wagen mit Böcken beſpannt, welche den Gebieter herumzogen und bei den verſchiedenen Luſthäuſern, wo der Kaiſer von den Concubinen aufs herrlichſte bewirthet wurde, anhielten. Es ward dem Wuti endlich viel angenehmer ſein Leben im Genuß hinzubringen, als ſich den Staatsgeſchäften zu widmen; ſo verweichlichte er gänzlich und überließ die Regierung ſeinem Schwiegervater. Entnervt und vom Ueberdruß des fortwährenden Vergnügens geplagt, ſank der einſt ſo rüſtige Wuti ins Grab (290). Ohne ſelbſt Talente zur Ausführung großer Thaten zu beſitzen, verſtand er die rechte Wahl und den glücklichen Zeitpunkt zu treffen, und daher war ſeine Verwaltung immer folgenreich. Der Unterthan litt wenig bei dem Sturze zweier Dynaſtien, und um dem Bürger wieder emporzuhelfen, verordnete Wuti, daß während einer ziemlichen Reihe von Jahren in den eroberten Ländern keine Abgaben bezahlt werden ſollten. Hätte er ſich nicht den Wollüſten hingegeben, ſo wäre ſein Ruhm am Ende ſeiner Lebensbahn nicht verdunkelt worden.

Sein Sohn Hoeiti, kraftlos und unentſchloſſen, wollte ſich ganz dem Miniſter, ſeinem Großoheim, hingeben. Dieſer war auch ernſtlich beſchäftigt ſich einen großen Anhang zu verſchaffen, und hatte ſelbſt einem Tataren den Feldmarſchallsſtab übertragen, der ihn jedoch ſtolz ablehnte. Indem er immer ernſter ſtrebte unumſchränkter Verwalter des Reiches zu werden, fand er in der jungen Kaiſerin eine Erzfeindin. Dieß war ein Weib, ruchlos in ihrem Wandel, heftig in Ausbrüchen des Zornes; ſie hatte

ſogar mit eigener Hand die ſchwangern Fürſtinnen des Harems verwundet, um eine unzeitige Geburt herbeizuführen. Ihr Mann war ganz ihr Sklave, und daher war es ein Leichtes, von ihm den Befehl zur Verurtheilung des Miniſters zu erhalten. Die Ausführung befahl ſie zwei Verſchnittenen, die mit ihren Garden nur die Nacht erwarteten, um dieſe Gräuelſcene auszuführen. Da näherten ſich die Getreuen des Reichsverweſers, und baten ihn dringend, die Thüre des Palaſtes zu zerſprengen, um den Kaiſer von ſeiner Gemahlin zu befreien. Vergebens war ihre Warnung; der Miniſter blieb unentſchloſſen; ſeine Anhänger entleibten ſich, und ungeachtet die verwittwete Kaiſerin Stücke Seide auf die Straße geworfen hatte, auf welche ſie einen Aufruf an das Volk geſchrieben hatte, um dasſelbe zur Vertheidigung ſeiner Gebieterin aufzufordern, wollte Niemand ihr beiſtehen. Der mächtige Diener empfing den Todesſtoß, ſeine Tochter wurde aus dem Harem verwieſen und aller Würden beraubt, und die zwei Kammerdiener, zum Lohne des Meuchelmordes, erhielten die wichtigſten Stellen des Landes. Der Kaiſerin Mutter wollte man aber nachher nicht das Leben gönnen, und ließ ſie daher den Hungertod ſterben.

Um das Volk zu befriedigen, wurde die Verwaltung zweien Fürſten des Geblütes übertragen. Dieſe genoſſen ſo lange dieſe Ehre, als ſie nichts wider die Kaiſerin Kia blicken ließen; kaum aber hatte ſie gehört, daß man ſie vom Throne ſtoßen wollte, ſo wurden beide in ihren Paläſten von ihren Creaturen ermordet. Später fand man, daß dieß ohne ausdrücklichen Befehl des Monarchen geſchehen ſey, und daher mußten auch andere Prinzen ſterben, weil ſie ſich in dieſe Cabalen eingemiſcht hatten. Kia aber gab dem Lande tüchtige Miniſter, und ſo wurde auch der Krieg mit verſchiedenen tatariſchen Häuptlingen glücklich beendigt. Raſtlos in allen Unternehmungen wo es Blut galt, empfing Kia mit großer Freude die Klagen wider den Thronerben. Um ihn zu verderben — denn er zeigte Gleichgültigkeit und unverlöſchlichen Geiz nach Geld in ſeinem Charakter — lud ſie ihn in den Palaſt ein. Nachdem ſie den Prinzen trunken gemacht hatte, ließ ſie ihn ein Papier voll der aufrühreriſchſten Ausdrücke, welche ein Verſchnittener vorher abgefaßt hatte, abſchreiben, und mit dieſem eilte ſie zum Kaiſer. Dieſer verſammelte ſogleich die

Mandarinen und kündigte den Verrath ſeines Sohnes an. Man war lange nicht entſchieden, welche Strafe der Jüngling leiden ſollte; endlich wurde er zum gemeinen Mann herabgewürdigt, und da die Kaiſerin durchaus Blut haben mußte, ſo rächte ſie ſich an dem Schwiegervater des Erniedrigten und rottete die ganze Familie aus. Die Befehlshaber der Truppen und Verſchnittenen wollten aber dieſen Gräuelthaten ein Ende machen; um die Kaiſerin zu verderben, ſtreute man ein Gerücht aus, als ob der tief gekränkte Thronerbe Rache nehmen würde. Darauf ſchickte Kia ihm den Giftbecher. Nun nahm man Anlaß, ſie in einer nächtlichen Verſammlung aller ihrer Schandthaten wegen zu verdammen und aus dem Palaſte fortzujagen, während die Generale, die dazu Veranlaſſung gegeben hatten, nun auch den Entſchluß faßten, den Kaiſer ſelbſt zu entthronen. Man ernannte daher den Sohn des Kronprinzen zum rechtmäßigen Nachfolger, und behandelte den Monarchen einſtweilen als Gefangenen in ſeinem Palaſte. Der Neid der übrigen Großen war natürlich bald aufgeregt; ſie verbündeten ſich, um ihren Oberherrn zu befreien, und nun brach ein fürchterlicher Bürgerkrieg aus, der mit dem Tode des Reichsverweſers endigte. Nachdem Hoeiti wieder in Freiheit geſetzt war, maßte ſich ein anderer Regent die ganze Macht an; darüber entrüſtet, belagerten ihn zwei Fürſten drei Tage in ſeinem eigenen Palaſte, bis ſie endlich ihn auch aus dem Wege räumten. Der ganze Weſten China's gerieth unterdeſſen in Aufſtand; große Heere der Rebellen zogen umher, um Beute zu machen, und da die kaiſerlichen Truppen durch wiederholte Niederlagen entmuthigt worden waren, fielen ſie über die Hauptſtadt her, machten 10,000 Menſchen zu Gefangenen und nöthigten den Schattenkaiſer ſich in der größten Eile zurückzuziehen. Zu ſeinem eigenen Unglück entließ er den treueſten Miniſter, den man im Gefängniſſe verbrannte, und ſtellte ſich unter die Macht eines ruchloſen Fürſten von Geblüt. Die Ränkevollen machten nun den Anſchlag, dieſen Gebieter wieder zu ſtürzen, und es entſtand daraus ein fürchterlicher Kampf. Hoeiti wurde der Obhut eines ſehr braven Soldaten anvertraut; da aber die Gegner ſeiner habhaft werden wollten, und ſein Heer ſehr ſorglos ſahen, ſo überfielen ſie ihn in der Nacht und hieben den Trabanten den Kopf ab, ſo daß das Blut die kaiſer-

lichen Kleider beſpritzte. In dieſem ſchauerlichen Augenblicke ſah ſich der Monarch von allen Anhängern verlaſſen und wurde lange, wie ein wildes Thier, in den vom Kriege verwüſteten Ländern herumgeführt. Da litt er ſehr oft Hunger und konnte die gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe nicht erhalten. Hierauf brachte man ihn nach der Hauptſtadt zurück, wo ein Räuberhauptmann die Damen des Palaſtes geſchändet, ſich aller Reichthümer des Staates bemächtigt und auf die grauſamſte Weiſe gehaust hatte. Hoeiti blieb nur eine kurze Zeit dort und ſtarb bald darauf (306), nachdem er gerade erfahren, daß ein fürchterliches katariſches Heer auf die Hauptſtadt heranrücke. Man hatte dieſe Barbaren erſt als Söldner und Verbündete herbeigezogen; ſie waren ſich jedoch bald ihrer Kraft bewußt, und da ſie die Schwäche China's kannten, erſchienen ſie nun als Feinde des Volkes in ungeheurer Anzahl.

Einen elenderen Fürſten als Hoeiti hätte man ſich wohl nicht vorſtellen können; daher wollte man auch ſeinen Enkel nicht auf den Thron ſetzen. Er hatte 25 Brüder gehabt; der untüchtigſte unter allen war er ſelbſt, während die meiſten andern, voll von Ränken und Ehrgeiz, ſeine Regierung ſtets beunruhigten. Einer von ihnen, Namens Ssematſchi, war jedoch ein ſehr einſichtsvoller Mann. Man übertrug ihm die kaiſerliche Würde, und die Geſchichte kennt ihn unter dem Titel Hoaiti. Seine erſte Sorge war, ſelbſt zu regieren, und in alle Zweige der Verwaltung kräftig einzugreifen. Aber neue Empörungen traten der Ausführung ſeiner Abſichten entgegen, und ein wüthender Feind erſchien im Norden. Dieß waren die Hunnen, unter der Herrſchaft des Lieujuen, eines durch Heirath mit der Han-Dynaſtie verwandten Fürſten. Er nannte ſich daher auch Han-König und gab vor, daß er gekommen ſey um den gottloſen Tzin-Prinzen zu ſtrafen, und daß er dadurch den Wunſch des Himmels erfülle. Seine Horden waren ſehr wohl beritten, und leiſteten oft einer oder der anderen chineſiſchen Partei Hülfe; ihr Hauptzweck aber war Räuberei. Ungleich ihren Brüdern, zogen ſie nicht mit ihrer Beute nach der unwegſamen Wüſte zurück, ſondern ſetzten ſich in China feſt, und bedrohten ſelbſt die Hauptſtadt. Wäre nicht der Häuptling frühzeitig geſtorben, und hätte nicht Familienſtreit das katariſche Heer zerſplittert und ein Brudermörder die Oberhand erhalten, ſo würde Tzin ſchon lange geſtürzt worden

ſeyn. Dieſes traurige Loos ſollte der unglückliche Hoaiti erfahren. Schon hatte der Han=König, Liéutſong, 40 Fürſten des Geblütes durch einen ſeiner Generale, der ſie gefangen genommen hatte, umbringen laſſen; als aber nun die Hungersnoth in der Reſidenz Lojang ſehr um ſich griff, entfernten ſich die Mandarinen, und die Tataren, welche ſich der chineſiſchen Magazine bemächtigt hatten, eroberten die Hauptſtadt, und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Der Kaiſer ſelbſt wurde gefangen genommen und vor Liéutſong geführt, der ihn mit verächtlichem Stolze empfing und ihn ſeiner Würde beraubte (311), während der Kronerbe durch das Schwert ſeinen Tod fand. In ſeiner Gefangenſchaft wurde der unglückliche Monarch mit großer Härte behandelt. Als andere Horden Liéutſong in den Rücken fielen und ſeine Soldaten zurückſchlugen, erzürnte der leidenſchaftliche Chan dergeſtalt, daß er den gedemüthigten Fürſten an der Tafel, wie einen gemeinen Diener, aufwarten ließ, und als hierauf einige Commandanten ihre Feſtungen dem rechten Herrn wieder überliefern wollten, verurtheilte er ihn zum Tode. Liéutſong war überdieß ſo grauſam, daß ſeine getreueſten Miniſter es nicht länger ertragen konnten und, einen Sarg zur Seite, ihre Gegenvorſtellungen einreichten. Dieß rührte jedoch den hartherzigen Häuptling, als man aber bald darauf ſeinem Wunſche, der geliebten Kaiſerin einen vorzüglich ſchönen Palaſt zu errichten, widerſtrebte, ſo verurtheilte er zwei der Großen zum Tode. Kaum hatte die Gemahlin dieß vernommen, ſo erklärte ſie, ſie würde eher ſterben, als ſich nach dem prächtigen Gebäude, das man errichten wolle, begeben. Dieſer ernſte Verweis rettete den Höflingen das Leben.

Man ſchritt nun zur Wahl eines andern Kaiſers (313), der unter dem Namen Minti (der bemitleidete Fürſt) bekannt iſt. Das Volk war aber zu ſehr in Gährung, als daß man von einem weiſen Fürſten etwas hätte erwarten können; nur ein Napoleon mit einem großen Heere und entſchiedener Willenskraft hätte von Nutzen ſeyn können. Eroberungstalent beſaß aber der Fürſt keines, und ſo mußte er ruhig zuſehen, wie eine Partei gegen die andere aufſtand, und auf allen Seiten das Waffengeklirr ertönte. In dieſem verhängnißvollen Augenblicke wurde der tüchtigſte chineſiſche General ein Verräther ſeines Landes; er

wollte ſich nämlich mit Hülfe des Oberfeldherrn der Hunnen auf den Thron emporſchwingen. Allein der letztere bemerkte ſeine Liſt, machte ihn erſt durch ſcheinbare Unterwerfung ſicher, indem er ihn wie ſeinen Fürſten ehrte, und lockte ihn ſo in eine Stadt, wo er ihn zum Tode verurtheilte. Die nomadiſchen Stämme, welche früher den Chineſen beiſtanden, hatten ſich entzweit, und ein Vatermörder war ihr Chan geworden. Die Tataren des Nordens, raſtlos im Ländererwerben, ſahen den elenden Zuſtand des Reiches, und um den Schimpf einer früheren Niederlage von ſich abzuwiſchen, nahten ſie plötzlich den Thoren der Hauptſtadt. Die Regierung war damals in dem kläglichſten Zuſtande; die Mandarinen hatten nicht einmal Geld genug, um ſich die nöthigen Staatskleider zu kaufen, und erhielten keinen Gehalt. Da begab ſich auch dieſer leidende Kaiſer mit ſeinem Sarge und in Trauerkleidern zu dem Feinde. Als er vor dem Throne des Liéutſong ſtand, mußte er die Kniebeugungen verrichten und mit dem Kopf auf den Boden ſtoßen wie ein gemeiner Mann. Als ein getreuer Diener vor Scham das Geſicht zur Erde ſenkte und darüber weinte, wurde dieſer ſogleich nach dem Gefängniſſe geſandt und dort erdroſſelt. Eines andern Tages ging Liéutſong auf die Jagd, und ließ Minti, als einen gemeinen Trabanten, mit einer Pike vor ſich hergehen. Nach der Rückkehr wartete er an der Tafel des Chans auf, und mußte noch obendrein den Staatsregenſchirm vor ihm hertragen. Dieſe Entwürdigung des kaiſerlichen Anſehens rührte einen gefangenen Miniſter dermaßen, daß er ſchluchzend dem Unglücklichen um den Hals fiel, aber dieſe Mitleidsbezeigung mit dem Leben büßte. Dieſe Schmach ſollte jedoch nicht ungerächt bleiben, und ſchon hatten ſich die Häuptlinge anderer tatariſchen Stämme durch gegenſeitiges Trinken ihres eigenen Blutes verbunden, den Liéutſong wüthend anzufallen. Als aber zwei chineſiſche Statthalter ein Gleiches thaten, ermordete der Herrſcher den Minti auf der Stelle (317).

Das ſüdliche China war bisher vom Kriege verſchont geblieben, denn die Tataren hatten noch nicht den Jangtſe erreicht. Dort regierte Sſemajui, ein naher Anverwandter des Minti, dem dieſer bei ſeiner Gefangenſchaft die Reichsverweſung aufgetragen hatte. Man konnte ihn aber nur durch die ernſteſten Vorſtellungen bewegen, nach deſſen Tode die Regierung zu über-

nehmen. Er erhielt den Titel Juenti und wird als der Stammvater der Tong-Tzin, oder öſtlichen Tzin-Herrſcherlinie betrachtet.

Dieſer Monarch war beſcheiden und ſchüchtern, und wollte ſich nie als Alleinherrſcher zeigen. Er beſaß aber Staatskunſt genug, den nördlichen Chan der Tataren in ſeinen Rechten, als Lehensfürſten des Reiches, zu befeſtigen, und ihn überdieß zum Kriege wider die Erbfeinde China's, die Hunnen, aufzumuntern. Allein im Han-Lande waren große Veränderungen vorgegangen. Der grauſame und wollüſtige König Liéutſong war endlich ins Grab geſunken, und hinterließ ſeinem Sohne Liutſan das Reich. Dieſer unbärtige Jüngling erregte durch ſeine Liebſchaften mit mehreren jungen Gemahlinnen ſeines Vaters, und den Mord ſeiner zwei Brüder, die, wie er glaubte, ihm nach dem Leben trachteten, den Abſcheu der ganzen Nation. Zu dieſer Gewaltthat hatte ihn der General Kintſchun bewogen, und als der Fürſt nun ein Gegenſtand allgemeinen Abſcheues geworden war, brach dieſer in den Palaſt ein und ermordete ihn nebſt allen Gliedern des königlichen Hauſes, welche er ausfindig machen konnte. Dann eilte er zu den Gräbern der Abgeſtorbenen, nahm die Leichname aus den Särgen, hieb ihnen die Köpfe ab, und verbrannte ſodann die Mauſoleen mit allen Gebeinen. Hierauf ſchrieb er an Juenti: Ich habe Rache an den Mördern der chineſiſchen Kaiſer ausgeübt; ich ſende dir das Siegel des Reiches, und erlaube dir, die Särge deiner getödteten Verwandten holen zu laſſen. — Als dieſe Thaten ruchtbar wurden, ließ ſich der Eroberer der chineſiſchen Hauptſtadt, Liéujao, zum Kaiſer von Han ausrufen. Er hatte ſich mit der verwittweten Gemahlin des Hoeiti verheirathet, und da dieſe ihm verſicherte, daß er der einzige Mann ſey, den ſie je kennen gelernt hatte, war er ſehr ſtolz auf den Beſitz dieſer Fürſtin. Uebrigens bewies er ſich ſehr grauſam gegen ſeine Freunde, und richtete ein großes Blutbad unter ſeinen Anhängern aus bloßem Argwohn an, wodurch ſich alle Herzen von ihm entfernten. Zu gleicher Zeit erhob ſich ein anderer Feldherr der Han zum Kaiſer, ſo daß ſich nun drei um die Alleinherrſchaft ſtritten. Dieſer letzte jedoch hatte zuerſt ſeine frühern Oberherren gerächt, ihre Grabmäler hergeſtellt, alle Verwandten des Kintſchun enthauptet und die öffentlichen Gebäude der Han-Reſidenz niedergebrannt, während er mit einem furchtbaren Heere ſeinen Nebenbuhlern drohte.

Gewiß hätte Juenti dieſe Unruhen benützen können, um ſich wieder in den Beſitz des Nordens zu ſetzen; allein er war zu unentſchloſſen. Sein Sohn, darüber entrüſtet, raffte ſelbſt ein Heer zuſammen, und erſchien als Rebell im Felde. Ein Meuchelmörder endete ſein Leben; aber die Kriegsluſt hatte ſich nunmehr aller Herzen bemächtigt, und lange Feldzüge, durch welche nichts ausgerichtet wurde, waren die Folge. So viele fehlgeſchlagene Hoffnungen warfen Juenti aufs Krankenlager, von dem er nie wieder aufſtand.

Mingti (323), ein junger, kraftvoller, unternehmender, kluger Jüngling, war ſehr bereit, dem Lande wieder aufzuhelfen. Um dieß aber zu bewerkſtelligen, mußte er erſt einen Hauptaufrührer ſchlagen. Dieſer wurde auch glücklich beſiegt, und nachdem er ſein Leben auf dem Schlachtfelde eingebüßt hatte, trug man den Leichnam auf den Richtplatz, wo man ihn enthauptete und den Kopf zur Warnung öffentlich aufſteckte. Dieſer viel verſprechende Prinz ſank aber nach zwei Jahren ſchon ins Grab, und nun kam ſein fünfjähriger Sohn, Tſchingti, zur Regierung. Wie gewöhnlich, wurden ſeine Oheime als Reichsverweſer ernannt, und da dieß ehrgeizige und kräftige Männer waren, ſtritten ſie ſich um die Obermacht, ſo daß das arme Land vom Bürgerkriege nie frei wurde.

Unterdeſſen waren die Tataren des Nordens durchaus nicht müßig. Liéujao, der ſich zum Kaiſer aufgeworfen und ſeinem Reich den Namen Tſchao gegeben hatte, ſah es mit Unwillen, daß ein anderer Gegner, Tſchele, ſich in China mit ihm theilte, und daher kam es zu einem ſehr heftigen Kampfe, in welchem anfangs der erſtere, nachher aber der letztere die Oberhand behielt. Zwei der Söhne, die noch großen Einfluß im Lande beſaßen, wurden erſchlagen, und nun ſtand Tſchele ohne Nebenbuhler als Herr des ganzen ſo ausgebreiteten Nordens da. Um ſich eines ſolchen Beſitzes würdig zu zeigen, unterhielt er ſich oft mit den Weiſen des himmliſchen Reiches und ſprach über die Claſſiker. Er genoß aber der Herrſchaft nur kurze Zeit; denn auch er folgte ſehr bald ſeinen Vätern in die andere Welt. Seine beiden Söhne geriethen nun in Streit, in welchem auch die Kaiſerin und einige treffliche Generale ihren Tod fanden. Allein endlich wurde die Ruhe hergeſtellt. Der junge Monarch dachte

nun darauf, wie er ſich in ſeinen Mußeſtunden beſchäftigen ſollte, und erbaute einen ſo prächtigen Palaſt, wie man noch nie zuvor geſehen hatte. Von innen war alles mit koſtbaren Steinen belegt; die ſchönſten Luſtgärten umgaben das weitläufige Gebäude, und die Verzierungen waren ſo ausnehmend ſchön, daß menſchliche Kunſt wohl unmöglich etwas Beſſeres hätte erfinden können. Ueberdieß glaubte der Herrſcher, das Luſtſchloß wäre eine Einöde, wenn er es nicht mit den vorzüglichſten Dirnen anfüllte. Aber damit noch nicht zufrieden, errichtete er ein Cavallerieregiment, welches ganz aus tatariſchen Töchtern von prächtigem Wuchſe beſtand; mit dieſen allein befaßte ſich der Sardanapal; ſie waren ſeine Garden und Begleiter, ihm treu ergeben bis zum Tode. Um ſeinen Namen zu verewigen, wollte er eine Brücke über den reißenden gelben Fluß bauen, allein die Fluth ſpülte die Pfeiler hinweg, und dieß koſtete ſehr vielen Menſchen das Leben. Seinem Sohne, der ein tüchtiger Krieger war, hatte er die Regierung übergeben. Dieſer unnatürliche Jüngling ſchlug den Großen vor ſeinen Vater zu ermorden, und ihm ſelbſt zum Throne zu verhelfen. Darüber entſetzten ſich alle aufs höchſte. Der Thronerbe ſchützte Krankheit vor, um ſeinen Vater zu einem Beſuche zu veranlaſſen und ihn dann meuchelmörderiſch in ſeinem eigenen Palaſte zu tödten. Der Kaiſer, der davon Nachricht erhielt, ſchickte eine ſeiner Frauen, um ſich nach dem Befinden des Kronprinzen zu erkundigen. Vom leidenſchaftlichſten Zorn ergriffen, durchſtach der Fürſt dieß arme Weib. Sobald der Monarch dieß erfuhr, rief er die Miniſter vor ſich, verurtheilte diejenigen, welche dieſen Anſchlag verhehlt hatten, zum Tode, und da auch einige ſeiner Kebsweiber darum gewußt hatten, verloren auch ſie ihr Leben. Aus dem Schlummer der Wolluſt weckte ihn aber bald ein Krieg mit den öſtlichen Tataren, die ein beſonderes Reich im jetzigen Liaotong errichtet hatten; andere Stämme waren bereit, der einen oder der andern Partei beizuſtehen. Er wurde verſchiedenemale geſchlagen, und die größten Anſtrengungen konnten ihm nicht wieder ſeine Macht verſchaffen.

Unterdeſſen verhielten ſich die Chineſen, endlich einmal des Krieges müde, ſehr ruhig, und der Kaiſer, ſobald er mündig war, zufrieden mit der Ausdehnung ſeines Landes, miſchte ſich

nicht weiter in auswärtige Angelegenheiten. Ein Verſuch, den ein General eigenmächtig machte die Feinde anzugreifen, fiel auch nicht ſehr glücklich aus, und daher hielt man es für beſſer, gleichgültig den bevorſtehenden Umwälzungen zuzuſehen. Unter dieſer Regierung fing man an die Rationaliſten zu verfolgen, denn ſie waren ſchon ſehr mächtig geworden, und der Staat fürchtete für die Grundſätze der chineſiſchen Weiſen könnte dadurch ſehr großer Nachtheil entſtehen. Wie alle derartigen Bemühungen, dehnte dieß das Syſtem des Laotſe nur noch weiter aus, und die gemeinen Leute hingen einer Religion, die ihnen wenigſtens ein dunkles Jenſeits verſprach, nur um ſo eifriger an.

Kangti, der Bruder des vorigen (343), war nur zwei Jahre am Ruder. Während dieſer Zeit erhob ſich der Tſchao-Fürſt Schehu im Norden und bedrohte das Land mit einem zahlreichen Heere; er wollte nämlich ſeine Hauptſtadt nach dem Süden verlegen. Ein eigenthümlicher Grund gab ihm hiezu Veranlaſſung. Ein ſteinerner Tiger, den man an einem nördlichen Thore aufgeſtellt hatte, wurde während der Nacht nach dem ſüdlichen gebracht, und dieß betrachtete er als ein Zeichen zur Veränderung der Reſidenz. Seine Abſicht wurde jedoch vereitelt.

Muti (345) war ein Kind von zwei Jahren, als er zum Kaiſer ausgerufen wurde. Unter dieſer Regierung nahte auch Schehu, der Wollüſtling ſeinem Ende, nachdem er ſeinen zweiten Sohn, den man auch als einen Rebellen anklagte, getödtet hatte. Auf ſeinem Sterbebette beredete ihn ſeine Gemahlin, ihr eigenes Kind zum Nachfolger zu beſtimmen. Aber gerade hatte ihr Stiefſohn von der gefährlichen Krankheit des Vaters gehört, und war nach der Hauptſtadt geeilt, nm ſein eigenes Recht geltend zu machen. Kaum war er aber in ſeinem Palaſte abgeſtiegen, ſo wurde er ermordet, und bald darauf gab der Vater ſeinen Geiſt auf. Sein Bruder hörte von dieſer grauſamen That, ging plötzlich nach der Reſidenz, umringte den Palaſt, und richtete ſeine Stiefmutter ſowohl als den neuen Kaiſer hin. Einer der Mitbewerber um den Thron war jedoch darüber höchſt entrüſtet; er beſiegte ſeinen Nebenbuhler und, auf deſſen Throne ſitzend, verurtheilte er ihn zum Tode. Nicht lange darauf wurde jedoch dieſer Mörder von ſeinem Mitgehülfen Schemin, den er zu Grunde richten wollte, ergriffen, und ins Gefängniß geworfen,

wo er bei Reis und Waſſer ſchmachten mußte und endlich erdroſſelt wurde. Der letzte Mörder ſetzte ſich daher auf den mit Blut beſudelten Thron. Damit aber nicht zufrieden, richtete er auch noch ſeinen vertrauteſten Freund hin, und bot nun ſein Land dem Muti an. Man wollte es aber von einem ſolchen Ungeheuer nicht empfangen, und freilich hatte Schemin wenig Urſache ſo freigebig zu ſeyn. Er ſelbſt war der Sohn eines Sklaven, hatte ſich aber durch ſeine Geſchicklichkeit, da er am Hofe als Knecht lebte, ſo ſehr die Gunſt des Tſchehu erworben, daß ihn dieſer als Sohn annahm. Nach dieſem mörderiſchen Verfahren ergriffen die noch lebenden Verwandten der fürſtlichen Familie das Schwert, und einer derſelben beſtrafte ſelbſt ſeinen Sohn mit Stockſchlägen, weil er ihm nicht das Haupt des Gegners nach einer gewonnenen Schlacht überlieferte. Schemin triumphirte dießmal; bald aber entzweite er ſich mit den Jen-Fürſten und ließ ſein Leben auf der Wahlſtatt. Sein Sieger eroberte hierauf ſeine Länder und legte ſich den Kaiſertitel bei, welchen er jedoch nur kurze Zeit trug. Ein anderer Gegenkaiſer, der ſeinem Reiche den Namen Tſin gab, erhob ſich zu derſelben Zeit und beſtand einen fürchterlichen Kampf mit Muti.

Ungeachtet der Minderjährigkeit des Oberherrn herrſchte in China Friede; denn man hatte ſehr wohl gelernt, daß Krieg nur Verderben bringe. Dieß iſt eine Erfahrungslehre, die der Menſchheit aller Zeiten und Erdſtriche mit Gewalt aufgedrungen werden muß. Ein kluger General brachte Sſetſchuen wieder an Tzin, und die nördlichen Bezirke ſehnten ſich wegen der ſteten Unruhen wieder nach dem chineſiſchen Regimente, und einige Diſtricte unterwarfen ſich ſelbſt freiwillig. Die Ausſichten des himmliſchen Reiches waren daher ſehr erfreulich, ſo daß Muti, welcher (361) ohne Kinder ſtarb, ſeinem Oheim Ngaiti das Reich in einem ſehr guten Zuſtande hinterließ.

Unter dieſem berathſchlagte man wieder über die Verlegung der Reſidenz nach der alten Hauptſtadt Lojang. Glücklicherweiſe waren die meiſten Stimmen der Räthe dagegen; ſchon im folgenden Jahre brach der junge Jen-Fürſt mit ſeinen rüſtigen Tataren nach dieſer Stadt auf, und ungeachtet der heldenmüthigen Vertheidigung von 2000 Mann wurde ſie dennoch eingenommen. Ngaiti war unterdeſſen beſchäftigt ſich durch den Trank der

Ambroſia, welchen ihm die Rationaliſten angerathen hatten, Unſterblichkeit zu erwerben. Natürlich führte ihn dieß gerade zum entgegengeſetzten Ziele, und er ſtarb in voller Manneskraft.

Sein Nachfolger Iti (366) wagte es, den Jen-Prinzen wegen ihrer Verwegenheit den Krieg anzukündigen. Unter Hoanjuen, einem ſehr tapfern General, waren die Chineſen ſehr glücklich, und ſchon zitterten die öſtlichen Tataren für das Beſtehen ihres Reiches. Um ſich zu retten, verbanden ſie ſich mit dem angränzenden Tſin-Staat. Der Fürſt, ein ehrgeiziger Mann, wünſchte nichts ſehnlicher. So wurde denn die himmliſche Armee von allen Seiten angegriffen und beinahe aufgerieben. Die Tſin-Truppen aber waren mit dieſem Siege noch nicht zufrieden; ſie griffen daher auch ihre Bundesgenoſſen an, und zogen triumphirend in ihre Hauptſtadt ein. Durch dieſen kühnen Schritt wurde das Herzogthum Jen vernichtet, und nun ſchrieb Tſin den kleinern angränzenden Ländern Geſetze vor.

Der geſchlagene Hoanjuen konnte aber ſeine Niederlage nicht vergeſſen, denn er war ein ſtolzer Mann und wünſchte ſich für ſeine Schmach zu rächen. Der Kaiſer Iti war dagegen ein ſehr guter, friedliebender, menſchenfreundlicher Fürſt, der den Krieg nie leiden konnte. Als daher ſein General beſtändig um neue Truppen anhielt, um einmal etwas Entſcheidendes zu unternehmen, wurde der Monarch über deſſen Geſuch aufgebracht, und ſchlug es ihm gänzlich ab. Hoanjuen zog aber das Heer zuſammen, machte bekannt, daß Iti zur Regierung untüchtig ſey, und ſetzte Kienwen auf den Thron (371). Dieſer ſtarb aber aus Furcht vor dem Gewaltigen, und vor Schmerz, daß er ſich für deſſen Abſichten gebrauchen laſſen mußte.

Hiaowu ſein Sohn, ein Knabe von ſechs Jahren, folgte ihm (373). Sobald Hoanjuen dieß erfahren hatte, brach er ſchnell mit ſeiner Armee nach der Hauptſtadt auf. Ganz mit ehrgeizigen Plänen beſchäftigt, ſah er ſich im Geiſte ſchon als Gebieter des Reiches, als ein alter Staatsmann, der die Regierung führte, ihm entgegen kam. Mit ernſten Blicken verwies er ihm ſeine verrätheriſchen Abſichten, und unterhielt ſich nachher Tage lang mit ihm. Der Tod rief den General hinweg, ſonſt hätte er ſich ohne Zweifel des Scepters bemächtigt.

Der Tſin-Staat war unterdeſſen ſehr blühend geworden, und ſchon hatte der Herzog ſich die nördlichen Nomaden unterworfen. Unglücklicherweiſe ſtarb ſein Feldherr und Rathgeber, und da er nicht ſogleich einen ähnlichen tüchtigen Mann in ſeinen Dienſt bekommen konnte, ſo ſchrieb er dieß der Gleichgültigkeit zu, mit welcher die Lehren des Kongfutſe ſtudirt wurden. Daher verbot er unter den ſtrengſten Strafen den Rationalismus, und als man eines Tages den Präſidenten des Rathes mit einem Buche dieſer Secte traf, wurde er zum Tode verurtheilt. So hoffte man die Ketzerei auszurotten.

Da das Innere des Landes ruhig war, ſo rückte die Tſin-Armee ins kaiſerliche Gebiet ein. Anfangs ſchien es, als ob die Chineſen allen Muth verloren hätten, denn mehrere ihrer Generale capitulirten, während ſich einer aus Verzweiflung den Hals abſchnitt. Endlich kam das ganze Heer vor einer Feſtung an. Hier hatte man ſich verſchworen, dieſelbe nie zu überliefern, und als die Soldaten unter der übergroßen Anſtrengung zu ſinken ſchienen, bildete ſich unter einer Matrone ein Weibercorps, welches rühmlich auf den Wällen focht, und nachdem eine Mauer ſchon erobert war, wieder eine zweite aufrichtete. Gegen ſolche Vertheidiger konnten die Belagerer ſehr wenig ausrichten, und da die Stadt nicht mit Waffen genommen werden konnte, ſo erkaufte man mit einer großen Summe Geldes die Eröffnung eines Thores, durch welches der Feind in der Nacht unbeachtet einzog. Die Tapferkeit der Belagerten ehrend, verübte man durchaus keine Gräuelthat, ſondern bot dem braven Commandanten eine ſehr hohe Stelle an, welche er aber abſchlug. Inzwiſchen entſtand ein Bürgerkrieg in Tſin, und dadurch wurde China wieder von den Anfällen der Tataren befreit.

Um die unruhigen Köpfe zu beſchäftigen, beſchloß der Tſin-Fürſt, ungeachtet der Gegenvorſtellungen ſeiner weiſeſten Rathgeber, wieder den Süden anzugreifen. Das Glück war aber von ſeinen Unternehmungen gewichen; die größten Anſtrengungen ſchlugen fehl, und er erntete nichts als Schande auf dem Wahlplatze. Zu dieſer Zeit beſaß Hiaowuti einen tüchtigen Miniſter, welcher ſeine Söhne zu Oberfeldherren machte, und ihnen das heilige Gelübde auferlegte, entweder als Sieger, oder nie zurückzukehren. In zwei Hauptſchlachten wurde das ganze Tſin-Heer

zertrümmert, und deſſen Oberfeldherr konnte ſich nur mit genauer Noth nach der Hauptſtadt retten. In dieſem Augenblick erhob ſich ein Nachkomme der Jen-Fürſtenlinie, um ſeine frühern Rechte auf Tſin wieder geltend zu machen. Nachdem er ſchnell mit ſeinen Verwandten ein großes Heer von Söldnern zuſammengerafft hatte, überfiel er mit ſchrecklicher Wuth die Feinde ſeines Hauſes und eroberte die Hauptſtadt nach einer langen Einſchließung, während welcher die fürchterlichſten Gräuel begangen wurden. Die Chineſen konnten nun ruhig zuſehen, wie ſich die Tataren-Stämme einander aufrieben, und freuten ſich, doch einmal wieder friſchen Odem ſchöpfen zu können. Tſin war überdieß ſehr unglücklich. Schon hatten die kleinern angränzenden Tataren-Stämme es während ſeiner Bedrückung angefallen und ſich unabhängig gemacht. Sein beſter General und der Oberherr, ein ſehr tüchtiger Mann, ſtarben beide beinahe zu gleicher Zeit, und das Land ſchien ſeinem Abgrunde und Verderben ſich zu nähern. Inzwiſchen hatte der Jen-Prinz ſich ſelbſt zum Kaiſer ausgerufen und trotzte kühn dem Lehensherrn. In dieſem verhängnißvollen Augenblicke wählte man anſtatt eines unerfahrnen Knaben einen bewährten Mann zum Monarchen. Dieſer, um den Soldaten Muth einzuflößen, ließ auf die Schilde ſeiner Krieger „Sieg oder Tod" ſchreiben, und ſtürzte ſich tapfer mitten unter die Feinde. Gleich dem letzten Auflodern der Flamme, wenn dieſe ihrem Verlöſchen nahe iſt, verbreitete ſich noch durch die Waffenthaten des Heeres unter ſeinen kraftvollen Befehlen Glanz und Ruhm über die Tſin-Familie.

Hiaowuti ſah indeſſen dieſen Kämpfen mit ziemlichem Gleichmuth zu. Während ſich die tatariſchen Fürſten aufs heftigſte bekämpften, erfreute ſich der Süden China's eines beſtändigen Friedens. Der Kaiſer ward aber dadurch nicht erhabener in ſeinen Geſinnungen, ſondern vergnügte ſich mit der Geſellſchaft alter Weiber und den Prieſtern des Buddha, die ihn beſtändig mit Mährchen unterhielten. Ueberdieß war er dem Trunke ſehr ergeben, und wenn einer ein Amt haben wollte, mußte er ſich an die Mönche oder die Ammen wenden, welche im Palaſte in hohen Ehren ſtanden. Als ein muthiger Großer ſeinem Herrn darüber ſchriftlich Vorſtellungen machte, wollte dieſer gar nicht einmal das Papier leſen. Eines Abends gab er ſeiner geliebten

Gemahlin ein herrliches Mahl, die Gäſte waren alle fröhlichen Muthes, und der Kaiſer, ſchon etwas betrunken, ſprach zu ſeinem Weibe: „Du alterſt nun ſchon und wirſt bald dein dreißigſtes Jahr erreicht haben; daher muß ich mich nach einer andern Geliebten umſehen.“ Das Weib lächelte über dieſen Scherz, und machte den Monarchen ſo berauſcht, daß er nicht das Zimmer verlaſſen konnte. Nachdem ſie nun alle Höflinge entlaſſen und nur ihre eigenen Creaturen bleiben ließ, warf ſie ſich auf den Spötter und erſtickte ihn (396); dieß war das Ende eines elenden Fürſten.

Jenſeits des Hoangho hatten die Jen-Fürſten, trotz der tapfern Vertheidigung, den Tzin ein Ende gemacht. Nun aber brachen, einer Fluth gleich, die Tataren unter der Anführung des Topakuei von Norden herein, und vertrieben dieſe wieder aus ihren Eroberungen. Anſtatt der Einigkeit herrſchte dort beſtändiger Zwieſpalt, und ſo wurde das Reich ſehr bald ein Raub der Feinde. Topakuei, obgleich ein Barbar, bemühte ſich, ſo viel als möglich, chineſiſchen Geſchmack an ſeinem Hofe einzuführen, und legte eine Sammlung hiſtoriſcher Werke an, aus denen er die Kunſt des Regierens zu lernen wünſchte.

Anderer Art war der Tſin-Kaiſer Ganti (397), der ſich durchaus nicht um ſeine Unterthanen bekümmerte, und daher brachen neue Unruhen aus. Gerade zu dieſer Zeit wurde Liéuju, der Stifter der nächſten Dynaſtie, geboren. Er kam im größten Elende zur Welt, und hätte ſich nicht ein armes Weib ſeiner angenommen, ſo wäre der künftige Held wohl gleich nach ſeiner Geburt den Hungertod geſtorben. Sein Vater war in den armſeligſten Umſtänden, und als der Knabe aufgewachſen war, erlaubte ihm ein mitleidiger Menſch, Strohſandalen für ſeinen Unterhalt zu verkaufen. Allein der Junge war durchaus nicht mit den Tröbeleien zufrieden, und anſtatt dieſem Geſchäft obzuliegen, ſchlug er ſich mit andern Kindern herum, oder ſpielte mit ſeines Gleichen. So wäre es wohl ſehr jämmerlich mit ihm gegangen, hätte ihn nicht eines Tages ein Officier getroffen, der ſich mit dem rüſtigen Liéuju in ein Geſpräch einließ, und über ſeine barſchen Antworten erſtaunt ihn ſogleich zum Recruten machte. Durch Fleiß und Aufmerkſamkeit erhob er ſich zum Gefreiten, und wurde mit etwa zehn Gemeinen ausgeſchickt,

um das feindliche Lager auszuſpähen. Man überfiel ihn mit einer ſtarken Streifwache, und während er ſich tapfer wehrte, wurde er in einen Graben geworfen, und der Feind kam, um ſeinem Leben ein Ende zu machen. Liéuju, ſich tapfer vertheidigend, hieb die Gegner nieder. Sein General, wegen ſeines langen Ausbleibens beſorgt, kam nun mit der ganzen Armee ihm entgegen, und groß war ſeine Freude, ihn als Sieger zu begrüßen. Der gefährlichſte Rebelle war damals ein Seeräuber; der erſte, deſſen die Geſchichte erwähnt. Seine Schätze nebſt ſehr zahlreichen Gefangenen befanden ſich in der Nähe des Lagers. Auf dieſe machten die Kaiſerlichen einen Anfall, und nachdem ſie die Taugenichtſe zerſtreut hatten, bemächtigten ſie ſich der Beute, und handelten mit derſelben Raubgier, als ob ſie ſelbſt eine Bande Freibeuter geweſen wären. Liéuju wurde nun zum Commandanten einer Feſtung ernannt. Da näherten ſich die Seeräuber; er aber öffnete unbeſorgt die Thore und fiel über ihre ungeordneten Haufen mit ſolcher Macht her, daß ſie gänzlich geſchlagen, ſich eiligſt zurückziehen mußten. Dadurch aber keineswegs entmuthigt, zog nun der Pirat den Jangtſe hinauf, um ſich der Hauptſtadt zu nähern, welche an dem Ufer in der Gegend Nankins war. Widrige Winde jedoch, und Furcht vor dem großen Heere, welches man in der Gegend verſammelt hatte, hielten ihn lange auf, und er zog dann wieder unverrichteter Sache zurück.

Unterdeſſen waren im Norden große Begebenheiten vorgefallen. Die Tatarenhorde, deren Namen man früher kaum gekannt hatte, warf ſich nun mit zerſchmetternder Macht auf die benachbarten Stämme, und brachte dadurch eine ganze Veränderung der beſtehenden Staaten hervor. Welle folgte auf Welle, ohne eine andere Spur als die der Zerſtörung hinter ſich zu laſſen; die Länder wechſelten ihre Oberherren und wurden von jedem derſelben den fürchterlichſten Verwüſtungen ausgeſetzt.

Aber noch ärger ging es in der Hauptſtadt China's zu. Dort hatte ein ränkevoller Miniſter durch Drohungen den elenden Ganti vermocht den Thron abzutreten, und zu dieſem Ende eine Schrift auszuſtellen. In einer Verſammlung der Großen erklärte er, daß er ſehr ungerne die Sorgen des Reiches übernehme, allein er fände ſich nun gezwungen, den Befehlen ſeines Herrn

zu gehorchen. Am Tage der Thronbeſteigung fühlte der Verräther ſehr ſchneidende Bruſtſchmerzen, und Niemand verſprach ſich etwas Gutes von ſeiner Regierung. Hoanhiuen dagegen, dieß war der Name des Länderräubers, erklärte ſich ſehr entſchieden, daß er ſich die größten Fürſten des Landes als Muſter zur Nachahmung vorgeſetzt habe, war aber in der That ein prahlender Schwächling. Gerade um dieſe Zeit beſuchte Liéuju im Gefolge ſeines Herrn die Hauptſtadt. Die Gemahlin des Hoanhiuen betrachtete den Jüngling mit großem Wohlbehagen und bemerkte, daß er ſowohl die höchſten körperlichen als geiſtigen Vorzüge beſitze. Auf der Rückkehr berathſchlagten ſich die Generale, wer wohl am beſten vermöge den alten Kaiſer wieder auf ſeinen Thron zu erheben, und die Wahl fiel auf dieſen jungen Mann. Er bemächtigte ſich bald darauf durch Verrath einer Feſtung, hing den Kopf des Commandanten an der Mauer auf, verſammelte ſchnell ein Heer, ſchlug den ſtolzen Hoanhiuen, und erreichte mit ſeinen ſiegreichen Truppen die Hauptſtadt. Das erſte was er hier that, war, den Palaſt des Elenden zu verbrennen und den Tempel ſeiner Ahnen zu zerſtören. Der Treuloſe hatte ſich jedoch ſelbſt gerettet, und noch überdieß Ganti mit ſich genommen. Schnell hatte er eine Menge Boote auf dem Jangtſe zuſammengerafft und erwartete kühn ſeinen Gegner. Dieſer, anſtatt ſich zu ſchlagen, ſteckte die Flotte in Brand, und Hoanhiuen hatte kaum Zeit ſich nach einem ſicheren Orte zu flüchten. Hier wurde er aber entdeckt, und als ein Officier ſich nahte um ihn zu ergreifen, ſchrie er: wie willſt du die Hände an deinen Kaiſer legen? Jener antwortete: ich kenne dich nur als einen niederträchtigen Schurken, und ſpaltete ihm durch einen Schwertſtreich den Kopf. Ganti wurde nun wieder nach der Hauptſtadt zurückgeführt und wollte Liéuju zu großen Ehrenſtellen erheben. Anſtatt dieſe anzunehmen, zog ſich der Held in die Provinz zurück, welche früher ſeiner Aufſicht anvertraut war, und kam erſt wieder zum Vorſchein, als neue Empörungen und der blutige Krieg mit den Tataren einen Mann von ſolcher Kraft nöthig machten.

Der Tatar Topakuei, welcher ſeine neuerworbenen Staaten ſehr weiſe regierte, hatte einen ſeiner Söhne zum Thronfolger beſtimmt. Da man aber nicht wünſchte, daß ſich ſeine Mutter in die Regierung miſchen ſollte, brachten die Miniſter ſie heim-

lich um. Ihr Sohn, darüber aufs höchſte gekränkt, war gegen den ganzen Hof mit Wuth erfüllt; da aber ſein Vater über ihn ſehr erzürnt war, ſo entfloh er mit einigen Getreuen in die Wüſte. Unterdeſſen verliebte ſich der Fürſt in die Schweſter ſeiner eigenen Gemahlin, die aber ſchon verheirathet war. Man ließ ihren Mann daher umbringen, und nach einem Jahre gebar ſie ihm einen Prinzen. Dieſer verübte ſchon als Jüngling ſo viele Schandthaten, daß Topakuei ihn zur Strafe in einen Brunnen ſteckte und halbtodt wieder herausziehen ließ. Voll Grolls fiel dieſer plötzlich über ſeinen Vater her und ermordete ihn mit Hülfe ſeiner Mutter auf ſeinem Lager. Sobald der Kronprinz in ſeinem Exil davon gehört hatte, kam er nach der Hauptſtadt, nahm den Palaſt ein, tödtete den Vatermörder und die Stiefmutter, und warf ihre Leichname auf die Straße, wo die Leute ſie mit den Füßen zertraten.

Empörung der verſchiedenen Statthalter und Erbitterung gegen die Tataren trieb Liéuju endlich an große Thaten zu verrichten. Zu dieſem Ende ſchlug er erſt die Jen-Fürſten, und nach der härteſten Gegenwehr nahm er ihre Hauptſtadt ein. Sein Gegner erhenkte ſich, ſo wie auch ſein früherer Freund, der General, der ihm einſt zur Stelle eines Gefreiten verholfen hatte. Bei ſo großem Glücke gab es auch Neider, und ſein treueſter Gefährte ließ ſich zu einer Verſchwörung bereden. Liéuju erhielt aber davon zeitige Kunde, und mit Blitzesſchnelle ſtand ein zahlreiches Heer bereit, das Treiben des Verwegenen zu verhindern. Es kam zu einer fürchterlichen Schlacht, Liéuju überwand ſeinen Nebenbuhler, und dieſer, zur Verzweiflung gebracht, erhenkte ſich. Gerade in dieſem Augenblick erfuhr der Sieger, daß die Miniſter der Reſidenz es auf ſein Verderben abgeſehen hätten. Er hielt ſich daher eine geraume Zeit ſtille, ſchlich ſich nachher in einem kleinen Nachen während einer dunklen Nacht in die Hauptſtadt ein, und meldete ſich des Morgens früh beim Kaiſer an. Nachdem er eine Unterredung mit ſeinem Feinde geſucht hatte, ſtellte er einige ſtarke Burſche an den Eingang des Palaſtes, und ſobald dieſe den Miniſter ankommen ſahen, zerſchmetterten ſie mit einer Keule ihm das Gehirn. Damit noch nicht zufrieden, ließ er einen der Gegner an der Thüre des kaiſerlichen Palaſtes durch einen Dolchſtoß ermorden.

Lieuſu, der einmal den Weg des Blutes betreten hatte, konnte es unmöglich mit anſehen, daß einer der Prinzen als Verwalter des Landes in hohem Rufe ſtand, und daher beſchuldigte er ihn der Empörung. Seine Vertheidiger aber bewieſen, daß er der rechtlichſte und weiſeſte Mann ſeiner Zeit ſey. Dieß half nichts, Lieuſu trieb den Edlen hinweg. Nun hörte er, daß der Tſin-Prinz geſtorben ſey, und dieß war die ſchönſte Gelegenheit ſich des Landes zu bemächtigen. Erſt aber blieb er in ſeiner Vaterſtadt und ließ ſeine Generale den Kampf um den Beſitz jenes Herzogthums fortführen. Aber von Unruhe über ſeine Unthätigkeit gepeinigt brach er ſchnell auf, ſtand bald mit ſeinem Heere am gelben Fluſſe, überliſtete die Tataren am jenſeitigen Ufer, eroberte die Hauptſtadt Tſins und führte dann die Armee in die entlegenſten Theile des Landes. Von allen Hülfsmitteln entblößt, ohne Unterſtützung irgend einer Art, hielt er dann eine Rede an die Soldaten, und verſicherte ihnen, daß ſie entweder ſiegen oder ſterben müßten. Durch Verzweiflung zum höchſten Heldenmuth angeſpornt, ſchlugen die Truppen den weit überlegenen Feind, und durch dieſes Haupttreffen ward das ſo lange verlorene Tſin dem chineſiſchen Reiche wieder einverleibt. Lieuſu ging nach der Hauptſtadt, wo ſeine heroiſchen Thaten die höchſte Bewunderung erregten. Der Kaiſer war aber mißtrauiſch gegen den zu glücklichen General. Von dieſem Augenblick an ſann Lieuſu auf den Untergang des Ganti. Er, der ſo oft das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld geſehen, der ſich mit Mördern verbunden hatte und keine Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke ſcheute, war auch nicht zu gewiſſenhaft, den Thron zu rauben. Durch ihn veranlaßt, traten des Nachts einige Verſchnittene in das Schlafgemach ihres Oberherrn und erdroſſelten dort Ganti mit ſeinem eigenen Gürtel (418).

Nun ſetzte man Kongti auf den Thron. Dieſer war ein Fürſt von großem Verſtande und wollte allein regieren. Aber den Grundſätzen des Lieuſu war dieß ſehr zuwider, und daher gab er ihm in der Perſon eines Freundes einen Aufpaſſer. Allein der Monarch handelte mit der größten Klugheit, und es war unmöglich ihm etwas anzuhaben. Lieuſu, der keinen Herrſcher über ſich haben wollte, zog ſich daher von allen Regierungsgeſchäften zurück. Dieſe Ruhe konnte jedoch nicht lange dauern, denn er war ein Mann, der nur im thatenreichen Leben Befrie-

digung finden konnte, und daher ſchrieb er dem Kaiſer ſeine Abdankung vor. Dieſer verſtand ſich dazu ſehr bald; denn er war der Gefahren müde, welche ſeinen Thron umgaben, und mit fröhlicher Stirn übergab er dem Ehrgierigen den Scepter (419). — So endete die Herrſcher-Linie der Tzin.

Unter allen dieſen Fürſten war nicht ein einziger, der dem Lande wirklich Nutzen gebracht, oder das Recht der kaiſerlichen Krone wider die Feinde des Reiches behauptet hätte. Sie waren ſehr niedrige Menſchen, mit ihren Brüdern entzweit, nur auf ihren eigenen Vortheil ſehend, und den Staat ſich ſelbſt überlaſſend. Die Beſſergeſinnten, die es rechtlich meinten, hatten keine Thatkraft, und ſo gerieth das Reich in den elendeſten Zuſtand. So große Demüthigungen hatte China noch nie erfahren. Die Tataren, obgleich ſehr mächtig und zuweilen gefährlich, hatte man immer abgekauft oder mit dem Volke einverleibt. Allein jetzt ließen ſich die Nomaden auf dem chineſiſchen Boden nieder und behaupteten ihre Beſitzungen jahrelang. Im Anfange des fünften Jahrhunderts fand man daher im Norden ſechs unabhängige Fürſtenthümer, deren Namen wir hier erwähnen. 1) Wei, von Topa gegründet, damals das mächtigſte; 2) Kifotſchipan regierte in Schenſi über das weſtliche Herzogthum Tzin; 3) Hia im jetzigen Lande der Ortos-Mongolen; 4) Jen in der Nähe der jetzigen Hauptſtadt Peking; 5) Leang unter Tſiéukiéu im jetzigen Kanſu, an der Gränze Turkeſtans; 6) Siliang noch weiter im Weſten. Obgleich dieſe Staaten, deren einige an Größe den mittelgroßen in Europa gleichen, ſchon lange aufgehört haben zu beſtehen, erwähnen wir ihrer hier, um die bedeutenden Zerſplitterungen anzuzeigen, denen China unterworfen war. Krieg war das Gewerbe dieſer Barbaren; daher wollten ſie auch nie den Frieden genießen, und ſobald ſie nicht mit den Nachbarn kämpften, waren ſie in bürgerliche Zwiſte verwickelt. So lange daher das erſte Geſchlecht der Eroberer fortdauerte, konnte durchaus nichts gedeihen. Nachher verſchmolzen dieſe mit den Chineſen, wurden verweichlicht, führten bürgerliche Ordnung ein und brachten das Land ſo ziemlich in Flor. Ein anderer wilder Stamm der Wüſte ſetzte ſich aber wieder in ihren Wohnſtätten feſt, und die vorigen Gräuel erneuten ſich. Die Fürſtenfamilien zeigten ſich beinahe ohne Ausnahme als die verworfenſten der Nation, und nirgends

war ſo viel Brudermord, Blutſchuld und Gräßlichkeit als unter den Verwandten der Großen. Das einzige Gute, welches man dieſen Wilden mit Recht zuſchreiben kann, iſt, daß ſie durch ihre Vermiſchung die entnervten Einwohner zu einem kräftigern Menſchenſchlage machten. Während jedoch die Länder Europa's, die von dieſen Schwärmen heimgeſucht wurden, alle ihre Bildung verloren, behielt China was es früher beſeſſen hatte, und erhob die Barbaren ſehr bald auf dieſelbe Stufe mit ſeiner Civiliſation.

Wenn man bedenkt, welche tapfere Heere dieſe Bewohner der Wüſten, beinahe zu gleicher Zeit mit ihren Eroberungen in China, in Europa ſchlugen; wenn man erwägt, daß ſie durch ihre wüthende Macht Stämme, die ihnen an Rohheit noch weit überlegen waren, über den Haufen geworfen, ſo wird man einigermaßen die fliehenden chineſiſchen Armeen entſchuldigen. Es war bisher die Politik geweſen, den herannahenden Feind, noch ehe er die große Mauer erreichen konnte, durch reichliche Geſchenke abzufertigen. Waffenglück verleitete aber jetzt die Generale der Tzin zu kühnen Unternehmungen. Allein da ſie ihre Macht mit dieſen grauſamen Kriegern meſſen wollten, beförderten ſie ihren Untergang. Die Schmach zweier Kaiſer, ſich in das Lager der Barbaren als Gefangene zu begeben, war die unvermeidliche Folge. Welche Gräuel und Verwüſtungen fielen nicht in jenen Zeiten vor, und wie furchtbar ruhte die Hand Gottes auf China. Ein Rückblick auf jene Zeiten erregt Schauder und Entſetzen.

Künſte und Wiſſenſchaften konnten unter ſolchen Umſtänden durchaus nicht blühen; denn der Krieger allein war geachtet, und mit je größerem Stolze er die Saaten niedertrat, deſto größer war ſein Ruhm. Aber das ſüdliche China, wo nur eine ſchlechte Regierung das Volk entwürdigte, war trotz der elenden Verwaltung in großem Flor, und ſeine Cultur blühte. Obgleich in der Geſchichte nichts davon erwähnt iſt, ſetzen die Seeräubereien, welche von Schuſan aus getrieben wurden, und die ungeheure Beute, welche dieſe Ruchloſen machten, einen großen Wohlſtand und bedeutenden Luxus ſowohl als Handel voraus. Die Regierung aber bekümmerte ſich nur um dieſe Dinge, inwiefern ſie auf Abgaben Bezug hatten, und daher findet man auch weiter keine Nachricht davon. Allein ſie waren zu jener Zeit die-

ſelben unternehmenden Chineſen, welche des Gewinnes wegen noch jetzt große und gefährliche Reiſen unternehmen, und nichts unverſucht laſſen, um etwas Geld zuſammenzuſcharren.

Wenn man die Geſchichte dieſer Kaiſer lieſt, wer denkt dann nicht an jene der Römer, welche heute auf dem Throne ſaßen, und ſchon morgen von ihren Soldaten als gemeine Böſewichter behandelt wurden? Wer erinnert ſich bei den Einfällen der Barbaren ins himmliſche Reich nicht der großen Völkerwanderung? Da ihr Zug von den Gränzen China's bis zu den Ebenen Frankreichs einen ſo außerordentlichen Einfluß auf die weſtliche Welt hatte, könnte man nun zweifeln, daß die jetzige neue Geſtaltung China's auch für die Geſchichte der ganzen Menſchheit die außerordentlichſten Folgen haben wird?

Die Quellen ſind noch dieſelben, aus welchen man die Geſchichte der vorhergehenden Dynaſtie ſchöpfen kann.

Nun gehen wir zur Song-Dynaſtie über, welche dieſen Namen erhielt, weil Liéuſu gerade mit dem Song-Fürſtenthum belehnt worden war, als er ſich der Krone bemächtigte.

Alte Geſchichte.

V. Abſchnitt.

Die Song-Dynaſtie.

(420—479 n. Ch.)

Der Held ſo vieler Schlachten, der noch nie überwunden war, welcher zu Lande ſowohl als zu Waſſer die größten Siege errungen hatte, der uneigennützig die Beute mit ſeinen Soldaten theilte, im Rathe weiſe, im Lager erhaben, die höchſte Achtung von ganz China verdiente; ein Mann von dem geringſten Stande, der ſich zu den höchſten Würden ohne Fürſprache, durch ſein eigenes Talent emporgeſchwungen hatte, ſtand nun an der Spitze der Regierung. Seine erſte That war, das alte Weib, welches ihn erzogen und an der Bruſt genährt hatte, zum Range der Kaiſerin Mutter zu erheben. Um allen Streitigkeiten wegen

der Thronfolge vorzubeugen, beſtimmte er genau, welcher ſeiner Söhne ſein Nachfolger ſeyn ſollte. Das Land war nun ruhig; die Nachbarn fürchteten mit einem ſo gewandten Feldherrn Händel anzufangen. Kaotſu, dieß war der Name, den Liéuju nachher erhielt, hatte den Gipfel ſeines ſo lang erſehnten Glückes erreicht; aber in ſeinem Buſen brannte Ehrbegierde, eine Leidenſchaft, die ihn ſchon früher zu ſolch großen Verbrechen verleitet hatte. Noch lebte der abgeſetzte Kaiſer, und er mußte aus dem Wege geſchafft werden. Es war die Zeit, wo der neue Monarch ſein Opfer dem höchſten Weſen darbringen wollte; frevelnd miſchte er den Wein des Trankopfers mit Gift und ſandte es ſeinem Vorgänger. Ein treuer Diener, der die Gefahr ahnte, nahm ſelbſt den Schierling und ſtarb ſchnell an den Folgen desſelben. Kaotſu, erzürnt daß dieſe Schandthat nicht ihrem Zweck entſprach, beredete nun die Schwäger des Kongti, am Fürſtenmorde Theil zu nehmen. Sie begaben ſich nach dem Palaſte, um angeblich ihre Schweſter, die Gemahlin des Kongti, zu ſehen. Während ſie ſich mit ihr beredeten, drangen die Soldaten über die Mauern in ſein Gemach und boten ihm den Giftbecher an. Der hart verfolgte Fürſt wendete ein, daß er nicht Selbſtmord begehen könnte, denn dieß wäre wider die Grundſätze des Buddhismus, welchem er anhänge. So erdroſſelte man ihn mit kaltblütiger Grauſamkeit. Sobald das Gerücht ſeines Todes allgemein bekannt wurde, ſtellte ſich Kaotſu untröſtlich; er beſtrafte ſelbſt die Thäter und hielt ein prächtiges Leichenbegängniß; doch freute er ſich heimlich, daß er endlich in den ungeſtörten Beſitz des Landes gekommen war. Aber in dieſer Welt iſt alles eitel; der Beſitz der Güter, welcher durch ſo viele Gräuel erworben war, hörte in demſelben Augenblicke auf, als Liéuju ſie ganz ſicher glaubte; denn die kalte Hand des Todes rührte auch ihn (422). Er war ein trefflicher Staatsmann, ein unerſchütterlicher Held, mäßig in Genüſſen, frei von Weiberherrſchaft, allein gewiſſenlos in der Wahl der Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke.

Vier der weiſeſten Miniſter ſeines Hofes waren beſtimmt, die Regierung während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes zu leiten. Kaum hatten die Tataren des Wei-Staates vernommen, daß Kaotſu, mit welchem ſie die freundlichſten Beziehungen unterhalten hatten, geſtorben ſey, ſo entſchloß ſich auch der Chan, trotz der Gegenvorſtellungen ſeiner beſten Räthe, mit einem

fürchterlichen Heere in China einzufallen. Dieſe Horden, des Sieges gewiß, wurden von den Feſtungen mit entſchiedener Tapferkeit empfangen; anſtatt daher das ganze Land zu überſchwemmen, mußten ſie vor den Städten ſtehen bleiben und Tauſende ihrer Reiter aufopfern. Der junge Kaiſer Schaoti, in welchem ſein Vater eine treffliche Wahl getroffen zu haben glaubte, ging, zum großen Aergerniß der ganzen Nation, nicht die gehörige Zeit in Trauer, und anſtatt ſich den ernſteren Geſchäften zu widmen, ging er lieber auf die Jagd und folgte den Vergnügungen des Hofes. Daher beſchloſſen die Großen ſeinen Bruder an ſeiner Statt zum Kaiſer (424) zu machen, der unter dem Namen Wenti bekannt iſt; ſie tödteten hierauf den unbeſonnenen Schaoti.

Der Bruder war aber nicht ſo leicht zu bereden, ſich auf einen Thron zu ſetzen, der nur durch Mord erledigt worden war. Vergebens boten die ſchuldigen Miniſter ihr Rednertalent auf, um den jungen Fürſten zur Annahme des Kaiſertitels zu bewegen; ſie entfernten ſich, indem ſie bemerkten, daß ihre Gegenwart ihm Angſt einflößte. Wenti fühlte ſich zu jung zur Selbſtregierung und behielt daher die vorigen Räthe bei.

Mit den Wei-Tataren ſuchte er zuerſt zum Verſtändniß zu kommen, und ſchickte zu dieſem Ende einen Geſandten, um ſie zum Waffenſtillſtande zu bereden. Allein Worte fruchteten nichts, und Drohungen blieben auch ohne Erfolg. Wie groß auch vorher die Hoffnungen geweſen waren ſich wieder in den Beſitz der nördlichen Länder zu ſetzen, ſo ſchlugen alle Erwartungen fehl; denn ungeachtet der lebendigen Theilnahme an dieſen Kriegen und der großen Aufopferungen, die man darbrachte, machten die Nomaden doch große Fortſchritte, und bemächtigten ſich endlich der ganzen ſchönen Provinz Honan. Nun war es hohe Zeit Frieden zu ſchließen, der auch durch das Verſprechen, eine kaiſerliche Prinzeſſin dem Chane in die Arme zu liefern, endlich zu Stande kam.

Die Freude über dieß glückliche Ereigniß wurde durch die Nachricht eines Aufſtandes in Sſetſchuen ſehr bald getrübt. Dort hatte man einen rationaliſtiſchen Prieſter genöthigt ſich für einen Nachkommen der Tzin-Familie auszugeben. Das heldenmüthige Betragen des Commandanten der Hauptſtadt dieſer Provinz, welcher über die Feinde während der Nacht herfiel, machte dieſem Aufruhr ein Ende.

Der Buddhismus hatte ſchon Jahrhunderte lang ſeinen Weg nach China gefunden; aber noch widmete man dieſer Religion keine Aufmerkſamkeit. Sie hatte ſich überdieß ſo ſehr mit dem Rationalismus verſchwiſtert, daß der Unterſchied dem gleichgültigen Beobachter nicht klar war. Nach ſo vielen Kriegen jedoch hatte ſich die Streitſucht des Volkes erſchöpft, und man ſuchte nach etwas Beſſerem, um die Forderungen des menſchlichen Geiſtes zu befriedigen. Dieß war die alte chineſiſche Literatur, und die Song eiferten mit den tatariſchen Fürſten ſie zu befördern. Da blickten die Gelehrten auf die zahlreichen Tempel des Buddha, auf die prächtigen Gebäude, welche man ihm zu Ehren errichtet, und die Menge Mönche, welche ihre Gebete dort herplapperten, und die umſichgreifende Ketzerei empörte ſie aufs tiefſte. Es kam daher ein Edict heraus, nach welchem alle dieſe Kirchen verſchloſſen, und das ganze Syſtem des Kongfutſe wiederhergeſtellt werden ſollte. Wie weit man die Sectirer verfolgte, ſagt die Geſchichte nicht.

Wenti war argwöhniſch wie ſein Vater. Als er eines Tages ſehr erkrankte, erfüllte man ihn mit Mißtrauen gegen die Treue eines erprobten Generals und Miniſters. Dieſer große Mann war die Stütze des Landes und die Bruſtwehr gegen die Tataren. Er wurde zur großen Freude der letztern von ſeinem Poſten hinweggerufen, und als der Kaiſer wieder geneſen war, aus dem Wege geſchafft. Bald ſtellte ſich die Unpäßlichkeit wieder ein, und ein Prinz mußte die Regierung verwalten. Wenti hatte jedoch immer einen Aufpaſſer um ihn, damit er von allem Nachricht erhalte. Einige Schmeichler machten dem Reichsverweſer große Hoffnungen; der Kaiſer, ſobald er ſeine Geſundheit wieder erlangt hatte, ließ ſie hinrichten. Als ſich ein Freund für den Verwalter verwendete, um ihm ſeine hohen Poſten zu ſichern, büßte er dieß mit dem Leben. Deſſenungeachtet war Wenti ein ſehr milder Fürſt, der ſogar einen Cenſor wegen ſeiner großen Härte ſeines Amtes entſetzte. Nur durfte man ſeine eigenen böſen Neigungen nicht angreifen und ſeine Herrſchſucht nicht beleidigen.

Da der Wei-Staat in allem China gleichen wollte, ſo hatte der Fürſt bei der Nachricht von der Verfolgung gegen die Buddhiſten drei Prieſter vor ſich gerufen, um ihre Lehren zu prüfen.

Er hörte ihnen täglich einen ganzen Monat hindurch mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu; hierauf erließ er einen Befehl, daß jeder, welcher dieſe unnützen Bettelmönche beſchenkte, mit Stockſchlägen beſtraft, und die Officiere, welche ihre Kinder nicht nach der Schule ſchickten, um dort die Lehren der Wahrheit zu vernehmen, zum Tode verurtheilt werden ſollten. Als man bald darauf Waffen in einem Tempel fand, verordnete der Herzog, daß jeder Bonze ſein Leben verlieren ſollte, wenn er nicht alsbald das Land verließe. Dieſes Gebot wurde aufs ſtrengſte und grauſamſte ausgeführt, ſo daß die Klöſterlinge ſehr viel zu erdulden hatten.

Man glaubte den Wei-Prinzen noch mit dieſen religiöſen Angelegenheiten beſchäftigt, als er plötzlich in China einfiel und vor einer Feſtung ſtille ſtand. Seine ganze Erfindungskunſt, das Talent der Chineſen und die Kraft der Tataren wurden vergeblich aufgeboten dieſen Ort zu erobern. Weder Feuerpfeile noch bewegliche Thürme konnten die Belagerten erſchrecken, und der Wei-Fürſt, beſchämt und höchſt unzufrieden, kehrte nach ſeinem Lande zurück. Wenti, erzürnt über eine ſolche Treuloſigkeit, beſchloß feſt, ſie die Nomaden entgelten zu laſſen. Eine dreifache Abtheilung rückte ſchnell vorwärts, zahlreich wie Heuſchrecken verbreiteten ſich die Chineſen, die Tataren traf Schlag auf Schlag. Endlich kam es zu einem entſcheidenden Treffen, und die Wüſtenbewohner wurden beſiegt. Schon war der chineſiſche General im Begriff ſeinen Triumph zu feiern, da blickte der entmuthigte Nomade ſich nach ſeinen Wägen um, wo ſehr viel Stroh aufgehäuſt war; dieſes ſteckte er am Abend in Brand, und da der Rauch den Chineſen ins Geſicht ſchlug, und die Flamme bald um ſich griff, benutzten ſie dieſen Augenblick um ihre ermatteten Feinde zum Weichen zu bringen. Dies war alles was ſie vermochten; der Verluſt der Tapfern war zu groß, um etwas wider China zu unternehmen. Daher ſchickte der kluge Chan einen Geſandten um Frieden anzubieten, und eine doppelte gegenſeitige Heirath zwiſchen den Prinzen und Prinzeſſinnen beiderſeits vorzuſchlagen. Wenti verſammelte augenblicklich ſeinen Rath; die Miniſter waren empört über den letzten Vorſchlag eines dreiſten und ſchamloſen Barbaren; ſie bewilligten daher nur den erſten Artikel, wieſen aber den zweiten hohnlachend zurück. Ergrimmt rief der Tatar aus, ſo ſollt ihr nun auch Krieg haben. Seine

letzte Heereskraft zuſammenraffend, näherte er ſich den Mauern einer Stadt an dem Jantſe. Der Befehlshaber brachte durch ſeinen Spott die Belagerer zur Wuth, und doch konnten die hohen Mauern von den durch Rache beſeelten Soldaten nicht erſtiegen werden. Seuchen ſchlichen ſich bald ins Lager ein, die Helden des Nordens konnten die Wärme des Südens nicht ertragen; Leichen füllten die Zelte, und der Chan mußte wieder unverrichteter Sache abziehen. Traurig ſaß er in ſeinem Palaſte, als ihm ein ſchmeichelnder Höfling hinterbrachte, daß der Thronerbe mit einem gefährlichen Menſchen in Verbindung ſtehe. Ohne weitere Unterſuchung wurde der Freund des künftigen Regenten gemordet, und der Prinz ſelbſt, die Schmach des ungerechten Urtheils fühlend, ſtarb vor Gram. Auch der Vater ſtarb bald darauf vor Schmerz, als er erfuhr, daß er einen rechtlichen Mann getödtet und das Leben ſeines Sohnes verkürzt habe. Der Krieg mit China unterblieb daher ganz; denn Cabalen beſchäftigten die Großen, um zu beſtimmen, wer der Regent ſeyn ſollte. Jener Verleumder verhalf ſeinem eigenen Günſtling zum Throne. Um die Neigung der Officiere zu erwerben, vertheilte dieſer große Summen unter ihnen. Bald ward es ihm zur Laſt, einen ſo ſtolzen Miniſter um ſich zu haben; allein ſobald der Diener die Gleichgültigkeit ſeines Herrn, der es ja bloß durch ihn geworden war, bemerkte, fand er Mittel den jungen Fürſten im Palaſte zu erdroſſeln. Dieß erfuhr der Capitän der Garden; noch an demſelben Morgen führte er den Enkel des vorigen Monarchen herbei, hielt dann eine Anrede an das Volk, und der allgemeine Aufruf: Es lebe der Kaiſer (denn die Wei-Prinzen wollten nicht einmal im Titel den chineſiſchen nachſtehen), erfüllte die Luft. Der Knabe, dem ein ſo außerordentliches Glück unvermuthet widerfahren war, gab ſogleich Befehl, den Verräther mit ſeiner ganzen Familie zu enthaupten.

Am Hofe des Wenti war die Kaiſerin geſtorben und ihr Sohn zum Kronprinzen erklärt, während eine andere ſchöne Dame das Herz des Monarchen feſſelte und die ganze Oberherrſchaft im Palaſte ausübte. Glücklicherweiſe gebar auch ſie einen Sohn, den ſie, um allem Neid vorzubeugen, in brüderlicher Eintracht mit dem Kronprinzen heranzog. Sowohl zum Vergnügen, als auch zur Befriedigung ihrer Neugierde, ließ ſie einen berühmten Prieſter des Rationalismus kommen, der es verſtand Geiſter zu beſchwören

Digitized by Google

und die ſchwerſte aller Aufgaben, die Leidenſchaften der Menſchen zu beherrſchen. Man hatte auch ein Bild des Kaiſers aus künſtlichen Steinen verfertigt; denn ſo glaubte man Herrſchaft über die Neigungen des Oberherrn auszuüben. Da blieben dieſe hohen Perſonen ganze Nächte beiſammen, um ſich über magiſche Poſſen zu unterhalten. Aber, obgleich man die Sklaven, die darum wußten, tödtete, wurde dieſer Aberglaube dennoch entdeckt. Nun fiel der junge Prinz in Ungnade, und es ward ſelbſt beſchloſſen, ihn des Thrones verluſtig zu erklären. Er lauſchte jedoch, erhielt zur rechten Zeit Nachricht davon, beſchenkte die Garden reichlich, und trank mit ihnen, als ob er ihr vertrauteſter Freund wäre. In der dunklen Nacht eilte er dann in das Harem, ein verwegner Söldner ſtürzte in das kaiſerliche Schlafgemach und hieb dem Monarchen die Finger ab, als er ſich mit den Händen vertheidigen wollte. Hierauf hieb er ihn nieder, und nun rief ſich der unnatürliche Sohn ſelbſt zum Kaiſer aus und klagte in einem öffentlichen Schreiben heuchleriſch, daß er zu ſpät gekommen wäre um den Tod des geliebten Vaters zu verhindern. Zugleich räumte er alle getreuen Diener, ſowie auch die Stiefmutter aus dem Wege, weil er fürchtete, daß ſie das Geheimniß der Orgien im Palaſte entdecken würde. Darauf ſchickte er einen Officier zu ſeinem Bruder, den er als einen rechtſchaffenen Jüngling fürchtete, um ihm das Leben zu nehmen. Der Abgeſandte erſchrack über den Auftrag, theilte das Geheimniß dem Geächteten mit, und nur um ſein Leben zu retten, zog dieſer mit einer ſchnell verſammelten Armee dem Vatermörder entgegen. Es kam zu einer wüthenden Schlacht, zwei Brüder ſtanden einander gegenüber, und der Vatermörder hätte beinahe geſiegt, als noch in der letzten Stunde die gerechte Sache die Oberhand gewann. Der letzte flüchtete ſich nach der Entſcheidung in eine Feſtung, und der erſte beſtieg (453) unter dem Namen Wuti den Thron.

Der Verruchte hoffte noch in der Hauptſtadt Hülfe zu finden; allein Wuti war ihm ſchnell mit einem ſiegreichen Heere auf dem Fuße nachgefolgt. Als man vor den Mauern der Reſidenz die Armee erblickte, war alles in Beſtürzung, und Jeder eilte, um Gnade und Schonung zu bitten. Die Garden konnten nicht länger die Wälle behaupten, denn Volkshaufen drängten ſie hinweg, und die Thore waren ſchon in der Gewalt des neuen Kaiſers,

ehe ſein Bruder davon unterrichtet war. Verzagt lief er hinweg, um ſich in einen Brunnen zu ſtürzen. Da ergriff ihn ein Officier bei ſeinem Kleide und vergoß Thränen als er ſeinen Gefangenen erblickte. Wie, ſprach dieſer, kannſt du wehklagen über einen Menſchen, den Himmel und Erde verabſcheuen? — Er wurde dann ſogleich ins Lager geführt, wo man den Soldaten, welche Wenti ermordet hatten, in Gegenwart aller Großen das Herz herausriß. Darauf wurden die vier Söhne des Vatermörders vorgeführt, und dieſe Unſchuldigen zuerſt enthauptet, dann der Prinz ſelbſt. Ein gleiches Loos traf, mit äußerſtem Unrecht, ſeinen Stiefbruder und deſſen drei noch unmündige Söhne; denn Rache iſt unbändig und geſetzlos. Der Palaſt, wo die Unthaten geſchehen waren, wurde geſchleift, um die Erinnerung der Gräuel für immer zu vernichten. Dieſe Hinrichtungen geſchahen im Angeſichte der ganzen Armee, und die Leichname wurden auf die Heerſtraße hingeworfen. Wuti hatte nun einmal Blut vergoſſen und daher ſollte noch mehr fließen. Es war erſt ſein Wunſch, den ganzen Anhang des verworfenen Bruders den Manen ſeines Vaters aufzuopfern; davon ſtand er jedoch bald ab. Ein anderer Bruder, welcher mit dem Unweſen nichts zu thun gehabt hatte, erregte ſeinen Argwohn und wurde daher aus dem Wege geräumt. Ein vierter ergriff aus bloßer Verzweiflung die Waffen; ſeine Boote wurden verbrannt, ſein Heer beſiegt, und er ſelbſt erſchlagen, während Blut in Strömen floß. — Um es den übrigen Fürſten des Geblütes unmöglich zu machen ſich wieder zu empören, ſchmälerte der Kaiſer ihre Rechte ſo bedeutend, daß ſie, ſo abhängig wie Privatperſonen, ihr Beſtehen der Gnade ihres hohen Verwandten verdanken mußten. Nur einer lebte am Hofe, und erwarb ſich durch ſeine Weisheit und ſeinen Dienſteifer ſehr großen Ruhm. Dieß machte jedoch den Argwohn des immer eiferſüchtigen Monarchen rege, und daher wurde der treue und talentvolle Vetter in die Provinzen geſandt. Er ſah bald, daß auch ſein Leben aufgeopfert werden würde dem Moloch des Neides; daher verſchanzte er ſich, und als ein Heer gegen ihn geſchickt wurde, ſchlug er es. Kaum hatte der blutgierige Wuti dieß erfahren, ſo führte er alle Freunde und Verwandte des entflohenen Vetters aufs Blutgerüſt. Zur verzweifelten Gegenwehr gereizt, vertheidigte ſich dieſer in ſeiner Feſtung mit rühmlicher Tapferkeit.

Diejenigen, welche ihm zur feigen Uebergabe riethen, hieb er nieder; aber mißtrauiſch wegen dieſer Strenge, öffneten die Verzagten die Thore, und ſo fiel auch dieſer Prinz durch das Schwert des Bruders. Als die Feſtung eingenommen war, ging Wuti ſelbſt dahin, nicht etwa, um die Wunden des Krieges zu heilen, ſondern um 3000 Perſonen hinzurichten, um die Weiber den Lüſten der Soldaten preiszugeben, die Kinder den Streitern als Sklaven zu überlaſſen.

Des wilden Tobens ſatt, betrieb der Grauſame nun die Jagd als Hauptgeſchäft; auch ihrer überdrüſſig, ergab er ſich dem Branntweintrinken, das er vorher unter ſchweren Strafen ſeinen Unterthanen verboten hatte. Er entzog ſich allen Geſchäften, und machte ſelbſt ſeine Miniſter, die wegen Staatsangelegenheiten zu ihm kamen, betrunken, bis er endlich im Jahre 464 ſeinen Tod fand.

Wuti hatte manche gute Eigenſchaften, war aber gränzenlos in ſeiner Rache; Vergebung kannte er nicht. Er hatte ſehr treue Miniſter. Der berühmteſte lebte in einer Strohhütte und ging in einem Karren, mit Ochſen beſpannt, zu Hofe. Seinem Sohne ſchärfte er Abſcheu wider Ketzerei und allen unnöthigen Aufwand ein. Ein anderer war ſo beliebt daß, als er wegen eines erdichteten Verbrechens zum Tode verurtheilt worden war, die Schergen ihn nicht tödten wollten; ſein eigener Vater bot ſich ſogar an, für den talentvollen und dem Staate ſo nützlichen Sohn zu ſterben. Der Kaiſer ſchätzte ſolche Diener, denn er betrachtete ſie als die feſteſten Stützen des Staates. Er gab auch der Literatur einen neuen Aufſchwung, und um das nach dem Alterthum ſich ſehnende Volk wieder an ſich zu feſſeln, pflügte er, wie Jao und Schun, und die Kaiſerin pflegte die Seidenwürmer. Wenn man ſein Mißtrauen nicht erregte, ſo konnte er ſelbſt großmüthig ſeyn. Als ihm zum Beiſpiel ein Officier das Thor der Reſidenz nicht öffnen wollte, weil er zu ſpät des Abends von der Jagd zurückgekehrt war, lobte er ſeinen Dienſteifer und hörte geduldig die Strafpredigt an.

Der Charakter des Kronprinzen, ſpäter als Fiti in der Geſchichte bekannt, ſchien Wuti ſehr zweideutig. Nach ſeinem Tode aber ſchwang ſich dieſer auf den Thron, und mit der Blutgier eines Nero ermordete er erſt ſeinen Lehrer, denn dieſer wollte

ſeine wüthende Leidenſchaft mit väterlicher Strenge im Zaume halten. Die alten Miniſter und Verwandten ſchloſſen ſehr natürlich, daß, wenn er eines ſo würdigen Greiſes, vor dem er die größte Hochachtung hegte, nicht ſchonte, gewiß kein Hofmann ungeſtraft entkommen würde. Daher ſuchten die Miniſter in einer Verſammlung den Entſchluß zu faſſen, einem andern Prinzen das Scepter zu übergeben. Aber leider erfuhr es Fiti; ſogleich rief er ſie vor ſich, und tödtete die Räthe nebſt ihren Familien mit unmenſchlicher Grauſamkeit. Dann kam die Reihe an ſeine eigenen Brüder und Oheime. Je mehr Blut floß, deſto größer war die Freude des Verruchten. In ſeinem Palaſte hatte er die verführeriſchſten jungen Mädchen verſammelt, und um ſeiner rohen Wolluſt zu fröhnen, mußten Jünglinge in ſeiner Gegenwart ſie zu erhaſchen ſuchen. Einer derſelben, der von Schamgefühl durchdrungen ſich weigerte, den nackten Schönen zu folgen, wurde augenblicklich niedergehauen. Im Traum erſchien dem Fiti ein Mädchen, das er ermordet hatte, und kündigte ihm ſein nahes Ende an. Da ſtand der beſtürzte Kaiſer frühe auf; er rief die rationaliſtiſchen Prieſter zu ſich, um den böſen Geiſt aus dem Harem zu verbannen. Während ſie aber damit beſchäftigt waren, ſtreckte ihn ein Verſchnittener, der mit den Verſchwornen im Bunde war, nieder, und ein Oheim des Getödteten nahm (466) als Kaiſer Mingti Beſitz vom Thron.

Damals Kaiſer zu ſeyn war durchaus nicht zu wünſchen, und ſchon bald ſah der neue Fürſt, in welch trauriger Lage er war. Die ſchnelle Erhebung zum Thron erfüllte die andern Prinzen des Geblütes mit Neid, und einer derſelben ergriff mit Tapferkeit die Waffen, um ſein eigenes Recht zu behaupten. Da der Streit mit abwechſelndem Glücke geführt wurde, befürchtete man einen langen und verheerenden Bürgerkrieg. Doch der Commandant einer Feſtung überlieferte das Haupt der Rebellen und machte ſo dieſer Furcht ein Ende. Mit tückiſchem Argwohn ſah der Fürſt noch 18 Prinzen am Leben, die vielleicht denſelben Verſuch machen wollten. Daher ſchaffte er auch 14 von ihnen, obgleich ganz unſchuldig, aus dem Wege, und ſeine Verheerungsluſt fand nun weiter keinen Gegenſtand. Allein Gott ſtrafte ihn mit Kinderloſigkeit. Um einen Erben des Reiches zu hinterlaſſen, wurde einer ſeiner Günſtlinge zu der beliebteſten Gemahlin ge-

führt, und der Sohn, welcher aus dieſer Verbindung geboren wurde, ward zum Kronprinzen beſtimmt. Damit aber im Fall ſeines Todes es nicht an Sprößlingen fehle, wurden ſchwangere Mädchen in das Harem gebracht, und ſobald ſie einen Sohn zur Welt gebracht hatten, getödtet, damit ſie nicht den Vater des Kindes verrathen möchten. Noch aber waren drei Brüder des Mingti da, deren einer mit vortrefflichen Gaben ausgerüſtet und mit herzlicher Liebe für die noch übrig gebliebenen Verwandten erfüllt war, zugleich aber die größten Dienſte in Staatsſachen leiſtete. Da dachte der Kaiſer, daß er nach ſeinem Tode ſeinem Schützlinge Liéuju — dieß war der Name ſeines adoptirten Sohnes — gefährlich werden möchte, und daher dung er den beſten Schützen jener Zeit, ihn auf der Jagd mit einem Pfeile zu erlegen. Um aber den Verdacht des Mordes von ſich abzuwälzen, erwürgte er ſogleich den Thäter. Ein zweiter Bruder, ſein Geſellſchafter bei Schmaus und Feſtgelagen, erregte dieſelben Beſorgniſſe. Da ſchwelgte er mit ihm bis in die ſpäte Nacht und reichte ihm, als er ſchon betrunken war, den mit Gift gemiſchten Becher; der Prinz leerte ihn und verſchied ſogleich. Da dieſe Gräuelthat vom Volke dem Oberherrn zugeſchrieben wurde, weigerte ſich der dritte Bruder am Hofe zu erſcheinen, als er hiezu eingeladen wurde; daher begab ſich ein Giftmiſcher heimlich zu ihm, war aber nicht im Stande ſeinen böſen Plan auszuführen. Sobald Mingti von dem ſchlechten Ausgange dieſes hölliſchen Unternehmens hörte, ſtellte er ſich äußerſt entrüſtet, und lockte den unbedachtſamen Prinzen unter dem Vorwande, ihm Beweiſe der kaiſerlichen Gnade zu geben, nach der Reſidenz. Der Unerfahrene traute dem liſtigen Worte, und als man die Großen bei einem prächtigen Gaſtmahle verſammelt hatte, und er, wonnetrunken, die freundlichen Geſichter anſchaute, kam auch an ihn die Reihe, den Todestrank zu ſchlürfen. Nun blieb noch ein blödſinniger Verwandter übrig, dem Mingti aus Geringachtung das Leben gönnte. Um Liéuju zu einem tüchtigen Regenten zu bilden, berief man einen erfahrenen General, Siaotaotſching, der ſchon zum Tode beſtimmt war, aus der Provinz nach dem Palaſte. Ein einflußreicher Miniſter ſuchte das Herz des Tyrannen durch Gegenvorſtellungen zu erweichen, und da Mingti ungerührt blieb, wollte er ſeinen Abſchied nehmen. Der

Kaiſer dachte bei ſich ſelbſt, wenn dieſer Große ſich in den Provinzen aufhielte, könnte er ihm Schaden thun; daher ſchickte er auch ihm den Giftbecher. Der Staatsmann war gerade beim Schachbrett; er las den Befehl, endigte das Spiel und trank die Todesarznei bis zur Hefe. Tag und Nacht mit dem Gedanken geſchreckt, daß eines Tages Wiedervergeltung ihn von Gottes Hand treffen werde, ſah Mingti im Traum einen Statthalter, der ihm den Tod drohte. Am folgenden Morgen wurde ſogleich ein Bandit abgeſchickt, um jenem den Todesſtoß zu geben. Nach allen dieſen Schandthaten näherte ſich Mingti ſeinem Ende und hauchte (474) die mit Blut befleckte Seele aus. Sein letzter ernſter Wunſch war, daß ſein Liebling Liéuju in der Verſammlung der Großen zu ſeinem Nachfolger ernannt werden möge, was auch einſtimmig geſchah.

Unterdeſſen war der Wei-Prinz mit ſeinen tapfern Tataren nicht ruhig im Lande ſitzen geblieben, ſondern hatte bedeutende Streifereien nach China gemacht. Die Mandarinen, welche die Grauſamkeit des Kaiſers fürchteten, kamen in Schaaren zu ihm herüber, und dieſe ſandte er wieder nach ihrem Lande zurück, um andere Officiere ihrem Oberherrn abtrünnig zu machen. Er war ſchon entſchloſſen, dießmal China zu unterjochen, und ſparte weder Koſten noch Drohungen um dieß zu bewerkſtelligen. Drei Jahre lag ſein Feldherr vor einer Feſtung; da dieſe endlich durch Sturm genommen wurde, und der Commandant ſtolz verweigerte vor dem Sieger ſich zu beugen, lobte der Prinz deſſen hohen Sinn, und empfahl ihn ſeinen Höflingen zur Nachahmung. In dieſer Laufbahn hielt der Wei-Fürſt plötzlich ein. Sein Vater hatte die Bonzen verdammt, und unter ſehr ſchweren Strafen verboten ihre Lehren anzunehmen, die Götzen anzubeten, oder auch nur Bildniſſe zu machen. Der Sohn liebte jene Narrheiten, lebte in inniger Freundſchaft mit den Prieſtern, und gab endlich zum großen Erſtaunen des Hofes zu erkennen, daß er ſich von der Welt verabſchieden und in ein Kloſter begeben wolle, um ſein Leben Buddha zu weihen. Vergebens ſträubte ſich ſein Sohn und das Miniſterium, dieſen Vorſchlag zu billigen, der Alte war unerbittlich; er übergab ſein ſiegreiches Scepter dem Thronerben, und nachdem er ſich im innern Hofe des Palaſtes eine Einſiedelei erbaut, verlebte er dort ſeine Tage in der Ge-

ſellſchaft von Charlatanen, die ihn über das Nichts belehrten. Sein Sohn war ein weiſer Jüngling, der die Liebe des Volkes höher ſchätzte, als alle andern Güter, und daher mit ſehr großer Strenge die erpreſſenden Mandarinen beſtrafte. Zwei derſelben, welche ſich Erpreſſungen erlaubt hatten, waren ſchon verurtheilt, als des Prinzen Mutter für ſie um Vergebung bat. Dieſe Bitte wurde aber nicht zugeſtanden; die Frau fühlte den Schmerz ſich vergeblich an ihr eigenes Kind gewandt zu haben, und warf daher Gift in den Becher der Freude, woran der Regent auch ſogleich ſtarb. Da ihr Enkel noch zu jung war, ſo verwaltete ſie ſelbſt die Regierung, und gewann durch Klugheit und Fleiß allgemeine Achtung.

Unterdeſſen ſetzte Liéuju die Krone auf. Sobald der noch lebende untüchtige Prinz davon hörte, brachte er eine Menge ſeiner Anhänger zuſammen, die mit großer Schnelle vor der Hauptſtadt ankamen und ſich dort lagerten. Die Gefahr war drohend, und der Sturz des jungen Regenten beinahe unvermeidlich, als zwei Freunde den Entſchluß faßten ſich für den Thron aufzuopfern. Zu dieſem Behufe gingen ſie ins feindliche Lager, boten mit großer Beredſamkeit dem Fürſten ihre Dienſte an und wurden zu Leibgarden beſtimmt. Schon zwei Tage nachher ſtanden ſie Schildwache; in ſtiller Nacht gingen ſie mit großer Behutſamkeit ins Zelt ihres Herrn und ſchnitten ihm den Kopf ab. Dann ſchlichen ſie ſich unbemerkt hinweg und gaben dieß Zeichen ihrer Vermeſſenheit einem Untergebenen, der, anſtatt dieß Geſchenk dem Liéuju zu überbringen, aus Furcht entdeckt zu werden es in den Jangtſe warf. Mehrere Tage lang hielt man den Tod des Nebenbuhlers verſchwiegen, und ſeine Soldaten hatten ſchon die Wälle der Reſidenz erſtiegen, als ſich das Gerücht verbreitete, daß der Oberherr enthauptet ſey. In demſelben Augenblicke kam auch das kaiſerliche Heer an, und die ganze Macht der Rebellen wurde zerſtreut.

Um den Thron zu befeſtigen, erklärte man Liéuju, der den Namen Tſangwuwang in der Geſchichte führt, ſchon im zwölften Jahre für mündig. Der Knabe war aber keineswegs mit dem Pomp des Hofes zufrieden, ſondern lief muthwillig wie ein Straßenjunge durch die Stadt, lebte am liebſten in den Kneipen mit liederlichen Leuten, erklärte, der Sohn eines gemeinen Mannes zu ſeyn, warf die Staatskleider von ſich und

betrug ſich überhaupt ſo unwürdig, daß ſeine eigene Mutter auf den Gedanken gerieth, ihr Kind zu verſtoßen. Sobald der Knabe größer geworden war, trieb er ſein Weſen mit einem gewaffneten Haufen Böſewichter, und ſchlug auf offenem Wege Leute, denen er begegnete, todt. Der alte Siaotaotſching, ſein Lehrer, war eines Tages eingeſchlafen, als der Prinz, von einem ſeiner Züge zurückkehrend, hereintrat. Da entblößte er den Bauch des Generals, beſchrieb eine Scheibe um den Nabel, und ſchoß einen Pfeil danach ab. Glücklicherweiſe erwachte der alte Held, und wehrte den Schuß mit einem Brette ab, während der Prinz laut über den Streich lachte; aber der verſuchte Kriegsmann vergab dem hohnlachenden Zöglinge nicht. Nach einiger Zeit war dieſer Unhold wie gewöhnlich den ganzen Tag herumgelaufen, und warf ſich am Abend ermüdet in einem Tempel nieder. Dann forderte er Branntwein, trank eine große Menge, und ſtreckte ſich hierauf auf ein Bett. Die Verſchnittenen, welche ſchon Befehl von Siaotaotſching erhalten hatten, hieben ihm ſogleich den Kopf ab. — Nun verſammelte ſich augenblicklich der Reichsrath, und die Frage, wer nun das Reich regieren ſollte, beſchäftigte die Anweſenden einige Augenblicke; denn die ganze Songfamilie war ja ſchon ausgerottet worden. Alle zeigten auf den erfahrnen Feldherrn hin, als den würdigſten Mann, der das Staatsruder führen könnte. Er aber ſchüttelte ſeine grauen Haare und antwortete bedächtlich: laßt den dritten adoptirten Sohn des Mingti den Thron beſteigen. Jener wurde daher zum Kaiſer ausgerufen (477) und erhielt den Titel Schunti.

General Siaotaotſching war nun der eigentliche Oberherr. Durch den Neid ſeiner frühern Gefährten entſtand ein kurzer Bürgerkrieg; denn ſie ſahen nicht gerne daß er im Beſitze aller Macht ſey. Seine Brüder, Söhne und übrigen Verwandten bekleideten die höchſten Ehrenſtellen, und ſeine Gegner ſtarben auf dem Blutgerüſte. Endlich wurde er zum Tſi-Prinzen ernannt. Nun konnte er ſein großes Verlangen nach der Krone nicht länger überwältigen. Schunti mußte abdanken (479) und wurde mit ſeiner Mutter und den noch treuen Dienern nach einem andern Palaſte geführt, während ihm Siaotaotſching den Titel eines Königs gab. Kaum waren aber die Feierlichkeiten der Krönung vorüber, als eine Ehrenwache ſich um das Schloß des Schunti

ſtellte, unter dem Vorwande, ihm als einem großen Prinzen ihre Achtung zu bezeugen. Dieß waren aber eitle Worte, denn wenige Tage darnach brachen abgefeimte Schurken in das Gebäude, ohne daß die Schildwachen ſich darum bekümmerten, und mordeten die Ueberbleibſel der Songfamilie. Nur ein unmündiges Kind blieb am Leben; die Kaiſerin mit allen ihren Frauen beſpritzte mit ihrem Blute den Staatsſaal. So verlor dieſes Mördergeſchlecht für immer den Thron.

Keine Herrſcherlinie kommt jener der Song an Blutgier gleich. Zerſtörung war das Element der Kaiſer, und oft mißbrauchten ſie ihr gutes uno ſonſt vortreffliches Talent zu ſolchen Gräuelthaten. In Regierungskunſt ſtanden einige ſehr hoch; auch das Glück der Unterthanen lag ihnen am Herzen; nur gegen ihr eigenes Geſchlecht und gegen die Großen wütheten ſie mit ruchloſer Grauſamkeit. China hatte ſich bedeutend durch ſie gehoben, und die ſchwere Geißel des Krieges wurde weniger vom Volke gefühlt. Auch im Norden waren damals keine bedeutenden Kriege, und die Tataren wurden geſitteter, während die Hauptſchaaren dieſes unerſchöpflichen Nomadenvolkes im Innern Aſiens oder in Europa genug Beſchäftigung für ihre Kraft fanden. Im Weſten hauste Attila, der Wüthende. Rom konnte nicht lange den fürchterlichen Verheerungen widerſtehen und wurde geplündert; das entzweite Reich ward von allen Seiten angefallen, und das weſtliche ſank unter den fürchterlichen Angriffen unerbittlicher Feinde. Aber zu gleicher Zeit erhoben ſich kräftigere Menſchenracen auf den Trümmern der civiliſirten Welt; neue Reiche entſtanden, neues Leben regte ſich in den Gliedern der Menſchheit. Obgleich wir beklagen, daß die Bildung verſchwand und Rohheit die Oberhand gewann, ſo freuen wir uns dennoch über die erneute Geſtaltung der europäiſchen Völkerſchaften*).

*) Ueber das oben Erzählte hat man einen vortrefflichen Roman. — Der Tongkienkiangmu enthält vollſtändige Nachrichten.

Alte Geſchichte.

VI. Abſchnitt.

Die Tſi-Dynaſtie.

(479 — 502 n Ch.)

Der Name ſeines Fürſtenthums Tſi war auch der Titel der Herrſcherlinie, welchen der neue Kaiſer Kaoti ſeinem Hauſe beilegte. Wie groß der Umſchwung der Ereigniſſe, die ihn vom Blutgerüſte znm Throne brachten! wie groß die Erwartungen von dem ſchon geprüften, tapfern und erhabenen Staatsmanne! Er war ſtolz auf ſeine Vorfahren; denn ſchon unter den Han war einer derſelbeu ein berühmter Miniſter während des wichtigſten Zeitraums geweſen.

Die Wei-Tataren, zu welchen ſich nun auch die Kitan geſellt hatten, wünſchten nun etwas Entſcheidendes wider China zu unternehmen, und zogen daher in zahlreichen Heeren über die Gränze. Anſtatt raſch fortzugehen, wollten ſie ſich erſt an der Eroberung von Feſtungen üben, und wurden, wie man natürlich hätte erwarten können, aufgehalten, dann durch Mangel und Krankheit genöthigt, ſchnell den Rückzug in die Heimath zu nehmen. Viele Tauſende von ihnen waren auch ſchon durch eine künſtlich bewirkte Ueberſchwemmung ertrunken.

Anſtatt große Thaten zum bleibenden Andenken ſeiner Regierung zu verrichten, blieb Kaoti ruhig, und ſtarb ſchon im Jahre 482.

Wuti war ſein Nachfolger, ein Prinz, der Ruhe allen Genüſſen vorzog, die Jagd leidenſchaftlich liebte, und der Gelehrſamkeit die größte Ehre zollte. Wie jedes Land, ſo hatte auch China ſeine Freigeiſter, Leute die ſyſtematiſch behaupten, was das verdorbene Herz eines jeden flüſtert. Fantſchin, der große Verfechter der Zügelloſigkeit, behauptete, das Verhältniß der Seele zum Leibe ſey gleich der Blüthe zum Baume, der Schärfe zum Schwerte, und mit philoſophiſchem Scharfſinne entſchied er, daß das Beſtehen der erſteren ohne das des zwei-

ten nicht möglich ſey. Er lachte herzlich über alle Syſteme, ſprach in erhabenen oft unverſtändlichen Worten über die Vortrefflichkeit ſeiner eigenen Lehrſätze, und fand ungeheuren Eingang; denn nichts entſpricht den der Weltliebe hingegebenen Menſchen ſo ſehr, als der Gedanke, daß alle geiſtigen Begriffe nur Tand und Lügen ſeyen, und das Jenſeits eine Fabel elender Wichte. Einer der Gelehrten wagte ihn zu widerlegen; allein was kann man wohl Leuten dergleichen Art antworten, und was ein Chineſe, der ohne Gott in der Welt lebte, wenn er ſelbſt den ganzen Kram des Kongfutſe auspackte. Es wurde alſo Mode den Grundſätzen eines ſolchen tiefen Denkers, wie Fantſchin, zu huldigen, ſich um die Zukunft nicht mehr zu bekümmern, das Vergnügen des Augenblickes zu genießen, und die Unſterblichkeit der Seele als ein Hirngeſpinnſt zu betrachten.

Der junge Wei-Fürſt wurde von ſeiner Großmutter mit unabläßlicher Strenge behandelt, und einmal ſelbſt während des ſtrengſten Winters in ein Zimmer geſperrt, um dort vor Kälte und Hunger umzukommen; denn das leidenſchaftliche Weib hatte die Krone einem andern zugedacht. Allein ſie ſtarb endlich, und der übelbehandelte Kronprinz, anſtatt der Schmach ſich zu erinnern, ehrte das Andenken der Verſtorbenen und trauerte drei Jahre um die Tyrannin. Er wollte nicht einmal den niederträchtigen Verſchnittenen, welchen ſie zu großen Ehren erhoben hatte, beſtrafen, ſondern gab ihm nur den Titel eines Schänders der Tugend, worüber ſich der Günſtling ſo ſehr entrüſtete, daß er ſehr bald ſtarb. Wuti wollte ſeine Beileidsbezeugung kund machen, und ſchickte daher eine Geſandtſchaft nach dem Wei-Hofe, die mit wahrer chineſiſcher Förmlichkeit ſich über die Ceremonien der Trauer unterhielt und das kongfutſianiſche Syſtem wieder in Ruf brachte. Allein der Fürſt gab ſolche treffliche Beweiſe von der großen Verehrung des Meiſters und ſeiner Gebote, daß er den höflichen Chineſen das größte Lob abnöthigte.

Wuti that ſehr viel für die innere Verwaltung des Landes, wurde aber bald der Geſchäfte müde, und ließ es nun ſeine ganze Angelegenheit ſeyn, den wilden Thieren in den Wäldern nachzujagen, während ein Miniſter die Landesverwaltung beſorgte. Als dieſer ſtarb, verſchied er ſelbſt aus Gram über ſeinen Verluſt.

Sein Enkel, der unter dem Namen Siaotſchao bekannt iſt, war der gewiſſenhaften Treue verſchiedener Räthe, unter denen Siaolun der berühmteſte war, übergeben worden. Allein er war ein lebensluſtiger Jüngling, und hatte bald eine Menge von gleichartigen jungen Leuten um ſich her verſammelt, mit denen er alle Ausſchweifungen trieb, und den Schatz ſeines kärglichen Ahnen ſo ziemlich leerte. Seine Mutter, anſtatt ſich dieſer Uep-pigkeit zu widerſetzen, lebte ſelbſt zum Aergerniß des Hofes mit einem Buhlen, dem ſie eine hinopfernde Liebe bewies. Siaolun zum höchſten aufgeregt, beredete endlich den leichtfertigen Kaiſer das Todesurtheil des Lieblings zu unterſchreiben, und dadurch ermuthigt wagte er ſelbſt die fröhlichen Spielgenoſſen ſeines Zög-lings aus dem Wege zu ſchaffen. Weder die Thränen der Kai-ſerin, um ihren zärtlich geſchätzten Freier zu retten, noch der Groll des leidenſchaftlichen Oberherrn vermochten das Geringſte bei Siaolun. Dieſer ſich mächtig glaubend, machte ſelbſt eine Vorſtellung den Siaotſchao abzuſetzen; allein wie geheim man auch immer dieſen Rathſchlag gehalten hatte, ſo erfuhr der junge Fürſt dennoch den Entſchluß. Er rief daher ſeinen Vormund nach dem Palaſte; dieſer bedachtſame Staatsmann fand ſich jedoch ſchon an der Spitze der Armee, und als ein Höfling es dem Siaotſchao hinterbrachte, floh er ſelbſt auf ſeinem Wagen, um der Gefahr auszuweichen. Allein Siaolun jagte ihm nach, und den Kaiſer auf dem Markte erhaſchend ſchlug er ihn todt. Er wollte nun ein anderes unmündiges Kind zu der hohen Würde erheben, allein die erſchrockenen Prinzen des Geblüts ſtanden wie ein Mann wider den Mörder auf. Da beſtach er ihre Bedienten, und dieſe liefer-ten ihm eilf derſelben in die Hände, und keiner blieb am Leben. Der Jüngling, welchen Siaolun ſelbſt zum Throne erhoben hatte, wurde nun auch wieder ſeiner Würde entſetzt, und da er noch in ſeinem niedrigen Zuſtande dem Miniſter Mißtrauen einflößte, wurde er durch Gift umgebracht. Nun glaubte Siaolun es ſey Zeit das Scepter ſelbſt zu führen, und regierte unter dem Namen Mingti (494).

Der Wei-Fürſt war erfreut, wieder Gelegenheit zu haben, um ſich in die Sachen China's zu miſchen. Er war ängſtlich be-müht, ſeinen tatariſchen Soldaten den Anſtrich hoher Bildung zu geben und die Unterthanen auf gleichen Fuß mit ihren chineſiſchen

Landsleuten zu ſtellen. Die erſteren waren die Vertheidiger des Vaterlandes, die letztern die Ackerbauer, das Intereſſe beider aber ſo in einander verſchlungen, daß gegenſeitige Unterſtützung ihnen Bedürfniß geworden war. Man warf oft den Bewohnern des Nordens ihre rauhen Sitten und Unbehülflichkeit vor, worüber ſich der Oberherr ärgerte, und es durch das Studium der Literatur zu einer gleichen Stufe mit den Bewohnern Nankings bringen wollte. Sein eigener Sohn aber vereitelte die beſten Hoffnungen; denn des Lernens müde, und von äußerſt wilder Natur, wollte er nicht länger am Hofe bleiben und ſich durch Bildung verweichlichen laſſen. Im Süden angelangt, verbrüderte er ſich mit andern Officieren gleichen Sinnes, die Gelehrſamkeit als entehrend und lächerlich betrachteten; er wollte mit den Truppen gegen die Hauptſtadt ziehen, um ſeinen eigenen Vater zu entthronen. Allein er wurde als ein Gefangener dorthin gebracht, und als man ihn zum gemeinen Mann erniedrigt hatte, machte er wieder Anſchläge, die Garden des Palaſtes heimlich zu beſtechen; daher wurde er zur Strafe enthauptet.

Mingti wurde endlich krank, und fürchtend, daß ſein Thronfolger von den Verwandten ſeiner Familie umgebracht werden möchte, verordnete er auf ſeinem Sterbebette, daß die noch lebenden Glieder des Kaiſerhauſes in den Anklagezuſtand verſetzt und angedichteter Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt werden ſollten. Dieß war die letzte That eines Regenten, der ſehr große Eigenſchaften beſaß, doch ſeinen Namen mit der Thronräuberei befleckte, und wahnſinnig über ſeine begangenen Verbrechen ins Grab ſank.

Tonghoan, ſein Nachfolger (498), dem man nur den Titel eines Herzogs zugeſteht, war zu jung und ſchwach, ein geraubtes Scepter zu führen, und daher gab es während ſeiner Regierung Unruhen auf Unruhen, und eine Empörung folgte der andern. Ein gewaltiger Streit um die Krone brachte fürchterliches Unglück über das arme Land, und obgleich der Fürſt ſich durch Gift und andere Gewaltthätigkeiten von ſeinen Gegnern zu befreien verſtand, ſo konnte er das auflodernde Feuer der Empörung doch nicht erſticken. Endlich gab Siaoſen, ein ſehr glücklicher Officier, dem Reiche einen andern Kaiſer (501) unter dem Titel Hoti. Man mußte jedoch erſt den vorhergehenden Monarchen mit dem Schwerte vertreiben,

ehe dieſer China ſein nennen konnte. Jener aber, obgleich ein verworfner Mann, vertheidigte ſich ſehr entſchloſſen; daher mußte Siaojen erſt Nanking, welches damals Kangkien hieß, belagern. Von allen Seiten bedrängt faßte der Grauſame den Entſchluß, alle Großen ums Leben zu bringen; denn dieſen gab er die Schuld, ihn ins Verderben geſtürzt zu haben. Dieſer Plan wurde aber verrathen, und mit großer Feſtigkeit ſchritten die Vornehmſten ins Zimmer des Kaiſers und durchſtachen ihn mit einer Lanze, ſchlugen ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Siaojen als Geſchenk. Dieſer rückte nun in die Stadt, tödtete alle Creaturen des Verſtorbenen, und befreite auch 2000 Weiber aus dem Harem, die der Elende dort unterhalten hatte.

Nach ſo glänzendem Erfolge wollte Siaojen nicht länger einem Herrn gehorchen, und der Schattenkaiſer Hoti fürchtete ſich zu ſehr, um dawider etwas ins Werk zu ſetzen. So ſchrieb er dann mit zitternder Hand ſeine Abdankung und begab ſich ins Privatleben. Da ſchickte ihm Siaojen eine Summe Geldes nach. Hoti nahm ſie verächtlich in ſeine Hände, und ſagte hohnlächelnd, was kann mir dieß frommen? ich will mich recht luſtig beſaufen. Er nahm dann den Becher, leerte ihn mehreremal, bis er ganz betrunken niederfiel. In dieſem Augenblick zog der Diener des Siaojen eine Schnur um ſeinen Hals und erdroſſelte ihn. Mit Siaojen, der nun den Thron beſtieg und Wuti genannt wurde, fängt die Leang-Dynaſtie an (502).

Die Tſi hatten zu kurz regiert, um etwas Außerordentliches zu leiſten. Leider war zu jener Zeit unter den Großen wenig Achtung für die Wüſtlinge, welche regierten, um nur zu praſſen. Dadurch wurde aller bürgerlichen Ordnung ein Ende gemacht, und die böſeſte Begierde des Menſchen, Herrſchſucht, erhielt bleibende Nahrung, zum großen Verderben des armen Volkes.

Alte Geſchichte.

VII. Abſchnitt.

Die Leang-Dynaſtie.

(502 — 556 n. Ch.)

Wuti, wie ſein Name ſchon ſagt, war ein Krieger, und hatte zuerſt ſeinen Ruhm durch einen völligen Sieg über die Wei-Truppen begründet. Beim Antritt ſeiner Regierung fand er natürlich ſehr großen Widerſtand, und ſchon waren verſchiedene Große im Felde, um die vorige kaiſerliche Familie zu rächen und ſich ſelbſt Reichthum und Ehrenſtellen zu erwerben. Mit dieſen hatte er ſich herumzutummeln, und noch überdieß einen kleinen Kampf mit den Barbaren des Nordens zu beſtehen. Allein Wuti ſah ſehr wohl ein, daß es nicht das Schwert ſey, wodurch Völker beglückt werden können; daher wurde er einer der erſten und kräftigſten Verbreiter der kongfutſianiſchen Philoſophie; denn gerade in dieſem Syſtem ſchien ihm das Wohl des Staates aufgeſchloſſen zu ſeyn. So wurden denn Schulen und Akademien wieder angelegt, um die Claſſiker auswendig zu lernen und zu erklären, den Geiſt des Volkes einzuzwängen und nach den alten Regeln zu bilden. Dem Kongfutſe ſelbſt bewies der Kaiſer die größte Ehre; er erbaute prächtige Säle, wo ihm die höchſte Ehre eines Abgottes erzeigt wurde. Der Monarch ſelbſt war bei den Prüfungen der Schüler gegenwärtig, belohnte die Fleißigen und gab ein Beiſpiel der höchſten Achtung für alles was die Alten geſchrieben hatten. Er opferte auch dem Himmel, wie die frühern Kaiſer, und ſtellte den ganzen Ritus wieder her, wie er ſchon Jahrhunderte ſtattgefunden hatte.

Glücklich in ſeinem Kriege mit den Barbaren, wollte er ſie dennoch nicht aufs äußerſte treiben. Anſtatt ſich die ſchwer erworbenen Vortheile zu Nutzen zu machen und die eroberten Länder ſeinen eignen beizufügen, war er zufrieden mit dem großen Ruhme ſeiner Thaten und ruhte auf ſeinen Lorbeeren. Dabei verbeſſerte er aber die aſtronomiſchen Berechnungen, machte einen

ſehr guten Kalender und gab noch überdieß dem Volke das immer äußerſt erhebende Schauſpiel, den Kaiſer pflügen zu ſehen, worüber die ganze Nation ſich herzlich erfreute.

Im Norden ſtarb endlich der Wei-Fürſt, welcher mit großem Beifall ſein Reich beherrſchte. Als ſein zweiter Sohn als Jüngling zum Throne kam, gab es am Hofe ſehr viele Unzufriedene, und daher erdroſſelte der junge Regent den mächtigſten Gegner, und erniedrigte die verwittwete Kaiſerin zu einer Dienſtmagd. Dagegen erhob er eine andere Fürſtin zu jener Würde, welche ſich auch ſo ſehr dabei gefiel, daß ſie die ganze Verwaltung über ſich nahm. Sie wagte es ſelbſt, dem Himmel ein Opfer darzubringen, was noch nie ein Weib vor ihr gethan hatte, und die Geſchäfte der Miniſter mit großem unermüdlichen Fleiße zu betreiben. Denn ſie war eine ſehr gelehrte Dame, hatte die ganze Geſchichte inne, und die Claſſiker ſehr wohl ſtudirt. Nun fehlte es ihr nur noch an Krieg; daher kündigte ſie auch dieſen dem tapferen Wuti an. Schon im vorigen Feldzuge hatte ſich eine Gemahlin des Commandanten einer Stadt, da ihr Mann gerade abweſend war, an die Spitze der Beſatzung geſtellt und auf den Wällen ſehr tapfer wider die Belagerer gefochten. Als nun die Tataren eine Feſtung erobern wollten und der Befehlshaber krank danieder lag, nahm ſeine edle Frau das Commando anſtatt ihres Ehemannes. Nachdem ſie die ſprechendſten Beweiſe ihrer Tapferkeit gegeben hatte, und ein Officier im Kriegsrathe zur Uebergabe rieth, hieb ihn die Heldin im Angeſicht Aller nieder. Die Feinde mußten daher unverrichteter Sache wieder abziehen, und mit dem Gedanken von ihrem Vornehmen abſtehen, daß ein bloßes Weib ſie beſiegt habe.

Die Kaiſerin, ihr Name war Hu, ſah nun wohl, daß ſie nicht durch Waffenthaten glänzen würde, und daher blickte ſie mit brechendem Auge auf ihren Schatz, der noch ziemlich angefüllt war, um zu ſehen, welches große Werk nun anzufangen ſey. Als ſie nun ihren Freunden ſehr reichlich geſpendet, baute ſie dem Buddha einen herrlichen Tempel von den koſtbarſten Materialien, die man nur herbeiſchaffen konnte, und ſo ungeheuer groß, daß der Palaſt im Vergleiche damit ganz unbedeutend erſchien. Dadurch glaubte ſie nun ihren Namen verewigt zu haben; allein die eiferſüchtigen Miniſter ließen es nicht dabei bewenden; ſie mach-

ten ihr die ernſteſte Vorſtellung, der claſſiſchen Religion wieder Vorſchub zu leiſten, und der elenden und finſtern Secte zu entſagen. Obgleich die marmornen Tafeln, auf welche man die Claſſiker eingegraben hatte, noch beſtanden, und jeder der Luſt hatte ſich daran ſatt leſen konnte, — ſie waren öffentlich ausgeſtellt, — wollte Hu den Rathſchlägen der Staatsmänner dennoch nicht Gehör geben und zog, ungeachtet ihres Vielwiſſens, den Buddha dem Kongfutſe vor. Da ſie ſehr verſchwenderiſch gelebt hatte, konnte ſie endlich den Mandarinen nicht ihren jährlichen Gehalt bezahlen, was ihr viele Herzen entfremdete. Hu war noch in ihren beſten Jahren und fing eine Liebſchaft mit einem Prinzen von ſehr ſchönem Wuchſe an. Die financiellen Verhältniſſe des Landes waren äußerſt herunter gekommen, und ſie ſuchte ſich auf dieſe Weiſe für die Regierungsſorgen zu entſchädigen. Aber dieſe Sache wurde bald ruchtbar, und die Zungen der Verleumder machten ſie noch viel ärger; daher wagte es der Bruder des Liebhabers, ein wüſter Menſch, im Namen des jungen Kaiſers, die Hu in einem Palaſt einzuſchließen. Darüber entſtand ein Bürgerkrieg, — denn noch hatte ſie viele Anhänger, — welcher dem Lande ſehr großen Schaden brachte. Eines Tages hatte ſich der Gegner der Hu entfernt; ſie entſchlüpfte aus ihrem Gefängniſſe in den Rathsſaal, um, wie ſie vorgab, ihren geliebten Sohn, den jungen Kaiſer, zu ſehen. Die Miniſter waren gerade verſammelt, als ſie weinend ihr Kind an ihren Buſen drückte und nun darauf beſtand, ſich ganz von der Welt zu entfernen und Nonne zu werden. Sie wollte ſich ſchon das Haar abſchneiden, als alle Anweſenden ſie in den flehendſten Ausdrücken baten eine ſolche That nicht zu begehen, bis ſie endlich durch die heiligſten Verſprechungen, ihre Freiheit und die Geſellſchaft ihres Sohnes wieder zu erhalten, ſich bewegen ließ, von dieſem ſcheinbaren Vorhaben abzuſtehen. Wie freute ſich die Kaiſerin im Geheimen ihren Zweck nun erreicht zu haben, und mit welchen großen Hoffnungen betrat ſie wieder ihre neue Laufbahn. Auf einem zufälligen Spaziergange beſprach ſie ſich mit dem erſten Miniſter, um ihrem Feinde den Marſchallsſtab zu nehmen. Dieß glückte; noch hielt er ſich aber im Miniſterium. Um ihn von dort hinwegzutreiben, mußte die Geliebte des Herrſchers den jungen Kaiſer mit heißen Thränen bereden, daß er ihr nach dem Leben ſtrebe. Dieß aber, fügte ſie hinzu, iſt eine Sache

von ſehr geringer Bedeutung; was mich am meiſten kränkt, iſt ſein Anſchlag auf dein eigenes Leben. Da konnte ſich der junge Wei-Prinz nicht länger halten, er verabſchiedete daher mit Entſetzen den angeklagten Staatsmann, und ſeine Mutter, nachdem ſie ihn die größten Demüthigungen hatte erfahren laſſen, ergriff wieder das Ruder. Immer lebhaft, wie vorher, zeigte ſich Hu oft dem Volke; und ſie machte ſehr bedeutende Reiſen, zum großen Aerger der Beamten, denn dieſe wünſchten, daß ſie ſich einſchließen möchte, wie alle andern Weiber. Einer der Großen machte ihr daher ſehr herbe Gegenvorſtellungen, und führte eine Stelle des Buches des Ritus an, welche den Wittwen gebeut, ſich als halbtodt zu betrachten, und nie mit irgend einem Schmucke ſich der Welt zu zeigen. Hu ließ ihn zu ſich rufen; anſtatt aber ihn zornig anzuſchnauben, redete ſie mit großer Milde zu ihm und wollte ihm nicht einmal den Abſchied geben, obgleich er dieß ernſtlich verlangte. Großmüthig vergab ſie auch einem General, deſſen Betragen ſie des Tadels werth erachtete und auf deſſen Haupt ſelbſt ein Preis geſetzt war. Denn er kam entſchloſſen nach dem Palaſte, und vertheidigte ſich dergeſtalt, daß ſein Betragen ſelbſt ihr Lob erlangte.

Unterdeſſen wurden die Abgaben im Wei-Staate immer drückender. Die Unterthanen empfanden die Folgen des Krieges, denn außer dem Kampfe mit Wuti hatten ſie auch noch die Einfälle wilder Barbaren des Nordens zu dulden. Unter ſolchen Umſtänden waren Empörungen unvermeidlich, und die Soldaten hatten genug zu thun, um das Feuer des Aufruhrs zu löſchen.

Wuti, nach langem Studium der Claſſiker, konnte darin durchaus keine Befriedigung finden; lebensſatt begab er ſich daher in ein Kloſter der Bonzen, wo er auch das gewöhnliche Gelübde ablegte. Seine Diener entſetzten ſich darüber und drohten die Vernichtung der ganzen Cleriſei, wenn der Kaiſer nicht wieder die Regierungsgeſchäfte übernehmen wollte. Daher waren ſie endlich im Stande ihn aus dem Schlupfwinkel herauszuziehen; der Monarch mußte jedoch eine bedeutende Summe bezahlen, um ſich von den Verſprechungen an die Mönche loszukaufen. Wer hätte geglaubt, daß ſolch ein trefflicher General und weiſer Fürſt ſich ſolchen Abgeſchmacktheiten hätte hingeben können? Doch was iſt der Menſch, ohne Gottes Erbarmen, ohne die liebende Leitung des Heilandes?

Da die Empörungen im Wei-Staate ſehr überhand nahmen, wünſchte der junge Fürſt ſehr, ſich dem Einfluſſe der Hu, ſeiner Mutter, zu entziehen; da dieß nur durch Gewalt geſchehen konnte, ſandte er ſeinen Befehl an einen der tüchtigſten Generale, um mit einem ſiegreichen Heere nach der Hauptſtadt zu eilen. Allein noch mahnte ihn die kindliche Liebe, ſich eines ſolchen Schrittes zu enthalten; daher widerrief er ſeine urſprüngliche Verordnung. Die Kaiſerin, welche davon Kunde erhalten hatte, entſchloß ſich gleich zu ernſten Maßregeln. Nachdem ſie durch ihre Creaturen den Fürſten des Throns verluſtig erklärt hatte, ſandte ſie ihn erſt ins Gefängniß und ließ ihn dort heimlich durch Gift umbringen, während ein Säugling unter ihrer Vormundſchaft zum Nachfolger erklärt wurde. Sobald dieſe Nachricht ſich im Heere verbreitete, riefen die rauhen Soldaten lebhaft aus: wir wollen kein Weiberregiment. Ihr unternehmender Feldherr ernannte zugleich, in Vereinigung mit mehreren Officieren, einen andern Prinzen zum Thronfolger. Bebend hörte Hu von dieſem Ereigniſſe; ihre Anhänger verloren ſich ſchnell, denn jeder ſuchte ſeine eigene Sicherheit, und von allen verlaſſen, ſchnitt ſie ſich das Haar ab und ward eine Nonne. Kaum aber war die Armee in die Reſidenz eingezogen, ſo ergriff ſie der Urheber dieſer Umwälzung und ſtürzte ſie ſammt dem jungen Sohn in den gelben Fluß. Hierauf verſammelte er alle Großen im offenen Feld, hielt eine kurze Anrede, in welcher er ſie mit Schmähworten überhäufte und gab hernach ſeiner Reiterei Befehl, über ſie her zu fallen. In dieſem Gemetzel entging auch nicht ein Einziger dem Schwerte. Da einmal die Blutgier erregt war und neue Opfer verlangte, begab ſich der General nach dem Palaſte, wo er zwei Brüder des vergifteten Prinzen fand. „Ihr müßt auch ſterben,“ rief er ihnen zu, „denn ſonſt würde man ſich ums Reich ſtreiten,“ und ſtieß ſogleich ſein Schwert in den Buſen der Schlachtopfer. Als er ſeinen Blick über die volkreiche Hauptſtadt Lojang warf, argwohnte er, daß die zahlreichen Einwohner vielleicht über ſeine geringe Zahl von Kriegern herfallen möchten. Daher beſchloß er auch ihren Untergang. Als nun der Fürſt, welchen er ſelbſt auf den Thron geſetzt hatte, ihm die bitterſten Vorwürfe über ſeine Räubereien und Morde machte, wollte er auch ihn aus dem Wege ſchaffen und, von Blut triefend, ſich ſelbſt zum Chane machen. Seine

beſten Freunde jedoch mißbilligten dieß Unternehmen; der General gab ihren Vorſtellungen Gehör und ſtand nicht nur von ſeinen Plänen gänzlich ab, ſondern wurde ſo von Reue und Zerknirſchung ergriffen, daß er ſich vor die Füße ſeines Oberherrn warf und ernſtlich für ſich ſelbſt die Todesſtrafe erbat. Der Wei-Fürſt war tief gerührt über dieſe Ergebung und ſchenkte ihm das Leben.

Andere Officiere waren jedoch anderer Meinung. Sie verbanden ſich mit einem Anführer der Leang-Familie, drohten dem Mörder mit fürchterlicher Strafe und eroberten im Namen des Wuti Feſtung auf Feſtung. Der alte mit Schandthaten befleckte Tatar wurde durch dieſe Nachricht von ſeinem Schlummer aufgeweckt. Schnell ſtellte er ſich an die Spitze eines ſieggewohnten Heeres und jagte mit ſeinen gleichgeſinnten Waffengenoſſen den Feind aus dem Lande. Nun konnte der alte General wieder ſehr behaglich der Ruhe genießen; allein um nicht ein Weichling zu werden, zog er nach den entfernteſten nördlichen Gegenden der Tatarei, um dort Bären und Wölfe zu jagen und unter Schnee und Eis ſich abzuhärten. Nach den Mühen des Tages beſprach er ſich dann mit ſeinen luſtigen Geſellen, die ihm wegen ſeiner Nimrod gleichen Kraft und Geſchicklichkeit ihre höchſte Bewunderung zollten. Aber er erwiederte: Glaubt ihr, daß ich Verdienſte habe? nein! wenn ich das ganze Reich (den ſüdlichen und nördlichen Theil) unter einem Herrn vereinigt habe, dann nur habe ich Lob verdient. Allein wartet nur, bis die großen Herren des Hofes im Herbſte zur Jagd hieher kommen; wir werden ſchon die Böſen von den Guten unterſcheiden können, und die nöthigen Maßregeln zur Wegſchaffung der letztern treffen. Dieſes Geſpräch wurde dem Oberherrn hinterbracht; ſogleich berief er ihn nach der Hauptſtadt und ſagte ihm dreiſt ins Geſicht, daß er verrätheriſche Abſichten habe. Der alte Officier läugnete nichts. Man verbreitete ſodann das Gerücht, daß die Kaiſerin von einem Sohne entbunden ſey. Von einem ſeiner Freunde begleitet ging der Feldherr hin, um dem Monarchen Glück zu wünſchen; ſobald ſie aber in den Saal getreten waren, wurden ſie augenblicklich niedergehauen.

Da erfuhr der Bruder des Getödteten den Unfall und ſchrie mit lauter Stimme Rache! Der Familie huldigten die tapferſten Soldaten alle, das Heer wuchs ſchnell an, in wenigen Monaten ſtand man vor der ſchlecht vertheidigten Hauptſtadt und der

Wei=Fürſt mußte ſich den Rebellen zitternd ergeben. In Feſſeln geſchlagen, mußte er das gräßliche Schauſpiel mit anſehen, daß ſein Sohn in Stücke zerhauen wurde, während die Reſidenz den zügelloſen Soldaten preisgegeben war. Allein bald erhob ſich ein anderer Befehlshaber wider dieſe Böſewichter; er ſchlug ſie in zwei verſchiedenen Schlachten, entthronte die Fürſten, welche ſie auf den wankenden Thron geſetzt hatten, machte ſelbſt einen Kaiſer, und ſtellte die Ruhe im Lande her, das noch außerdem einen Einfall der tatariſchen Horden zu erdulden hatte. Darauf entſtand Eiferſucht zwiſchen ihm und dem Hofe; der herrſchſüchtige Oberfeldherr rückte nach der Hauptſtadt, die er von allen Soldaten entblößt fand, und ermordete kaltblütig alle Großen des Reiches. Nun ſchlug er auch ſeinen eigenen Kaiſer, und als dieſer es nicht wohl mit dem Widerſacher aufnehmen konnte, ſo verlegte man die Hauptſtadt nach dem Oſten, und es entſtanden nun zwei Wei=Reiche: das öſtliche, den Namen Tſi, das weſtliche, den Titel Tſchéu führend, welche viele Jahre lang aufs heftigſte mit einander kämpften. Dieſe Kriege wurden mit großer Wuth unternommen; fürchterliche Schlachten wurden geſchlagen. Tauſende ertranken; ganze Diſtricte ſtarben den Hungertod; aber wir wollen der Gräuel nicht weiter erwähnen.

Wuti, in ſeinem Alter ein ſehr friedliebender Fürſt, der das Land auch ziemlich wohl regierte, empfand wieder die Luſt, ſich ganz den Götzen zu widmen. Um dieß zu können, legte er ein neues Gelübde vor dem Bilde des Buddha ab und beſchäftigte ſich Tage lang mit den Prieſtern, um über ihre Lehren weiteren Aufſchluß zu erhalten. Die Großen entſetzten ſich über ſolche Schwärmerei und eilten zum Kloſter, um dort den Kaiſer zu bereden, das Geſindel der Betrüger zu verlaſſen und nach dem Palaſte zurückzukehren. Lange waren ihre Vorſtellungen vergeblich; als man aber dem Wuti mit der Wahl eines neuen Monarchen drohte, wurde er plötzlich anderen Sinnes und nahm die Staatsverwaltung wieder auf ſich. Als ein treuer Pythagoräer wollte er nie Fleiſch eſſen, noch Milch trinken, noch den geringſten Aufwand dulden, ſondern begnügte ſich mit bloßen Gemüſen, und ging in der ſchlechteſten Kleidung unter ſeinen buntgeputzten Höflingen umher. Da träumte er in einer Nacht, daß ihm die Provinz Honan wieder zurückgegeben werden ſollte; daher fing er

mit dem Beſitzer des Wei-Staates einen ernſten Krieg an, der aber zu ſeinem Schaden endete, ſo daß er einen ſehr nachtheiligen Frieden zu ſchließen hatte. Die Cochinchineſen, unter der Anführung eines tüchtigen Vaterlandsfreundes, machten ſich auch unabhängig und behaupteten eine geraume Zeit ihre Freiheit; ſie wurden aber nachher wieder unter chineſiſche Botmäßigkeit gebracht.

Unter dieſen Kriegen war ein gewiſſer Kinghéu ſehr mächtig geworden, und da er ſehr einflußreiche Freunde in der Hauptſtadt hatte, erklärte er, daß er die Rechte des Reiches mit ſeinem auserleſenen Heere behaupten wollte. Er rückte daher nach Nanking, und ſchloß die Stadt ſechs Monate ein. Der Kaiſer, ſobald er Kunde von ſeinem Anmarſche erhalten hatte, wurde darüber äußerſt beſtürzt und übergab willig die Regierung ſeinem Sohne, dem Thronerben. Aber die Hungersnoth in der Hauptſtadt war nun ſchon ſehr groß geworden und die zahlreichen Einwohner hatten nicht den geringſten Vorrath; daher ſchloß der gute Wuti einen Vergleich mit dem Rebellen ab, welcher ihm die Hälfte des Reiches zuſicherte. Dafür mußte der Monarch jedoch ſeinen eigenen getreuen Soldaten in der Nachbarſchaft den Befehl ertheilen, ſich zurückzuziehen. Sobald der Belagerer davon Kunde erhielt, wagte er noch einen letzten Angriff; die Thore, von Vertheidigern entblößt, wurden geöffnet, mit ſeiner geharniſchten Leibwache eilte er ſchnell zum Palaſt, um dort vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Dieſer war nun ein ehrwürdiger Greis von 86 Jahren, und empfing ihn in Geſellſchaft des Kronprinzen mit chineſiſcher Würde. Der Empörer wurde durch dieß Betragen in Furcht geſetzt, und als der kalte Schweiß von ſeiner Stirne herabträufte, geſtand er, daß in der heißeſten Schlacht ihm nie ſo bange zu Muthe geweſen ſey. — Fürchterlich war der Schmerz, welcher die Bruſt des Wuti bei ſeiner Abſetzung und dieſen Scenen durchwühlte; ſich ſelbſt beſchuldigend, ſank er ohnmächtig nieder (549), und gab nie mehr ein Zeichen des Lebens von ſich.

Unter der trügeriſchen Obhut des Aufrührers beſtieg Kienwen den Thron. Schon hatte der Verwegene einen anderen Prinzen zum Schattenkaiſer beſtimmt; allein jener Fürſt war zu erzürnt über das Betragen ſeines Gönners und wollte das Scepter, die Krone aus ſolchen Händen nicht empfangen. Gleich nach dem Tode des Wuti hatten die Glieder ſeiner Familie die Waffen

ergriffen, nicht etwa, um den Länderräuber zu bekämpfen, ſondern ſich ſelbſt des Reiches zu bemächtigen, ſo daß ſie meiſtentheils wider einander ſtritten. Kinghéu ſah mit ſehr großem Wohlgefallen zu; er konnte aber nicht verhindern, daß nicht einige getreue Heere muthig den Seinigen entgegen rückten und ſehr blutige Schlachten lieferten. Er war ſchon zum Generaliſſimus gemacht worden, wollte nun aber auch erſter Miniſter werden, worüber der Kaiſer beinahe Thränen vergoß, denn ihm ſelbſt blieb weiter keine Macht übrig. Treffen auf Treffen folgte, denn das Volk wollte ſich durchaus nicht einem Verräther hingeben; da hielt Kinghéu in der Hauptſtadt eine Heerſchau und bemerkte zu ſeiner größten Beſtürzung daß die fähigſten und älteſten Krieger ſchon zum größten Theil auf dem Wahlplatze geblieben waren. Eiferſucht gegen den Schattenkaiſer belebte ſeine Bruſt; er fürchtete ihn, weil er die Mittel zur Gegenwehr verloren; daher ſandte er ſchnell nach dem Palaſte, um ihn vom Throne zu ſtoßen. In der hülfloſeſten Stellung erſchien der Monarch vor dem Miniſter. Der Kronprinz, welcher ſchon einmal den Krallen des Kinghéu entgangen war, wollte aus kindlicher Liebe zu ſeinem Vater ihn nicht in ſeiner Noth verlaſſen. Beide wurden nach dem entfernteſten Palaſte gebracht, und man hörte nie mehr etwas von ihnen; zugleich erhielten 20 Perſonen des kaiſerlichen Hauſes den Todesſtoß (551). Da ſtand das ganze Reich gegen den Länderräuber auf. Kinghéu mußte die Reſidenz verlaſſen, wo er als Kaiſer regieren wollte, um ſelbſt dem Feinde die Spitze zu bieten. Auf dem Jangtſe verlor er eine Seeſchlacht; er kämpfte zum zweitenmale, tapfer wie ein Löwe; doch verlor er alle ſeine Anhänger. Da faßte er den verwegenen Entſchluß, ſich aufs Meer zu begeben. Schon war er im Begriff, aus dem Jangtſe auszulaufen, als ihn ein Statthalter erwiſchte und ihm den Kopf abſchlug. Dieſen machte er dem neuen Kaiſer zum Geſchenk, ſandte die Hände dem Wei-Prinzen, und ließ den Rumpf in der Stadt Nanking aufhängen, wo er von dem wüthenden Pöbel zerſtückelt wurde. Auch nicht eine Thräne wurde ſeinem Andenken gezollt.

Die Wei-Prinzen würden ſich gern in die Angelegenheiten China's eingemiſcht haben, wenn es in ihrem eigenen Lande nicht bedeutende Unruhen gegeben hätte. Ein General wurde

bei einem großen Gaſtmahle, gerade als die Speiſen aufgetragen wurden, erſtochen; ſein Bruder rächte den Mord und ſtürzte ſeinen Fürſten. Hierauf gab er dem öſtlichen Wei-Herzogthume den Namen Tſi und wurde der Stifter einer neuen Dynaſtie. Im Norden gab es auch noch fürchterliche Kämpfe mit den wilden Nomaden, ſo daß das ganze chineſiſche Reich in den letzten Zügen zu liegen ſchien.

In einer ſolchen Kriſis kam Juenti zur Regierung, der den Thron dem Waffenglücke ſeines Generals verdankte. Er war ein ſehr gelehrter Mann, während einer ſeiner Brüder, welcher ihm das große Glück beneidete, als tüchtiger Feldherr unter dem Volke bekannt war. Schon hatte er die größten Proben eines guten Regenten gegeben, denn in der Herrſchaft unter ſeiner Gerichtsbarkeit herrſchte Friede und Wohlſtand. Er wagte es daher, ſich als Gegenkaiſer aufzuſtellen, wurde aber geſchlagen. Nachdem er ſein Wort, von ſolchen ehrſüchtigen Plänen abzuſtehen, gebrochen hatte, verfolgte ihn Juenti mit großem Eifer und räumte bald allen Widerſtand aus dem Wege. Bei ſeiner Thronbeſteigung erſchienen die Geſandten des Nordens vom Tſi- und Wei-Staate. Der Kaiſer empfing die erſten mit den höchſten Ehrenbezeugungen, und kehrte ſich wenig um die letztern. Als dieſe zu ihrem Oberherrn zurückgekehrt waren, klagten ſie daher laut über die Geringſchätzung, und der Wei-Fürſt wurde ſo entrüſtet, daß er augenblicklich mit einem unzählbaren Heere in China einrückte. Juenti war nicht in ſeiner Hauptſtadt, und bemühte ſich vergebens die nöthigen Truppen zu ſeiner Vertheidigung herbeizurufen. Da ſtand auf einmal die Tataren-Armee vor den Thoren, und der hülfloſe Monarch, zur tapfern Gegenwehr entſchloſſen, hoffte ſich ſo lange zu halten, bis ſeine eigenen Soldaten zu ſeiner Hülfe herbeieilen könnten. Vergeblich aber war dieſe Erwartung. Schon war der Feind im Beſitz der Laufgräben, als der tapferſte Officier an einer Wunde ſtarb. Juenti, voll von Verzweiflung, rächte ſich an der Bibliothek, welche 400 000 Bände zählte, und verbrannte ſie, zerbrach ſein Schwert, weil weder Philoſophie noch Kriegskunſt irgend einen Werth hatten, und auf einem weißen Pferde reitend, eilte er zum Stadtthore hinaus. Sobald der Wei-Prinz ihn anſichtig geworden war, hieß er ſeine Trabanten ihn tödten (554) und überließ die Stadt der Plünderung.

Es entſtand nun ein Streit über die Thronfolge unter den Generalen, der endlich zu Gunſten des Kingti entſchieden wurde. Dieſer war noch ein ſehr unerfahrner Jüngling und hatte erſt die Regierungsgeſchäfte zu erlernen. Seine Stütze war der General Tſchinpaſien, durch deſſen Entſchloſſenheit er das Scepter erhalten hatte. Allein andere Fürſten waren äußerſt unzufrieden, daß ſie nicht vorgezogen wurden; ſie zogen nun das Schwert, um ſich mit Gewalt den Weg zum Throne zu bahnen. Gegen einen ſolchen erfahrnen General, der ſchon im Süden die größten Siege über die Barbaren erfochten hatte, konnten die kriegführenden Verwandten ſehr wenig ausrichten; ihr Heer wurde in einer entſcheidenden Schlacht beinahe vernichtet. Nicht viel beſſeres Glück hatte ein zweiter Empörer, deſſen ſehr wohl ausgeſtattete Armee auch nichts vermochte. Kingti hätte nun wohl ruhig regieren können, allein ſein Diener Tſchinpaſien war zu lüſtern nach dem Beſitze der höchſten Macht, daß er ſo etwas hätte erlauben können. Daher ruhte er weder Tag noch Nacht, bis er die Abdankungs-Urkunde von Kingti erhalten hatte, ließ dann (557) den Monarchen auf die höflichſte Weiſe in ein anderes Harem führen, und ergriff ſelbſt das Steuerruder unter dem Namen Kaotſu, ſeiner Dynaſtie den Namen Tſchin gebend.

Gleichzeitig mit dieſem Ereigniſſe war der Uebergang von einer Herrſcherfamilie zur andern im Wei-Staate. Dort regierte ein tüchtiger Miniſter, der gerne die alten Sitten China's zurückzubringen wünſchte und zu dieſem Zwecke ſeinen Sohn zum Prinzen von Tſchén ernannt hatte, damit der Name auch das Weſen jenes Zeitalters herbeiführen möchte. Bald darauf ſtürzte dieſer Jüngling ſeinen Oberherrn ohne Aufſehen vom Throne, und keiner der Officiere wagte es den geringſten Widerſtand zu leiſten, oder das Haus, welches 149 Jahre das Steuerruder geführt hatte, zu unterſtützen. Allein das Land gewann bei dieſer Umwälzung.

Die Regierung der Liang-Fürſten war zu kurz, um einen bleibenden Eindruck zurückzulaſſen. Die lange Verwaltung des Wuti erfreute ſich des glücklichſten Erfolges; wie ſehr auch nachher die Länder am Jangtſe mitgenommen wurden, ſo war dennoch der ſüdliche Theil des Reiches ziemlich von allen Stürmen frei, und der Ackerbauer lebte friedlich und glücklich in ſeiner Hütte.

Dieß iſt der Zeitpunkt, wo der Buddhaismus eine entſcheidende Ueberlegenheit als Volks-Religion erhielt. Es war nicht bloß das Beiſpiel des Wuti, ſondern auch die Vorliebe der Wei-Fürſten, was dazu ſehr viel beitrng. Dieſe hatten ſelbſt eine Conferenz zwiſchen den Bonzen und rationaliſtiſchen Prieſtern veranſtaltet, in welcher die letzteren den Kürzern zogen und aus dem Lande verwieſen wurden. Die Tempel des Schamanismus wurden daher immer mehr vervielfältigt, und die Bettelmönche durchzogen das Land in Schwärmen. Es war auch um dieſe Zeit daß das Chriſtenthum durch die vertriebenen und verfolgten Neſtorianer zuerſt ſich den Gränzen China's näherte. Jedoch das göttliche Licht war durch abergläubiſche Gebräuche ſehr getrübt, und die Geſchichte macht keine Erwähnung von der Ausbreitung der reinen Lehre. — Wie wunderbar ſind die Schickungen des Allerhöchſten, daß nicht damals die Kraft des ſeligmachenden Glaubens den Herzen der Chineſen offenbar und dem Götzendienſt für immer ein Ende gemacht wurde!

Es war in dieſer Periode, daß man zuerſt den Namen Türken vernahm. Ein kleines Volk an den weſtlichen Gränzen China's, welches ſich vorzüglich mit Eiſenarbeiten beſchäftigte, wurde von den chineſiſchen Kaiſern unbeachtet gelaſſen, wuchs aber in der Stille zu rieſenhafter Größe, erfüllte ſeine höchſten Beſtimmungen in der Folge, und hatte einen viel bleibenderen Einfluß auf den politiſchen Zuſtand von Europa, als die zahlreichſten Streifereien des Hunnenvolkes.

Alte Geſchichte.

VIII. Abſchnitt.

Die Tſchin-Dynaſtie.

(556 — 588 n. Ch.)

Kaotſu war der beſte Feldherr ſeiner Zeit, und hatte ſich als ſolcher in allen Schlachten bewährt. Gleich Suwaroff zeigte er rauhe Sitten; er war mäßig in ſeinen Speiſen, ein Feind

aller Bequemlichkeiten und des Luxus, arbeitſam und entſchieden in ſeinen Handlungen; ihm gebührte ein Thron, allein der Raub war eines ſolchen Talentes unwürdig. Er hatte nur nach dem Glück, Alleinherrſcher zu ſeyn, geſtrebt; doch die Sorge der Regierung und der Kampf zur Befeſtigung ſeiner Macht hatten ſich, vor ſeiner Erhebung, ſeinem Gemüthe nie aufgedrungen. Bald aber fühlte er das Unangenehme ſeiner Lage; denn ein Liang-Prinz, vom Tſi-Fürſten mit einer ſehr ſtarken Armee unterſtützt, griff ihn muthig an, ſo daß die wenigen Jahre ſeiner Regierung in heftigem Kampf verſtrichen. Kaotſu beging die Schandthat, dem gefangenen Kaiſer Kingti das Leben zu nehmen, denn ſonſt glaubte er ſich nicht im Beſitze der höchſten Macht ſicher. So war ſeine Stellung, wohin er durch Verbrechen gekommen war, durchaus nicht beneidenswerth, und alle ſeine guten Eigenſchaften wurden während der Anſtrengungen zur Selbſterhaltung verwiſcht. Getrübt und entmuthigt ſank er aufs Sterbebett hin, und die Erinnerung des Vergangenen erfüllte ihn nur mit Gewiſſensbiſſen. Als er ſtarb (559), war er ſeinem ſechzigſten Jahre nahe, und nur zwei Jahre hatte er als Kaiſer gelebt. Sein Neffe, der von ihm zum Nachfolger beſtimmt war, lehnte die Ehre hartnäckig ab, wurde aber hernach von den Großen gezwungen die Kaiſerwürde anzunehmen. Wie wenige Menſchen findet man in der Geſchichte, welche wie er, von allem Ehrgeize befreit waren.

Wenti, dieß war ſein Name, mußte natürlich die Kriege ſeines Vetters fortſetzen. Er war dem Blutvergießen ſehr entgegen, und durchaus kein General. Aber dafür hatte er ſehr gewandte Befehlshaber im Felde. Die Tſi-Truppen, welche noch auf chineſiſchem Boden ſtanden, auf Booten in den Jangtſe gelockt, lieferten ein Seetreffen, in welchem ſie gänzlich überwunden wurden und in der größten Beſtürzung nach allen Richtungen hin entflohen. Das Heer war nun aufgelöst und der Friede kam von ſelbſt. — Im Tſi-Reiche war der Gründer des neuen Herrſcherhauſes in die entehrendſten Ausſchweifungen gefallen, und zu einem elenden Trunkenbolde ausgeartet. Wenn er vom Weine voll war, ſah man ihn auf den Straßen herumrennen und die ſchlechteſten Häuſer beſuchen, wo er ſich allerhand Gewaltthätigkeiten erlaubte. Im Rauſche pflegte er Menſchen aufs Gerathewohl zu tödten, und einmal unterſchrieb er ſelbſt das

Todesurtheil ſeines getreueſten und talentvollſten Miniſters. Nachdem er nüchtern geworden war, reuete ihn die befohlene Mordthat, ſie war aber zu ſeinem großen Entſetzen ſchon ausgeführt, und zur Sühne veranſtaltete er ein herrliches Leichenbegängniß. Bei dieſem erblickte er die von Gram erſchöpfte Wittwe und fragte ſie, ob ſie ſich nicht tief über den Tod des Gatten betrübe. Da ſagte die Trauernde ſchluchzend, daß ihr der Verluſt unerſetzlich ſey, und der Fürſt erwiederte, ſo gehe denn hin nach der andern Welt, um dich mit dem Gatten zu vereinigen, und mit dieſen Worten ſpaltete er ihr den Kopf. — Das Ungeheuer lebte jedoch nicht lange, und ſo konnte das Tſi-Land wieder athmen.

Allein es gab dort Streitigkeiten über die Thronfolger; um ſich der läſtigen Anſprüche der rechtmäßigen Prinzen zu entledigen, tödtete der regierende Herzog den noch lebenden Sprößling, und dieß Verfahren rechtfertigte er durch einen Ring, welchen er um die Sonne geſehen hatte, und der, wie er meinte, auf eine große Umwälzung hindeute, und daher müſſe man ſolchen Zeichen zuvorkommen.

Der friedliebende Wenti, welcher mit ſeinen Nachbarn Friede gemacht hatte und ſich nun der Segnungen der Ruhe im voraus erfreute, war ſehr betrübt, einen ſeiner eigenen Unterthanen ſich empören zu ſehen. Man hatte nie kräftige Maßregeln von dieſem ſtillen Monarchen erwartet; darin aber betrog man ſich, denn ſobald es das Reich galt, war Niemand mehr unternehmend und ausdauernd. Tag und Nacht mit der Regierung beſchäftigt, lebte Wenti ganz dem Wohle des Volkes, und daher gelang es ihm auch ſeine Feinde bald zu beſiegen. Allein es war dem ſparſamen vortrefflichen Weiſen nicht vergönnt die Früchte ſeiner Regierung zu genießen, denn der Tod riß ihn von einem ſehr thatenreichen Leben hinweg (566). Die Trauer um einen ſo vortrefflichen Mann war allgemein und aufrichtig.

Fiti, ſein Nachfolger, war noch ein Kind, als er zum Throne kam; die Miniſter aber, welche der beſorgte Vater ihm an die Seite geſtellt hatte, waren ehrenfeſte Männer, die ſehr viel für das Reich zu thun bereit waren. Auf ſie ſich ſtützend, gingen die Angelegenheiten der Regierung einen ſehr guten Gang, und ein Liang-Fürſt, welcher ſich wider die Krone erheben wollte, wurde bald geſchlagen. Der Bruder des Kaiſers jedoch, ein ſehr ſchlauer

einnehmender Mann, fand bald Gelegenheit (568) ſich der Verwaltung zu bemächtigen, die andern Miniſter durch Verſprechungen zu täuſchen und die Mutter zur Entthronung ihres jungen Kindes zu bewegen. Man kennt ihn als Siuenti in der Geſchichte.

Ernſtlich bemüht, Thaten ſeiner würdig zu vollführen, rief er den Reichsrath zuſammen, um ſich über den Krieg gegen Tſi zu erklären; denn der Empörung hatte man durch die ſchärfſten Maßregeln ein Ende gemacht. In jenem Lande war ein ſehr mächtiger Miniſter am Staatsruder, der ſeine Schweſter mit dem Fürſten verheirathet hatte, und durch das zärtliche Band der Liebe umſchlungen, den Monarchen ganz in ſeiner Macht glaubte. Daher handelte er willkürlich, und wollte nicht einmal erlauben daß der Prinz eine Stelle ſelbſt weggeben ſollte. Bald aber verlor der Letztere ſeine Neigung für die Schöne und befahl einem ſeiner Generale den Bruder, deſſen Zwang er nicht länger ertragen konnte, todtzuſchlagen; ſodann befreite er ſich auch von der Gefährtin ſeines Lebens. Von dem Anrücken des chineſiſchen Heeres benachrichtigt, zog er ſelbſt ins Feld. Die feindlichen Feldherren jedoch waren ſo tüchtige Officiere, daß er die Schlachten verlor und die Feſtungen in ihre Hände fallen ſah. Man hatte nun geglaubt, daß dieß ſiegreiche Heer ſich ſchnell des Landes bemächtigen und mit kräftiger Hand das Verlorne wieder erobern werde. Darin fand er ſich aber getäuſcht; denn Siuan hielt in ſeiner ſiegreichen Laufbahn an, ohne daß man je die Urſache davon ausfindig machen konnte. In dieſem Kriege wurde einer der berühmteſten und tugendhafteſten Kriegsoberſten in einer Feſtung gefangen genommen. Das Volk, welches ſo viele Proben ſeines Edelmuthes geſehen hatte, wollte es durchaus nicht zugeben daß ein ſo vortrefflicher Mann in Banden fortgeführt würde; darüber wurde der Sieger ſo aufgebracht, daß er ihn augenblicklich des Lebens beraubte. Ritterliche Ehre und Treue waren damals in China ganz unbekannte Sachen.

Im Tſchéu-Fürſtenthume, wo man ſchon Verbindungen mit den Türken angeknüpft hatte, und ernſtlich dahin arbeitete den Geiſt der tatariſchen Vorfahren zu unterdrücken und ſich ganz nach dem Beiſpiele der chineſiſchen Vorwelt zu formen, war der Oheim des regierenden Fürſten im Beſitze aller Macht. Die verwittwete Kaiſerin dagegen, dem Trunke ergeben, kümmerte ſich wenig um

die Staatsverwaltung. Eines Tages wurde der Miniſter ins Cabinet gerufen, der Fürſt ſprach freundlich mit ihm, und nach Gewohnheit ſtand er auf, als jener das Zimmer verlaſſen wollte. Da bekam der Ingrimm in ihm die Oberhand, und der Prinz warf eine Handvoll koſtbarer Steine nach ſeinem Kopfe, während die Trabanten auf ſeinen wohl verſtandenen Wink ſogleich über den Staatsmann herfielen und ihn ermordeten. Nun fing der Tſchéu-Herzog ſelbſt zu regieren an. Gerade als der Tſi-Staat wieder Frieden mit China gemacht hatte, gab ſich ſein Herzog allen Ausſchweifungen hin und erbaute die herrlichſten Parke, um ein recht vergnügtes Leben zu führen. Von den vorzüglichſten Schönen umgeben, jagte er wilde Thiere und ergötzte ſich mit den Weibern, während er in den herrlichſten Naturſcenen den Sommer verlebte. Nun glaubte der Tſchéu-Prinz, daß es die gelegene Zeit ſey, einen vortheilhaften Angriff auf jenes Reich zu machen, nnd da ſein Geſandter am Tſi-Hofe angehalten wurde, ſchloß er, daß die ganze Maſchinerie der Regierung, welche das Völkerrecht unbeachtet ließ, im jämmerlichſten Zuſtande ſeyn müßte. Mit Blitzesſchnelle ſtand er daher mit einem großen Heere im Tſi-Lande, und ſchon belagerten ſeine Soldaten eine ſtarke Feſtung, da kam ein Bote, welcher dem Tſi-Fürſten die dringende Gefahr verkündigte; allein dieſer konnte ihm kein Gehör geben, er widmete den liſpelnden Schmeichelreden der Kebsweiber ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Dann kam ein anderer Diener an und verkündigte in noch ſtärkern Ausdrücken die Ankunft des Feindes. Aber eine der Geliebten, welche den Fürſten wanken ſah, nahte ſich raſch, und bittend ſagte ſie: Theurer, laß uns noch zwei Tage hier auf die Jagd gehen, und dann wird es noch Zeit genug ſeyn die Tſchéu-Krieger zurückzuſchlagen. Auch in dieſen Wunſch willigte der Fürſt ein. Nachdem die Feinde ſchon die größten Vortheile erworben hatten, entwand er ſich endlich den Armen der weinenden Frauen und legte den Harniſch an. Allein es war ſchon zu ſpät. Der Tſchéu-Fürſt war vorgerückt, hatte Feſtungen erſtürmt, Schlachten gewonnen, und in ſehr kurzer Zeit waren ihm nicht weniger als 50 der größten Städte, 162 mittlere, und 380 ganz kleine, ſein eigenes Land mit eingerechnet, unterworfen. Der Tſi-Prinz wollte fliehen; allein als er ſchnell davon eilte, folgten ihm die feindlichen Reiter

auf den Ferſen und nahmen ihn mit ſeinem ganzen Gefolge gefangen. Der Gegner aber bewies ſich äußerſt gnädig. Als er in die Reſidenz einzog, kam ihm der Profeſſor der alten Literatur mit ſeinen Studenten entgegen; denn der Tſchéu-Prinz hatte alle Ketzereien verboten und den Claſſikern ihren vollwichtigen Werth gegeben. Er empfing die Gelehrten ſehr leutſelig, nahm ſie in ſeinen Schutz und, obgleich Sieger, bewies er ſich als Landesvater. Nur einem Officier wollte er nicht das Leben ſchenken; denn dieſer hatte, als er ſich flüchtete, anſtatt ſeiner Mutter, eine Concubine mit ſich genommen, und ſowohl gegen ſeinen Herrn als auch wider ihn ſelbſt ſehr treulos gehandelt; darum mußte er die Schuld mit ſeinem Blute bezahlen.

Nun aber bedrohte Siuen den Sieger, und ſein tapferſter und erfahrenſter Befehlshaber rückte vor, um ihm die Lorbeeren zu rauben. Beide Heere ſtanden einander gegenüber, doch keines wollte den erſten Schlag thun. Allein endlich ermuthigten ſich die Chineſen; das Treffen begann, ſie verloren es, und der General, voller Verzweiflung, erhenkte ſich. Da war nun die Hoffnung des Siuen ſo ganz zu Boden geſchlagen; der Tſchéu-Prinz ſtand auf dem Gipfel ſeines Glückes, und im Geiſte umfaßte er ganz China als ſein Eigenthum, als die eiskalte Hand des Todes ihn erfaßte. Sein letzter Gedanke war ein Feldzug wider die Türken. — Sein Sohn war ein Jüngling ganz anderer Art. Er hatte kaum dem Vater die Augen zugedrückt, als er mit wollüſtiger Begierde in das Harem lief, dort lüſtern die Weiber beſchaute und mit ihnen Scherz trieb. Anſtatt ſelbſt das Leichenbegängniß zu beſtellen, überließ er dieß einem Günſtling — das größte Verbrechen, welches man in China gegen ſeine Eltern begehen kann. — Nun wurde ihm die Zeit der Trauer zu lang; daher warf er die weißen Kleider ab, und erhob ein junges Weib zur Kaiſerin, deren Vater, Jangkien, er die ganze Regierung anvertraute. Sein Oheim, welcher ihn erzogen hatte, trat hinzu und wünſchte ihn zu ermahnen; allein der junge Regent erwiederte: „ich muß dir zeigen, welchen Erfolg dein Unterricht auf mich gehabt hat“, und ließ ihn erdroſſeln. Nicht lange nachher kehrte der Sieger vieler Schlachten, dem das Tſchéu-Haus ſeinen Ruhm verdankte, nach Hofe zurück. Da fragte ihn der Wütherich: habe ich nicht recht gehandelt, meinen Oheim zu ermorden? der Feld-

herr wollte ſeine guten Eigenſchaften rühmen und wurde gleichfalls erdroſſelt. Ein anderer Verwandter hatte dasſelbe Schickſal. Des Mordens müde, begab ſich dieſer gottloſe Herzog in einen Tempel und ſtellte ſich dort als einen Götzen auf, legte ſeinen Weibern himmliſche Namen bei und ließ ſich ſelbſt beſtändig Weihrauch räuchern. Während dieſer Zeit war Jangkien, ſein Miniſter, bemüht, das Land in gehöriger Ordnung zu erhalten; da er Weisheit und große Vaterlandsliebe an den Tag legte, erwarb er ſich hohen Ruhm und bedeutenden Einfluß. Dieß konnte der eitle Fürſt nicht ertragen; er verließ daher die Götzen, ſeine täglichen Geſellſchafter, berief den Rath, und hatte ſchon den Tod des Staatsmannes beſchloſſen. Als er aber in den Saal der Miniſter trat, rührte ihn der Schlag; er konnte nicht ein einziges Wort hervorbringen, und ſtarb ſchon des folgenden Tages. Eine Regentſchaft, im Namen eines Säuglings, wurde nun unter der Schweſter des Jangkien errichtet und die Prinzen des Geblütes aus den Provinzen nach Hofe berufen, damit ſie nicht Unruhen im Lande ſtiften möchten. Als ſie alle dort verſammelt waren, gaben ſie ein großes Gaſtmahl, wozu ſie auch Jangkien einluden. Man trank ſehr viel; der Begleiter des Miniſters ſah einen Dolch unter dem Tiſche blinzen und gab ſeinem Herrn ſogleich davon Nachricht. Dieſer erhob ſich von der Tafel und eilte der Thüre zu, wo ihn zwei der Prinzen anhielten, um ihn zu ermorden. Da ſtellte ſich kühn ſein Diener ihnen entgegen und focht mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß der Reichsverweſer entſchlüpfen konnte. Den Prinzen wurde ſehr bald der Proceß gemacht, und ſie wurden enthauptet. Gleiche Todesſtrafen wurden nachher auch über die unſchuldigen Glieder des Tſchéu-Hauſes ausgeſprochen. Nun ſetzte ſich Jangkien als Fürſt von Sui ſelbſt die Krone auf. Seine erſte Sorge war, ein neues Geſetzbuch mit großer Sorgfalt zu verfaſſen, die Wunden, welche ein langer Krieg dem Lande geſchlagen hatte, zu heilen, und der ganzen Verwaltung wieder neue Kraft zu geben. Zu ſolchen Unternehmungen war ſein Geiſt ſehr geſchickt, denn obgleich er nicht ein Gelehrter war, ſo beſaß er dennoch große natürliche Anlagen, und war zum Regieren geboren. Ungeachtet von Natur zum Jähzorn geneigt, überwand er ſich ſelbſt meiſterhaft. Als er eines Tages einen Officier zum Tode ver-

urtheilt hatte, bat ihn ſein vorzüglichſter Miniſter und Vertrauter aufs innigſte, ihn, da er unſchuldig war, freizuſprechen. Der Fürſt aufs höchſte über ein ſolches Anliegen empört, ließ den Verurtheilten vor ſich kommen, zog dann ſeinen Degen und wollte ihn augenblicklich niederhauen. Der Miniſter aber widerſetzte ſich, trat zwiſchen Beide, ergriff das Kleid des Monarchen und hielt ihn feſt. Dieſer, erſtaunt über die Dreiſtigkeit, ging in ſich, dämpfte die Gluth ſeiner Rache, dankte dem Verwegenen, vergab dem Verurtheilten und machte die That mit großen Lobeserhebungen dem Hofe bekannt.

Unterdeſſen hatte Siuenti ruhig fortregiert, die Einwohner im Beſitze ihres Eigenthums gelaſſen und, anſtatt nach ſeinen frühern Entſchlüſſen ein thatenreiches Leben zu führen, ſeiner eigenen Muße gehuldigt und dem Getümmel der Welt ganz entſagt. Als ſein Ende nahte, ſtand der Thronerbe mit ſeinem Bruder troſtlos am Bette des ſterbenden Vaters, und nachdem er ſeine Seele ausgehaucht (582), warf er ſich, von heftigem Schmerze erſchüttert, ſchluchzend auf den geliebten Leichnam hin. Dieſen Augenblick benutzte der abſcheuliche Bruder, um ihm eine Wunde mit einem Meſſer beizubringen, und als die Kaiſerin zu Hülfe eilte, gab er auch ihr einen Stich. Dann lief er aus dem Palaſt, mit der Hoffnung, daß eine Menge liederlichen Geſindels ihm folgen würde; da er ſich aber von Allen verlaſſen fand und die Wache ankam um ihn zu ergreifen, vertheidigte er ſich wüthend, bis ihn einer der Soldaten niederſtieß. Wäre er Kaiſer geworden, welch ein Ungeheuer würde über China regiert haben!

Der Herzog von Sui ſah ſich nun in einen ſehr blutigen Krieg mit den Türken und andern tatariſchen Stämmen verwickelt. Allein er handelte mit Klugheit und Mäßigung, und nachdem er einſah daß es ganz fruchtlos ſey mit den Kindern der Wüſte zu ſtreiten, nahm er mit deſto größerer Zufriedenheit ihre ſcheinbare, durch Geſchenke erkaufte Ergebung an. Er that viel, um den Ueberſchwemmungen des gelben Fluſſes Gränzen zu ſetzen, legte viele Feſtungen an, um den Nomaden Einhalt zu thun, ſammelte Bücher, um die Wiſſenſchaften vom Verfall zu retten, und verlegte endlich ſeine Hauptſtadt nach einem andern Orte.

Der junge Kaiſer von China, Héutſchu, war, ſobald er zum Throne gekommen war, von der Liebe zu Vergnügungen

ergriffen worden. Anſtatt ſich deßhalb mit den ſchwierigen Regierungsgeſchäften abzugeben und jeden Tag am Pulte zu ſitzen, nahm er das Geld welches ſein Vater erſpart hatte, und errichtete drei herrliche Thürme mit vorzüglichen Luſtgärten. In dem einen wohnte er ſelbſt, im zweiten ſeine Weiber, und im dritten die Großen und Spielgeſellen. Jeder Tag war dort ein Feſt; man ſchwelgte und ergötzte ſich, ſuchte himmliſche Seligkeit hier auf Erden und vergaß jeder Pflicht und Obliegenheit. Nur ein tüchtiger Staatsmann wagte es, Gegenvorſtellungen zu machen; der junge Regent hörte ſie zwar an, verbot ihm aber, dergleichen Papiere wieder zu verfertigen. Da er ſeine Grundſätze nicht verläugnen wollte, wurde er wegen ſeiner Dreiſtigkeit zum Tode verurtheilt.

Der Sui-Prinz hörte von dieſem elenden Treiben, aber er wollte ſich die Schwäche der Regierung nicht zu nutze machen, weil das Buch des Ritus verbot, einen Prinzen, der in Trauer war, anzugreifen. Unglücklicherweiſe ging ein Sprößling der Liang-Familie, welcher im Sui-Lande eine Herrſchaft beſaß, aus Furcht vor dem Tode zu Héutſchu über; da er dort Schutz fand, beſchloß Jangkien, China ſogleich mit einem rüſtigen Heere anzugreifen. Der Kaiſer kümmerte ſich ſehr wenig darum; ſelbſt als verſchiedene Provinzen ſich ohne Schwertſchlag unterwarfen, erwachte er nicht aus ſeinem Schlummer. Die Umarmung ſeiner ſchönen Kebsweiber, der fortwährende Rauſch, die täglichen Genüſſe ohne Sorge und Mühe, waren ihm viel angenehmer als die Anſtrengung ſich im Beſitz des Landes zu erhalten. Mit großer Leichtigkeit erreichte daher das Heer des Sui die Hauptſtadt. Da der Kaiſer hörte daß die feindlichen Soldaten ſchon vor den Thoren wären, berathſchlagte er ſich, was nun zu thun ſey und wollte ſich ſchleunigſt auf die Flucht begeben; allein wohin konnte er fliehen? da rieth ihm ſein getreuer Miniſter, im prächtigen Ornate, mit aller Würde des größten Fürſten, den Gegner im Palaſte zu erwarten. Hiezu war er jedoch zu furchtſam. Mit ſechs ſeiner Weiber und dem Kronprinzen ſtürzte er daher ſchnell nach dem Hofe und ließ ſich mit ihnen in einen waſſerleeren Brunnen hinunter. Da drangen die fremden Söldner ein und warfen zum bloßen Vergnügen Steine in den Behälter. Da ſie ein Geſchrei von unten vernahmen,

ließen ſie ſogleich ein Seil hinab und hielten zwei der Prinzeſſinnen auf, die auch ſogleich den Schlupfwinkel des Héutſchu verriethen. Als er vor dem Eroberer der Reſidenz erſchien, behandelte ihn dieſer mit Ehrerbietung und ſandte den ganzen Hof nach der frühern nördlichen Hauptſtadt des Reiches. So hörte auch die Tſchin-Dynaſtie auf; denn die wenigen Generale, welche noch für ihren Fürſten fochten, wollten nicht länger eines Schwächlings wegen ihr Blut verſpritzen. Der Herzog von Sui, den wir in der Folge unter dem Namen Kaotſu werden kennen lernen, war nun Herr des ganzen Reiches, welches Jahrhunderte lang getheilt geweſen war, und China ſtand in ſeiner ganzen Größe unter einem entſchloſſenen und tüchtigen Kaiſer da.

Die Tſchin-Prinzen thaten nichts für das Volk ſelbſt; allein die Ruhe, welche herrſchte, erlaubte dem gemeinen Manne ungeſtört ſein Brod zu erwerben. Wegen der ſo häufigen Umwälzungen war der Dienſt der Civilbeamten ſehr in Stockung gerathen, und in den meiſten Gegenden hatte ſich eine unabhängige erbliche Magiſtratur gebildet, welche trotz der Erſchütterungen das Land aufrecht erhielt. Hätten die Hiſtoriker ſich Mühe gegeben, mehr über die Sitten, den Wohlſtand, das Thun und Treiben des Volkes zu ſchreiben, ſo würde man ſich viel beſſer jene Zeiten haben vorſtellen können, allein die Ränke, das Elend, oder die Ueppigkeit eines Hofes gaben durchaus kein treffendes Denkbild von dem Zuſtande der Nation im allgemeinen. Doch wir können das Unterlaſſene nicht ergänzen, daher müſſen wir uns mit dem oben Beſchriebenen zufrieden geben.

In Europa war während dieſer Zeit die Wuth der Völkerwanderung vorübergegangen. Die verſchiedenen Stämme fanden es vortheilhafter, in den neu erworbenen Ländern Ordnung und Zucht einigermaßen einzuführen; die Grundlage zu den Reichen unſerer Zeit wurde ſchon damals gelegt. Allein das göttliche Licht, durch das Chriſtenthum verbreitet, fing wieder an dunkel zu werden. Aberglauben, Ketzerſucht und Ketzerei, die Form für das Weſen zu nehmen, ſowie der Hang zur Abgötterei fügten der Kirche des Herrn unendlichen Schaden zu *).

*) Die geſchichtlichen Romane, welche über dieſe Zeit Aufſchluß geben, ſind vortrefflich. Die Jitſchi liefert gute Beiträge, die Tſiſchi jedoch iſt äußerſt langweilig.

Alte Geſchichte.

IX. Abſchnitt.

Die Sui-Dynaſtie.

(588 — 618 n. Ch.)

Im Beſitz des Thrones ward Jangkien ſehr ſtolz auf ſeine Ehre; wie ſehr er ſeinen früheren geringen Stand verachtete, bewies er dadurch daß er ſich von ſeiner Gattin, einer türkiſchen Prinzeſſin, ſchied. Dieß hochmüthige Weib war keineswegs mit ſolcher Entwürdigung zufrieden; ſie beklagte ſich ſchriftlich über ihren Gemahl in den bitterſten Ausdrücken und erregte dadurch ſeinen Zorn aufs höchſte. Nachdem ſie ſich nach ihrem Vaterlande zurückbegeben hatte, hielt einer der Häupter ihrer Nation beim Kaiſer um eine Prinzeſſin zur Frau an; dieſes Geſuch wurde ihm unter der Bedingung gewährt, daß er die geſchiedene Gemahlin tödtete; ein Verſprechen, das er ſogleich erfüllte, und dadurch ſeinen Preis, die chineſiſche Schöne, davon trug.

Kaotſu wollte ganz im chineſiſchen Sinne regieren; daher opferte er dem höchſten Weſen auf einem Berge, und veranſtaltete den prächtigſten Ehrendienſt in den Hallen der vorhergehenden Dynaſtien, welche man ſeit einigen Zeitaltern ganz vernachläſſigt hatte. Um gerecht zu erſcheinen, beſtrafte er die Mandarinen, welche entweder Unterſchleife gemacht hatten, oder ſich Erpreſſungen zu Schulden kommen ließen; er ließ ſie oft in ſeiner Gegenwart zu Tode prügeln. Er beförderte die Sternkunde, nahm tüchtige Aſtronomen in ſeinen Dienſt, und verbeſſerte den Kalender. Auch den Geſetzen gab er eine andere Richtung; als er aber gewiſſe Regeln in allen Häuſern ſeiner Unterthanen einführen wollte, die mit den alten Gebräuchen ſich durchaus nicht vertrugen, entſtand eine große Empörung, welche Tauſenden das Leben koſtete.

Kaotſu wollte es nicht zugeben daß der König von Korea ihm die gewöhnliche Huldbezeigungen verſagte; daher drohte er ſehr ernſtlich, ſogleich über ihn herzufallen; worauf der Fürſt ſich dazu bequemte. Ungeachtet der Verbindung durch Heirath ge-

rieth der Kaiſer auch mit den Türken in den heftigſten Kampf, der ihm leicht ſehr theuer zu ſtehen gekommen wäre, wenn dieſe Nomaden mehr Einigkeit untereinander gehabt hätten.

Am Hofe fehlte es leider nicht an Ränken, die dem alten Kaiſer das Leben erſchwerten. Er ſah ſich genöthigt ſeinen Thronfolger, einen ſehr klugen und aufrichtigen Prinzen, zum Beſten ſeines Bruders von der Erbfolge zu entfernen, weil er ſich über die kalte Behandlung ſeiner Eltern etwas frei ausgedrückt hatte und überdieß von Spionen umringt war, welche ſeine Handlungen ins ſchwärzeſte Licht ſetzten. Kaum war der andere Bruder zum Kronprinzen ernannt, als der alte Kaiſer aufs Siechbett danieder fiel und der ehrgierige Sohn ſchon im voraus in einem Schreiben über alle Sachen Beſcheid ertheilte. Dieſes Papier kam dem Kaiſer in die Hände, und vom Zorn ergriffen über das fühlloſe Betragen, widerrief er ſeinen früheren Beſchluß und ließ ſeinen ältern Sohn rufen. Allein ſchon am folgenden Morgen ſtarb er (604), und der Prinz, welcher von ſeinem Vorhaben Kunde erhalten hatte, ließ den Bruder erdroſſeln und regierte dann unter dem Namen Jangti.

Kaotſu iſt einer der vorzüglichſten Kaiſer, die China je gehabt hat. Er war mäßig und ſparſam gegen ſeine eigene Perſon, allein äußerſt freigiebig gegen ſeine Officiere und die verdienſtvollen Männer. Die Staatsverwaltung beſorgte er allein; immer thätig, immer fröhlich und guten Muthes; aber wenn einmal ſeine Begierden die Oberhand erhielten, war er einer der unbändigſten Männer, die man nur irgendwo ſehen konnte. Er liebte das Volk herzlich und ſchien nur für das Wohl Anderer zu leben.

Jangti ſah mit dem höchſten Vergnügen daß ſein Vater ſo viel Geld für ihn erſpart hatte; der erſte Entwurf der ſeine Gedanken beſchäftigte, war, dieß Geld zu verſchwenden. Zu dieſem Ende verlegte er wieder die Hauptſtadt nach Lojang im Norden, und fing an die herrlichſten Prachtgebäude aufzuführen, die je von chineſiſcher Hand errichtet worden ſind. Nichts war ſo koſtbar, daß es nicht herbeigeſchafft werden mußte, wie groß auch die dazu erforderlichen Summen geweſen ſeyn mochten. Die reichſten Kaufleute wurden genöthigt, ihre Wohnung in der neuen Reſidenz aufzuſchlagen und ſchöne Häuſer zu bauen. Das Luſthaus welches der Kaiſer in der Umgegend der Stadt anlegte,

übertraf aber bei weitem die Paläſte an Glanz und Schönheit. Dort waren 10,000 Zimmer den Frauen zur Wohnung angewieſen, und die entzückenden Luſtgärten hatten etwa 12 Meilen im Umfange. Aber auch zur Erleichterung des Handels gab der Kaiſer bedeutende Summen her, und noch beſtehen die Canäle welche er anlegte um den Verkehr zu beſchleunigen. — Wenn Jangti ſpazierenging, ſo wurde er von etwa tauſend berittenen Damen, ſeiner Leibgarde, begleitet, die auf Inſtrumenten ſpielten und durch ihre Geſänge das Lob des Oberherrn verkündeten. Allein ſeine Waſſerfahrten waren noch viel prächtiger. Er ſelbſt ſaß in einem ungeheuer großen Boote, aufs herrlichſte ausgeſchmückt, während die Kaiſerin ein Fahrzeug hatte, ſchöner als das der Kleopatra. Der Zug dehnte ſich über eine Meile aus, und die Begleiter bis zum geringſten Soldaten trugen die ausgezeichnetſten Uniformen, auf denen Drachen geſtickt waren. — Wohin der Kaiſer ſich auch nur begab, wünſchte er Denkmale ſeiner Prachtliebe zu hinterlaſſen; lange Mauern, ſchöne Städte, große Flußverbindungen verkündigten ſeine Beſuche den Nachkommen.

Um dieſe Zeit entſtand ein Krieg mit Birma. Die Chineſen erfochten einen glänzenden Sieg und eroberten die Hauptſtadt, von wo ſie acht goldene große Götzen als Beute zurückbrachten. Der König, welcher den Feinden mit Elephanten entgegengezogen war, und durch das Scheuwerden der Thiere, die ſein Heer zertraten, das Treffen verlor, entfloh aufs Meer, ſo daß der Sieger ſeiner nicht mächtig werden konnte. Sein Unglück nöthigte ein anderes Königspaar der Barbaren, den Jangti um Gnade anzuflehen. Dieſer, über ſolche Ehre hoch erfreut, empfing die Flehenden mit kaiſerlicher Pracht und entließ ſie mit den reichſten Geſchenken. Einer ſeiner Diener, welcher auf einer Geſandtſchaft nach der Tatarei ſich begeben hatte, war ein unternehmender Mann; er beſchäftigte ſich mit der Entdeckung von Ländern, die bei den Chineſen ſchon lange in Vergeſſenheit gekommen waren. Bei ſeiner Rückkehr gab er ſeinem ruhmliebenden Oberherrn die Karte der Länder, welche ſich bis zum kaspiſchen See ausdehnten und die er ſelbſt verfaßt hatte. Da erinnerte ſich Jangti, daß dieſe Reiche einſt der Han-Dynaſtie unterworfen geweſen waren, und ſollten ſie nun nicht ihn als Schutzherrn erkennen? Damit ſeine Großmuth bekannt würde, ſandte er ſogleich

Geld in Menge, um die Häupter der Eingebornen ſich feſt zu verbinden. Dagegen zwang er einen benachbarten Fürſten durch Waffen, ihn als Lehnsherrn anzuerkennen. — Wahrſcheinlich hatten damals ſchon die Liéukiéu-Inſulaner einigen Verkehr mit China. Allein da ſie noch nicht Unterthanen des Reiches waren, ſchickte der ruhmſüchtige Jangti eine Flotte dahin, um ſie mit Gewalt zu unterwerfen, was auch ſehr wohl gelang, weil die Einwohner friedliebend und ohne kriegeriſches Talent ſind. Beinahe um dieſelbe Zeit erſchien ein Geſandter von einem ſehr fernen Lande; er brauchte 100 Tage, bis er China erreichen konnte. Der Kaiſer war über ſolche Ehrenbezeigung entzückt und ſandte auch einen Botſchafter an jenen Hof. Dieſer konnte nicht genug von der Pracht des Tſchitu-Fürſten, ſo nannte er das Reich, erzählen; vielleicht war jener Fürſt einer der Radſchas des indiſchen Archipelagus. Dieſes ſind die zwei erſten Beiſpiele einer Unternehmung der chineſiſchen Regierung zur See, die man in der Geſchichte findet.

Der thatenreiche Monarch ſah ſich nun nach andern Gegenſtänden um, um ſeinen Ruhm für alle Zeiten zu begründen Dazu gab ihm der König von Korea Anlaß. Dieſes Königreich hatte urſprünglich zu China gehört, war aber dann wegen der Entfernung ſeinen eigenen Fürſten unterworfen geweſen. Nun forderte Jangti, daß ſeine früheren Beziehungen wiederhergeſtellt werden ſollten, und da der König ſolcher Anforderung ſtolz trotzte, ließ der Kaiſer eine ſehr große Flotte ausrüſten und die ungeheuerſten Vorbereitungen treffen. Die Arbeitsleute, Soldaten und Matroſen, welche man hinzubrachte, wurden ſo ſchlecht bezahlt und dabei ſo grauſam und ſtreng behandelt, daß ſie in eine Meuterei ausbrachen und ſchreckliche Verheerungen an den Gränzen Korea's begingen. Ungeachtet dieſes Unfalles war der rüſtige Jangti ſchon früh im Felde und rückte mit ſeinen wohlbewaffneten Schaaren an. Seine ganze Unterunehmung aber ſcheiterte vor einer Feſtung, die ſich durchaus nicht ergeben wollte, ſo daß der ungeduldige Kaiſer zu ſeiner großen Schmach abziehen mußte. Schon im folgenden Jahre ſchickte er ſeine Generale, welche durch Unterhandlungen in ihrem Zuge verzögert, endlich von Lebensmitteln entblößt, nachdem ſie ſchon in Korea eingerückt, mit großem Verluſte geſchlagen wurden. Jangti wollte erſt über alle

Officiere das Todesurtheil ausſprechen; daran verhinderte ihn aber ruhiges Nachdenken; es blieb daher bei einem Verweis. Im Frühjahr jedoch war die Armee fertig, um in des Feindes Land wieder einzubrechen; dießmal war der Kaiſer bereit, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Man rechnete daher auf einen ſehr großen Erfolg, als plötzlich eine Empörung in China ausbrach, welche den Oberherrn nöthigte einen ſehr ſchnellen Rückzug anzutreten. Der Rebelle wurde bald, nachdem er die Hauptſtadt belagert hatte, eingeengt; in der höchſten Noth nahm er die Flucht und ſein ganzes Heer wurde zerſtreut. Aus Furcht, in die Hände ſeines erzürnten Oberherrn zu fallen, bat er ſeinen beſten Freund, ihn zu tödten. Dieſer ſchlug ihm daher den Kopf ab, und ſo endete der Aufſtand.

Mit Blitzesſchnelle ſtand Jangti wieder mit ſeinen Soldaten an den Gränzen Korea's. Entmuthigt verließen dieſe ihre Fahnen, denn ſie erinnerten ſich der früheren Beſchwerden, und begaben ſich ſchnell nach Hauſe. Dennoch wollte der entſchiedene Fürſt ſein Vorhaben, einen ſtolzen Vaſallen zu demüthigen, nicht aufgeben. Er zog daher ſtracks ins feindliche Land, begegnete einem Haufen Koreaer und erfocht einen völligen Sieg. Nun war der König endlich geneigt ſich als Lehnsmann zu unterwerfen; er ſandte einen Verwandten als Geiſel zum Pfande ſeines künftigen Gehorſams nach dem kaiſerlichen Hofe. Jangti aber beſtand auf der perſönlichen Ankunft des Monarchen, und da dieſer ſich durchaus nicht den Launen des Oberherrn ausſetzen wollte, weigerte er ſich zu gehorchen. Dadurch wurde der Zorn des Kaiſers aufs äußerſte getrieben; er ließ die Geiſel in Stücken hauen und wollte ſich ſogleich wieder zu einem neuen Feldzuge aufmachen, als ein Gedanke anderer Art plötzlich ſeine Seele beſchäftigte.

Dieß war die Literatur, nicht etwa nur der Claſſiker, ſondern aller Wiſſenſchaften. Um daher der Nachwelt einen großen Namen zu hinterlaſſen, rief er alle Gelehrten, mit Einſchluß der Rationaliſten und Bonzen nach der Hauptſtadt, und ließ ſie über alle Gegenſtände menſchlichen Forſchens Bücher ſchreiben. Innig erfreut daß ſeine Bibliothek ſich raſch mehrte, fiel ihm ein anderer Plan ein, den er auch ſogleich zur Ausführung zu bringen wünſchte.

Anſtatt in ſeinem prächtigen Palaſte zu ſchwelgen, wollte er den Norden ſeines Landes beſuchen, um dort verſchiedene nützliche

Einrichtungen zu treffen. Davon erhielt der Chan der Türken Nachricht, und ſchnell entſchloß er ſich den Kaiſer aufzufangen. Allein deſſen chineſiſche Gemahlin ſandte heimlich Kunde von dieſem Vorhaben an den Monarchen, und dieſer konnte ſich daher auf einen ſolchen Anfall vorbereiten. Ungeachtet der Warnung blieb Jangti unbeſorgt, und als er den nordweſtlichen Theil des Landes erreicht, ſah er ſich von einer unzählbaren feindlichen Reiterei umgeben. In dieſer Verlegenheit war er rathlos, als ein junger Officier, den wir bald näher werden kennen lernen, alle Trommeln tüchtig rühren ließ und ſo dem Feinde glauben machte daß das chineſiſche Heer ſehr ſtark ſey. Aber ſchon fehlten die Lebensbedürfniſſe, keine Rettung war zu ſehen, der Untergang unausbleiblich, als dieſelbe chineſiſche Prinzeſſin, die von allem wohl unterrichtet war, ſogleich Anſtalt zum Beiſtande machte. Sie ſandte nämlich einen Eilboten, und bat den türkiſchen Fürſten aufs dringendſte, nach den Steppen zurückzukehren, weil dort große Unruhen herrſchten. Dieſer brach daher auf, und der Kaiſer entging ſo jener Gefahr.

Nun wollte er ſich nach der Provinz Kianguan begeben; allein die Großen beſtanden auf ſeiner Rückkehr nach der Hauptſtadt, weil ſie ſonſt eine Empörung befürchteten. Die Prachtliebe und die beſtändigen Kriege des Fürſten hatten die Einwohner des Reiches, welche ſich damals auf 8 Millionen Familien beliefen, ausgeſogen, und es bedurfte des ganzen Anſehens des Monarchen, um den zahlreichen Unzufriedenen vorzubeugen. Der Staatsmann, welcher dergleichen Gegenvorſtellungen machte, wurde der höchſten Gerichtsbehörde übergeben und von ihr frei geſprochen. Ein anderer wagte ſich vor den Wagen des Jangti hinzuwerfen und flehentlich zu bitten, daß die Reiſe nicht unternommen werde, um doch nicht den Thron zu verlieren. Erzürnt befahl der Kaiſer den Garden, ihn zu tödten. Er ging weiter; da begegnete ihm ein treuer Diener bei einem Fluſſe und wiederholte dieſelbe Bitte; auch er wurde ein Opfer des Todes. Kaum war er hingerichtet, als eine Schaar von Höflingen ſich in den Weg ſtellte und mit aufgehobenen Händen den Monarchen beſchwur, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen. Jangti, ungerührt, gebot ſeinen bewaffneten Trabanten die Bittſteller niederzuhauen.

So beſtand denn der Kaiſer auf ſeinem Willen; allein die Prophezeihungen der Miniſter wurden auch erfüllt; an ſechs verſchiedenen

Orten loderte das Feuer der Empörung auf. Einer der Unruheſtifter ſchrieb ein Manifeſt aus, in welchem er dem Volke verſicherte daß, wenn man aus all dem Bambu, welcher im Lande wüchſe, Papier machte, ſo würde dieß nicht hinreichend ſeyn um die Fehler des Kaiſers aufzuzählen, und daß das Waſſer der See nicht genug ſey um ſie zu verwiſchen. Die Hofſchranzen aber, den Jähzorn ihres Herrn ſehr wohl kennend, wollten ihm nichts von den Ereigniſſen wiſſen laſſen, und berichteten dem Monarchen daß es nur einige Räuber wären welche die Ruhe ſtörten. Darauf befahl Jangti dem Lijuen dieſe Rebellen zu bekriegen.

Er war ein erfahrner ſehr bedächtiger General von edlem Geſchlechte, aus der Liang-Familie; er hatte ſich durch eigenes Verdienſt zu ſeinem Poſten emporgeſchwungen, und beſaß viele Thatkraft. Vier Söhne umringten ihn. Unter dieſen war Liſchimin der tüchtigſte. Schon früh ſah er den Untergang der Sui-Dynaſtie vor Augen und berechnete daher im voraus, welche Anſtrengungen es koſten würde um für ſich ſelbſt den Thron zu erringen. Als ſein Vater von dieſem Anſchlage hörte, war er ſehr erſchrocken; bald beſann er ſich und entſchied ſich für den Aufſtand. Um alle Rückkehr zur Vaterlandstreue unmöglich zu machen, erklärte ihn ganz zufälligerweiſe Jangti in die Acht; denn er wußte damals nichts von ſeinem Anſinnen und handelte aufs Gerathewohl. Lijuen gab ſich dann den Namen Beſchützer des Reiches und zog mit einer ſehr zahlreichen Armee durchs Land. Er fand ſehr geringen Widerſtand, und es war ſeine Abſicht, ſo viel als möglich der Einwohner zu ſchonen und nur den Räubern die Spitze zu bieten; ja auch dieſen verſprach er Vergebung, wenn ſie ſeinen Fahnen folgen wollten. Dadurch vermehrte er ſeine Schaaren, und um dem Volke noch größere Hochachtung einzuflößen, gab ſeine eigene Tochter, eine reiche Dame, die mit einem Großen verheirathet war, ihre ganze Habe her, um ein zahlreiches Corps das ſie ſelbſt anführte, ins Feld zu bringen. Mit dieſen Truppen erreichte Lijuen die Hauptſtadt, wo er nur die Mandarinen, welche die Gräber ſeiner Vorfahren zerſtört hatten, zum Tode verurtheilte; einem ſeiner ärgſten Feinde vergab er großmüthig. Man war hocherfreut einen ſolchen Retter in der Reſidenz zu ſehen, und daher jubelte das Volk, als Jangti zum höchſten Kaiſer erklärt (617) und ſein

Sohn, der unter dem Namen Kongti bekannt iſt, als Nachfolger ausgerufen wurde. Er ſelbſt ward Regent und erſter Miniſter, erhielt den Titel Fürſt von Tang, welchen er ſeiner Dynaſtie beilegte, und ſein erſter Schritt war die Bekanntmachung einer allgemeinen Amneſtie.

Jangti war unterdeſſen ganz dem Vergnügen ergeben; zufrieden mit ſeinen zahlreichen Frauen und ſeiner frühern Thätigkeit ganz uneingedenk, kümmerte er ſich wenig um die letzte Umwälzung. Nicht ſo einer ſeiner Hofſchranzen; denn er verſammelte eine Menge von Böſewichtern, mit denen er des Nachts die Verſchnittenen, welche die Wache hatten, überwältigte, und darauf den Kaiſer erdroſſelte. So ſtarb einer der muthigſten und talentvollſten Prinzen China's, der von einem Extreme zum andern ging, ſeine Unterthanen nie ſchonte, um ſeinen Launen, die immer großartig waren, zu fröhnen, der große Eigenſchaften beſaß und dabei durch ſehr ins Auge fallende Laſter ſich auszeichnete. Man wählte nun einen Gegenkaiſer Kongtitong, ſeinen Sohn, einen klugen, tapfern und entſchloſſenen Jüngling. Allein kaum war noch ein Jahr vergangen, als man auch ſeiner müde wurde. Der Anführer der Gegenpartei hielt es für viel vortheilhafter, wenn er ſich ſelbſt auf den Thron ſchwang, und daher ſandte er dem jungen Prinzen den Giftbecher zu. Dieſer weigerte ſich ihn anzunehmen; endlich aber dazu gezwungen, leerte er ihn bis zur letzten Hefe, ohne die tödtliche Wirkung des Schierlings zu empfinden. Da fiel er auf ſeine Kniee und bat Buddha innig, ihn bei ſeiner Seelenwanderung nie wieder als Kaiſer geboren werden zu laſſen; er wurde dann mit einer Schnur erdroſſelt.

Unterdeſſen ſah Liſuen eine ganze Hydra von Gegenkaiſern ſich erheben. Jeder der früheren Aufrührer wollte Oberherr ſeyn, und bei dieſem Wettkampfe kam es nur aufs Schwert an. Sie alle zur Ruhe zu bringen war Kongti zu ſchwach; er ſandte daher ſeine Abdankung ein und Liſuen wurde der Stifter der berühmten Tang-Dynaſtie (618). Hier endet die Alte Geſchichte, wir haben eine ziemliche Strecke des langen Weges zurückgelegt, und werden nun ganz andere Scenen auf dem Schauplatze des Menſchenlebens erblicken.

So ſchnell vorübergehend dieſe Dynaſtie auch war, ſo vermißt man dennoch nicht den bedeutenden Einfluß, welchen die

Fürſten, deren nur zwei regierten, auf das ganze Land hatten. Der erſte, ein Weiſer in Wort und Handeln, erhob China, nachdem er es der Geſetzloſigkeit entriſſen, zu bedeutendem Flor. Der zweite ſchüttelte und regte die ſchlummerden Kräfte auf, und machte den Namen des Volkes bei andern Nationen bekannt und geehrt. Wenn viele ſeiner Unternehmungen auch den Anſtrich der Tollheit haben, ſo hatten ſie doch am Ende einen großen Gegenſtand zum Ziele. Das plötzliche Erſchlaffen des ſonſt immer thätigen Fürſten iſt unerklärbar.

Während der Regierung der ſieben letzten Dynaſtien erlitt China beinahe ſo viel wie Europa durch die Völkerwanderung. Da aber der gemeine Mann ſich ſelten in den Streit der Fürſten miſchte und nach jeder Erſchütterung ruhig zum Pfluge zurückkehrte, ſo waren die Folgen der Verheerung nie ſo ſichtbar wie in unſern Ländern, und die Kriegswuth, wie ſchwer ſie auch die Nation gedrückt hatte, wurde bald vergeſſen. An eine Umgeſtaltung der Dinge war nicht zu denken, denn es fehlte der belebende Geiſt; daher trat alles ſehr bald ins alte Geleiſe zurück. Den Grund hievon mag man wohl hierin ſuchen, daß der menſchliche Geiſt ſelbſt nicht angetaſtet ward, ſondern ruhig dahin ſchlummerte, und nur immer aufs Irdiſche dachte und dafür handelte. Wo dieß bei einem Volke der Fall iſt, kann man nichts anderes als thieriſches Beſtehen und die Abweſenheit alles höheren Strebens erwarten. Daher verſchmolzen die Chineſen auch nur die Barbaren mit ſich und theilten ihnen nie geiſtiges Leben mit. Keine beſſere Religion, keine wahre Bildung, keine höheren Verſtandesfähigkeiten ſtanden dem zahlreichen Volke zu Gebot, um ſeine Feinde damit zu beſchenken. Wäre das Chriſtenthum dort eingeführt worden, dieſelbe Lehre, welche in ihrer entſtellteſten Form ſo große Wunder im Weſten unter den Wilden wirkte, würde auch hier die Gemüther der Rohen ergriffen haben, und wie ganz anders würde es dann im chineſiſchen Reiche ausgeſehen haben.

Vierte Periode.

Von den Zeiten der Tang bis zur Vertreibung der Mongolen (618 bis 1368).

Mittlere Geſchichte.

I. Abſchnitt.

Die Tang=Dynaſtie.

(618 — 907 nach Chriſtus.)

Lijuen, den wir nun Kaotſu nennen müſſen, war keineswegs unumſchränkter Herr, als er die Abdankungs=Urkunde von Kongti erhalten hatte. Die Parteien wehrten ſich tapfer; jede glaubte gleichen Anſpruch auf die Krone zu haben, und der Held mußte einen ſechsjährigen Krieg beſtehen, ehe er das Reich ſein eigenes nennen konnte. Unter allen Gefahren und Entbehrungen jedoch ſtand ihm ſein tapfrer Sohn Schimin zur Seite. Er war in den meiſten Feldzügen glücklich und wurde nie durch ſeine Siege übermüthig gemacht. Dennoch ſchwärzte man ihn am Hofe an, und ſelbſt der Kronprinz konnte nie dem Bruder es verzeihen, ein großer Eroberer geweſen zu ſeyn.

In den Streit um die Oberherrſchaft miſchten ſich auch die türkiſchen Stämme, fochten oft gegen einander, je nachdem es ihre jedesmaligen Vortheile geboten, und richteten oft als Bundesgenoſſen ſehr große Verheerungen an. Endlich aber wurde man ihrer los, und Kaotſu fing nun mit ungewöhnlichem Fleiß an die innere Verwaltung des Landes zu führen. Anſtatt aber Geſetze zu geben, wollte er ſich erſt über die Religion verſtändigen, und um ſeine Vorliebe zum Rationalismus zu zeigen, baute er dem Laokiun einen Tempel, wozu ihn ein liſtiger Prieſter beredet hatte. Nun verhandelte man über den Buddhaismus, und da es am Tage lag, daß viele Bettelmönche dadurch hervorgerufen,

und noch überdieß die Ehen verhindert würden, ſo beſchloß das neue Miniſterium, der Ketzerei Einhalt zu thun.

Die Stirn mit Lorbeern bekränzt, erſchien nun, nach langen Mühſeligkeiten im Felde, Liſchimin am Hofe. Seine beiden Brüder, deren einer der Thronerbe war, konnten ihn durchaus nicht leiden, und da ihm Lob wegen ſeiner Heldenthaten von allen Seiten entgegenſchallte, beſchloſſen ſie ſeinen Untergang. Auf einem prächtigen Gaſtmahle, wo die Pocale fleißig herumgingen, fehlte es auch nicht am Giftbecher, welcher dem Glücklichen eingehändigt wurde. Er trank mit froher Miene, fühlte ſich dann plötzlich unwohl, wurde hinweggetragen, ſpie Blut und hätte wahrſcheinlich ſeinen Tod gefunden, wenn ſeine gute Natur ihm nicht geholfen hätte. Sobald der Vater von dieſem gräulichen Anſchlage auf das Leben ſeines Sohnes hörte, rief er ihn zu ſich, ſprach ſehr liebevoll mit ihm und erklärte ihm, daß er ſich vom Hofe entfernen müſſe, um den Nachſtellungen zu entgehen. Dazu wollte ſich der Prinz nicht verſtehen, obgleich ihm eine bedeutende Statthalterſchaft angeboten worden war, denn er liebte Kaotſu. Kaum hatten die Brüder von dem Vorſatze des Kaiſers gehört, als ſie denſelben durch Winke über die wahrſcheinlichen Empörungen, wenn man dem Schimin ſo viel Macht in den Händen ließe, erſchreckten. Der Monarch, irre gemacht, verſchob daher die Abreiſe, und in ſehr kurzer Zeit wurden die fürchterlichſten Anklagen vorgebracht, welche den Helden der Todesſtrafe würdig darſtellten. Als ſich dieſer vertheidigen wollte, wurde ſein Schreiben von einem treuloſen Officiere unterdrückt. Nach dem Hofe zur Verantwortung gefordert, ging Schimin von ſeinen treuen Officieren begleitet dorthin. Auf dem Wege aber kamen ihm ſeine Brüder mit zahlreichen Trabanten entgegen; der eine ſchoß einen Pfeil ab, welchem er jedoch auswich. Dieß war aber die Loſung, um über die Beleidiger herzufallen; bald wurden ſie von ihren Pferden heruntergeſchoſſen, und da die Soldaten in Menge zuſammenliefen, zeigte einer der Anweſenden die Köpfe der zwei Prinzen und hieß die Söldner auseinandergehen. Ganz gepanzert, einen Spieß in der Hand, ſtattete einer der Anführer dem Kaiſer einen Bericht über den Vorfall ab. Der Prinz warf ſich dem Monarchen und Vater zu Füßen, und dieſer vergab ihm nicht nur, ſondern entſchuldigte ihn ſelbſt, daß er keinen Theil

am Brudermorde gehabt habe. Da es erwieſen war daß die Verſtorbenen unerlaubten Umgang mit den Frauen des Harems gepflogen hatten, ſo verurtheilte Kaotſu mit ſchonungsloſer Grauſamkeit ihre ganze Familie zum Tode, und hätte nicht ein Officier ſich ernſtlich verwendet, ſo würden etwa 100 Perſonen ihres Anhanges ein gleiches Schickſal getheilt haben.

Zum Thronerben erhoben, wurden dem Schimin alle die wichtigſten Staatsgeſchäfte anvertraut, denn er hatte ſchon vorher die entſchiedenſten Beweiſe ſeiner großen Fähigkeiten gegeben. Den Feinden, welche er nun hätte zerdrücken können, vergab er großmüthig, und ſeinen Freunden war er ganz ergeben.

Sein Vater, welcher eine ſolche ruhmvolle Laufbahn betreten und ſich vorzüglich im Kampfe gegen die Türken, unter den mißlichſten Umſtänden, tapfer gehalten hatte, war des Regierens müde, und nöthigte den Sohn, ſelbſt noch bei ſeinem Leben, den Thron zu beſteigen. Dieß geſchah im Jahre 626, und er erhielt den Titel Taitſong.

Beinahe um dieſelbe Zeit, als die Türken den Weſten überſchwemmten und mit unwiderſtehlicher Wuth die kaum entſtandenen Spuren der Civiliſation in Europa wieder vernichteten, griffen andere Stämme den Norden und Weſten China's mit großer Hartnäckigkeit an. Welch eine Nation, die auf zwei ſo entfernten Punkten mit gleichem Ungeſtüm kämpfen konnte! Sie waren in viele Stämme getheilt, die nicht einmal von ihrem gegenſeitigen Beſtehen etwas wußten; jedoch alle ſtrebten nach demſelben Ziele: Krieg, Ausrottung der Völker und die wilde Freude, über den Trümmern ihrer Verheerungen einherzuſchreiten, war ihnen das Liebſte. Schon oft hatte ſich das Schwert des Taitſong mit ihrem Blute gefärbt; allein er kannte den unüberwindlichen Feind und ſandte ihn daher, anſtatt ſich in einen hartnäckigen Kampf einzulaſſen, durch Liſt und Geſchenke nach dem Weſten zurück. Kaum aber hatte ſein Vater abgedankt, ſo erſchien eine neue Schaar bundbrüchig an den Gränzen. Der junge Kaiſer ging ihnen entgegen, bot dem Feinde kühn die Spitze, und ohne ſich durch die Menge ſchrecken zu laſſen, redete er den Chan wegen ſeines verwegenen Einfalles muthig an und verwies ihm ſeine Treuloſigkeit. Der Barbar, von der Majeſtät ſeines ganzen Weſens betroffen, warf ſich vor ihm hin, während der Kaiſer auf ſeinem

Roſſe ſitzen blieb, und erneuerte feierlich den Bund durch das Opfer eines Schimmels. Die Nomaden prieſen den herrlichen Kaiſer, als ſie vor ſeiner ſchwachen Armee vorbeimarſchirten, und der Chan, nachdem er in ſeine Heimath zurückgekehrt war, ſchenkte ihm 3000 ſeiner beſten Pferde — eine Gabe, welche der Monarch zehnfach durch die reichſten Stoffe bezahlte; denn ſie hatten ja auch die Gefangenen, welche ſie gewöhnlich als Sklaven zurückbehielten, ausgeliefert.

Taitſong ſuchte nun perſönlich die Armee in Ordnung zu bringen. Zu dieſem Ende hielt er ſelbſt Waffenübungen und belohnte die beſten Schützen und Unterofficiere mit eigeuer Hand. Er unterhielt ſich oft mit den Gemeinen und zeigte ſolche Gleichgültigkeit gegen alle Gefahren, daß auf Vorſtellung eines Miniſters, ſich nicht ſo unbeſorgt dem Angriffe ſeiner Feinde auszuſetzen, er antwortete: ich befinde mich ja als ein Vater unter meinen Kindern, und warum ſollte ich mich dann fürchten. — Allein die Vorliebe zum Soldatenſtande war ſeiner großen Neigung zu den Gelehrten untergeordnet. Er erbaute eine prächtige Univerſität, ſchöner als die berühmten Gebäude des Jangti, und nöthigte die Diener des Staates, ihre Söhne dorthin zu ſchicken. Mit den Claſſikern beſchäftigte er ſich fleißig; um Ketzereien kümmerte er ſich nicht; über Religionsſachen unterhielt er ſich ſehr ſelten. Er war einer der thätigſten Prinzen, die je in irgend einem Erdſtriche die Verwaltung des Landes führten. Oft ſprach er mit ſeinen Miniſtern, widerlegte ihre Ausſprüche, hörte ruhig ihre Antworten an und lobte die rechtlichen Diener, welche die Schmeichelei nicht verſtanden. Den Prinzen des Geblütes, die ſehr zahlreich waren, bewies er ſich durchaus nicht hold; allein verdienſtvolle Officiere und Civilbeamte wurden aufs reichlichſte belohnt. Sein Vorbild war der alte Jao und Schun, über deren Regierung er aufs neue ſehr viel ſchreiben ließ. Er fühlte ſich glücklich, nicht allein ihnen nachzuahmen, ſondern ſie in ſeinem ganzen Leben darzuſtellen. Daher ſeine vielen Reden mit den Großen, die man ſehr ſorgfältig aufbewahrt hat, ſeine mannichfachen Handlungen, die ohne Bedeutung wären, würden ſie nicht das Alterthum ins Gedächtniß zurückrufen. Die Muſik, von der wir ſo lange nichts gehört haben, wurde nun auch wieder vervollkommnet, nicht etwa um die Ohren zu

ergötzen, ſondern die Gemüther zu vereinigen und alle Mißhelligkeiten zu beſeitigen.

Unterdeſſen waren die Türkenſtämme wieder in Streit gerathen. Da Taitſong dieß durchaus nicht gleichgültig anſehen konnte, ſo nahm er die entſcheidendſten Maßregeln zur Herſtellung des Friedens. Sein Anſehen, ſein bedeutendes Heer, ſeine Klugheit in allen Handlungen, nöthigten die Chane ſich dem Reiche zu unterwerfen, und er ſandte den Oberſten als Zeichen ſeiner Achtung eine Trommel und eine Fahne, an der ein Kuhſchwanz aufgehängt war. Nachher erſchien der mächtigſte Häuptling in der Reſidenz ſelbſt, um vor dem kaiſerlichen Hofe aufs feierlichſte die Huldigung abzulegen. Dabei weinte der alte Kaotſu faſt vor Freuden, weil ſein würdiger Sohn es ſo weit mit den Barbaren gebracht hatte. Ein anderer der Fürſten aus dem Tibet-Lande ſandte bald darauf eine prächtige Geſandtſchaft; denn er hatte von dem Thun und den großartigen Handlungen des Taitſong gehört. Da gab es denn große Feſtlichkeiten in der Hauptſtadt, wobei ſich das Volk recht ergötzte und den Kaiſer für alle Wohlthaten pries, welche dem Reiche durch Ruhe und gerechte Verwaltung zu Theil wurden.

Dem Luxus feind, hatte Taitſong ſchon beim Antritt ſeiner Regierung 2000 Damen des Palaſtes verabſchiedet, und ungleich ſeinen Vorfahren, liebte er ein einziges Weib, die treue Gefährtin ſeines Lebens; eine Frau die viel Gelehrſamkeit beſaß, die Staatskunde ſtudirt hatte, und die mit allem weiblichen Zauber die größte Demuth verband. Daher wollte ſie ſich nie, trotz der ernſten Forderungen, in Regierungsſachen einmiſchen, und den Einfluß welchen ſie beſaß, gebrauchte ſie, wie Joſephine, nur um Unſchuldige in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen. Oft nach vollbrachter Arbeit unterhielt ſich der Kaiſer mit ihr aufs freundlichſte und fragte ſie: liebes Weib, was iſt nun deine Meinung? Sie tröſtete ihn in Leiden, machte ihn im Glücke beſcheiden und lehrte ihn ſeine Leidenſchaften beſiegen. Ihr Sohn, der zum Kronerben mit bedeutender Pracht eingeſetzt worden war, glich aber ſeinen Eltern nicht. Er liebte das Vergnügen und gab ſich beſtändig den Ausſchweifungen hin, ſo daß er beiden vielen Kummer verurſachte.

Als die Kaiſerin ihrem Tode nahe war, ließ ſie den Kronprinzen vor ihr Bett kommen und gab ihm mütterliche Verweiſe

über ſein Betragen. Sie ermahnte ihren Gemahl zur Sparſamkeit, zum Umgange mit weiſen Miniſtern, zur Milde, zur Verringerung der Abgaben, und nachdem ſie alle abergläubiſchen Gebräuche der Rationaliſten und Buddhaiſten zurückgewieſen und ein ſchlichtes Grabmal begehrt, hauchte das edle Weib ihren Geiſt aus, ſich der Fürſorge des Himmels empfehlend. Ihr Name war Tſchangſun; noch lebt ſie im Andenken der Nation; noch wird ſie als ein Muſter ehelicher Treue betrachtet, und ein Buch, welches ſie zur Regel ihres eigenen Lebens geſchrieben hatte, zeigt ihre hohe Gemüthsart. Taitſong war untröſtlich, und ließ ihr, trotz des ausdrücklichen Befehls, ein prächtiges Leichenbegängniß halten.

Als er noch über ſeinen Verluſt trauerte, erſchienen Geſandte vom fernen Indien. Sie hatten von dem berühmten Fürſten in der Heimath gehört, und daher wollte man ihm zu einer langen Regierung Glück wünſchen. Damit Taitſong jedoch nicht zu ſtolz werden möchte, brach gerade zu jener Zeit eine Fluth aus, die auch ſeine Paläſte beſchädigte. Anſtatt dieſe erſt wieder auszubeſſern, nahm er die Materialien und ſchenkte ſie den leidenden Einwohnern. Ueberdieß klagte er ſich ſelbſt nach der Weiſe der alten chineſiſchen Kaiſer als die Urſache des Unglücks an. Da ſtand eine Menge Schriftſteller auf, die ihm ſeine Regierungsmaßregeln verwieſen und das Alterthum ihm zum Vorbilde darſtellten. Der Kaiſer gab ihnen Recht und verſprach Beſſerung; hätte er aber dem Rath eines Jeden gefolgt, was wäre dann wohl mit der Verwaltung geworden?

Einige tatariſche Stämme, die durchaus nicht ruhig bleiben konnten und die das Glück der Türken, welche im Weſten China's Länder zum Anbau erhalten hatten, beneideten, kämpften ungeachtet des kaiſerlichen Befehls heftig untereinander. Einer der Kokonor-Häuptlinge, nachdem er bei ſich am Hofe einen chineſiſchen Geſandten geſehen hatte, wagte es ſelbſt, um eine Prinzeſſin anzuhalten. Da ihm dieſe verweigert wurde, rückte er mit einem Heere ins Land und nöthigte ſolchermaßen den Monarchen zu einer Morgengabe; er wurde aber für die ſchöne Gemahlin ein Lehensmann des Reiches. Einige Stämme, die durchaus nicht wie gewöhnlich Tribut bringen wollten, überwältigte der Kaiſer durch ſein Heer, welches über die ausgedehnte

Wüſte zog, dann als Beſatzung im Lande der Tataren blieb und endlich eine entlegene Oaſe dem Reiche einverleibte. Viele Türken lebten am Hofe, und der Kaiſer pflegte mit ihnen wie mit ſeinen eigenen Leuten umzugehen. Da aber dieſe Nation unter der Kraftregierung des Taitſong große Demüthigungen erduldet hatte, ſo wollte einer der Häuptlinge, welche ſich in der Hauptſtadt befanden, die Schmach ſeiner Landsleute rächen. In einer dunklen Nacht drang er in den Palaſt; ſchon waren die Garden von ſeiner verwegenen Schaar überwältigt, als glücklicherweiſe der Kaiſer erwachte. Schnell verſammelten ſich ſeine Officiere, man ereilte den Treuloſen in dem Hofe der Reſidenz, und er wurde ſogleich niedergehauen. Dieſer Umſtand machte einen großen Eindruck auf das Gemüth des Monarchen. Er entfernte ſogleich alle Tataren aus ſeiner Nähe, und gebot denen, die ſich ſchon angeſiedelt hatten, ihre Wohnplätze jenſeits der Wüſte zu verſetzen, was ſehr große Streitigkeiten verurſachte.

Für die innere Verwaltung des Landes that Taitſong weit mehr, als für die Beſchützung desſelben. Mit großer Sorgfalt ſammelte er daher ein Geſetzbuch, wozu andere Kaiſer ſchon bedeutende Beiträge hinterlaſſen hatten. Er errichtete einen eigenen Civildienſt und wollte durchaus nicht erlauben, daß Officiere Beamte des Volkes wurden. Das Land theilte er in zehn Provinzen oder Tao ein. Bei der genauern Zählung ergab es ſich, daß in 358 Diſtricten 1869 Städte aller Art, groß und klein waren. Für die Künſte und Wiſſenſchaften verwendete der Kaiſer ſehr große Summen, und nie war die Literatur in China ſo blühend, als gerade zu dieſer Zeit. Die Univerſität wurde erweitert, und Taitſong, der ſelbſt bei der Prüfung zugegen war, machte Entwürfe zu bedeutenden Verbeſſerungen, welche von allen Profeſſoren den größten Beifall erhielten. Mit dem Buche der Metamorphoſen (dem Iking) konnte man dennoch nicht zurecht kommen; denn ungeachtet aller Bemerkungen, welche man darüber geſchrieben, und der Bemühungen von Tauſenden, das Loos des Menſchen zu beſtimmen, war es unmöglich, eine genügende Erklärung über dieß Räthſel zu geben. Mit andern Theilen der Literatur ging es viel beſſer; der Kaiſer ſelbſt verfaßte ein Werk, voll von weiſen Schlüſſen und Grundſätzen, und Tauſende ſeiner Unterthanen wurden Schriftſteller. Die Miniſter hatten

genug zu thun, um alle ſeine Fragen zu beantworten, ſeine Einwendungen zu beſeitigen und ſeinen Rathſchlüſſen beizuſtimmen. War Einer ihm entgegen, ſo hörte er ihm ruhig zu, und unterwarf ſich ſehr oft den Meinungen ſeiner Großen, anſtatt ſeine eigene hartnäckig zu behaupten. Ruhig ſtrichen daher ſeine Tage dahin; Taitſong wurde mehreremale Schiedsrichter zwiſchen den Tataren; ſchon kamen Geſandte, die vom Norden des kaspiſchen Meeres Tribut brachten; auch in Indien wurde immer mehr ſein Thatenglanz bekannt. An den Feſttagen einer allgemeinen Audienz war der kaiſerliche Saal mit Botſchaftern der fernſten Nationen in ihrer eigenen Tracht angefüllt, die gekommen waren um dem Hochgefeierten die Zeichen ihrer Huldigung darzubringen. Und obgleich es viele Sorgen und Koſten machte dieſe neuen Vaſallen im Gehorſam zu halten, ſo hatte man doch noch niemals in China einen ſolchen Glanz geſehen. Taitſong war ein glücklicher Fürſt; allein er ſollte auch am Ende ſeiner Regierung den bittern Kelch des Unglücks noch trinken, um erinnert zu werden, daß er ein Menſch war.

Der Kronerbe war ein Erzheuchler, und da ſein Bruder vom Vater viel inniger geliebt wurde, faßte er ſolchen Haß wider dieſen Prinzen, daß er die Leichtſinnigſten und Elendeſten des Hofes beredete, den Jüngling bei einem Beſuche zu ermorden. Er ſtellte ſich daher krank, um ihn in den eigenen Palaſt zu locken. Allein er kam nicht; der ganze Plan wurde entdeckt und der Thronfolger zum gemeinen Manne herabgewürdigt. Taitſong wollte auch nicht den Liebling zu dieſer Ehre erheben, obgleich dieſer ihm in allem gleich war, ſondern ernannte einen ſeiner Söhne, welchen ihm einige Große vorgeſchlagen hatten, zum Nachfolger.

Um dieſelbe Zeit kam eine Geſandtſchaft von einem unbedeutenden Völkerſtamme in Korea an, welcher durch den König jenes Landes in ſeinem Verkehr mit China war gehindert worden. Taitſong nahm ſogleich die Partei des Schwachen und befahl dem Regenten Korea's, ihm Genugthuung zu erſtatten. Als keine friedliche Antwort erfolgte, kündigte der erzürnte Kaiſer, wider den Rath ſeiner Miniſter, ihm den Krieg an, und obgleich reiche Geſchenke als Tribut gebracht wurden, um einen Einfall abzuwenden, wollte der Monarch dem Botſchafter

des Königs nicht einmal eine Audienz geben. Schnell erreichte das chineſiſche Heer die Gränze. Da man aber Feſtungen erobern mußte, deren Beſatzung es den Soldaten in der Vertheidigung zuvorthat, wurden die Truppen erſchöpft, ohne etwas Großes auszurichten. Zwar wurden die Städte eingenommen, aber dadurch war noch nichts gewonnen, und ehe noch der geringſte Sieg errungen war, hatte die Hälfte der Armee ſchon den Tod gefunden. Vergebens bemühte ſich der erfahrne Krieger durch Kriegskunſt dem Feinde Abbruch zu thun; die Tapferkeit der Eingebornen vereitelte alle ſeine Pläne, und obgleich einige Tauſend Koreer zu den Chineſen übergingen, mußte Taitſong unverrichteter Sache nach China zurückkehren. Bei dem Feldzuge zeichneten ſich die Anführer der türkiſchen Truppen rühmlich aus, allein auch ſie wurden verwundet und durch die ungeheuren Märſche ermüdet. Hohnlächelnd gab der Commandant der letzten Feſtung, welche man belagert hatte, den ſich zurückziehenden Soldaten den Abſchied, um ſich flugs nach Hauſe zu begeben. Mit großer Schonung wurden die Einwohner behandelt; die Gefangenen ſelbſt mit Geld und Kleidungsſtücken nach ihrer Heimath zurückgeſandt. Allein dem Herzen des Taitſong war eine unheilbare Wunde geſchlagen. Daher konnte er dem Könige von Korea es nicht vergeben, daß ihm dieſer Ausflüchte machte und ſich nicht, wie es Vaſallen geziemt, unterwerfen wollte. Der Kaiſer erkrankte aus Gram wegen der vereitelten Pläne, und ſtarb in den Armen des Kronprinzen, dem er die heilſamſten Belehrungen auf ſeinem Todtenbette ertheilte (648).

Dieß iſt der glücklichſte und der größte Kaiſer, den wir noch in der Geſchichte bisher kennen gelernt haben. Obgleich die Hiſtoriker ihn wegen ſeiner Anhänglichkeit am Alten viel geprieſen, ſo iſt es dennoch unverkennbar, daß in ihm die Seele eines großen Regenten wohnte. Er war der erſte General ſeiner Zeit, der ſeine Tapferkeit an den Scimitaren der Türken erprobt; ein großer Staatsmann, nicht um Kriege zu erregen, ſondern um Friede zu ſtiften, und die erzürnteſten Gemüther wieder zu verſöhnen. Aber viel vortrefflicher erſcheint er in ſeinem eigenen Lande, als Vater ſeiner Unterthanen, als Regent der alles prüfte, der für das Wohl des Landes die ungeheuerſten Aufopferungen machte, und von Egoismus ziemlich frei, ſich ganz

der Nation widmete. Bedenkt man noch ſeine Beſcheidenheit, Mäßigkeit, Wahrheitsliebe und den heitern Sinn unter allen Umſtänden, ſo mag man wohl zugeſtehen, daß es auch im Auslande wenige Fürſten gibt, die mit Taitſong gleichgeſtellt werden können. Das Volk trauerte um ihn, wie um einen Vater, und die zwei türkiſchen Fürſten, welche am Hofe lebten und Taitſong auf allen ſeinen Zügen begleiteten, wollten ſich am Grabe nach Landesſitte entleiben, was man jedoch nicht zugab. Zu ſeinem Andenken jedoch errichteten ſie eine marmorne Bildſäule am Thore der Hauptſtadt. Gleichzeitig mit Taitſong lebte ein anderer Mann im Weſten, deſſen Name bis zum jetzigen Augenblicke noch Millionen ehrwürdig iſt; ein grauſamer Schwärmer, ein Verkündiger einer neuen Religion, die aus den frühern ſehr verdorbenen Glaubensſätzen hervorging; wir meinen Mohammed.

Kaotſong, ſein Nachfolger, gab ſich Mühe eine Kaiſerin zu wählen. Nachdem er nun ſchon ein treffliches Weib auf den Thron erhoben hatte, bemerkte er, daß ſie kinderlos blieb; er ſchenkte daher ſeine Aufmerkſamkeit einer andern Dame des Hofes, die bald auch eine Tochter gebar. Die eigentliche Gemahlin, auf dieſes große Glück der Nebenbuhlerin neidiſch, führte zufälliger Weiſe den Monarchen nach dem Kloſter, wohin die Weiber des vorigen Harems nach den Geſetzen beim Tode des Taitſong verwieſen worden waren. Dort fand er eine Geliebte, die ſchon als Kronprinz ſein Herz beſeſſen, allein von ſeinem Vater unter die Damen des Palaſtes verſetzt worden war. Seine Gattin bemerkte bald die Zuneigung, die Kaotſong ihr zollte; und um ihre Gegnerin zu ſtürzen, rief ſie Wuhéu, dieß war der nachherige Name des Weibes, nach dem Hofe. Der Kaiſer war bald von ihrer herrlichen Perſon ſo eingenommen, daß er nicht nur ſeine frühere Geliebte entließ, ſondern ſich ganz der Wuhéu hingab. Dieſe wünſchte nun Kaiſerin zu werden; da aber alle Bemühungen, die Gönnerin zu vertreiben, fehlſchlugen, dichtete ſie derſelben an, als ſie von einer Tochter entbunden worden war, daß ſie dieß Kind getödtet. Kaotſong, der ſich mehr um die Angelegenheiten des Harems als um die Regierung kümmerte, nahm ſogleich Partei. Die Großen waren alle verſammelt, und er beantragte die Kaiſerin abzuſetzen. Die meiſten der Anweſenden waren Graubärte der vorigen Regierung und verwarfen

daher einſtimmig einen ſolchen Vorſchlag. Der Monarch blieb aber unerſchütterlich bei ſeinem Vorſatze; nicht einmal der Gedanke, daß Wuhéu eine Buhldirne ſeines Vaters geweſen, machte den geringſten Eindruck. Aufs höchſte entrüſtet über die Gegenvorſtellungen der Miniſter, würde es zu Gewaltthätigkeiten gekommen ſeyn, hätte nicht einer derſelben erklärt, daß man ſich nicht in die häuslichen Angelegenheiten des Oberherrn einmiſchen müſſe. Du haſt Recht, erwiederte der Fürſt, und heirathete ſogleich die feile Metze. Noch war aber nicht die Liebe gegen die Verſtoßene ganz erlöſcht. Bei einem Beſuch tröſtete ſie der Kaiſer, und verſprach ihr ſowohl als ſeiner zweiten Gemahlin, ſich ihrer wieder herzlich anzunehmen. Wuhéu erhielt davon Kunde; die Folgen einer erneuten Vereinigung fürchtend, wartete ſie ſchlau, bis der Kaiſer zur Heerſchau gegangen; dann ließ ſie beiden die Hände und Füße abhauen und die Leichname in ein Faß Branntwein werfen. Damit aber noch nicht zufrieden, verſtümmelte ſie dieſelben auf alle Weiſe, und der Kaiſer durfte nicht ein einziges Wort ſagen. Nun warf ſie ihren Haß auf den Kronprinzen, und er wurde daher abgeſetzt. Höchſt betrübt, ſeine ganze Würde verloren zu haben, ging er oft in Weiberkleidern daher, oder er hielt ſich an den Ecken der Straßen auf, um den Vorübergehenden ihr Glück zu ſagen; wo ſchlechte Geſellſchaft war, fand man auch den unbedachtſamen Prinzen. Er wurde daher zum Range eines gemeinen Bürgers herabgewürdigt; dieß befriedigte die Rachſucht der Wuhéu. — In Begleitung des Kaiſers zog ſie mit außerordentlichem Prunke in ihre Vaterſtadt ein. Dort waren alle ihre Verwandten in einem prächtigen Palaſte verſammelt; ſie bewirthete dieſelben herrlich und gab ihnen dann Anſtellungen und Gehalt. In der Mitte des Glanzes ſann ſie auf das Verderben der Miniſter, welche ihrer Wahl widerſprachen. Allein ſie waren zu rechtliche Diener, ſo daß ſelbſt Verleumdungsſucht keine Urſache der Anklage wider ſie ausfindig machen konnte. Da kam ſie auf den Gedanken, eine Verſchwörung anzuzetteln. Der Unglückliche, welcher derſelben überwieſen wurde, war mit Jenen bekannt; daher flehte ſie, daß das Todesurtheil auch über die Staatsmänner ausgeſprochen werden möchte, und der ſchwache, liebetrunkene Monarch mußte ihr in allem willfahren.

Sie war eine Frau von ſehr großem Talente und vieler Einſicht, ſo daß der Kaiſer ſie oft um Rath fragte und nachher fand, daß nie etwas Beſſeres in Vorſchlag hätte gebracht werden können. Daher vertraute er der Gemahlin alle Geſchäfte, welche ſie mit großer Klugheit betrieb und dabei ſo beſcheiden blieb, daß ſelbſt die Miniſter über die Demuth der Herrſcherin erſtaunt und entzückt waren. Allein unter dieſem Deckmantel der Beſcheidenheit verbarg ſie die ſchwärzeſten Abſichten; denn ſie wollte den Kaiſer vom Throne ſtoßen, der überdieß ſehr ſchwächlich und vom Schwindel geplagt, ſich nicht mit Regierungsſachen befaſſen konnte. Sehr künſtlich wußte ſie ihren Creaturen die wichtigſten Stellen zu geben und dem Monarchen allen Einfluß zu entziehen. Darüber wurde einer der tüchtigſten Staatsminiſter ſehr aufgebracht. Er ging daher ſelbſt zum Oberherrn und bat ihn dringendſt das ehrſüchtige Weib zu entfernen. Kaotſong fand daß ſein Diener Recht hatte, und ſchrieb ſogleich den Befehl. Ein Spion hinterbrachte ſogleich den ganzen Vorfall der Wuhéu, welche ſich ungeſtüm ins kaiſerliche Gemach ſtürzte, den Fürſten aufs heftigſte ſchalt und ernſtlich Genugthuung von ihm forderte. Der ſchwache Kaotſong, überraſcht von dem liſtigen Weibe, konnte nur wenige Worte zur Entſchuldigung herausſtottern und warf die ganze Schuld auf den Rathgeber. Dieß war der Kaiſerin ſehr willkommen. Sie ſchickte daher den verdienſtvollen Mann nebſt ſeinen Mitſchuldigen ins Gefängniß, und obgleich einer derſelben ihr Wohlthäter war und ſie erzogen hatte, ſo mußte er dennoch den Tod leiden. Der unſchuldige Kronprinz ſtarb bald nachher, wahrſcheinlich an Gift. Um einen völligen Triumph zu feiern, machte ſie die Gemahlin und Töchter der Geächteten zu Sklaven im Harem. — Bald fand ſie neue Anklagen wider den von ihr ſelbſt ernannten Kronprinzen, denn er hatte mit einer der Königinnen im Palaſte geſprochen und ſich freundlich über verſchiedene Gegenſtände unterhalten. Der Verſchwörung und eines Mordes angeklagt, wurde er ſeiner Würde entſetzt, und alle ſeine Anhänger verloren durch das Beil ihr Haupt. Nun glaubte die Rachſüchtige frei von allem Widerſtande zu ſeyn. Sie ging mit dem Kaiſer nach Schantong, um dort auf dem Gipfel des höchſten Berges ein Opfer zu bringen und den Kongfutſe zu ehren, vor dem verſammelten Volke und im höchſten

Schmuck. Ihre Schönheit war bezaubernd; der Anblick von Würde und Hoheit, welchen ſie um ſich her verbreitete, flößte die größte Ehrfurcht ein. Wer hätte denken können, daß ein Tiger in der herrlichſten Menſchengeſtalt eingehüllt ſey!

Die innere Verwaltung des Landes wurde nach den Grundſätzen des Taitſong geführt, und da vorher alles vortrefflich eingerichtet worden war, fand man wenig Mühe in der Regierung. Ueber die Türken und andere tatariſche Stämme erhielten die chineſiſchen Generale manchen theuer erkauften Sieg und unterwarfen ſelbſt verſchiedene Stämme der Botmäßigkeit des Reiches, welches dieſelben durch ſeine eigenen Mandarine beherrſchen ließ. In Kokonor aber wurde das Heer zu verſchiedenen Malen geſchlagen und beinahe aufgerieben. Die Urſache des Verluſtes muß man theils in der Tapferkeit jener ungeſitteten Bergbewohner ſuchen, theils in dem Mangel an Taktik von Seiten des Hauptanführers. Der König, ungeachtet ſeines Sieges, brachte dem chineſiſchen Monarchen ſeine Huldigung; dieß war aber nur zum Schein; denn bald darauf zogen dieſe Wilden in Vereinigung mit den Türken von neuem über die Gränzen und zerſtörten die angränzenden Provinzen. Die Soldaten des Kaotſong waren zu ſehr entmuthigt um tapfere Gegenwehr zu leiſten.

Der Krieg mit Korea wurde von neuem angefangen. Obgleich einige der kleinen Fürſten des Landes durch die Gewalt der Waffen zum Gehorſam gebracht wurden, ſo widerſtand der König dennoch jedem Anfall und ſchlug das chineſiſche Heer mit großem Verluſte zurück. Der tapfere General gab aber dennoch nicht die Hoffnung auf. In einem zweiten Feldzuge ſchloß er den Fürſten in eine Feſtung ein, vernichtete beinahe ſeine ganze Armee und zwang den Stolzen und bis jetzt nie Ueberwundenen zur Uebergabe. Seine Erſcheinung am Hofe machte viel Aufſehen; aus politiſchen Urſachen wurde er nachher wieder freigelaſſen.

Kaotſongs Regierung war daher im ganzen genommen glücklich; allein er ſelbſt trug nichts zum Flor des Landes bei. Sein Einfluß erſtreckte ſich bis Perſien, und der König jenes Landes hatte eine Geiſel am chineſiſchen Hofe. Dieß iſt das erſtemal, daß wir von dieſem Reiche hören. Cyrus war den chineſiſchen Hiſtorikern unbekannt, und von den Zügen des Alexander, von denen bis auf dieſen Augenblick die Sagen des ſüdlichen Aſiens ſprechen, wiſſen ſie durchaus nichts.

Als der Kaiſer ſein Ende herannahen ſah, befahl er ſeinen Sohn und Thronfolger der Fürſorge der Kaiſerin, welche er trotz ihrer Schandthaten und Gewaltthätigkeiten noch immer liebte und ehrte; er fiel dann in eine Ohnmacht, von welcher er nie erwachte, und beſchloß dergeſtalt ein thatenloſes Leben (683), von welchem er den größten Theil mit den Ränken des Harems zubrachte.

Wenn man Heraclius mit Taitſong vergleicht, ſo mag man vielleicht auch eine Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Nachfolger und Kaotſong finden; und würde man darin nichts Treffendes entdecken, ſo hat wenigſtens, mit Ausnahme des Bilderſtreites, Irene viele Aehnlichkeit mit Wuhéu der Kaiſerin.

Da ſie ſich nun als Regentin betrachtete, ſo ſchien ſie ihrem erhabenen Stand auch Ehre anthun zu wollen, widmete der Verwaltung die größte Aufmerkſamkeit, und ließ es dem neuen Kaiſer Tſchongtſong fühlen, daß ſie die Herrin des Landes ſey. Aber jener wollte ſich von der Macht der Gewaltigen befreien; er erhob ſeine Gemahlin zum Throne und gab ihrem Vater, gegen den Rath ſeines Miniſters, die erſte Ehrenſtelle. Schon am folgenden Tage aber hielt Wuhéu einen Reichstag; alle Großen waren verſammelt; ſie hielt eine kurze und ſehr eindringliche Rede und ſchloß mit dem Befehl, den jungen Fürſten zu entthronen und ihn ins Gefängniß zu ſenden. Jeder der Anweſenden war erſtaunt, kaum konnten ſie ſich aber beſinnen, als der unglückliche Oberherr ſich ſchon in Verwahrung befand. Um aber ſeine Befreiung unmöglich zu machen, verlegte ſie den Wohnplatz von Tag zu Tag. Nachdem ſie einen neuen Regenten ernannt hatte, der ihr ganz ergeben war, dachte ſie darauf für ihre eigene Familie eine prächtige Walhalla zu ſtiften, obgleich die Rathgeber ſich dazu nicht verſtanden. Ihre ergebenſten Diener befanden ſich an der Spitze der Regierung, jeder andern Partei Trotz bietend. Da erbleichten die Fürſten des Geblütes; ſie glaubten, daß es nun auf die Austilgung ihres ganzen Geſchlechtes abgeſehen ſey, und brachten ein ſehr zahlreiches Heer zuſammen. Sie machten dann die Gräuelthaten der Kaiſerin in einem Manifeſt allgemein bekannt und forderten das ganze Reich zum tapfern Widerſtande gegen eine ſolche Tyrannei auf. Die Kaiſerin empfing dieß Ausſchreiben kaltblütig, antwortete darauf mit einer großen, wohlausgerüſteten Armee, und ſchlug ihrem treueſten Miniſter das

Haupt ab, denn er hatte ihr angerathen, den abgeſetzten Kaiſer wieder auf den Thron zu rufen. Bald kam es zu einer Schlacht, ihre Truppen fochten wacker, die Prinzen wurden aber geſchlagen, und als ſie ſich aufs Meer flüchten wollten, ſchlug ein Verräther ihnen die Köpfe ab und ſandte dieſe Siegeszeichen dem Ueberwinder. Mit hohen Ehren wurde der glückliche General von der Kaiſerin empfangen und nachher mit einem anderen Amte bekleidet. Aber der Empörung angeklagt, wurde er geächtet, und ſo ſank er, den Undank der Fürſtin fühlend, ins Grab.

Um dieſe Zeit verliebte ſich die Fürſtin in einen jungen Bonzen. Sie geſtattete ihm Tag und Nacht freien Zutritt zu ihrem Zimmer und berathſchlagte ſich oft mit dieſem Jüngling. Da er zum Abt des großen Kloſters der Hauptſtadt ernannt wurde, wollte die Brüderſchaft der Wuhéu ihre Erkenntlichkeit erzeigen, und behauptete in einem Schreiben, daß ſie die wirkliche Tochter des Buddha ſey, die allein Anſpruch auf das Reich haben könnte. Die Kaiſerin ließ ſogleich dieſen Brief überall verbreiten und befahl, daß man ihren Ahnen in jeder Stadt einen Tempel bauen ſollte.

Ein Verſuch, den Kaiſer aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreien, endete mit dem Tod der Verwegenen. Nicht beſſer glückte der Aufſtand der übrigen Fürſten, welche nach einander, da es ihren Plänen an Einigkeit fehlte, überwunden wurden. Da faßte das ſtolze Weib den Entſchluß, ſelbſt als Monarchin zu regieren. Mit dem kaiſerlichen Staatsmantel, wie ihn die Tſchéu-Dynaſtie hatte, bekleidet, ſchritt ſie in Geſellſchaft des Thronfolgers und anderer Fürſten im Saale der Miniſter umher. Dann brachte ſie das Opfer dar, welches nur der Oberherr den Götzen reichen darf und blickte feierlich auf die verſammelte Menge, um die Huldigung zu empfangen. Da ſie aber leicht vorherſehen konnte, daß dieſe Entheiligung der Vorrechte des Regenten Mißvergnügen erregen würde, ſo erſuchte ſie die Vaterlandsfreunde, darüber frei ihre Meinung auszudrücken. Unzählig waren die Schriften, die ihr zugeſtellt wurden. Freudig nahm ſie dieſelben auf und bemerkte nur, daß ſie nun ihre Feinde kenne; bald wurde die Todesſtrafe den Tadlern als Rebellen zuerkannt. Um ſich jedoch im Angeſichte des Volkes zu rechtfertigen, ließ ſie auch die geheimen Berichterſtatter auf den Richtplatz bringen und feierte

mit gleichgültiger Grauſamkeit das Todesfeſt der beſten Schriftſteller. Das Volk wurde durch ihre Agenten beruhigt, die vorzüglichſten Bürger der Städte nach der Reſidenz gebracht und dort von ihr mit Ehrenſtellen bekleidet, um nachher in den Provinzen den Ruhm ihres Namens zu verbreiten.

Es war nun der erſte Wunſch der Wuhéu, einem ihrer Neffen zum Throne zu verhelfen; da weder das Volk noch die Nation einen lebendigen Antheil an dem Kaiſerhauſe nahm, ſo hielt man dieß auch für thunlich. Plötzlich aber erſchien ein anderer Potentat, welcher ſich in dieſe Sachen miſchte und ſchwur, daß er nicht ruhen wollte, ehe er die Tang-Familie wieder in den Beſitz aller Macht eingeſetzt. Dieß war ein türkiſcher Häuptling, der ſeine Erklärung ſogleich mit einem großem Heer Reiterei bewährte. Dieſe verbreitete ſich über das Land, machte große Beute und viele Gefangene, und als endlich eine chineſiſche Armee im Anmarſch war, tödtete ſie die letztere. Die hartherzige Wuhéu wurde dießmal von bloßer Furcht genöthigt den unglücklichen Tſchongtſong aus dem Gefängniſſe zu ziehen und ihn ganz wider alle Erwartung zum Thronfolger zu erklären. Argwöhniſch jedoch von Natur, ließ ſie die ganze kaiſerliche Familie heilig ſchwören, daß ſie nie an ihren Verwandten Rache ausüben wolle, und dieſes Verſprechen wurde auf eine eiſerne Tafel eingegraben und im Saale der Ahnen, dem heiligſten Platze welchen die Chineſen kennen, zum ewigen Andenken hingeſtellt. Die Miniſter ſuchten nun ſo viel wie möglich das ehrgeizige Weib zur Abdankung zu bringen, allein dazu wollte ſie ſich durchaus nicht verſtehen, denn Regieren war ja Lebensluſt bei ihr, und alle Beſchwerden einer Verwaltung, der ſie mit der größten Leichtigkeit vorſtand, wahres Vergnügen. Endlich fiel ſie aufs Siechbett; zwei ihrer Brüder waren in Begriff das Scepter an ſich zu reißen; allein während ſie zögerten, beredete ein alter Diener der Tang-Dynaſtie einen erfahrnen General, dieſe Unruheſtifter zu tödten. Mit Gewalt bemächtigten ſie ſich des Kronprinzen, drangen in Geſellſchaft von einigen hundert muthiger Männern in den Palaſt und ſtreckten die Brüder leblos auf den Boden hin. Die Kaiſerin fragte beſtürzt: was wollt ihr? und die Antwort war: wir haben zwei Verräther auf den Befehl des Oberherrn China's, der hier gegenwärtig iſt, hingerichtet, und

Du ſelbſt mußt nun der Staatsverwaltung entſagen. Da nur zwiſchen Tod oder Abdankung zu wählen war, ſo zog Wuhéu die letztere vor. Allein ſie fühlte ſich aus ihrem Elemente geriſſen, und ſtarb bald darauf im 81ſten Jahre, lebensſatt. Wuhéu war ohne Zweifel ein Weib, welches die ausgezeichnetſten Talente beſaß, allein ſie oft zur Erreichung der verwerflichſten Abſichten gebrauchte; ſie zeigte ſich groß als Regentin, verächtlich als Mutter und Gattin. Die Geſchichtſchreiber ſprechen von ihr mit Abſcheu, da ſie ein für allemal den Grundſatz haben, daß ein weibliches Weſen ſich nie in politiſche Angelegenheiten mengen müſſe; ein Grundſatz, welcher gewiß von vielen Schönen des Weſtens als unweiſe verworfen werden würde.

Tſchongtſong war nun zur großen Freude des Volkes aus dem Kerker wieder auf den Thron gekommen. Der Anführer der Türken war höchſt zufrieden, und gab ihm zum Beweiſe ſeiner Theilnahme ſeine eigene Tochter zum Kebsweibe, die er einem Häuptlinge als Frau abgeſchlagen hatte. Allein wie war das Land getäuſcht, als der neue Herr es noch ärger machte; denn der Kaiſer wollte nun einmal ein Weiberregiment haben, und da er es ſeiner Gattin gelobt hatte, wenn er einſt wieder ans Steuerruder käme, ihre große Zärtlichkeit und Hülfe, die ſie in den bitterſten Leiden ihm erzeigt, zu belohnen, ſo gab er ihr alle Regierungsgeſchäfte in die Hände. Zu ihr geſellte ſich nun noch eine junge Dame von ſeltenen Gaben, die ganz vorzüglich gut ſchrieb, und daher der Secretär der Gönnerin wurde. Da fing ſie eine Liebſchaft mit dem Bruder der Wuhéu an, welcher ein verſchmitzter Menſch, aber von einem ſehr ſchönen Aeußern war; obgleich er wegen ſeiner Galanterien von allen Aemtern entlaſſen war, behauptete er dennoch ſeinen Platz am Hofe. Um ſich an ſeinen Anklägern zu rächen, gab er vor, daß ſie ſich in eine Verſchwörung eingelaſſen; obgleich nun der Criminalrath ſie auf eine ungegründete Beſchuldigung hin nicht zum Tode verurtheilen wollte, ſo wurden ſie dennoch aus der Hauptſtadt verwieſen. Auf dem Wege hatte ihr hinterliſtiger Ankläger, der nun einmal ihr Verderben wollte, ſeine Meuchelmörder aufgeſtellt, die ſie auch heimlich aus dem Wege räumten. Sobald dieß in der Hauptſtadt bekannt wurde, und man vergeblich um Beſtrafung des Thäters angehalten, wurde das Volk ganz wüthend. In Be-

gleitung des Kronprinzen ging ein ganzer Haufe nach dem Palaſte des ſchändlichen Bruders der Wuhéu und zerriß ihn in Stücken. Da der Kaiſer von dieſem Tumulte hörte, ging er auf die Galerie und rief von dort herab: „Beſchützt mich Soldaten gegen die Rebellen,“ ohne die Urſache zu wiſſen. Da kamen die Garden an und hieben ein, ſo daß der Thronerbe ſowohl als der Rädelsführer in dem Gemetzel umkamen.

Immer mächtiger wurde die Kaiſerin; es ſchien, daß je größer ihre Anmaßungen, je unverhehlter ihr ruchloſes Leben wurde, deſtomehr die Zärtlichkeit ihres Gemahls wuchs. Sie verkaufte öffentlich die höchſten Stellen, hatte eine ganze Menge von Liebhabern im Palaſte verſammelt, welche ſie zu hohen Ehren erhob, und lachte des blödſinnigen Oberherrn. Nur ein furchtloſer Mann hatte den Muth, Gegenvorſtellungen zu machen, wurde aber bald durch das gewaltige Weib zum Schweigen gebracht. Obgleich er für ſeine Dreiſtigkeit litt, ſo wurde die Lebensweiſe im Palaſt allgemeines Stadtgeſpräch, und nun fürchtete die Fürſtin dennoch, endlich verrathen und von ihrem Manne verſtoßen zu werden. Um einem ſolchen Unglücke vorzubeugen, backte ſie mit ihrer Genoſſin eine Art Kuchen, welche der Monarch äußerſt gerne aß, und mengte Gift darunter. Der Kaiſer ſtarb bald an den Folgen; ſein Tod aber wurde geheim gehalten, bis ſeine Gemahlin alle Vorkehrungen zur Thronfolge getroffen hatte. Ihre Schreiberin nämlich verfaßte ein Teſtament, nach welchem das Reich einem Jünglinge von 16 Jahren überlaſſen werden ſollte, während die Kaiſerin zur Regentin mit derſelben Macht wie Wuhéu erklärt wurde. Nachdem man den mächtigſten Miniſter für dieſen Plan gewonnen, dachte Niemand mehr an Widerſtand. Allein in der Stille hatte ein junger Han-Prinz, voll Wuth über den Tod ſeines Verwandten, eine Verſchwörung angezettelt. Des Nachts erſchien er am Thore. „Freunde,“ ſagte er zu den Garden, „erlaubt mir einzutreten, um den Tod eures Oberherrn zu rächen und den Untergang des Tang-Hauſes zu verhüten.“ Erſt zauderten die Trabanten; als aber die Beſchuldigung von einem andern Haupt der Verſchwörung beſtätigt wurde, öffneten ſie das Thor. Schnell drangen die Söldner ein, gingen ſtracks nach dem kaiſerlichen Gemach. Ein gemeiner Soldat ſchlug der Buhlerin den Kopf ab, ohne ein Wort zu ſagen;

auch der Gehülfin, welche am Spiegel ſtand und ſich putzte, gab er den Todesſtich. Am folgenden Morgen kündigte der Rädelsführer ſeinem Vater den ganzen Vorgang an; dieſer umarmte ihn herzlich mit dem Ausrufe: „Sohn, du haſt das kaiſerliche Haus vom Verderben gerettet;“ und ſetzte ſich auf den Thron 710, unter dem Namen Juitſong.

Unter dieſer Regierung zeichnete ſich ein anderer öſtlicher Tataren-Stamm, die Kitans, wegen ihrer Feindlichkeit wider die Chineſen aus. In einem der Feldzüge nahmen ſie den General des Vortrabs gefangen. Als ſie bei der Belagerung einer Feſtung ihn nahe an die Wälle ſandten, um die Beſatzung zur Uebergabe aufzufordern, ſchrie dieſer, ein zweiter Regulus: Laßt euch nicht bereden dem Feinde die Stadt zu überliefern, denn ſchon ſind Hülfstruppen im Anzuge. Da die Kitans ſolche verwegene Sprache hörten, hieben ſie ihn in Stücke.

Mit den Kokonor-Horden hatte die Regentin einen langen und gefährlichen Krieg zu beſtehen. Um ihre Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu leiten, machte ein verſchmitzter Rathsherr den Vorſchlag, den Chan mit einem Lande zu belehnen, welches China nur dem Namen nach angehörte, aber in der Wirklichkeit noch von ihm erobert werden mußte. Der Plan gelang; allein die Streifereien der Nomaden dauerten noch immer fort und verurſachten unſäglichen Schaden.

Der Hof war während der elenden Verwaltung des Tſchong-tſong in ſteter Gährung, die Nation aber ruhig und in Flor. Der Kaiſer glich den ſchwachen Nachfolgern des byzantiniſchen Heraclius, ohne Edelſinn und Thatkraft.

Juitſongs erſte Sorge war, einen tüchtigen Thronfolger zu ernennen. Man ſah unter ſeiner Regierung den ungewöhnlichen Fall, daß der älteſte Prinz dieſe Ehre abſchlug, weil er ſeinen Bruder, welcher dem Kaiſer zum Throne verholfen, für einen viel würdigern Regenten hielt. Dieſe Großmuth beſtimmte die Wahl des Vaters; eine Fürſtin wollte jedoch nie hiezu ihre Zuſtimmung geben und verſuchte durch Ränke den Kronprinzen verdächtig zu machen. Der Monarch, der Cabalen unter ſeinen Vorgängern müde, entfernte daher die Parteien vom Hofe. Da erſchien aber ein Komet, und die Prinzeſſin meinte, daß dieß eine Andeutung des Himmels ſey, um den künftigen Nachfolger zu

entlaſſen. Da konnte es Juitſong nicht länger ertragen, ſprach kein Wort zu dem ränkevollen Weibe, ſondern rief ſeinen Sohn herbei und befahl ihm, ſogleich das Steuerruder ſelbſt zu ergreifen. Lange weigerte er ſich, allein der Herrſcher ſagte kurz: entweder nimm das Reichsſiegel aus meiner Hand, oder von meinem Sarge, ich danke ab. So nahm der junge Prinz das Scepter (712) gezwungen, und erhielt als Kaiſer in der Halle der Vorfahren nachher den Titel Hiuentſong.

Es war dieſem Kaiſer recht ernſt, ganz im Geiſte ſeines großen Vorfahren Taitſong zu regieren. Daher durchreiste er ſelbſt das Land, machte überall gute Einrichtungen, ſchreckte durch ſeine Beſuche die untreuen Mandarinen und bewies ſich als Beſchützer der Gelehrſamkeit. Um ſeine Hochachtung dem Haupte der Philoſophie zu bezeigen, erhob er ihn in den Fürſtenſtand, und Kongfutſe wurde immer nachher als ein Götze verehrt. Aus denſelben Grundſätzen wurde er auch ein Verfolger der Bonzen, welchen er unter ſchweren Strafen befahl, die Klöſter zu verlaſſen und ſich zu ihren Familien zu begeben, um tüchtige Hausväter und gute Unterthanen zu werden. Dabei verbot er den Bilderdienſt. Als einige Große in ihren Gedichten, welche ſie dem Fürſten zur Begrüßung bei ſeinem Eintritte in eine Stadt überreichten, mit Ehrfurcht der Rationaliſten erwähnten, war Hiuentſong darüber ſo erzürnt, daß er ihnen gebot, ſogleich in den Prieſterſtand zu treten. Jedoch bei all dieſem Eifer gegen Sectirerei war der Monarch ſelbſt dem Aberglauben ergeben. Als einmal ein Geweihter des Taoismus ihn beſuchte und die heiligſte Verſicherung gab daß er das Geheimniß der Unſterblichkeit ſehr gut verſtehe, glaubte der Kaiſer dieſen Fabeln und ließ ſich überreden, daß der Betrüger ſchon zu Zeiten des Jao am Hofe gelebt habe. Allein auch ihn ereilte der Tod, und der betrogene Fürſt erklärte, daß er nur geſtorben ſey um wieder aufzuleben. Die Großen konnten ihn nicht vom Gegentheil überzeugen. Alles was ſie erzwingen konnten war ein Verbot, künſtliche Stoffe und Edelgeſteine mit den Todten zu begraben. Anſtatt deſſen machte man dieſe Sachen ſehr täuſchend von Papier und verbrannte ſie, wie bis auf den heutigen Tag in der Nähe der Gräber, um die Verſtorbenen mit dem Nöthigen im Hades zu verſorgen. Die Prieſter waren jedoch nicht alle Thoren, es fand

ſich einer unter ihnen, der ſehr große Verbeſſerungen in der Aſtronomie machte und ſelbſt einen vorzüglichen Sternmeſſer verfertigte. Die Zahl ſolcher Leute war jedoch gering.

Am Anfange ſeiner Verwaltung hatte die Tante des Fürſten ſich allen ſeinen Maßregeln entgegengeſtellt und durch Schlauheit und Lügen die getreueſten und tüchtigſten Miniſter von ſeiner Seite entfernt. Bald verſuchte ſie mit ihren Creaturen den Kaiſer umzubringen; da der Plan aber noch zeitig genug entdeckt wurde, ward ihr der Befehl ertheilt, ſich ſelbſt den Todesſtoß zu geben, was die argliſtige Frau auch that. Die nun zum Thron erhobene Kaiſerin liebte ihren Gemahl herzlich, hatte aber keine Kinder. Durch Zureden des Bruders ließ ſie einen Bonzen zu ſich kommen, der ihr durch gewiſſe Ceremonien dieß künſtliche Geſchenk des Himmels zu geben verſprach. Da wollte er zu den beiden Polen beten und überdieß den großen Bären am Himmel anrufen. Als der Monarch dieß erfuhr, wurde er wüthend und verurtheilte den Prieſter zum ſchmählichſten Tode, die Kaiſerin zur Sklavin im Palaſte. Das zärtliche Weib konnte ſolche Schmach nicht erdulden; ſie ſtarb, ihrer Unſchuld bewußt, von allen tief betrauert, ein Denkmal der unmenſchlichen Härte eines ſonſt ſehr guten Fürſten.

Ganz verſchieden betrug ſich Hiuentſong gegen ſeine Brüder, mit welchen er in innigſter Liebe lebte, zuſammen aß und ſchlief, ohne jemals ſich als ihren Herrn zu zeigen. Als einſt einer krank war, eilte der Kaiſer, ſo weit es die Sorgen ums Land erlauben wollten, zu dem Siechbette und bereitete mit eigener Hand die Arzneimittel, bei welcher Gelegenheit er ſich einmal den Bart verbrannte, was zu vielen witzigen Bemerkungen ſeiner Hofleute Veranlaſſung gab.

Es war im Jahre 714, daß das erſte arabiſche Schiff die Küſten China's bereiste und köſtliche Perlen nnd Speccereien ins Land brachte. Der Hof wollte jedoch von ſolchen theuren Dingen nichts hören, denn der Kaiſer befleißigte ſich der Sparſamkeit und lebte genügſam wie ein Privatmann. Die chineſiſchen Junken waren bisher ohne Erlaubniß, wie auch noch heute, nach den Ländern Indiens gegangen; ihre Reiſen waren jedoch ſehr langſam, und da ſie an der Küſte der Länder herumfuhren, glichen ihre großen Fahrzeuge einer kleinen Stadt, wo man allerhand Garten-

gewächſe pflanzte, um die Matroſen vor dem Scorbut zu bewahren. Aber oft gingen dieſe unbehülflichen Schiffe zu Grunde, und dadurch litt der Handel bedeutende Störung.

Die innere Verwaltung des Landes war ſehr blühend; man zählte die Familien und fand 7,069,000, die alle zuſammen 41 Millionen Seelen ausmachten. Nur der mittlere Theil China's war darunter begriffen; denn von dem Süden kam bis jetzt noch ſehr wenig unter die Botmäßigkeit der Regierung, und der Norden wurde zu ſehr von den Schaaren der Barbaren verheert, als daß eine Blüthe der Gränzländer möglich geweſen wäre.

Im Kriege mit den tatariſchen Fürſten war das Glück ſehr wechſelnd; nur Schade daß ſich der Kaiſer in ihre Angelegenheiten einmengte. Die Kokonor Völker ſchlugen zu wiederholtenmalen die chineſiſchen Heere; darauf ſuchte der mächtigſte Häuptling für ſich um eine Gemahlin aus der kaiſerlichen Familie und die claſiſchen Bücher nach, um ſich zu belehren; nach langer Ueberlegung geſtand man ihm dieſes auch zu. Einige Große wollten dieß jedoch nicht, denn ſie fürchteten daß die Barbaren durch das Leſen ſo klug wie die Chineſen werden würden, und dann auch erlernen, wie das Land zu regieren wäre!

Ein armer Sklave hatte ſich von Mantſchuria nach China geflüchtet; da er ſehr gutes Talent beſaß, nahm ſich ein chineſiſcher Officier ſeiner an. Sein Name war Ganloſchan. Da er von ſehr einnehmendem Aeußeren war, wurde ihm bald eine kleine Armee anvertraut, die jedoch die Tataren ſchlugen; da er nicht zu ſeinem alten Herrn zurückkehren konnte, ſuchte er ſein Glück am Hofe. Dort wurde der Kaiſer von ſeinem freundlichen und treuherzigen Weſen ſo ſehr eingenommen, daß er ihn beſtändig bei ſich behielt. Ganloſchan ſuchte ihn auch zu bereden daß er ihm bis zum Tode treu ſeyn wolle, und führte ſelbſt ein Zeichen an, welches, wie er vorgab, der Himmel ihm gegeben hatte um den Eifer für ſeinen Herrn zu befeſtigen. Er ſah nämlich eine ganze Menge Würmer vor ſich, und that ein Gelübde daß, wenn er nicht Siuentſong bis zum Tode ergeben ſeyn könnte, dieſe ſein Herz zernagen, wenn es aber anders ſey, das Ungeziefer ſogleich vernichtet werden möchte. Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, ſo flog eine Anzahl Vögel herbei, welche die Inſecten auffraßen. Eines andern Tages ſaß er mit ſeinem dicken Bauche

in Gegenwart des Kaiſers; als dieſer ihn fragte: „Ganloſchan was haſt du in deinem Wanſt?“ „Majeſtät,“ erwiederte er, „der Bauch iſt voll Treue und Ergebenheit.“ Nachher machte der Kaiſer ihn zum Prinzen des Reiches und gab ihm einen großen Landſtrich zum Beſitze. Da erwachte in ihm der treuloſe Gedanke, ſeinen Wohlthäter vom Throne zu ſtoßen; er ſandte nun erſt die treuen Officiere weg, deren Stellen er mit ſeinen eigenen Creaturen beſetzte. Noch wollte der Monarch ſeinen üblen Abſichten keinen Glauben beimeſſen, als das Geſtändniß eines Verſchnittenen und die Menge von Pferden, welche er von der Tatarei holen ließ, ihn endlich überzeugten, daß er mit verrätheriſchen Anſchlägen umgehe. Da rief er den Undankbaren nach der Hauptſtadt unter dem Vorwande, ihn mit einer Prinzeſſin zu verheirathen; allein er wollte nicht kommen. Ein Botſchafter, den er an ihn abgeſandt hatte, wurde mit Stolz empfangen, und ehe man es ſich verſah, ſtand er ſchon mit einem tüchtigen Heere in Liaotong. Ganloſchan bemächtigte ſich der alten Hauptſtadt; raſch durchzog er das Land, ohne irgend Widerſtand zu finden. Nur in einer Schlacht beſiegte ein chineſiſcher General den Rebellen, und hätte Hiuen nur raſch den Sieg benützt, ſo wäre noch Rettung vorhanden geweſen. Anſtatt deſſen nahm er den Rath treuloſer Miniſter an und verließ unter allgemeinen Beileidsbezeugungen die Hauptſtadt. Nur der Kronprinz beſaß noch einigen Muth; er verſammelte eine Schaar Getreuer, die Leben und Tod mit ihm theilen wollten; ſie riefen ihn ſogleich zum Kaiſer aus 756, um das Reich in den letzten Zügen zu retten.

Obgleich das Land unter der Regierung des Hiuentſong viel gelitten, vorzüglich an den Gränzen, ſo zählte es dennoch am Ende 321 Städte erſter und 1538 zweiter Claſſe, und ungefähr 52 Millionen Einwohner. Von den Einkünften des Staates wiſſen wir nichts; dieſe waren jedoch bedeutend.

Gerne gab der Vater ſeinem Sohne, den wir nun Sutſong nennen müſſen, alle Gewalt in die Hände, und behielt ſich nur den letzten Beſchluß über jede wichtige Sache vor. Sutſong feuerte auch die Soldaten an, ſich tapfer zu wehren, und da einige Officiere von Uebergabe ſprachen, wurden ſie enthauptet. Der Commandant einer Stadt, welche von den Aufrührern belagert worden war, hatte alle Pfeile verſchoſſen. Da ſtellte er einen

Haufen Strohmänner auf die Wälle, nach welchen die Feinde zielten; ſo erhielt er wieder hinreichendes Geſchoß, um in der folgenden Nacht einen Ausfall zu wagen. Die Belagerer dachten, daß dieß ein verſtellter Angriff ſey, und ließen die Braven ruhig nahe kommen. Dieſe, von Verzweiflung beſeelt, fielen wie Tiger über die Rebellen her und brachten ihnen eine gänzliche Niederlage bei. Die Türken wollten nun das chineſiſche Joch abſchütteln und machten einen Einfall, der aber mißlang. Nun kamen die weſtlichen Tataren dem rechtmäßigen Kaiſer zu Hülfe, und man fing wieder an einige Hoffnung zu hegen.

Ganloſchan war unterdeſſen in die Hauptſtadt eingezogen; er vergnügte ſich damit, dem Spiel der abgerichteten Elephanten, welche der Kaiſer zu ſeiner Beluſtigung am Hofe hatte, zuzuſehen, während ſein Geſindel wüthend hauste. Er glaubte nun Rache für den Tod ſeines Sohnes, welchen ſein Wohlthäter getödtet hatte, als er von ſeiner Empörung hörte, nehmen zu können. Doch ſollte er nicht lange die Früchte ſeiner Untreue genießen. An einer ſehr empfindlichen Augenkrankheit leidend, welche beinahe in Blindheit überging, war er oft gegen ſeine Officiere ſehr barbariſch, und verlor dergeſtalt die einzige Stütze, ſeinen Länderraub zu bewahren. Da gebar ihm ein Kebsweib einen Sohn, welchen er zum Nachfolger zu beſtimmen wünſchte. Seinem älteſten Prinzen war dieſe Zurückſetzung unerträglich; daher verband er ſich mit einigen Verſchnittenen zum Sturze des eigenen Vaters. In der Nacht ſchlichen ſie in ſein Zimmer und gaben ihm den Todesſtoß. Dieß war das traurige Ende des Falſchen.

Der Tod des Länderräubers brachte eine ſehr große Veränderung im Kriege hervor. Die Chineſen, von neuem Muthe beſeelt, behielten die Oberhand in vielen Schlachten, bemächtigten ſich wieder der Hauptſtadt und trieben den Feind in eine Ecke des Landes zurück. — Man handelte jedoch treulos gegen den Anführer der Rebellen; dieſe Wortbrüchigkeit hinderte jenen an der Uebergabe. Er aber wollte dem Vatermörder nicht länger gehorchen; der Sohn dieſes Prinzen fiel mit ſeinen Garden über ſeinen eigenen Vater her und ermordete ihn.

Der alte Kaiſer lebte noch. Durch biedere Güte zog er alle Herzen an ſich. Da raunte ein Miniſter des Sutſong ſeinem Herrn ein, daß durch die große Volksliebe, die man dem Alten

Digitized by Google

erwies, ſehr leicht eine Umwälzung hervorgebracht werden könne. Daher brachte der Kaiſer ſeinen Vater nach einem andern Palaſt, wo er abgeſchieden von der ganzen Welt ſeine Tage verbrachte. Der unbegründete Argwohn rührte das Herz des Greiſes; er ſtarb voll Kummer, daß ſein eigenes Kind ihn für einen Empörer gehalten habe. Dieß ging dem Monarchen ſo ſehr zu Herzen, und die Gewiſſensbiſſe, einem Hofſchranzen gegen ſeinen Vater Gehör gegeben zu haben, wurden ſo verzehrend, daß er bald darauf ſelbſt ins Grab ſank (762).

Derſelbe Miniſter, welcher Schuld an dieſen Unfällen hatte, erklärte am Anfange der Regierung des Taitſong, daß er alle Sorgen der Verwaltung ſelbſt übernehmen wolle, und daß der junge Kaiſer mit der Oberherrſchaft des Reiches ſich begnügen ſolle. Der Fürſt gab nicht eine Sylbe zur Antwort; um ſeinen Widerwillen zu verbergen, erhob er den ehrgierigen Staatsmann zu großen Ehren. Das freute ihn herzlich; er wurde nun noch anmaßender; aber eines Morgens fand man ihn mit abgeſchnittenem Kopfe und abgeſchnittener Hand im Bette, ohne daß man die Thäter ausfindig machen konnte. Die Empörung nach vielen Schlachten und Verheerungen neigte ſich auch zum Ende, denn der Rädelsführer und Mörder ſeines Vaters wurde ſo in die Enge getrieben, daß er ſich ſelbſt erdroſſelte. Der Staat hatte nachher nur die Räuberbanden und Freibeuter zu unterdrücken. Plötzlich brachen die Tufans von Kokonor in China ein. Ihr Marſch war ſo eilig daß, ehe noch ein Heer ihnen entgegen geſchickt werden konnte, ſie ſchon die Hauptſtadt erreicht hatten und dort die gräßlichſten Plünderungen verübten. Auch mit dieſen nahm es ein tapferer General auf; nach vielen blutigen Treffen, vermittelſt ſeiner Ueberredungskunſt, bewog er auch dieſen Feind aus dem Lande zu ziehen. Da zählte der Kaiſer ſein Volk, und ſiehe! es war durch Schwert, Peſt und Hungersnoth beinahe die Hälfte der Unterthanen umgekommen. Der Monarch hörte daher gerne den Ermahnungen zu, welche man ihm wegen der Verwaltung machte. Da einer ſeiner Lieblinge angeklagt wurde, entließ er ihn aus ſeinem Dienſt, obgleich er ſelbſt nicht glauben konnte daß er ſchuldig wäre. Dem Sohn des Generals, welcher das Land von den verheerenden Feinden befreit hatte, vergab er, als dieſer ſich keck gegen eine kaiſerliche Prinzeſſin,

ſeine Frau, ausdrückte, daß er ſo viel Recht wie ihr Vater auf die Krone habe und ſich derſelben ſchon längſt hätte bemächtigen können. Allein die Geſellſchaft der Verſchnittenen war ihm theuer; daher vertraute er ihnen die höchſten Poſten des Staates an, ohne ſich um den Tadel der Cenſoren zu kümmern. Dieß war eine ſehr ſtürmiſche Regierung, voll Blut und Meutereien, ſo daß Taitſong kaum einen Augenblick die Segnungen des Friedens genoß. Noch im kräftigen Mannesalter ſtarb er (779). Er war ein Fürſt, mehr leidend als thätig, gutmüthig und treu ſeinen Verſprechungen; er würde in günſtigeren Zeiten ein Vater ſeines Landes geweſen ſeyn. Sein Sohn Tétſong, unter der Vormundſchaft des berühmten Feldmarſchalls Kuotſeji, wurde ſein Nachfolger.

Der alte General hatte viele Söhne und Töchter, die ihm ſo zahlreiche Enkel gebaren, daß er ſie nie bei Namen nennen konnte, und an ſeinem Geburtstage ſein ganzes Haus von Verwandten gefüllt ſah. Seine Dienerſchaft beſtand aus 3000 Menſchen, welche alle genug beſchäftigt waren die Befehle ihres Herrn auszuführen. Der Greis ſelbſt war ein Feind aller Parteilichkeit, er vergab die Stellen nicht nach Gunſt, ſondern nach dem Talente der Officiere, ſo daß er einen großen Anhang der bravſten Menſchen um ſich hatte. Er war ein offener ehrlicher Mann, verſtand ſich nie auf Kniffe, und ſo lange er am Steuerruder ſaß, war das Land ruhig und jeder fürchtete den Oberherrn.

Der junge Tétſong wünſchte die ganze Verwaltung zu verbeſſern; daher entließ er die vielen Frauen, die Streithähne und andere Thiere welche man des Vergnügens wegen am Hofe mit ſehr großen Koſten unterhielt. Er wünſchte auch die Zahl der Bettelmönche zu vermindern, und beſtand auf einer Veränderung in der Verfaſſung der Bonzen. Da er die Unterſchleife und Unterdrückungen der Mandarine fürchtete, ſo gab er ſehr ſtrenge Geſetze, daß jeder Ankläger vorgelaſſen werden ſollte. Die Folge aber war, daß bösartiges Geſindel ihn mit Bittſchriften beſtürmte; daher mußte man dieſen Plan wieder aufgeben. — Der Kaiſer wünſchte von allem Aberglauben frei zu ſeyn und wollte ſich durchaus nicht um Vorzeichen bekümmern. Deßhalb lachte er über die Deutereien der Wolken und anderer Himmelszeichen. Ein Statthalter hatte ſeinem Vater eine Katze von beſonderer Eigenthümlichkeit zugeſandt, die nicht nur ihren Jungen, ſondern

auch den Ratten Milch gab. Er aber ſpottete ſolcher Narrheiten und wollte den elenden Wahrſagern durchaus keinen Glauben beimeſſen.

Nun hätte man erwarten können daß ſeine Regierung kräftig und heilbringend fürs Volk hätte ſeyn können; allein darin betrog man ſich; anſtatt deſſen brach wieder Aufruhr in vielen Gegenden aus. Selbſt die Soldaten welche man von der Hauptſtadt zur Tilgung der Unruhen ausgeſandt hatte, ſahen ſich auf ſehr ſchlechte Koſt beſchränkt, ihre Familien nicht verſorgt, und ſonſt in elenden Umſtänden. Daher errichteten ſie das Panier der Empörung, wählten einen Anführer der ſich zum Kaiſer ausrief, jagten den unglücklichen Tétſong aus der Hauptſtadt und begingen die größten Gräuel an den Gräbern und in der Ahnenhalle des Oberherrn. Da erſchrack der Kaiſer über die beſtändigen Unglücksfälle; um die Empörer wieder zur Pflicht zurückzubringen, machte er eine allgemeine Amneſtie bekannt, welche nur den gottloſen Gegenkaiſer von allem Erbarmen ausſchloß. Dieſes Schreiben, in welchem er ſich ſelbſt vieler Verbrechen beſchuldigte und als die Urſache aller Unfälle angab, fand allgemeinen Beifall. Mancher der Aufrührer ſteckte das Schwert in die Scheide und half ſeinem Oberherrn, die Wellen des Aufruhrs zu ſtillen. Nach fortwährenden Scharmützeln entſtand dann endlich Friede; aber viel Blut war gefloſſen; der arme Bauer hatte noch überdieß von Dürre und Ueberſchwemmung viel zu leiden. Kaum war man mit den Häuptern der Empörung fertig, ſo brachen nun die Tuſanen ins Land, und der Kaiſer war genöthigt mit ihnen einen ſchimpflichen Frieden zu ſchließen. Das Aergſte aber war daß man eine chineſiſche Prinzeſſin in die Arme des benachbarten Türken-Häuptlings liefern mußte, und dieß aus bloßer Schwäche. Der ſehr unternehmende und glückliche General, welcher ſo viel für das Land gethan, verliebte ſich in eine Verwandte des Monarchen; er pflog mit ihr verbotenen Umgang, was dem Kaiſer ſo mißfiel, daß er die letztere ins Kloſter jagte und den erſtern aus der Hauptſtadt verbannte. Dadurch verlor er nun ſeine beſte Stütze und wurde wieder in den elendeſten Zuſtand verſetzt. Er hatte viele vortreffliche Eigenſchaften, war leutſelig, liebte das Volk, war gerecht, fleißig und entſchloſſen, und dennoch immer im Unglück. Als er den Thron beſtieg, wurde allgemeines

Glück der Nation zu Theil; als er ſeine Regierung endete (804), war das Volk in tiefer Trauer; nicht etwa wegen ſeines Verluſtes, ſondern weil ein Jeder ſo viel zu leiden hatte.

Tſchuntſong war ein gelehrter Jüngling, der Gedichte ſchreiben und beurtheilen konnte, und hatte tapfer für ſeinen Vater in den Schanzen gefochten. Es fehlte nichts, um ihn zu einem tüchtigen Regenten zu machen, als die Liebe der Unterthanen und die Anhänglichkeit der Großen; beides ſchien man ihm aber nicht zu zollen. Eine Krankheit kam noch überdieß dazu; da ſchrieben ihm einige Staatsmänner, daß er ſich ganz und gar der Regierungsſorgen entſchlagen und ſeinem Sohne dem Kronprinzen die Regierung übergeben ſolle. Außerordentlich, wie dieſe Aufforderung, — der demüthige Fürſt willigte ſehr gerne in dieſe Bitte, übergab das Scepter dem Hientſong, und der Tod ereilte ihn ſchon im folgenden Jahre (805).

Bei der Thronbeſteigung erhielt dieſer junge Mann, deſſen Ernennung zum Kaiſer allgemeine Freude verbreitete, ſehr koſtbare Geſchenke, welche er alle zurückwies. Selbſt zwei ſchöne Dirnen wollte er, ungeachtet ihres anziehenden Weſens, nicht in das Harem nehmen. Mit fröhlicher Hoffnung blickte er nun in die Zukunft, ſich im voraus der glücklichſten Regierung erfreuend. Allein ſein heiterer Blick wurde bald durch den unerwarteten Tod eines biedern Generals getrübt. Dieſer war der Gegenſtand höchſter Ehrfurcht unter ſeinen Soldaten, welche ihn als ihren größten Wohlthäter anſahen. Denn er nahm ſich ihrer Wittwen und Waiſen an, und verſorgte auch die Frauen, wenn ſie im Felde waren. Zum Andenken errichteten ſie ihm ein prächtiges Denkmal, wo ſie regelmäßig ihre Opfer brachten. — Kaum hatte er ſeine Augen geſchloſſen, als ein ſehr ſtolzer und grober Officier, welchen man wider Rath und Willen des Kaiſers in eine entfernte Provinz geſandt hatte, ſich empörte, und durch Gewalt der Waffen, nach vielem Blutvergießen wieder zum Gehorſam gebracht werden mußte. Nun kamen alle Statthalter nach der Hauptſtadt, um dem Monarchen Glück zu wünſchen; da ein Verwandter des Hientſong. ausblieb, hegte man ſogleich Verdacht gegen ihn. Dieſer beſtätigte ſich auch ſehr bald, und es wurde klar, daß der Verwegene nach der Krone ſtrebe. Allein auch er wurde gefangen genommen und hingerichtet, und ſeine zahlreichen

Digitized by Google

Güter unter die Staatsdiener vertheilt. Nun ſuchte der Kaiſer ernſtlich ſich die Liebe der Nation zu erwerben, und berieth ſich mit den Miniſtern über jede Maßregel. Um dem Uebel der Empörung abzuhelfen, wollte man die erblichen Stellen der Mandarinen abſchaffen, denn dieſe ſahen ſich im Beſitz großer Vorrechte, und konnten jeden Augenblick einen Aufſtand wider die Regierung verurſachen. Das Feſthalten an alten Gebräuchen ſtellte den neuen Anordnungen große Hinderniſſe entgegen. — Der Monarch verzichtete auf die Ehre, eine marmorne Tafel mit der Inſchrift des Tugendhaften und Heiligen in einem Tempel aufzuſtellen; denn ſeine Rathgeber behaupteten, daß weder Jao noch Schun dieß gethan hätte. Der einzige Vorwurf, welchen man ihm machen konnte, war, daß er den Verſchnittenen zu viel Einfluß gab. Trotz aller Ermahnungen der ehrſüchtigen Großen wollte er ſeine Lieblinge durchaus nicht verſtoßen. Einer dieſer wurde zum General ernannt und zog mit ſeiner Armee gegen einen Rebellen. Dieſer lachte der Ohnmacht des Armen, welcher es wagte ihn anzugreifen, und beſiegte ihn in zwei Treffen. So konnte denn der Miniſter darauf beſtehen, ihn von allen ſeinen Stellen zu entlaſſen. Die Staatsmänner wurden daher immer dreiſter; that der Monarch etwas, was gerade nicht mit ihren Anſichten übereinſtimmte, ſo tadelten ſie ihn oft ſehr rauh. Wenn er nachgab, ſo wurden ihm noch derbere Verweiſe gemacht, ſo daß er recht demüthig ſich gegen ſeine Diener zu betragen hatte. Als er einſt die Akademie ziemlich lang nicht mehr verſammelt hatte, um das Gutachten der Mitglieder einzuholen, nöthigte ihn das Miniſterium ohne weitere Rückſicht dazu. Der Kaiſer war ſehr der Jagd ergeben; nachdem er ſich lange um Hirſche umgeſehen und gerade einige zu Geſichte bekam, erinnerte er ſich, daß der Rath zu derſelben Stunde Sitzung habe; ſtracks kehrte er nach ſeinem Palaſte zurück, um keinen Anſtoß zu geben. Einer ſeiner Diener machte ſich ein Vergnügen daraus, dem Hientſong zu widerſprechen; als ſich dieſer darüber beklagte, verſicherte man ihm, daß die Geradheit des Mannes, der alles aufs trefflichſte verwaltet zu ſehen wünſchte, die eigentliche Urſache ſey. Damit gab ſich der gutmüthige Fürſt wieder zufrieden.

Es gab jedoch eine Angelegenheit des Staates, welche ſich weder durch Unterſuchung, noch durch Gebote in Ordnung bringen

ließ. Dieß war das Finanz-Syſtem. Der Staat war genöthigt 800,000 Soldaten zu unterhalten. Die Zahl der Beamten war ungeheuer, und anſtatt ſie unter den vorigen Regierungen zu vermindern, hatte man ihnen größern Gehalt zugeſtanden. Die Armee konnte man wohl der vielen Feinde wegen nicht entlaſſen; allein die Mandarine erhielten weniger Geld und Reis, und mußten ſich damit zufrieden ſtellen, ein beſchränkteres und ſparſameres Leben zu führen. Aber ſchon 119 v. Ch. hatte man den Stein der Weiſen gefunden; durch eine gewiſſe Art von Leder, welches, ſehr verziert, zur Bezahlung des Gehaltes den Höflingen gegeben wurde, hatte man den Mangel an Geld erſetzt. Dieß war ein Plan des erfinderiſchen Wuti. Als der Staat am Ende der Sui-Dynaſtie wegen der ungeheuren Ausgaben des Jangti beinahe bankerott geworden, ſo gab man allerhand Metallen und Sachen den Werth des Silbers und trieb beim Kauſe der geringſten unentbehrlichſten Bedürfniſſe einen Austauſch. Allein Hientſong handelte viel klüger, um dem Elende des Landes abzuhelfen. Er nöthigte die Großen, eine ziemliche Menge Geld in den öffentlichen Schatz niederzulegen, wofür ſie Empfangſcheine erhielten. Dieſe aber wurden gangbar wie baares Geld, und dieß gab Gelegenheit zum Papier-Umlauf, wodurch dem Staate großer Nutzen erwuchs. In der Folge werden wir von Banknoten zu ſprechen haben; allein Niemand handelte ſo rechtlich und brachte alles in ſolche gute Ordnung, als Hientſong, ſo daß man ſeinen Schuldſcheinen den größten Glauben beimaß.

Die Miniſter, welche ſo große Macht an ſich geriſſen hatten, waren oft ſehr hart und ſchonungslos gegen die Gouverneure der Provinzen. Einer derſelben, welcher früher ein Aufrührer geweſen, hatte ſeine Abgeordneten nach der Hauptſtadt geſandt, um ſeine Geſchäfte dort zu betreiben. Mit großer Verachtung hörten die Räthe ſein Begehren an und entließen ſie unverrichteter Sache. Dieſe fühlten ſich durch dieſe Behandlung gekränkt, und als jene des Abends vom Palaſte nach ihren Häuſern zurückkehrten, ſchoſſen ſie auf ſie und tödteten einen derſelben, während der zweite ſehr ſchwer verwundet wurde. Der Kaiſer war hierüber ganz troſtlos und beſtellte eine ſtarke Wache um das Haus ſeines Freundes. Als er wieder genas, war Hientſong vor Freude außer ſich. Seine Unterhaltungen waren lang und wichtig.

Als er eines Nachmittags mit großem Talente ſeine Anſichten erklärt und den anweſenden Mandarinen alles deutlich gemacht, rann der Schweiß über ſeinen Nacken herunter und die Kleider waren ganz durchnäßt. Da baten ihn die Beamten ſich zurückzuziehen um friſche Kleider anzulegen; Hientſong aber ſagte: ſoll ich mich nun zu den Weibern und Verſchnittenen begeben, und den Unterricht der Weiſen auf dieſe Art verlieren? das will ich nie thun.

Nicht lange vor ſeinem Tode hatte ein verwegener Empörer eine Menge Meuchelmörder heimlich nach der Reſidenz geſchickt, um dieſe in Brand zu ſtecken, und dann die Höflinge, welche ihnen in den Weg kämen, niederzumetzeln. Obgleich der böſe Plan entdeckt wurde, ſo ging doch ein ſolches Treiben dem Monarchen ſehr nahe; alle Freude ſchien aus ſeinem Angeſichte entſchwunden. Zwar waren ſeine Generale ſehr ſiegreich wider die Häupter der Empörung und gaben dem Lande den Frieden; allein kaum war die Siegesfeier vollendet, ſo brachen auch ſchon die Tufanen ins Land und richteten ſehr viel Unheil an, ohne daß man ihnen nachdrücklich die Spitze hätte bieten können.

Hientſong wollte ſich Unſterblichkeit erringen und ewig auf einer Erde, wo ihm ſo viel Unheil zu Theil geworden, leben. Daher war er auch immer mit den Rationaliſten beſchäftigt, welche das Elixir, das dieſe Gabe verleiht, ſehr gut verſtanden. Allein er trank zu viel davon und ſtarb deßhalb eines unzeitigen Todes (820).

Kurz vorher hatte er das Vergnügen, daß der General eines Rebellen, in welchem die Treue gegen ſeinen Kaiſer wieder lebendig geworden war, ſeinen eigenen Herrn ergriff und ihn mit ſeiner ganzen Familie im Angeſichte des Heeres hinrichtete. Nicht lange danach gab ein Bonze vor, daß er einen Finger des Buddha habe, der als eine der köſtlichſten Reliquien die Kraft beſitze durchs ganze Volk Glück und Zufriedenheit zu verbreiten. Dieß gefiel dem Hientſong ungemein; er holte daher die Knochen mit großer Pracht nach der Hauptſtadt, wo ſie auf einem herrlichen Gerüſte dem erſtaunten Hofe und Volke gezeigt wurden. Als ein Juſtizbeamter ſich über ſolche Narrheiten öffentlich beklagte drohte ihm der abergläubiſche Monarch mit dem Tode. Der Finger blieb auf ſeiner Stelle, das fruchtbare Jahr jedoch blieb aus.

Hientſong meinte es herzlich, hatte jedoch nie Willenskraft genug ſeine Pläne auszuführen, und blieb immer ein Sklave der Miniſter. Wie verſchieden war er von ſeinem Zeitgenoſſen Karl dem Großen und dem weiſen Kalifen Bagdads.

Mutſong war ein lebensfroher leichtſinniger Jüngling, welcher dem Vergnügen mit ganzer Seele nachhing. Anſtatt die Trauer, wie es das Buch des Ritus verordnet, drei Jahre zu tragen, legte er die weißen Kleider ſchon nach einem Monate ab, ging auf die Jagd, gab ſeinen Großen Bälle und ſchien allen Gram über den Tod ſeines Vaters vergeſſen zu haben, ungeachtet der ernſten Ermahnungen ſeiner Miniſter zum Anſtande. Ein Fürſt welcher um ſeine Eltern trauert, muß ſich ganz durch Kummer abmergeln und allen Geſchäften und Genüſſen entſagen. Man hatte erwartet, daß dieſer junge Mann eine ernſte Unterſuchung über die Vergiftung des Hientſong anſtellen werde; allein er entfernte nur die Rationaliſten, welche ihm die Ambroſia gegeben, und ließ die ganze Sache mit Stillſchweigen vorübergehen. Die Verſchnittenen, welche überdieß die Taoprieſter gerne um ſich ſahen, beredeten ihren Zögling, ſie wieder zu Ehren anzunehmen. Obgleich nun Mutſong den Tod ſeines Vaters vor Augen hatte, ſo wollte er dennoch ſich der köſtlichen Getränke dieſer Elenden bedienen, um ewig zu leben; daher nahm er jeden Tag ihre Arzneimittel, die ihn auch in wenigen Jahren zum Grabe brachten.

Mutſong war freigebig, lebte immer mit ſeinen Genoſſen, als ob ſie ſeines Gleichen geweſen wären, und vertheilte das Geld des öffentlichen Schatzes mit ſehr verſchwenderiſcher Hand. So hatte man bald großen Mangel an Silber; da gerade wieder Empörungen unter den Statthaltern ausbrachen, konnte man kaum das Heer unterhalten, und mußte den Rebellen viele Vorrechte einräumen, bis ſie wieder zur Ruhe kamen. — Mutſong, immer kränklich, übertrug die Regierung dem Kronprinzen (823); die Kaiſerin aber, wie auch ihr Bruder, lehnten es ab, die Vormundſchaft zu führen; denn ſie erinnerten ſich der frühern fürchterlichen Scenen, welche unter den Regentſchaften ſtattgehabt hatten.

Kingtſong war ſeinem Vater ſehr ähnlich, und wollte ſorgenlos durchs Leben wallen. Daher war Scherz, Spiel und Jagd

ſeine ſtete Beſchäftigung: Wenn ihm ein Miniſter Vorwürfe machte, ſo gab er willig Gehör und ſagte er habe recht; ja machte ihm ſogar noch Geſchenke. Die Cenſoren waren daher äußerſt bemüht ihm weiſe Lebensregeln zu geben, und ſchrieben ſehr viel, doch ohne den geringſten Erfolg. Der junge Prinz war oft ſehr lange vom Palaſte abweſend. Eines Tages faßten einige verwegene Höflinge den Entſchluß ſich desſelben zu bemächtigen. Die Aufrührer hieben die Garden nieder und fanden ſich bald im Beſitz des kaiſerlichen Harems, wo ſie ſogleich zu ſchwelgen anfingen. Als Kingtſong davon hörte, rief er aus: „wo ſind meine Weiber?" da dieſe von einem treuen Diener herbeigeführt wurden, bekümmerte er ſich ſehr wenig um den Vorfall. Endlich überfiel die Räuber Furcht; ſie verließen das Gebäude ſo ſchnell, als ſie es betreten hatten. Dieſe bittere Erfahrung jedoch machte durchaus keine Veränderung in dem Betragen des Kingtſong. Er hatte um ſich her eine Menge der ſtärkſten Trabanten verſammelt; mit dieſen durchzog er das Land und behandelte ſie als ſeine Lebensgefährten und Geſellen. Kam ihm Jemand in den Weg, oder wurde ſein Zorn gereizt, ſo gab es Stockſchläge ohne Schonung. Die Verſchnittenen litten gewöhnlich am meiſten; denn obgleich er ſie gerne in ſeinem Gefolge hatte, ſo verachtete er doch dieſe elenden Menſchen und machte ſie oft zu Gegenſtänden des Spottes. Eine Reiſe, welche er nach der öſtlichen Hauptſtadt unternehmen wöllte, um dort die warmen Bäder zu beſuchen, wurde durch die Gegenvorſtellungen der Miniſter, denen er gerne Gehorſam leiſtete, vereitelt. Dagegen trieb er leidenſchaftlich die Jagd und hielt ſich für den glücklichſten der Sterblichen, wenn er viele Thiere erlegte. Eines Tages kehrte er ermüdet von ſeinem Zuge zurück, veranſtaltete jedoch noch ein Spiel mit ſeinen Untergebenen, wo er ſo viel Wein trank, daß die Verſchnittenen ihn betrunken nach dem Palaſte tragen mußten. Da er ſie früher beleidigt hatte, ſo wollten ſie nun ſich rächen und warfen ſich, nachdem alle Lichter ausgelöſcht waren, auf den unglücklichen Fürſten, um ihn zu erſticken. Kaum hatten ſie ihr mörderiſches Vorhaben in Ausführung gebracht, als der Rädelsführer zu dem Miniſter ging, und das Schwert ihm an die Kehle ſetzend ihn nöthigte, ein Schreiben im Namen des Kaiſers auszufertigen, worin ein gewiſſer Prinz zum Thronfolger ernannt wurde. Aber

daſ Verbrechen konnte nicht lange geheim bleiben; ein anderer Verſchnittener raffte die Garden zuſammen, tödtete die Mörder und rief mit Bewilligung der Kaiſerin den Bruder des Gemordeten zum Regenten aus (826). Dieſer beſtieg den Thron unter dem Namen Wentſong.

Sein erſtes Unternehmen war, den Hofſtaat zu verringern. Daher verabſchiedete er 3000 Weiber und eine Menge von Bedienten; überdieß entließ er die zahlreichen Jäger mit allen Falken und Hunden. Um nun recht ſparſam zu leben, machte er die Cenſoren zu ſeinen Verwaltern, ſo daß ihn das Land als einen der größten Weiſen ehrte. Die Verſchnittenen aber, welche ſich in alle Regierungsgeſchäfte eingemiſcht, wurden zum großen Nachtheil des Reiches beibehalten. Der Kaiſer fürchtete ſie; denn das Drittheil der Mandarinen waren ihre Creaturen. Um die Soldaten zur Tapferkeit anzuſpornen, wurde eine alte Verordnung, daß die Officiere ausſchließlich aus der Mitte der Gemeinen genommen werden ſollten, wieder in Ausführung gebracht. Der Kaiſer gab jeden Tag Audienz, war immer im Rathe zugegen und that alles mit eigener Hand. Solch ein Anfang erregte natürlich die größten Hoffnungen für die Zukunft.

Noch aber war der Hof voll von Cabalen, und die Miniſter handelten eigenmächtig, als ob ſie keinen Oberherrn hätten. Der Monarch zeigte ſich auch ſehr unentſchieden in der Wahl ſeiner Diener, und ließ ſich durch Andere beſtimmen, wer die wichtigſten Poſten bekleiden ſollte. Einer der treueſten Miniſter beklagte ſich in ernſter und entſchiedener Weiſe über die elenden Verſchnittenen, welche den Untergang der Han-Dynaſtie beſchleunigt hätten. Er nannte ſie die ärgſten Feinde des Landes, und bat Wentſong ernſtlich ſie alle zu verabſchieden. Der Kaiſer aber ſchauderte bei dieſem bloßen Gedanken, und war ſchwach genug einen Staatsmann zum Tode zu verurtheilen, weil er einen Plan zu ihrem Verderben gemacht. Ein anderes Miniſterium, welchem die Verwaltung anvertraut war, nahm eine große Truppenzahl in ſeinen Dienſt; mit Bewilligung des Monarchen machten ſie Vorkehrungen zur Austilgung des Geſindels. Am beſtimmten Tage waren alle Mandarinen im Audienzſaale verſammelt; der Kaiſer ſandte die Verſchnittenen nach einem gewiſſen Orte, wo, wie einer der Höflinge verſicherte, Manna gefallen

ſey. Dort trafen ſie einen der Verſchworenen mit einer handvoll Soldaten an, der ſehr zitterte, und dadurch ſeinen Anſchlag verrieth. Nur ſehr wenige von ihrer Zahl wurden niedergehauen, während die Verſchnittenen ſelbſt, trotz des kaiſerlichen Befehls, ihre Feinde für Landesverräther erklärten und ſie alle ohne Unterſchied ermordeten. Am folgenden Tage vermißte der Fürſt ſeine Miniſter bei der Audienz; die Verſchnittenen antworteten kaltblütig, daß ſie ſich wegen einer fürchterlichen Empörung im Gefängniſſe befänden. Von dieſem Augenblicke an wurden ſie ganz mächtig, und verordneten daß alle Berathſchlagungen und Beſchlüſſe über Regierungsſachen von ihnen ausgehen und den Staatsmännern nur die Ausführung überlaſſen werden ſollte. Wentſong war äußerſt betrübt, als ſo viele ſeiner treueſten Freunde, welche die wahre Stütze des Thrones waren, durch die Eunuchen zum Tode verurtheilt wurden; dennoch aber unterſchrieb er die Befehle. Man ſah ihn nie mehr lachen; immer in ſich gekehrt, ergötzte ihn kein Vergnügen und das Leben war ihm eine Laſt. Da ſtanden wieder einige treue Diener auf, die ihn von der Laſt der Verſchnittenen befreien wollten; allein ſie verſtanden dieß durchaus nicht und brachten nur großes Unglück auf ſich. So ſtarb der Kaiſer vor Gram 840, und konnte nicht einmal ſeine Wahl des Thronfolgers beſtätigt ſehen. Kein Regent hatte edlere Abſichten; Niemand war aber in allen Dingen ſo unglücklich und wegen ſeiner Schwäche ſo bemitleidenswerth.

Wutſong war ein lebhafter, freundlicher, kraftvoller Prinz, der ſein Volk innig liebte, und mit den Miniſtern den vertrauteſten Umgang pflegte. Wenn man ihm ſeine Fehler verwies, ſo bat er, dieß nicht nur einmal, ſondern immer zu thun, damit er ſich beſſern möge. In ſeinen Verhandlungen mit den Barbaren war er ſehr glücklich; die bürgerlichen Kriege der Tataren untereinander verhinderten ihre Anfälle auf China. Eine Prinzeſſin, welche man zum Chan geſandt hatte, um dort einen großen politiſchen Vortheil zu bewirken, kehrte unverrichteter Sache von der Wüſte zurück und that Buße vor den Thoren des Palaſtes im einfachſten Gewande.

Wutſong unterhielt ſich ſehr gern über alle Gegenſtände; da fand es ſich bald daß, als man die Klöſter der Buddhaiſten zur Sprache brachte, er voll Erſtaunen über ihre Menge die

ſtrengſten Befehle gab, den Mönchen und Nonnen Einhalt zu thun. Er ſchrieb daher an alle Behörden in den Provinzen, beſtimmte die Zahl der Häuſer, wo man den Götzen dienen möchte; die übrigen verkaufte er. Die Prieſter und geiſtlichen Frauen wurden zu ihren Verwandten zurückgeſandt. Nachher ergab es ſich, daß dergeſtallt 4600 Tempel und Klöſter abgeſchafft, und 260,000 Mönche und Nonnen ins gemeine Leben zurückgekehrt waren. Und doch hatte China zu jener Zeit nicht mehr als 4,955,151 Familien, die Abgaben bezahlten, ſo daß man annehmen kann, daß der 20ſte Menſch ein Geiſtlicher geweſen ſey. Dieſe Stiftungen beſaßen große Güter, und überdieß die ausgedehnteſten Privilegien, ſo daß der Staat durch dieſe Einziehungen bedeutend gewann.

Die Stunden der Muße pflegte der Fürſt in Geſellſchaft mit den Taoiſten zuzubringen, mit welchen er ſich über die Unſterblichkeit unterhielt. Der Hang zum ewigen Leben, welches der Sohn Gottes nur allein verleihen kann, iſt im Menſchen ſo gewaltig, daß er keine Mühe ſpart, dieſes große Gut zu erlangen; freilich gebrauchen die Meiſten verkehrte Mittel, um das Kleinod zu erhaſchen. Wutſong nahm täglich einen Trank, um ſeine Gebeine zu verändern und unverweslich zu machen; der Leib aber litt dabei, und plötzlich bemächtigte ſich ſeiner eine ſolche Schwäche, daß er lange ſprachlos auf dem Siechbette liegen blieb. Dieſen Umſtand benutzten die Verſchnittenen und ernannten an ſeiner Stelle einen blödſinnigen Verwandten zum Kaiſer (846), welchen wir unter dem Namen Siuentſong kennen. Bald drückten ſie ihrem Oberherrn die Augen zu, und hegten nun die größten Erwartungen, daß ſie die ganze Regierung ſelbſt würden verwalten können.

Allein ſie fanden ſich in ihrem Mann ganz betrogen; denn anſtatt einen elenden Weichling auf dem Throne zu ſehen, war Siuentſong einer der kräftigſten Fürſten, raſch in der Ausführung ſeiner Pläne und den Verſchnittenen ganz abhold; er hatte ſich nur verſtellt, um ihre Gunſt zu erhalten; im Beſitz derſelben erreichte er ſeinen Zweck. Da bereuten ſie es, daß ſie ſich überliſten ließen; Schrecken fiel auf die ganze Schaar, als ſie hörten daß der neue Kaiſer im Geheimen Maßregeln zu ihrer Vertilgung genommen habe. Der Plan wurde nicht zur Ausführung ge-

bracht; allein die Hofſchranzen hegten unverlöſchlichen Groll gegen ihren Oberherrn. Dieſer war ein Mann, der viel Rechtlichkeit beſaß; ohne andere Rückſichten handelte er ganz in dieſem Sinne, und es entſtanden daher oft bedeutende Spannungen. Seine Miniſter jedoch liebten ihn, und die untreuen Diener fürchteten den Kaiſer; denn er hatte einen großen Scharfſinn, ſah bald die Fehler welche ſie begingen, und unterſuchte alle Zweige der Verwaltung mit den Augen eines Luchſes. Sein Gedächtniß war ſo groß, daß er ſich an eine Reihe von Ereigniſſen mit derſelben Lebhaftigkeit erinnerte, als ob ſie im gegenwärtigen Augenblick vorgefallen wären; hatte er einmal einen Ort beſucht oder eine Provinz durchreist, ſo erinnerte er ſich aller Namen. Er war den Soldaten hold, unterhielt ſich gern über politiſche Wiſſenſchaften, und ſchrieb ſelbſt ein Werk, welches ein Beweis ſeiner ſtarken Erinnerungskraft iſt. Konnte man nicht ſehr große Hoffnungen von einem ſolchen Regenten hegen? Leider gerieth Siuentſong auf den Gedanken, die Unſterblichkeit zu erlangen. Um keinen Fehltritt zu thun, ließ er einen der berühmteſten Einſiedler aus ſeinem Schlupfwinkel in den Gebirgen holen, und erſuchte ihn um den Trank der Ambroſia. Dieſer Greis miſchte den Becher, gab ihn dem abenteuerlichen Monarchen und verfügte ſich ſogleich nach ſeiner abgelegenen Zelle. Von dieſer Arznei fühlte Siuentſong erſt einen Schwindel, dann eine Ohnmacht und nach einigen Tagen war er eine Leiche. — Wie wenig Verſtand müſſen die Fürſten China's gehabt haben, wenn ſie nicht durch frühere Beiſpiele der Art abgeſchreckt wurden, dieſelbe Thorheit zu begehen. — An ſeinem Siechbette trauerte Niemand; aber bei ſeinem Vorgänger ſtand in der letzten Todesangſt eine Dirne, die von ihm äußerſt geliebt, auch vom Eheherrn im Hades nicht getrennt leben wollte. Sobald daher der Monarch die Seele ausgehaucht, erdroſſelte ſich die Geliebte.

Itſong liebte, wie ſein Vater, Muſik und Schauſpiel, erfreute ſich der Gaſtmähler und des Rauſches, war oft mit ſeinen zahlreichen Freunden bis zum Morgen im Trunke und Wohlleben beiſammen, und lachend ging er dann in den großen Saal, um dort Audienz zu geben. — Man konnte daher ſchon vorausſehen, daß unter einer ſolchen Regierung weder Kraft noch Wille zur Ausführung großer Endzwecke gefunden werden würde; doch

waren die Ereigniſſe anderer Art, als man erwarten konnte. Erſt brach eine Empörung in Tſchekiang aus, welche mit großer Wuth fortgeführt wurde. Der Rädelsführer bemächtigte ſich mehrerer Städte, erpreßte Abgaben, nahm das öffentliche Geld, und brachte Tauſende von dem Geſindel an ſich. Es wurde daher dem chineſiſchen General äußerſt ſchwer ihn zu bekämpfen; das Land genoß erſt nach langem Blutvergießen Ruhe. Kaum war dieſer Aufruhr geſtillt, ſo erklärte der Oberherr von Junnan, daß er nicht länger der chineſiſchen Fahne huldigen wollte; er ſtellte ſich dreiſt und verwegen mit einem zahlreichen Heere dem Generale des Mittelreiches entgegen. Es kam nun zur Schlacht, der Empörer blieb ſiegreich. Nachher aber wurden neue Truppenmaſſen in das Land geſandt und die Armee des Junnan aufs Haupt geſchlagen. Die Soldaten, welche dieſen Sieg erfochten, wurden noch lange dort zurückgelaſſen, ohne daß man ihnen den verſprochenen Sold bezahlte; darüber entſtand Mißvergnügen, welches eine Meuterei zur Folge hatte. Die Vertheidiger ihrer Rechte fochten hartnäckig; da ſehr viele Beute in ihrem Gefolge zu erhaſchen war, vermehrte ſich die Zahl der Anhänger. Aber plötzlich verkündigte der chineſiſche Oberbefehlshaber eine allgemeine Amneſtie, ja beſchenkte ſelbſt die Gehorſamen, welche ſich zu ihm begeben würden. So wurde denn die Zahl der Ueberläufer äußerſt bedeutend, und bald war das Heer der Unruheſtifter ſo zuſammengeſchmolzen, daß in einem entſcheidenden Treffen die Ueberbleibſel in Stücke gehauen wurden, oder in dem nahen Fluß ertranken. So waren auch dieſe Gräuelſcenen beendigt. Allein bald brach ein anderer Aufſtand aus, der auch wieder ſehr glücklich durch Gewalt der Waffen geſtillt wurde.

Der Kaiſer lebte unterdeſſen fröhlich und ſchwelgend in der Reſidenz. Ging er auf eine Luſtfahrt, ſo hatte er nie weniger als 10,000 Hofleute in ſeinem Gefolge. Alles war Freude und Wonne, bis eine gewiſſe Prinzeſſin, wie man glaubte durch Ungeſchicklichkeit der Aerzte, ihr Leben verlor. Da ließ der Jtſung die unglücklichen Aerzte hinrichten und ſtellte ihre Verwandten auf den Pranger. Obgleich die Cenſoren ihm über dieß harte Verfahren Gegenvorſtellungen machten, ſo kehrte ſich der Autokrat ſehr wenig an ihre Bemerkung. Das Leichenbegängniß war ſehr prächtig; denn die Verſtorbene war äußerſt geliebt, und hunderte

von Trauerſpielen wurden an ihrem Grabe gegeben, um ihren Verluſt nur noch eindrücklicher zu machen.

Gerade um dieſe Zeit hörte Itſong daß ein wunderbarer Knochen des Buddha, welcher ein ungeheures mammuthähnliches Gerippe gehabt zu haben ſcheint, in einem Tempel aufbewahrt würde. Da wurde die Reliquie unter großem Pomp nach dem Palaſte gebracht; der Kaiſer fiel auf die Knie, den Kopf aus Ehrfurcht auf die Erde ſtoßend. Die Höflinge hatten dieß kaum bemerkt, als ſie in ihrer Anbetung noch viel weiter gingen und die herrlichſten Geſchenke dem Knochen opferten. So wurde dieſe Gaukelei äußerſt hoch geprieſen; allein Itſong ſah nicht das Ende des Spiels; er ſtarb ſchon im Jahre 873 und hinterließ das Reich ſeinem unmündigen Sohne Hitſong.

Die Theuerung war ſehr groß im Lande; der Mißwachs allgemein; — die Leiden des Volkes waren ſehr groß, ſo daß Viele ſich in die Wälder zurückzogen. In dieſem kritiſchen Zuſtande war der Knabe ein Spiel der Verſchnittenen und ränkevollen Miniſter. Freilich hatte er einen vorzüglichen Mann von großen, früher ſchon erprobten Talenten nach dem Hofe zurückgerufen, allein dieſem wirkte ein gemeiner Menſch, geizig und eigennützig, der Liebling des Kaiſers, welcher von einem Stallknechte zu hohen Ehrenſtellen gelangt war, ſehr entſchieden entgegen. Schon waren Tauſende verzweifelter Bauern gegen die Regierung in Aufruhr; denn ſie hatten nur die Wahl zwiſchen Hungertod und den Erpreſſungen der Mandarine. Schon zogen Seeräuber mit bedeutenden Flotten an den Geſtaden Fokiens und Tſchekiangs umher, die ſehr große Verheerungen anrichteten und die blühendſten und vorzüglichſten Städte China's plünderten. Allein dieß waren nur einige der Gewitterwolken, welche gegen den Jüngling heranzogen. Er hatte jedoch wenig Furcht, ſo lange das Ungewitter in der Ferne polterte. Als aber das Unglück ſich ſeinem eigenen Herde näherte, und man anfing im Palaſte zu zittern, vergnügte er ſich noch mit Wettrennen, Hahnengefechten, und dergleichen Zeitvertreib. Plötzlich nahten die Rebellen den Thoren der Hauptſtadt: er hatte noch Zeit genug um ſich zurückzuziehen; allein ein Theil der kaiſerlichen Familie wurde ermordet, und alle die den Rädelsführern nicht huldigen wollten, erfuhren ein gleiches Loos. Da wurden die letzten Anhänger der

Tang aufs höchſte erbittert, mit wahrer Vaterlandsliebe und vereinigten Herzen nöthigten ſie die Rebellen zum Abzuge. Groß war die Freude in der Hauptſtadt Tſchanggan, dieſe Tyrannen wegziehen zu ſehen; aber ſie war von ſehr kurzer Dauer; denn bald kamen ſie zurück und richteten nun ein allgemeines Blutbad an; Tauſende der Einwohner verloren ihr Leben. Dieſe ſchreckliche That ſollte jedoch nicht ungerächt bleiben; die Vertheidiger des Vaterlandes ſchloſſen die Empörer in der Stadt ein und nöthigten ſie zur Flucht. Der Anführer blieb aber noch zurück; er ſteckte den herrlichſten Palaſt in Brand und warf allerhand Koſtbarkeiten ſeinen Verfolgern in den Weg, um ſie dergeſtalt im Nachſetzen aufzuhalten. Das Unglück folgte ihm nun auf den Ferſen, der Gegenkaiſer ſank ſehr bald ins frühere Nichts zurück. Ganz anders ging es im Heere der Tang. Dort war der oberſte Feldherr immer beſchäftigt, um in Betreff der Geheimniſſe der Rationaliſten etwas zu erlernen. Dieſe hatten ihm ſo viele Zauberkünſte vorgemacht, daß er ſich als eine ſehr hohe Perſon betrachtete, welche der Himmel zum Nutzen der Menſchheit herabgeſandt, und darüber die Staatsgeſchäfte und das Heer durchaus vernachläſſigte. Dafür hatte er jedoch einen ſehr ſchmählichen Tod zu erdulden; ſelbſt das Begräbniß wurde ihm und ſeiner Gattin verſagt, bis ein mitleidiger Officier ihm dieſen letzten Dienſt erwies.

Die Bande des Gehorſams ſchienen unter den Statthaltern aufgelöst zu ſeyn, jeder ſuchte für ſich zu regieren und ſo viel Geld als möglich zu erlangen, um ein zahlreiches Heer ins Feld bringen zu können. Mit hoher Hoffnung ſah man auf den kaiſerlichen Thron hin, und Jeder dachte, daß ihm dieſe Würde von Rechtswegen gebühre. Um all dieſen Uebeln abzuhelfen, fiel es dem mächtigſten Kriegsmann ein, ſich zum Beſchützer des Reiches zu erklären und den Kaiſer von ſeinen Beſchlüſſen abhängig zu machen. Allein dieß brachte noch größere Unruhen hervor; denn nun dachten die Großen, eine gegründete Klage zu haben ſich wider den Hof zu empören. Hitſong würde ſich nie aus den Uebeln herausgearbeitet haben, aber der Tod machte ſeinen Sorgen ein Ende (888).

Tſchaotſong, ſein Bruder, war ein Mann vom beſten Willen und entſchieden in allen ſeinen Unternehmungen, ſo daß er recht dazu geeignet ſchien den herrſchenden Uebeln abzuhelfen. Allein

es fehlte an Macht; das Anſehen des Kaiſers war auf die Länder in der Nachbarſchaft der Reſidenz beſchränkt; in den Provinzen hausten die Statthalter unabhängig; die Miniſter waren einflußreicher im Cabinet als der Kaiſer ſelbſt. Nun gab man den Verſchnittenen alle Schuld, allein Niemand wagte es ſie anzufallen, denn ſie waren der Schrecken des ganzen Landes, und ein Soldat würde viel lieber den wildeſten Horden im Felde ein Treffen geliefert, als ſich mit den elenden Wichten herumgeſchlagen haben. Als daher einmal die Armee der Hauptſtadt einſtimmig zu dem Verderben der Hofſchranzen ſich verband, beſchränkte ſich der Angriff auf ihre bedeutenden Waarenlager, welche geplündert wurden. Sobald ſie aber ſelbſt erſchienen, zogen ſich die Truppen in großer Eile zurück. Dieß war der Zauber ihres bloßen Namens, der uns unerklärbar ſcheint. Der Kaiſer hatte einen Oheim, welcher ſich um eine Stelle bewarb, dieſe aber nur durch einen Verſchnittenen erhalten konnte. Dadurch empört, gab er ſeinen Abſcheu gegen ein ſolches Regiment zu erkennen. Da dieſe Sprache dem mächtigen Günſtling zu Ohren kam, ſann er ſogleich auf das Verderben dieſes Mannes. Zum Statthalter ernannt in einer entfernten Provinz, mußte der Prinz über einen breiten Fluß gehen, wo man ſchon die Fährleute gedungen, welche ihn und ſein ganzes Gefolge ſinken ließen. Tſchaotſong ſchwur dem Verſchnitteuen Rache und verbannte ihn erſt vom Hofe. Da aber der Schimpf der ganzen Nation auf den zu milden Fürſten fiel, welcher ſeine eigenen Blutverwandten nicht einmal beſchützen konnte, ſo gab der Kaiſer endlich Befehl, den früheren Günſtling in ſeinem eigenen Hauſe umzubringen. Allein dieſer hatte tüchtige Krieger in ſeinem Solde, ſo daß die kaiſerlichen Soldaten zurückgeſchlagen wurden und der Mörder ungeſtraft entkam. Die Miniſter tadelten den Monarchen; er mußte es ſich gefallen laſſen die herbſten Worte zu hören, ohne im Stande zu ſeyn die geringſte Hülfe zu verſchaffen.

Bei dem erſten Ausbruch der Feindſeligkeiten von Seiten der verſchiedenen Statthalter vertraute ſich der Monarch der Leitung eines treuloſen Dieners, der ein Mann von dem einnehmendſten Aeußeren war, voll Gefälligkeit in ſeinen Sitten, mit dem Anſchein der Billigkeit in allen ſeinen Worten. Aber er war ein Erzverräther, welcher ſeinen gütigen Gönner tiefer ins Elend zu

bringen trachtete. Da er gewiſſe Prinzen des Hauſes nicht durch Liſt überwältigen konnte, ſo brach er in ihre Paläſte, unter dem Vorwande, daß ſie Rebellen ſeyen, und rottete dieſe Zweige der kaiſerlichen Familie ganz aus. Auf ſeine Vorſtellungen verließ der Kaiſer ſeine Reſidenz; auf ſeine Vorſtellungen ging er wieder dahin zurück, ſo daß der Oberherr wie ein Spielball in ſeinen Händen war. Nachher erbaute man wieder einen prächtigen Palaſt, wo Tſchaotſong herrlich und in Freuden lebte. Er war auch glücklich genug, zwei tüchtige Miniſter in Sold zu nehmen, die ſich jedoch gegenſeitig aufeindeten. Was aber dem Fürſten die meiſte Sorge machte, war, daß er ſich durchaus nicht vom Einfluſſe der Verſchnittenen befreien konnte, die wie Schlangen ihn bezaubert hatten. Eines Abends kam er ſehr ſpät nach dem Palaſte zurück; er wurde über die Schildwache erzürnt und tödtete ſie auf der Stelle. Zur Wuth aufgeregt betrat Tſchaotſong das Harem, wo er, mit einigen Weibern unzufrieden, ſie ſogleich ermordete. Furcht und Schrecken waltete nun durch die Hallen; jede der Bewohnerinnen dachte, daß an ſie nun die Reihe kommen werde. Es war ſchon ſechs Uhr Morgens, und noch waren die Pforten nicht geöffnet. Da kam der Oberſte der Verſchnittenen mit den Leibtrabanten an und zerſprengte dieſelben. Ins Innere hineintretend hörte er von den Gräuelthaten; er ergriff den Kaiſer mit ſeiner Gemahlin und einigen andern Weibern und brachte ſie in ein abgelegenes Gebäude, wo Niemandem Zutritt geſtattet war, während der Thronerbe zum regierenden Monarchen ausgerufen wurde. Die Nachricht von dieſem außerordentlichen Vorfalle verbreitete ſich bald durch das ganze Land; überall murrte das Volk über die gewaltſamen Maßregeln des Verſchnittenen, und der Staatsminiſter erklärte endlich feierlich, daß er Rache ausüben wolle. Heimlich zog er eine Bande treuer und rieſenhafter Trabanten zuſammen, begab ſich damit nach dem Gefängniſſe des Kaiſers, brach die Thüren mit Gewalt auf und befreite die ganze Familie, welche ihm mit den heißeſten Freudethränen dankte. Das Volk war unterdeſſen von dem Vorfalle unterrichtet worden, erſtürmte die Häuſer der zwei Hofſchranzen und hieb die Schuldigen in Stücke. Sobald der treue Staatsdiener bemerkte, daß die Sachen eine ſo vortheilhafte Wendung genommen hatten, entſchloß er ſich die ganze Sippſchaft der Eunuchen auszurotten. Dieß jedoch miß-

glückte wie alle dergleichen Unternehmungen; darüber entſtand ein ſo furchtbarer Streit, daß der Kaiſer genöthigt war nach einer andern Stadt ſeine Zuflucht zu nehmen. Da faßte auf einmal einer der Parteihäupter den Entſchluß, den Oberherrn mit einem großen Heere nach ſeiner Reſidenz im Triumph zurückzuführen; daher belagerte er die Feſtung, worin ſich dieſer befand. Die Garniſon vertheidigte ſich äußerſt wacker, ſchlug alle Anfälle ab, litt aber ſo gräßlichen Hunger, daß die Leichen die Straßen bedeckten und die noch Lebenden den Sterbenden das Fleiſch vom Leibe ſchnitten, um den Heißhunger zu ſtillen. In der kaiſerlichen Familie ſelbſt ſtarb faſt täglich eine Perſon vor Elend, ſo daß die Herzen endlich zur Uebergabe geneigt wurden und die Perſon des Fürſten wieder einem andern Rädelsführer anheimfiel. Er ging zur Stadt hinaus, hielt eine lange Rede an den Belagerer, der ſeinerſeits geſtand, daß es nur die äußerſte Nothwendigkeit geweſen ſey, die ihn zu dieſem verwegenen Schritte, ſeinen Oberherrn ſelbſt einzuſchließen, bewogen habe. Nachdem er den mit Edelſteinen beſetzten Gürtel des Tſchaotſong empfangen hatte, zog er nun mit großer Pracht nach der Hauptſtadt. Sein erſtes Werk war hier, alle Verſchnittenen mit Ausnahme einiger Greiſe und Kinder umzubringen, und nach den Provinzen den Befehl zu ſenden, daß dort dasſelbe geſchehe. Da der Häuptling eine große Armee hatte, und die Soldaten ihm ſehr ergeben waren, ſo war dieß keine ſchwere Sache. Was allen ſeinen Vorgängern mißlungen, wurde von ihm ohne das geringſte Hinderniß ausgeführt; die Nation blickte mit Verwunderung auf den Helden, welcher die Geißeln des Landes mit ſolcher Leichtigkeit entfernte. Nach der Meinnng des Publicums war nun allen Uebeln des Landes völlig abgeholfen, und Jeder hoffte, daß die goldene Zeit ſich einſtellen werde. Unterdeſſen wurden Frauen beordert, die Befehle des Kaiſers den Miniſtern vorzutragen und ganz die Stelle der Eunuchen zu bekleiden.

Aber der Frieden, welchen man ſo ſehnlich erwartet hatte, kam nicht. Noch ſprach der mächtige Häuptling unverhohlen über ſeine Abſichten, und das Schwert machte alle ſeine Gegner ſtumm. Nur Einer wagte es, das Feld zu behalten, und ſelbſt den Uebermüthigen mehreremale zu ſchlagen. Da erdachte dieſer den neuen Plan, die Hauptſtadt nach dem Nordoſten China's zu ver-

legen. Schnell waren ſeine Entwürfe zur Ausführung gebracht. Der Kaiſer wurde genöthigt ſich auf die Reiſe zu begeben; der ganze Hof und die oberſten Regierungsbehörden mußten davon eilen. Die Soldaten brachen die Paläſte, Häuſer und Hütten ab, und ſandten die Balken in Flößen nach der neuen Reſidenz. So war das ganze Volk, welchem man nicht eine einzige Wohnſtätte gönnte, genöthigt davonzuziehen. Der Kaiſer fühlte die Kränkung tief; er war nun wieder von der ganzen Welt verlaſſen; die treueſten Diener hatte er ſchon dem Ehrgierigen aufopfern müſſen, und die einzige Gnade, die er für ſie erhalten konnte, war, daß ſie ſich ſelbſt erdroſſeln durften, ohne durch die Hand des Henkers zu fallen. Doch noch einmal wagte Tſchaotſong einen Aufruf an die Gouverneure ergehen zu laſſen, mit ihren Truppen herbeizueilen. Dieß erfuhr der übermüthige Zwingherr; ſchnell befahl er dem Monarchen zu Gunſten ſeines noch unmündigen Sohnes, nachher als Tſchaoſiuenti bekannt, abzudanken. Der blutgierige Botſchafter trat in den Palaſt, zog ſogleich das Schwert und mordete einige Frauen, dann ging er ſelbſt auf den Kaiſer los und durchbohrte ihn. — So endete ein ſonſt vortrefflicher Prinz ſein Leben (903).

Tſchuwen, ſo hieß der Anmaßende und Mörder, die Rache der kaiſerlichen Fürſten fürchtend, gab ihnen ein großes Gaſtmahl in der Nähe eines Teiches. Als ſie nun alle guter Dinge waren, ſprangen unbemerkt die Meuchelmörder hervor, jeder erfaßte ſeinen Mann und erdroſſelte ihn; die Leichen wurden, um jede Spur zu vernichten, ins Waſſer geworfen. Nun eilte der Heuchler nach der Reſidenz; als er den Leichnam ſeines Oberherrn erblickte, ſtieß er die heftigſten Seufzer aus, während Thränen von ſeinem Angeſichte herabfloſſen. Selbſt einer der Mitſchuldigen an dem von ihm ſelbſt befohlenen Mord wurde ſogleich zum Tode verurtheilt. Doch wollte das Volk ſolchen Vorſtellungen keinen Glauben beimeſſen, und man ſah mit dem äußerſten Abſcheu auf den Schändlichen hin.

Er war ein Mann von kriegeriſchem Muthe; daher richtete er bald ſeine Aufmerkſamkeit auf die vielen Unruheſtifter im Lande und beſtrafte ſie mit der größten Grauſamkeit. Dieß jagte ihnen allen Schrecken ein, und der größte Theil des Reiches kam in ſeine Hände. Nun fühlte er ſich ſtark und wurde nur

noch verwegener. Seine Schmeichler verſicherten ihn, daß der Rang eines Herzogs von Liang einem ſolchen Helden nicht anſtände und daß er der höchſte Mann im Lande ſeyn müſſe. Darüber freute ſich Tſchuwen innigſt. Als der junge Kaiſer von jenem Geſpräche hörte, ſprach er: ich will gerne abdanken. Gönnt mir das Leben; das iſt alles was ich verlange. Am beſtimmten Tage waren alle Mandarinen ſehr früh im ſtattlichen Saale. Da kam das Kind und überreichte die Abdankungsurkunde einer der Creaturen des Tſchuwen, welche ſie mit heller Stimme las. Da beſtieg der letztere mit großer Geſchwindigkeit den Thron, ſich noch wohl erinnernd, daß obgleich in den Lehren der Claſſiker erzogen, er dennoch früher das Räuberhandwerk ausgeübt. Darauf ſprach er zu den Miniſtern und Officieren: eurer Weisheit verdanke ich den ſchönſten Tag meines Lebens, eurer Mitwirkung dieſes Scepter. Viele der Anweſenden, welche noch etwas Scham in ihrer Bruſt hatten, oder ſich ihrer Tang-Oberherren erinnerten, wurden bei dieſer Sprache blutroth; ſie hatten Mühe ihr Mißvergnügen, welches ſich auf dem Geſichte ſo deutlich darlegte, durch einen Fächer zu verbergen. Nicht lange nachher gab er ſeiner ganzen Familie ein herrliches Feſt. Sein älterer Bruder, welcher dazu eingeladen war, fragte Tſchuwen mit barſcher Stimme: kannſt du dich ſo undankbar gegen deine frühern Wohlthäter erweiſen, und deine Freunde und Gönner mit Füßen treten? Mit ſolchen Böſewichtern will ich nichts zu ſchaffen haben. Dergeſtalt ſprechend, verließ er den Palaſt. So war die höchſte Freude, welche eine Reihe von Erfolgen herbeigeführt hatte, dennoch mit großer Bitterkeit vermiſcht. — Hier iſt das Ende der Tang-Dynaſtie.

Nie blühte die Literatur ſo ſehr, nie wurden ſo herrliche Beweiſe des chineſiſchen Genius zu Stande gebracht, als gerade unter der Tang-Dynaſtie. Viele der Werke jener Zeit hat man ſorgfältig aufbewahrt; unter dieſen Sammlungen, welche aus hunderten von Büchern beſtehen. Was aber vorzüglich hervorſticht, ſind die unſterblichen Geſänge von ſehr originellen Dichtern, die man bis zu dieſem Augenblick mit der größten Bewunderung lieſt und immer als die höchſten Werke des menſchlichen Geiſtes in China anführt. Ohne einen ausführlichen Begriff von den Arbeiten jener Männer, deren Namen ſo ſehr in

der Literaturgeſchichte glänzen, hier zu geben — denn dazu iſt kein Raum — wollen wir hier nur im allgemeinen bemerken, daß ihre kräftige verſtändliche Sprache und die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, welche ſie behandeln, uns einen ſehr hohen Begriff von dieſen Meiſtern des Mittelalters geben. Fürſten, Große und Beamte wetteiferten miteinander, wer die höchſten Producte des Geiſtes hervorbringen könnte; und ihre Gedichte wurden zur Schau auf den öffentlichen Plätzen angeklebt um das Urtheil der Kunſtrichter zu erforſchen.

Unter der Nation ſelbſt, beſonders in der Ferne des Hofes, herrſchte bedeutender Wohlſtand, auch der Handel war beſonders blühend. Japan, welches ſeine Cultur von China aus erhalten, bot dem Mutterlande bedeutende Schätze dar, und nachdem der Krieg mit Korea beendigt war, öffnete auch dieſes Reich den fleißigen Chineſen ſeine Häfen. Allein die Geſchichtſchreiber haben es nicht der Mühe werth gehalten, uns etwas Näheres hierüber zu ſchreiben; denn der Kunſtfleiß der Nation iſt in ihren Augen von zu geringer Bedeutung, um ihre Feder auch nur für einen Augenblick zu beſchäftigen. Von den Arabern aber lernen wir, daß ſie in China ſehr blühende Städte fanden, wo ein bedeutender Handel getrieben wurde. Dieſes Volk, begeiſtert für alles Große, Abenteuerliche und Schwierige, entdeckte den Weg nach China und trieb dort einen bedeutenden ſehr ergiebigen Handel zu Kanfu, einem Hafen, welchen einige als Canton, andere als einen kleinen Ort in Tſchekiang annehmen. Sie hatten aber viel zu erdulden; großen Erpreſſungen mußten ſie mit gleichgültiger Miene zuſehen, und wenn es einem Mandarine gefiel, die beſten Güter für ſich ſelbſt zu nehmen, ſo durften ſie nichts dagegen ſagen. Ueberdieß bezahlten ſie dreißig Procent für alle Einfuhr, was den Ertrag ihres Gewinnes ſehr verringerte. Während der Unruhen unter Hitſung wurde Kanfu, der Ort, wo ſie ihren Handel trieben, von einem Empörer eingenommen; viele Kaufleute erlitten den Tod, während die Waarenlager geplündert und darauf eingeäſchert wurden. Dadurch wurde der Handel viele Jahre hindurch zu Grunde gerichtet und kam nie mehr zu jener Blüthe. — Eine außerordentliche Begierde, die Chineſen zu bekehren, belebte die Mohammedaner; bald nahmen Tauſende den Islam an, und jene Moſcheen beſtehen bis auf

den heutigen Tag. Auch wurde den Kaufleuten Zutritt am Hoſe verſtattet. Da unterhielten ſie ſich über den Propheten, welchen der Kaiſer äußerſt hochachtete. — Das Syſtem der Chineſen findet große Bewunderer bei dieſen Fremden; die Ordnung, der Fleiß, die Beobachtung der Geſetze, der allgemeine Wohlſtand erregte ihr Erſtaunen und gaben Urſache zu vielen Lobſprüchen. Sie konnten es jedoch nie vergeſſen, daß die Chineſen Götzendiener geweſen, und ihnen der Koran unbekannt war. Hätte man damals die Schifffahrt wie jetzt verſtanden, ſo würden ſie ohne Zweifel mit einem ſtarken Geſchwader die Küſten China's beſucht haben, um mit dem Schwerte das Reich des Propheten zu erweitern. Im Ganzen genommen beſchrieben ſie die Cultur der Chineſen in einem ſehr vortheilhaften Lichte; ſie zeigten, daß das Land ſchon damals große Vorzüge vor ſeinen Nachbarn beſaß und wirklich viel Vortreffliches hatte; ein Zeugniß, welches wir, da es von ſolchen Leuten kömmt, für wahr halten. Wie wenig Weſentliches ſeitdem geändert worden iſt, würde unglaublich erſcheinen, wenn dieß nicht aus Vergleichung der Berichte erhellte. Dieſelben Schulen, dieſelbe Vorliebe zum Ackerbau, dieſelbe Liſt und Regſamkeit, dieſelben Ränke unter den Mandarinen. Dieß nach dem Verlauf eines Jahrtauſends. Damals fand man blühende Handelsſtädte längs der Küſte, ſah zahlreiche Fahrzeuge das Meer durchkreuzen, die Nation in Seidenzeuge gekleidet und den gemeinen Mann im Beſitz ziemlicher Freiheit. Wie viel höher ſtanden die Chineſen als die Zeitgenoſſen Karls des Großen; wie tief ſtehen die jetzigen unter ſeinen Nachkommen. Allein im Weſten wirkte mächtig die Religion Gottes, Herz und Sinn veredelnd und das Gemüth nach dem Himmel ziehend, während in China die Einwohner ſelbſt von den Hindus Belehrung ſuchen mußten, und abgeſtumpſt für jedes höhere Streben, dumm wie das Vieh, in den Tag hineinlebten. Dieß können ſich auch die Araber nicht erklären.

Die großen Ereigniſſe des Weſtens, durch einen Mann, wie Karl der Große hervorgebracht, wurden nicht im Oſten wiederholt. Es iſt eine traurige Bemerkung, daß viele der Tang-Fürſten Schwächlinge, einige wirkliche Böſewichter, und der größte Theil nur mittelmäßige Menſchen waren. Allein mit dem größten und ausharrendſten Talent und den beſten Wünſchen

konnte man ſehr wenig unter ſolchen großen Schwierigkeiten, die theils von der Conſtitution, theils von alten Gebräuchen herrührten, ausrichten. — Wenn man zurückblickt auf die ungeheuren Eroberungen, welche während dieſes Zeitraumes von den Arabern und überhaupt den Mohammedanern gemacht wurden, wie Kleinaſien, Aegypten, die Berberei und Spanien auf der einen Seite, und Perſien, Meſopotamien und die Bucharei auf der andern ihnen zu Theil fiel, wie wunderbar ſcheint es dann nicht, daß ſie nicht die Gränzen China's überſtiegen. Viele langten dort an; allein ſie waren Abenteurer, nicht Krieger, und nachdem ſie ſich in den weſtlichen Provinzen herumgetrieben, kehrten ſie wieder nach ihrer Heimath zurück. Aber ſie durchreisten keinen Theil des Reiches, wo ſie nicht Proſelyten machten, die jedoch vom Staate unbeachtet blieben, ſo daß ihrer durchaus keine Erwähnung geſchieht. Nachher wurden ſie die Lehrer der Chineſen in der Aſtronomie, und machten darin bedeutende Verbeſſerungen. Als einflußreiche Staatsmänner erſchienen ſie erſt unter der mongoliſchen Regierung *).

*) Außer den ſchon oben angezeigten Hülfsquellen findet man eine ausführliche Beſchreibung der Ereigniſſe unter der Tang-Dynaſtie in einem großen Werke, dem hiſtoriſchen Roman Tangtaitſongſchu in 36 Theilen.

Die bedeutende Sammlung der Tang-Literatur-Bücher, Tſuentangwen in 450 Theilen, meiſtens poetiſchen Inhalts. — Ein ausgezeichnetes Werk über die Sitten und Gebräuche jener Zeit. — Renaudot hat die Erzählungen der arabiſchen Kaufleute überſetzt. Im allgemeinen bemerken wir hier, daß die Vorarbeiten über dieſe Geſchichte viel bedeutender ſind, als die über eine der vorhergehenden Dynaſtien.

Mittlere Geſchichte.

II. Abſchnitt.

Spätere Liang-Dynaſtie.

(907—923 nach Chriſtus.)

Wir ſehen nun wieder einen andern Mörder, Taitſu, auf dem Thron. Das Anſehen des Kaiſers war ſo ſehr geſunken, daß viele Landſtriche ihre unabhängigen Fürſten hatten, welche ſich ſehr wenig um die Umwälzungen des Kaiſerthums bekümmerten. Als aber der neue Herrſcher mit ſeinen Truppen heranrückte und Gehorſam gebot, lachte man ſeiner in den ſteilen Burgen; da er ſie mit Sturm erobern wollte, wurde er zurückgeſchlagen und mußte mit Schimpf nach Hauſe ziehen. Unterdeſſen erhob ſich der Tſin-Fürſt, gewann viel Anſehen und wurde dem Autokraten furchtbar. Dieſer ſeinerſeits ſuchte durch bedeutende Geſchenke die Großen des Landes ſich zu verbinden, konnte jedoch nie ſeinen älteren Bruder gewinnen; dieſer verließ ihn als einen Länderräuber, mit welchem Niemand Umgang haben müſſe.

Um dieſe Zeit erhob ſich ein kleiner Herzog zum Gegenkaiſer. Dieſer war ſo von ſeiner eigenen Würde eingenommen, daß er jeden Verſuch, ſeine Macht über den Haufen zu werfen, mit dem größten Hohn betrachtete und ſich mit ſeiner Handvoll Trabanten für unüberwindlich hielt. Um aber der Welt einen Beweis ſeines großen Anſehens zu geben, ließ er alle Geſandten der kleinen Höfe, die ſich bei ihm befanden, mit Einſchluß des kaiſerlichen Abgeordneten, auf den Pranger ſtellen und ſandte ſie nachher mit Schimpf von ſeiner Reſidenz hinweg. Da dieß noch nicht die Leute von ſeiner Oberherrſchaft überzeugte, ſo erklärte er ſich deutlich durch die Aufſtellung von Waffen vor den Pforten des Palaſtes, mit der Inſchrift: Tod jedem, welcher ſich ſeinen Abſichten, Kaiſer zu ſeyn, widerſetzte. Sein treueſter und ergebenſter Diener wagte es dennoch, einige Gegenvorſtellungen zu machen; daher ſchnitt man ihm die Zunge aus, um ihn als einen Läſterer der Majeſtät zu beſtrafen. Nun ſchickte ihm der Tſin-Prinz einen Geſandten. Dieſen ließ er ſogleich ins Gefängniß werfen, um

von ihm einige Geheimniſſe zu erpreſſen. Darauf machte er ſich auf, um ewigen Ruhm zu erwerben, und belagerte zwei Städte. Da man dieſe nicht übergeben wollte, ſo zog er ab voll Scham und Unmuth. Alle ſeine übrigen Beſtrebungen, um ein großer Monarch zu ſeyn, ſchlugen nicht viel beſſer aus.

Da der Tſin-Fürſt wieder dem kaiſerlichen Gebiete drohte, ſah ſich Taitſu endlich gedrungen, ſelbſt ins Feld zu ziehen. Mit einer überwältigenden Armee belagerte er eine Feſtung, die ſich nicht allein tapfer wehrte, ſondern auch einen Ausfall machte und mit wenigen Truppen ſein zahlreiches Heer in die größte Verwirrung brachte. Beſchämt und betrübt zog er mit ſeiner Armee zurück, den Untergang ſeiner Familie ahnend. — Da eine ſchreckliche Krankheit ihn noch düſterer machte, ſo gab er die grauſamſten Befehle, daß jedes Verſehen der Officiere mit dem Tode beſtraft werden ſollte; dadurch hoffte er dem Ungehorſam Einhalt zu thun. Nun war er äußerſt bemüht, die Thronfolge über allen künftigen Streit deutlich zu beſtimmen und beleidigte dadurch einen ſeiner Söhne. Dieſer erwarb ſich ſchnell einen großen Anhang unter den Nichtswürdigen und Schurken; mit einem zahlreichen Gefolge trat er in das Gemach des Vaters. Taitſu vermuthete von ſeinem fürchterlichen Blicke das Vorhaben, und rief aus: wie bereue ich es nun, dich nicht hingerichtet zu haben; aber glaubſt du daß dich der Himmel und die Erde noch lange tragen werden? — Dagegen rief der unnatürliche Sohn ſeinen Geſellen zu: ergreift den alten Räuber und ſchneidet ihn in hundert Stücke. Hierauf ſprang ein Sklave hervor, und trieb einen Spieß in den Leib des Taitſu. Noch träufte das warme Blut von den Wunden, als der Vatermörder einen Brief im Namen des Kaiſers an ſeinen Bruder ſandte, ihn erſuchend den Thronfolger aus dem Wege zu räumen (912). Dieſer wußte nichts vom Tode des Monarchen, und ermordete daher den Prinzen. — Als er aber von dem ganzen Hergange der Sachen unterrichtet war, ſchauderte er über die Gräuelthat, die er ſo unſchuldig verrichtet, und brütete über einem Plan, um den Frevler zu beſtrafen. Unterdeſſen ließ das Scheuſal in Folge eines vermeinten Befehles ſeines Vaters, den er unterſchoben hatte, ſich zum Kaiſer ausrufen, die Hoffnung einer langen und glücklichen Regierung für die Zukunft hegend. Da verbreitete man vorſätzlich unter den Soldaten

einen allgemeinen Schrecken, daß der neue Kaiſer im Begriff ſey, ſie alle durch andere Regimenter niedermetzeln zu laſſen. Daher verfügten ſich alle wie ein Mann nach der Veſte, um dem Grauſamen in ſeinen Plänen zuvorzukommen. Er hatte aber noch Zeit genug, ſich in einen Thurm einzuſchließen. Aengſtlich blickte er nun um ſich, ob da kein Ausweg ſey, und keine Hülfe ihm werden könnte; allein Niemand wollte dem Vatermörder beiſtehen. Da faßte der Sklave, welcher Taitſu durchbohrte, denſelben Speer, und durchſtach die Bruſt des Gottloſen; nachher entleibte er die Gemahlin und endlich ſich ſelbſt. — So ſtarb die gräuliche Brut.

Mit dem prahleriſchen Gegenkaiſer ging es auch nicht beſſer. Um Heldenthaten zu verrichten, hatte er es mit dem Tſin-Prinzen aufgenommen; heiß war der Kampf, obgleich der elende Stümper im kaiſerlichen Purpur immer dabei den Kürzern zog. Endlich ſah er ſich in einer Feſtung eingeſchloſſen; da wurde er nun eben ſo kriechend, als er vorher ſtolz geweſen war; allein der Belagerer wollte ihm keine Gnade angedeihen laſſen. Als er gefangen genommen war, opferte ihn dieſer mit ſeinen Anhängern ſeinen Ahnen, ein bis jetzt noch üblicher Brauch, und endete dergeſtalt den Zwieſpalt.

Liangtſchutien, der neue Herr (auch Moti genannt), wünſchte ſich nun in ſeinem Beſitze feſtzuſetzen; daher gebot er, die Macht des Oberfeldherrn zu verkürzen, denn dieſer herrſchte mit ſeinem großen Heere beinahe unabhängig. Als aber die Beſatzungen der Städte, wo die Soldaten geboren waren und ihre Familien hatten, davon hörten, ſchwuren ſie, nie ihre Geburtsorte zu verlaſſen. Sie wollten dem Oberherrn nicht länger dienen, wenn er darauf beſtände, daß ſie ihre Quartiere aufgeben ſollten. Es wäre vielleicht zu blutigen Ausbrüchen gekommen, hätte nicht ein weiſer Fürſt mit einer auserleſenen Armee ſich den Aufrührern genähert und ihnen Furcht und Schrecken eingejagt, indem er acht der Empörer hinrichtete. Er ſprach dann zu der Menge ſehr freundlich, vergab ihre Fehler und Verbrechen, nahm erſt die Waffen hinweg, gab ſie ihnen aber bald hernach als Zeichen des Zutrauens wieder, und wurde dergeſtalt der Treuloſen Meiſter.

Dieß war nun auch ſchon ſehr hohe Zeit, denn der Tſin-Fürſt wollte durchaus nicht ſeine Abſichten auf den Thron aufgeben, und erſchien daher mit einer furchtbaren Macht an den

Gränzen China's. Der kaiſerliche General, ein kluger Mann, wich der Uebermacht; allein der Monarch, ungeduldig von Natur, liebte nicht das Zaudern, wodurch vielleicht das ganze Tſin-Heer hätte aufgerieben werden können; er befahl ſeinem General ein Treffen zu liefern. Dieſer bemühte ſich vergebens, in einem Kriegsrathe die Meinung der Officiere für weitere Aufſchiebung der Feindſeligkeiten zu ſtimmen; er wurde mit Gewalt bewogen, ſich in eine Schlacht einzulaſſen. Der Erfolg war, wie er es vorhergeſehen hatte; das ganze chineſiſche Heer floh. Aber noch nicht verzweifelnd, rettete er es vom Untergange durch außerordentliche Manövers. Er mußte dennoch den ganzen nördlichen Theil des Landes jenſeits des gelben Fluſſes den Feinden überlaſſen, und erntete deßhalb wenig Ruhm von ſeiner Taktik.

Zu dieſer Zeit erhob ſich ein anderer Tatarenſtamm im Oſten, deſſen wir ſchon früher erwähnt haben, nämlich die Kitans. Nachdem ſie ſich des größten Theiles von Liaotong bemächtigt und ſich in dem jetzigen Mantſchuria feſtgeſetzt, wollten ſie auch mit dem benachbarten Tſin-Fürſten ihre Streitkräfte meſſen. Dieſer war aber ein zu tapferer Held, um ſich durch dieſe wilden Stämme erſchrecken zu laſſen, und trieb ſie mit ungeheurem Verluſt in ihr unwegſames Vaterland zurück. Die Erwartungen und Hoffnungen auf den Beſitz China's wurden daher eine Zeit lang vereitelt.

Der Kaiſer wünſchte nun dem Himmel mit großer Feierlichkeit ein Opfer zu bringen, um der Welt zu zeigen, daß er unumſchränkter Oberherr auf Erden ſey; allein der Tſin-Prinz, ein muthiger Jüngling, ließ ihm durchaus keine Ruhe, und der Sieg blieb in den meiſten Fällen auf ſeiner Seite. Immermehr den Liang-Fürſten einengend, ermahnten ihn ſeine Begleiter, den kaiſerlichen Titel anzunehmen. Der Tſin-Prinz that dieß (923), obgleich ein Tatar von Geburt; er wollte aber durchaus nicht ſeinem Hauſe einen andern Namen beilegen, und nannte daher ſeine Dynaſtie Héutang, oder: Spätere Tang.

Mittlere Geſchichte.

III. Abſchnitt.

Spätere Tang-Dynaſtie.

(924 — 936 nach Chriſtus.)

Der neue Herr, welchen wir nun Tſchoangtſong nennen müſſen, begnügte ſich nicht mit dem bloßen Namen eines Kaiſers; daher bekriegte er mit ungemeiner Thätigkeit den Gegner. Seine Gemahlin aber ſchickte er nach der Heimath zurück, indem er ihr gebot, daß ſobald die Kunde von ſeiner Niederlage ankäme, ſie ſein Schloß in Brand ſtecken müßte. Mit dieſem Auftrage ging die getreue Frau nach der Reſidenz, über die Abweſenheit des Eheherrn ſehr trauernd; er ſtritt wacker und trieb den Liang-Fürſten gänzlich in die Enge. Dieſer rief nach einer verlornen Schlacht ſeine Diener zuſammen, ſich berathſchlagend, was in einer ſolchen mißlichen Lage zu thun ſey. Da ſchwiegen die Hofſchranzen und machten ſchon Pläne, wie ſie dem neuen Herrn ihre Hulde abſtatten möchten. Nur Einer ſprach entſchieden, und wollte mit dem Liang-Fürſten nach der alten Hauptſtadt gehen, um dort ein neues Heer zu werben, und wenn es nicht anders möglich wäre, mit ſeinem Herrn an der Spitze desſelben für Thron und Ehre fechtend zu ſterben. Ein anderer rieth zur Uebergabe; dazu wollte ſich jedoch der Prinz noch nicht verſtehen, und zog ſich in einen Thurm zurück. Um das heilige Siegel des Reiches zu bewahren, legte er es unter ſein Haupt; kaum aber ſchlummerte er ein wenig, ſo nahm es einer der Umgebung behend hinweg, ohne daß es der unglückliche Prinz bemerkte. Als er ſich vom Verluſte des Kleinods überzeugt hatte, ſtand er auf und bat ſeinen getreuen Diener, ihm den Todesſtoß zu geben. Dieſer antwortete: nie werde ich meinen Herrn tödten, und wollte ſich ſogleich ſelbſt den Hals abſchneiden. Da erwiederte der Prinz: laß uns zuſammen ſterben, was nützt das Leben uns ferner? Dieſer Aufforderung gemäß durchſtach der Kämmerer erſt den Monarchen und entleibte ſich nachher ſelbſt. Dieß war das

Ende des letzten Sprößlings der Liang-Familie, deſſen ganze Regierung eine Kette von Unglücksfällen geweſen war.

Der Hof und einer der Miniſter ging zum Tſchoangtſong über, während ein Liang-Staatsmann ſich ſelbſt vor Unmuth erdroſſelte. Als der neue Kaiſer von der Hauptſtadt Beſitz genommen, brannte er die Walhalla der Liang nieder, und ließ die Särge aus den Gräbern nehmen, um ſeinen Abſcheu gegen das unwürdige Betragen des Taitſu gegen die Tang-Fürſten an den Tag zu legen.

Abgeordnete kamen nun von allen Theilen des Reiches, um ihre Unterwerfung anzukündigen. Einige brachten auch ſehr reiche Geſchenke, worüber der Hof ſich äußerſt freute, und ſie nachher mit vortrefflichen Stellen belohnte. Dort hatten aber die Schauſpieler die Regierung in Händen, weil der Kaiſer ſie liebte und im beſtändigen Umgange mit ihnen die beſte Zeit verlebte. Allein dieſe Umgebung beſtand durchaus nicht aus loſen Leuten, ſie verwendeten ſich oft erfolgreich für unterdrückte Unterthanen. So hatte zum Beiſpiel der Kaiſer mit ſeinen Jägern die Saaten zertreten, weßhalb ein Beamter ſehr ernſtliche Vorſtellungen machte. Der Monarch war über die Dreiſtigkeit dieſer niedern Behörde ſo ſehr erbittert, daß er ihn zum Tode verurtheilte. Da ſagte einer der Komödianten: ich muß bei der Hinrichtung zugegen ſeyn, denn dieß iſt wirklich ein verruchter Uebelthäter, da er zum Beſten der Bauern ſeinen Oberherrn in allen Vergnügungen ſtört. Dieſe beißende Bemerkung hatte die Vergebung des Volksfreundes zur Folge. Ein anderer Schauſpieler hatte ſich durch Spione mit allen Ereigniſſen im Reiche ſo wohl bekannt gemacht, daß der Kaiſer nur ihn zu fragen hatte; ſeine Bemerkungen und Erfahrungen waren immer die richtigſten, daher kehrte ſich der Monarch nicht an den Lärm der Großen; er ſpielte ſelbſt auf der Bühne und machte einen der Hiſtrionen zum Statthalter.

Es war einen ganzen Sommer hindurch dürre geweſen, und die Ernte des armen Landmannes war ſchon in der grünen Saat vertrocknet. Da kam ein Bonze, welcher vorgab, nach Belieben das Wetter machen zu können, auf Anſuchen des Kaiſers nach der Hauptſtadt, und fing nun am Hofe an lange Gebete herzuplappern. Er hatte ſich verpflichtet daß, wenn kein Regen innerhalb einer gewiſſen Zeit fiele, er bereit ſey, ſich verbrennen zu

laſſen. Man erwies ihm die außerordentlichſten Ehrenbezeugungen, der Kaiſer ſelbſt erniedrigte ſich vor den Zauberſprüchen des Prieſters. Der Regen jedoch wollte nicht erfolgen; da gab ihm das aufgeregte Volk zu verſtehen daß es ganz nach ſeinem frühern ausgedrückten Wunſche mit ihm verfahren werde. Der Bonze ging daher heimlich in der Nacht hinweg, und ſtarb bald darauf aus Furcht zum Feuertode verurtheilt zu werden. Der Kaiſer aber vergab ihm, obgleich er ſonſt ein ſehr ſtrenger Herr war. So wurde zum Beiſpiel ein Mandarin aufs grauſamſte hingerichtet, weil er die Wege nicht in Ordnung gebracht hatte, welche zum Grabmale der verſtorbenen Kaiſerin hinführten, obgleich er von der Reiſe ſeines Herrn im voraus Kunde erhalten hatte.

Nach dem heißen Sommer ſtellte ſich ein regnichter Herbſt ein. Tſchoangtſong war ſchon mit dem Gedanken umgegangen, ſich einen herrlichen Thurm zur Beſchützung gegen Froſt und Hitze zu bauen; zu dieſem Zwecke gab er ſein eigenes Geld her. Da die Großen das Werk hintertreiben wollten, weil das Land erſchöpft war und die Einwohner Hunger litten, wurde er nur noch beſtimmter, und vollendete den Bau unter den größten Schwierigkeiten.

Der einzige mächtige Gegner, welcher den Thron ſtreitig machen konnte, war der Schu-Prinz in der jetzigen Provinz Sſetſchuen. Er hatte ein herrliches, fruchtbares Land unter ſeiner Herrſchaft, und überdieß treue Miniſter bei der Verwaltung. Er ſelbſt aber war dem Vergnügen hold und lebte immer im Genuß aller Freuden, welche ein üppiger Hof darbot. Nachdem er ſich die Kaiſerkrone ſelbſt aufgeſetzt, glaubte er daß alles zur Begründung ſeiner Macht gethan ſey; ſorglos für die Zukunft, ordnete er nur Feſttage und Freudengelage an, und nie war er nüchtern vom Taumel der Genüſſe. Als Tſchoangtſong eine Geſandtſchaft an ihn abſchickte, um ſich über den Zuſtand des Landes genau zu erkundigen, entrüſtete ſich dieſer Prinz ſo ſehr daß er dieſen Botſchaſter tödten wollte. Davon hielten ihn jedoch ſeine Diener ab; ſo entkam der Officier, um ſeinem Herrn zu erzählen, wie alles im Zuſtande der Verwirrung im Schu-Lande ſey, und wie der Oberherr ſich nie um das Wohl des Volkes bekümmere. Um aber doch nicht ruhmlos ſein Leben in der Reſidenz hinzubringen, wollte er mit einem Prachtgefolge eine lange Reiſe

unternehmen. Jeder rieth ihm von dieſem Unternehmen ab, und ſeine Gemahlin ſuchte ſelbſt mit Thränen ihn davon zurückzuhalten; allein der Prinz wollte zum erſtenmal in ſeinem Leben entſchieden handeln; daher zog er mit ſeinem Troſſe vorwärts. Kaum aber hatte er ſich in den Gebirgen verloren, als ein mächtiges Heer über ihn herfiel; denn der Tang-General hatte ſchon lange dieſen günſtigen Augenblick abgewartet; er trieb ihn bald dergeſtalt in die Enge, daß er ſich entſchloß, mit Ketten beladen, im Büßerhemde, und einen Sarg an der Seite, mit ſeinem Gefolge dem Sieger entgegenzugehen. Da der Oberbefehlshaber den ſtolzen Herrſcher in ſolch demüthiger Stellung vor ſich erblickte, ging es ihm tief zu Herzen; er dachte an den Wechſel aller irdiſchen Dinge, und löste die Bande raſch und behende. In der Hauptſtadt fand er ungeheure Schätze; da er ſelbſt großmüthig war, befahl er ſeinem Lieutenant dieſelben unter die Soldaten zu vertheilen. Dieſer war ein habſüchtiger Mann und behielt einen großen Theil für ſich ſelbſt, weßwegen die Truppen in Meuterei ausbrachen. Um ſie zu befriedigen, ſah ſich der Oberfeldherr genöthigt ſeinen Stellvertreter ihrer Wuth aufzuopfern. Er vertheilte dann ſeine Armee, und nachdem er einen großen Theil der Krieger nach ihren Vaterſtädten zurückgeſchickt, wünſchte er ſeinen Triumphzug nach der Hauptſtadt anzutreten. Allein da er die Verſchnittenen beleidigt hatte, ſchwärzte ihn einer derſelben bei der Kaiſerin an; dieſe ſandte ihren eigenen Sohn, um ſich genau zu erkundigen, ob er ſich im geringſten des Aufruhrs ſchuldig gemacht hätte. Beweiſe aber konnte man nicht finden. Der Prinz aber, von ſeiner Mutter durch ein eigenhändiges Schreiben genöthigt, ſchlug ihm unverſehens das Haupt ab. So ſtarb der weiſeſte und treueſte General, dem Tſchoangtſong das Reich verdankte. Seine beiden Söhne und ein Verwandter wurden gleichfalls hingerichtet. Nun glaubten ſich die Verſchnittenen durch Grauſamkeiten ſicher geſtellt zu haben; dieß war jedoch gerade das Gegentheil; denn das Heer, entmuthigt und zur Verzweiflung gebracht, fiel von ſeinen Officieren ab, und es kam in Sſetchuen zu einem Aufruhr. Dieſen zu unterdrücken mußten ungeheure Anſtalten gemacht werden; dennoch war jeder Verſuch, die Unzufriedenen zum Gehorſam zurückzuführen, fruchtlos; denn die kaiſerlichen Soldaten gingen in Maſſen zu den Rebellen über.

Endlich fand es der Kaiſer für gut, den General Liſſejuen, welcher wider die Aufrührer zu Felde gezogen war, in die Acht zu erklären; nun zog er ſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen aus, um dem Uebel Einhalt zu thun. Zum Anführer hatte er einen Komödianten beſtimmt; da dieſer leichtſinnige Wicht ſich unverhofft mit dem hohen Poſten bekleidet ſah, wollte er ſelbſt Kaiſer werden. Sobald Tſchoangtſong von ſeinem Vorhaben hörte, beſtieg er ſogleich das Pferd und wollte den Elenden ergreifen; allein ſeine Stunden waren ſchon gezählt; ein Pfeil traf ihn im Leibe; er begehrte, lechzend vor Durſt, einen Trunk Milch, und ſtarb, nachdem er die Taſſe geleert. Die Kaiſerin, ein ränkevolles Weib, raffte ſogleich alle Schätze zuſammen und floh nach einem Kloſter, um ſich der Rache des Liſſejuen zu entziehen. Allein dieſer, wohl wiſſend daß ſie zu ſeinem Verderben mitgearbeitet hatte, wollte ihr das Leben unter keiner Bedingung ſchenken.

Nachher begab ſich Liſſejuen nach dem Orte, wo man nach tatariſcher Sitte den Leichnam des Monarchen verbrannt hatte, und ſammelte die Gebeine, um ſie in prächtigen Urnen aufzuſtellen. Kurz darauf erfuhr er daß der Sohn ſeines Herrn, nachdem er alle Mittel zur Rettung verſucht, ſich durch einen Diener habe erdroſſeln laſſen, um ſich aller Uebel zu entziehen. Liſſejuen wurde daher von einem Reichsverweſer, welchen Titel er erſt angenommen hatte, zum Thron unter dem Namen Mingtſong erhoben. Als die Verſchnittenen ihm eine Menge ſchöner Weiber zum Geſchenke machen wollten, bemerkte er daß nur diejenigen welche mit den ehrwürdigen Sitten der Vorzeit bekannt wären, zum Dienſte im Palaſt tüchtig ſeyen, und ſandte die jüngſten Dirnen hinweg. — Sein Vorgänger war ein Mann, der ſich mit dem Degen ſehr großen Ruhm erworben, perſönliche Tapferkeit als den höchſten Vorzug eines Monarchen betrachtete, und nie daran dachte daß die Regierungskunſt die größte Vollkommenheit des Fürſten ſey. In ſeinem Betragen war er frei und edelmüthig, doch der Sinnenluſt ganz ergeben, ſo daß die beſſeren Triebe dadurch ganz erſtickt wurden.

Mingtſong war auch ein Tatar, welchen der Bruder des Kaiſers als ſein eigenes Kind betrachtete. Er konnte weder ſchreiben noch leſen, hatte aber ein deſto ſchärferes Urtheil, ſo daß als man ihm einmal ein Papier vorlas, er ſogleich den ganzen

Sinn verſtand und die zweckmäßigſten Maßregeln nahm. Den Schauſpielern und Verſchnittenen war er ein erklärter Feind; er entfernte ſie ſehr bald vom Hofe und ließ ſich nie in ihren Schlingen fangen. Er verringerte die Abgaben, half dem Landmanne, führte ſtrenge Gerechtigkeitspflege ein, konnte aber nicht verhüten daß nicht wieder eine Empörung ausbrach. Urſache war einer der Verſchnittenen, welchen man als Aufſeher in eine Provinz geſandt. Der Anfang war zwar klein; als aber ein Nebenbuhler, der Wu-Prinz, ſich zu den Feinden geſellte, mußte Mingtſong bedeutende Treffen liefern; es kam ſelbſt zu einer Seeſchlacht auf dem Jangtſe. Gegen die Tataren, welche ihre gewöhnlichen Einfälle wieder machen wollten, war Mingtſong ſehr glücklich und trieb ſie für eine geraume Zeit in ihre Wüſten zurück.

Um dieſe Zeit ſtarb auch der Kitan-Chan, ein ſehr biederer Mann, welcher ſeinem Volke viele Wohlthaten hatte zufließen laſſen. Seine Wittwe, die ſich nun im Beſitz der ganzen Macht ſah, verſammelte alle Höflinge, mit denen ſie beſonders unzufrieden war, und gebot ihnen, ſich nach tatariſchem Brauche am Grabe des Verſtorbenen abſchlachten zu laſſen, um ihm noch im Hades Dienſte zu leiſten. Schon waren viele aufs grauſamſte hingerichtet, als die Reihe an einen ſehr lebensluſtigen Hofſchranzen kam, der ſich weigerte, ſeinem Herrn auch im Tode zu folgen. Ihn tadelnd ſagte die Fürſtin: du warſt ja ſein Liebling, willſt du ihm nicht den letzten Dienſt erweiſen? Wen konnte, erwiederte der Höfling, der Monarch wohl inniger lieben als Eure Majeſtät, und doch findet ſie kein Vergnügen, ihn im Hades zu beſuchen? Ja, erwiederte die Kaiſerin, ich muß für die Regierung Sorge tragen, bis mein Sohn groß geworden iſt. So will ich auch, fügte das Schlachtopfer bei, ſo lange warten; und ſo rettete er ſein Leben.

Mingtſong liebte nach einem ſehr thatenreichen Leben, wie ſein Vorgänger, die Ruhe, gab ſich aber nicht der Wolluſt hin. Obgleich er leidenſchaftlich der Jagd ergeben war, ſo gab er dennoch alle Hunde und Falken weg, damit die Ausgaben dem Staate nicht zu läſtig fallen möchten. Obgleich ein Barbar, beſaß er dennoch ein ſehr fühlendes Herz und war dem Volke ſehr hold.

Unglücklicherweiſe hatte er zwei nichtswürdige Schmeichler zu hohen Poſten erhoben, und da dieſe ſich in der Folge zurückgeſetzt ſahen, ſo empörten ſie ſich. Der Kaiſer, entrüſtet über ſolchen Frevel, ſandte ſogleich ein ſehr zahlreiches Heer nach der Provinz, wo man ſeinem Willen nicht gehorchen wollte; da aber die Soldaten Mangel an Lebensmitteln hatten, und es für ſehr ſchwer hielten wider die Mächtigen zu ſtreiten, ſo kehrten ſie, zum großen Schmerze des Fürſten, wieder nach ihrer Heimath zurück. Unterdeſſen war auch der erſte Miniſter des Cabinets mit ſeinem Heere ins Feld gezogen. Er wurde aber durch die Grauſamkeit der Rebellen erſchreckt; denn als einer der Statthalter ihnen den Einlaß verſagen wollte, nahmen ſie ihn gefangen und röſteten ihn lebendig; der Rädelsführer ſchnitt dem Unglücklichen ein Stück Fleiſch ab und verſchlang es heißhungrig. Daher zögerte der Staatsmann ſolche Barbaren anzugreifen, und kam in den Verdacht einer geheimen Verbindung mit den Rebellen. Um ihn genau zu beobachten, wurde ein ſehr verſchlagener Diener ins Lager geſandt, mit dem ausdrücklichen Befehle daß, wenn er die geringſten Spuren der Empörung entdeckte, er ihn ſogleich niederhauen ſollte. Der Abgeſandte wollte ſich aber einer peinlichen und langen Unterſuchung überheben; daher trat er in das Zelt des Heerführers, fiel auf ſein Angeſicht und ſtand dann wieder auf. Der Feldherr wollte ihm durchaus nichts in Höflichkeit nachgeben und bückte ſich daher auf gleiche Weiſe. Dieſen Augenblick benützte der Geſandte, ſchlug ihm den Kopf ab und zeigte dann den übrigen Officieren ſeinen geheimen Befehl vor. Der Kaiſer war äußerſt erfreut über den Tod eines Mannes, den er lange gefürchtet, obgleich man ihn nie der geringſten Schuld überweiſen konnte. Die Unruheſtifter wurden auch nachher geſchlagen und der unmenſchliche Häuptling büßte mit ſeiner ganzen Familie durchs Schwert den Frevel. Allein es waren traurige Zeiten. Kaum feierte man am Hofe den glänzenden Sieg, ſo brachen in einem andern Theile des Landes neue Unruhen aus.

Von Regierungsſorgen geplagt, zog ſich Mingtſong eine ſchwere Krankheit zu. Noch aber hatte er nicht ſeine Seele ausgehaucht, als ein unnatürlicher Prinz mit einem Haufen tollkühner Geſellen ſich einen Weg in den Palaſt bahnen wollte, um ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen. Dieß rührte den alten

Kaiſer; er vergoß Thränen über ſein Elend und ſeine Hülfloſigkeit und die Undankbarkeit des Prinzen vom Geblüte. Ehe er jedoch ſtarb, war der Kronräuber ſchon zurückgeſchlagen und die Wahl des Nachfolgers, der Minti genannt wurde, blieb frei (933).

Der junge Kaiſer hatte eine beſondere Vorliebe für ſeine Jugendgefährten, die bei ihm in ſehr großem Anſehen ſtanden. Dieß gefiel ſeinem ehrgeizigen Bruder durchaus nicht; daher beſchloß er, ſogleich der Regierung ein Ende zu machen. Unter dem Vorwande alles in Ordnung zu bringen, wollte er nach der Hauptſtadt gehen; allein da man etwas von ſeinem verrätheriſchen Plane wußte, hatte man eine ſtarke Macht ihm entgegengeſtellt, um ſeine Fortſchritte zu hindern. Dieſe war von einem ſehr tüchtigen General befehligt. Sobald aber der junge Prinz ſich den Soldaten näherte, rief er aus: Streiter, erinnert ihr euch noch, wie ich meinen verſtorbenen Vater in allen Feldzügen begleitete und die Laſt des Krieges trug? Wollt ihr euch nun meinen gerechten Anſprüchen widerſetzen? Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als ganze Regimenter zu ihm übergingen. Dieſem Beiſpiele folgten andere Corps, und ſo näherte ſich der Fürſt mit einer zahlreichen Armee der Reſidenz. Vergebens berief ſich der unglückliche Minti auf die Anhänglichkeit der Großen, welche ihn zum Thron beriefen. Einige dieſer waren ſchon dem glücklichen Empörer entgegengeeilt, um ihre Dienſte ihm anzubieten. Da wandte ſich Minti voll Verzweiflung an ſeine Mutter, dieſe aber erklärte ihn des Thrones verluſtig, und ſo mußte der Arme ſich aller Ehren entkleiden und öffentlich abdanken. Er dachte nun in Zukunft ſeine Tage in Ruhe zuzubringen und ging nach einer der Provinzen; allein der argwöhniſche Bruder wollte ihn nicht am Leben laſſen; daher ſandte er ihm einen Trabanten mit einer Doſe Giftes nach. Dieſe wollte jedoch Minti durchaus nicht koſten, und des Dieners Zureden half nichts. — „So mußt du denn,“ ſprach dieſer, „auf eine andere Weiſe ſterben,“ und zog ihm mit einer ſeidenen Schnur den Hals zu. — Minti war durchaus nicht für den Thron geboren; er beſaß keine der Eigenſchaften, welche einen Fürſten furchtbar machen, oder ihm die Liebe ſeiner Unterthanen ſichern.

Fiti, dem man auch den Namen Luwang gibt, erntete ſehr wenig Frucht von ſeinen Gewaltthaten; denn Jedermann verach-

tete den Brudermörder. Sein Schwager war ein unternehmender ehrgieriger Geiſt, und erhielt ſeinen Verdienſten zufolge eine ziemlich ausgedehnte Herrſchaft. Die Schweſter des Kaiſers machte nach ihrer Gewohnheit einen Beſuch in der Hauptſtadt; und als die Feſtlichkeiten vorüber waren, wollte ſie wieder zu ihrem Manne zurückgehen. Fiti ſagte ſcherzend beim Abſchiede, warum haſt du ſolche Eile, will etwa dein Gemahl eine Empörung anzetteln. Dieſe Worte fielen der Prinzeſſin ſchwer auf das Herz, und gleich nach ihrer Ankunft machte ſie ihren Eheherrn damit bekannt. Dieſer forderte trotzig ſeine Entlaſſung und erhielt ſie unbedingt. Mit dieſer Urkunde begab er ſich nach dem Rathhauſe, wo die ſämmtlichen Großen ihren Gebieter ſchon erwarteten. Er fragte ſie, ob er ſich einer ſolchen Geringſchätzung unterwerfen ſollte, er, der ſeines Weibes wegen mehr Anſpruch auf die Krone hätte als der regierende Monarch; — denn dieſer war nur ein adoptirter Sohn des Kaiſers. — Die Räthe waren noch nicht einig, als einer der Anweſenden ſagte, daß ein Gouverneur, der, wie er, ein zahlreiches Heer beſitze, ſich durchaus keine Verhaltungsregeln vorſchreiben laſſen müſſe. Dieß beſtimmte den Ehrgierigen; ſchnell brachte er ſeine Armee zuſammen, ſich ſelbſt aber zu ſchwach fühlend, bot er ſich als Lehensmann dem Kitan-Chan an, und erſuchte dieſen, ihm mit ſeiner ganzen Macht zu Hülfe zu kommen. Es war nicht nöthig, zweimal eine ſolche Aufforderung zu machen; denn der Nomade wartete ſchon lange auf die Gelegenheit ſich in China niederzulaſſen. Bald aber wurde die Bruſt des Rebellen mit Reue erfüllt; er ſah ein, daß dieſer Schritt den gefährlichſten Feind nach China bringen würde, und wollte widerrufen. Schon aber hatte die zahlreiche Reiterei der Nomaden ſich dem kaiſerlichen Heere genähert und, obgleich nicht ſiegreich, doch den Anfang zu Feindſeligkeiten gemacht. Unzählige Horden drängten ſich nacheinander über die Gränze und füllten das Land mit Schrecken und Verwüſtung. Troſtlos rief Fiti ein allgemeines Aufgebot aus; allein Niemand wollte demſelben Gehör geben. Klein war die Zahl der wenigen Getreuen, die den Unglücklichen umringten und nach dem Verluſt einiger Schlachten ihm noch ergeben blieben. Der Kaiſer blieb in der größten Gefahr rathlos; anſtatt ſich zu wehren, begab er ſich mit ſeinen beiden Frauen und Kindern in einen Thurm.

Noch einmal richtete er ſeinen Blick auf das Reichsſiegel und die Kleinodien, dann ſprach er ernſt: „es iſt alles verloren," und zündete dann das Gebäude an, wo der Brudermörder mitten unter den Flammen und dem Rauche ſeinen Geiſt aufgab. — Mit ihm hörte die ſpätere Tang-Dynaſtie auf.

Dieß war die erſte Reihe tatariſcher Kaiſer, welche über China's Myriaden herrſchte. Die kurze Dauer ihrer Regierung, der Wechſel der Herrſcher, die fortdauernden Empörungen erſtickten das Gute, welches ſonſt fürs Land hätte erwachſen können. Alle dieſe Fürſten waren Krieger im eigentlichſten Sinne des Wortes; geſunder Menſchenverſtand, nicht Politik war die Richtſchnur ihrer Handlungen; in Schwierigkeiten erſchienen ſie immer hülflos, und nicht ein einziger zeigte Geiſtesſtärke und Entſchluß in den Augenblicken der Gefahr. Da ihre Kriege ausſchließlich im Norden geführt wurden, und der Süden durchaus nicht in Betracht kam, ſo mag man ſchließen, daß dort Flor und Wohlſtand vorherrſchend waren, und daß die Einwohner weder über Unterdrückung noch Störung klagen konnten.

Im Weſten erblicken wir in jener Zeit nur Unruhen und Zwietracht, und dieſe Epoche ſcheint im allgemeinen eine der heilloſeſten geweſen zu ſeyn, welche man in der Geſchichte kennt. Das Reich der Araber, zertrümmert und im Kampfe gegen ſich ſelbſt begriffen, konnte den wilden Karmatiern keinen Widerſtand leiſten; die heiligen Städte ſelbſt ſahen den Feind in ihren Mauern. Gleiche Fehden verſpäteten den Gang der Cultur in den Ländern, welche die Nachkommen Karls des Großen beherrſchten. Es war der letzte fürchterliche Kampf der Barbarei, welcher glücklich zum Heil der Menſchheit ausſchlug und für immer den rauhen Feind von den Gefilden Europa's entfernte.

Mittlere Geſchichte.

IV. Abſchnitt.

Spätere Tzin=Dynaſtie.

(936 — 946 n. Ch.)

Der neue Herrſcher, welcher ſich den Namen Kaotſu beilegen ließ, war ein Mann, welcher durch die Gunſt der frühern Fürſten, ohne viel Talent zu beſitzen, zu ſehr hohen Ehrenſtellen emporgeſtiegen war. Als er noch ein gemeiner Soldat war, näherte ſich ihm ein Wahrſager; nachdem er fleißig ſeine Geſichtszüge betrachtet, erklärte dieſer, daß er zu den höchſten Stellen des Reiches berufen ſey. Kaotſu lachte über den Betrüger; als er aber ſeine Wahrſagung erfüllt ſah, und ſich als Gatte der kaiſerlichen Prinzeſſin über alle Feinde erhoben meinte, belohnte er den Weiſſager reichlich. Nicht lange nachher träumte er, daß eine Schlange über ſeinen Bauch hinwegglitt. Höchſt beſtürzt fragte er den Lehrer, was dieß bedeute. Dieſer erwiederte: du biſt zum Throne geboren; es iſt der Drache, der dir einen Beſuch abgeſtattet. Dieſe Bemerkung trug ſehr viel dazu bei, Kaotſu in ſeinen ehrgeizigen Plänen zu beſtärken. Er lebte am Hofe ſtörriſch und unzufrieden, uneingedenk der Gnade des Fürſten, ſich über ſeinen hohen Rang mit ſeinem Weibe brüſtend Nachdem er nach der Provinz, welche ſeiner Herrſchaft anvertraut wurde, gegangen war, hatte er nur einen einzigen Gedanken, den ſeiner Erhebung zum Thron.

Das Verſprechen, den Chan der Kitans als ſeinen Oberherrn anzuerkennen, hielt er heilig; nie ſchrieb er an ihn, ohne ſich ſelbſt Unterthan zu nennen; immer war er beſcheiden und demüthig, wenn es dieſem mächtigen Beſchützer galt. Die reichſten Geſchenke wurden nach Liaotong geſandt, um den Hof der Tataren über ſeinen Gehorſam, der ſich ſo deutlich bewies, in Staunen zu ſetzen. Die kriechendſten Briefe, die Anerkennung

ſeiner gänzlichen Abhängigkeit und ſein einziges Vertrauen auf den Lehensherrn erregten mitleidiges Lächeln bei den Nomaden, und erfüllten China mit Gleichgültigkeit und Verachtung gegen einen ſich tief herabwürdigenden Monarchen.

Der Haß wider die Tataren in den Städten, welche der Kaiſer ihnen für ihre Dienſte abgetreten, war ſo groß, daß das Volk ſowohl als die Soldaten ſich nicht ihrem neuen Herrn übergeben wollten, ſie wollten lieber auswandern, als die Kitanen in ihren Mauern empfangen. Die Befehle des Kaiſers blieben fruchtlos; trotzig boten die aufgeregten Unterthanen den natürlichen Feinden und falſchen Freunden die Spitze.

Die Kitanen behandelten die Tatarenſtämme, welche ſie unterworfen hatten, mit großer Grauſamkeit, und erregten deßhalb ſehr große Unruhen unter den Nomaden ſelbſt. Vergebens ſuchten dieſe einen Zufluchtsort, um ſich ihren Verfolgungen zu entziehen; es blieb ihnen nichts übrig als zum Kaiſer von China überzugehen. Dieſer empfing ihre Abgeordneten mit großem Zorne, und fertigte ſelbſt ein Heer ab, um ſie ihrem frühern Herrn mit Gewalt zu unterwerfen. Die chineſiſchen Officiere waren über dieſes Betragen ganz außer ſich, und baten ihren Kaiſer in den dringendſten Worten ſich einmal des großen Bündniſſes wider die Kitanen zu bedienen, um ihre ganze Macht über den Haufen zu werfen. Schreiben auf Schreiben dieſer Art langten von den Provinzen aus im Cabinette an; Kaotſu jedoch, aus Neigung ſowohl, als ſeiner frühern Verabredung wegen, blieb unerſchütterlich; er bekriegte ſelbſt einen ſeiner eigenen Statthalter, welcher gewagt hatte die Partei der aufrühreriſchen Nomaden zu ergreifen.

Ein ſolcher unbedingter Gehorſam, dachte man, würde die wohlthätigſten Folgen haben; allein der Chan der Tataren wurde mit noch größerm Stolze gegen den kriechenden chineſiſchen Kaiſer erfüllt; er ließ es nicht an den fürchterlichſten Kränkungen fehlen, um das Leben ſeines Vaſallen zu erſchweren. Darüber wurde Kaotſu krank. Da er ſein Ende nahen ſah, rief er den erſten Miniſter und einen Verſchnittenen zu ſich, welchen er ſeinen kleinen Sohn vorſtellte und ſie bat, ihn kräftig in der Regierung zu unterſtützen. Sie verſprachen dieſes heilig; ſobald aber der Kaiſer ſeine Augen geſchloſſen, wurde ſein Neffe, ein Jüngling,

welcher zu großen Hoffnungen Anlaß gab, an ſeiner Statt unter dem Namen Tſchuti mit dem Scepter beſchenkt (942).

Er war natürlich den Miniſtern, welche ihm zum Throne verholfen, ſehr ergeben, und ließ ſich von ihnen in allen Berathſchlagungen gänzlich leiten. Der vorzüglichſte dieſer Staatsmänner war ein herriſcher Mann, welcher den Einfluß der Tataren durchaus nicht ertragen konnte. Das Volk wurde durch die Treuloſigkeit der Beamten zum Aufruhr gebracht; um dieſen zu unterdrücken, wurde ein rüſtiges Heer dorthin geſandt, welches bald ſeine Bemühungen mit Sieg gekrönt ſah. Dieß ermuthigte den Miniſter, ſeine Aufmerkſamkeit auf höhere Gegenſtände zu richten. Es waren Streitigkeiten über Handelsangelegenheiten in den Gränzſtädten vorgefallen, welche der hochmüthige Große zu beſeitigen wünſchte. Er ſandte daher den Kaufmann, der ſich ſehr betheiligt fand, mit der Botſchaft zurück, er möchte ſeinem Oberherrn ſagen, China wolle ſeinem Uebermuth nicht länger huldigen, und würde nicht mit derſelben Bereitwilligkeit wie unter der frühern Verwaltung ſich unterwerfen. Damit dieß recht verſtanden werden möchte, ſchrieb er dieſe Ausſprüche nieder; mit dieſen Urkunden eilte der Händler nach Liaotong. Die Antwort auf dieſe Aufforderung war ein Einfall ins chineſiſche Gebiet, als gerade eine Hungersnoth durchs ganze Land überhand genommen hatte. In dieſem kritiſchen Augenblicke zeigten ſich die chineſiſchen Generale ihrer würdig und gingen fröhlichen Muthes dem Feinde entgegen. Ungeachtet der Niederlagen, welche ſie erlitten, belebte friſcher Muth die Soldaten, und das zahlreiche Nomadenheer wurde zum Rückzuge genöthigt. Allein die Gefahr war noch nicht vorüber; in ſehr kurzer Zeit drangen friſche Truppen von der Oſtſeite ein, und Tſchuti wurde von einer gefährlichen Krankheit überfallen. Schon verbreitete ſich die Kunde der nahen Ankunft des Chans mit Grimm und Verheerung, ſchon loderten tauſend Dörfer in lichten Flammen auf, der Hof, die Mandarinen waren in der äußerſten Verzweiflung, und der Kaiſer, aufgeregt zum Heldenmuth, verließ das Siechbett um den Erzfeind zu ſchlagen. Plötzlich aber brach dieſer auf und die drohenden Gewitterwolken zerſtreuten ſich. Man glaubte ſich nun in Sicherheit; doch der ganze Gang der Dinge nahm eine andere Wendung, da der Chan nur

die Zeit geſucht hatte um ſich in eine beſſere Stellung zu verſetzen. Das chineſiſche Corps, welches ihm auf dem Fuße gefolgt war, befand ſich bald in der äußerſten Waſſernoth. Da fochten die Soldaten ganz verzweifelt, um ſich einen labenden Trunk zu verſchaffen. Die Folge dieſer heroiſchen Anſtrengungen war die gänzliche Niederlage der Kitanen und ihre augenblickliche Flucht auf ihren ſchnellen Roſſen.

Tſchuti, nicht länger dem Kriegsglücke trauend, obgleich er ſchon zweimal Sieger geweſen war, ſchickte nun eine Geſandtſchaft, die Nomaden um Frieden zu erſuchen. Der Botſchafter erniedrigte ſich vor dem Chane wie ſeine Vorgänger, konnte aber keinen vortheilhaften Vertrag zu Stande bringen. Da trat die Mutter des Herrſchers drohend ins Mittel; ſie erinnerte ihren Sohn, daß die Chineſen durch ihre eigenen Leute regiert werden müßten, und daß, ſelbſt wenn China von ihm erobert würde, er ſich dennoch im Lande nicht behaupten könnte. Dieſem mütterlichen Rathe Gehör gebend, willigte der Chan in die Bedingungen ein, welche man ihm gemacht hatte, und würde ohne Zweifel friedliebend ins Grab geſunken ſeyn, wenn Tſchuti nur ſich hätte ſtille halten können.

Der König von Korea war gerade geſtorben, und der Thronfolger hielt, wie gewöhnlich, um die Inveſtitur an. Dieſe Gelegenheit benützte der chineſiſche Monarch, um ein Bündniß mit dem Könige zu ſchließen, daß er den Tataren, mit denen er ſchon früher Streitigkeiten gehabt, in den Rücken fallen möchte. Schnell zog ein Geſandter dorthin, um alles recht zuverläſſig in den Gang zu bringen. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er den elenden Zuſtand des Militärs wahrnahm, und daher alle Hoffnung aufgab, ſich je eines ſolchen Verbündeten zu bedienen. Ungeachtet der jämmerlichen Stellung dieſes Fürſten war man doch entſchieden, ihn in den Bund zu ziehen. Der Chan, welcher natürlich ſehr bald Kunde davon erhielt, glaubte ſich verrathen, und ſtürzte aufs neue mit ſeinen zahlreichen Horden auf China los. In der höchſten Angſt und Verzweiflung vertraute der Kaiſer ſeinem vorigen Glücke, und traf durchaus keine rechten Maßregeln, um das Unglück abzuwenden. Die chineſiſchen Soldaten wehrten ſich freilich ſehr tapfer, waren aber von allen Lebensmitteln entblößt. Der Oberfeldherr war durchaus nicht ein Mann,

welcher ſich durch ſeine eigene Taktik aus dieſer Lage hätte retten können, obgleich er einen großen Namen hatte. Lüſtern blickte er daher auf den Chan hin, als dieſer ihm das Verſprechen machte daß, wenn er ſich mit ſeinem Heere ergebe, er ohne Zweifel auf den Kaiſerthron kommen könnte. Noch auf Hülfe harrend, doch nicht das Geringſte unternehmend, wurde der Entſchluß zu ſeiner baldigen Erhebung reif; er erhielt das Verſprechen, rief alle Offiziere zuſammen, und drohte jedem welcher die Uebergabe nicht unterſchreiben wollte, mit dem Tode. Voll Ingrimm warfen dieſe ihre Schwerter auf den Boden und fügten ſich der Nothwendigkeit.

Kaum hatte dieß Gerücht die Reſidenz erreicht, als der Kaiſer ſich anſchickte, die kräftigſten Anſtalten zur Gegenwehr zu machen. Allein ſchon war der Feind mit Blitzesſchnelle vor dem Thore erſchienen. Da dachte Tſchuti an das letzte Mittel dem Verderben zu entgehen, an den Selbſtmord, nicht wiſſend daß er ſich dadurch in noch größere Gefahr begab. — Schon brannte der Palaſt; das Kaiſerliche Paar, in Verzweiflung, war vom Dampfe beinahe erſtickt; da näherte ſich der Tataren-General; er verſprach das Feuer auszulöſchen, wenn der Kaiſer abdanken wollte. In der höchſten Noth verſtand ſich Tſchuti (die Geſchichte nennt ihn auch Tſiwang) zu dieſer Erniedrigung. Die Kitanen erfüllten ihr Verſprechen, nicht aber um die Einwohner vom Feuertode zu retten, ſondern die Reſidenz zu plündern. Als der Chan von ſeinem guten Glücke hörte, eilte er nach der Hauptſtadt; er beſtrafte den General, welcher ſeinen Soldaten die Freiheit zum Raube gegeben, mit dem Tode, und gab dem erzürnten Pöbel ſeinen Leichnam, um ihn öffentlich zu entehren. Darauf ſprach er Worte der Freundſchaft und des Troſtes zu der kaiſerlichen Familie und zeigte ſich als einen großmüthigen Sieger. Da man aber den Gefallenen große Theilnahme zeigte, hielt er es nicht für rathſam, ſie in dem Beſitze der Reſidenz zu laſſen; denn die Mandarinen hatten ſich ſchaarenweiſe in Trauerkleider um ſie her verſammelt und legten ihre Anhänglichkeit ganz offen an den Tag.

Der Chan fand bald, daß ein ſo großes Land, wie China zu regieren, durchaus keine leichte Sache ſey; er war überzeugt, daß ſeine Mutter Recht gehabt hatte. Er wollte nun die Haupt-

ſtadt nach dem fernen Norden verlegen; ehe dieß aber geſchehen konnte, raffte er alle Schätze, deren er habhaft werden konnte, zuſammen, und nahm die Verſchnittenen und die auserleſenſten Dirnen und Mandarinen mit ſich, um für ſeine vielen Arbeiten ſich etwas zu Gute zu thun. Nun glaubte er im Genuß alles Glückes zu ſeyn; er konnte ruhig und vergnügt als Sieger ſchwelgen, und in der Verſchwendung aller Schätze, welche die Welt darbietet, ſein Leben hinbringen. Allein gerade auf dem Gipfel des vermeinten Wohllebens erhaſchte ihn der unerbittliche Tod; alle ſeine Eroberungen waren für die Nachwelt verloren.

Der Kitan-General, welcher in China zurückgelaſſen worden war, machte einem Liang-Prinzen den Vorſchlag, die Regierung anzunehmen. Dieſer aber war ſo ſehr gegen einen ſolchen Schritt eingenommen, daß er ſich hinter den Gräbern verbarg, um ſich der Aufmerkſamkeit ſeines Gönners zu entziehen. Von dort wurde er aber mit Gewalt hervorgeholt. Weder die Thränen ſeiner Mutter, noch ſein eigenes ernſtes Widerſtreben halfen etwas; er wurde zum Kaiſer ausgerufen; der Kitan gab ihm tauſend Soldaten zur Garde, und kehrte dann ſchnell nach ſeiner Heimath zurück.

Zu gleicher Zeit hatte ſich ein Heerführer, welcher dem Tzin-Hauſe Unterthan war, jedoch in keiner ſehr freundſchaftlichen Beziehung mit ihm lebte, ſehr ausgezeichnet und ſein Heer war noch nie von den Tataren überwunden worden. Ihm ſandte daher der Liang-Prinz das Siegel des Reiches und bat ihn ernſtlich, ihn von ſolcher Bürde zu befreien. Die Soldaten riefen den Sieger als den Würdigſten aus ihrer Mitte zum Kaiſer aus. Er nahm daher ihr Anerbieten an, und wurde unter dem Namen Kaotſu der Stifter der ſpäteren Han-Dynaſtie.

Von den zwei Kaiſern der Tzin läßt ſich ſehr wenig ſagen. Es iſt ſehr begreiflich, daß ſie als Fremde die Regierung des Landes nicht verſtanden. Durch chineſiſche Sitten verweichlicht, konnten ſie nicht länger das Schwert, die einzige Stütze ihres Thrones, handhaben; ſie blieben daher elend und verlaſſen in dem Augenblicke drohender Gefahr. Ihre beſten Soldaten zerſtreuten ſich in dem unermeßlichen Reiche, zufrieden mit der erlangten Beute; die chineſiſchen Krieger und Beamten zeigten nie die geringſte Anhänglichkeit. Ihre Macht war daher nie ganz

befeſtigt, und die Maßregeln zum Wohl des Volkes konnten nicht in Ausübung gebracht werden. Die Herrſchaft war überdieß ſehr beſchränkt; denn der Süden und Weſten huldigte ſeinen eigenen unabhängigen Fürſten, und war in viel blühenderem Zuſtande, als das kaiſerliche Gebiet. Bei all dieſen Mühſeligkeiten, Unterdrückungen und Gefahren lebte der Landmann in den entfernten Theilen des Landes oft im Ueberfluß und äußerſt glücklich. Das Studium der Literatur gedieh, obgleich Gelehrſamkeit nicht zum Beſitze hoher Aemter führte. Von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten jener Zeit iſt jedoch nichts auf uns gekommen.

Mittlere Geſchichte.

V. Abſchnitt.

Spätere Han-Dynaſtie.

(947 — 950 nach Chriſtus.)

Kaotſu war auch ein Tatar. Er war von großer Körperſtärke, hohen militäriſchen Talenten, doch immer ſchlau und geduldig in allen Unternehmungen, Zeit und Stunde abwartend, um ſein Vorhaben in Ausführung zu bringen. Er ſah wohl vorher, daß es mit dem Liaotong-Reiche zum Kriege kommen müßte. Daher vermehrte er ſeine Krieger. Er leiſtete ſeinem Herrn in der höchſten Noth nicht die geringſte Hülfe, obwohl er durch einen kühnen Marſch die Horden von der Hauptſtadt hätte vertreiben können, denn er wartete bis der Tod des Chans ihm freien Spielraum gab. Dann war aber Niemand mehr entſchieden und thätig; er glich einem Löwen, der gerade vom Schlafe aufgeregt, nach Raub begierig, die Wälder mit fürchterlichem Brüllen durchirrt.

Die Nation, welche ihn als einen Beſchützer gegen die gehäſſigen Tataren anſah, unterſtützte ihn mit ihrer ganzen Kraft. Die kitaniſchen Beſatzungen waren überdieß nicht zahlreich, und verſtanden nicht das Vertheidigungsſyſtem. Innerhalb eines Jahres waren daher alle Nomaden aus China gejagt, einer der

Häuptlinge eines wilden Stammes war ſelbſt nach der Hauptſtadt gekommen, um ſich als Lehensmann des Reiches die kaiſerliche Gunſt zu erwerben. Man erwartete die geſegneten Zeiten früherer Perioden, als Kaotſu ins Grab ſank und ſeinem Sohne Inti, einem Jünglinge, das Scepter hinterließ (948).

Der junge Kaiſer war ſehr glücklich im Anfange ſeiner Verwaltung. Die Gränzſtädte, welche die Tataren noch beſetzt hielten, wurden eine nach der andern ſeiner Herrſchaft unterworfen. Der unabhängige Schu-Fürſt fand ſich auch durch die kaiſerlichen Truppen ſo eingeengt, daß er alle Hoffnung zur Vertheidigung hätte aufgeben müſſen, wäre ihm nicht ein Bonze zu Hülfe gekommen. Dieſer beredete einen Statthalter, daß er urſprünglich zum Kaiſerthrone beſtimmt ſey; dieſe Schmeichelei gefiel ihm dermaßen, daß er ſich ſchon im voraus im Beſitze des Scepters glaubte. Er erließ daher eine Aufforderung, voll der glänzendſten Verſprechungen, um ſeiner Fahne zu folgen. Zwei der Edelſten des Landes, in Vereinigung mit dem Generaliſſimus der chineſiſchen Armee, ergaben ſich dem Empörer auf Leben und Tod. Der Aufruhr verbreitete ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß bald ganze Provinzen dem Kaiſer Trotz boten.

In dieſer mißlichen Lage erſchien ein treuer und bedachtſamer General, um dem Monarchen ſeinen Thron zu ſichern. Die Soldaten behandelte er wie ſeine eigenen Kinder; er verpflegte ihre Wittwen und Waiſen, half ihren Weibern, und wurden die Krieger verwundet, ſo wartete ihrer mütterliche Sorgfalt in den Krankenhäuſern. Das Heer war ihm daher äußerſt ergeben; die Soldaten ertrugen die Beſchwerden der Belagerung mit der größten Bereitwilligkeit, und boten den Rebellen kühn die Spitze. Der Rädelsführer wurde daher in einer Veſte eingeſchloſſen und auf die verzweiflungsvollſte Weiſe eingeengt. Noch aber erwartete man Rettung von den Schu-Truppen; allein dieſe, obgleich im Angeſicht des feindlichen Lagers, wagten durchaus nicht daſſelbe anzugreifen. Da machte der Aufwiegler einen Ausfall; ſeine durch Hunger ausgemergelten Truppen wurden jedoch in Stücken gehauen, und die Stadt war genöthigt ſchnell die Thore zu verſchließen um den eindringenden Feind abzuhalten. Da ſagte der Häuptling: „es iſt alles verloren;“ er rief den Bonzen und beklagte ſich über ſeine Vorherſagung, erhielt aber das Verſprechen

baldiger Rettung. Dieſe kam jedoch nicht. Da ſchauderte der Rebelle über ſeine gräßliche Lage, rief ſein theures Weib zu ſich, brachte den Säugling, ſeinen geliebten Sohn, nach ſeiner Wohnung, und zündete mit eigener Hand das Gebäude an, um ſich unter den Ruinen zu begraben. Nachdem dieß fürchterliche Schauſpiel ſtattgehabt, ergab ſich die Stadt. Der kaiſerliche General ergriff den Betrüger, welcher den Statthalter zu dieſem Schritte verleitet und brachte ihn mit dem Sohne des Rädelsführers nach der Hauptſtadt, wo beide nebſt den übrigen Gliedern der Familie in Stücke gehauen wurden.

Der andere Aufrührer war ein Mann, grauſam von Natur und unerſchütterlich in ſeinem Entſchluſſe. Auch er wurde in einer Feſtung von den Kaiſerlichen belagert. Schon war der Vorrath des Reiſes ganz verzehrt, allein er wollte ſich noch nicht ergeben. Da ließ er die Kinder der Bürger, welche alle um Brod ſchrien, in ſeinem Palaſte verſammeln; er ſprach mit fürchterlicher Stimme zu ihnen, daß er nichts zu geben habe, allein bereit ſey, ſie von allen Uebeln des Lebens zu befreien. Seine Garden wurden nun herbeigerufen, um die Unſchuldigen niederzumetzeln. Sobald die abſcheuliche That vollzogen, wog man das Fleiſch ſorgfältig ab, und vertheilte es als eine Ration unter die Soldaten. Allein nachdem auf dieſe cannibaliſche Weiſe der Heißhunger geſtillt war, blieb nicht die geringſte Hoffnung zum Entſatz übrig. Nun wurde der Commandant, ein Abſchaum der Menſchheit, zur Uebergabe bewogen. Der Kaiſer höchſt erfreut, machte ihn zum Statthalter einer Provinz. Da er aber zögerte ſich dorthin zu begeben, glaubten zwei Generale daß er auf Verrath ſinne. Sie luden ihn daher ein, unter dem Vorwande Abſchied zu nehmen, und gaben ihm ſowohl als einigen Hunderten ſeiner Trabanten den Todesſtoß.

Der dritte Empörer wünſchte zu capituliren, bat aber noch um Bedenkzeit. Nachdem man nun ganz ſicher im kaiſerlichen Lager geworden, daß er ſogleich die Waffen niederlegen werde, ſah man eines Morgens die Flamme in der Veſte hell auflodern. Als man ſich um die Urſache befragte, erhielten die Belagerer zur Antwort, daß der Vertheidiger einen Feuertod der Uebergabe vorgezogen.

So war nun durch die rühmlichen Thaten des Kuowei das Land wieder zur Ruhe gebracht. Aber ſobald Jinti ſich frei von

allen Sorgen ſah, wurde ſein Betragen ganz verändert. Als ein leidenſchaftlicher Jüngling gab er ſich ganz ſeinen Begierden hin; eine Menge von liederlichen Geſellen umringte ihn täglich, und er lebte nur um zu ſchwelgen. Einige Große machten die ernſteſten Gegenvorſtellungen, die Mutter unterſtützte ihr Geſuch, allein Jinti war zu ſehr von den Vergnügungen eingenommen, um dieſem Rathe nur im geringſten Gehör zu geben.

Die Tataren machten ſehr bedeutende Streifzüge in die nördlichen Provinzen, um ſich für die erlittene Niederlage zu rächen. Dieß nöthigte den Kaiſer, den Kuowei, welcher ſo große Siege über die Rebellen errungen, nach den Gränzen zur Vertheidigung des Landes zu ſenden. Der Feldherr war ein ſehr beſcheidener Mann, welcher, ungeachtet ſeiner ſehr großen Verdienſte, dennoch keine Ehrenbezeugungen und Vortheile wollte, um keinen Neid zu erregen. Er wünſchte keineswegs die Eiferſucht des jungen Fürſten auf ſich zu ziehen. Ehe er aber an der Spitze des Heeres ſeinen Weg nach der Wüſte antrat, ermahnte er inſtändig ſeinen Oberherrn ſeine Lebensart zu ändern, und ſich der Tugend und der Geſellſchaft tüchtiger Männer zu widmen. Jinti war noch nicht ſo laſterhaft, um den treuen Verweis nicht zu fühlen und in ſeinem Herzen über ſein Verderben nicht zu ſeufzen.

Zur Beſtärkung des guten Vorhabens brach ein fürchterlicher Sturm los, welcher die Grundpfeiler des Palaſtes erſchütterte. Der Monarch fragte die Sternſeher, was dieß bedeute; dieſe wieſen ihn auf ein tugendhaftes Leben hin. Deſſenungeachtet verſammelte er bald nach der Ablegung ſeiner Trauer die vorzüglichſten Komödianten des Reichs, gab ihnen die herrlichſten Kleider, und erſuchte ſie, vor ihm zu ſpielen um ſeine Grillen zu vertreiben. Dieſem Vorhaben widerſetzten ſich die Miniſter zum großen Anſtoß des Jinti, der nun entſchloſſen war, einmal ſelbſtſtändig zu regieren. Er verſammelte daher ſeine Freunde, ſprach das Todesurtheil über die Staatsmänner aus, und ſchritt ſogleich zu den willkürlichſten Handlungen. Noch ſträubte ſich aber die Kaiſerin, ihre Zuſtimmung zu geben; da ſagte ihr Sohn: warum ſoll man ſich um den Widerſtand eines alten Weibes kümmern? Er ſandte ſogleich einen Henker, um die ganze Familie des verdienſtvollen Generals Kuowei zu ermorden, und ſelbſt des Säuglings an der Bruſt nicht zu ſchonen, weil er ein Freund der

Ermordeten war. Kaum war dieſer Befehl mit großer Grauſamkeit ausgeführt worden, als auch ſchon ein Botſchafter im Lager des Kriegers anlangte, um ſeinen Kopf für den Kaiſer zu begehren. Der geliebte Oberfeldherr machte dieſe Todesſtrafe den Soldaten bekant, welche Alle einſtimmig verlangten, zur Austilgung ſeiner Feinde nach der Hauptſtadt zu ziehen, ſo daß die Abgeſandten froh waren mit ihrem Leben davonzukommen. Nun kam ein Verſchnittener an, um ihn im Namen des Kaiſers zum Selbſtmorde zu nöthigen. Kuowei erwiederte, daß er bereit wäre ſich den ſchrecklichſten Qualen zu unterwerfen um ein Blutbad zu verhüten, doch nichts ohne den Willen ſeiner Officiere unternehmen könne. Dieſe erklärten ſich für ihn, und nun rückte ein ſehr bedeutendes Heer nach der Hauptſtadt unter dem Vorwande die verrätheriſchen Miniſter zu bekriegen. Da entſchied ſich der muntere Jinti zum Feldzuge in eigener Perſon; ſchnell eilte er mit einer wohlausgerüſteten Armee dem Feinde entgegen; er lieferte ſogleich eine Schlacht, in welcher hundert ſeiner Leute erſchlagen wurden. So gering der Verluſt war, ſo wurden dennoch die Soldaten dadurch entmuthigt; ſie gingen ſchaarenweiſe zu dem großmüthigen Kuowei über, ihr Feldmarſchall entfloh heimlich, und der Kaiſer ſelbſt war genöthigt ſo ſchnell als möglich davonzueilen. Er näherte ſich nun einer Feſtung, die einer ſeiner eigenen Officiere im Beſitz hatte; allein dieſer war ſchon von allen Umſtänden unterrichtet, und anſtatt ſeinen Oberherrn einzulaſſen, ließ er auf ihn mit Pfeilen ſchießen. Der Monarch verbarg ſich daher in einem Dorfe in der Nähe; dieß wurde von den feindlichen Schaaren überrumpelt und alle Einwohner getödtet; er ſelbſt, ohne daß man ihn erkannt hatte, wurde ebenfalls ermordet. So ſchwer büßte er für ſein frevelhaftes Begehren einen treuen Diener, der kein Verbrechen begangen, umzubringen.

Kuowei begab ſich nun nach der Hauptſtadt, um die Kaiſerin zur Ernennung eines Nachfolgers zu bewegen. Sie beſtimmte auch einen Prinzen; als aber das Heer davon hörte und ſich verloren glaubte, wenn man einen Nachkommen des Jinti auf den Thron ſetzte, wurde unter allgemeinem Freudengeſchrei Kuowei zum Nachfolger erklärt (950). Es half ihm nichts, ſich dagegen zu ſträuben; das ganze Reich betrachtete ihn als Retter. So wurde der demüthige Soldat der Gründer der ſpätern Tſcheu-

Dynaſtie unter dem Namen Taitſu, und ſeine Wahl ward von der verwittweten Kaiſerin ſelbſt beſtätigt.

Die ſpätern Han ſind die Dynaſtie, welche die kürzeſte Zeit auf dem Thron geſeſſen und ſich dennoch durch Waffenglück ausgezeichnete. Von einem tollen Jünglinge konnte man wohl keine dauernden Erfolge erwarten; denn ſich ſelbſt überlaſſen und durch Wüſtlinge angeſpornt, mußte er ſo handeln; daß er jedoch ſeinen Ingrimm auf einen unſchuldigen Mann gewendet, der ihn nie beleidigt, der das Reich vom Verderben gerettet hatte, iſt unerklärbar. Es iſt aber noch viel räthſelhafter, daß er auf ſeinem Tode beſtand, als der General ihm mit einem fürchterlichen Heere entgegenging, und ſich nie in Unterhandlungen einlaſſen wollte, um den mächtigen Gegner einigermaßen zufrieden zu ſtellen.

Mittlere Geſchichte.

VI. Abſchnitt.

Spätere Tſchéu-Dynaſtie.

(951 — 960 nach Chriſtus.)

Die verwittwete Kaiſerin ſelbſt erklärte Taitſu als rechtmäßigen Erben des Reiches, und die Geſammtheit der Mandarine huldigte ihm in einer ſehr feierlichen Verſammlung als ihrem rechtmäßigen Oberherrn. Der Monarch war ſehr demüthig; er erkannte, daß er aus einer ſehr armen Familie entſproſſen und durchaus keinen Anſpruch auf den Purpur habe. Um ſich jedoch ſeines Ranges würdig zu zeigen, verbot er, Leckerbiſſen oder andere koſtſpielige Sachen nach dem Palaſte zu bringen; dadurch ſuchte er die Unterthanen von ihren ſehr großen Abgaben zu befreien. Nüchtern und fleißig, ſah man den Fürſten ganz mit dem Wohle ſeines Volkes beſchäftigt. Groß war das Glück, welches er den Unterthanen zudachte, als die Kunde ihn erreichte, daß der Han-Prinz, welcher früher zum Kaiſer beſtimmt worden war, ſich entſchloſſen hätte ſeine eigenen Rechte zu behaupten. Er hatte einen treuen Freund, welcher ihm deutlich vorſtellte, wie

man zu Werke gehen müßte; unglücklicherweiſe fiel er in Ungnade, und der Kronbewerber verurtheilte ihn zum Tode. Der Rathgeber ſtellte nur die einzige Bitte, daß er mit ſeiner alten Gattin, welche Leiden und Freuden mit ihm getheilt, zuſammen ſterben möchte. Nachdem man ihm dieß Geſuch zugeſtanden, legte er ruhig ſeinen Kopf auf den Block nieder. Die unausbleibliche Folge dieſes ungerechten Verfahrens war, daß ſich der Fürſt bald von allen den Seinigen verlaſſen ſah und ſich ſeinem Gegner ergeben mußte. Taitſu behandelte ihn erſt ſehr leutſelig; als aber ſeine Untergebenen ihm den Gehorſam verweigerten, wurde er ſo erzürnt, daß er den Unglücklichen ermordete — eine Schande, die man dem ſonſt vortrefflichen Taitſu nie verzeihen kann.

Der Sohn des Ermordeten verband ſich nun mit den Kitanen, um ſeinen Vater zu rächen; er trotzte allen Schwierigkeiten, um ſich zum Throne zu erheben. Groß und mächtig war das Heer, welches die chineſiſchen Gränzen überſchritt. Sobald aber die Tataren ſahen, daß ſie zu weit von ihrer Heimath geführt wurden, brachen ſie in eine Meuterei aus, erwählten ihren eigenen Führer, und gingen dann ſtracks nach den ihnen am beſten gefallenden Theilen des Landes zurück. Dieß erleichterte daher den Feldzug; Taitſu ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres, belagerte die Städte und behandelte die Rebellen mit großer Nachſicht. Es waren nur wenige, die ſich nicht willig einem ſolchen gütigen Herrn unterwarfen. Nur ein Commandant betrachtete es als Hochverrath ſich zu ergeben. Als er die Feinde hereindringen ſah, warf er ſich in einen Brunnen, wo er ertrank.

Der Leſer wird ſich wahrſcheinlich wundern, daß man ſchon im Jahre 953 in China die Buchdruckerkunſt verſtand. Wie weit dieſelbe damals gediehen war, wiſſen wir gerade nicht; allein der Kaiſer, welcher auch als Philoſoph glänzen wollte, gab eine Prachtausgabe der Claſſiker aus, und dieſe wurde auf Holzplatten eingeſchnitten und gedruckt. Dieſer Aufwand gedieh ihm zum großen Lobe; man erkannte daraus ſeine ernſte Rückſicht für das Wohl des Landes.

Nicht lange hernach wurde Taitſu ſehr krank und dachte daß, wenn man einen Altar errichtete und auf Kongfutſianiſche Weiſe betete, ſein Leben noch verlängert werden möchte. Er hatte

nämlich, trotz der Abrede ſeiner Großen, das Grab des Weiſen beſucht, und ſich der Welt als ſein größter Verehrer durch Kopfſtoßen und Kniebeugen an dieſer Stätte gezeigt. Nun aber bedauerte er, daß er nicht in der alten Hauptſtadt lebte, wo man die Ceremonien des öffentlichen Gebets mit äußerſter Pracht darſtellen könnte. Ohne im Stande zu ſeyn ſeinen Wunſch auszuführen, ſah er den grauenvollen Tod mit ſeiner Senſe nahen. Da erbat er ſich noch, daß man ihn in der Kleidung eines Bonzen begraben und das ſchlichteſte Grabmal errichten möchte. Da er keine Kinder hatte, ſo erwählte er den Neffen der Kaiſerin zum Nachfolger, welchen wir unter dem Titel Schitſong kennen, und ſchloß dann ruhig die Augen (954). Er war ein vorzüglicher Mann, großartig in ſeinen Anſichten, unermüdet in der Ausführung, und die Nachkommenſchaft wird ſich immer mit Lob ſeiner erinnern.

Der junge Herrſcher ſah ſich gleich bei ſeinem Regierungs-Antritte von Feinden umringt. Allein wie Karl XII., König von Schweden, erſchrack er nicht, ſondern bot jeder Gefahr muthig ſelbſt die Spitze. Er hatte ſich den Tang-Taitſu zum Vorbilde gewählt; wie er wollte er nicht ruhen, bis alle Feinde des Reiches ihm unterworfen wären; daher beſtand ſein Leben in Feldzügen, Eroberungen, Siegen und Niederlagen. Schitſong war immer der menſchliche, freundliche Landesvater, welcher mit unverrücktem Blick ſeine Aufmerkſamkeit auf das Endziel, die Ruhe und den Flor des Landes gerichtet; der im Schlachtgetümmel nie unterließ für die Wohlfahrt des Reiches zu ſorgen; der, ſo ungleich ſeinen Vorfahren, auch während er das Schwert in der Hand hielt, der Gelehrſamkeit huldigte.

Sein erſter Gegner war der Han-Prinz, welcher ſchon unter der vorigen Regierung ſich mit den Tataren verbunden hatte und in China eingefallen war. Dießmal glaubte er ſichern Erfolg zu erringen, und ſpottete des Knaben, welcher ſich, ungeachtet der Vorſtellungen ſeiner Miniſter, zum Oberfeldherrn gemacht. Bald aber ſah er ſeinen Irrthum ein; die häufigen Treffen zeigten ihm, daß er ſelbſt mit ſeinem kitaniſchen Bundesgenoſſen das Feld räumen müſſe. In einer Völkerſchlacht, wo der Sieg lange beſtritten wurde und der Kaiſer ſelbſt in der größten Gefahr ſich befand, wurden die Hantruppen mit ihren entmuthigten und un-

zufriedenen tatariſchen Hülfsvölkern beinahe aufgerieben. Nach dem Siege verſammelten ſich die kaiſerlichen Officiere, um die Ungetreuen aus ihrer Mitte, welche im Anfange gewichen, vor das Kriegsgericht zu ſtellen. Schitſong war menſchlich und wünſchte ihnen Vergebung angedeihen zu laſſen; doch die Mehrzahl hielt ſie des Hochverraths ſchuldig, und ſo wurden ſie alle, ſechzig an der Zahl, enthauptet. Die Unterthanen des Han-Staates empfingen die Kaiſerlichen mit großen Freudenbezeugungen, ſie als ihre Freunde betrachtend, und mit allen Mundbedürfniſſen verſorgend. — Aber der Lohn dieſer Unbefangenheit war ſchändlich. Kaum hatten einige Städte ihre Thore geöffnet, als das Plündern ſeinen Anfang nahm und die Soldaten mit barbariſcher Gleichgültigkeit ihre eigenen gutmüthigen Landsleute aufs ſchrecklichſte behandelten. Der Kaiſer wollte dieſen Ausſchweifungen Einhalt thun; er war aber zu ſchwach dazu, und ſah ſich genöthigt ſich mit Gegenbefehlen zufrieden zu ſtellen. Seine Armee war überdieß durch die letzte Schlacht ſo verringert daß er wenig unternehmen konnte. Dazu kam noch eine Niederlage, welche ihm die Tataren beibrachten, und die ſein Unglück vollendeten. Durch die mißlungene Belagerung einer Stadt, wohin ſich der Han-Prinz geflüchtet, ward der Kaiſer endlich zum Rückzuge genöthigt. Der Feind ermuthigt, nahm alle ſeine Lebensmittel weg; die Soldaten liefen entweder davon, oder wurden auf ihren Streifereien erſchlagen, und ſo kam Schitſong bald darauf ohne ein Heer nach ſeiner Hauptſtadt zurück. Was jedoch ſo widrig anfangs ſchien, ward in der Folge ſein größtes Glück. Die Armee war früher in dem elendeſten Zuſtande; die Soldaten alt und untauglich; die Officiere widerſpänſtig. Ein neues Heer wurde daher bald zuſammengebracht und die entgegengeſetzte Disciplin eingeführt, wodurch die Truppen des Schitſong größere Thatkraft erhielten.

Ernſtlich bemüht, das Reich wieder unter einem Herrn zu vereinigen, blickte er nach dem kleinſten unabhängigen Fürſten, um ſein Ländchen dem Reiche einzuverleiben. Dieß war der Schu-Prinz, welcher natürlich nicht lange einen ſolchen ungleichen Kampf beſtehen konnte und daher bald um Gnade bat. Er hatte ſich jedoch mit dem Tang-Herzog verbunden. Dieſer war ein ſehr ausgezeichneter Regent, der überdieß voll Ruhmſucht war.

Nach dem erſten Siege, welchen ein kaiſerlicher General erhielt, wünſchte man dem Schitſong am Hofe Glück. Er aber ſeufzte tief und bemerkte, daß es der Schweiß ſeiner Unterthanen ſey, welcher dieſe Triumphe herbeiführe; er wolle daher nicht länger ruhig in der Reſidenz ſchwelgen, ſondern ſich allen Mühſeligkeiten des Krieges ausſetzen. Nun erſchien er ſelbſt unter ſeinen Soldaten, welche ihn ungeachtet ſeiner Strenge aufrichtig liebten. Das Heer Tangs wurde bald zurückgetrieben; der Fürſt ſandte zwei ſehr beredte Männer ab, um durch Unterhandlungen den Marſch der Truppen aufzuhalten. Dieß war aber unmöglich, denn Schitſong war zu ſehr erzürnt über den Bund, welchen Tang mit den Tataren eingegangen. Er verwarf daher alle Verſprechungen, und ging raſchen Schrittes vorwärts. Allein nicht immer ſollte Erfolg ſeine Bemühungen krönen; die Officiere in den Feſtungen blieben dem Tang-Prinzen getreu, und der Kaiſer war genöthigt die Belagerungen der Feſtungen mit ſehr großem Verluſte aufzugeben. Mit einem ſehr geſchwächten Heere, welches in einer Fluth beinahe untergegangen war, begab er ſich daher auf den Rückzug.

In der Hauptſtadt angelangt, rief er die vielen Verluſte, welche er erlitten, ſich ins Gedächtniß zurück. Er ſchrieb dieſe dem Mangel einer Flotte zu, um das Heer auf den Flüſſen Kiangnans einzuſchiffen; ſchnell arbeitete er Tag und Nacht um ſeine Soldaten auch zu Waſſer geſchickt zu machen. Sobald nun alle Boote in Bereitſchaft waren, brach er ſchnell mit ſeiner Seemacht auf, und ehe es der Tang-Prinz ſich verſehen konnte, war Schitſong ſchon im Herzen des Landes. Seine Flotte wurde geſchlagen; die eroberten Städte aber wurden mit der größten Milde behandelt und nicht die geringſte Plünderung erlaubt. Aber noch hielt eine Stadt aus; der Kaiſer commandirte in eigener Perſon den Angriff; der größte Theil ſeiner Krieger wurde niedergemetzelt; auch viele der Beſatzung fanden ihren Tod; dennoch mußte Schitſong unverrichteter Sache abziehen. Erſt dann, als er die ganze Mannſchaft auf ihren Poſten bei den Mauern getödtet, konnte er ſeinen Einzug halten, fand aber ein Saragoſſa. Die Disciplin, welche die Tang-Truppen beobachteten, war ſolcher Art, daß ein Großer, welcher aus mißverſtandener Tapferkeit einen glücklichen Zug unternommen, von ſeinem eigenen

Vater zum Tode verurtheilt, und die Zuſtimmung zu ſeiner Hinrichtung ſelbſt von der Mutter ausgeſprochen wurde.

Schitſong, der wohl fühlte, daß mit ſolchen Helden wenig auszurichten ſey, war hocherfreut, als der Tang-Fürſt ſich ihm willig unterwarf, und geſtand ihm die vortheilhafteſten Bedingungen zu. Dieſer wollte ſich aber nicht an Großmuth beſiegen laſſen, und beſchenkte daher die kaiſerlichen Soldaten aufs reichlichſte. Da man einen Secretär erſuchte, eine Acte zur Anerkennung der Oberherrſchaft des neuen Monarchen auszuſtellen, wollte ſich dieſer durchaus nicht dazu verſtehen; denn von der Treue gegen ſeinen Oberherrn konnte er ſich niemals losſagen. Ein Officier der darauf beſtand, drohte ihm, wenn er ſich länger weigerte, mit dem Tode; und wirklich ſchlug er ihm den Kopf ab, da er hartnäckig jede Aufforderung von ſich wies. — So entſchloſſen handelten die Chineſen jener Zeiten.

Schitſong war nun bemüht, die Uebel welche der Krieg herbeigeführt, zu lindern. Zu dieſem Zwecke gab er den hungernden Bauern Saatkorn, und bewies ſich in allen Stücken als ein Vater des Volkes. Allein noch lebte in ihm die Begierde ſich als Alleinherrſcher China's verehrt zu ſehen. Im Süden hatte ſich ein zweiter Han-Fürſt willig unterworfen; denn er war feſt überzeugt, daß er ſich nie würde halten können, und wollte das Leben im Frieden und Wohlſtande genießen. Die Tataren aber waren noch im Lande; daher verſammelte Schitſong einen Kriegsrath und beſchloß, die Kitanen in ihrem eigenen Lande anzugreifen, um das Reich von ihnen zu ſäubern. Schnell fiel er mit einem vortrefflichen Heere in ihr Gebiet ein, nahm mehrere Städte hinweg, wurde aber bald durch ſeine eigenen Großen gezwungen nach der Hauptſtadt zurückzukehren.

In voller Manneskraft, von dem höchſten Unternehmungs-Geiſte erfüllt, zählte er die Tage und Stunden, welche er in unnützer Muße verleben mußte. Eine ſchleichende Krankheit aber drang in ſeine Glieder; er fühlte daß ſeine Kräfte durch dieſen unſichtbaren Feind ſchwanden, und berief einen Rath, um für die Regierungsfolge Sorge zu tragen. Sein Sohn Kongti, erſt ſieben Jahre alt, wurde zum Thronerben ernannt (959) und eine Anzahl tüchtiger Miniſter ihm zur Seite geſtellt. Kaum hatte er ſein Teſtament gemacht, ſo entſchlief der thatenvolle Kaiſer.

Seine Sorge für das Wohl des Volkes war ernſt und anhaltend. Um dem gemeinen Mann eine Erleichterung zu verſchaffen, zog er 30,000 Klöſter und Tempel des Buddha ein, und wollte nur 60,000 Bettelmönche und Nonnen in 2684 Gebäuden beſtehen laſſen. Auch machte er ſehr große Verbeſſerungen am Kalender. Hätte er länger gelebt und ſein großes Talent wie früher auf den Krieg dann auf die innere Verwaltung verwendet, ſo würde er ohne Zweifel einer der größten Fürſten, den man mit unſerm Heinrich dem Vogler hätte vergleichen können, geweſen ſeyn.

Die Regentſchaft artete ſehr natürlich in Cabale aus. Die Miniſter vertrieben einander, ſchwächten ihr gegenſeitiges Anſehen, und ſtanden hülflos da, als die Kitanen einen Einfall in China machten, um ſich zu rächen. Der Han-Prinz hatte ſich zu ihnen geſellt; es war daher gefährlich, das Anrücken dieſer Feinde ruhig mit anzuſehen. Man ernannte daher Tſchaokuangjin, einen Gardeofficier, zum Anführer. Als dieſer die Stadt verließ, um ſich an die Spitze des Heeres zu ſtellen, jauchzte ihm die Menge entgegen. Das Lager war in einiger Entfernung von der Reſidenz; als die Soldaten davon hörten, ſtimmten ſie mit den Einwohnern ein und erklärten, daß ſo lange ein Kind auf dem Throne ſitze, ſie dem Staate nicht dienen könnten; daß Niemand würdiger ſey als der General, ſie ins Feld zu führen. Der Feldherr ſchien ſeinerſeits ungern einer ſolchen aufrühreriſchen Aufforderung Gehör zu geben; allein die Getreuen hatten ſchon eine Kunde des Vorfalls ſeinem Bruder, der Statthalter war, zugeſchickt, und dieſer kam mit einem bedeutenden Truppenhaufen frühe bei ihm an. Tſchaokuangjin war noch in tiefem Schlafe begraben, als man den kaiſerlichen Ornat, ein gelbes Kleid, auf ihn warf. Erwacht durch das Getümmel, ſtand er auf, und man begrüßte ihn allgemein als Kaiſer. Verſprecht mir denn, ſagte er, daß ihr meine Befehle beobachten, die Staatscaſſen nicht plündern, und den jungen Kaiſer ehren wollt; unter dieſer Bedingung will ich euer Fürſt ſeyn.

Am folgenden Tage hielt er ſeinen Einzug in die Hauptſtadt. Nachdem er die Soldaten entlaſſen, eilte er nach dem Rathsſaal der Miniſter. Dort fragte er beſtürzt: was ſoll ich thun; die Armee will mich durchaus zum Kaiſer haben; was iſt eure Meinung?

Man ſchwieg lange; der Hauptmann der Garden war ſelbſt im Begriff über ihn herzufallen, und das Herz klopfte dem Kühnen in dieſer feierlichen Verſammlung.

Allein ein Sterndeuter hatte zwei Sonnen am Himmel geſehen, deren eine ſehr verdunkelt war. Er deutete dieſe Erſcheinung, daß China einen andern Oberherrn erhalten werde. Im Miniſterium ſelbſt hatte der General eine ſtarke Partei; einer der Anweſenden fiel vor ſeinen Füßen nieder und nannte ihn ſeinen Herrn. Dieß Beiſpiel wirkte auf die übrigen. Tſchaokuangſin verließ den Saal um auch im Palaſte ſeine Huldigung zu empfangen. Dort war alles ſchon vorbereitet. Ein Officier hatte die Abdankungsacte verfaßt; ſobald er angekommen war, wurde ihm dieſe überreicht. Der kaiſerliche Knabe mit ſeiner Mutter räumte ihm gerne den Thron ein; beide wurden mit großer Hochachtung behandelt, in den Fürſtenſtand herabgeſetzt, und angewieſen, ein träges Leben zu führen. — So endigte die ſpätere Tſchéu-Dynaſtie (960).

Fünf Herrſcherfamilien waren nun nach einander innerhalb 53 Jahren auf dem chineſiſchen Thron geſeſſen (daher nennt man dieſen Zeitraum in der chineſiſchen Geſchichte „Wutai — die fünf Geſchlechter"), ohne eine Spur ihres Daſeyns zurückzulaſſen. Die abhängigen Fürſtenthümer, welche in andern Theilen des Landes beſtanden, erwähnt die Geſchichte nur inſoferne als ſie mit dem Kaiſerreiche in Berührung kamen. Die blühendſten und unabhängigſten Theile des Landes waren die Gegenden des Meeres, wo Handel und Gewerbe Wohlſtand und Unternehmungsgeiſt hervorriefen.

Wenn man die Einfälle der Ungarn, Wenden und Dänen in Deutſchland mit denen der Kitanen und anderer tatariſchen Stämme in China vergleicht; wenn man die großen Zerrüttungen jenes Landes in der elenden Regierung der Karolinger im Weſten wiederfindet; wenn man die großen Regenten, welche trotz der vielen Unglücksfälle mit kräftiger Hand das Scepter führten, mit unſerm Konrad, Heinrich und den beiden Ottonen zuſammenſtellt, ſo kann man ſich einigermaßen die chineſiſche Geſchichte dieſer Zeiten vergegenwärtigen. Krieg war das Element jener Tage; Zwieſpalt, Rotten und Meuterei ganz gewöhnliche Ereigniſſe; Rohheit und Wildheit der Stämme, welche die kaum aufkeimende

Cultur zu erſticken drohten, waren im Oſten ſowohl als im Weſten vorherrſchend. Gerade aber aus dieſem Chaos brachte die Hand des Allerhöchſten im Weſten die herrlichſte Ordnung hervor; die Weisheit Gottes errichtete unter Zerſtörung und Ruinen ein neues Gebäude, das jetzt noch prangt und ſich über alle andern Machwerke des bloßen Menſchenthums erhebt *).

Mittlere Geſchichte.

VII. Abſchnitt.

Die Song-Dynaſtie.

(967 — 1127 n. Chr.)

Wenige Kaiſer haben von den Geſchichtſchreibern ſo großes Lob, als der Stifter dieſes Hauſes geerntet. Tſchaokuangjin war der Sohn eines berühmten Beamten, deſſen Voreltern auch im Dienſte der Regierung geweſen waren. Bei ſeiner Geburt, wie bei allen außerordentlichen Begebenheiten, fühlte man den angenehmſten Geruch in dem Zimmer und hörte die Muſik der Sphären; ſo kam das Kind zur Welt. Seine ſchöne und große Statur verſchaffte ihm den Rang eines Garde-Officiers, und er zeichnete ſich unter ſeinen Cameraden als ein ſehr freundlicher und beredter Mann aus. Die Vorbereitungen zu ſeiner Erhebung waren ſchon lange in Gang gebracht; denn wäre es nicht ſo geweſen, wie hätte man ihn ſo einſtimmig, ohne daß er vorher eine große That verrichtet hätte, als Oberherrn anerkennen können?

Er erhielt den Titel Taitſu, welchen ſchon ſo Viele vor ihm gehabt hatten, und gab ſeiner Familie, die ſo lange auf dem chineſiſchen Throne ſaß, den Titel Song.

Sobald er ſeine erſte Audienz gegeben und durch ſeine gebieteriſche Figur, gepaart mit leutſeliger Miene, Allen Ehrerbie-

*) Die Quellen zur obigen Erzählung ſind ſparſam. Der Togkien Kangmu, das Kangkienjitſchi ſowie das Kiutaiwuſchi geben die beſten Aufſchlüſſe. Ein geſchichtlicher Roman gibt ein gutes Bild von den Sitten jener Zeiten.

tung eingeflößt, war es ſein erſtes Beſtreben, alle Herzen zu gewinnen. Zu dieſem Ende vergab er allen Feinden und beſtätigte die Mandarine in ihren Aemtern. Dann zeigte er ſich dem jubelnden Volke, und ſchritt mit kaiſerlicher Würde vor der ſtaunenden Menge her. Nun machte er bekannt, daß er die rechtgläubige Gelehrſamkeit fördern wolle; er ſtiftete ſogleich Collegien und Univerſitäten, um dem Studium der Claſſiker den größten Schwung zu geben. Zugleich befahl Taitſu, Kongfutſe in ſeiner Abbildung als einen Götzen zu ehren, und gab ſelbſt dazu das Beiſpiel. Ein Betragen ſolcher Art rief die glücklichen Zeiten der Alten wieder ins Gedächtniß zurück; man bewunderte den neuen Herrſcher, welcher ſo ganz im Sinne der Nation handelte, und die herrlichen Tage des Jao und Schun dem Volke aufs neue bereitete.

Sobald die Sachen dahin gediehen waren, daß die Großen Taitſu anerkannt, erhob er ſeine Voreltern bis zum vierten Geſchlecht in den Kaiſerſtand. Nur ſeine alte Mutter war nicht froh mit den neuen Ehrenbezeugungen; ſie ſagte ihrem Sohne, daß nicht ſeine Tugenden, noch die Verdienſte der Ahnen ihn zur höchſten Stelle im Reiche befördert hätten. Die Schwachheit eines Kindes, fügte ſie hinzu, gab dir den Purpur, willſt du ihn in deinem Hauſe bewahren, ſo ernenne deinen Bruder anſtatt deines Sohnes zum Thronfolger. Sie ließ ihn dann eine Urkunde unterzeichnen und heilig verſprechen, ihren Befehl in Ausführung zu bringen; worauf ſie verſchied.

Taitſu zog nun gegen einen Rebellen, welcher ſich mit ihm über den Thron geſtritten und überdieß noch mit dem Erbfeinde des Reiches, dem Han-Fürſten, ein Bündniß geſchloſſen. Er ſowohl als ein anderer Anführer mußten die Macht des Siegers anerkennen. Da Taitſu ſelbſt im Getümmel der Schlacht erſchien, gaben ſeine Heldenthaten ihm noch deſto größeres Anſehen. Seine ganze Aufmerkſamkeit war dahin gerichtet, vollkommene Alleinherrſchaft herzuſtellen, und unermüdet war er in ſeinem Handeln, um dieſe Macht zu erringen. Der erſte Fürſt, welcher ſein Land ihm überliefern mußte, war der Schu-Herzog, ein Wüſtling, der durch drückende Abgaben die Gemüther des Volkes ſich entfremdet. Er ſtarb nicht lange nach dem Verluſte ſeines Landes, und ſeine Mutter, am Sarge ſtehend, warf ihm vor, daß das ſchlechte

Regiment ihn zu ſolchem Ende gebracht. Allein, fügte ſie hinzu, ich ſchäme mich, dich zu überleben. Keine Ueberredung konnte ſie bewegen Nahrung zu ſich zu nehmen, ſo daß ſie bald des Hungertodes ſtarb.

Die ſüdliche Han-Herrſchaft nahm auch bald darauf ein Ende. Der Prinz jener Länder war ein Tyrann und hatte überdieß kein regelmäßiges Heer. So wurde es dem kaiſerlichen General ſehr leicht, eine Stadt nach der andern wegzunehmen, während ſich die Commandanten, um der Gefangenſchaft zu entgehen, in ihren Häuſern verbrannten. So ſtand der Sieger vor Canton, der berühmten Handelsſtadt, deren nun zum erſtenmale in der Geſchichte Erwähnung geſchieht, und auch dieſe ergab ſich. Die Macht des Taitſu wurde dadurch ſo ausgebreitet, daß er ſich gegründete Hoffnung machen konnte, bald das übrige Land ſeinem Scepter zu unterwerfen.

Er ſelbſt zog jetzt nicht länger zu Felde, ſondern ſandte die fähigſten Generale auf den Kriegsſchauplatz, in deren Wahl er außerordentlich glücklich war. Im Palaſte ſorgte er für die Soldaten, gerade als ob er ſich ſelbſt bei ihnen im Lager befände. Eines Tages erſchien er bei der Audienz in einem ſchönen mit Pelzen beſetzten Kleide; aber deſſenungeachtet fühlte er die Kälte. Wie muß es mit meinen Soldaten ſeyn, ſprach er, deren Kleidung ſo dünn iſt, und welche Leiden ſind ſie genöthigt auf dem Marſche zu ertragen. Daher zog er das Gewand aus und ſandte es dem Oberfeldherrn mit dem Wunſche, im Stande zu ſeyn daſſelbe Geſchenk jedem Gemeinen zu machen. Solche Handlungen beſtärkten das Hochgefühl der Armee, ſo daß jeder Einzelne voll Begeiſterung ſich gerne dem Tode für den liebevollen Fürſten weihte.

Taitſu ſah bald, daß die Miniſter der vorigen Regierung ſeinen Anſichten durchaus nicht hold waren; daher verabſchiedete er ſie auf ihr eigenes Verlangen. Nur einer blieb zurück; dieſen behandelte er als einen vertrauten Freund, und beſuchte ihn oft in ſeinem eigenen Hauſe. Aber immer beobachtete man die ſtrengſte Etiquette; denn es war der Wunſch des Kaiſers, die größte Ehrerbietung in allen ſeinen Dienern zu erwecken.

Der abgeſetzte Herzog des ſüdlichen Han hatte ſeine Erniedrigung der Bundbrüchigkeit zu verdanken. Sein Heer, welches

eine Menge Elephanten bei ſich hatte, war durch dieſe Thiere ſelbſt, als ſie durch die Pfeile und das Geſchrei der Feinde in Unordnung gebracht wurden, zertreten worden. Da ihm kaum noch eine einzige Stadt treu blieb, ſo raffte er ſchnell alle ſeine Koſtbarkeiten in Gold, Silber und Perlen zuſammen, ließ ſie auf einer Junk verwahren, und wollte ſich dann einſchiffen um dem kaiſerlichen Heere zu entkommen. Allein ſeine Verſchnittenen und Hofſchranzen kamen ihm zuvor und ſegelten mit der ganzen Flotte hinweg, ohne daß er jemals erfahren konnte, was aus denſelben geworden. Er ſandte nun einen Getreuen, um ſeine Unterwerfung dem Taitſu bekannt zu machen. Mittlerweile bemerkte einer ſeiner Generale, daß man den Feind leicht anfallen könnte; ſo wagte er, ungeachtet der Friedensunterhandlungen, eine Schlacht, die ungünſtig ausfiel. Der Reſt ſeines Heeres verbarg ſich während der Nacht in einem Walde; dieſer wurde aber von dem kaiſerlichen General in Brand geſteckt, und der Prinz, von Rauch und Dampf faſt erſtickt, gefangen genommen. Der Kaiſer war über ſeine Treuloſigkeit ſehr erzürnt, hielt ein förmliches Gericht, zeigte ſich über die Schlauheit des Gefallenen höchſt verwundert, wollte jedoch nicht hart mit ihm verfahren, und vergab ihm ſein Vergehen. Immer aber zitterte der Schuldige, daß es endlich ſein Leben gelten würde. Als ihm der Kaiſer ſelbſt einen Becher Weins reichte, glaubte er, daß dieß geſchehe um ihn zu vergiften, worüber der Monarch herzlich lachte.

Wenn Taitſu auf Kiangnan hinblickte, und dabei ſich erinnerte, daß dieſes Land noch einem fremden Fürſten angehörte, ſo war es ihm durchaus nicht wohl im Herzen. Allein der Tang-Fürſt war auf ſeiner Hut, und wollte es durchaus nicht zum Ausbruche kommen laſſen. Da man aber ſeinen Bruder am Hofe zurückhielt, grämte er ſich darüber ſo ſehr, daß er keine Ruhe in den gewöhnlichen Vergnügungen fand. Selbſt das Geſchwätz der Rationaliſten und Bonzen, mit denen er ſich ſehr viel unterhielt, konnte ihn nicht mehr ergötzen. Er faßte daher den Entſchluß, ſein Land und ſich ſelbſt dem Kaiſer zu übergeben, um in Frieden und Ruhe den Reſt ſeiner Tage zu verleben. Davon rieth ihm jedoch ſein Miniſter ab, der es für eine ewige Schande hielt das Land ſo ruhig aufzugeben und ſich vom Schauplatz zurückzuziehen. Nachdem er ſein Ehrgefühl dergeſtalt aufgeregt,

war es ſehr leicht in dem reichen Lande eine große Macht zu verſammeln. Inzwiſchen fand der Kaiſer Mittel eine Bootbrücke über den Jangtſe zu ſchlagen, und ſo konnte das ganze Heer ſehr leicht ans feindliche Ufer kommen. Obgleich man ſehr wenigen Widerſtand den geübten Soldaten des Nordens entgegenſetzen konnte, ſo hielt ſich der Kiangnan-Fürſt ſehr brav. Endlich mußte er ſich den Händen ſeines rechtmäßigen Oberherrn überliefern, der ihn mit ſehr großer Leutſeligkeit empfing und ihn ritterlich behandelte. Den armen Einwohnern, welche durch den Krieg ſehr mitgenommen wurden, gab Taitſu Getreide, um ihnen wieder aufzuhelfen. Die kaiſerliche Macht wurde daher auf die ſicherſte Grundlage, die Liebe des Volkes, gebaut.

Im Norden hatte der Kitan-Chan noch immer ſeine drohende Stellung beibehalten. Er war aber ein ſehr grauſamer Herr, welcher das kleinſte Verſehen mit dem Tode beſtrafte. Seine eigenen Diener fürchteten ihn als einen willkürlichen Tyrannen. Als er eines Tages auf der Jagd einen Bären erlegt, und außer ſich vor Freude zu viel Branntwein trank, fiel er in einen tiefen Schlaf. Dieſe Gelegenheit benützten ſeine Trabanten und ſchnitten ihm den Kopf ab. Sein Nachfolger ſchloß einen feierlichen Bund mit Taitſu, zur großen Beſtürzung des nördlichen Han-Fürſten. Dieſer hatte keine gerechten Anſprüche auf die Krone, denn der wirkliche Herzog wurde von ſeinem eigenen Miniſter mit Hülfe einiger Schergen erſtochen. Die Wahl ſeines Nachfolgers wurde äußerſt beſtritten; daher hatte er nicht Einfluß genug um ſeine Anſprüche auf China, welches er als ſein Lehen betrachtete, geltend zu machen.

Viele Jahre einer erfolgreichen Regierung waren nun dahin gefloſſen. Taitſu hatte das Land mit Kraft und Weisheit verwaltet. Sparſam und einfach in ſeiner Lebensweiſe, wollte er es ſeinen Kindern nicht erlauben, prächtig gekleidet einherzugehen. Er ſelbſt ließ ſich keine Kleider aus ſeidenen Stoffen machen; denn er glaubte zwar, daß ihm alles im Reiche angehöre, wünſchte jedoch die Unterthanen im vollen Genuß der Güter zu ſehen, und konnte ſich daher nicht ihre Kleinodien zueignen. — Wie jeder Krieger war er auch der Jagd ſehr ergeben. Eines Tages ſtolperte ſein Pferd, daher verfehlte ſein Pfeil einen Haſen, der in der Nähe aufgeſprungen war. Darüber war Taitſu ſo erzürnt,

daß er das Roß niederſtach. Als er aber wieder zu ſich kam, beſchämte ihn ſein Jähzorn, und er gab von dieſem Augenblicke an ſeine Lieblingsbeſchäftigung auf. Der Kaiſer verlor drei ſeiner Gattinnen nacheinander; nur die vierte überlebte ihn. Allein er blieb dem Verſprechen, welches er ſeiner Mutter gegeben, treu, und beſtimmte ſeine Söhne nicht zum Thron. Als er plötzlich erkrankte, rief er ſeinen Bruder, den Herzog von Tzin, zu ſich, beſprach ſich lange mit ihm über die Verwaltung des Reiches, ohne einen Zeugen dabei zu haben. Dann raffte er ſich plötzlich auf, ergriff einen Spieß, der in der Ecke ſtand, ſtampfte damit mehreremale auf den Boden, und rief aus: regiere recht, und ſey ein edler Prinz! Nachdem er dieß geſagt hatte, ſank er in eine Ohnmacht, von der er nie erwachte (976). — Die Nachkommenſchaft hat ihm einen ſehr hohen Platz unter den chineſiſchen Kaiſern angewieſen. Kein Mord, kein Blutbad, keine Vergiftung des Gegners befleckte den guten Namen des Taitſu; denn ſein Edelmuth und Talent gaben ihm ſolches Uebergewicht, daß er die Nebenbuhler nie fürchtete, und immer als unabhängiger Fürſt mit Milde regierte. Mit ſeinem würdigen Zeitgenoſſen Otto dem Großen hat Taitſu einige Aehnlichkeit. Mit Recht verdient er den Namen eines Mehrers des Reiches, denn bei ſeiner Thronbeſteigung zählte das Land 111 Diſtricte, 638 Kantone mit 967,353 Familien, welche Abgaben bezahlten; bei ſeinem Tode war es durch Eroberungen ſo ſehr vergrößert, daß es 297 Diſtricte, 1086 Kantone und 3,086,504 Familien hatte.

Sein Bruder Taitſong handelte nach denſelben Grundſätzen. Von den Liao-Tataren empfing er eine feierliche Geſandtſchaft, welche bei der Todesfeier des Bruders zugegen war. Er konnte es aber nicht länger ertragen daß der Han-Prinz, durch die Kitanen unterſtützt, ſich länger unabhängig erhalte; daher ſandte Taitſong ein ſo bedeutendes Heer ab, daß der ſchwache Herzog gezwungen wurde ſich zu ergeben. Er that es aber mit vieler Würde, und der Kaiſer, anſtatt ihn mit Härte zu behandeln, zog in der öffentlichen Audienz ſeinen mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Gürtel aus, und machte ihm damit ein Geſchenk. Zugleich wies er ihm bedeutende Gelder an, um ſich in ſeiner Muße über den Verluſt des Landes zu tröſten. Die Mandarine blieben alle in ihren Stellen, und das Volk wurde ſehr gut behandelt.

Unter einem ſo wackeren Herrn, wie Taitſong, war ein Krieg mit den Kitanen unvermeidlich. Dieſe Erbfeinde des Reiches waren immer bereit Streifereien nach China zu machen; allein ihre kriegeriſchen Unternehmungen waren ohne Plan und ohne Feſtigkeit. Nachdem nun viele Städte und Dörfer in Flammen aufgelodert, das Volk gemordet und die Saaten zertreten waren, fanden es beide Parteien für vortheilhaft, ſtillſchweigend einen Waffenſtillſtand einzugehen. Dieſer dauerte leider nicht lange; der Kaiſer bot alle Kräfte des Reiches auf, um den verhaßten Feind über die Gränzen zu treiben. Wie groß auch ſeine Armee ſeyn mochte, ſo thaten es die Horden an Behendigkeit und Tapferkeit den Chineſen bedeutend zuvor; ſo wurden dieſe immer wieder zurückgetrieben, und die vorzüglichſten Generale verloren ihre Armee, ungeachtet ihrer Taktik. In einer Schlacht wurden die kaiſerlichen Truppen in einen Fluß getrieben; der größte Theil derſelben ertrank. Ein andresmal harrte man lange der Hülfe des Hauptheeres, und als dieſes nicht anlangte, weihte ſich der Nachtrab, den Spartanern gleich, willig dem Tode, um die Feinde aufzuhalten und ihren Gefährten Zeit zu geben ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Es wäre nun den Nomaden ſehr leicht geweſen ſich der Provinzen im Norden des gelben Fluſſes zu bemächtigen; allein der Chan war noch ſehr jung, und ſeine Mutter, ein altes Weib, war entſchloſſen in keinem Falle ſo große Unternehmungen zu geſtatten, aus Furcht, ihr Anſehen durch die Siege der Generale zu verlieren.

Unglücklicherweiſe erhielt der kaiſerliche Heerführer einige kleine Vortheile über die Armee der Kitanen, dadurch wurde Taitſong ſo angefeuert, daß er die junge Mannſchaft mehrerer Provinzen aushob und ins Heer ſteckte, um ſich mit Gewalt einen Weg nach der Tatarei zu bahnen. Dieß hatte leider die traurigſten Folgen; die Felder blieben unbebaut liegen, und der Hungertod nahte ſich den Hütten und Paläſten. Ueberdieß richteten dieſe unzählbaren Schaaren gar nichts aus, obgleich der König von Korea und einige Tatarenſtämme ſich mit den Chineſen vereinigten, um den gemeinſchaftlichen Feind zu bekriegen. Nun ſah man zu ſpät ein, daß alle Mühe vergebens und das beſte Blut des Landes verſpritzt ſey; Taitſong ſtand daher von ſeinem Vorhaben ab, Eroberungen im Tatarenlande zu machen.

Die Mandarine hatten unterdeſſen mit der ihnen eigenen Geldgier die Kaufleute in Sſetſchuen ſehr bedrückt und ihnen viel Vermögen abgepreßt. Dieß war die Urſache einer großen Empörung, welche, mit der größten Tapferkeit geführt, dem Kaiſer Tauſende ſeiner braven Streiter koſtete. Obgleich man den Rädelsführer ergriff und viertheilte, und Schrecken im Lande verbreitete, ſo konnte man dennoch das unter der Aſche glimmende Feuer nicht auslöſchen. — Ein anderer Aufrührer flüchtete ſich jenſeits der großen Mauer und bot dem Kaiſer bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens Trotz.

Es war daher ſehr natürlich daß der Monarch dem Krieg von Herzen abgeneigt wurde. Er berieth ſich nun mit ſeinen Miniſtern, was man mit den unruhigen Kitanen zu thun hätte; alle ſtimmten darin überein, daß man nie wieder mit ihnen in Streit gerathen müßte. Allein der Vorſchlag, einen Cordon von 2 — 300,000 Mann beſtändig an der Gränze zu erhalten, war zu koſtſpielig, um in Ausführung gebracht zu werden. Daher blieb es bei bloßen Berathungen.

Ungeachtet aller der Unfälle feierte Taitſong dennoch ein Friedensfeſt. Das ganze Volk war dazu eingeladen; Myriaden verſammelten ſich in der Umgegend der Hauptſtadt und hörten die Muſik, und ſahen die Schauſpiele, welche man zu ihrer Ergötzung dort bereitete. Es war ein Feſttag des ganzen Volkes; freudetrunken wandelte man in den Hainen der Paläſte umher, zur Erinnerung daß nach Verlauf eines ganzen Jahrtauſends endlich das Reich unter einem Haupte wieder vereinigt worden war.

Taitſong war ganz entzückt; er verglich ſich mit den Stiftern der Han-Dynaſtie, und hatte Recht, wenn er ſich als einen der größten Fürſten betrachtete.

Aber in ſeiner eigenen Familie war der Monarch durchaus nicht glücklich. Sein Bruder, welcher durch ſeine Freundlichkeit und Leutſeligkeit Hunderte an ſich zog, und ſeinen Palaſt zum Verſammlungsplatz aller Edlen und Tugendhaften machte, zog ſich den Neid des Taitſong zu. Er wurde daher vom Hofe verbannt, und ſeiner Unſchuld ſich bewußt ſtarb er vor Gram. Der älteſte Sohn des Kaiſers, welcher vergeblich verſucht hatte ſeinen Oheim zurückzubehalten, wurde wahnſinnig, als er von

ſeinem Tode hörte. Dieſer Umſtand rührte das Herz des ſonſt harten Vaters, und zur Sühne ſeines Argwohnes machte er im ganzen Lande eine Amneſtie bekannt. Der Prinz jedoch erhielt ſeinen Verſtand wieder, mußte aber die härteſten Kränkungen erleiden; er wurde ſelbſt ins Exil geſandt, und nur durch die ernſteſten Vorſtellungen der Großen, ganz wider den Willen des Taitſong, nach der Reſidenz zurückberufen. Nie aber wollte er ihm die Krone verleihen; ſein dritter Sohn wurde endlich zum Thronfolger ernannt (997), und regierte nachher unter dem Namen Tſchintſong.

Der Kaiſer war ein großer Freund der Literatur und ehrte die Gelehrten. Auf ſein Geheiß wurde eine ungeheure Menge von Büchern geſammelt, über welche in der Folge die Gelehrten Commentare ſchrieben; denn dieß war der Geiſt der Zeit. Die Rationaliſten konnten durchaus nichts mit ihm machen; denn er verſchmähte den Trank der Unſterblichkeit, und behauptete daß Bewegung, Mäßigkeit und Fleiß die beſten Mittel zur Erlangung eines langen Lebens ſeyen. — Das Land hinterließ er in einem ſehr blühenden Zuſtande, das Volk zufrieden, und die Großen dem Throne unterthänig. — Da das Reich ſo lange von Zwietracht und Streit gelitten, ſandte Gott einen Mann dieſer Art, um die Wunden zu heilen.

Als Tſchintſong den Thron beſtieg, erſchien ein großer Komet; nicht lange nachher ſtarben die zwei größten Generale ihrer Zeit, der eine ein Kitane, ein Saladin in Großmuth, Wohlthätigkeit und Menſchlichkeit; der andere ein Chineſe, der in vielen Schlachten ſiegreich und ein Feldherr im volleſten Sinne des Wortes war; nur gegen den obigen Gegner hatte er nichts vermocht und floh in jedem Treffen vor ihm. Das Leiden des Landes, die Einfälle der Kitanen, wurden bald wieder erneuert, ſo daß der Kaiſer genöthigt war ſelbſt ins Feld zu ziehen, worauf die Nomaden nach Hauſe gingen. In Sſetſchuen dauerte die Empörung fort; die Gewalt des Kaiſers war beinahe zu Ende; ein chineſiſcher Officier ſtellte ſich an die Spitze der Rebellen und ließ ſich durch ſeine Soldaten zum Herzog ernennen. Allein bald ſank dieſer Aufrührer mit ſeinen großen Plänen in Vergeſſenheit und die Geſchichte gedenkt ſeiner nicht mehr. Anders war es mit dem nördlichen Rebellen, welcher jedem Heere widerſtand, immer

ſiegreich davon kam, und das Land am gelben Fluſſe unabhängig beherrſchte. Endlich kam ein Tatarenſtamm den Chineſen zu Hülfe; der Rebelle von einem Pfeile getroffen, ſtarb an der Wunde. In ſeiner Todesſtunde empfahl er ſeinem Thronerben, ſich ſcheinbar dem Kaiſer zu unterwerfen und dazu eine Urkunde auszufertigen, aber immer ſich auf ſeiner Hut zu halten. Bald erſchienen die kaiſerlichen Abgeordneten, um ihm die Geiſeln abzufordern, wodurch ſein Gehorſam befeſtigt werden ſollte. Dazu, antwortete er, verſtand ich mich nie, meine Vorfahren lehrten mich dieß auch nicht. Geht zurück zu eurem Herrn, ſagt daß ich treu bleiben werde, und zum Beweiſe Kamele, Eſel und Pferde ſchicke, jedoch nie Menſchen zum Pfande gebe. Dabei mußte es nun Tſchiutſong bewenden laſſen, denn er war dem Kriege ſehr abhold.

Die Kitanen hatten damals eine Regentſchaft unter der verwittweten Fürſtin. Dieß war ein männliches Weib, begabt mit hohem Sinn, in der Staatskunſt wohl bewandert, zum Kriege geboren, den Helm als den beſten Kopfputz und den Panzer als den ſchönſten Schnürleib betrachtend. Heftig in ihren Leidenſchaften, beging ſie oft Thaten, worüber ſie ſich nachher ernſtlich ſchämte. Ihre Liebe, zum großen Aergerniß der tatariſchen Unterthanen, die ſonſt die Heldin ehrfurchtsvoll verehrten, hatte ſie ganz einem chineſiſchen Officiere geweiht; ohne ihn zu leben war ihr unmöglich, und ſie gehorchte ſeinem Willen wie eine Sklavin.

Sie führte ſelbſt ein wohl berittenes Heer über die chineſiſchen Gränzen; da Tſchintſong ihre Uebermacht ſah, wollte er geſchwind Frieden ſchließen. Zu dieſem Zweck verabredete man eine Zuſammenkunft, in welcher die Heroine auf die Zurückgabe aller der Ländereien beſtand, die früher von der Tzin-Dynaſtie ihren Vorfahren waren zugeſtanden worden. Da der kaiſerliche Miniſter dieß hörte, verließ er höhniſch die Verſammlung, während die leichte Reiterei der Kitanen den Wunſch ihrer Gebieterin ſogleich in Ausübung brachte und ſehr weite Streifereien in China machte. Furcht und Schrecken verbreitete ſich ſchnell durch alle Gränzländer; die chineſiſchen Generale zitterten vor dem wilden Feinde und ſandten Courier auf Courier nach der Reſidenz. Ein Eiſenherz von Miniſter empfing dieſe Berichte; anſtatt beſtürzt zu ſeyn, zeigte er den größten Gleichmuth, lebte

Tag und Nacht herrlich und in Freuden, und gab ſelbſt dem Kaiſer nicht einmal die Kunde. Dieſer erfuhr endlich den ſchrecklichen Zuſtand der Dinge, und auf Anrathen ſeiner getreueſten Diener wünſchte er ſogleich von Kaifong in Honan, ſeiner Reſidenz, nach dem Süden zu fliehen. Noch blieb ſein Miniſter ruhig und kam ſelbſt in Verdacht des Hochverrathes; als aber der Monarch ihn fragte, was man jetzt zu thun habe, antwortete er, wenn Eure Majeſtät ſich nur fünf Tage an die Spitze der Truppen ſtellen wollen, ſo wird der Feind ſich entfernen; entfliehen Sie, ſo iſt alles verloren. Noch aber zögerte der kleinherzige Tſchintſong, als der Staatsmann ihm gerade heraus erklärte, daß wenn er dem Rathe der Furchtſamen folgte, ſein Leben in Gefahr wäre. Dieſe Vorſtellungen brachten den Fürſten nach langem Hin- und Herdenken zu dem Entſchluß, ſich auf die Reiſe zu begeben. Als er endlich den gelben Fluß im Rücken hatte, dachte er nicht mehr an eine Heimkehr. Von einer Anhöhe konnte Tſchintſong das ganze feindliche Lager überſehen; es war ein herrlicher Anblick, der Bewunderung und Schrecken zugleich einflößte. Nun pflanzte er ſeine Fahnen an den Mauern einer Stadt auf und errichtete ein herrliches, hohes Zelt, welches man in der weiteſten Entfernung ſehen konnte. Seine Soldaten, ſobald ſie überzeugt waren, daß der Oberherr ſelbſt in ihrer Mitte ſey, riefen fröhlich aus: hoch lebe der Kaiſer! Muth und Kraft waren ſehr bald überall ſichtbar; jedoch wollte es der Autokrat zu keiner Schlacht kommen laſſen und ſich begnügen, die Anfälle der Tataren zurückzuſchlagen. Man fing daher wieder Unterhandlungen an, und die tatariſche Kriegerin beſtand nach wie vor auf Uebergabe aller Städte. Nun aber war es die Sache des felſenfeſten Miniſters, der den Monarchen begleitet hatte, es ihr rein abzuſchlagen, zu gleicher Zeit ſich aber zu verſtehen, 100,000 Unzen Silber und 200,000 Stücke Seide jährlich der Herrſcherin zu bezahlen. Da die Kitanen weiter nichts erpreſſen konnten, zogen ſie ruhig in ihr Land. So endete der Feldzug, welcher dem ganzen Reiche Verderben gedroht.

Auf den Mauern der Stadt ſitzend, hatte der Kaiſer in Perſon dieſen Friedensvertrag beſtätigt; er entließ nachher ſeinen treuen Diener, welcher die Gefahr vom Lande abgewendet, weil man ihn des Spiels und der Trunkenheit beſchuldigte.

Tſchintſong war ſehr religiös; da er ſich aber nicht der Offenbarung Gottes erfreute, verfiel er ſehr leicht in Aberglauben. Einer ſeiner Miniſter hatte ihm vorgeſchlagen, Zeichen und außerordentliche Erſcheinungen zur Befeſtigung ſeines Anſehens zu benutzen; daher erklärte der Kaiſer in einer öffentlichen Audienz, daß er eine Fee im Strahlenglanze erblickt, die ihm viele Belehrungen gab, und auch ein Buch anzeigte, welches vom Himmel geſandt ihn über das Nothwendigſte belehren würde. Als er noch dergeſtalt ſprach, kam auch ſchon ein Verſchnittener herein, um ihm anzuzeigen daß ein wunderliches Werk in gelber Seide zufälliger Weiſe aufgefunden worden ſey. Man öffnete es, und fand eine Menge guter Vorſchriften über kindliche Liebe. Damit noch nicht zufrieden, erzählte Tſchintſong einen Traum, worin ihm ſeine Vorfahren erſchienen und ihn ernſtlich ermahnten, eine gute Regierung, ſeiner Ahnen würdig, zu führen. Die Freude über dieß Ereigniß war ſo groß, daß man durchs ganze Land allen Räubern und Dieben ſowohl als Staatsverbrechern ihre Verbrechen vergab. — Sobald aber die Vorliebe des Kaiſers für Erſcheinungen bekannt war, hörte man aller Orten von großen und außerordentlichen Dingen, und der Bücher, die vom Himmel herabfielen, war kein Ende. Tſchintſong brauchte ſeine ganze Zeit, um dieſe Geheimniſſe zu erforſchen, und hatte noch überdieß eine Menge von Rationaliſten bei ſich, um die nöthigen Opfer den unbekannten Geiſtern darzubringen. — Er verſäumte jedoch nicht, dem Kongfutſe ſeine Ehrenbezeugungen darzubringen und ihm noch einen höheren Titel beizulegen. Dieſelbe Hochachtung aber bewies er auch dem Träumer Laotſe. Noch konnten aber die Gewiſſensbiſſe des Tſchintſong nicht befriedigt werden; daher rief er ein großes Concilium von Rationaliſten und Bonzen zuſammen, mit welchen er über alle wichtigen Sachen ſich beſprach. Auf dieſer Verſammlung waren über 13,000 Prieſter zugegen; aber die Weisheit der Geſammtzahl konnte nichts über das zukünftige Leben, Himmel und Hölle beſtimmen. Die Gelehrten, welche über dieſe Gegenſtände keine weitere Aufklärung beſaßen, ſpotteten der Schwachheit ihres Kaiſers.

Man hatte kaum die Unruhen mit den Bewohnern Turfans beigelegt, als Tſchintſong ſein Ende nahen ſah. Unglücklicherweiſe waren die Großen voll Ränke und erſchwerten ſeine letzten

Tage mit ihren Cabalen. Nachdem der ſterbende Kaiſer darüber manchen Seufzer ausgeſtoßen und die Schuldigen ins Elend geſandt, beſtimmte er ſeine Gemahlin zur Regentin während der Minderjährigkeit ſeines 13jährigen Sohnes, und gab dann ſeinen Geiſt auf (1022), um die Wunder des Jenſeits, worüber er ſich ſo viel befragt, mit eigenen Augen anzuſchauen.

Tſchintſong war ein ruhiger Prinz, ohne große Eigenſchaften, lernbegierig und grübelnd, nie Herr, gerne unter der Leitung Anderer, freundlich und beſcheiden, und mit der Geiſterwelt vertraut. Er hinterließ ſeinem Sohne Gintſong 9,955,729 Familien, welche Abgaben bezahlten; die größte Zahl, deren die Geſchichte China's noch erwähnt hat; allein unendlich kleiner als die jetzige Bevölkerung; der Unterſchied iſt der von 21 Millionen zu 367 Millionen.

Unſer Heinrich der Zweite iſt Tſchintſong einigermaßen ähnlich; beide waren Frömmler, doch der erſte, ungeachtet aller Legenden, wußte daß Jeſus Chriſtus unſere einzige Hoffnung im Leben und im Sterben ſey.

Das Scepter war nun wieder in der Hand eines Weibes, welches durchaus die Macht mit keinem Anderen theilen wollte. Man hatte verabredet, daß ein Verſchnittener alle Regierungsſachen der Kaiſerin-Mutter durch den erſten Miniſter mittheilen ſollte, während dieſe, tief im Harem verborgen, nichts von den Ereigniſſen hörte. Der Staatsmann ſelbſt war ein ſehr ränkevoller Mann; daher dachte er, dieß ſehr leicht zuwegezubringen, und ſich der Regierung des Reiches dergeſtalt zu bemächtigen. Als er mit dieſem Wunſche umging, entdeckte man eine Nonne, welche, dem Taoismus zugethan, verſchiedene ihrer Ceremonien und Bezauberungen im Hauſe des Miniſters verrichtete, und ſelbſt Götzen der Abgeſchiedenen aufgeſtellt hatte; da dieß ein abſcheuliches Verbrechen war, in welchem der Verſchnittene vorzüglich ſich hervorgethan, ſo wurde er zum Tode verurtheilt und der Miniſter nach einer der Provinzen geſandt. Da die Rationaliſten ſich ſehr vermehrten und die Heilung der Kranken durch Bezauberungen zuwegebrachten, ſo erging ein ſehr ſtrenges Gebot zu ihrer gänzlichen Ausrottung, welches indeß nur einige Tauſende traf. Darüber freute ſich jedoch die Kaiſerin herzlich, und wünſchte ſelbſt als Hoheprieſterin des Volkes ſich zu zeigen. Es war näm-

lich ein Komet erſchienen; da dachte ſie ſich dem ganzen Volke als höchſte geiſtliche Behörde vorzuſtellen, ging in die Walhalla, opferte dort den Ahnen, trotz des Tadels der Miniſter, und kehrte ſtolz nach ihrem Palaſte zurück. Ihre Verwaltung war ganz vorzüglich; ſie verringerte die Abgaben, und that alles was in ihrer Macht war, um das Volk glücklich zu machen. Kein Kaiſer konnte wohl mit ſo großer Schärfe alle Theile der Verwaltung unterſuchen und ſo kräftig die Regierung handhaben. Daher war ihre Regentſchaft eine glückliche Zeit, und wurde nicht durch Kriege beunruhigt. Die Kitanen hatten überdieß zwei Fürſtinnen, welche tödtlichen Haß gegen einander hegten; daher wurden ihre Kräfte zerſplittert, und ſie ruhten nicht eher, bis die mächtigere die ſchwächere umgebracht.

Gintſong war nun ſchon alt genug, um den Thron einzunehmen; die Mutter aber wollte es noch nicht zulaſſen, und ſah gern, daß er ihr mit kindlicher Liebe huldigte. In ihren großartigen Plänen aber ereilte ſie der ſchonungsloſe Tod, und alles was ſie auf dem Sterbebette thun konnte, war, ein anderes Weib zur Nachfolgerin zu ernennen. Obgleich die Hofſchranzen die Wahl billigten, ſo wollten die Cenſoren doch ſo etwas Entehrendes nicht haben; daher erhielt die vorgeſchlagene Prinzeſſin bloß den Titel „Kaiſerin-Mutter,“ während Gintſong nun ſelbſt kräftig das Ruder ergriff.

Seine Mutter war der Härte oft beſchuldigt worden. Als z. B. der Blitz in den Palaſt geſchlagen und ein fürchterliches Ungewitter viel Schaden angerichtet, beſtand ſie darauf daß die Wärter alle zum Tode verurtheilt werden ſollten. Nur die Feſtigkeit der Richter rettete die Armen von dieſer Strafe. Der Sohn wollte daher Beweiſe ſeiner Milde geben, um das Volk ſich zu gewinnen. Noch aber herrſchte Zwietracht im Harem; denn er liebte zwei Kebsweiber und ſetzte die Kaiſerin zurück. Dieſe war ein ſehr eiferſüchtiges Weib, voll Schadenfreude, und da ſie die Nebenbuhlerinnen nicht ſtürzen konnte, glaubte ſie faſt vor Neid zu vergehen. Eines Tages hatte ſie eine der geliebten Concubinen ſehr grauſam behandelt; dieſe eilte mit weinenden Augen zu dem Kaiſer, um ihr Unrecht zu klagen. Plötzlich trat ihre Gebieterin herein und gab ihr eine Ohrfeige; und als der Monarch ſie in Schutz nehmen wollte, erhielt er auch einen Schlag. —

Darüber entrüſtet, trug er bei den Cenſoren darauf an, das rachſüchtige Weib ihrer Würden zu entſetzen. Dieſe antworteten ihm ſtrenge, daß ſich dieß nicht gezieme, und verweigerten ihre Zuſtimmung. Gintſong war daher genöthigt ſie zu entlaſſen, und eigenhändig ihr Urtheil, zum großen Aergerniß des Landes, zu unterzeichnen.

Einer der Nachkommen des Aufrührers im Norden hatte ſich nun zum Kaiſer ausrufen laſſen und den Titel Hia angenommen. Gintſong betrachtete dieß als ein Staatsverbrechen, erklärte den Fürſten in die Acht und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Anſtatt ſich darüber zu beklagen, ſtand in wenigen Monaten Hia mit einem wohlgerüſteten Heere an den Gränzen des Reiches. Die kaiſerlichen Generale wurden augenblicklich beordert dem Feinde entgegenzugehen, wurden aber nacheinander geſchlagen. Nun entzweiten ſie ſich, der eine Feldherr beſtand auf Friedensvermittlungen und Vorſchlägen zur Verſöhnung; ſein Gegner aber erklärte, daß die Macht des Herzogs bald erſchöpft werden würde, und man nur den Krieg ins Weite ziehen müſſe, um ihn zu vernichten. Seine Vorſtellungen fanden Gehör; da er aber ſelbſt zurückgetrieben wurde und ſich ganz untüchtig zur Ausführung ſeines eigenen Planes zeigte, ward ein anderer Feldmarſchall an ſeiner Statt geſandt. Dieſer ergab ſich der Schwelgerei und bekümmerte ſich gar nicht um den Krieg, ſo daß Gintſong genöthigt ward einen demüthigenden Vertrag abzuſchließen. Es wurde nun feſtgeſetzt, daß ſich in den gegenſeitigen Briefen Hia Sohn, und den Kaiſer Vater nennen ſollte; nachdem dieß nach unendlichen Streitigkeiten ins Reine gebracht war, zogen die Heere nach Hauſe.

Inzwiſchen hatten die Kitanen wieder ihre Schaaren verſammelt, um ſich die Verlegenheit des Reiches zu Nutze zu machen. Anſtatt eines Generals aber ſandte man dießmal einen Zauberer. Dieſer ging geraden Weges nach dem Hofe, ließ ſich in lange Geſpräche ein, verſprach große Geſchenke und eine kaiſerliche Prinzeſſin mit einer bedeutenden Morgengabe dem Kronerben, vertheilte einige Stücke Seide und kehrte dann nach der Reſidenz mit dem Friedenſchluß zurück, zum großen Erſtaunen der Miniſter, welche den Geſandten für verloren hielten. Die Herrſcher beider Reiche nannten ſich nun Brüder und lebten eine kurze Zeit in Frieden.

Unglücklicherweiſe nahm der Hia-Prinz einige tatariſche Stämme, welche ſich der Grauſamkeit der Kitanen entzogen, in ſein Land auf. Da er aber der Rache der Nomaden gewiß war, ſo fertigte er augenblicklich einen Geſandten ab, um ein Trutzbündniß mit Gintſong zu ſchließen und gemeinſchaftlich die Feinde des Reiches zu bekriegen. Er machte überdieß die Abtretung verſchiedener Städte zur Bedingung, erbat ſich auch die Freiheit neue Gränzfeſtungen zu errichten, und zeigte dem Kaiſer deutlich, daß der jährliche Tribut an Seide und Thee mit ſehr großer Genauigkeit entrichtet werden müßte. Dieſer Vorſchlag, endlich Rache an den Kitanen zu üben, gefiel den chineſiſchen Miniſtern außerordentlich, und Gintſong war ſchon im Begriff den Vertrag zu unterzeichnen, als plötzlich der Geſandte der Kitanen anlangte. Er ſchilderte den Haß, welchen man gegen Hia hätte, und beſchrieb die große Armee, die bereit ſtände um den Bundbrüchigen zu züchtigen. Die mißtrauiſchen Chineſen, welche dieſen Verſicherungen keinen Glauben beimeſſen wollten, ſandten ſogleich einen Botſchafter nach der Tataren-Hauptſtadt. Dieſer fand zu ſeinem großen Erſtaunen das Heer ſchon im Anmarſch. Anſtatt in Furcht wegen des mächtigen Feindes zu gerathen, beſchloß der Hia-Herzog ſogleich einen entſcheidenden Schritt zu thun; er hörte daher erſt die Unterhandlungen ruhig an, fiel dann plötzlich den Kitanen in den Rücken und vernichtete beinahe ihre ganze Heeresmacht. Großmüthig ſandte er dann die Gefangenen zurück mit dem Bedeuten, daß es viel beſſer ſey den Frieden zu bewahren, als ſich mit ihm in Streit einzulaſſen. Nun war auch der kaiſerliche Hof geneigt, ſich feſt an Hia anzuſchließen. — Der Fürſt regierte noch lange ruhmvoll; er hatte ſeinen Sohn, welcher ein wackerer Jüngling zu ſeyn ſchien, zum Thronerben beſtimmt. Eine ſchöne Jungfrau, ſchon mit ihm verlobt, erweckte in dem alten Herzog eine unnatürliche Liebe; er entzog die Braut dem Sohne, um ſie ſelbſt als Beiſchläferin bei ſich zu behalten. Der Jüngling, zu wahnſinniger Eiferſucht hiedurch gebracht, ermordete mit unerhörter Ruchloſigkeit den Vater, floh dann zu einem Verwandten und wurde ſogleich öffentlich hingerichtet. Nun berief man ſeinen zweiten Bruder, der noch ein ſehr junger Mann war, zum Thron. Die Kitanen, immer bereit die erlittene Schmach zu rächen, glaubten daß jetzt der

gelegenſte Augenblick ſey, ihr Vorhaben auszuführen. Zahlreich wie die Heuſchrecken verbreiteten ſie ſich über das Land, ließen aber ihre Waffen beim Nachtrabe zurück, weil ſie keinen Feind in der Nähe glaubten. Da fielen die Chineſen über ſie her und richteten ein großes Blutbad an, wodurch ferneren Streifereien Einhalt gethan wurde. Der chineſiſche Hof, welcher in dieſem Zeitpunkte ſich des Tributs hätte entledigen können, wollte den jungen Prinzen während ſeiner Trauer um den Vater nicht angreifen, und daher blieb das Land nach wie vor unabhängig.

Gintſong war ein großer Freund der Gelehrten. Er befahl ſehr ſtrenge, in allen Diſtricten Collegien zu gründen, in welchen die Claſſiker gelehrt würden und die Schüler zum Beweiſe ihrer Gelehrſamkeit Aufſätze ſchreiben ſollten. Auch wurde die kaiſerliche Univerſität erweitert, denn die 30,000 Gelehrten und Schüler der Tang-Dynaſtie, welche man dort unterhielt, waren zu einigen Hunderten herabgeſchmolzen. Daher waren die Lobpreiſungen der Philoſophen auf ihren Gönner zahllos, und Gedichte ſowohl, als kunſtreiche Schmeicheleien wurden überall dem Herrſcher zum Lobe herausgegeben.

Gintſong war dennoch ein ſehr verdienſtvoller Prinz, welcher ſehr viel that, um die Liebe des Volkes zu gewinnen. Als ein Erdbeben ganze Strecken verwüſtete, und die Heuſchrecken die Saaten der Landleute vernichteten, zeigte er ſich als zärtlichen Landesvater, welcher nach Kräften ſeine Unterthanen unterſtützte. Eines Tages hörte er, daß ein Miniſter ſehr krank danieder lag, und daß menſchliches Haar, zu Aſche gebrannt und mit Waſſer vermiſcht, ihm die Geſundheit wieder verſchaffen würde. Sogleich ſchnitt er ſeinen Bart ab, welches bei den Chineſen ein großes Ehrenzeichen iſt, und ſandte es ſeinem Diener, damit er es gebrauchen möchte. Deſſenungeachtet konnte er nicht den Ausbruch einer Empörung verhüten. Die Urſache hiezu gab ein Bonze, welcher den Leuten vorſchwätzte, daß ein anderer Buddha, als der welchen man gewöhnlich anbetete, die Regierung der Welt auf ſich genommen. Da die Hungersnoth im Lande ſehr groß war, folgten ihm Myriaden, um ſich durch Rauben vom Verderben zu retten. Nachdem er den Commandanten einer Stadt beredet dem Götzen ſeine Anbetung darzubringen, nahm er ſogleich von dieſem Orte Beſitz und ließ ſich ſelbſt zum Kaiſer ernennen.

Der Betrug war aber zu groß, und obgleich die Rebellen ſich tapfer vertheidigten, ſo wurde ihnen dennoch ſehr bald ein Ende gemacht.

Der Kaiſer hatte eine Schweſter (Tſchangſchi), welche ſich ebenfalls durch Herzensgüte auszeichnete. Sie war mit einem Großen verheirathet, ließ es aber nie blicken, daß ſie von kaiſerlichem Blute entſprungen, und war ihrem Manne wie ein gemeines Weib unterthan. Ihr Gemahl war ein ſehr gaſtfreundſchaftlicher Mann, und hatte oft eine Menge Großer an ſeinem Tiſche; ſie pflegte dieſelben ſelbſt zu bewirthen. Den Schmuck, welchen ſie als Prinzeſſin von Geblüte zu tragen berechtigt war, lehnte ſie ab, ſich mit der alltäglichen Bekleidung begnügend; denn ſie wollte vor ihrem Ehemann nichts voraus haben. Als dieſer krank geworden, begab ſie ſich plötzlich von der Reſidenz hinweg, pflegte ſeiner mit der größten Zärtlichkeit und wollte nach ſeinem Tode nie die Trauer wieder ablegen. Man betrachtet dieſe Tſchangſchi als ein Muſter ehelicher Treue, und als ſolches verdient ſie auch unſere Achtung.

Gintſong, den die Weiber des Harems ſehr plagten, ſah keine andere Rettung, als 500 derſelben ihren Eltern zurückzuſenden. Er hatte nie einen Sohn, und da alle Hoffnungen dieſer Art fehlſchlugen, ernannte er ganz wider ſeinen Willen, auf die fortwährenden und ernſten Vorſtellungen ſeiner Miniſter, ſeinen Neffen zum Nachfolger, welchen die Geſchichte Jingtſong nennt; und ſtarb bald danach (1063), allgemein betrauert als ein nachſichtiger und gütiger Herr, alt und wohlbetagt.

Die innere kriegeriſche Schwäche des Landes, welche bis auf den jetzigen Tag fortdauert, war nie ſo deutlich, als gerade unter dieſer Regierung. Während das Land an allen Gränzen Frieden genoß, überdieß in ziemlichem Flor war, und eine dreimal ſtärkere Anzahl Truppen ins Feld zu ſtellen vermochte, konnte das chineſiſche Heer dennoch nichts wider die Kitanen und die Bewohner von Hia ausrichten; der ſchimpfliche Frieden, wie der bedeutende Tribut, welchen es zahlte, flößten den benachbarten Völkern die größte Verachtung gegen China ein.

Jingtſongs Regierung war ſehr kurz. Schon am Anfange fühlte er eine verheerende Krankheit ſein Mark und Bein durchwühlen. Die Kaiſerin übernahm daher eine Zeitlang die Re-

gierung; ſie zeigte durch ihr großes Talent, daß ſie ſehr leicht eine ſolche Bürde tragen könnte. Als ein Verſchnittener zwiſchen ihr und dem jungen Kaiſer Zwietracht ſtiften wollte, räumte man ihn aus dem Wege, und ſo wurde die Ruhe des Hofes wieder hergeſtellt. Einerſeits hatte der junge Regent die Freude, daß die Bewohner Turfans nach langer Unabhängigkeit ſich wieder als Lehensleute des Reiches anerkannten, andererſeits wurde das Land durch eine ſchreckliche Fluth ſehr mitgenommen. Dieſen Umſtand benützte einer der Cenſoren, den Kaiſer ernſtlich zu ermahnen und ſeine Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit hinzuziehen; den Flecken in der Sonne folgten Ueberſchwemmungen, Tod und herrſchende Seuchen, und da der Herrſcher China's nach der Staatsanſicht einen großen Einfluß auf die Elemente ausübt, ſo iſt er auch Schuld an all dem Elende, welches durch dieſe dem Lande zugefügt wird. Jingtſong gab daher den Vorwürfen Gehör, that Buße im Palaſte, lebte auf die ſpärlichſte Weiſe und entfernte von ſich allen Pomp.

Um die Thaten der Vergangenheit zu verewigen, ernannte er tüchtige Männer zu Hiſtorikern, und befahl ihnen, mit möglichſter Bündigkeit die Ereigniſſe unter den frühern Dynaſtien aufzuzeichnen.

Dieß war der letzte Act ſeines Lebens; ans Siechbett gefeſſelt, erſchien er nie mehr bei der Audienz. Als der Großminiſter ihn beſuchte, erſchrack er über die abgehärmte Geſtalt ſeines Gebieters. Kaum war dieſer noch im Stande, mit zitternder Hand den Namen ſeines Nachfolgers Schintſong niederzuſchreiben. Heiße Thränen ſtrömten von den Wangen des Kaiſers bei dieſer Gelegenheit, allein ſie waren die letzten; die kalte Hand des Todes lag ſchon auf ſeinem Herzen, und nach wenigen Stunden ſank er in ſeine Arme (1066).

Der Gedanke, welcher Schintſong immer beſchäftigte, war, dem Regierungsweſen ganz zu leben und ſich nie von ſeinen Miniſtern zu entfernen. Sie waren ihm lieber als die ſchönſten Frauen und Schmeichler, und eine Unterredung über die Verwaltung des Staates war dem Kaiſer viel angenehmer als das herrlichſte Gedicht oder die wunderlichſte Erzählung. Jedoch konnte er nicht immer ſeinen Willen vollziehen; ſo mußte er einen der Staatsmänner, welcher von ſeinen Genoſſen verachtet, obgleich

vom Monarchen geliebt wurde, entlaſſen, und alles was Schin-tſong für ihn thun konnte, war, ihm einige Thränen zu zollen.

Der Monarch widmete vorzüglich der Vermehrung der Einkünfte des Landes ſeine Aufmerkſamkeit. Er hatte einmal den Gedanken gefaßt, Jao und Schun ähnlich zu werden; da dieſe auch über Steuern und Abgaben etwas beſtimmt hatten, ſo ging er ſogleich ans Werk, um jenes längſt vergangene Zeitalter wieder zurückzurufen. Ein Miniſter ſtimmte ganz mit dem Oberherrn in dieſen Sachen überein; daher war es ihnen etwas Leichtes ein Syſtem eigener Art in Anregung zu bringen, nach welchem vorzüglich die unbebauten Länder mit Bauern verſehen, dieſe mit Saatkorn beſchenkt werden ſollten, welches aber im Herbſte wieder zurückbezahlt werden müßte. Der Handel wurde unterdeſſen auch neuen Verordnungen unterworfen und das Geld auf einen andern Fuß geſtellt. Da dieß aber Neuerungen waren, obgleich man dem Jao und Schun alle Ehre als Erfinder beilegte, ſo wurden die meiſten Mandarine dieſen Einrichtungen feind, und thaten alles, um ſie zu hintertreiben. Man machte die ſchrecklichſten Schilderungen von dem Elende, welches durchs ganze Land herrſchte, beſchrieb die Erpreſſungen, denen die armen Leute ausgeſetzt ſeyen, und ermahnte den Kaiſer ernſtlich, die Urſache ſo vieler Leiden, den unternehmenden Miniſter, vom Hofe zu entfernen. Dürre und Erdbeben ſowohl als Ueberſchwemmungen vermehrten noch den Haß gegen den Staatsmann, und obgleich der Kaiſer ſich ſelbſt die Schuld dieſer Unglücksfälle aufbürdete, und ſparſam, ja ſogar ärmlich lebte, ſo mußte es ſein Liebling dennoch endlich entgelten. Er wurde entlaſſen um bald wieder zurückzukehren und hernach für immer verſtoßen zu werden. Keiner konnte ſeinen hohen Geiſt faſſen; er wurde bitter verabſcheut, weil er den alten Mißbräuchen ein Ziel zu ſetzen wünſchte.

Im ganzen Betragen des Schintſong war Liebe und Wohlwollen; weil er die Wohlfahrt des Landes zu ernſtlich betrieb, wurden ihm ſeine Diener ungetreu. — Sein Heer erhielt einen vollſtändigen Sieg über die Kiang-Stämme, und der ſiegreiche chineſiſche General drang tief in ihr Land ein, um die Fahnen des himmliſchen Reiches auf den Gipfeln der Berge jener entfernten Gegenden aufzupflanzen. Dieſer glückliche Feldzug erregte im Herzen des Kaiſers den Plan, weit über die große Mauer

hinaus das Tataren-Volk zu vertreiben. Er war ſchon im Begriff, ſelbſt dieſen großen Entwurf auszuführen, als die kaiſerliche Mutter ſagte: wenn du ſiegreich zurückkehrſt, wird ein Glückwunſch dein einziger Lohn ſeyn; biſt du unglücklich, ſo werden die Leiden und das Elend, welche dieſer Unternehmung folgen, dir dein Leben ſehr verbittern. Dieſe Worte hielten den Monarchen von dem Zuge ab.

Mit Recht glaubte man den Hia-Staat angreifen zu müſſen; denn die Regentſchaft jenes Landes beabſichtigte ins Reich einzufallen und ſich vieler Städte zu bemächtigen. Die chineſiſchen Feldherrn breiteten ſich ſchnell über dieſes Land aus, ſchlugen die Truppen der Hia, welche in Sitten und Kleidung ganz Chineſen geworden, und nahmen viele Städte hinweg. Nun aber fing es an, ihrer großen Armee an Lebensmitteln zu mangeln. In der Wüſte waren ſie von Elend umringt; Hungertod und Durſt rafften Tauſende dahin, und in dieſem jämmerlichen Zuſtande fielen die Hia über ſie her und vernichteten den größten Theil des Heeres. Nun beſchloß Schintſong, ſich nicht wieder mit ihnen in etwas einzulaſſen und wollte eine ſtarke Gränzfeſtung erbauen. Aber auch in dieſer Arbeit wurde er von den erbitterten Feinden gehindert und ſeine Leute mit Verluſt zurückgetrieben. Der Krieg endigte ſehr nachtheilig für das Reich.

Beſſer ging es mit Cochinchina. Dort war das Volk durch die Mandarine zur Empörung gezwungen worden und hatte das herbeieilende chineſiſche Heer geſchlagen. Ein tüchtiger General griff jedoch die Barbaren an und vernichtete beinahe ihre Schaaren. So kam der König demüthig in der Reſidenz ſeines Lehensherrn an und ſchob alle Schuld auf den Miniſter, denn ſeine Neuerungen hatten ihn zur Rebellion vermocht. Nachdem er ſich dermaßen von allen Verbrechen freigeſprochen, erhielt er die verlornen Städte wieder zurück.

Schintſong war ein ſehr großer Freund der Gelehrten, und unter ſeiner Regierung wurde ungeheuer viel geſchrieben. Der verhaßte Miniſter verfaßte ſelbſt eine Erklärung der Claſſiker, welche als Norm im ganzen Lande mußte angenommen werden, und gab dann auch ein Wörterbuch heraus. Dieß iſt gewiß mehr als Colbert oder Pombal je hätten thun können. Unter ſeiner Regierung wurde die berühmte Geſchichte des Reiches vollendet,

und dem Kaiſer aufs feierlichſte überhändigt. — Schintſong war es, welcher Mengtſe zum Range eines Fürſten erhob und andere berühmte Schriftſteller mit angemeſſenen Titeln in der Walhalla aufſtellte. Blühend war das Reich unter ſeiner Verwaltung, ungeachtet des bittern Tadels der Cenſoren. Schon zählte es 17,211,713 Familien, welche Abgaben bezahlten — eine ſehr bedeutende Vermehrung. Man mag wohl dieſen Kaiſer den Freund der Armen nennen; es war ihr Fortkommen, welches er beſtändig im Auge behielt.

Als er ſein Ende nahen ſah, beſtimmte er ſeinen Sohn, den nachherigen Tſchetſong, zum Nachfolger, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter; ſo beſchloß er ſein thatenvolles Leben (1085).

Seinem Zeitgenoſſen Wilhelm dem Eroberer, unſerm Heinrich dem Vierten und dem Byzantiner Romanus Diogenes, war Schintſong in keiner Hinſicht ähnlich; er kann beſſer mit den ruhigeren Fürſten verglichen werden, welche, ungeachtet des beſten Willens und der größten Talente, doch immer, wie Joſeph der Zweite, bei der Ausführung ihrer Wünſche unüberwindliche Hinderniſſe in dem Wege fanden. China zu jener Zeit kannte nichts von der Hierarchie, welche den ganzen Weſten in Banden hielt; ein Hildebrand war unter einem ſolchen irreligiöſen und gleichgültigen Volke nicht möglich.

Die Regentin, eine ſehr kluge und mäßige Frau, hatte kaum die Macht in Händen, als ſie die ganze Verwaltung wieder auf den alten Fuß ſtellte und mit großer Strenge auf Ausübung verjährter Gebräuche beſtand. In dieſem Vorhaben wurde ſie äußerſt kräftig von ihrem Miniſter Sſemakuang unterſtützt. Dieſer war ein großer Gelehrter und Schriftſteller, der vorzüglichſte Hiſtoriker des Landes, welcher ſein ganzes Leben den Wiſſenſchaften gewidmet, und durch ſeine Freundlichkeit und ſein anziehendes Benehmen alle Herzen für ſich gewonnen. Er war aber zugleich ein heftiger Verfechter des Alterthums, und wollte durchaus nicht zugeben daß die Nachkommenſchaft weiſer als ihre Vorfahren ſeyn könnte. In ſeinen Entwürfen, alles im vorigen Geleiſe ruhig fortgehen zu ſehen, unterſtützte ihn ſehr kräftig der erſte Miniſter, ein alter, ehrwürdiger Mann, welcher bedeutenden Einfluß auf den Rath und die Kaiſerin hatte. Mit ſo mächtigen Gegnern konnten die Neulinge nichts ausrichten.

Allein beide ſtarben, zum großen Leidweſen der Nation, und die Regentin, deren männlicher Sinn Bewunderung erregte, ſank auch in das Grab; daher nahm Tſchetſong ſelbſt vom Thron Beſitz.

Dieſer Jüngling bemerkte bald, daß das Alte durchaus nicht mit dem Wohle des Landes-beſtehen könnte, und daß man Veränderungen machen müßte, welche dem Culturſtande angemeſſen ſeyen. Daher war er einem neuen Miniſterium, welches in alle ſeine Pläne willigte, ſehr hold, und trat zum größten Aergerniß der Gelehrten, welche ihm immer vom alten Jao und Schun vorſchwatzten, in die Fußſtapfen ſeines Vaters. Er war ein ſehr entſchiedener Mann, hatte aber das Unglück ſehr leichtſertige und ränkevolle Diener zu haben, die ihm ſehr oft das Leben erſchwerten. Ihre Schamloſigkeit ging ſo weit, daß ſie anhielten, die Gräber der zwei verdienſtvollen alten Staatsmänner zu öffnen und die Särge herauszunehmen, um dem Volke zu zeigen wie wenig der Hof ſich um ihre Grundſätze bekümmere, und mit welcher Verachtung man auf ſie herabſehe. Tſchetſong hörte mit Entrüſtung von einem ſolchen entehrenden Vorſchlage.

Während dieſer Regierung fielen die Hia wieder ins Land; anſtatt aber ſich um die Feinde zu bekümmern und Myriaden Soldaten ihnen entgegenzuſchicken, ſagte der junge Kaiſer in einer öffentlichen Audienz, daß ſie ſchon von ſelbſt hinwegziehen würden. Dieß geſchah auch zur Verwunderung ſeiner Räthe, die wohl nicht wußten, daß man die feindlichen Generale reichlich beſtochen. Die Turfanen wollten auch das Land beunruhigen, hatten aber zu wenig Einigkeit unter ſich ſelbſt, um etwas Entſchiedenes auszuführen.

Der Fürſt hatte die Tochter eines Officiers, welche die Mutter für ihn auserſah, zum Throne erhoben. Bald aber verliebte er ſich in ein junges Mädchen, welches von ihrer Gebieterin ſehr beleidigt wurde. Tſchetſong wünſchte nur zu ſehr die Gattin zu verſtoßen und die Geliebte an ihre Stelle zu ſetzen. Allein der Rath und vorzüglich die Cenſoren widerſetzten ſich dieſem Plane ſtandhaft. So wurde denn die Kaiſerin unter einem elenden Vorwande entfernt, und da man endeckte, daß ihre Mutter eine Nonne gebraucht, um durch Zaubereien und abergläubiſche Gebräuche etwas Günſtiges für ihre Tochter auszuwirken, wurden

viele ihrer Leute aufs grauſamſte geſtraft; man riß ihnen die Zungen aus, wenn ſie kein Bekenntniß des angedichteten Verbrechens ablegen wollten. Nachher bewies auch einer der Miniſter, daß die Gemahlin ſeinen Tod habe bewirken wollen; dieſe Anklagacte jedoch zerriß der Monarch mit großem Zorn und verwies dem Diener ſeine grauſamen Abſichten.

Hocherfreut, das theure Mädchen endlich ohne allen Widerſtand zu beſitzen, kehrte ſich Tſchetſong ſehr wenig an die Verunglimpfung, die er auf ſich gebracht. Er ſah ſelbſt ruhig zu, wie man die Freunde der Regentin wüthend verfolgte; denn ſein ganzes Begehren, ſeine Glückſeligkeit, ſein Alles war in dem ſchönen Weibe, die nun in ſeinen Armen lag, enthalten. Unausſprechlich war die Wonne, welche ſein Herz erfüllte, als er von ihrer Schwangerſchaft hörte. — Das Kind wurde geboren, es war ein Sohn, der einzige, den Tſchetſong gezeugt — ein Thronfolger ſchon in der Wiege, wie einſt Napoleons Kind König von Rom bei ſeiner Geburt. — Die Feſtlichkeiten am Hofe und die Freudenbezeugungen durchs ganze Land dauerten noch fort, als der Kleine krank wurde und trotz aller ärztlichen Hülfe ſtarb. Bei ſeinem Tode erblaßte der Vater, Schwermuth bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens, und er ſank mit verwundetem Herzen auch ins Grab (1085).

Die Kaiſerin, unter dem Widerſpruche des mächtigſten Miniſters, beſtand auf der Wahl des Bruders des verſtorbenen Kaiſers, welchen wir unter dem Namen Hoeitſong kennen.

Er war ein abergläubiſcher verſchwenderiſcher Fürſt, welcher jedoch die Künſte und Wiſſenſchaften mit großer Freigiebigkeit beförderte. Schon damals waren die zwei Städte Haugtſchéu und Sutſchéu wegen der Geſchicklichkeit der Handwerker berühmt; daher ſandte der junge Monarch ſeine Staatsdiener dorthin, um eine Auswahl der ſchönſten Kunſtwerke in Gold, Elfenbein und Edelſteinen zu treffen. Dieſe bewahrte er in ſeinem Cabinet auf, und ergötzte ſich oft daran; er zeigte es auch den Fremden, um ihr Erſtaunen zu erregen. Der glänzenden Juwelen gab es ſo viele, daß man noch nie ſo etwas am Hofe geſehen. Darüber murrten die alten Staatsmänner, und zwangen den Kaiſer endlich die Künſtler hinwegzuſenden, die er von allen Theilen des Reiches ſchon berufen hatte. Er behielt aber einen Schauſpieler,

welcher im Palaſte beſtändig die außerordentlichſten Stücke aufführte und ſo treffend den ganzen Hof, die Miniſter ſowohl als die Sitten des Volkes zu ſchildern verſtand, daß Hoeitſong ſich daran nie ſatt ſehen konnte. Der große Plan, welcher die Mußeſtunden dieſes jungen Fürſten beſchäftigte, war die Erbauung eines prächtigen Palaſtes, viel ſchöner, als noch je einer ausgeführt worden. Er wurde in einer herrlichen Gegend angelegt, wo die Natur üppig und die Umgebung romantiſch waren. Das Gebäude ſelbſt war von den koſtbarſten Materialien errichtet; die Verſchönerungen zeugten von dem außerordentlichen Genie des Autokraten, der alles ſelbſt beſorgte. Man hatte auch im Kleinen nach chineſiſchem Geſchmacke Wälder, Felſen, Seen und Ströme angelegt, ſo daß man überall die lebendige Natur vor Augen hatte. Nachdem alles vollendet und der Umfang des Gebäudes ſo bedeutend war daß, wenn der ganze Hof dort verweilte, man kaum die Tauſende bemerken konnte, zog ſich der Bauherr von dem Paradieſe zurück, während ſeine Feinde davon Beſitz nahmen, ohne daß er ſelbſt je Nutzen davon gehabt hätte. Solcher Art ſind die Güter dieſer Welt. — Die Cenſoren ärgerten ſich über dieſen Aufwand und behaupteten daß Jao und Schun in ganz gewöhnlichen Häuſern gelebt; eine Behauptung, der Niemand widerſprechen konnte.

Der Geiſt dieſes Monarchen konnte ſich nicht ans Sichtbare feſſeln, noch Befriedigung in den Genüſſen des Lebens finden. Daher ſuchte er ſeinen Weg zum Himmel zu finden und gerieth dadurch in die Häude von Betrügern und Gaukelſpielern. Es iſt ewige Wahrheit, daß ohne die Leitung des heiligen Geiſtes und die Gnade unſeres Heilandes Niemand zum ſeligmachenden Wiſſen gelangt.

Erſt hatte der junge Prinz einen Rationaliſten in ſeiner Wohnung, der Weihwaſſer herumzuſprengen pflegte, um die böſen Geiſter hinwegzutreiben. Man gebrauchte ihn aber auch, da er ſich des Umganges des Kaiſers erfreute, um einen neuen Miniſter ſeiner Aufmerkſamkeit zu empfehlen. Nachher hatten ſich zwei andere Taoiſten ſehr großen Ruhm verſchafft; einer derſelben, da er die Geheimniſſe wußte, welche im Harem vorgegangen, wurde nach dem Hofe berufen, um dort den Monarchen unſterblich zu machen. Tauſende kamen zu ihm, um ſich über ihr Schick-

ſal zu verſtändigen, und ſo groß war der Zuſammenfluß von Menſchen, daß man ſelbſt einen Aufruhr befürchtete. Ungeachtet der großen Verſprechungen, daß der Kaiſer ewig leben werde, ſtarb der arme Wicht ſelbſt innerhalb eines Jahres, und ſo wurden alle Hoffnungen, welche er erregt, zu Schanden. Darauf ließ ſich Hoeitſong noch mehr mit dieſen Leuten ein. Um ſich ſelbſt mit ihnen über ihre Lehren zu verſtändigen, brachte er einen berühmten Prediger nach dem Palaſte; dieſer mußte in Gegenwart einer großen Menſchenmenge die Myſterien des Rationalismus auslegen, wodurch jedoch die Zuhörer wenig erbaut wurden. Der Fürſt baute auch einen ſehr ſchönen Tempel, gab den vorzüglichſten Lehrern ſehr hohe Titel, und ſchien ſich ganz ihren Grübeleien hingegeben zu haben. Eines Tages ſchritt er in einer Proceſſion einher, dann ſah man in der Ferne einen reizenden Palaſt; Jedermann verwunderte ſich darüber; denn ein ſolches Gebäude war dort noch nie geſtanden. Bei näherer Beobachtung fand man, daß es aufgethürmte Wolken waren, und die Prieſter verſicherten dem Hoeitſong, daß dort die Feen mit Sonnenſchirmen in ihren himmliſchen Wohnungen hin und her wandelten. Dieß war nun für den Kaiſer ein ſehr erbaulicher Anblick, und er ließ ſogleich einen Tempel dort errichten. Immer die unſichtbaren Gewalten fürchtend, war ſein Herz nie ruhig; als daher am Ende ſeiner Regierung ein Fuchs gerade in ſein Gemach ſich hineinſchlich, und ein Trödler, der ſeinen Verſtand verlor, ſehr laut der Hauptſtadt verkündigte, daß man ſich von Herzen ändern müſſe, ehe es zu ſpät ſey, pochte dem abergläubigen Herrn das Herz, und er deutete dieſe Zeichen als den Untergang ſeiner Macht.

Beim Antritte ſeiner Regierung gab der Regent die heiligſte Verſicherung, daß Jedermann Recht widerfahren, und daß auch der Geringſte Zutritt zu ihm haben ſollte. Er hörte gerne den Ermahnungen ſeiner Räthe zu, obgleich ihre Vorſchläge nur theoretiſch waren, und that ſehr viel um die Liebe des Volkes zu erwerben. Allein er war ſehr veränderlich, und wurde vorzüglich von Furcht in allen ſeinen Maßregeln geleitet. Erſt rief er die Freunde des Alten wieder zurück, ſie mit der Kaiſerin in alle ihre Ehrenämter einſetzend. Da war Sſemakuang ein ſehr großer Herr, dem man nach ſeinem Abſterben nie zu große Ehren-

bezeugungen machen konnte. Aber bald nahm die Neuerungsſucht überhand; er ſah die Lücken, welche das alte Syſtem hatte, und die Miniſter wurden wieder hinweggejagt, um der Partei, welche im Lande große Verbeſſerungen zu machen wünſchte, Platz zu machen. — Plötzlich erſchien ein großer Komet im Jahre 1106, deſſen Schweif ſich beinahe über den ganzen Himmel ausbreitete. Der Kaiſer zitterte vor den kommenden Gerichten, und hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, bis die vertriebenen Staatsdiener wieder vor ihm ſtanden. Da aber große Veränderungen vorgefallen, wurden ſie wieder geſtürzt; die Neuerer behielten die Oberhand. Da beſtürmte man den Hof mit Bittſchriften; der Monarch wollte jedoch nicht die Diener, welche er am meiſten liebte, aufgeben, bis ein Wahrſager ihm erklärte daß, ſo lange ſie ihr Anſehen behielten, ſeine Macht in großer Gefahr ſtünde. So mußten denn die Reformer wieder dahin ziehen, und die Alten wollten alles nach ihren eigenen Wünſchen haben. Aber ihre Freude war von kurzer Dauer; ungeachtet eines andern Kometen blieben dennoch die Jugendfreunde, zum großen Aergerniß der Geſchichtſchreiber, die Rathgeber bis zum Ende der Regierung.

In den auswärtigen Angelegenheiten war das Reich erſt ſehr glücklich. Im Süden wurde ein kleines Land den Chineſen unterthan; auch die Kiang-Stämme unterwarfen ſich theilweiſe, auf das Zureden eines Verſchnittenen. Da dieſer ſo gute Dienſte geleiſtet, wurde er mit derſelben Abſicht nach der Liao-Hauptſtadt geſandt, um dort die Kitan zum Gehorſam zu bewegen. Der chineſiſche Miniſter bemerkte höhniſch, jene Tataren würden ſagen, wenn ſie einen Eunuchen vor ſich ſehen, China habe keinen Mann, um ein ſolches Geſchäft auszurichten. Von dieſem Unternehmen aber erntete man ſehr wenig Nutzen.

Im Nordoſten des Landes zog eine andere Gewitterwolke an, welche dem ganzen Staat ein unausbleibliches Verderben drohte. Einige Tatarenhorden, welche man ſchon unter der Tang-Dynaſtie unter dem Namen Niutſchi, nachher Niutſchin kannte, lebten in den nördlichen Theilen der Mantſchu-Tatarei bis an den Amur Fluß vom Jagen des Wildes und ihren Heerden, ſie waren den Chineſen nur als gelegentliche Entrichter eines geringen Tributs bekannt. Unter dieſer Regierung vereinigten ſich

die Horden unter dem Befehl des tapfern und klugen Akuta, eines Mannes, wie Tſchinggischan und Napoleon, zum Eroberer geboren. Seine erſten Verſuche auf Korea und den Liao-Staat waren glücklich. Die Kitanen waren durch Weichlichkeit, lange Ruhe und Faulheit entnervt; ſie betrachteten überdieß dieſe Gränzſtämme mit der größten Verachtung. Der regierende Fürſt war ein großer Jagdfreund, und bekümmerte ſich nicht um die elenden Feinde. Ihre Streifereien jedoch machten ein Aufgebot nothwendig; da ſtand ein bedeutendes Heer an den Gränzen, die Nomaden noch Tauſende von Meilen entfernt haltend. Allein Akuta war ſchon im Anmarſch; er ſchlief ruhig die Nacht vor der Schlacht im Lager, wurde aber von ſeinem Traume aufgeweckt und glaubte eine Erſcheinung zu ſehen, die ihn zum Vorrücken ermahnte. Schnell weckte er ſeine Waffengefährten auf, und das ganze Lager war plötzlich in Bewegung. Am frühen Morgen, gerade als es tagte, befanden ſie ſich in der Nähe der Feinde; aber es blies ein gewaltiger Wind, welcher die Luft mit Staub erfüllte, den Kitanen gerade ins Geſicht, ſo daß ſie von der herannahenden Gefahr nichts gewahrten. Dieſer unerwartete und heftige Angriff trieb ihr Heer zur Verzweiflung, und jeder ſuchte ſein Heil in der Flucht. — Nun hoffte man durch des Königs Fahnen den ſiegreichen Nomaden Einhalt zu thun. In einer Ebene trafen die Armeen zuſammen; der Sieg blieb lange unentſchieden, als die Kin, — denn dieß iſt der Name, welchen die Niutſchin annahmen, — mit unwiderſtehlicher Tapferkeit ins Centrum drangen, den ganzen Hofſtaat zerſprengten, die Flügel zum Weichen brachten und auf dem Felde die herrlichſte Beute in Kleinodien und Waffen fanden. Dieſer Sieg ermuthigte den Akuta, einen höheren Titel anzunehmen, um von den Kitanen Bruder genannt zu werden. Als darüber Zwiſtigkeiten entſtanden, und der Chan eine ſolche Anmaßung mit Hohn von ſich wies, rüſtete ſich Akuta zu einem andern Feldzuge.

Inzwiſchen lebte Hoeitſong ſorglos in den Tag hinein, und erhielt ſelbſt keine Kunde von dem Kampfe der Nomaden untereinander. Plötzlich erſchien ein Kaufmann in Schantong, welcher die Nachricht von den Eroberungen der Kin brachte, und dadurch allgemeines Erſtaunen erregte. Man wollte erſt ſich näher über die Sachen durch Spione erkundigen; als dieſe aber nicht zuge-

laſſen wurden, ſo erſchien ein chineſiſcher Abgeſandter im Lager des Akuta, um ein Bündniß zum Verderben der Liao abzuſchließen. Nichts hätte unpolitiſcher ſeyn können; allein man dachte zu viel an den Erbfeind des Landes, und freute ſich der Gelegenheit ihn endlich zu vernichten; man vergaß dabei die noch viel drohendere Gefahr, einen wilden Stamm durch noch größere Siege und Unterſtützungen an den Gränzen zu verſtärken. Hoeitſong ſelbſt erniedrigte ſich ſo weit, einen Brief an Akuta zu ſchreiben, in welchem er ſagte: der große Kaiſer macht das Folgende dem großen Kaiſer Akuta bekannt.

Allein auch ohne dieß Bündniß wäre es den Tataren etwas Leichtes geweſen ſich des Landes Liaotong und der Länder des Weſtens zu bemächtigen; denn ein Verräther führte die Kin bis in das Herz des Landes. Der Chan war noch mit dem Jagen beſchäftigt, als die traurige Botſchaft von der Ankunft des großen Heeres ihn erreichte. Er warf ſich aufs Pferd und entfloh, nicht wiſſend, wohin er ſich wenden ſollte. Von dieſem Augenblick an wurde er ein Wanderer auf Erden. Dieß rührte das Herz des Hoeitſong, er ließ ihn daher aufſuchen und verſprach ihm daß, wenn er nach ſeiner Hauptſtadt kommen wollte, er ihm einen Palaſt mit 1000 Zimmern bauen, und noch überdieß 300 Muſikanten geben wolle, um ihn über den Verluſt ſeines Landes zu tröſten. Dieſen Vorſchlag lehnte der Chan ab; er wünſchte zum Hia-Prinzen zu fliehen, verlor aber auf dem Wege ſein Leben. Mit ihm endete die Liao-Herrſchaft, welche von 907 — 1128 beſtanden. Nur einer der Großen hatte Muth genug ſich der Macht der Kin zu entziehen. Mit einer zahlreichen Schaar von Vaterlandsfreunden jagte er nach dem fernen Weſten, erhielt dort bedeutende Siege über einige mohammedaniſche Stämme, ſchlug andere Nomaden in die Flucht und machte ſeinen Namen durch die ganze Steppe gefürchtet. Nur Ein Gedanke belebte ihn, das väterliche Erbe wieder zu gewinnen. Rüſtig verſammelte er die Seinen zum Zuge; ſie waren bereit den letzten Tropfen Blutes zu vergießen, zu kämpfen bis zum letzten Lebenshauche, allein ſie wurden durch Hunger und Feinde auf dem Wege aufgerieben, und ihr Name ſelbſt nie mehr gehört.

Nun ſtand China den Kin gegenüber und wollte mit ihnen den Hia-Staat und andere Länder und Städte, welche früher

Digitized by Google

dem Reiche angehört, theilen. — Die Fabel des Eſels und des Löwen, welche von der Jagd zurückgekehrt, wurde hier verwirklicht. Mit Ränken wünſchte man einige Landſchaften den Tataren abzugewinnen; dieſe waren nur zu begierig eine Urſache des Krieges mit den Chineſen zu finden. Der Geſandte, welchen man abfertigte um dem Kin-Häuptling am Neujahrstage Glück zu wünſchen, wurde mit Gewalt genöthigt auf ſeine Knie zu fallen, um dem übermüthigen Herrſcher im Namen ſeines Monarchen Huld darzubringen. Bei einem ſolchen trotzenden Verfahren konnte man nichts Gutes vom chineſiſchen Hofe hoffen, und der ſtumpfſinnigſte Beamte war überzeugt, daß die Gewitterwolken ſich nun zuſammen zogen, um bald auf das Haupt des unglücklichen Landes herabzufallen. Der große Akuta war unterdeſſen geſtorben, und ſein Nachfolger Ukimai glaubte ſich durchaus nicht durch die Bündniſſe ſeines Vorgängers verpflichtet. Er machte daher ſtolz die Forderung, das ganze Land im Norden des gelben Fluſſes zu erhalten und für immer dem Kin-Reiche einzuverleiben; als man ihm dieß abſchlug, wurden ſeine unzählbaren Schwadronen, zu denen ſich nun auch viele andere Stämme geſellt, in Bewegung geſetzt, und wie ein Schwarm Heuſchrecken fielen ſie über das arme Land her. Die Kin waren ganz vorzügliche Pfeilſchützen, und brachten wie die Parther oft während der Flucht dem Feinde die empfindſamſten Wunden bei. Die Geſchwindigkeit mit welcher die Horden ſich herumtummelten, die ungemeine Ordnung in allen ihren Zügen, uud die Gräuel der Verwüſtung welche alle ihre Unternehmungen bezeichneten, erfüllten das arme Volk mit Entſetzen bei der bloßen Erwähnung ihres Namens.

Als Hoeitſong von ihrem Anmarſche hörte, erzitterte er und blieb rathlos. Sein erſter Gedanke war zu fliehen; er ernannte daher ſeinen Sohn zum Commandanten der Hauptſtadt. Bald aber erklärte er daß er die Regierung abdanke, und zog ſich ſogleich von allen Geſchäften zurück, während der Thronerbe als Kintſong die kaiſerliche Würde erhielt (1125).

Wie ſehr die Hiſtoriker auch Hoeitſong geſchmäht haben, ſo vermehrte ſich dennoch unter ſeiner Regierung die Anzahl der Abgaben bezahlenden Familien, welche unter Schintſong nur 17,212,713 waren, auf 20,882,258; — dieß iſt ein entſchiedener

Beweis von der Blüthe des Landes. Der Kaiſer hatte viele gute Eigenſchaften, war aber dem Willen ſeiner Diener zu ſehr ergeben, und zu verſchwenderiſch und launiſch, um je etwas Bleibendes und Erſprießliches fürs Land zu thun. Er hat einige Aehnlichkeit mit Rudolph dem Zweiten; hätte er in Weſten gelebt, ſo würde er Klöſter und Kirchen angelegt, und ſeine Hofleute würden aus der Kleriſei beſtanden haben. Seinen Kunſtſinn konnten die chineſiſchen Schriftſteller nie würdigen.

Sobald das Scepter dem Kintſong übergeben war, ſandte er einen Abgeſandten nach dem Lager der Kin, um ſie zur Annahme eines dauernden Friedens zu bewegen. Dazu verſtand ſich der Herrſcher auch ſehr willig, und war im Begriff dieſes Geſuch aufs heiligſte zu bekräftigen, als ein chineſiſcher Verräther dazwiſchentrat und erklärte, daß eine ſolche Nachgiebigkeit die nachtheiligſten Folgen haben würde. „Führt den Krieg weiter fort, ſprach er, euch werden die höchſten Belohnungen zu Theil werden.“ Eines ſolchen Aufrufes bedurfte es nicht zweimal; plötzlich breiteten ſich die Tatarenſchaaren am gelben Fluſſe aus. Auf dem ſüdlichen Ufer commandirte ein Verſchnittener, der aus ganz unerklärbaren Gründen ein Feldmarſchall war; ſobald er aber eine recognoscirende Schaar entdeckte, lief er mit ſeinen Soldaten davon. Die Nomaden konnten kaum ihren Augen glauben, als ſie den Fluß unbeſetzt fanden. Da dieſer Uebergang dem alten Hoeitſong zu Ohren kam, begab er ſich auf Anrathen ſeines Sohnes nach dem Süden, und hielt zu Nanking ſeinen Hof. Dieſe Flucht füllte das ganze Reich mit Schrecken.

Bald ſah man auch die Feinde vor den Thoren der Hauptſtadt. Da ging ein Beamter mit einer kleinen Truppenabtheilung heraus und ſchlug ihre Schaaren. Deſſenungeachtet wurden Verhandlungen angeknüpft und ein Friede abgeſchloſſen, demzufolge der Kaiſer 300,000 Unzen Gold, 50 Millionen Unzen Silber und 1 Million Stück Seide an die Tataren zahlen ſollte; allein wo konnte man ſoviel Geld auftreiben. Nachdem Anleihen gemacht und bedeutende Summen erpreßt waren, konnte man noch nicht die Unerſättlichen befriedigen. Die Truppen zogen daher nicht nach den Steppen zurück, und da den Chineſen der Muth wuchs, ſo wagte eine kleine Anzahl von Soldaten die Kin anzugreifen, wurde aber zurückgeſchlagen. Nun beklagte ſich

der Feldherr bitter über die Treuloſigkeit, und bewirkte, daß der unbedachtſame Officier ſeines Amtes entſetzt wurde. Da dieſer aber immer zum Widerſtande ermahnte, waren alle Mandarine auf ſeiner Seite, und daher beſtanden ſie in großer Menge auf ſeiner augenblicklichen Wiedereinſetzung. Die Verfechter des Krieges wider die ſtolzen Nomaden erhielten dadurch die Oberhand, und man errang ſelbſt kleine Vortheile über ihre Horden.

Doch dieſe Freude war von ſehr kurzer Dauer. Man trachtete nun unter den Barbaren Zwiſtigkeiten anzuregen, und ſie dergeſtalt von den Gränzen China's zurückzuhalten. Daher ſuchte man einen General der früheren Liao zu beſtechen; dieſer aber hielt es mit ſeinem Herrn und verrieth die Ränke, welche man am chineſiſchen Hofe ſchmiedete. — Daher wurden die zerſtreuten chineſiſchen Heerhaufen ſchnell geſchlagen und die Hauptſtadt von den ungeſtümen Kriegern zum zweitenmal belagert. In dieſem Augenblick war die Stadt von den Soldaten entblößt, die entweder weggelaufen, oder nach den Provinzen mit ihren Anführern zurückgekehrt waren. Hoeitſong aber war wieder nach dem bedrängten Kaifong gekommen um ſeinem Sohn mit Rath und That beizuſtehen. Der Feind ruhte nun nicht eher, bis die Wälle in ſeiner Gewalt waren, fand aber in den Straßen ſo fürchterlichen Widerſtand, daß er ſich gern in Friedensvorſchläge einließ. Nun ſollte der Kaiſer 6 Millionen Stück Gold und 20 Millionen Stück Silber bezahlen, und überdieß noch 10 Millionen Stück Seide geben. Kintſong, der keinen andern Ausweg hatte, mußte ſich der Nothwendigkeit unterwerfen, und ſtimmte auch dieſen Forderungen bei; zugleich erklärte er öffentlich, daß er ſich dem Kin-Häuptlinge unterwerfe. Auch dieſe Demüthigung war jenem nicht genug; ſtolz ſchrieb er an ſeinen General, daß er den Kaiſer mit ſeinem Vater zur Claſſe eines gemeinen Mannes herabwürdige.

Dieſer Befehl wurde durch hohe chineſiſche Officiere dem unglücklichen Monarchen bekannt gemacht. Ohne die geringſte Schonung, ohne Mitleid, ſetzte man die Unglücklichen auf Karren, welche von Ochſen gezogen wurden, begleitet von allen Prinzen und Prinzeſſinnen des erlauchten Hauſes; ſo wurden Hoeitſong und Kintſong nach der Tatarei geſchleppt. Das Volk ſah man in den Straßen und an den Wegen auf den Knieen ſchluch-

zen und weinen über die Entehrung, welche ſeinem Oberherrn angethan wurde, ſo daß ſelbſt die hartherzigen Tataren gerührt wurden und ihr Mitleidsbezeigen nicht zurückhalten konnten. Nun raubten ſie alle Schätze des Palaſtes und der Einwohner, packten dieſe auf Wägen und Kamele, machten überdieß die ſchönſten Mädchen und die tüchtigſten Arbeiter zu Sklaven und zogen dann in zwei großen Haufen nach den Steppen zurück. Ein chineſiſcher Officier wurde zugleich zum Schattenkaiſer ernannt; er war aber ſo fürchterlich von dem Elende ſeines Landes getroffen, daß er ſich alle Ehrenbezeugungen der Mandarine verbat, und nur den kaiſerlichen Titel annahm (1127), um die Kin zufriedenzuſtellen.

Elender konnte das kleinſte Volk ſich nicht vertheidigen, als es die Chineſen thaten. Die Befehlshaberſchaft der Truppen war Hofſchranzen anvertraut; die Soldaten litten oft Hunger und erhielten ſelten ihren Sold; die kriegeriſchen Unternehmungen waren höchſt jämmerlich, ohne Nachdruck und Einheit. Ganze Heere lösten ſich ſelbſt auf; man vernachläſſigte die Krieger, und ließ ſie im Lande wie Räuberbanden umherirren.

Der Kaiſer ſelbſt hatte nicht die geringſte Feſtigkeit. Sobald die kriegeriſch geſinnten Miniſter ihm etwas von der Ehre und Würde des himmliſchen Reiches und der Verachtung der rohen Barbaren einraunten, war er ganz Ohr und wollte den Streit durch das Schwert entſcheiden. Wenn es aber zum Kampfe kam, dieſe Großſprecher ſelbſt den Befehl über Armeen erhielten, und ſich ſchlagen ließen, war alles voll Entſetzen und Kleinmüthigkeit, und ohne das Geringſte zur Erhaltung zu verſuchen, ergab man ſich ganz der Verzweiflung. Unter ſolchen Umſtänden war dieß mächtige Reich mit ſeinen ungeheuren Hülfsmitteln ein Spielball dieſer ungeübten Abenteurer. Selbſt als man einmal 200,000 Mann in der Nähe der Hauptſtadt zuſammengezogen, und der Feind nur 60,000 ſtark war, wagte man dennoch nicht einen entſcheidenden Angriff zu thun, und die herrlichſte Zeit zu Unternehmungen verſtrich. Die Rathloſigkeit, Schwäche und höfiſchen Umtriebe ſind kaum glaublich, und doch erröthen die chineſiſchen Schriftſteller darüber nicht.

Von dem Charakter des Kintſong kann man nur ſagen, daß er wie Ludwig der 16te groß im Leiden war. Da man die Einbrüche der Tataren den Neuerungen der früheren Regierungen

zur Schuld anrechnete, wollte der Fürſt alles wieder auf den vorigen Fuß ſtellen; dazu hatte er jedoch nicht die Muße, und ſeine ganze Bemühung beſchränkte ſich darauf, daß er das Bildniß des Miniſters, welcher der erſte Reformator geweſen, aus der Walhalla entfernen ließ.

Wir ſind nun zum Ende der Song-Dynaſtie, welche über das ganze Reich herrſchte, gekommen, und wollen nun die Geſchichte der ſüdlichen Linie, die das Land während der nördlichen Tataren-Macht regierte, im folgenden Abſchnitt erzählen.

Mittlere Geſchichte.

VIII. Abſchnitt.

Südliche Song-Dynaſtie.

(1127 — 1278 nach Chriſtus.)

Bei der Gefangennehmung der zwei Kaiſer war noch einer der Brüder des Kintſong von der Hauptſtadt in einiger Entfernung geblieben. Er hatte ein wackeres Heer und war ein unternehmender Geiſt, konnte jedoch nie etwas zur Befreiung ſeiner Verwandten unternehmen; er fürchtete die tatariſche Wuth und glaubte durch ſeine kriegeriſchen Thaten das Leben der Theuren zu verkürzen. Sobald nun die Horden abgezogen waren, eilte er nach der Reſidenz, von ſeiner Großmutter, der abgeſchiedenen Kaiſerin und Tauſenden der Seinen begrüßt. Auf einem Reichstage rief man ihn freudig unter dem Namen Kaotſong zum Herrſcher aus. Der Gegenkaiſer der Tataren erſchien auch, ſich demüthig dem Throne nähernd; er legte alle ſeine Ehrenſtellen willig nieder, erhielt Vergebung und noch überdieß den Titel eines Königs.

Nachdem der Hof nach Nanking verlegt worden, machte Kaotſong die ernſteſten Friedensvorſtellungen. Die Kin aber waren nicht geſonnen, dieſe den ſchwachen Feinden zu bewilligen. Nun aber faßte das Volk Hoffnung, daß der bittere Erzfeind

überwunden werden könnte. Dazu beſtimmte den Fürſten auch das neue Miniſterium, welches aus den ehrenfeſteſten Staatsmännern beſtand; nun wollte man auch die Vertheidigung großartig anfangen. Zu dieſem Zweck hob man 100,000 Mann neue Truppen aus und fertigte eine Menge der ſtärkſten Kriegswagen, welche, von einer bedeutenden Zahl von Soldaten beſetzt, ſowohl zum Durchbruch der feindlichen Reiterei als des Fußvolkes dienten und Nachts eine Wagenburg fürs ganze Heer bildeten.

Da die gefangenen Kaiſer von dieſen großen Zurüſtungen hörten, waren ſie fröhlichen Muthes und baten ihren Verwandten ernſtlich, ſich nicht eher um ſie zu kümmern, bis er das Land vom Feinde befreit. Die Kaiſerin ſchickte zugleich einen Ring der Gemahlin des Kaotſong und ſprach ihr den ernſten Wunſch aus, in Begleitung dieſes Kleinods zu ihnen hineilen zu können. Darüber war der junge Monarch tief gerührt und verdoppelte ſeinen Ernſt zur Erlöſung der Fürſtin.

In jener Zeit entſtanden durch die Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung große Rotten von elenden Wichten, die als Räuber das Land durchzogen. Ihre Macht wuchs bei der Aufhebung aller bürgerlichen Gewalt mit jedem Tage, und einer der Häuptlinge zählte mehr als 10,000 Diebe in ſeinem Gefolge. Ein tüchtiger und berühmter chineſiſcher General, dem das Volk ſein ganzes Zutrauen ſchenkte, rief dieſe Horden zuſammen, munterte ſie zum Kriege gegen die Kin auf, und verſammelte dergeſtalt eine bedeutende Anzahl von Wagehälſen. Die Tataren waren nun ſchon in verſchiedenen Treffen geſchlagen worden, und die Vaterlandsliebe in der Bruſt der Chineſen war zur höchſten Gluth geſtiegen. Der General bat daher dringend den Kaiſer ſich zu dem Heere zu begeben, um es durch ſeine Gegenwart aufzumuntern; er wollte dann über den gelben Fluß gehen, um den Feind in ſeinem eigenen Lande zu ſchlagen. Der Monarch aber war zu furchtſam um einen kühnen Schritt zu unternehmen. Lange harrte er in der Hauptſtadt; da die Aufforderungen dringender wurden, glaubte er den Lügen der Hofſchranzen, und hielt den wackern Vertheidiger im Verdacht des Aufruhrs. Er ſandte daher einen Spion um alle ſeine Handlungen zu bewachen; da der Feldherr davon bald hörte, wurde er von herbem Gram krank, und rief noch in der Todesſtunde aus: Geht über den

gelben Fluß! — Mit ihm ſtarb auch der Unternehmungsgeiſt. Wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, ging das Heer auseinander und der Feind hatte nun freien Spielraum. Um die Sache noch ärger zu machen, entließ Kaotſong ſeine treuen Diener und rief anſtatt ihrer Verſchnittene, Schmeichler und Prahler ins Cabinet.

Nachdem die gefangenen Kaiſer in der Wüſte große Schmach erduldet und ſich den größten Erniedrigungen unterworfen, rief ſie der Chan Ukimai zu ſich, ſprach freundlich mit ihnen, erlaubte ihnen den Fürſtenrang, und ſchenkte dem Gefolge, welches mit Einſchluß der kaiſerlichen Abkömmlinge aus 900 Perſonen beſtand, eine ziemliche Strecke Landes, um ſich dort vom Ackerbau zu ernähren.

Für den Krieg entſchied ſich dieſer Häuptling mit aller der Heftigkeit des Charakters, welche den Tataren eigen iſt. Allein er ſelbſt wollte ſich nicht den Beſchwerden unterwerfen; daher machte er eine Auswahl von Generalen, welche das Heer anführten und in der Folge ſeinem Scharfſinn große Ehre machten. Noch hielt ſich Kaotſong am nördlichen Ufer des Jangtſe auf; da erſcholl die Nachricht vom Anrücken der Kin. Ohne ein Wort zu ſagen lief er eilends hinweg, warf ſich mit zwei Officieren in ein Boot und erreichte dergeſtalt Tſchinkiangfu, wo ſeine unerwartete Ankunft den größten Schrecken verbreitete. Seine Miniſter ſchwelgten gerade an der Tafel und hörten den Wahrſagereien eines Bonzen zu, als man ihnen die Flucht des Oberherrn meldete. Schnell verfügten ſie ſich auch ans Ufer, wo ein Haufen Soldaten ſich verſammelt hatte. Dieſe ſchalten die Hofleute wegen ihrer Feigheit und gaben ihnen Schuld an dem Verderben, welches auf das unglückliche Land gekommen. Einer der Rathsleute wollte aber ihre Maßregeln vertheidigen; als er noch ſprach, wurde er von einem Krieger niedergehauen. Dieß jagte die andern in Schrecken, und ſie nahmen nun ſchnell ihren Weg zur entgegengeſetzten Seite. Am Abend desſelben Tages langten etwa 300 Reiter der Kin zu Jangtſchéu an; dieß war die ganze Macht, vor welcher der Hof ſich in die Flucht begeben. Da nun der Schrecken ſich des Kaotſong bemächtigte, glaubte er ſich auch zu Tſchingkiangfu nicht länger ſicher; er reiste Tag und Nacht, bis er Hangtſchué erreichte. Da dieſe Stadt nicht ſehr weit vom Meere gelegen iſt, ſo dachte er auf einer Junk zu entkommen, ſobald die Feinde ihn zu ſehr drängten.

In ſeiner Umgebung hatte damals Kaotſong einige Verſchnittene und einen Miniſter, welche durch ihr habſüchtiges Betragen großen Anſtoß gegeben. Dieſe gingen eines Tages mit großer Pracht nach dem Ufer des berühmten Tſientangfluſſes, um dort das fürchterliche Toben der hereinkommenden Fluth, welches auf dem ganzen Erdenrunde nicht ſeines Gleichen hat, anzuhören. Gerade dieſen Augenblick benützten einige unzufriedene Officiere, um die Höflinge ſowohl als den Miniſter zu enthaupten. Dieß wurde mit ſolcher Schnelligkeit gethan, daß der Kaiſer kaum davon Kunde erhalten, als ſchon ein Haufe von Soldaten ſich um den Palaſt drängte, um im Namen ihrer Befehlshaber die zwei noch übrigen habſüchtigen Verſchnittenen zur Sühne der öffentlichen Rache zu fordern. Da erſchien Kaotſong in der Galerie und machte große Verſprechungen, denn er wollte ſeine Günſtlinge ſchonen; da aber die Menge zu erbittert war, ſo gab man die Hofſchranzen ihrer Willkür preis, und ſie wurden ſogleich in Stücke zerriſſen. Plötzlich erſchienen die Rädelsführer und forderten den Kaiſer auf Friede mit den Kin zu ſchließen, der Krone zu entſagen und ſeinen Sohn unter der Vormundſchaft der Kaiſerin regieren zu laſſen. Wie abgeſchmackt auch dieſer Vorſchlag war, ſo ſah ſich der furchtſame Monarch dennoch genöthigt, in allem den Aufrührern zu willfahren, und ſiehe! er hörte auf das Land zu regieren. Dieſe Schmach aber rührte einen tapfern General. Er fiel wüthend über die Verſchwornen her, rieb beinahe ihren ganzen Anhang auf, und hatte nun die Ehre ſeinen Oberherrn mit dem Schwerte triumphirend nach dem Palaſte zu führen.

Nun hielt ſich Kaotſong nicht länger zu Hangtſchéu ſicher, und eiligſt verlegte er ſeine Reſidenz nach Nanking. Dort aber kamen die Tataren über den Jangtſe und obgleich ihnen die chineſiſche Flotte Widerſtand leiſtete, ſo waren die Soldaten zu entnervt um ſich tapfer zu vertheidigen. Die Kaiſerin wäre beinahe bei dieſer Gelegenheit gefangen worden. Kaotſong aber eilte ſchnell nach Tſchukiang, erreichte Ningpo und fuhr nachher nach Tſchuſan, wo er ſich in einem der ſchönen Thäler dieſer Inſel ſorgfältig verbarg. Die Tataren kamen ihm indeſſen auf die Ferſen, die neue Hauptſtadt wurde erobert, und ſchon nahten ſich die Horden der blühenden Handelsſtadt Ningpo. Da trafen

ſie aber einen braven chineſiſchen General nahe bei Jügao an, der, obgleich nicht ſiegreich, ihnen doch ſo viel Schaden zufügte, daß ſie ſich eiligſt über den Jangtſe zurückzogen.

Kaotſong glaubte durch ein erniedrigendes Schreiben den Chan zur Nachgiebigkeit zu bewegen; allein dieß hatte gerade die entgegengeſetzte Folge. Denn früh im folgenden Jahre erſchien ein anderer noch zahlreicherer Nomadenſchwarm an dem nördlichen Ufer des großen Fluſſes. Dort aber waren die Chineſen entſchloſſen ſich bis auf den letzten Mann zu wehren; ſie ſchlugen das wilde Geſindel mehreremale zu Waſſer zurück, und würden vielleicht einen vollkommenen Sieg errungen haben, hätte ein Verräther den Tataren nicht gezeigt, wie ſie auf Ruderbooten herüberſetzen und durch Feuerpfeile die großen Junken der Chineſen in Brand ſetzen könnten. Lange aber konnten die Tataren ſich nicht halten, daher verbreiteten ſie ſich bald in den nördlichen Provinzen. Dort ernannte Ukimai einen Gegenkaiſer; dadurch wurden die Feindſeligkeiten zwiſchen beiden Völkern für immer begründet. Ein Zug der Kin nach den Gebirgen Sſetſchuens mißglückte gänzlich; ſie verloren eine ſehr große Anzahl ihrer Krieger und beſtärkten den Muth der Chineſen.

Nun wagten die letztern wieder ſich auf das nördliche Ufer des Jangtſe. Ihre Armee war zahlreich, allein der Staat fand es zu mühſam das ſchwere Kupfergeld den Soldaten nachzuſchicken. Daher gaben die Officiere ihnen Papier, welches den Werth des Geldes haben ſollte. Als man es aber in die öffentlichen Caſſen zurückzahlen wollte, gaben die Mandarine nur den dritten Theil des urſprünglichen Werthes dafür, wodurch wieder große Noth und ſchreckliches Mißtrauen entſtand, welches dieſem Heere allen weitern Fortgang unmöglich machte. Man hatte jedoch die Gold-Inſel in der Nähe Tſchinkiangs beſetzt und ſo wohl aufgepaßt, daß der Tataren Heerführer, welcher den Chineſen ſo großes Leid zufügte, beinahe gefangen genommen wäre.

Um die Chineſen der nördlichen Provinzen für immer ſeinem Reiche einzuverleiben, zwang ſie Ukimai die tatariſche Kleidung zu tragen, und das Haupt zu ſcheeren. Dieß gab nun zu vielen Unruhen Anlaß, und ſo gelang es den kaiſerlichen Generalen in Verbindung mit den Rebellen und Räubern ſich in der Gegend der alten Hauptſtadt feſtzuſetzen. Zum Glück für die Chineſen

ſtarb auch im Jahre 1135 Ukimai, der wackere Chan, und der alte Kaiſer Hoeitſong folgte ihm ſehr bald zum Grabe. Im Norden beſchäftigte auch ein wüthender Feind, die Mongolen, die Kin, und ſo wurde der junge Chan Holoma ſehr geneigt einen Frieden abzuſchließen. Um ſich daher den Kaotſong zu verpflichten, wurde der elende Fürſt, welchen die Tataren ſelbſt im Norden aufgeſtellt, aller ſeiner Würden entſetzt. In ſeiner Hauptſtadt fanden die Kin nach allem Würgen, Sengen, Brennen und Plündern im Schatze noch 1,200,000 Unzen Goldes, 16 Millionen Unzen Silber, 900,000 Stein (jeder etwa 160 Pfund) Reis, 2,700,000 Stücke Seide und 86 Millionen Kupfergeld. Mit dieſer ungeheuren Beute eilten ſie nach den Steppen zurück.

Nun machte Kaotſong ſeine Friedensbedingungen, erklärte ſich als Unterthan des Chan, und erhielt die zwei Provinzen Honan und Schenſi unter den ſchändlichſten Bedingungen zum Lehen. Dieſer Vertrag dauerte jedoch nur einige Monate. Der Kin-Häuptling hatte ihn in den Städten China's bekannt gemacht, und dadurch allgemeine Verachtung gegen den elenden Monarchen beim Volke hervorgerufen. Nun aber lachte er der heiligſten Verſprechungen und eilte ſich das ganze Reich zu unterwerfen. Um aber das Volk für ſich zu gewinnen, bewies der Chan dem Kongfutſe göttliche Ehre, führte eine Menge chineſiſcher Verordnungen ein und errichtete zugleich eine aſtronomiſche Akademie.

Die Erbitterung des tief gekränkten und hart bedrückten Volkes war jetzt ſo groß, daß die Tataren überall den entſchiedenſten Widerſtand fanden; denn die Nation focht für ihre eigenen Rechte. In Schantong ließ ein Commandant die Vorſtädte ſeiner Feſtung abbrennen, verſammelte ſeine ganze Familie in einem Tempel und belegte dieſen mit Brennſtoff, damit ſogleich bei der Ankunft der Horden, wenn ſie ſich der Stadt bemächtigt hätten, alles was ihm theuer war in Flammen aufginge. Tapfer war der Angriff, er wurde aber zurückgeſchlagen. Der Officier forderte dann den Feldherrn der Tataren zum Zweikampfe heraus; als dieſer höhniſch abgeſchlagen wurde, ließ er ſelbſt die Brücken erbauen, um das feindliche Heer zu einem Kampfe herbeizurufen. Der Mandarin hatte unterdeſſen nach allen Seiten Gift geſtreut, die Pferde tranken das tödtliche Waſſer, die Armee der Kin hatte

keine Lebensmittel, worauf die Belagerten einen Ausfall machten und das ganze Heer aufs Haupt ſchlugen. In andern Gegenden des Landes warben Räuber und Privatperſonen Soldaten, und thaten auf ſpaniſche Weiſe den Nomaden großen Abbruch. Der chineſiſche Hof aber unterſtützte ſolche Unternehmungen nicht, und ſo konnten die vereinzelten Befreiungspläne zu keinem großen Endziele führen. Nichts glich den Ränken der Verſchnittenen und anderer Schmarotzer im Dienſte des Kaotſong, ſo daß die vorzüglichſten Generale des Freiheitskrieges in Anklageſtand verſetzt wurden. Der größte unter dieſen, ein Blücher ſeiner Nation, verlangte, nachdem er die Feinde in jedem Gefechte beſiegt und ihnen Furcht und Schrecken eingejagt, ein größeres Heer, um die Kin bis in die heimathlichen Steppen zu verfolgen. Seine Bitten waren ſo inſtändig, daß der erſte Miniſter ihn in Verdacht des Aufſtandes brachte. Er wurde daher als ein Verbrecher nach der Hauptſtadt gebracht; da aber der Richter keinen Grund der Anklage wider ihn fand um ihn des Todes würdig zu erklären, ſo wurde auch er ſeines Amtes entſetzt. Ein anderer Rechtsgelehrter erklärte den tapfern Feldherrn für unſchuldig, und wurde gleichfalls ein Opfer der Rache. Nun ſtarb der General im Gefängniſſe; der Staatsmann erklärte darauf, daß man Beweiſe ſeines Verbrechens im Kerker gefunden, und enthauptete ſogleich ſeinen Sohn. — Dergleichen ſchändliche Cabalen waren ſehr häufig; es ſchien, als ob der chineſiſche Hof auf nichts als das Verderben des Landes ſinne. Nach ſehr großen Verluſten, welche der entrüſtete Pöbel den Barbaren zugefügt, ſchloß man endlich Frieden, und der kaiſerliche Leichnam wurde als Unterpfand dem Kaotſong zugeſandt. Die Kaiſerin Mutter kehrte auch wieder zurück; der Monarch bewies ihr die höchſten Ehrenbezeugungen, und freute ſich über die Rückkehr innigſt. Darüber vergaß der gefühlvolle Prinz all ſein Leiden, und wurde für die bewieſene Gnade von Seiten des Chans zur Dankbarkeit gerührt.

Dieſer war jedoch am Ende ſeiner Laufbahn. Ein Verwandter, Tikunai, drang während der Nacht in ſein Zimmer und ermordete ihn. Am Morgen ſetzte er ſich auf den Thron, lud die Prinzen zur Feier ſeines Regierungsantrittes ein, und ermordete dann kaltblütig ſiebzig derſelben, um ſich von allen Nebenbuhlern zu befreien. Die Weiber der Verſtorbenen nahm

er alle zu ſich, und obgleich einige nahe verwandt mit ihm waren, ſo wurden ſie dennoch in ein Harem geſteckt. — Um die Kin zu beſchäftigen, erklärte er ſogleich Krieg gegen China, und bediente ſich zu dieſem Behufe der lächerlichſten Gründe. Raſch hob er 270,000 Jünglinge aus, wodurch der Ackerbau beinahe ganz zu Grunde gerichtet wurde; nachher vermehrte er ihre Zahl zu 600,000, baute in der Nähe von Peking eine Flotte und war nun entſchloſſen, das ganze himmliſche Reich den Nomaden zu unterwerfen. Da ſeine alte Mutter ihn von dieſem Vorhaben abzubringen ſuchte, ließ er ſie erdroſſeln und, nachdem der Leichnam im Palaſte verbrannt war, die Aſche in den Fluß werfen. Kaum hatte ein Großer gegen dieſes Unternehmen nur ein einziges Wort geſprochen, ſo wurde er augenblicklich von den Trabanten entweder durchſtochen, oder bekam Stockſchläge. Der Anfang der Feindſeligkeiten war auf dem Meere. Die Flotte der Kin lief zuerſt aus und traf auf die chineſiſche an der Küſte von Kiangnan. Da Wind und Fluth den letztern günſtig waren, fielen die Matroſen über die Tataren her, und mordeten die Schiffsſoldaten oder verbrannten ihre Junken; ſo daß nur ein ſehr kleiner Theil mit dem Leben davon kam.

Der ſtarrſinnige Tikunai hatte unterdeſſen mit unwiderſtehlicher Thatkraft die nördlichen Provinzen durchzogen und ſtand nun am Jangtſe. „Geht hinüber“, ſprach er zu den Seinen; ſie warfen ſich in die Boote, wurden von den Chineſen geſchlagen, und kehrten zu ihrem Gebieter zurück. Schlachtet alle Rückkehrenden, ſprach Tikunai zu ſeinen Trabanten, wegen ihrer Feigheit und als eine Warnung für die übrigen. Der Befehl wurde ſogleich in Ausführung gebracht. Am folgenden Tage erlitten ſeine Seefahrer eine zweite Niederlage, und die Chineſen verſchanzten ſich zu Kinſchan. Da ſtand Tikunai vom Zorn ſprühend auf; „ihr, rief er aus, ſollt alle ohne Ausnahme ſterben, wenn ihr nicht am nächſten Tage das entgegengeſetzte Ufer gewinnt.“ — Zwei der Officiere hörten die Drohungen, und wußten, daß es dem Tyrannen Ernſt war. Die Kunde, daß ein Enkel des Akuta ſich in der Tatarei auf den Thron geſetzt, und ſchon mit einem ſtarken Heere zur Ueberwindung des Wütherichs im Anmarſch ſey, hatte man auch ſchon im Lager vernommen. Allein Tikunai wollte erſt eine Heldenthat ſeiner würdig verrich-

ten, und dann den Gegner erhaſchen. Des Morgens früh aber hielten einige Verſchworene einen Rath, und jeder derſelben ſprach: wir ſind Alle des Todes, wenn der Muttermörder nicht durch unſere Hände fällt. Es hatte noch nicht getagt, als ſie einen Pfeil in das Zelt des Chans ſchoſſen. Erweckt vom Schlafe wollte er hinaus ſtürzen, denn er glaubte, daß die Chineſen in der Nähe ſeyen; allein ein anderer ſtreckte ihn zu Boden, und da er ſich noch rührte, erdroſſelte ihn einer der Officiere. So ſtarb dieſes Scheuſal. Ihm folgte bald der gefangene Kintſong, welchen der Grauſame dennoch edel behandelt hatte.

Da der neue Chan viel menſchlicher war, machte man ſich ſehr große Hoffnungen zu einem dauernden Frieden. Man konnte ſich jedoch anfangs nicht über die Formen verſtändigen; die entrüſteten übermüthigen Tataren ſetzten den chineſiſchen Geſandten ſelbſt drei Tage ins Gefängniß, um ihn zur Huldigung zu zwingen. Kaotſong, dem alles mißlungen war, ſchien nun des Lebens müde; um ſich ganz den Folgen ſeines Unverſtandes zu entziehen, dankte er ab (1162) nach einer langen ſehr unglücklichen Regierung, die kaum ihres Gleichen in der ganzen chineſiſchen Geſchichte hat. Er gleicht den ruſſiſchen Fürſten, welche von den Mongolen unterdrückt durch einen ſchweren Tribut ihr Leben und die jämmerliche Exiſtenz ihrer Unterthanen friſteten. Er gleicht unſerm Heinrich dem Vierten, welcher vor der geiſtlichen Macht erzitternd alles hingab, und im Büßerhemde vor ſeinem Herrſcher, der nur in Bannſtrahlen groß und mächtig war, erſchien.

Hiaotſong ſchien bei ſeiner Thronbeſteigung die Wünſche eines jeden befriedigen zu wollen. Daher ließ er ein allgemeines Schreiben ergehen, in welchem er ernſtlich bat, daß alle Rathgeber ihre Meinungen ertheilen möchten, wie er mit den Kin zu verfahren hätte. Dieß war eine Aufforderung, welche mit der größten Bereitwilligkeit befolgt wurde. Ganze Karren von Entwürfen wurden nach dem Hofe geſandt; als man aber das Ganze fleißig durchgeleſen, war man über die Entwürfe noch verwirrter als zuvor.

Der Streit wurde aber beigelegt durch den Einfall der Tataren. Sie kamen wie immer, ihres Sieges ganz gewiß, in das Land; aber da trafen ſie auf ein chineſiſches Heer, von einem

Helden befehligt, und wurden gänzlich geſchlagen. Als ſie ſich nachher vor eine Feſtung wagten, fügte der unerſchrockene Commandant ihnen ſolchen Schaden zu daß ſie gerne davon zogen. Man hätte die ganze Macht der Feinde vernichten können, hätte nicht ein chineſiſcher General, eiferſüchtig auf den Ruhm des Helden, treulos den Nomaden allen Vorſchub geleiſtet.

Es war aber nun den Kin offenbar daß ſie nicht mehr wie ihre Vorfahren zu kämpfen vermochten, und daß die Chineſen wieder ermuthigt ihnen tapfern Widerſtand bieten könnten. Daher war Ulo, ihr Chan, ſehr bemüht alle Streitigkeiten beizulegen, und ermunterte dazu ſelbſt den chineſiſchen Geſandten, der vorher mit ſehr großer Härte behandelt worden. Das Außerordentliche bei dieſer Sache war aber, daß Hiaotſong dem Friedensſchluſſe die größten Hinderniſſe in den Weg legte; denn er wollte ſich nicht zur früheren Etiquette verſtehen, und überdieß große Vorrechte erringen, welche die Kin hartnäckig abſchlugen. Sein Miniſter aber war ganz anderer Geſinnung; umſonſt machte er ſeinem Herrn Gegenvorſtellungen um ihn zum Frieden zu bewegen; alles ſchien vergeblich zu ſeyn. Da fertigte er einen geheimen Botſchafter ab, um die Tataren zu bitten ſeine Landsleute tüchtig zu ſchlagen, was ſie ganz gewiß zum Frieden geneigter machen würde. Der Chan verſtand den Wink, rückte ſogleich in China ein und ſchlug die ſorgloſen Generale aufs Haupt. Die Verbindungen des Staatsmannes jedoch wurden bekannt, man forderte öffentlich den Tod des Verräthers, er ſelbſt zog ſich vom Hofe zurück, und ſtarb vor Furcht und Gram.

Da aber der Chan Ulo friedfertig war, ſo wurde dennoch der Bund trotz aller Hinderniſſe geſchloſſen. Hiaotſong erhielt große Vortheile, die Gränzen des Landes blieben dieſelben, wie vorher, vom Tribut aber ließen die Kin etwas nach. Es wurde nun feſtgeſetzt, daß der Kaiſer von China in allen amtlichen Briefen ſich Neffe, und den großen Kaiſer Oheim nennen ſollte.

Ulo war ein Biedermann, treu und redlich in allen ſeinen Handlungen. Das Hia-Herzogthum, obgleich klein und ſchwach, hatte ſich unter allen Stürmen erhalten, trieb auch Handel mit dem Kin-Lande, und ſandte ſchöne Steine zum Austauſch für Seidenzeuge nach dem Kin-Reiche. Da ſprach Ulo: von welchem Werthe ſind uns dieſe Güter, und warum ſollten wir unſere

herrlichen Stoffe dafür hingeben? ſogleich verbot er dieſen Verkehr. Dazu wäre es aber wohl nicht gekommen, hätte man am Hia-Hofe keine verderblichen Ränke geſchmiedet. Der Staatsminiſter nämlich machte dem Ulo ſehr vortheilhafte Vorſchläge, wenn er bei einer Theilung des Landes zwiſchen ihm ſelbſt und dem Oberherrn Gewähr leiſten wollte. Hiezu ermahnten ihn ſeine Diener ernſtlich; allein Ulo ſprach: könnte ich mich auch jenes ganzen Landes durch Verrath bemeiſtern, ſo verachte ich die Mittel und ſpotte des Treuloſen. Durch jene Antwort noch nicht abgeſchreckt, ſandte der Miniſter nach dem chineſiſchen Hofe; als er noch in Unterhandlungen beſchäftigt war, entdeckte ſein eigener Fürſt einen der Boten, und hieb ſeinem ränkevollen Höfling den Kopf ab. — Ein Aufrührer in Korea erflehte auch die Hülfe des Ulo; anſtatt ihm aber Truppen zuzuſenden, um einen Theil des Gränzlandes an ſich zu reißen und dadurch ſein Reich zu vergrößern, wie ihm die Hofſchranzen anriethen, that Ulo ſein Möglichſtes um die Zwiſte beizulegen. So hatte ſein Nachbar wieder Frieden, und dieſer ſandte ihm als Beweis der Erkenntlichkeit ſeines großmüthigen Betragens einen mit Diamanten ausgeſtickten Gürtel. Sobald Ulo dieſen erhalten und ſeine Diener ihn näher beſahen, bemerkten ſie, daß der Glanz der Edelſteine doch nicht ſehr hell ſey, und daß es vielleicht falſche wären; ſie wollten daher das Geſchenk wieder zurückſchicken. „Thut dieß nicht, erwiderte der treuherzige Chan; es iſt ja der Wunſch, mit mir in gutem Vernehmen zu ſtehen, welchen ich ehre, nicht aber den Werth der Gabe". — Anſtatt ſich daher in Krieg und Fehden einzulaſſen, verbeſſerte Ulo die Literatur des Landes. Man hatte ſchon eine Schrift erfunden; nun wurden die hiſtoriſchen Werke China's nebſt den Claſſikern in die Landesſprache überſetzt, und ſehr viel zur Ausbildung des Volkes gethan. Als der Kin-Staat ſich nun im größten Flor befand, wollte der nun alte Ulo das Land ſeiner Väter, die Tatarei, beſuchen, und übertrug ſeinem Sohne während ſeiner Abweſenheit die Regierungswürde. Als er in den Steppen ankam, war er wie ein junges Reh, welches der Gefangenſchaft entronnen ſich wieder ins Weite begeben kann. Außer ſich vor Freuden, kündigte er eine allgemeine Amneſtie an, und gab den noch zurückbleibenden Stämmen große Privilegien, um durch Güte ſeinen Namen in jenen entfernten Gegenden zu verewigen.

Mit einen ſolchen Fürſten konnte Hiaotſong natürlich bald fertig werden. Daher hörte man auch nicht länger den Klang der Waffen; das Wort Krieg ſank in Vergeſſenheit und die Geſchichte der Streifereien der Tataren erſchien wie ein Mährchen der Vorzeit. Der Kaiſer ſelbſt war ein frommer Mann; anſtatt ſich den Träumereien der Rationaliſten hinzugeben, ehrte er den Himmel, und brachte ſeine Ehrenbezeugungen dem Höchſten dar. Sein ganzes Beſtreben war, nach ſeinem Willen zu regieren und nach ſeinem Rathe ſein Volk zu ordnen. Daher befleißigte er ſich ſtets der Tugend, und war in allen ſeinen Unternehmungen äußerſt glücklich. – Man erkannte ſeine große Aehnlichkeit mit Jao und Schun an, und er wurde daher, obgleich durch keine großen Handlungen ausgezeichnet, einer der hochgefeiertſten Kaiſer in der ganzen Geſchichte.

Da man nun Muße hatte die alte Literatur zu bearbeiten, ſo ſtand eine ganze Menge der berühmteſten Gelehrten auf, und dieß ſchien das auguſteiſche Zeitalter der chineſiſchen Schriftſtellerei zu ſeyn. Obgleich man ſich mehr auf Commentare des einmal Geſchriebenen beſchränkte, ſo traten dennoch philoſophiſche Meinungen aller Art bedeutend ins Licht. Es blieb aber dabei nicht; denn nachdem ſich Secten gebildet, von denen jede ihre eigenen Anſichten hatte, verfolgten ſie ſich einander aufs heftigſte. Darüber entſtand nun ſehr viel Streit, Verfolgung und ein ſolcher Haß, daß die Parteien nicht ruhten, bis ihre Gegner vom Hofe in die Acht erklärt und zur Todesſtrafe und Verbannung verurtheilt wurden. Dieß wilde Treiben dehnte ſich über die Regierung dreier Kaiſer aus und verurſachte ſehr viel Unheil.

Der gebildetſte und größte unter dieſen Gelehrten, deſſen Commentare wir bis auf dieſen Augenblick wegen ihrer Deutlichkeit und des ſchönen Styls bewundern, war der berühmte Tſchuhi. Von nicht reichen, doch ehrenwerthen Eltern geboren, zeigte der Knabe eine ungemeine Luſt zum Studiren. Nachdem er die drei berühmteſten Meiſter jener Zeit als ſeine Lehrer gehabt, erhielt er ſchon im zwanzigſten Jahre das Doctorat, ein unerhörter Umſtand, und wurde Mitglied der Akademie. Bald zum Mandarin ernannt, ſchlug er nachher ſehr hohe Poſten aus; denn er war ernſtlich bemüht eine Menge von Büchern, welche ſeine Anſichten über die Claſſiker und alle wichtigen Gegenſtände

der Literatur enthielten, herauszugeben. Die Gelehrten jener Zeit waren ſehr bemüht einen Begriff vom erſten Urſprunge aller Dinge zu geben; man ſtellte dar, daß die Natur ſich ſelbſt geſchaffen und ſich auch noch ſelbſt erhalte, oder ſuchte nach Art des Kongfutſe die Weltſchöpfung und Regierung durch den Dualismus zu erklären. Dieſer letzten Meinung pflichtete auch Tſchuhi bei. Da aber die Atheiſten die Oberhand erhielten, wurde er nachher für einen Ketzer mit ſeinem ganzen Anhange erklärt. Nun hatten dieſe Denker das Licht der Natur; die Sternkunde konnte ihnen auch zu Hülfe kommen; dennoch konnten ſie den einfachen Satz, mit welchem die Bibel anfängt: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde," nicht ausfindig machen. Wie jämmerlich iſt der menſchliche Verſtand, wenn ſich ſelbſt überlaſſen!

Unterdeſſen war Tſchuhi zu hohen Ehren gelangt; da einſt Dürre herrſchte und das Korn ſehr theuer war, beſtimmte der Kaiſer den würdigen Gelehrten zum Austheiler ſeiner Gaben, um dem hungernden Volke zur Hülfe zu kommen. Da bewies ſich der Doctor ſehr edel; er ſchrieb auch einen guten Aufſatz, wie man in der Folge, durch Beſchäftigung der Soldaten in der Bebauung der noch wilden Gegenden, dem Jammer vorbeugen könnte. Als er überall herumreiste, um den Zuſtand der Länder zu unterſuchen, traf er einen ungerechten Beamten, der ein naher Verwandter des erſten Miniſters war. Ohne ſich darum zu kümmern, verſetzte ihn Tſchuhi in den Anklageſtand. Auch ſprach er ein Urtheil wider einen Verſchnittenen aus, den der Monarch ſehr hochachtete. Da man ihn zum Kriegsminiſter machen wollte, ſchlug er dieſe Würde aus; denn ſein Amtsgenoſſe war ein ſchlechter Mann. Dieſe Redlichkeit zog ihm jedoch viele Feinde zu, da er überdieß ſich ſehr frei in Geſellſchaft Anderer über alle Sachen ausſprach. So lebte er eine geraume Zeit in Ungnade. Da kam ein Geſandter von Ulo, dem Tataren; dieſer war aber, zumal da der Ruhm des großen Mannes auch ſchon die Steppen erreicht, nicht wenig erſtaunt ihn in ſo ärmlichen Umſtänden zu finden. Um ihn aber die gebührende Ehre zu erzeigen, wünſchte er ihn mit allem möglichen Pompe zu beſuchen. Kaum erfuhren dieß die Feinde des Tſchuhi, ſo ſandten ſie den Doctor ſchnell vom Hofe hinweg. So lebte Tſchuhi, ungeachtet ſeiner großen Vortrefflichkeit, lange in Vergeſſenheit, bis ihn der neue Kaiſer an den Hof rief. Dort war ſein Freund

und Anhänger Miniſter geworden; Tſchuhi, nun ein alter Mann, der ſehr viel von der Verfolgung der Atheiſten gelitten, wollte es ihnen nun entgelten laſſen, und ſchrieb eine bittere Abhandlung über die Grundſätze ſeiner Feinde und das Betragen der Höflinge, welche dieſen huldigten. Der neue Kaiſer fand dieſe Beſchuldigungen ſehr wahr; er war ſchon im Begriff die Wünſche des Doctors zu erfüllen, als ein Nebenbuhler, der auch Miniſter war, alle dieſe Hoffnungen vereitelte. Er hatte nämlich ein Schauſpiel, in welchem die Komödianten in der Tracht des Tſchuhi und ſeiner Schüler erſchienen, im Harem veranſtaltet. Sie wurden wegen ihrer tölpelhaften Sitten und eigenen grotesken Kleidung höchſt lächerlich gemacht; der ganze Hof, am meiſten der Kaiſer, ergötzte ſich über das Poſſenſpiel. Die Folge hievon war, daß der arme Tſchuhi mit ſeinen Freunden von der Reſidenz weggeſandt wurde, und, wieder allgemein verachtet und verfolgt, in einem Winkel des Landes leben mußte. Da glaubte er nun ruhig mit ſeinen zahlreichen Schülern ſeine Tage zuzubringen; denn er war kein Freund vom Pomp und in ſeiner Lebensweiſe ſo mäßig, daß ein wenig Reis und einiges Gemüſe ohne Fleiſch ihn glücklich machten. Seine Feinde wollten aber ihrem Haß volle Zügel geben; daher klagten ſie ihn als den ärgſten Verführer an, und er mit ſeinem Anhange wurde geächtet. Nun verließen ihn die meiſten ſeiner Schüler; denn es war ſehr gefährlich bei einem ſolchen Meiſter zu bleiben; überdieß konnte man nie, auch bei den gründlichſten Kenntniſſen, auf eine Anſtellung rechnen, ſo lange man die Ketzereien des Dualismus als wahr anerkannte. Tſchuhi aber blieb beſtändig in allen Leiden, ſchrieb ſeine Bücher, wie immer, bis er alt und lebensſatt in das Grab ſank. Die Anklagen, welche man wider ihn gemacht, waren lächerlich; man beſchuldigte ihn eines unſtäten Lebens, ſchlechter Koſt, wunderlicher Kleidung u. ſ. w. — und alles dieß wurde von den größten Männern jener Zeit als verdammend öffentlich anerkannt. Die Nachkommenſchaft aber hat dem Schriftſteller den größten Rang nach den Claſſikern eingeräumt. Tſchuhi's treueſter Freund war Tſaijuenting, ein großer Hiſtoriker, welcher mit ihm willig Freud' und Leid theilte. Die Zahl der Schriftſteller jener Zeit, von welchen viele ſehr geſunde und treffliche Aufſätze herausgaben, iſt beinahe unglaublich. Man hatte damals ſchon den Holzſchnitt erfunden, und druckte daher

mit großer Fertigkeit, ſo daß die Ausgaben der literariſchen Werke der Song auf uns in ihrer ganzen Reinheit gekommen ſind.

Wir müſſen nun wieder von der Regierung des Hiaotſong ſprechen; vieles von dem Obigen ereignete ſich während der Verwaltung ſeiner Nachfolger. Der Monarch ſelbſt war ein Titus, deſſen höchſte Wonne im Wohlthun beſtand. Alles ging ſeinen guten Gang, das Volk erholte ſich von dem verwüſtenden Kriege, und die allgemeine Blüthe des Landes wurde durch die weiſeſten Maßregeln befördert. Wenige Fürſten genoſſen ſo allgemeine Ehrerbietung und Liebe, wie Hiaotſong, und dennoch, aus unerklärbaren Gründen, dankte er ab (1189).

Sein Sohn Kuangtſong war von ganz entgegengeſetzten Geſinnungen. Von ſeiner Frau beherrſcht, einem ſchönen, ränkevollen Weib, hatte er nie einen eignen Willen. Was ſie ſagte, mußte geſchehen, und ſchlug es fehl, ſo wurde ſie wüthend. Dabei war ihr Gemahl oft kränklich und bedurfte der weiblichen Pflege, ſo daß ſie als Gefährtin aller Leiden immer deſto größeren Einfluß auf ihn erhielt. Die Erzählung ſeiner Handlungen iſt eine bloße Wiederholung der elendeſten Cabalen im Harem. Dennoch fehlte es dem Fürſten nicht an guten Eigenſchaften; es war ſein ernſter Wunſch die Leiden und Abgaben der Unterthanen zu verringern. Ehe aber noch etwas zur Ausführung gebracht werden konnte, wurde er wieder ſchwächlich, und dann verhinderte die Gemahlin das Aufkeimen jedes edlen Strebens. Dem alten Hiaotſong wollte die eiferſüchtige Kaiſerin durchaus nicht den Umgang mit ſeinem Sohne erlauben; denn ſie fürchtete daß dadurch ihre Macht verloren gehen würde. Einſt lag Kuangtſong ſehr krank danieder; der biedere Greis Hiaotſong wurde bis zu Thränen gerührt, und da er auch etwas von Medicin verſtand, machte er ſehr vortreffliche Pillen. Als er mit dieſen nach dem Palaſte gehen und zugleich ſein volles Herz über die Leiden ſeines geliebten Kindes ausſchütten und Worte des Troſtes ihm zuſprechen wollte, dachte die Fürſtin daß es nun mit ihrem Einfluſſe ein Ende haben würde. Sie eilte daher zu ihrem Manne, machte ihm weiß, daß der Kaiſer als Giftmiſcher handeln wollte, und entrüſtete dergeſtalt den Sohn gegen den Vater, daß beide nie einander wieder ſehen wollten. Kurz darauf fand ein großes Feſt ſtatt, und der Kaiſer mußte das Opfer dem Himmel

und der Erde darbringen. Plötzlich erhob ſich ein Wirbelwind, warf das Gerüſt nieder und vernichtete all die prächtigen Vorbereitungen. Dieſes Ereigniß erfüllte den Unglücklichen ſo mit Schmerz und Schrecken, daß er das Siechbett nie wieder verlaſſen konnte. Sein Mangel kindlicher Liebe empörte aber die Miniſter; ſie baten Kuangtſong ernſtlich dem Herrſcher die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen, und als ein Sohn vor dem Vater zu erſcheinen. Nach vielem Hin- und Herreden ſtattete endlich der junge Regent mit ſeiner Gattin einen Beſuch bei Hiaotſong ab. Der Greis empfing ſie ſehr freundlich, unterhielt ſich über gleichgültige Gegenſtände und entließ ſie mit den angenehmſten Eindrücken. Aber bald kehrte der elende Verdacht der Giftmiſcherei ins Herz des Prinzen zurück. Er brütete über die vermeinte Schmach, das Weib wußte den Argwohn künſtlich zu unterhalten, und alle Freundſchaft zwiſchen dieſen hohen Perſonen fiel gänzlich hinweg. Gerade zu dieſer Zeit ſtarb Hiaotſong. Man hatte erwartet daß ſein Sohn die letzten Stunden ſeines Ahnen bei ſeinem Bette zubringen würde, allein man fand ſich getäuſcht. Der Leichnam wurde ausgeſtellt, und noch zeigte ſich nicht der kaiſerliche Sohn am Sarge. Da erſchienen alle Staatsmänner zugleich, um dieß verbrecheriſche Benehmen dem Monarchen vorzuhalten. Er aber entſchuldigte ſich mit einer Unpäßlichkeit, und blieb zu Hauſe. Man beſtand dann ſogleich auf der Abdankung des Kuangtſong, damit nicht ein ſo ſchlechtes Beiſpiel das Volk verführen möchte. Dieß war aber zu viel gefordert. Da kamen alle Miniſter zugleich in einem großen Haufen und legten ihr Amt nieder; denn ſie wollten nicht einem Monarchen dienen, welcher ſo gänzlich die kindliche Liebe verläugnete. Eine ſolche Vorſtellung hatte den gewünſchten Erfolg. Die Kaiſerin ſah ſich von allen verlaſſen, und Ningtſong, ihr geliebter Sohn, beſtieg den Thron (1194). Ihr Gemahl ward zur Abdankung genöthigt.

Auf die ungeheuern Anſtrengungen und die Erregung aller Leidenſchaften während der Einfälle der Tataren folgte nun wieder Erſchlaffung und Ruhe. Es wurde daher dem Ningtſong wie ſeinen Vorgängern ſehr leicht das Land zu regieren. Er ſelbſt war ein Jüngling, welcher ein mitleidiges Herz im Buſen trug. Bei dem zweimaligen Brande der Hauptſtadt ſchenkte er dem Volke große Summen, um den Schaden wieder zu erſetzen. Er

war ſehr genau in der Beobachtung der Etiquette und that alles mögliche, um alle Claſſen, und vorzüglich die unter ſich ſtreitenden Gelehrten zu befriedigen. Tſchuhi war wohl todt; allein einer ſeiner großen Bewunderer wagte es kühn ſeinen Meiſter in einem vortrefflichen Schreiben zu rechtfertigen, und au ſſeine Gegner, welche jetzt alle hohe Stellen am Hofe bekleideten, die gräßlichſten Verbrechen zu häufen. Man war erſtaunt als man ein ſolches Schreiben ſah. Die Miniſter wollten ihn erſt zum Tode verurtheilen, wozu Ningtſong jedoch nicht ſeine Zuſtimmung gab. So wurde der ehrliche und unkluge Wicht verbannt. Dieß war der letzte Verſuch den Philoſophen zu der Zeit bereits auf die gebührende Höhe zu ſtellen, die ihm, wie geſagt, die Nachwelt eingeräumt.

Man hatte nun ſeit 38 Jahren vollkommenen Frieden genoſſen; allein nun regte es ſich in China und man fing wieder an von einem Feldzuge gegen die verhaßten Tataren zu ſprechen. Die Officiere welche von den Gränzen zurückgekehrt, ſchilderten die Schwäche der Barbaren und ihre Unwiſſenheit in der Kriegskunſt, ſo daß man nach ihren Anſichten ihnen bald einen tödtlichen Stoß beibringen konnte. Erſt war dieß ein bloßes Gerede; dann aber wurde es lauter und lauter am Hofe, und endlich forderte man Ningtſong ſogar auf, die Schmach einer langen Reihe von Jahren zu rächen. Der erſte Miniſter war der entſchiedenſte Gegner des Tſchuhi, ein ſtolzer Mann, der das Land mit großer Willkür regierte und ſich einen großen Namen als Held und Befreier des Vaterlandes machen wollte. Da nun die Kriegspartei ſtets wuchs, ſo ſtellte er ſich an die Spitze derſelben und berichtete ſeinem Herrn daß die Kin ein bedeutendes Heer verſammelt hätten. Man fing den Krieg mit kleinen Scharmützeln an, welche alle zum Vortheile der Chineſen ausfielen. Einer ihrer Generale jedoch war ein Verräther; er handelte um den Lohn den er erhalten würde, wenn er dem Feinde einige Feſtungen in die Hände lieferte. Dieſer wurde ihm zugeſtanden; er aber erntete ihn nie; denn ſchon war Ningtſong für die Zukunft beſorgt, und ſandte einen Unterhändler. Dieſer wurde erſt mit großem Hohne von Chan Madukn empfangen; als er aber unerſchrocken die Sache ſeines Oberherrn vertheidigte, gewann er die Achtung der Nomaden. Aber noch ſtimmte der chineſiſche Miniſter für den Krieg,

und da Ringtſong ihm die ganze Verwaltung übergeben hatte, vermochte des Kaiſers Stimme nichts wider die Pläne des Mächtigen. Da traten die vormaligen Feinde des Staatsmannes hervor. Hunderte der treueſten Vaterlandsfreunde hatten ihrer philoſophiſchen Meinungen wegen Verfolgung erlitten, und man fürchtete, daß durch den Reichsverweſer, der ein halsſtarriger Mann war, bald die Kriegesfackel überall angezündet werden würde. Daher glaubten die Cenſoren Recht zu haben ihn in den Anklageſtand zu verſetzen. Der Kaiſer, welcher ihn ſehr fürchtete, ließ ihn in Verwahrung bringen; dann aber beredete ihn einer der Großen, ihm den Kopf abzuſchlagen und denſelben den Tataren zur Sühne zuzuſenden. Dieß wurde ſogleich gethan; der Günſtling, ohne weitere Unterſuchung enthauptet, diente auch noch im Tode ſeinem Vaterlande. Der Chan Madukn nämlich, vor Freuden außer ſich als er das Haupt des Unruheſtifters zum Geſchenke bekam, betrachtete dasſelbe als das größte und ſicherſte Unterpfand des Friedens zwiſchen beiden Nationen. So wurde auch Tſchuhi gerächt.

Der Chan der Kin war geſtorben. Er hinterließ zwei ſchwangere Frauen, aber keine Söhne. Da verordnete er, daß der Neffe ſein Nachfolger werde, im Falle aber ein Sohn ihm geboren werden möchte, dieſer zum Kronprinzen ernannt werden ſollte. Die Aerzte, welche man mit der Sorge für die Schwangern beauftragte, bewirkten eine Fehlgeburt, und daher blieb das Reich eine Zeitlang unter der Regierung dieſes Fürſten. — Schwere Gewitterwolken ſtiegen nun am Horizont auf, noch aber lebte der tatariſche Hof in Sorgloſigkeit.

Der Hunnen haben wir ſchon oben erwähnt. Ein unbedeutender verachteter Volksſtamm, ſelbſt von den Wüſtenbewohnern mit Hohn behandelt, werden ſie nach und nach unter der Verwaltung eines berühmten Häuptlings zahlreicher, unterwerfen die benachbarten Nomaden und erhalten dann einen bedeutenden Zuwachs von den verworfenſten der Tataren, welche ſich den ſiegreichen Fahnen anreihen. Die Sucht nach Beute vermehrt ſehr ſchnell die Krieger unter ihren Panieren, und ehe die gebildete Welt es ſich verſieht, ſteht eine furchtbare Macht von Barbaren da, um alle Geiſtesbildung mit Füßen zu treten.

Wir haben auch von den Türken geſprochen, von welchen die Chineſen ſo vieles zu dulden hatten. Ihre Züge aber dehnten ſich nach dem Weſten aus und wurden dort viel verderblicher und dauernder als in China. Aber ſie kamen von demſelben Sitz der unerſchöpflichen Menſchenmaſſen, welche die Welt zum zweitenmale mit Furcht, Schrecken und Verwüſtung erfüllte.

Nun kam das dritte Menſchenheer von verwüſtenden Horden, viel fürchterlicher als alle die vorhergehenden, mächtiger und ausgedehnter in Eroberungen als alle Stämme der frühern Zeit zuſammengenommen. Während ſie im Oſten Japan angriffen, fochten ihre Schaaren im Weſten auf den Fluren Schleſiens. Das Scepter ihrer Macht erreichte die Eisberge Sibiriens, und im Süden handelten ſie um den Erwerb Java's. — Dieß waren die Mongolen unter Tſchinggischan, dem größten Eroberer welchen die Erde je ſah. Klein war anfangs ſein Heer; mit der Schwungkraft der Lawine vermehrte es ſich hundertfältig. Die frühern Waffengefährten des Tſchinggis bildeten ſich unter ſeinen Befehlen zu tüchtigen Generalen; jeder von ihnen war ein Held. Gehorſam dem Feldherrn, Ausdauer in Leiden und Entbehrungen, die größte Schnelligkeit der Züge, die äußerſte Ordnung im ganzen Heere, und wilde, unwiderſtehliche Tapferkeit waren die Grundveſten, auf welche der Mongolen Macht ſich gründete. Das Nähere von ihrer Beſitznahme anderer Länder und ihres Wirkens im Weſten werden wir bei der Geſchichte ihrer Dynaſtie berühren, hier aber wollen wir nur von ihren Kriegen mit den Kin ſprechen, ſoweit dieſer Stamm dadurch betheiligt wurde.

Der außerordentliche Enthuſiasmus und die unerſättliche Begierde nach friſchen Eroberungen war unterdeſſen allmählich in der Bruſt der Niutſchi erloſchen. Der Genuß des Raubes und die den Chineſen abgepreßten Güter gefielen ihnen weit beſſer als lange und gefährliche Streifereien, wo ſie ſehr oft den Kürzern zogen, und anſtatt der Beute nur Wunden und Krankheiten zurückbrachten. Dabei wurden ſie ſchnell verweichlicht, vergaßen die Ausbildung ihres kriegeriſchen Talentes und ſanken daher unter die Chineſen in jeder Rückſicht herab. Die Kitanen hatten ſich überdieß von ihren Unterdrückern losgeſagt, und warfen ſich nun den Mongolen, einem damals ſehr unbedeutenden Stamme, in die Arme.

Die Bibel ſagt: die Lebendigen ſollen erkennen, daß der Höchſte Gewalt hat über der Menſchen Königreiche, daß er ſie gibt wem er will und die Niedrigſten zu denſelben erhöhet. Dieß Wort wurde rückſichtlich der Mongolen erfüllt. Ihr Heerführer Tſchinggischan, von dem wir in der Folge mehr melden werden, war mit ſeinen Nomaden äußerſt verachtet, und zahlte wie viele andere wilde Stämme, den Kin Tribut. Man hatte ihn aber ſehr beleidigt; denn der Sohn eines Häuptlings war durch das Schwert eines Kin-Meuchelmörders gefallen; da aber der Eroberer noch zu ſchwach war, mußte er die Rache in ſeinem Buſen einſtweilen erſticken. Als hierauf ein Geſandter der Kin ankam, um ihm den regelmäßigen Tribut abzufordern, lachte der Chan ſeiner Thorheit; denn ſchon fünf Jahre lang hatte er ſich ſelbſt den Titel eines Kaiſers beigelegt. Da der Botſchafter auf einer Erklärung beſtand, drehte der künftige Weltherrſcher ihm den Rücken zu. Anſtatt ihn zum Gehorſam durchs Schwert zu bringen, beſchloß man im Rathe des Tſchonghei — dieß war der Name des regierenden Kin-Fürſten — den Tſchinggischan, ſobald er nach dem Hofe käme, heimlich aus dem Wege zu räumen. Tſchinggis wußte von dieſem Anſchlage nichts und verſtand ſich auch nicht auf ſo niederträchtige Ränke. Inzwiſchen hatte er das Herzogthum Hia, welches allen Stürmen der Zeit trotzte, bekriegt, und wäre beinahe bei einer Ueberſchwemmung des gelben Fluſſes, als er gerade die bedeutendſte Feſtung des Landes belagerte, ertrunken. Dieſes Unglück verleidete ihm in jenen Gegenden den Krieg, und er hielt es nun für viel gerathener ſich durch die Bande der Liebe mit jenem Fürſten zu verbinden. Daher heirathete er deſſen Tochter, ein Mädchen, deſſen Beſitz ihn für alle Mühſeligkeiten des Krieges reichlich belohnte.

Nachdem Tſchinggischan ſich den Armen des theuren Weibes entwunden, ſtand er an den Gränzen des Kin-Staats. Allein ſein Heer hatte durch Krankheiten und ungeheure Anſtrengungen in der Wüſte ſehr gelitten. Davon hatten die Niutſchi Nachricht erhalten; ihr vorzüglichſter General rieth deßhalb ſeinem Herrn, ſogleich über den entmuthigten Feind herzufallen und die geſchwächten Nomaden ganz zu vernichten. Allein die treuloſen und verzagten Rathgeber des Tſchonghei machten ſo viele Einwendungen, daß man die Mongolen ſich erholen ließ, und dann

eine Schlacht lieferte, worin die Kin die Blüthe ihres Heeres verloren. Meilenweit war das ganze Land mit dem Blute ſeiner Vertheidiger gefärbt. Nun hob man aber die ganze junge Mannſchaft des Landes aus und dieſe erhielt wieder einige Vortheile über die Feinde. Dieſe Siege wurden jedoch durch den Uebergang eines Kin-Officiers zu den Mongolen bedeutend überwogen.

Bisher hatte man den Krieg im Weſten geführt. Die Strecken, die der Huf der Mongolen-Roſſe betreten, glichen einer öden Wüſte; es gab weder Städte, Dörfer, noch Einwohner; die erſteren wurden eingeäſchert und dem Boden gleich gemacht, die letzteren entweder Sklaven der Ueberwinder oder ein Raub des Hungertodes. Tſchonghei weinte über die unerſetzlichen Verluſte welche er erlitt, und beſchloß nun ſeine weſtliche Reſidenz dem unerſättlichen Feinde nothgedrungen einzuräumen. Die Beute welche die Sieger davon trugen, beſtand in trefflichen Pferden und in Koſtbarkeiten aller Art, deren Werth die rohen Krieger noch nicht ſchätzen konnten.

Die Kitanen hatten ſehr lange unter dem harten Joch der Kin geſeufzt, dennoch ſuchten ihre Herrſcher beim Ausbruche des Krieges ſie in die Reihen ihrer Armee zu ſtellen, um ihre Feſſeln noch feſter zu ſchmieden. Da aber viele der Edelſten auf dem Schlachtfelde blieben, wollte dieſer Stamm nicht länger ſein Blut für ſeine Unterdrücker verſpritzen. Einer ihrer Generale, der zufällig auf eine mongoliſche Truppenabtheilung ſtieß, beredete deren Heerführer, ſich zu einer Unterredung auf einem Berg einzuſtellen. Dort ſchlachteten ſie ein Pferd und eine weiße Kuh, und einen Pfeil zerbrechend verſprachen ſie einander unter den heiligſten Schwüren, ſich gegenſeitig bis zum letzten Lebenshauche zu vertheidigen. Dieſer Bund wurde von Tſchinggis gutgeheißen; denn dieſes Volk konnte den Kin in den Rücken fallen und ſo ſeine Eroberungen erleichtern. Als aber Tſchonghei hörte, daß ein Officier, welchen er ſelbſt aus dem Staube erhoben, ſich ſo undankbar bewieſen, ließ er eine allgemeine Bekanntmachung ergehen, in welcher er Jedem, der ihm die Knochen des Geächteten brächte, ihr Gewicht in Silber zur Belohnung verſprach. Dieß erbitterte den Kitan-General und wüthend ging er dem ſehr zahlreichen Kin-Heere entgegen; die Schlacht war ſehr blutig, allein er gewann ſie, und die Schmach ſo vieler Jahre, welche

die Niutſchi ſeinen Landsleuten angethan, ward auf dieſe Weiſe gerächt. Er erhielt nun den Titel eines Liao-Prinzen von den Mongolen, und anſtatt zu erzittern, gewann er in vielen kleinen Treffen die Oberhand, ſo daß die Kin ihn nachher nie zu beunruhigen wagten.

Immer größer wuchs nun die Macht der Mongolen. Auf demſelben Gebiete, wo jetzt Peking ſteht, war damals eine berühmte Feſtung und Reſidenz, die lange den wilden Anfällen der Angreifenden getrotzt, nun aber auch unterlag; denn die Kin wurden von allen Seiten bedrängt und Jeder dachte ein Recht zu haben ſich ihre Beſitzungen anzumaßen. Dieſelben Grauſamkeiten und muthwilligen Verheerungen, welche ihre Vorväter bei ihrer Ankunft in das Land begingen, wurden nun an den Kindern zur Vergeltung ausgeübt.

Ein noch größeres Unglück jedoch ſollte den Kin-Staat treffen. Der Feldmarſchall, welcher die ganze Armee unter ſeinem Befehle hatte, war ein ſtolzer, ſinnlicher Mann, der nichts unternahm, jedoch immer mit ſeinen großen Unternehmungen prahlte. Nun war der König durchaus nicht zu überzeugen daß ein ſolcher Heerführer dem Lande nur Verderben bringen könnte, und behielt ihn trotz aller Bitten der Großen in den höchſten Staatsämtern. Einem ſolchen prahleriſchen Geiſte konnte die geringſte Bemerkung über ſein Betragen einen Anſtoß geben. Als er daher einmal eine Kränkung von ſeinem gutmüthigen Fürſten erhalten zu haben glaubte, zog er plötzlich nach der Hauptſtadt, nahm Beſitz von dem Palaſte, ſchickte ſeinen Oberherrn ins Gefängniß und ermordete ihn nachher mit Hülfe eines Verſchnittenen. Die Hofſchranzen waren alle erſtaunt über die That, doch wagte es keiner den rechtmäßigen Herrn zu vertheidigen. Nur eine Prinzeſſin that es den Männern zuvor, ſich ſtandhaft weigernd dem Königsmörder das Reichsſiegel zu überliefern. Da man endlich mit Gewalt ſie dazu zwang, ließ ſie es nicht an Ausdrücken des Abſcheues über die Thaten des Elenden fehlen. Utubu erſtieg nun den wankenden Thron der Kin um einen Strich Landes nach dem andern zu verlieren. An allen Orten wo die Mongolen ſich befanden, rafften ſie Kinder und Greiſe zuſammen, und wenn ſie dann eine Stadt angriffen, ſo ſtellten ſie dieſe unter den Vortrab und verhinderten dadurch das Schießen von den

Mauern. Eines Tages war das Kin-Heer den ganzen Tag mit den Feinden im Gefechte; der Wind jagte den Soldaten viel Staub ins Geſicht; der Kampf wurde äußerſt heftig, allein die ermüdeten Krieger vermochten nichts wider die unerſchrockenen Nomaden. Da kehrten ſie des Abends in die Feſtung zurück, wo der Königsmörder ſeinen Hof hielt. „Er wird, ſprachen ſie zu einander, uns alle zum Tode wegen unſerer Feigheit verurtheilen. Wir wollen ihn daher ermorden um unſer Leben zu retten.“ Schnell umringten ſie ſeinen Palaſt; er aber entfloh durch die Hinterthüre. Da er aber über einen Zaun klettern wollte, verwickelte ſich ſein Kleid, ſo daß ein Officier ſich ihm näherte und ihn durchſtach. Der junge Fürſt, welcher ſich von einem ſo läſtigen Helfer befreit ſah, beſtrafte die That nicht.

Tſchinggis hatte ſich in der Zwiſchenzeit nach Schantong begeben, und dort große Verwüſtungen angerichtet. Aber auch er, welcher den Krieg zum Vergnügen führte, wurde des Blutes überdrüſſig; die Flammen der brennenden Städte ſchienen ihm nicht mehr ein Weihrauch zu ſeyn, den ſeine Soldaten ſeiner Größe opferten. Er hatte überdieß einen ſehr großen Weiſen von den Gebirgen herbeirufen laſſen, mit dem er ſich beſtändig über gute Regierungsformen, die Grundſätze der Tugend und die weiſeſten Lebensmaximen unterhielt. Dadurch wurde das rohe Gemüth nun etwas geſitteter, und der Frieden, nach dem man ſo lange von Seite der Kin gebeten, ſchien ihm auch nothwendig zu ſeyn. Ueberdieß war ſeine Armee äußerſt ſiech, und man ſah auch die mit Beute beladenen Krieger ſich nach Ruhe ſehnen. Jedoch wie in Hia, wollte der Ueberwinder nicht nach der Steppe zurückkehren, ehe er ein Band der Liebe angeknüpft. So erhielt er denn auf ſeine Anfrage eine Kin-Prinzeſſin zum Weibe und überdieß 500 Knaben und eben ſo viele Mädchen von der blendendſten Schönheit, ſowie 3000 Pferde zum Geſchenk. Nun trat er ſeine Rückreiſe mit einem unzählbaren Troſſe nach der der Heimath an. Die Mongolen glichen nun nicht einem Heere, ſondern einer großen Völkerſchaft. Sobald ſie aber im Begriff waren die Steppen zu betreten, rieſen ſie alle Gefangenen zuſammen, und ſchlachteten ſie nahe bei der großen Mauer. Zehntauſend der unglücklichen Chineſen wurden auf dieſe Weiſe von dieſen verruchten Wütherichen gemordet.

Ungeachtet ihres Abzuges glaubte ſich Utubu noch nicht in ſeiner Hauptſtadt ſicher; er zog daher zur großen Beſtürzung aller ſeiner Unterthanen nach Honan, um ſeine Reſidenz, wie die frühern chineſiſchen Kaiſer, zu Kaifong zu errichten. Als der unruhige Tſchinggischan davon hörte, legte er dieß als ein Verbrechen aus und erklärte, daß ſolch eine feige Memme mit Krieg überzogen werden müſſe. Ehe Utubu es ſich daher verſah, waren die nordiſchen Schaaren wieder im Lande und verſengten alles was ſie fanden. Ihre Waffen waren jedoch nicht immer das Schwert, ſondern oft große Liſt und Beſtechungen. Vor der Stadt Jenking (Peking), welche die Kin wieder in ihre Gewalt bekommen hatten, wollte man beide gebrauchen. Allein der Commandant war ein Ehrenmann nnd that alles mögliche zur Vertheidigung der Feſtung. Dieſes heroiſche Benehmen nöthigte ſeinem ſaumſeligen Herrn große Bewunderung ab, und er that ſein Beſtes ein tüchtiges Heer dem ſchwer Geprüften zu Hülfe zu ſenden. Allein der Anführer war ein Trunkenbold; anſtatt daher ſeine Truppen zuſammenzuhalten, marſchirte er langſam vorwärts, ließ die Lebensmittel in großer Entfernung beim Nachtrabe, und als er plötzlich angegriffen wurde, liefen alle ſeine Soldaten davon. Dieß war das erſte und letzte Unternehmen zum Entſatz der Stadt. Noch aber brannte das Herz des heldenmüthigen Commandanten vor Begier ſich auszuzeichnen, daher wies er alle Anerbietungen der Mongolen zur Uebergabe ſtolz von ſich, entſchloſſen bis zum letzten Augenblicke ſich zu wehren. Die Gleichgültigkeit des Hofes aber entmuthigte den bedrängten Anführer viel mehr als die heftigen Angriffe der Feinde. Als er ſich daher in der hoffnungsloſeſten Lage befand, ging er in die Halle ſeiner Ahnen. Dort opferte er fröhlich ſeinen Vorvätern und beſprach ſich über verſchiedene Gegenſtände mit Offenheit. Nachdem ſein Begleiter ihn verlaſſen, nahm er Gift, was einen augenblicklichen Tod zur Folge hatte. Sein Tod war die Loſung zur Uebergabe der Stadt, welche auf die ſchrecklichſte Weiſe von den Mongolen geplündert wurde. Da die Tataren ohne Religion, ohne Gottesfurcht, ohne die geringſte Hoffnung auf ein Jenſeits waren, begingen ſie ſehr oft Selbſtmord. Als eine Bergfeſtung belagert wurde, warfen ſie Weiber und Kinder vom Felſen herab, um ſie nicht dem Feinde in die Hände fallen zu ſehen. Doch

nicht alle Officiere bewieſen ſich ſo tapfer; einer zum Beiſpiel, welchem ſich die Prinzeſſin anvertraute und der ſie ritterlich zu vertheidigen verſprach, ließ ſie dennoch im Stich. Nachdem er die ſchönſten Frauen unter ihnen, welche er perſönlich liebte, erwählt, flüchtete er ſich ſchnell mit allen Schätzen nach Kaiſong. Dort aber wartete ſeiner ein erzürnter Prinz, der ſogleich das Todesurtheil über den feigen Verräther ausſprach.

Tſchinggiscḥan, der zu gleicher Zeit die ausgedehnteſten Kriege führte, nahm viele Städte des Hia-Herzogthums hinweg; nachdem er die Beute Pekings nach ſeinen Steppen in Verwahrung gebracht, eroberte er auch bloß zum Vergnügen einen großen Theil Korea's. Nun wollte er wieder mit den Kin Frieden machen, brach aber ſein Verſprechen. Da jedoch die Eroberung der Hauptſtadt mit unſäglicher Mühe verbunden war, ſo ließ er es einſtweilen dabei bewenden. Die Unterthanen der Kin, denen man verſicherte daß, wenn ſie ſich freiwillig dem unwiderſtehlichen Sieger unterwärfen, ihrer geſchont werden ſollte, brachten den Barbaren ihre Huldigung entgegen, und da man Wort hielt, fielen große Strecken Landes von ſelbſt ab. In dieſem entſcheidenden Augenblick erſchien ein großer Komet, welchen das Volk ſogleich als den Vorboten der Alleinherrſchaft der Mongolen deutete. Nun ſank das Herz der bravſten Kin-Patrioten, und die Eroberung des Landes wurde ſo gut als ſchon gemacht angeſehen.

Beinahe zu gleicher Zeit ſtarben drei Prinzen: der König der Kin, der Herzog von Hia, und Ningtſong, der chineſiſche Kaiſer (1224). Dieſer Fürſt, anſtatt den Kin zu helfen, freute ſich ihres nahen Unterganges, entzog ihnen den Tribut und ſchloß ſelbſt zu wiederholtenmalen Bündniſſe mit Tſchinggis zur Ausrottung des gemeinſchaftlichen Feindes. Utubu war Thor genug, den Chineſen Krieg anzukündigen und ſein ausgeſogenes Land auch ihren verrätheriſchen Anfällen bloßzuſtellen. Die Politik des himmliſchen Reiches mit Fremden war immer eigener Art, und die Miniſter arbeiteten mit großer Sorgfalt dahin, den Ruin ihres Landes zu beſchleunigen.

Ningtſong war im Ganzen genommen ein ſehr guter Regent, doch nicht ein guter Sohn. Er hatte Muße genug, ſehr viel für ſein Land zu thun; denn noch rollte das Ungewitter unſchädlich

fern von ſeinem Reiche hin. Die Chineſen genoſſen während ſeiner Regierung auch ſehr große Vorrechte. Unglücklicherweiſe brannte die Hauptſtadt zum drittenmal beinahe gänzlich ab; allein Ningtſong that ſehr viel, um das unſägliche Leiden mit Vaterhand zu lindern. Man könnte ihn vielleicht mit Ludwig XII., König von Frankreich, vergleichen.

Die Mongolen, welche es auf die Eroberung der Welt abgeſehen hatten, konnten auch nicht ruhig bleiben, ſo lange die Kin noch einen einzigen Strich Landes beſaßen. Schnell drangen ſie daher in die Hia-Staaten ein und ſchlugen ſich lange herum, ohne jedoch etwas Entſcheidendes auszurichten; denn die Einwohner waren alle Soldaten. Man hat Beweiſe, welche über allen Zweifel erhaben ſind, daß die Nomaden ſich in dieſen Feldzügen einer Miſchung von Schwefel und Salpeter bedienten, um Steine und ſelbſt Kugeln aus langen eiſernen Röhren zu ſchleudern. Der große Erfolg, mit welchem die Mongolen überdieß die feſteſten Städte angriffen, ſpricht ſehr viel für ihre Gewandtheit in dieſer Kunſt. In dem Hia-Lande ſetzten ſich die Einwohner ſo muthig zur Wehr, daß Tauſende ihrer bravſten Streiter den Tod fanden. Einmal hatte man ſelbſt ſchon eine Feſtung ihnen überliefert, da kamen die Bürger in Schaaren heraus, nicht etwa um ſich zu unterwerfen, ſondern die grauſamen Feinde zu vernichten. Dieſe ſahen ſich auf allen Seiten von verzweifelten Leuten umringt, uud erlitten eine fürchterliche Niederlage. Doch neue Horden ſtrömten von Norden her, wo die Zahl der Menſchenmaſſen unerſchöpflich zu ſeyn ſchien. Nachdem daher Myriaden der Landleute unter den gräßlichſten Qualen ihr Leben eingebüßt, konnte man nicht weiter den eiſernen Kämpfern widerſtehen, und das ganze Herzogthum mit Steppen und Feldern wurde der Mongolei einverleibt.

Nun ging es mit noch größerer Wuth über das Kin-Land. Keine Schonung ließ man den furchtſamen Tataren dieſes Reiches widerfahren, während die Chineſen, welche nun Bundesgenoſſen der Mongolen geworden waren, oft mit großem Edelmuth dieſen ſonſt ſo unerbittlichen Feind behandelten. Im Jahre 1227 überſchritten die Mongolen zum erſtenmal die Gränze China's, zogen dann aber mit großer Schnelligkeit in Honan ein. Eine Veſte hielt dort ihrer Lauf auf. Stracks begannen ſie den An-

fall; aber auf den Mauern ſtanden wackere Soldaten, die alle erſt niedergemetzelt werden mußten, ehe an eine Uebergabe zu denken war. Da ſprach der Commandant zu ſeinem Weibe: „rette dich, denn alles iſt verloren.“ Sie aber erwiederte: „nie will ich eine That begehen, welche mit der Vaterlandstreue im Widerſpruche ſteht,“ und nahm dann Gift. Ihr Beiſpiel ermunterte andere zum Selbſtmord, und als die Mongolen hereinbrachen, fanden ſie nur Todte. — Anſtatt ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, halten Chineſen und Tataren bis auf den jetzigen Tag es für ſehr verdienſtlich, ſich ſelbſt das Leben, was dem höchſten Gotte angehört, zu nehmen, und mit ruchloſer Selbſtgefälligkeit ſich dem Richterſtuhl des Weltregierers zu nähern, um dort vor der Zeit ihr Urtheil zu empfangen.

Tſchinggis hatte die Freude, noch vor ſeiner Heimkehr die alte Fürſtin von Liao vor ſich zu ſehen. Dieſe Dame kam mit großer Pracht zu ſeinem Lager, um ihm einen Befehl, zur Thronbeſteigung eines ihrer Söhne, abzufordern. Dieſe hatten ſich wacker im mongoliſchen Heere herumgetummelt, und der Chan ehrte die Mutter ſolcher tapfern Kinder. Er beſchenkte ſie daher reichlich, gab ihr zu Ehren auch ein Trinkgelag und beſtimmte dann nach ihrem Verlangen die Regierung. Dieß war die letzte Freude, die der Eroberer genoß; denn nun ward er, wie der geringſte Sterbliche, auch ein Raub des Todes (1227). In wilden, weiten und erfolgreichen Zügen übertraf er bei weitem Alexander, wie auch in thieriſcher Rohheit und unerſättlichem Unternehmungsgeiſte. Jener hinterließ den Ueberwundenen griechiſche Bildung, dieſer Elend und Tod. Doch war er nicht ohne die Großmuth ſtolzer Sieger, und im Kreiſe ſeiner Generale, die alle, nach ſeiner Wahl, treffliche Helden waren, bewies er ſich immer gütig und freundlich, ſo daß ſie gerne für ihn ihr Blut verſpritzten. Sie unternahmen die abenteuerlichſten Züge, weil der Chan es ſo haben wollte. Andere Menſchenbezwinger und Schlächter ihrer Brüder fanden Materialien zu ihren Zügen vor, und Napoleon zum Beiſpiel hatte ein zahlreiches Volk, welches, durch frühere Begebenheiten zum Fanatismus geſpornt, alles der Ehre, des Ruhms und der Beute wegen unternahm, und das Leben ohne jene Beſitzthümer unerträglich fand. Tſchinggis dagegen war der Abkömmling eines armen Stammes, ohne

Waffen, ohne Heldenthaten der Vorväter, ohne ſelbſt nach Kriegsruhm zu fragen. Doch aus einer ſolchen Horde ging der Welteroberer hervor. War daher ſein Lauf ein Werk ſeiner Hand, oder wurde er als Geißel des gerechten Gottes geſandt?

Noch in der Todesſtunde gab der Herrſcher ſeine Befehle, wie man das Kin-Land erobern ſollte; denn dieß war das höchſte Ziel ſeiner Beſtrebungen. Alle andern Feldzüge bis zu den Gränzen des fernen Indiens hielt er für kleinlich und gleichgültig, ſo lange die Niutſchi ſich ſeinem Seepter nicht unterwarfen. In ſeinen Söhnen Ogotai und Tuli fand er ſehr würdige Nachfolger; auch ſie waren ſchon Eroberer in der Wiege.

Der Kin-Fürſt glaubte jedoch nach Tſchinggis Tode eine ſchöne Gelegenheit zu haben, ſeine Friedensverträge zu erneuern. Er hatte einen mongoliſchen Geſandten vorher mit großer Grauſamkeit behandelt; daher wollte es Tuli ihm wieder vergelten, und ſein Botſchafter am Hofe des Chans kam ſelbſt in Lebensgefahr. Die Unerſchrockenheit dieſes Geſandten rettete ihm das Leben und er kam mit Gefängnißſtrafe davon. Der Kin-Miniſter, welcher bisher die Angelegenheiten des Reiches geleitet, ſah nun den Untergang des Landes vor Augen; er zog ſich daher vom Staatsruder zurück, um nicht von der Nachwelt den Vorwurf zu erhalten, daß durch ſeine Ungeſchicklichkeit oder Verrätherei das Herzogthum verloren gegangen ſey. Sein Beiſpiel entmuthigte die beſten Vaterlandsfreunde, und ein Häuptling, welcher auf eigene Koſten einen ſehr langen Krieg wider die Mongolen geführt, ging, durch Verſprechungen gelockt, zu ihnen über.

Bald aber brach ein zahlreiches Kin-Heer von der Hauptſtadt auf, erhielt einige kleine Vortheile über die Mongolen, wodurch der Muth wieder neubeſeelt wurde, und folgte dem Feinde in die Steppen nach. Nun brach aber der Winter herein und die Kälte im Innern Aſiens iſt fürchterlich. Dabei fiel der Schnee in ſolch ungeheurer Menge, daß die Truppen geblendet wurden. Dazu kam noch Hunger der fürchterlichſten Art; denn die katariſche Reiterei hatte ihnen alle Lebensmittel abgeſchnitten. So wurden denn die bravſten und muthigſten Jünglinge ein Raub der Kälte und Verzweiflung, und die letzte Hoffnung der Kin ging ſo für immer verloren.

Noch ehe der Frühling die Fluren mit Grün bekleidete, waren auch ſchon die Mongolen im Felde. Dießmal verſuchten

ſie erſt ihr Glück an einer Stadt, wo der größte Held ſeiner Zeit commandirte. Aufforderungen zur Uebergabe wurden ſtolz von der Hand gewieſen, und da man mit Thürmen und großen Kanonen zu Werke gehen wollte, verbrannten die Belagerten alle die mühſam aufgeführten Maſchinen. Doch erlag der Commandant endlich der Furcht und ertränkte ſich im Laufgraben. Nun gab man die Veſte für verloren; doch ein großer und unerſchrockener Held munterte das Volk zur Gegenwehr auf. Die Ausfälle wurden immer häufiger, und die Mongolen, durch Seuchen und Wunden in ihrer Zahl ſehr geſchwächt, mußten zum erſtenmal in ſolchen Fällen unverrichteter Sache abziehen. Gewöhnlich belohnten ſie unerſchütterliche Tapferkeit, die einzige Tugend, welche dieſe rohen Genußmenſchen ſchätzten; in dieſem Falle zeigten ſie dennoch keine Großmuth. Der Officier wurde in der Folge gefangen genommen und ſtarb unter ihren Händen eines ſchmählichen Todes.

Nun drang das mongoliſche Heer, welches große Verſtärkungen erhalten, nach der Hauptſtadt vor. Als die Zelte die ganze Umgegend bedeckten und die Kanonen zu ſpielen anfingen, ſank der Muth, und der Fürſt fertigte einen Botſchafter nach dem Lager ab, um den lang gewünſchten Frieden zu ſchließen. Ganz wider alle Erwartungen wurden ſeine Verſprechungen von den Belagerern angenommen; aber während man ſich über die Beilegung aller Streitigkeiten berieth und die Diplomatik in aller Kraft angewandt wurde, ſiehe da warfen die chineſiſchen Gefangenen Dämme auf, und die Feinde rückten näher und näher den Mauern. Ihre Feuermaſchinen wurden ſo wohl bedient, daß in kurzer Zeit die Thürme und andere Vertheidigungswerke der Belagerten, die aus Holz gemacht waren, in Brand ſtanden. Ninkiaſſu, der Kin-Fürſt, glaubte nun ſein Ende vor ſich zu ſehen; daher verſammelte er die Miniſter, um ſich über ſein trauriges Loos zu beklagen. Die ganze Jugend, zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert, zog durch die Straßen; allein ihr Herz erbleichte vor Furcht und Schrecken. Man befahl ſogar den Gliedern der Akademie, die Wache bei ſteinernen Kugeln zu halten. Ueber dieſe Erniederung beklagten ſie ſich ſehr bitter; daher wurden ſie endlich von ihrer Arbeit losgelaſſen; ſo kleinlich dachten die Erſten des Landes. Die Miniſter aber ermahnten immer zur

Uebergabe. Als der Kaiſer nach dem Thore ritt, nahm ein Lieutenant ſein Pferd beim Zügel, ihn ernſtlich bittend, ſich nicht durch den Rath der Treuloſen verleiten zu laſſen und bis zum letzten Augenblicke tapfer zu ſtreiten. Seine Garden wollten den Verwegenen niederhauen. Laßt ihn, ſprach der Fürſt, er iſt ja trunken; und ſo entkam der Vaterlandsfreund mit dem Leben. Nachdem nun alle Ausfälle mißlungen und der letzte Augenblick der Kin-Dynaſtie gekommen, ſtellte ſich ein anderer Feind im mongoliſchen Lager ein, welcher die Befreiung der Stadt in kurzer Zeit bewirkte. Dieß war die Peſt von der fürchterlichſten Art; denn Geſchichtſchreiber wollen daß eine Million Menſchen daran geſtorben. Nun war aber der katariſche General ſehr willig ein Bündniß einzugehen, empfing mit Freuden die Geſchenke in Seide und Silber, welche man nach dem Lager ſandte, und beide Parteien feierten den Tag, wo das Schwert endlich wieder in die Scheide geſteckt wurde. Dieß war nun ſchon das zweitemal daß man durch friedliche Unterhandlungen die Ruhe herſtellte.

Ninkiaſſu, der Kin-Herrſcher, wünſchte nun auch der Welt zu zeigen daß er des Thrones würdig ſey, und daher wurde der vorher üppige Prinz einer der ſparſamſten und mäßigſten Herren. Er entließ auch einen Miniſter, welchem die Soldaten Schuld an allem Unglück gaben, welches das Vaterland traf. Dieſer Günſtling wurde ſo ſehr gehaßt daß der Pöbel ihn todtſchlagen wollte. Als aber ſein prächtiges Landhaus von der Menge zerſtört worden war, glaubten die Krieger ſich gerächt zu haben, und der Unglückliche friſtete ſein Leben. Kaum war jedoch dieſer Auflauf geſtillt, als die Peſt auch in der Stadt zu raſen anfing, noch mit größerer Wuth als im Lager. Neunhunderttauſend Särge — eine übertriebene Zahl — wurden, wie erzählt wird, zu den Thoren herausgetragen. Die Straßen waren menſchenleer, und das Volk ſchien dem Verderben geweiht zu ſeyn. Mit großem Ernſte betrieb daher Ninkiaſſu den Frieden, um ſo mehr, da verſchiedene Officiere, welche bei der allgemeinen Belohnung und Beförderung hintangeſetzt worden, zu den Feinden übergingen und überdieß noch eine Stadt in ihre Hände lieferten.

Als man im Begriff war die Friedensacte zu unterzeichnen, da erſchlugen einige Kin mehrere mongoliſche Soldaten, und der Fürſt verweigerte alle Genugthuung. Dazu kam noch daß ein

feindlicher Edelmann mit ſeinem ganzen Gefolge aus Ueberdruß wegen einer erlittenen Beleidigung zu den Kin ſich begab. Da die Mongolen ihn zurückforderten, wies man ſehr ſtolz ihr Anliegen von der Hand; ſo wurde der Same zu einem neuen und fürchterlichen Ausrottungskriege gelegt.

Tuli, der mongoliſche Reichsverweſer, ſtarb aber (1232), ehe die Flamme des Krieges ausbrach, und ſein Nachfolger Mengko und unter ihm Hupilai übernahmen nun die Austilgung des Erzfeindes.

Ninkiaſſu, ſich nicht länger in ſeiner Hauptſtadt ſicher glaubend, flüchtete mit ſeinem Hofe nach einer andern Feſtung am gelben Fluſſe; verlor aber in dieſem Zuge, welchen er mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit und Unbeſonnenheit unternahm, die Blüthe ſeines Heeres. Nun erſchienen die Tataren vor Kaifong, der Reſidenz. Dort hatte ſich ein Verräther alle Macht angemaßt; er fing daher ſogleich Unterhandlungen mit dem Feinde an, drang des Nachts ins Schloß, ermordete zwei Miniſter und ernannte dann einen Regenten aus der königlichen Familie. Nachdem er ſich mit dem kaiſerlichen Purpur bekleidet und alle Koſtbarkeiten, welche man vorfand, ſich zugeeignet, ging er zur Stadt hinaus, um den mongoliſchen General zu empfangen. Dergeſtalt kamen die Horden in die Reſidenz. Der Hunger in Kaifong war fürchterlich; Menſchenfleiſch wurde von den ärmeren Claſſen als eine gewöhnliche Speiſe gegeſſen, ſo daß in dem Augenblick, wo Jemand verſchied, ſein Leichnam von gierigen Verwandten zerfetzt wurde. Der Verräther wählte nun die ſchönſten Weiber des Harems, um ihm als Konkubinen zu dienen, und lebte herrlich und in Freuden. Seine Unthat hatte aber großen Unwillen erregt, daher verbanden ſich zwei Officiere um ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Zu dieſem Ende ſteckten ſie einige Häuſer in Brand, und als der Schwelger herauseilte um beim Löſchen gegenwärtig zu ſeyn, durchſtachen ſie ihn mit einem Dolche. Er fiel augenblicklich todt zu Boden; als der Pöbel ihn liegen ſah, ſchleppten ſie den Leichnam durch die Gaſſen der Stadt und riſſen ihn unter Verwünſchungen in Stücke.

Noch aber war eine Kin-Armee im Felde, welche in wiederholten Treffen aufgerieben wurde. Die Veſte, wo ſich der weibiſche Ninkiaſſu aufhielt, war nun nicht mehr ſicher; daher flüchtete

er ſich in den entgegengeſetzten und entfernteſten Theil ſeines Reiches. Sobald er ſich ſicher glaubte, fing er wieder zu praſſen an und verſammelte ein zahlreiches Harem um ſich. Auf die Vorſtellung ſeiner Offiziere jedoch entließ er wieder die Weiber und entſagte einigermaßen der Wolluſt. Der Feind aber, dem ſich nun auch die Chineſen beigeſellt, ereilte ihn ſehr bald, und die fortgeſetzte Belagerung der Stadt hatte auch wieder eine Hungersnoth zur Folge. — Da nicht Soldaten in genugſamer Zahl zugegen waren um die mühſamen Dienſte zu verrichten, ſo wurden Weiber als Schildwachen verkleidet, um auf den Wällen dem herandringenden Feinde die Spitze zu bieten. Vergeblich aber bemühte man ſich Mundbedürfniſſe herbeizuführen, und da Ninkiaſſu verſuchte zu entfliehen und nie ſeine Abſichten erreichen konnte, ſo gab er ſeine Pferde dem Schlächter preis, damit man einmal nach ſo lange ausgeſtandenem Hunger ein Gaſtmahl haben möchte und die Leckerbiſſen ſchmecken könnte.

Stärker noch als die Entſchloſſenheit der Belagerten wirkte der Aberglaube zu ihrer Beſchützung. Es war nämlich hart an der Mauer ein Thurm, der nach der Sage von Drachen bewohnt und noch überdieß durch einen ſehr tiefen Laufgraben beſchützt war. Niemand wollte ſich dorthin wagen; das tiefe Waſſer und die hervorragenden Spitzen des bezauberten Gebäudes machten das tapferſte Herz zittern. Allein der mongoliſche General lachte dieſer Mährchen und leitete das Waſſer in einen See ab, ſo daß die Stadt nun von ſeinem Geſchütze beſchoſſen werden konnte. Nun dachte Ninkiaſſu daß es endlich hohe Zeit ſey zu entrinnen; nachdem er ſein trauriges Loos wieder in einer feierlichen Verſammlung beklagt, wollte er heimlich aus den Thoren ſchleichen, um ſein Leben zu retten. Allein die Wachen der Feinde waren zu munter, und der Feige mußte zurückkehren. Da ſprach er zu der öffentlichen Verſammlung: „Ihr Herren! ich bin zu wohlbeleibt, um mich durch die Flucht ſchnell retten zu können; daher trete ich meine Krone an Tſchinglin ab, der ſeinem hohen Stande ſehr wohl Genüge leiſten wird.“ Nach Vollendung dieſer Rede jauchzten ihm alle Generale Beifall zu, denn ſie verachteten ihren Oberherrn als einen untüchtigen Fürſten. Die Krönung des Tſchinglin ſollte nun mit großer Feierlichkeit vor ſich gehen. Nach ſo vielen trüben Tagen war jeder bemüht ſich noch ein-

mal einige Augenblicke der Freude zu verſchaffen; daher waren die Feſtlichkeiten viel herrlicher als in friedlichen Zeiten. Noch aber im Rauſche, als die Officiere ihre Huld darbrachten, drang der Feind in eines der Thore, und nun fing ein gräuliches Gemetzel an. Ninkiaſſu aber ſprach: „es iſt alles verloren, legt Feuer um meinen Palaſt!“ Sein Befehl wurde pünktlich befolgt, während er ſich im Audienzſaale erhenkte. Als daher die Chineſen und Mongolen ſich näherten, war ein großer Theil des Gebäudes ſchon in Aſche verwandelt. Man war aber dennoch im Stande eine Menge Koſtbarkeiten, unter andern auch die Krone und die Gebeine des Unglücklichen aus den Ruinen herauszuſcharren. Dieſe wurden mit großem Prunk nach Hangtſchéu gebracht, wo der chineſiſche Kaiſer ſie in die Walhalla ſeiner Vorväter brachte, damit ſeine Ahnen ſich über den Untergang ihres Erzfeindes ergötzen möchten. Sehr unedel veranſtaltete man auch ein großes Feſt, um das ganze Volk an dieſe große Begebenheit der Rache des lange von den Kin unterdrückten China zu erinnern (1234).

Unterdeſſen vertheidigte ſich der neue Kaiſer Tſchinglin mit großer Tapferkeit; da auch ſein Schwert nichts mehr vermochte, ſprang er voll Verzweiflung in einen Strom, wohin ihm auch die wenigen Getreuen folgten welche ſich durchgeſchlagen hatten. Keiner aus ſeinem Gefolge tauchte wieder aus den Wellen auf. Von dieſem Augenblicke ſchwand die Kin-Dynaſtie dahin; die wenigen Ueberbleibſel der Niutſchin-Nation folgten den Fahnen der Mongolen.

Ningtſong, auf Anrathen des erſten Miniſters, wünſchte daß nicht ſein älteſter Sohn ihm auf dem Throne folgte, denn er hielt ihn für zu untüchtig. Daher fertigte er auch ein Teſtament aus, in welchem er ſeinen Nachfolger Litſong, der ein ſehr entfernter Verwandter war, als Kronprinz erklärte. Um Mitternacht verſchied er. Schnell berief man den Rath, um dem neuen Kaiſer zu huldigen. Zu dieſer Feierlichkeit kam auch der Prinz. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er nach dem vorgeleſenen Willen ſeines Vaters vom Throne ausgeſchloſſen wurde. Er verweigerte daher ernſt die Kniebeugung; da aber kein Ausweg übrig blieb, erkannte er Litſong mit bitterem Grolle als Kaiſer. Noch aber hatte er Anhänger; ſchnell verſammelten dieſe einen

Haufen verwegener Trabanten in der Hauptſtadt und nahmen ſelbſt vom Palaſte Beſitz. Niemand aber unterſtützte ſie, und ſo wurden ſie genöthigt die Stadt zu verlaſſen, und fanden alle nachher ihren Tod. Obgleich nun der Prinz an dieſem Aufruhr keinen Theil genommen, glaubte dennoch der alte Miniſter der dem Litſong das Scepter überreichte, daß er der Ruhe des Landes gefährlich ſey. Ein ſehr treuer Bote wurde daher augenblicklich zu ihm geſandt mit der Anweiſung ſich ſelbſt zu erdroſſeln. Der Jüngling beklagte ſein Loos; allein wer ſollte ihn in ſeiner letzten Noth retten? — ſo zog er dieſe Schnur um ſeinen Hals und ſtarb tief betrauert von allen ſeinen Freunden. Dieſe verklagten den Staatsmann und bezeichneten ihn als Prinzenmörder; er aber nahm davon weiter keine Notiz, und der Kaiſer unterſtützte ſeinen Diener mit aller Macht, die ihm zu Gebote ſtand.

Litſong wollte in der Weiſe des alten Jao und Schun regieren; daher errichtete er einen Tempel, der Tugend geweiht, nicht unähnlich der bayeriſchen Walhalla. Dort ſtellte er Standbilder der vorzüglichſten Gelehrten ſeines Zeitalters und der Vergangenheit auf; er canoniſirte den verketzerten Tſchuhi und gab ihm den Namen eines kaiſerlichen Erklärers, den dieſer auch wohl verdient; denn ſeine Commentare ſind bündig und klar. Dergeſtalt wurde derſelbe Gelehrte, welcher während ſeiner ganzen Lebenszeit aufs tiefſte verachtet war, in einen Heiligen verwandelt.

Wie früher bei den Kitan, beging man wieder am kaiſerlichen Hofe den großen Fehler, ſich zur Vernichtung der ſchwächern Partei zu verbinden. Anſtatt daher den fallenden Kin zur Hülfe zu eilen, wurde ein großes Heer unter ſehr tüchtigen Generalen den Mongolen zugeſchickt, um die Niutſchin ganz zu vernichten. Da dieſe Stämme in großer Bedrängniß waren, war es den feigen Chineſen ſehr leicht ſie in vielen Schlachten zu überwinden und durch Hülfe der Mongolen aus den früher eroberten Ländern zu vertreiben. Nun kam es aber nach dem Tode des Kin-Fürſten zur Theilung der eroberten Gegenden; da man den Chineſen die ganze Provinz Honan verſprochen, nahmen dieſe auch ohne weitere Widerrede davon Beſitz. Die Vortheile, welche man erhalten, machten die Generale ſehr ſtolz; daher fanden ſich zwei Große, die Litſong anriethen die Mongolen über den

gelben Fluß zu jagen und ſich der vorzüglichſten Feſtungen und ausgebreitetſten Strecken zu bemächtigen. Wie toll ein ſolches Unternehmen auch ſcheinen mochte, ſo fand es dennoch Verfechter, und ohne einmal den Krieg zu erklären, griff man den fürchterlichen Feind an. Nichts konnte dieſem erwünſchter kommen, und Hupilai erhielt nun den Auftrag das Reich der Song in Beſitz zu nehmen. Die chineſiſchen Heerführer wurden wie gewöhnlich bald zurückgetrieben, und nun rückte eine unzählbare Armee der Nomaden in drei Abtheilungen in China ein. Deſſen hatte man ſich gar nicht verſehen; daher bereute Litſong ſeinen Schritt, als es ſchon zu ſpät war. So wenig beachtete man überdieß das Völkerrecht, daß ein mongoliſcher Geſandter ergriffen und eingeſperrt wurde. — Die Soldaten, welche zuerſt in den Krieg geſandt wurden, waren ohne Lebensmittel und mußten ſich daher zurückziehen. In der Hauptſtadt China's ſelbſt herrſchte Hungersnoth und Elend, wie man es noch nie geſehen. Es hatte mehrere Jahre Mißwachs ſtattgefunden, und man aß nicht nur allerhand Gewürm, ſondern verzehrte ſelbſt Menſchenfleiſch. Eine ſehr große Stadt, welche bedeutende Magazine und Schätze hatte, wurde überdieß den Mongolen in die Hände geliefert, und die Mandarine, welche zu ihnen übergegangen, wurden ihre Führer.

Was konnte daher das unglückliche China erwarten, als drei große Heere ins Land fielen und in Sſetſchuen vorzüglich große Verheerungen anrichteten? Ogotai wollte nun nicht länger ein Barbar heißen; daher nahm er einen chineſiſchen Weiſen, um ihm die Lebens- und Staatsregeln des Kongfutſe wacker vorzuhalten, damit er ſich in ſeinen Eroberungen befeſtigen könnte. Man lieferte eine fürchterliche Schlacht in den Gebirgen jener Provinz, wo die Chineſen als Helden fochten und das Feld mit den Leichen ihrer Feinde beſtreuten. Allein ſie mußten weichen. Nun eroberten die Unerbittlichen jene Gegenden; ſie mußten aber vor mancher Bergfeſtung wieder abziehen. Eine ſolche war nach langer Gegenwehr erſtürmt worden; da dachte der Gouverneur daß er durch Gift nach jener Welt entfliehen und den Händen der Barbaren entkommen könne; ein kleiner Knabe tödtete ſich auf dieſelbe Weiſe und Tauſende von Soldaten folgten dem Beiſpiele. Man würde ſolche Erzählungen für Mährchen halten,

wenn nicht in unſerer Zeit eine Menge dieſer Art ſtattgefunden hätten. Die Mongolen aber kehrten ſich ſehr wenig darau; ihre Abſicht war Eroberung, und als ſie nach Herzensluſt dieſe befriedigt hatten, eilten ſie wieder nach dem Norden.

Ogotai war leider, ungeachtet ſeiner Vorliebe zur Philoſophie, dem Weine ſehr ergeben. Sein Freund und Rathgeber zeigte ihm in einem Becher, wie dieß Getränk ſelbſt Metall zerfräße. Da ging er in ſich und gelobte heilig, in Zukunft nicht ſo viel zu trinken. Seine ſechste Frau, die innigſtgeliebte unter allen, bewog ihn gerade damals eine allgemeine Amneſtie ergehen zu laſſen, damit ſeine Regierung auch noch durch andere Thaten als durch bloße Eroberungen der Nachkommenſchaft merkwürdig ſey. Dieß geſchah nach einer Krankheit, wodurch das Herz des Barbaren erweicht, und zur Güte und Langmuth geſtimmt worden. Allein ſeine luſtigen Trinkgeſellen lachten der Einſamkeit und Mäßigkeit, die in ſeinem ganzen Weſen ſichtbar wurde, und verleiteten ihn auf die Jagd zu gehen. Ogotai glaubte ſich recht zu vergnügen und blieb fünf Tage in der Wildniß. Die Anſtrengungen aber, denen er ſich ausgeſetzt, beſchleunigten ſeinen Tod und er ſtarb auf einem Berge.

Seine Gemahlin ergriff nun unter der Leitung eines gewiſſen Muhammedaners ſelbſt das Steuerruder und machte ſehr gute Verordnungen. Sie bewarb ſich ſelbſt um die Verherrlichung durch die Geſchichte, und erſuchte die Hiſtoriker etwas Lobwürdiges von ihr aufzuzeichnen, was dieſe jedoch geradewegs abſchlugen. Da die Mongolen kein Weiberregiment haben wollten, ſo ſchritt man endlich zur Wahl ihres Sohnes (1246), der unter dem Namen Kajuk (Kuoju im Chineſiſchen) in der Geſchichte bekannt iſt. Auch er würde nicht ſogleich zum Chan ausgerufen worden ſeyn, hätte nicht ein fürchterliches Gewitter und Hagel die Großen ermahnt, daß der Himmel ſelbſt mit ihren Zögerungen unzufrieden ſey. — Der Mönch Plano Carpini, welcher als Abgeſandter des Papſtes, der den Chan bekehren wollte, bei der Krönung zugegen war, hat uns eine ſehr gute Schilderung von allen Gebräuchen, welche dort ſtattfanden, gegeben. Die Anzahl von Geſandten vom fernſten Weſten und Norden, die dort angekommen waren, um dem neuen Herrſcher ihre Huldigung zu bezeugen, war unglaublich. Die Großen des Reiches hatten

ſich alle eingefunden, um durch ihre Pracht, Kleidung und die Verſchiedenheit der erbeuteten Juwelen und Koſtbarkeiten die Fremdlinge in Erſtaunen zu ſetzen. Chriſten, Mohammedaner und Heiden, Leute aller Farben und Sprachen drängten ſich im Lager der Mongolen umher, und es ſchien ein Reichstag der Welt zu ſeyn. Die Thronbeſteigung ſelbſt fand zu Karakorum, einer Ebene, ſtatt, wo man ein prächtiges Zelt mit dem ſchönſten Schmuck und den herrlichſten Zierrathen errichtet hatte. Hieher begaben ſich die Häupter; das Geſicht gegen Mittag gewendet, in betender Stellung, ſprachen ſie: „Wir wünſchen, bitten und beſtehen darauf, daß du alle Macht über uns haben ſollſt.“ Darauf antwortete Kajuk: „Wenn ihr wollt, daß ich euer Chan werde, ſeyd ihr entſchloſſen mir in allem zu gehorſamen, zu mir zu kommen wenn ich euch rufe, zu gehen wohin ich euch ſchicke, hinzurichten diejenigen, welche ich zum Tode verurtheile? „Nachdem dieß bejaht, ermahnten ſie ihn gerecht und edel zu regieren; ſie verſprachen die Eroberung der Welt als Belohnung und fürchterliche Strafe, wenn er ſich nicht gut betrage. Nach den feierlichſten Verſprechungen von Seite des Prinzen hoben die Edlen und Großen ihn und ſeine Gemahlin auf ihren Schultern in die Höhe, und ſo wurden ſie zu Oberherren ausgerufen. Dann kamen Hunderte von Wagen mit koſtbaren Geſchenken an, von denen der größte Theil den Häuptlingen, die ihn zu ihrem Fürſten erwählt, gegeben wurde. Die fremden Geſandten ſahen dieſen Feierlichkeiten mit großer Ehrfurcht zu; denn ein Wink des Gewaltigen beſtimmte das Loos des Vaterlandes, und ſie hatten keine Wahl zwiſchen Verheerung und Unterwerfung. Wer hätte unter ſolchen Umſtänden ſich nicht gefürchtet?

Die Herrlichkeit des Kajuk aber war nur von ſehr kurzer Dauer. Er ſtarb plötzlich (1248), gerade als Dürre die Mongolen in die äußerſte Noth gebracht, und ihre Pferde kaum an den Ufern der Ströme Weide finden konnten. Ueberdieß herrſchte wegen der Plackereien große Unzufriedenheit im Lager. Um allen dieſen Uebeln ein Ziel zu ſetzen, bedurfte man eines tüchtigen Regenten; dieſer wurde in Mengko gefunden, der nun ſeinem Bruder, dem berühmten Hupilai, den Auftrag zur Führung des chineſiſchen Krieges gab. Die Stärke dieſes Fürſten beſtand in der außerordentlichen Gabe ſich die Liebe des Volkes zu erwerben. Anſtatt

daher mit der gewöhnlichen Wildheit das Land durch Mordbrennen und Räubereien zu verheeren, lernte er erſt von einem Chineſen die Kunſt zu regieren, und bewies den Gelehrten dieſer Nation die größte Ehre. Diejenigen welche in Gefangenſchaft ſchmachteten, wurden von ihrer Sklaverei befreit, und die Abgaben, welche man ſie früher bezahlen ließ, wurden den Freunden der Literatur ganz erlaſſen.

Der Sturm, zur Vernichtung China's beſtimmt, war im Begriff auszubrechen, als Mengko ſelbſt, von der Verrätherei eines Bruders bedroht, ſich erſt im Rücken Sicherheit verſchaffen mußte. Allein die Großmuth, mit welcher er den Frevler behandelte, machte auf ſein kaltes Herz wenig Eindruck. Nach kurzer Zeit war er wieder in einem noch gefährlichern Anſchlag begriffen, und nun mußte das Schwert ſein Werk thun unter ſeinen Anhängern, während er ſelbſt, aller Güter beraubt, ins ferne Sibirien verwieſen wurde.

Hupilai hatte ſich unterdeſſen auf einen ſehr abenteuerlichen Zug wider die Völkerſchaften Turfans begeben, und natürlich auch Sſetſchuen durchſtreift. Von dieſem Unternehmen erwartete er ſehr wenig Ehre, aber viel Mühe und Gefahren wurden ihm zu Theil. Er hatte zu gleicher Zeit der Welt gezeigt, daß er in Gebirgen ſowohl als in den Ebenen ein Heer zu befehligen im Stande war, und ſeine großen taktiſchen Talente erregten allgemeine Bewunderung. Dazu kam nun noch die allgemeine Volksliebe der Chineſen; dieß war genug den Neid niedriger Seelen zu erregen. Mengko war leider ſchwach genug ihren Eingebungen Gehör zu geben. So wurde denn der erhabenſte Held der Mongolen des Verraths angeklagt und aller Würden beraubt. Anſtatt aber zu den Waffen zu greifen und ſich fürchterlich zu rächen — denn die Armee war Hupilai auf Leben und Tod ergeben — ging der Menſchenfreund allein nach dem Lager des Bruders. Keine Vorwürfe, kein Schelten, keine Erbitterung nahm man an ihm wahr; er fiel ſeinem Bruder um den Hals und rief aus: vergib mir, man hat dich betrogen. Dieß war eine unwiderſtehliche Aufforderung; beide zerfloſſen in Thränen, und der Jüngling kehrte bald nachher verſöhnt als Regent nach China zurück.

Nun wurde der Krieg mit dem himmliſchen Reiche endlich in vollem Ernſt fortgeſetzt; Mengko ſelbſt führte ſeine Schaaren

nach Sſetſchuen. Dort pflanzte er die Krieger vor der Feſtung Hotſchéu auf, die ſeinen Anfällen Trotz bot. Dieß konnte er nicht ertragen; er führte die wüthenden Nomaden ſelbſt zum Angriff an, und war im Begriff die Mauer zu erſteigen, als er verwundet danieder ſank. Seine Getreuen fanden bald darauf den erbleichten Leichnam, und der Feldzug wurde nun aufgegeben.

Hupilai wurde nun allgemein als Chan angeſehen; allein er wollte noch nicht zur Steppe zurückkehren um dort die Huldigung der Häuptlinge zu empfangen, ehe er in China Großthaten verrichtet, die ihn des Thrones würdig machten. Als die Nachricht von dem Wunſche ſeiner Nation ihn erreichte, beſtieg er einen Hügel, welcher ihm die Ueberſicht über den ganzen Jangtſe gab. Von dieſer Anhöhe blickte er auf das reiche China, und mit großer Ungeduld befahl er, ſogleich nach jenem Ufer zu gehen. Dazu halfen ihm mehrere chineſiſche Officiere in ſeinem Gefolge, und in wenigen Tagen ſtand ein ſehr zahlreiches Heer in Kiangſi. Dort breiteten ſich die Mongolen mit der ihnen eigenen Schnelligkeit aus, ſo daß man ſelbſt zu Hangtſchéu zitterte und bebte. Friedensverträge wurden nun wieder in Anregung gebracht, und ein ſtolzer chineſiſcher Miniſter, der den Nachtrab des Heeres überfallen und einige Feinde getödtet, kam mit Hupilai zu einem Vergleich. — Die Urſache aber war nicht ſeine Klugheit und Tapferkeit, deren er ſich ſo viel brüſtete, ſondern der Wunſch des Regenten, im Zelte ſeiner Landsleute ſich zu krönen. Dort langte er endlich an (1259) und freute ſich der allgemeinen Begeiſterung, mit welcher er empfangen wurde. Das rohe Leben behagte ihm jedoch nicht; daher kehrte er ſehr bald wieder nach China zurück. Zu Jenking (Peking) angelangt, errichtete er eine große Walhalla, in welcher die Ahnen ſeines Stammes aufgeſtellt wurden, denen er nach chineſiſcher Sitte göttliche Ehre erwies. Die Anhänger des Kongfutſe drängten ſich nun in großen Haufen um ihn herum, und er wurde ſehr von ihren ſchönen Reden erbaut, konnte aber nie begreifen, wie ein Reich, von ſolchen weiſen Männern regiert, untergehen könnte. Der Unterſchied zwiſchen Theorie und Praxis war dem kaiſerlichen Lehrlinge damals noch nicht bekannt. Eine Empörung in Schantong wider ſeine Beamten machte ihn noch aufmerkſamer und begieriger die Art gut zu regieren gründlich zu erlernen. In religiöſen Dingen war

er ſehr unentſchieden. Seine Vorgänger hatten die neſtorianiſchen Chriſten begünſtigt und Anlaß zum Glauben gegeben, daß ſie auf dem Punkte wären ſich zu dieſer Religion zu bekehren. Die Prieſter und Biſchöfe dieſer Secte ſchildern uns die katholiſchen Mönche, die den Hof beſuchten, als die elendeſten und laſterhafteſten Wichte, welche die Religion des Sohnes Gottes je entehrten. Ob nicht Haß beitrug uns das ſchwärzeſte Gemälde von dieſen Ketzern zu geben, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. So viel iſt gewiß, daß die Chane ihre Grundſätze nicht annahmen; Hupilai ging ſelbſt ſo weit, einen Bonzen zum Hohenprieſter zu ernennen.

Zum erſtenmale fingen nun die Mongolen an mit der Feder Krieg zu führen. Der Chan ſchrieb einen ſehr langen Aufſatz über die Beſchwerden, welche er von den Song erfahren. Vielleicht dachte er alles in Güte beizulegen. Dieſe Zeit jedoch war noch nicht gekommen.

Kurz vor dem Tode des Litſong erſchien ein Komet (1265), wodurch der chineſiſche Hof ſehr beſtürzt gemacht wurde. Der Kaiſer war ein ſtiller eingezogener Mann, der es ſehr wohl mit der Nation meinte, jedoch ſehr wenig Thatkraft beſaß, ein zweiter Ludwig XIII, das Spiel ſeiner Miniſter, die jedoch keine Richelieu waren. Dennoch genoß das Land ſehr viele Segnungen, und die Nation erfreute ſich im Süden eines fortdauernden Friedens und großen Wohlſtandes.

Von den angränzenden Ländern wurde Korea am meiſten mitgenommen. Dieß wurde zu wiederholtenmalen erobert; dennoch aber warfen die Einwohner das gehaßte Joch wieder ab. Lieber wollten ſie die Inſeln ihrer Küſte bewohnen, als die barbariſchen Mongolen als ihre Herren anerkennen. Da gebrauchte Hupilai den Weg der Güte, erlaubte der Nation Freiheiten, beſchenkte ihren König, den ſie erſt als einen Anhänger der Feinde verworfen hatten, und nahm ſie auf dieſe Weiſe für ſich ein. Seine Abſicht war, die Bewohner Korea's zu einem Einfall in Japan zu gebrauchen; denn auch dieſes ferne Land wollte er als Herrſcher der Welt ſeinem Scepter unterwerfen. Daher befahl er dem Könige, eine zahlreiche Flotte auszurüſten und ſie vorzüglich mit Reis zu verſehen; denn die Fiſche des Meeres, wie er ſich ausdrückte, würden ja hinreichend ſeyn, um ſeinen Kriegern die

fehlenden Mundbedürfniſſe zu gewähren. Dieß war ein mächtiges Unternehmen, von dem wir in der Folge mehr ſprechen werden.

Cochinchina war auch den Angriffen der Nomaden ausgeſetzt, und es iſt ſelbſt bewieſen, daß ſie auch Siam und Kambodja ſowohl als Birma erreichten und dieſe Länder dem Namen nach ihrer Herrſchaft unterwarfen. So huldigte ihnen der Samojede und Malaye zu gleicher Zeit.

In ihrer Wildheit kümmerten ſich die Mongolen ſehr wenig um die Erhaltnng der Länder, von welchen ſie mit dem Schwerte Beſitz genommen. Die Chane hatten jedoch einen Leitſtern in dem verdienſtvollen Miniſter Jeliutſutſai, einem der größten Weiſen, die je gelebt haben. Man hatte ſchon den Vorſchlag gemacht, das nördliche China zu entvölkern um die Reisfelder in Wieſen zu verwandeln und die Bauern zu ermorden, damit das Roß der Nomaden Weide finden möchte, als ſich dieſer Staatsmann einem ſolchen grauſamen Vorhaben mit aller Gewalt widerſetzte. Es war in Folge ſeiner Anordnungen, daß man regelmäßige Abgaben von den Unterthanen erhob, anſtatt ſie zu gewiſſen Zeiten zu berauben. Er war es, der die vorzüglichſten Künſtler und Gelehrten aller Gegenden, und unter dieſen viele Mohammedaner, an ſich zog. Mit Kongfutſe und ſeiner Schule aufs vertrauteſte bekannt, ſuchte er dieſe Grundſätze geltend zu machen. Er ordnete das ganze Staatsweſen, machte die Mandarine dem Chan verantwortlich, verbreitete Ordnung und Anhänglichkeit an die neue Regierung, und that ſein Möglichſtes, das arme Volk von der ſchrecklichen Geißel der Nomaden zu befreien und zugleich ihre Macht zu befeſtigen. Dennoch entging er den Verfolgungen nicht; er wurde wegen einer unbedeutenden Urſache angeſchwärzt und ſogleich mit Feſſeln beladen. Dieſe wollte er nicht ablegen, bis Ogotai-Chan in einer öffentlichen Verſammlung erklärte, daß er ſelbſt geirrt und ſein treuer Diener unſchuldig ſey. Dieß war für ihn ein Triumph. Nach dem Tode ſeines Gönners hatte er jedoch noch ſehr viele Kränkungen zu erleiden und große Uebel zu erdulden, ſo daß er vor Gram ins Grab ſank. Doch bis zu dieſem Augenblick wird das Andenken des talentvollen Mannes hoch geehrt.

Die Regierung der chineſiſchen Kaiſer war ganz einem Miniſter anvertraut; dieſer verwaltete das Land (1266). Tutſong

war der Neffe ſeines Vorgängers und beſaß ſelbſt wenig Talent. Dabei ſtützte er ſich ausſchließlich auf den Staatsmann, welcher ſchon unter dem vorigen Kaiſer Beweiſe ſeiner Herrſchſucht gegeben. Der Rath war dieſem unterthan, und der Monarch ſelbſt, ſobald ſein Diener einen Machtſpruch bekannt gemacht, durfte nicht ein Wort ſagen. Er ſtand auf in der Gegenwart des Hofmannes und betrug ſich als ſein ergebenſter Anhänger.

Dem Hupilai hatte ſich ein ähnlicher Geiſt beigeſellt; dieſer war aber ein Fremder des Weſtens. Dort am Hofe fand er einen ehrlichen Chineſen von ſehr großem Talent, dabei aber äußerſt demüthig und beſcheiden, und ſo genügſam, daß er ungeachtet der großen Poſten welche er bekleidete, dennoch arm blieb. Alles dieſes half ihm aber nichts. Hupilai fragte ihn eines Tages, ob er nicht die Religion der Bonzen annehmen wollte. Hierauf ſprach ſich der Gelehrte ſehr kräftig über die Grundſätze des Kongſutſe aus, welche ihm nichts zu wünſchen übrig ließen. Da man ihn jedoch wegen ſeiner Rechtlichkeit am Hofe nicht länger leiden konnte, ſo ging er nach ſeiner Heimath, um ſein Leben vergnügt zu beſchließen. Nun blieb nur noch ein Miniſter übrig, der dem Hama (Achmed), dieß war der Name des ſich alles Anmaßenden, Widerſtand leiſten konnte. Dieſen wies Hupilai nach ſeiner neuerrichteten Akademie, wo die jungen Mongolen ſowohl in Wiſſenſchaften als auch im Wettrennen und Bogenſchießen unterrichtet wurden. Hier erwarb ſich aber der gewandte Beamte einen ſolchen Ruhm, daß man ihn auch von dort wegzuſchicken hatte. Nun ging er nach Hauſe; dort ſtiftete er ſo viel Gutes durch Rath und That, daß Sittenverbeſſerung und Wohlſtand in der ganzen Umgegend ſich zeigte. Hupilai, obgleich von der Vortrefflichkeit dieſer Leute überzeugt, konnte es doch nicht über das Herz bringen, den ſchmeichleriſchen Hama zu entlaſſen. Er trug einem ſehr geſchickten Bonzen auf, eine neue Buchſtabenſchrift für die mongoliſche Sprache zu erfinden, ſo daß die Chineſen mit aller ihrer Gelehrſamkeit ganz ausgeſchloſſen wurden. Dieſe Zeichen wurden den Uigur-Charakteren entnommen, welche ihrerſeits von der ſyriſchen Strangelo entlehnt und zuerſt durch die Neſtorianer dorthin gebracht worden waren.

Die ganze Waffenunternehmung während der Regierung des Tutſong beſchränkte ſich von Seite der Mongolen auf die Bela-

gerung zweier Städte, vor welchen ſie vier Jahre lagen. Da beide Reiche auf dieß Unternehmen als ſehr außerordentlich hinblickten, bemühten ſich die Generale beider Parteien, ihren Muth und ihre Kunſt zu zeigen. Der chineſiſche Miniſter ſandte ein großes Heer zum Entſatz herbei, welches aber wie gewöhnlich aufs Haupt geſchlagen wurde. Nun entſchloſſen ſich zwei Helden die Belagerten mit Mundbedürfniſſen zu verſehen, wovon einer glücklich durchkam; der andere erlag unter den Wunden, und ſein Leichnam ſchwamm in die Stadt. — Man hatte auch auf die außerordentlichſte Weiſe von der großen Noth, welche in der Feſtung herrſchte, Nachricht durch einen Taucher zu ſenden geſucht; dieſer aber, obgleich er ſchwamm und ſich unter dem Waſſer verbarg, wurde dennoch entdeckt. Die Mongolen ſchloſſen die Stadt ſelbſt von der Waſſerſeite ein; noch aber wollte ſie ſich nicht ergeben. Der chineſiſche General, welcher die Operationen mit Hülfe einiger Araber und des berühmten Marco Polo ins Werk ſetzte, ging ſelbſt unter die Mauern, um ſeine Landsleute aufzufordern ſich den Mongolen zu ergeben; allein man tödtete ihn beinahe durch Hunderte von Pfeilen, die zugleich von den erzürnten Soldaten abgeſchoſſen wurden. Dennoch rückten die Maſchinen der Belagerer immer näher. Als man endlich vernahm, daß eine chineſiſche Flotte vom Feinde beinahe vernichtet und daß der Miniſter des Tutſong den Feind des Commandanten zum General des Heeres ernannt hatte, welches der nur noch einzig übriggebliebenen Stadt (denn alle anderen waren ſchon genommen) zu Hülfe eilen ſollte, da wollten ſie nicht länger für ihr Vaterland fechten, und die ermüdeten Belagerer zogen endlich in die Thore ein. Aber ſelbſt dann noch fürchteten ſie einen Ueberfall; denn in der erſten Feſtung hatten ſich die Soldaten von Straße zu Straße vertheidigt.

Tutſong lebte ruhig in ſeinem Palaſte, dem Wein und der Wolluſt ergeben, und ertrug es geduldig, daß ſein Beherrſcher, der Miniſter, ihm die bitterſten Vorwürfe über den Verluſt jenes Ortes machte. Im Jahre 1274 ſtarb er, von Niemand beweint, wie Karl der Zweite, König von Spanien, ohne auch das Geringſte gethan zu haben, das eines Fürſten würdig wäre. Sein Miniſter wollte nicht den Kronprinzen den Thron beſteigen laſſen, ſondern beſtand darauf, daß ein Kind ſein Nachfolger ſeyn ſollte.

Da alle Großen am Hofe vor einem ſolchen mächtigen Herrn zitterten, ging ſein Wunſch auch in Erfüllung.

Niemand freute ſich mehr als Hupilai, daß ein Kind auf dem Throne China's ſaß, und ein Miniſter wie Kiaſſetao das Land regierte. Da er jedoch recht chineſiſch zu Werke gehen wollte, ſo ſchrieb er eine Proclamation, in welcher er alle ſeine Beſchwerden kundmachte. Am Ende bemerkte er, daß er ſich genöthigt ſehe das Land mit Krieg zu überziehen. Die erſte Unternehmung war der Uebergang über den Jangtſe, wo man ungeheure Hinderniſſe in den Weg gelegt hatte. Der mongoliſche General war jedoch ein großherziger Mann, welcher unter Schwierigkeiten ſein außerordentliches Talent an den Tag legte. Sein Name war Pejen (der Hundertäugige), der eigentliche Eroberer des himmliſchen Reiches; denn Hupilai, ungleich ſeinem Vorfahren, ging ſelten in den Krieg, ſondern ſandte alle Mundbedürfniſſe, Waffen und Recruten, ſeinem Heere regelmäßig zu, und verwaltete ſein ſehr ausgedehntes Reich mit großer Weisheit. So war es denn möglich, daß man einen verheerenden Krieg wie dieſen, welcher vielen Myriaden das Leben koſtete, unterhalten konnte.

Um einen ſolchen Helden wie Pejen in ſeiner Laufbahn zu hemmen, zog der elende Kiaſſetao ins Feld. Er war ſtolz, mit ſich ſelbſt zufrieden, und dachte daß ein Miniſter, welcher drei Alleinherrſcher in Banden gehalten, der erſte Mann ſeiner Zeit nicht allein im Cabinet, ſondern auch im Lager nothwendig ſeyn müßte. — Mit großer Schnelligkeit ſteckten die Nomaden eine ſehr bedeutende chineſiſche Flotte in Brand, fielen dem chineſiſchen Befehlshaber in den Rücken, und trieben das ganze Heer wie eine Heerde von Schafen vor ſich her. Der unglückliche General erſchien vor dem Feldmarſchall Kiaſſetao und erklärte, daß ſeine Truppen ſchon durch den bloßen Anblick der Mongolen zum Weichen gebracht worden ſeyen. Nun begab ſich der Großſprecher auf die Flucht, und da man Hangtſchéu nicht länger für ſicher hielt, ſo rieth er dem jungen Kaiſer ſich auf das Meer zu begeben. Nach dieſem Unglücksfalle jedoch ſtanden die Höflinge ſämmtlich wider Kiaſſetao auf und erklärten, daß er ein Verräther des Landes ſey. Die Kaiſerin gab ſehr ungern ihren Liebling auf; da aber das ganze Reich ihn als den Schul-

digen bezeichnete, mußte ſie nachgeben, und er wurde aller ſeiner Ehrenſtellen entſetzt. Noch aber glaubte er ſich die Gunſt der Fürſtin wieder verſchaffen zu können, die ja durch ſein Zuthun Regentin geworden; aber ſeine Feinde beſtanden auf ſeinem Tod. Nun war er genöthigt den Hof zu verlaſſen. Der Mandarin, welcher ihn begleitete, ſpottete ſeiner und bemerkte daß, wenn er das Herz eines Mannes im Leibe hätte, er die Schmähſchriften und den Spott der ganzen Nation nicht ſo kaltblütig ertragen könnte. Kiaſſetao, dem das Leben ſehr lieb war, hörte ſolchen Bemerkungen ſehr gleichgültig zu. Als ſie aber über einen Fluß gingen, zeigte ihm der Mandarin die vortreffliche Gelegenheit ſich von allen Mühen zu befreien; allein der Exminiſter wollte nicht Selbſtmord begehen. Am Abend gingen ſie in einen Tempel; da konnte ſich ſein Begleiter nicht länger enthalten eine ſchwarze That zu begehen, und ermordete den Mann, vor welchem früher das ganze Reich gezittert. Darüber war große Freude im Lande, und man bildete ſich ein daß China nun gerettet ſey; der Mörder jedoch litt die Todesſtrafe.

Wie feig auch einige Statthalter ſich betrugen, ſo zeigten dennoch die andern die größten Aufopferungen, nicht etwa um der guten Sache zu nützen, ſondern bloß um dem Feinde nicht lebendig in die Hände zu fallen. In einer Feſtung hielt ſich ein Officier des zweiten Ranges auf, welcher, den Mongolen äußerſt ergeben, ſie zur Einnahme der Stadt einlud. Da der Commandant dieß vernahm und die wilden Horden unter den Wällen erblickte, wollte er ein Beiſpiel der Anhänglichkeit an ſeinen Oberherrn geben; er ermordete daher alle ſeine Kinder und endlich ſich ſelbſt, ohne das Geringſte zur Vertheidigung der Feſtung zu unternehmen. — Die Schaaren der Tataren eilten bald nach Nanking einem Platz, welcher mit ſeinen feſten Mauern einem ſolchen in der Belagerungskunſt ungeübten Feinde ſehr großen Widerſtand hätte bieten können. Allein der Befehlshaber zog es vor Gift zu trinken, und dem Feinde dieſen ſehr großen Ort auf dieſe Weiſe in die Hände zu liefern. Dafür lobte man ihn und er erhielt natürlicherweiſe als ein treuer Diener einen Platz in der Walhalla. Selbſt Pejen ehrte ihn; denn man fand in ſeinem Palaſte die Copie eines Briefes, in welchem er der Song-Dynaſtie ſeinen Rath zur Vertheidigung ertheilte; und der

feindliche General bemerkte, daß, wenn man ſeinen Wünſchen gefolgt, kein Mongole ſo weit gekommen wäre.

Die Kaiſerin erließ unterdeſſen ein Rundſchreiben und erſuchte alle ihre treuen Unterthanen, ihr zur Hülfe herbeizuſtrömen. Da aber in China der Unterthan ſehr ſelten die geringſte Liebe für ſeine Obrigkeit hegen kann, blieb der Aufruf ganz fruchtlos. In dieſer Noth kam Hupilai ſelbſt der Fürſtin zuvor, indem er ihr den Friedensbund anbot. Natürlich war der Streit wie der des Wolfes mit dem Lamme, welches ſein Waſſer getrübt, und die Bedingungen waren auch der Art daß ganz China dadurch den Barbaren Thür und Thor geöffnet haben würde. Leider kam es nicht einmal zur Unterredung, denn die mongoliſchen Geſandten wurden von den Chineſen auf ihrem Wege nach der Hauptſtadt heimtückiſch und wider alles Völkerrecht todtgeſchlagen. Ein zweiter Botſchafter wurde daher abgeſandt, und dieſen traf ein gleiches Loos. Obgleich nun der Hof ſich von aller Beſchuldigung freizuſprechen dachte, und die gräuliche That auf Banditen ſchob, ſo entſchloß ſich dennoch Hupilai, der wohl wußte daß die Regierung aus treuloſen Eidbrechern beſtand, fürchterliche Rache zu nehmen.

Das erſte glänzende Unternehmeu war gegen Sſetſchuen; denn noch ein Theil dieſer Provinz gehörte den Chineſen an. Hier aber war der Muth der Soldaten noch nicht geſunken, und die Mongolen hatten einen fürchterlichen, blutigen Kampf zu beſtehen. Um eine Feſtung ſchnell einzunehmen, hatte man den Kopf eines Commandanten, der ſich zur Gegeuwehr geſetzt, auf eine Pike geſteckt, und ſo eilte man den Wällen zu, um den Statthalter zur Uebergabe aufzufordern. Dieſer zögerte auch nicht ſehr lange ſeine Unterwerfung bekannt zu machen. Ein Nachkomme der Song aber, welcher ſich zufällig dort befand, wollte lieber den Tod als die Schmach, dem Feinde lebendig in die Häude zu fallen. Die Gegenwehr der Beſatzung von Jangtſchéu war von der verzweifeltſten Art; um die Stadt zu bedrängen, waren die Mongolen genöthigt hohe Wälle von Erde aufzuwerfen, und von dieſen aus die Soldaten auf den Mauern anzufallen. Aber auch dann hielten die chineſiſchen Krieger Stand, von Straße zu Straße widerſetzten ſie ſich dem Feinde, ſobald ſie von Bollwerken weggetrieben worden waren. Pejen bewun-

derte dieſe Tapferkeit und ehrte die Vertheidiger; vergebens aber ſuchte er ſie ſeinem Herrn zu verpflichten, und der Commandant zog es vor niedergehauen zu werden, anſtatt unter einer fremden Fahne zu dienen.

Die Eroberungen in der Provinz Kiangſi gingen ſehr ſchnell von ſtatten; überall wo die Mongolen ſich zeigten, lieferten die zitternden Mandarine die Schlüſſel der Städte aus. Da Nanking nun auch in ihren Händen war, eilte Pejen mit ſeinem ungeheuren Heere nach der Hauptſtadt Hangtſchéu, oder Lingan, wie man es damals nannte. Unterwegs traf er noch auf eine Stadt, welche er mit ſeinem unermüdlichen Heere einnahm. Als einer der erſten Mandarine die Mongolen herannahen ſah, ſprach er: warum ſoll ich denn mit meinen eigenen Augen die Schmach meines Landes anſehen? Da ließ er ſeine Söhne die Ceremonie der Mützeaufſetzung vollziehen, welche bei Jünglingen, die dem Knabenalter entwachſen, verrichtet wird, und ſtürzte ſich dann mit ihnen in die brennenden Straßen. Die Barbaren waren darüber ſo gerührt, daß ſie ihm zu Ehren ſogleich ein Trankopfer brachten. Ein anderer Officier bat ſeinen Diener daß er, als die letzte Ehrenbezeugung, ihm den Kopf abhauen möchte. Nach langer Weigerung gehorchte dieſer endlich, entleibte ſeine eigene Frau und Kinder und endlich ſich ſelbſt. — Dergleichen Gräuelthaten ſind unter den Chineſen hochgefeiert, und ähnliche Scenen fielen im Jahre 1842 zu Tſchinkiang und Tſchapu vor.

Bei der herannahenden Gefahr flohen zwei Prinzen des Geblütes nach dem Süden, um ſich von dort, wenn hart verfolgt, auf die See zu begeben. Denn ſchon hatten die Mongolen Hangtſchéu erreicht, und die Regentin war ängſtlich bedacht mit dem ganzen Hofe ſich weiter ins Innere zu begeben. Allein man zögerte lange, und der Kaiſerin entfiel der Muth. Ihr Sohn war ſieben Jahr alt, und der Miniſter erbot ſich, ihn, wenn er an Hupilai ſchreibe, den Titel kleiner Neffe annehmen zu laſſen. Man ſpottete auch der Feinde, daß ſie ſo grauſam wären ein ſolches Kind zu bekriegen. Doch der mongoliſche Feldmarſchall erwiederte: wie betrug ſich der Stifter der Song-Dynaſtie, als er die ſpätere Tſchéu-Familie über den Haufen warf und auch der Regierung eines Kindes ein Ende machte?

Noch aber waren viele Getreue am Hofe der Prinzeſſin, welche ſich gern für das Wohl des Vaterlandes aufgeopfert haben würden, wenn ſie nur einen würdigen Anführer gefunden hätten. Einer derſelben, welcher ſich nach Tſchuſan zurückgezogen, ließ einem Officier, der ihn zur Uebergabe zu bereden wünſchte, die Zunge ausſchneiden. Das Cabinet jedoch zeigte die größte Unentſchloſſenheit und Feigheit. Die Miniſter verſtanden zu ſchreiben, nicht zu handeln. Daher war die Kaiſerin endlich genöthigt, die Siegel des Reiches dem ſiegreichen General Peyen zuzuſenden. Ein Vaterlandsfreund ging ſelbſt ins mongoliſche Lager, um durch ſeine Rede und ſein Betragen den Feind zu überzeugen, daß der wahre chineſiſche Geiſt noch nicht erſtickt ſey. Peyen bewunderte ſeine Dreiſtigkeit, lobte ſeinen Edelmuth, behielt ihn aber bei ſich. Sogleich ſandte er, da die hohe Regierung ſich unterworfen hatte, einen Officier nach Hangtſchéu, um alle Papiere in Beſchlag zu nehmen. Dann zog der große Feldherr ſelbſt mit ſeiner ungeheuren Macht nach der Reſidenz, und ſah dort zu ſeinem großen Erſtaunen die Fluth vom Meere den Tſientangfluß herauf kommen, die ihm als ein hoch aufgethürmter Wall erſchien, und deren Brauſen ihn mit Entſetzen erfüllte. Er verweigerte lange eine Unterredung mit der Kaiſerin, wahrſcheinlich aus Furcht von ihren Thränen überwältigt zu werden. Nachdem er aber ſeinen Entſchluß gefaßt (1276), befahl er daß die Regentin mit ihrem ganzen Hofſtaat nach dem Norden abreiſen ſollte. Die Mutter war hoch erfreut daß man ihrem Sohne das Leben geſchenkt, ließ dieſen das geſetzliche neunmalige Kopfſtoßen als Zeichen der Unterthänigkeit in der Richtung der Reſidenz des Hupilai verrichten, und bereitete ſich nun zur Abreiſe. Eine plötzliche Krankheit verhinderte ſie jedoch ſogleich den Palaſt zu verlaſſen, während Miniſter und Räthe mit allen Hofſchranzen unter einer ſtarken mongoliſchen Begleitung ſogleich ihren Weg antraten. Keine Thräne aber bethaute ihren Weg; das Volk war gleichgültig in der Stunde der Noth, denn man hatte ſich ſeiner im Glücke nie erbarmt.

Auf der Reiſe unternahmen es zwei edle Generale, die hohen Perſonen aus den Händen der Feinde zu befreien. Sie fochten mit verzweifelter Wuth, konnten jedoch nicht ihren Zweck erreichen. Die Einwohner einer Stadt machten denſelben Ver-

ſuch, dieſer aber mißlang gleichfalls, und ſo blieb dem jungen Prinzen nichts übrig als mit ſeiner Gefangenſchaft zufrieden zu ſeyn. Hupilai empfing ihn aber mit ſehr großer Herablaſſung, ſprach herzlich mit dem Knaben, und tröſtete ihn über ſein Leiden, ihn zugleich zum Herzog ernennend. Mit den elenden Hofſchranzen und ſchwachköpfigen Miniſtern war er deſto weniger zufrieden und machte ihnen die bitterſten Vorwürfe.

Allein das ganze Reich huldigte noch nicht den Barbaren, obgleich die Kaiſerin Befehle an ihre Officiere erlaſſen daß ſie ſich in die Umſtände fügen und Hupilai als ihren Herrn anerkennen ſollten. Der General welcher den jungen Kaiſer nicht befreien konnte, warf ſich in die Stadt Jangtſchéu und trotzte der ganzen mongoliſchen Macht. Vergebens machte Hupilai ſelbſt ihm Vorſtellungen zur Uebergabe; ſein Bote wurde auf der Stelle durch die Soldaten getödtet. Die Kaiſerin ſchrieb eigenhändig an ihn; er aber wollte ihren Befehl zur Uebergabe nicht annehmen. Die größten Verſprechungen blieben bei ihm ohne Erfolg; nachdem er alle Mittel zur Vertheidigung aufgeboten, alle Mundbedürfniſſe verzehrt hatte, ſo daß die Soldaten von altem in Waſſer erweichtem Leder und ihren eigenen Kindern lebten, und den Feind vordringen ſah, verließ er den Ort mit ſeinen Getreuen, um ſich dem neuerwählten Kaiſer im Süden anzuſchließen. Dort aber nahmen die Tataren ſeine ganze Familie gefangen; auch die Stadt wohin er ſich geflüchtet, wurde erobert, und da er keinen andern Ausweg ſah, ertränkte er ſich. — Dem Diener eines gewiſſen Herrn, der zu den Mongolen übergegangen, war eine Stadt von den Chineſen anvertraut worden; dieſer wünſchte daß er ſie ſeinen Freunden überliefern möchte, und ſandte zu dieſem Zweck ſeinen Sohn, um ihn zu überreden. Der Diener, entrüſtet, tödtete den Jüngling. Nun aber erſchien die Armee der Mongolen vor der Feſtung und fing die Belagerung mit ſehr großem Muth an. Da beredete der Herr ſeinen Diener, daß er wieder zu ſeinen Landsleuten herüberkommen wolle und ſich herzlich gräme einen ſolchen Fehltritt gethan zu haben. Dieſer ließ ihn mit ſeinem Gefolge ein. Sobald aber die Reiter in der Stadt waren, hieben ſie die Schildwachen nieder und öffneten den Mongolen die Thore; nun nahm der Herr an dem Diener und an ſeiner Familie fürchterliche Rache.

Nachdem die zwei Prinzen, welche ſich vor der Ankunft der Mongolen von der Hauptſtadt geflüchtet, Wantſchéu an der Küſte Tſchekiangs erreicht, verſammelten ſie ihre Getreuen in einen Tempel, wo ſchon früher ein von den Tataren geſchlagner Kaiſer eine Nacht zugebracht, und wo man noch ſeinen Thron bewahrte. Da ſtanden die Mandarine alle vor ihren Gebietern, und erklärten feierlich einen derſelben zum Reichsverweſer und nachherigen Kaiſer unter dem Namen Tuonti, anſtatt des gefangenen Kongti.

Große Schaaren der Tataren waren unterdeſſen mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit dem neuen Fürſten auf dem Fuß gefolgt, hatten ſich nach allen Gegenden ausgebreitet und in verſchiedenen Treffen gegen die verzweifelnden Chineſen, welche nun als Helden fochten, den Sieg davongetragen. Aber es war ganz vergebens ſich dem Feinde zu widerſetzen; denn dieſe ſtritten unter einem Herrn mit dem feſten Vorſatze zu ſiegen oder zu ſterben, während die Unterthanen der Song ihre Kräfte zerſplitterten und, ohne einen einzigen Plan zu verfolgen, ſich bald da bald dort den Mongolen entgegenſtellten.

Tuonti war unterdeſſen in Tſchuentſchéu, dem berühmten Handelsorte in Fokien, angelangt, von wo er ſich im höchſten Nothfalle nach Formoſa oder irgend einer anderen Inſel einſchiffen wollte. Dort hatte man ſeit vielen Jahren einen ſehr blühenden Handel, wie es noch jetzt der Fall iſt, getrieben, ſo daß eine Menge Junken im Hafen waren. Der Zolleinnehmer hatte bedeutende Schätze während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt geſammelt, und die gierigen Hofleute wünſchten ſich dieſer zu bemächtigen. Daher wurde dieſer Beamte feſtgenommen, und man wollte dergeſtalt alle Junken der Kaufleute nöthigen der kaiſerlichen Flotte zu folgen. Allein dieſer Offieier hatte einen ſehr großen Anhang, und da man anfing die Krämer und ihre Fahrzeuge zu berauben, ſtanden alle wider den gemeinſamen Feind auf; der Beamte wurde befreit, und der Kaiſer, welchen man als einen Räuber betrachtete, mußte mit Schaden abziehen.

Unterdeſſen waren die Tataren bis nach Canton vorgedrungen. Dieſer Ort blühte ſchon damals; da Niemand denſelben vertheidigen konnte, trat ein reicher Mann auf und erklärte, daß er das Vaterland in Schutz nehme. Nachdem er eine große Menge Freiwilliger zuſammenberufen, ſchlug er die Tataren aufs

Haupt. Von da zog er ſich nach Tſchaotſchéufu, um den öſtlichen Theil der Provinz zu behaupten, wurde dort aber belagert, und da er kein Mittel zur Rettung ſah, warf er ſich in einen Brunnen. Sein Name iſt Hiangfei; er wird bis auf dieſen Augenblick in großen Ehren gehalten.

Nach ſo vielen Verſuchen das Joch der Mongolen abzuſchütteln, und der heldenhafteſten Gegenwehr der Einzelnen, welche doch nie genugſam unterſtützt wurden, hielt es Tuonti im Jahre 1277 endlich für nöthig ſich dem ſiegreichen Feinde zu unterwerfen. Allein gerade in dieſem Augenblick wurde das Heer der Mongolen zurückberufen. Schnell zogen die unzählbaren Reiter aus allen Provinzen hinweg, um ſich nach der Tatarei zu begeben, wo ein Verwandter des Hupilai ſich beinahe der ganzen Steppe bemächtigt und ihn ſelbſt zu entthronen drohte. Peſen commandirte auch hier ſehr meiſterhaft, ſchloß den Feind ein, ſchnitt ihm die Lebensmittel ab, und zeigte ſich als Beſchützer des Throns. Die Aufrührer wurden in ſehr kurzer Zeit geſchlagen und beinahe vertilgt; das fürchterliche ſiegreiche Heer zertrat nun wieder die Fluren China's.

Die chineſiſchen Staatsmänner, welche nur von Kongfutſe, Jao und Schun zu ſchwätzen verſtanden, hatten ſich nicht die Abweſenheit der Mongolen zu Nutze gemacht. Rathlos zeigten ſie ſich in Gefahren, ſtolz und anmaßend, wenn der geringſte Erfolg ihren Waffen ward; anſtatt großartig etwas zum Heile des Vaterlandes zu unternehmen, zogen ſie mit dem Kaiſer an der Küſte Kuangtongs umher, wo ſie nicht weit vom jetzigen Hangkong einen Palaſt zu bauen anfingen. Unglück folgte ihnen jedoch auf den Ferſen; denn obgleich das Volk freiwillig große Summen und eine ziemliche Anzahl von Baumaterialien hergab, ſo wurde doch nichts zu Stande gebracht. In einem der fürchterlichen Stürme, welche an dieſer Küſte ſehr häufig vorfallen, wurde das kaiſerliche Fahrzeug umgeworfen; obgleich ſein ganzes Gefolge den Tod in den Wellen fand, wurde Tuonti dennoch gerettet, um von der heldenhaften Vertheidigung Tſchaotſchéu's zu hören und dann ins Grab zu ſinken. Man hatte erſt beſchloſſen ſich nach Kambodja zu flüchten; allein es gab der Rathgeber zu viel, fehlte aber ganz an der Ausführung der Pläne.

Die wenigen Großen, welche ihrem Herrn treulich gefolgt, ernannten nun Tiping, ein Kind, zum Kaiſer, und einer derſelben hielt eine kräftige Rede, woraus ſeine Vaterlandsliebe in den hellſten Farben hervorleuchtete. Während man ſich nun beſchäftigte eine Reſidenz, eines ſolchen Monarchen würdig, zu erbauen, wurde das chineſiſche Heer, welches man wieder zuſammengerafft, geſchlagen. Die Mongolen hatten dießmal die Grauſamkeit, einen der heldenmüthigſten feindlichen Generale am Feuer zu braten, während ein anderer mit all ſeiner Habe freigegeben wurde. In den ſüdlichen Ländern war Hungersnoth und Verderben; überall fühlte man die heftige Geißel des Krieges und weinte über die Leiden, welche das Volk zu ertragen hatte, ohne das Geringſte für die Abhülfe zu thun.

Die Ueberbleibſel des ganzen Anhangs des Tiping beſtanden nur aus einer Flotte, welche noch überdieß von einem General Tſchangtſchijin, der nichts vom Seeweſen verſtand, geführt wurde. Er war ein tapferer General, aber kein Admiral, hatte alles verſucht um das Reich zu retten, war aber unglücklich geweſen, und erwartete nun den Feind in einer Bucht, in der Umgegend von Namoa. Die Mongolen hatten wirklich eine Flotte; ſie fielen dort über die Chineſen her, konnten aber wegen ihrer Ungeſchicklichkeit zu Waſſer nichts ausrichten. Endlich ſah ſich Tſchangtſchijin umringt. Da ſchlug er eine Schlacht, in welcher keine Partei den Sieg erhielt. Von dem dicken Nebel und dem dunkeln Wetter begünſtigt, gelang es ihm aber den Feinden mit 16 Junken zu entfliehen. Das kaiſerliche Fahrzeug jedoch, welches größer als die anderen war, gerieth auf den Sand, und anſtatt den jungen Fürſten nach einer andern Junke überzuſchiffen, nahm ihn Luſiuſu, einer der Hofleute, in ſeine Arme, warf Frau und Kinder erſt ins Waſſer, und ſprang dann ſelbſt mit dem Oberherrn in die Fluthen (1279). So endete die Song-Dynaſtie, nachdem dieſelbe 319 Jahre (960 — 1279) im Beſitze des chineſiſchen Thrones geweſen. Feiger und unwürdiger ihres hohen Amtes konnte Niemand wohl handeln als die chineſiſchen Mandarine, die Soldaten, die Generale; ſelbſt alle die Selbſtmord begingen, anſtatt das Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, verdienen Tadel, nicht Lobenserhebungen.

Tſchangtſchikie, der einzige Held, welcher am Leben blieb, wollte mit der Flotte nach Tunkin ziehen, um von dort aus neue Verſuche zur Wiederherſtellung des Thrones zu machen. Allein ein fürchterlicher Sturm ereignete ſich; da wurde auch ſein Schiff von den Wellen verſchlungen. Ein Geſchichtſchreiber, der nie auf der See ſich befunden, gibt uns ſeine letzte Rede, in welcher der Held den Himmel anruft, um ihm zu zeigen, ob es ſein Wille ſey daß die Song regieren ſollten. Da er aber uns nicht erzählt, wer den Inhalt aufzeichnete, und nachdem er dem tobenden Meere entronnen, den Bericht dem kaiſerlichen Collegium abſtattete, müſſen wir dieſe Nachricht dahingeſtellt ſeyn laſſen.

Im Ganzen genommen wirkten die Song wohlthätig auf das Reich und förderten die Cultur bedeutend. An Geſchichtſchreibern, Commentariſten, Sammlern und Gelehrten aller Art fehlte es nicht. Künſtler fanden auch Beſchäftigung; Ackerbau und Handel blühten, und die Nation hatte wohl nicht Grund und Urſache ſich ſehr zu beklagen. — Wenn man es aber für außerordentlich hält, daß ein ſolches Reich ſo leicht hat zerfallen können, ſo muß man auch nie die unwiderſtehliche Macht der Mongolen vergeſſen. Die Krieger, welche der Ritterſchaft Europa's die Spitze bieten konnten, welche dem Adel Polens Hohn ſprachen und die tapfern Ungarn in einer Schlacht beinahe vernichteten, während die Seldtſchuken und Mohammedaner des Oſtens vor ihnen zitterten — Streiter dieſer Art waren den feigen Chineſen unüberwindlich. Aber das Reich würde ſich beſſer vertheidigt haben, hätte man nicht Regierung und Volk ſchroff von einander geſchieden, und dem letzteren nie die geringſte Anhänglichkeit an ſeine Oberen oder Intereſſe an der Verwaltung eingeflößt. Die Chineſen daher hatten im eigentlichen Sinne des Wortes keine Volksregierung, die Mandarine wurden von ihnen als Tyrannen betrachtet, und ob ſie fielen oder ſich aufrecht hielten, war ihnen gleichgültig. Hätte das Volk am Kampfe Theil genommen, ſo hätten die Mongolen nie jene Myriaden überwältigen können. Sie aber fochten nur wider die Söldner der Regierung; die Zahl dieſer war ſehr gering und die Mittel der Vertheidigung, welche ihr zu Gebote ſtanden, waren ſehr unbedeutend.

Werfen wir nun einen Rückblick auf den Weſten während dieſer Periode, ſo finden wir die Macht der Araber erſchöpft; dagegen eine andere Nation von den Gränzen China's — die Türken — ihre Stelle mit noch größerem Fanatismus vertreten. Als dieſe unter der fürchterlichen Hand der Mongolen erlagen, ſo ging aus den Trümmern des chariſmiſchen Reiches im Innern Aſiens eine andere Macht, die der Othomanen, hervor, welche bis zu dieſem Augenblicke ihren Standpunkt behauptet.

Das griechiſche Reich erhält ſich unter den Anfällen der vielen Feinde kümmerlich; dennoch tauchen hie und da Fürſten auf, deren Tapferkeit und Weisheit an die beſten Zeiten jenes berühmten Volkes erinnert. Endlich werden die Ueberreſte dieſer einſt unüberwindlichen Macht von den fränkiſchen Abenteurern in Beſitz genommen, um wieder durch den Heldenmuth der Eingebornen zur Selbſtſtändigkeit erhoben zu werden. — Im Oſten Europa's herrſcht die größte Rohheit; doch das alles bildende und verfeinernde Chriſtenthum wird auch dort, obgleich in der verdorbenſten Form angenommen, und die ſlavoniſchen Völkerſchaften legen dergeſtalt den Grund zu künftigen Fortſchritten der Bildung. Der Norden unſeres Welttheils iſt noch mit Finſterniß überdeckt; allein große Schwärme von Normannen und Dänen gehen von dort aus, um die Küſtenländer zu verwüſten und nachher den Grund zu neuen Staaten unter einer kräftigen Regierung zu legen. England, nach vielen Verheerungen, wird durch Eroberung ihr Erbtheil und gewinnt dadurch beträchtlich. Frankreich erhält ſeine Staatsbildung. In Spanien regieren die Araber friedlich über blühende Länder, während der Norden von den noch übriggebliebenen Gothen gegen die Mohammedaner behauptet wird. Unſer Deutſchland erhält kräftige und mächtige Kaiſer, die ſich jedoch zu viel in italieniſche Unruhen miſchen. Die berühmte Halbinſel, obgleich in kleine Staaten getheilt, und von ſehr wüthenden Feinden bedrängt, ſchwingt dennoch das Scepter der Welt.

Ganz dieſen Zeiten eigen ſind die Kreuzzüge, welche im Geiſte der Völker jener Periode betrachtet, obgleich an ſich blutdürſtig, die heilbringendſten Folgen für die Nachwelt hatten. Sie ſind eine Erſcheinung, dem Mittelalter angemeſſen, als Religion das höchſte Gut war welches der Menſch kannte. In neuern Zeiten tauſchte

man dieſe für Handel und Colonien aus, focht auch für Freiheit und Gleichheit, der Vorfahren lachend, welche für eine Chimäre ihr Blut verſpritzten, weil man ſelbſt dachte, den Stein der Weiſen gefunden zu haben. Das Ritterthum und die hunderterlei religiöſen Bruderſchaften, die große Gewalt des Papſtes, die Macht des Aberglaubens, das Zuſammenſchmelzen der europäiſchen Nationen unter einem geiſtlichen Haupte, ſind eben ſo merkwürdig, ohne daß man ſelbſt eine Spur von allen dieſen Dingen im öſtlichen Aſien vorfinden kann. Dort war das Leben nur thieriſch, der Menſch erhob ſich nie zum Höheren, und daher konnte eine Herrſchaft der Geiſter, wie es ſpäter der Dalailama in Tibet verſuchte, nie ſtattfinden *).

*) Die Hülfsquellen der Geſchichte der Song-Dynaſtie, außer der ſchon oben ſo oft angeführten, ſind ſehr mannichfach. Sutongpo, ein Dichter, Staatsmann und Gelehrter, hat ſehr viel geſchrieben, was ein Licht auf ſeine Zeiten wirft. Das Singlitſing gibt uns ſehr gute Ideen über die religiöſe und philoſophiſche Denkungsart jener Periode, wo man ſich von allem Ueberſinnlichen loszuſagen bemühte. Die Staatspapiere, welche man ſehr ſorgfältig bewahrt hat, ſind gleichfalls äußerſt reichhaltig. Die Kitan und Kin haben ihre eigenen Geſchichtſchreiber, die ganz pragmatiſch in ihrer Erzählung ſind. — Man beſitzt auch zwei vorzüglich gute hiſtoriſche Romane, welche das Leben jener Zeiten ſehr grell ſchildern. — Ungeachtet der Reichhaltigkeit des Stoffes vermißt man dennoch unter den letzten Kaiſern die Erörterungen ihrer Verwaltung, welche die Hiſtoriker ganz aus dem Auge verloren zu haben ſcheinen. — Wir haben die Namen der Mongolen und Kin beibehalten, wie ſie die chineſiſche Geſchichte gibt, uns aber zugleich der Nachrichten europäiſcher Reiſenden und Gelehrten bedient. Wäre man über die Benennung ſelbſt einverſtanden, ſo würden wir uns natürlich des allgemein angenommenen Namenverzeichniſſes bedient haben.

Mittlere Geſchichte.

IX. Abſchnitt.

Iuen - Dynaſtie.

Keine ſiegreiche Nation überſchwemmte in kürzerer Zeit größere Länderſtrecken als die Mongolen. Bedenke man, daß ihr Anführer Tſchinggis nur über wenige Nomaden den Befehl hatte, und dieſe ſelbſt, als er noch ein Knabe war, ihm die ererbte Oberherrſchaft ſtreitig machten. Auch nachdem Siege und Unterhandlungen eine zahlreichere Schaar um ihn verſammelt hatten, waren es dennoch nur Halbwilde, die ſeinen Befehlen huldigten; die geübte Tapferkeit der angränzenden mehr geſitteten Hia und Kin hatte doppelte Heere ſolcher Nomaden ſchon früher mit großem Verluſte zurückgeſchlagen und vernichtet. Allein Tſchinggis glaubte, durch Träume und Weiſſagungen beſtärkt, zum Herrſcher der Welt vom Himmel beſtimmt zu ſeyn; es war ſeine Pflicht zu zerſtören, zu überwinden, Saaten zu zertreten, Städte dem Boden gleichzumachen, und Hungersnoth und Peſt zu nützlichen Dienern ſeiner Macht zu beſtimmen. Wie Stürme, Erdbeben und feuerſpeiende Berge in der natürlichen Welt Verwüſtung und Elend hervorbringen, ſo ſind in der moraliſchen Verwaltung des menſchlichen Geſchlechts auch Eroberer dieſer Art nöthig. Der Chan war eine Geißel Gottes, und er rühmte ſich deſſen, zur Züchtigung der Völker. Allein obgleich dieß den Grauſamen zur Entſchuldigung dienen mag, ſo wartet ihrer dennoch das Gericht Gottes, und ſie erkennen endlich, daß ſie Menſchen ſeyen, obgleich ſie der Fluch ihres Geſchlechts geweſen waren.

Außer den ſchon erwähnten Eroberungen koſtete die Ueberwindung des Sultans von Chariſme, welcher einen großen Theil des Innern von Aſien bis zum kaſpiſchen Meere und dem Indus im Süden beherrſchte, das meiſte Menſchenblut. Hier war es der Fanatismus der Mohammedaner mit einer ſehr wohl-

geordneten Macht, welcher den Mongolen ſich entgegenſtellte. Sie hatten aber den Tſchinggis aufs höchſte gereizt; nachdem er einſt nach langem Nachdenken zur Rache ſeiner Botſchafter und Kaufleute das Schwert zog, ſteckte er es nie wieder ein, bis das ausgedehnte Land ſeinem Scepter huldigte. Aber alle Cultur wurde dadurch vernichtet; bis auf den jetzigen Tag ſieht man noch die Ruinen der Städte, und dieſe Gegenden erreichten nie wieder ihre vorige Blüthe. Nachdem die Strecken zwiſchen der Wolga und dem kaſpiſchen See von einem abenteuerlichen mongoliſchen General durchzogen, und der Gräuel der Verwüſtung auch in den Gränzen Europa's vernommen, wollte man einen Feldzug nach Indien unternehmen; denn dorthin hatte ſich Dſchelaleddin geflüchtet, der tapfere Sohn des getödteten Sultans von Chariſme. Von dieſer Unternehmung aber, ſo erzählen die Chineſen welche im Gefolge des Eroberers waren, mahnte die Mongolen ein Thier, das Sprache beſaß, durch einen weiſen Machtſpruch ab. Es war daher ihren Nachkommen vorbehalten, jenes reiche Land zu verheeren. Perſien jedoch, unter der Anführung des Holagu, wurde ein Raub der Tataren, und Bagdad, die Hauptſtadt des Kalifen, von ihnen eingenommen, trotz dem Stolze dieſes Heiligen. Nun ſchnaubten die Nomaden Verderben und Untergang den Mohammedanern, und verbreiteten Schrecken in Anatolien, während Armenien ihnen auch anheimfiel. In Syrien würden ſie ſich vielleicht mit den Kreuzfahrern vereinigt haben, hätten die Mameluken ihnen nicht den verzweifelndſten Widerſtand geleiſtet. So zog die Gewitterwolke an jenen Gegenden vorüber, um mit krachender, verderbenbringender Kraft auf Rußland ſich zu entlaſten. Dieſes Reich wurde nicht nur ſeiner ganzen Breite und Länge nach erobert, ſondern ſchmachtete auch nachher Jahrhunderte lang, als die meiſten übrigen Länder ſchon wieder frei athmeten, unter der Mongolen eiſerner Ruthe. Es war dieſe Sklaverei, welche jene Gegenden vom übrigen Europa abſonderte, die Cultur zurückhielt, und bis auf den heutigen Tag noch die Folgen der Eroberung zeigt. Die Nomaden, über Flüſſe ſchwimmend, oder im Winter auf dem Eiſe herübergehend, dachten ſelbſt das kalte und unfruchtbare Schweden zu durchkreuzen. Polen aber gewährte beſſere Beute, und nun kamen ſie auch nach Schleſien, um auf der Wahlſtatt bei Liegnitz das Schwert der

deutſchen Tapferkeit zu fühlen. Obgleich der Sieg den Mongolen ward, hatten ſie jedoch nach dieſer Schlacht ſehr wenig Luſt weiter nach Weſten vorzudringen, und Ungarn ſowohl als Bulgarien und Thracien fühlten auf die fürchterlichſte Weiſe der unerſättlichen Sieger Grauſamkeit. Aber bei Neuſtadt in Oeſterreich erhielten die Nomaden eine neue Mahnung, ſich nicht weiter mit den deutſchen Rittern einzulaſſen. Dieß war der letzte Verſuch, die halb und ſo ſchwer errungene Cultur Europa's, wie die Hunnen, ihre Vorgänger, zu vertilgen. Wäre das Vornehmen gelungen, hätten ſie, wie einſt die Gothen und Vandalen, Spanien erreicht, Heidenthum und Rohheit würde wieder eingeführt und der Weſten unter China und Japan hinabgeſunken ſeyn.

Noch einmal erſcheint das Volk unter dem fürchterlichen Tamerlan, der mit Mohammeds Schwert umgürtet die Herrſchaft der Welt ſich anmaßen wollte. Dann aber verſchwinden die Spuren dieſer Nation, um im 17ten Jahrhundert wieder als Hülfsvölker der Mantſchu in China einzufallen, und dann unter chineſiſcher Oberherrſchaft ſich ruhig in ihren Steppen zu verhalten. Ein Nachkomme des Tſchinggis wurde in Schottland Chriſt, und er iſt vielleicht der letzte, welcher dieſen Zerſtörer als ſeinen Ahnen anerkennt.

Wenn man bedenkt, wie durch ihre Macht der Oſten mit dem Weſten vermengt, wie Chineſen und Polen ſich in ihrem Gefolge befanden, wie Chriſten, Mohammedaner und Heiden ſich unter ihren Fahnen ſammelten, wie ſelbſt Koreer in der Schlacht bei Neuſtadt fochten, ſo iſt es wirklich zu bewundern, daß die Kunde jener Länder des Oſtens ſo ſchnell im Occident beinahe verſchwand, und daß der Orient ſich weiter nicht um jene fernen Gegenden bekümmerte, und dieß in ſehr wenigen Jahren. Die europäiſchen Reiſenden jedoch haben uns eine viel beſſere Beſchreibung des mongoliſchen Lagers und des chineſiſchen Weſens hinterlaſſen, als wir ſie in den Annalen des Reiches finden; daher wollen wir hier die merkwürdigſten Stellen aus ihren hinterlaſſenen Büchern anführen.

Während Ludwig der Heilige als Pilgrim mit den Saracenen im gelobten Lande kriegte, fühlte man die Macht der Mongolen im ganzen Orient. Ihre Wuth gegen den Islamismus hatten ſie ſchon lange vorher beurkundet; daher vermutheten

die Kreuzfahrer mit Recht, daß ſie leicht ein Bündniß zur Vertilgung der gemeinſchaftlichen Feinde eingehen würden. In dieſer Meinung wurden ſie noch mehr beſtärkt durch das Gerücht, daß viele Tataren ſchon Anhänger des Chriſtenthums geworden und daß der große Chan ſelbſt ziemlich viele Neigung zur Annahme des Papſtthums gezeigt.

Ludwig ſandte deßhalb zu dem Chan einen Mönch, William de Rubruquis; dieſer kaufte einen Sklaven zu Konſtantinopel und ging dann auf einem Karren, in Begleitung eines frommen Mannes, in die Steppen (1253). Mit größerer Einfalt und zugleich tieferem Forſchungsgeiſt wurden wenige Reiſen beſchrieben.

Die Lebensart der Tataren ſelbſt fiel dem Mönche ſehr auf; denn ungeachtet ſie ſchon zu der Zeit einen großen Theil der bewohnten Erde beſaßen, lebten ſie dennoch auf elende Weiſe von Hunden und ſelbſt vom Aaſe, wenn ſich kein anderes Fleiſch vorfand. Ihre beweglichen Häuſer, von Filz gemacht und auf Karren ſehr nett gepackt, füllten den Mönch, der nur in den großen Mauern des Kloſters gewohnt, mit Erſtaunen; denn er ſah während ſeiner ganzen Reiſe keine einzige Stadt. Obgleich ein Geſandter, litt er dennoch ſehr oft Hungersnoth, und obgleich ſein Wagen mit ſehr guten Lebensmitteln bepackt, ſo konnte er mit ſeinem kleinen Gefolge kaum ſatt zu eſſen erhalten. Ueberall fand er Europäer als Sklaven und Künſtler, und die chriſtliche Kirche der Neſtorianer ſcheint durch große Strecken des mittlern Aſiens verbreitet geweſen zu ſeyn und ſelbſt in China feſten Fuß gefaßt zu haben: denn er ſpricht von einem Biſchofe in Singan und von zehn Kirchen in verſchiedenen Städten.

Bei der erſten Audienz, welche Rubruquis bei Satrach, dem Sohne des berüchtigten Chan Batu, hatte, ging er in völliger Mönchskleidung, mit Bibel, Pſalter und Gebetbuch unter dem Arme zum Fürſten, den man für einen Chriſten hielt. Dort wurde er nun regelmäßig ausgeplündert, und nachher zu Batu ſelbſt geſandt. Dieſen mächtigen Herrſcher, vor dem ganz Europa erbebte, fand er in einer großen Stadt von beweglichen Filzhäuſern. Er war ein ſtattlicher, freundlicher Herr. Bei der erſten Zuſammenkunft erklärte ihm der Mönch daß, wenn er nicht an Chriſtum glaube, kein Heil für ihn zu hoffen ſey. Dieſe Erklärung erregte Lachen unter den Hofleuten, und Furcht und Entſetzen bei ſeinem Dolmetſcher.

Von Batu's Hofe trat der Minorit ſeine Reiſe nach der Reſidenz des Mengko an, wo der ganze Hofſtaat ſich befand. Hier ſah er den Herrſcher der Welt in einem ziemlich elenden Zelt, welches man mit Sträuchern und trockenem Kuhmiſt erwärmte. Der Chan war ſehr zufrieden ſich mit ihm zu unterhalten; er zeigte, wie ſehr er ſich für den Weſten intereſſirte, und hörte ruhig ſeine Predigt an. Um zu entſcheiden welche Religion die wahre ſey, berief er ſelbſt die Mullas und Bonzen, um mit dem Mönche in ſeiner Gegenwart zu beſtimmen, welcher Glaube vorzuziehen ſey. Er war erſtaunt von der Verantwortlichkeit, die ihm von Gott auferlegt, zu hören, und vernahm überdieß viele bibliſche Lehren. Nach dem Berichte des Rubruquis war das Chriſtenthum in jenen Gegenden ziemlich ausgebreitet, und die Geſchichte des Presbyter Johannes, deſſen kleines Reich ſchon längſt von den Mongolen zerſtört, keine Fabel; doch war es ohne Leben und Kraft, und der Gottesdienſt bloße Ceremonie. Obgleich der Chan ſelbſt ſich für die Neſtorianer noch nicht entſchieden, ſo ging er dennoch zur Kirche, und einige ſeiner Gemahlinnen gehörten ihrer Gemeinde an. Das Kreuz ſollte hier alles verrichten und den Sieg davontragen; es war aber nicht das Kreuz Chriſti, ſondern ein Stück Holz oder Metall, durch Menſchenhand gemacht. Hätte nun Ludwig der Heilige und der Papſt, welcher ſchon früher den Mönch Plano Carpini und nachher verſchiedene andere als Bekehrer nach den Steppen geſandt, ihren Wunſch erreicht, wären die Mongolen ſo eifrige Vertheidiger des Papſtthums geworden, wie es in der Folge Tamerlan für den Islamismus war, welche Umgeſtaltung der Weltgeſchichte und vorzüglich des chineſiſchen Reiches hätte man dann erwarten können! Der ewige Rath des Allweiſen war es aber nicht, dieſe zahlreichen Völker der Inquiſition und der Kleriſei zu übergeben; dieſe zertraten leider genug den Weſten.

Karakorum, die Hauptſtadt der mongoliſchen Macht, wurde auch von unſerm Abenteurer beſucht. Dort waren eine ziemliche Anzahl Europäer, und unter ihnen auch ſeine Landsleute. An einer Stätte jedoch, wo der Raub der civiliſirten Welt zuſammengehäuft, konnte der Mönch keinen Vergleich mit der Schönheit des Benedictiner-Kloſters zu St. Denis in Paris anſtellen. Die Mongolen waren mit ihren ungeheuren Reichthümern arm

und elend, und der Beherrſcher aller Horden glich einem gemeinen Räuberhauptmann. Von ſolchen Leuten verſprach ſich daher Rubruquis keine großen Dinge, und obgleich er gern zur Ausbreitung der Religion zurückgeblieben wäre, ſo eilte er dennoch fröhlich mit den Briefen vom mächtigen Chan, welche den König von Frankreich zur Unterwerfung ermahnten, nach Paläſtina zurück.

Viel folgenreicher war die Reiſe des armeniſchen Königs Haiton ins mongoliſche Lager, um dem Chan Mengko ſein eigenes Land und Unterthanen anzubieten. Die Saracenen des weſtlichen Aſiens hatten die Macht der Nomaden gefühlt, und die Armenier erwarteten einen gleichen Anfall, als der König ſelbſt, um dem unvermeidlichen Schickſal auszuweichen, ſich ihnen in die Hände lieferte. Mengko empfing ihn gütig, rühmte den Gehorſam, empfing nach dem Berichte dieſes Fürſten die Taufe, und hielt alle Zuſagen. Die Verſprechungen des Alleinherrſchers waren ſehr mannichfach, jedoch alle zu Gunſten der Chriſten und zum Verderben der Mohammedaner. Es war auf Anrathen Haitons, daß Bagdad erobert, Perſien mit Krieg überzogen, und Syrien ſowohl als Aegypten von den Mongolen überſchwemmt wurden. Wäre der Bruder des Chan ſelbſt bei der Eroberung der letzten Länder zugegengeweſen, ſo würde der Sieg den Nomaden zu Theil geworden ſeyn. Da nun aber Generale mit ſehr ungleichem Heere fochten, ſo blieb der Vortheil auf Seiten der Mameluken. Haiton hatte dennoch die Freude, ſein Vaterland von den unerbittlichen Saracenen befreit zu ſehen; um ſeine Dankbarkeit zu zeigen, legte er am Ende ſeiner Tage die Mönchskutte an. — Auch dieſer Schriftſteller erwähnt der vielen Chriſten, welche er auf ſeinen Reiſen in der Tatarei antraf. Man muß daher bedauern, daß die Spuren des Neſtorianismus jetzt beinahe ganz verwiſcht ſind, daß die Mohammedaner die Stelle unſerer Religionsverwandten eingenommen, und daß der Aberglaube der erſteren ſehr viel zur Ausbildung des ſehr graſſen Schamanismus beigetragen.

Das Leben des Hupilai iſt im Ganzen durch Marco Polo, den berühmten Reiſenden, ſehr wohl beſchrieben; wir benutzen daher ſeine Winke, um die Thaten dieſes außerordentlichen Mannes zu ſchildern, denn die chineſiſchen Schriftſteller ſcheinen ihn nicht verſtanden zu haben.

1. Seine Eroberungen. Schon früher konnten die Vorfahren des Tſchitſu (dieß iſt der chineſiſche Name des Hupilai, den man gewöhnlich auch Kublai nennt) es nicht leiden, daß nach der Ueberwindung Korea's die benachbarten Inſeln Japans ihre Freiheit genießen ſollten; daher die ungeheuren Zurüſtungen, welche dennoch ohne Erfolg blieben. Zudem finden ſich Briefe des Chan, welcher den König der Inſel zur Unterwerfung aufforderten. Allein frei hatte dieſer gelebt, frei waren ſeine Vorfahren geweſen, und obgleich er den Chineſen Cultur und Literatur verdankte, ſo wollte er dennoch nicht ſeinen Nacken vor dem Herrſcher, der ſie unterjocht hatte, beugen. Dieſer Edelſinn jedoch beſtärkte den Kaiſer noch mehr in ſeinem Willen, den Stolzen fußfällig vor ſich zu ſehen; überdieß hatte er gehört daß das Land reich an Gold und Kupfer war, und daher eine ſehr treffliche Ausbeute geben würde. Sogleich ertheilte daher der Monarch Befehle daß die größte Flotte, die je unter Segel gegangen iſt, ſogleich in den Seeſtädten fertig gemacht werden ſollte, um zum wenigſten 100,000 Mann an Bord zu nehmen. Der Schiffbau wurde ſehr ernſtlich betrieben, die Junken der Kaufleute angehalten, und in ſehr kurzer Zeit war alles zur Einſchiffung bereit. Die zwei Geſchwader, eines von Tſiuntſchéu, das andere von Ningpo, erreichten das weſtliche Firando. Der Hauptanführer war aber geſtorben, und da jeder der beiden Admirale den Oberbefehl führen wollte, geriethen ſie in Streit. Die einzige Unternehmung war die Eroberung einer Stadt, wo die Sieger die größten Grauſamkeiten begingen und die Einwohner alle über die Klinge ſpringen ließen, um einen allgemeinen Schrecken zu verbreiten. Nach dieſer grauſamen That zankten ſie ſich unter einander was nächſtens zu thun ſey, als plötzlich ein ſchrecklicher Orkan entſtand und die Armada nach allen Richtungen zerſtreute. Die Mongolen fochten zwar ſehr tapfer zu Lande, allein mit dem andern Elemente waren ſie nicht bekannt, und wenn die Seekrankheit ſie ergriffen, blieben ſie hülflos auf dem Verdecke liegen. Die Admirale, welche ſehr gute Junken hatten, erreichten das feſte Land China's, während die kleinern Fahrzeuge in Maſſe in der Nähe Firando's auf einer kleinen Inſel ſcheiterten. Hier lagerte ſich das hülfloſe Heer. Die Einwohner des entgegengeſetzten Ufers, ſobald ſie von dem Unfalle der blutgierigen Feinde

gehört, begaben ſich ſogleich mit ihren Booten herüber, um 30,000 von denen, die noch ihr Leben gerettet, todtzuſchlagen. Kaum waren ſie aber ans Land geſtiegen, als die Schiffbrüchigen auf einem Umwege ſich ihrer Flotte bemächtigten, während die Japaner ans Land gegangen, und nun nach einer der großen japaniſchen Städte ſteuerten. Dort trieben ſie alle männlichen Einwohner hinweg und lebten mit den Weibern, bis der König von Japan die Stadt belagerte. Hunger nöthigte die Beſatzung ſich zu ergeben, und die Eingebornen, entrüſtet wegen dieſes ruchloſen Einfalles, ſchenkten nur 12,000 Chineſen das Leben, während die Tataren alle getödtet wurden. Noch jetzt feiert das Volk das Feſt ſeiner Befreiung.

Die Erzählungen von dieſer Expedition weichen ſo viel von einander ab — man will ſogar behaupten daß die Flotte nach den Pescadores verſchlagen wurde, was ganz möglich wäre — daß es ſchwer iſt die wirklichen Thatſachen ausfindig zu machen. Hupilai aber war äußerſt betrübt, als die Nachricht von dieſem Unfalle ankam. Viele Jahre nachher erfuhr er, daß die Uneinigkeit der zwei Admirale die Urſache des Mißlingens geweſen ſey. Er befahl daher, daß der eine enthauptet und der andere nach einer Inſel verbannt werden ſollte, wo Verbrecher in Häute eingenäht und erſtickt werden.

Allein nichts konnte die Aufmerkſamkeit des kriegeriſchen Monarchen von ſeinem Ziele ablenken. Bald gebot er wieder, in Kiangnan eine mächtige Flotte zu verſammeln, um mit dieſer über die Bewohner Japans herzufallen. Sechshundert Fahrzeuge waren beordert, die Zimmerleute wurden in großen Haufen zuſammengetrieben und das Holz den Kaufleuten weggenommen, um den Befehl des Herrſchers in Ausführung zu bringen. Dieß gab nun Urſache zu einer fürchterlichen Empörung, die nur durch Blut hätte geſtillt werden können, wenn der Prinz auf der Ausführung ſeiner Plane beſtanden. Allein ſein Sohn und ein redlicher Miniſter ermahnten den Autokraten ernſtlich die Plane aufzugeben, und ſo unterblieb der Zug eine Zeitlang. Doch war es nicht in Hupilai's Natur, ſeinen Willen zu beugen; um nun in Zukunft recht ſicher mit der Eroberung Japans zu verfahren, befahl er, zwei Bonzen dorthin zu führen, die ihm von allen Umſtänden des Landes Kunde bringen ſollten. Dieſe

gingen auch wirklich zu Schiffe; allein die Matroſen, welche durchaus nicht wünſchten mit Spionen in die Häfen Japans einzulaufen, warfen die zwei Prieſter in die See. So endigte der Feldzug. Hätte Hupilai länger gelebt, ſo würde ungeachtet deſſen zur Erfüllung ſeiner Wünſche eine Flotte ausgelaufen ſeyn; allein der Herr der Welt rief ihn bald nachher vor ſeinen Richterſtuhl, um Rechenſchaft von ſeinem Schalten und Walten abzulegen.

Zu Hupilai's Zeiten gingen die Junken aus Fokien nach Kambodja, wie noch bis zum heutigen Tag, und brachten von dort die herrlichſten Producte zurück. Als unter Mengko die Mongolen Cochinchina durchſtreiften, fielen ſie auch noch in dieſes Land ein und beſuchten das an der Küſte gelegene dürre Tſiampa. Nachher vergaß man Kambodja, aber Hupilai, welcher es ſeiner Producte wegen hochſchätzte, ſandte einen der vorzüglichſten Generale dorthin, um ſeine Macht zu befeſtigen. Unter ſeinem berühmten Feldherrn Sotu wurde eine bedeutende Armee nach jenen Gegenden abgefertigt und der Befehl zur gänzlichen Unterwerfung des Landes dem Heerführer ertheilt. Freilich waren die Bewohner Kambodja's, als ſie die wilden Tataren erblickten, äußerſt furchtſam und zogen ſich in ihre Wälder zurück. Als aber Krankheit und Tod die Zahl der Streiter vermindert, und alle entmuthigt nach der Heimath verlangten, da fielen ſie ſämmtlich über ſie her und ermordeten, ohne das geringſte Erbarmen zu zeigen, die Feinde des Vaterlandes. Der König von Cochinchina hatte nur darauf gelauert; nun beſetzte er Päſſe und Wege, und richtete großen Schaden unter den Tataren an. So kam denn ein elendes Häuflein nach der Heimath zurück, krank und entmuthigt, und der Zorn des Herrſchers fiel natürlich auf den Heerführer. Um aber die Schmach der Niederlage von ſich abzuwälzen, wurde ein Prinz des Geblütes beauftragt, den König von Cochinchina für ſeine Treuloſigkeit exemplariſch zu beſtrafen. Ein noch viel größeres Heer drang daher in die ſüdlichen Länder ein; nachdem die Nomaden nach ihrer Art große Verheerungen angerichtet und Tauſende von Landleuten ermordet, glaubten ſie des Triumphes gewiß zu ſeyn. Doch derſelbe Feind, das Dſchongelfieber, welches die frühere Armee dahingerafft, erſchien im Lager, und große Maſſen wurden in ſehr wenigen Tagen

hinweggerafft. Dieß gab den feigen Einwohnern neuen Muth; ſie verſammelten ſich in großer Zahl, und erſchlugen den ſiechen Feind, wo ſie ihn auch antrafen. Der Verluſt war ſo groß, daß der Prinz ſich glücklich ſchätzte endlich mit dem Ueberreſte ſeines Heeres chineſiſchen Grund und Boden zu erreichen. — Die Entſchloſſenheit des Chan aber wurde durch neuen Verluſt nur noch vermehrt, und er beſtand auf der Austilgung jener ganzen Nation, wenn ſie ſich nicht ſeinem Scepter unterwerfen wollte. Von dieſem tollen Unternehmen brachte ihn ſein ſehr tüchtiger und ſtaatskluger Sohn ab, während ein chineſiſcher Staatsmann eine große Abhandlung ſchrieb, um zu zeigen, wie wenig man von dieſen fremden Eroberungen Nutzen ziehen könnte. In der Folge ſandte der König von Cochinchina eine große goldene Bildſäule, und wurde dem Scheine nach ein Vaſall des Hupilai.

Mit Java und den Inſeln in der Nähe hatten die fleißigen Chineſen bedeutenden Handel getrieben. — Hupilai, ein freiſinniger Herr, begünſtigte ſolche Unternehmungen. Einer ſeiner Diener ging ſelbſt dorthin, um vielleicht Perlen und andere koſtbare Dinge für ſeinen Monarchen zu kaufen, wurde aber ſehr ſchändlich von dem Landesfürſten behandelt. Sogleich befahl der Kaiſer daß ſich 30,000 Mann nach jener Inſel einſchiffen ſollten, welche auch wirklich dieß herrliche Land erreichten. Der Radſcha fand ſich ſehr willig den Vorſtellungen des Chan zur Unterwerfung Gehör zu geben, erſuchte aber ſeine Gäſte ihm zur Ueberwindung eines gefährlichen Gegners beizuſtehen. Dazu verſtanden ſich die kriegeriſchen Mongolen ſehr gern, und zogen beinahe mit ihrer ganzen Macht hinweg, um dem Heere ihres neuen Verbündeten zum Siege zu verhelfen. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als ſie die Schlacht ganz allein ſelbſt zu liefern hatten und gegen eine ungeheure Anzahl von Feinden den größten Theil ihrer bravſten Krieger verloren. Ihnen blieb jedoch der Sieg, triumphirend beſtanden ſie nun auf der Erfüllung der Verſprechungen, welche ihnen der Fürſt gemacht. Allein wie ſehr verwunderten ſie ſich, als dieſer, anſtatt ihre Wünſche zu erfüllen, ſie tapfer zu Waſſer angriff, viele ihrer Junken vernichtete, und die ganze Flotte von den Ufern der Inſel hinwegjagte. So zogen daher die Tataren mit den ſchwachen Ueberbleibſeln nach der Heimath zurück und lieferten einen doppelten Beweis, daß Hupi-

lai nicht zum Herrſcher des Südens beſtimmt ſey. Wie würden ſich jene Gegenden umgeſtaltet haben, hätte die chineſiſche Regierung dort feſten Fuß gefaßt, und ihre Pläne in Ausführung bringen können! Dieß jedoch war nicht der Wille des Höchſten; aber Cultur und der Handel waren in den Händen der chineſiſchen Coloniſten, welche bis auf den jetzigen Tag die Seele des Verkehrs und aller Induſtrie in jenen Ländern ſind.

Das Beſtehen der Formoſas und der Liéukiéu-Inſeln wurde gerade damals dem Kaiſer kund gemacht. Er dachte, es würde ſehr leicht ſeyn, ſich dieſer Länder zu bemächtigen; daher befahl er einem ſeiner Diener, welcher mit den Einwohnern bekannt war, dorthin mit einer Flotte zu gehen und in ſeinem Namen Beſitz davon zu nehmen, um ſich über die Nichteroberung Japans zu tröſten. Dieſer Mandarin ſtarb aber unglücklicherweiſe, und ſo unterblieb auch dieſes Unternehmen.

Von größerer Bedeutung und viel erfolgreicher war der Zug nach Birma. Der König dieſes Landes hatte von den Schaaren der Mongolen, welche ſich an den Gränzen des Landes niedergelaſſen, gehört, und war daher ſehr ernſtlich bemüht, dieſe unwillkommenen Gäſte, ehe ſie in ſeine Staaten eindrängen, zurückzuſchlagen. Ein tapferer General ſtand an den Gränzen und ſah furchtlos die unzählbaren Feinde herannahen. Die ſtarken Elephanten mit ihren Begleitern auf kleinen Thürmen jagten den mongoliſchen Roſſen große Furcht ein, und ſo waren die Reiter genöthigt ihre Pferde in einem Walde anzubinden und zu Fuß den großen Thieren entgegenzugehen. Sie empfingen ſie mit einem Hagel von Pfeilen, welcher die Ungeheuer in Wuth ſetzte. Anſtatt daher vorwärts zu ſchreiten, warfen ſie ſich auf ihre eigenen Truppen, und flohen nachher vor Schmerz in einen Wald, wo die birmaniſchen Soldaten, die auf ihren Rücken waren, von den Zweigen heruntergeſchleudert wurden. Nun faßten die Mongolen neuen Muth, tödteten viele aus Awa, und gewannen nach ungeheurem Verluſt die Schlacht. Die Kunde des Sieges langte in der Hauptſtadt an, gerade als Hupilai durch eine Menge von Unglücksfällen äußerſt daniedergeſchmettert war. Sein Heer zog in die birmaniſche Reſidenz ein und eroberte das ganze Land, welches auch der chineſiſchen Monarchie einverleibt wurde. Die Gräber der Fürſten ſowohl, obgleich vergoldet, als

die Pyramiden in der Nähe der Tempel, ließ man unbeſchädigt und betrug ſich überdieß mit ſehr großer Schonung. Der König von Bengalen hatte ſich unterdeſſen in dieſen Streit eingemengt; da man aber von der Strafe welche Hupilai ihm widerfahren ließ, nichts Näheres gehört hat, ſo können wir dieſe Erzählung bloß erwähnen, ohne ſie weiter zu berückſichtigen. Der Fürſt von Birma hatte ſich unterdeſſen auf eine Junke gerettet. Ungeachtet des geringen Erfolges der Unternehmungen im Süden waren die Inſulaner doch in ſolche Furcht geſetzt, daß zehn Radſchas ohne weiters ihre Geſandten mit Tribut an den kaiſerlichen Hof abfertigten, und dafür auch ſehr große Freiheiten im Handel erhielten. Hupilai war ſehr ſtolz. Als er dieſe ſchwarze Menſchen mit den Samojeden und Tunguſen des Eismeers, welche ihm auch durch Abgeordnete ihre Huld darbrachten, zuſammen erblickte, floß ſein Herz vor Freude über; denn er hatte mehr als jeder Eroberer gethan und den Norden und Süden Aſiens in Berührung gebracht.

2. Empörungen. Durch den Krieg war das Volk ſehr mitgenommen worden und der Haß gegen die Mongolen aufs höchſte geſtiegen. Es bedurfte daher nur einer geringen Veranlaſſung, um das glimmende Feuer zur lodernden Flamme anzufachen. Ueberdieß waren die meiſten und angeſehenſten Behörden Fremde, mit dem chineſiſchen Volksgeiſte ganz unbekannt, und dabei nicht allein von ihren Unterthanen gehaßt, ſondern auch als Mohammedaner mit Verachtung und Groll gegen die abgöttiſchen Untergebenen erfüllt. Die Abgaben, welche auf die ausgeſogene Nation fielen, waren ungeheuer, und die Erpreſſungen ohne Ende. Unter ſolchen Umſtänden war es durchaus nicht zu verwundern daß die Volksfreunde und Anhänger der Song mit der größten Leichtigkeit Schaaren von Unzufriedenen an ſich zogen, und ſich ſehr tapfer wider die Regierung vertheidigen konnten. Der Hauptſitz dieſer Unruhen war Fokien und Kuangtong. Dort herrſchte Wohlſtand und Handel; die Einwohner waren fern vom Regierungsſitze und fühlten ſich daher im Stande ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Der Rädelsführer in Fokien machte auch ſehr große Fortſchritte, bis ein großes Heer von den alten Siegern ihm entgegengeſchickt wurde. Dieſem konnte er nicht widerſtehen; noch aber beſaß er ſehr große Macht; um allen

weitern Folgen des Aufruhrs vorzubeugen, ernannte man ihn zu einer hohen Stelle. Hier verhielt er ſich auch eine Zeit lang ruhig; bald aber zogen ihn Ehrgeiz und Vaterlandsliebe wieder in den Strudel der Politik; er ſtellte ſich zum zweitenmal an die Spitze der Mißvergnügten und vertheidigte ihre Anmaßung bis zur Todesſtunde. Aehnlichen Widerſtand fand man überall; allein die Macht des Herrſchers und vorzüglich ſeine geübte Reiterei unterdrückte ſehr bald die zahlreichſten Haufen der Inſurgenten. Man machte ſich jedoch nicht der Grauſamkeit bei dieſer Gelegenheit ſchuldig, ſondern bemühte ſich auf dem Weg der Güte die Gemüther zu beſänftigen, und ſie der neuen Ordnung der Dinge günſtig zu machen. Dabei fehlte es auch nicht an ernſten Vorſtellungen der Mandarine neue Verbeſſerungen einzuführen und ſo viel möglich alles nach dem Styl des Kongfutſe einzurichten, was jedoch unter veränderten Umſtänden unmöglich war.

Hupilai ſuchte auch die zahlreichen Nachkömmlinge der Song an ſich zu ziehen, beſchenkte ſie reichlich, gab ihnen Aemter in der Nähe der Hauptſtadt, und behandelte ſie mit ſehr großem Edelmuth. Als man ihm berichtete, daß noch viele Prinzen von Geblüt in der Nähe Schaohings lebten, welche die Liebe des Volkes genöſſen und ihm leicht gefährlich werden könnten, ließ er ſie dennoch im Beſitz ihrer Ehre und wollte durchaus nicht als ein ſtrenger Herr gegen ſie erſcheinen. Ein Bonze, welcher vom Hofe kam, hätte in der Nähe faſt Urſache zu einem großen Aufſtande gegeben. Er ging nämlich zu den Gräbern der Ahnen der Song, öffnete ſie und nahm aus allen die Koſtbarkeiten heraus, welche man dort ſeit Jahrhunderten verſcharrt hatte, indem er einen Befehl vom Hofe vorſchützte. Nachher baute er mit den Knochen eine Pyramide, miſchte aber viele Thiergebeine darunter, und gab dadurch ein ſolches Aergerniß daß das Volk ihn, wenn es möglich geweſen wäre, in Stücke zerriſſen hätte.

Hupilai bewachte den abgeſetzten Kaiſer Kongtſong mit außerordentlicher Strenge. Allein eine Thronveränderung fürchtend wollte er ihn nicht länger am Hofe behalten, ſondern ſandte ihn nach Tibet, um dort, wie er vorgab, den Schamanismus zu ſtudiren. Die Mandarine, über die Behandlung ihres vorigen Oberherrn mit Zorn und Gram erfüllt, erklärten daß dieß die größte Erniederung ſey, welche man dem gefallenen Monarchen

hätte widerfahren laſſen können. Allein der Fürſt ſelbſt war gleichgültig über ſein Loos und vergnügt mit dem Genuſſe gegenwärtiger Ergötzung, ohne ſelbſt ſich ſeines vorigen hohen Standes zu erinnern; er lebte recht gemächlich in einem der Klöſter, und vergaß Land und Leute in Betrachtung des unendlichen Nichts, von dem die Prieſter ihm verſchwatzten.

Die Unruhen in China waren gar nichts im Vergleich mit den Ereigniſſen in der Tatarei. Wenn man bedenkt daß die mongoliſchen Häuptlinge ein großes Harem hielten und gewöhnlich eine unzählige Menge von Kindern hinterließen; daß die Erbfolge ſehr unbeſtimmt blieb, und die Krone oft, wie in Polen in frühern Zeiten, dem würdigſten der Prinzen, nach dem Urtheile der verſammelten Großen, aufgeſetzt wurde: ſo iſt es erſtaunlich daß ſo wenig Streitigkeiten wegen der Erbfolge unter den Gliedern des Hauſes der Herrſcher ſtattfand. Während der langen Regierung des Hupilai ſahen ſeine nächſten Verwandten, daß er ſich ganz den Chineſen anſchmiegte und die Sitten der Tataren vernachläſſigte. Daher konnte ſein Oheim Najan, welcher die verweichlichten Sitten des Kaiſers ſeinen rohen Landsleuten vorhielt, ſehr leicht Eindruck machen, und ſchnell verſammelte ſich ein bedeutendes Heer von Anhängern, welches ſeiner Herrſchaft den Untergang drohte. Hupilai hielt es für unumgänglich nothwendig ſelbſt mit den Truppen ins Feld zu ziehen und den Empörern wacker die Spitze zu bieten. Die Erzählung die uns Marco Polo von der Schlacht macht, bei welcher er ſelbſt zugegen war, iſt ohne Zweifel die wahrſte, und wir ziehen ſie daher der chineſiſchen Beſchreibung vor. In ſehr kurzer Zeit hatte der Chan ein ziemlich großes Heer verſammelt, ohne jedoch im Stande zu ſeyn von den Provinzen, wo die Mongolen in Garniſon lagen, die Truppen zu berufen. Mit dieſer Armee nahte er mit großer Stille ſeinem Feinde, welcher wegen der Schnelligkeit ſeiner Märſche von ſeiner ſehr nahen Ankunft nicht unterrichtet war. Als beide Heere nun einander zu Geſicht bekommen, ließ Hupilai erſt die Wahrſager fragen, ob ſein Angriff erfolgreich ſeyn werde. Als man dieß nach Unterſuchung verſchiedener Zeichen ſehr natürlich bejahte, und ſeine Krieger nun zwei Tage ruhig ſich verhalten hatten um von ihren großen Anſtrengungen ſich zu erholen, gab er den Befehl zum Angriff. Er ſelbſt ritt auf einem präch-

tigen Elephanten mit den kaiſerlichen Panieren, die Soldaten zum verzweifelnden Kampfe ermunternd. Erſt ſchoß man Pfeile in ungeheurer Menge ab; dann kam man ins Handgemenge mit der Lanze und endlich mit der Keule, wodurch ganze Haufen Erſchlagener aufs Schlachtfeld geſtreckt wurden. Najan war auf dieſen unerwarteten Angriff durchaus nicht gefaßt, und entwand ſich am Morgen der Schlacht den Armen einer Buhlerin, um den unwiderſtehlichen Kaiſer mit Spieß und Reiter zurückzuſchlagen, zugleich ſehr bedauernd, daß ſein Verbündeter, Kaidu, ihm nicht eher zu Hülfe gekommen. Allein ſeine Anhänger widerſtanden wacker den Fahnen des Hupilai, und lange war die Schlacht unentſchieden. Najan hatte das Kreuz, dem er oberflächliche Huld leiſtete, vor ſeinem Heere hertragen laſſen, und dieſem folgend, glaubte er ſich des Sieges gewiß, zumal da ſeine Truppen ihn herzlich liebten und ſehr gern ihr Blut für einen ſo gütigen Herrn verſpritzten. Allein der Ausgang des Treffens war nicht wie man erwartete; nachdem Tauſende im Streit der Fürſten ihren Tod gefunden, wurde Najan gefangen, zwiſchen zwei Teppiche geſteckt und ſo lange umhergeſchüttelt, bis er ſeinen Geiſt aufgab. — Hupilai kehrte nun nach der Hauptſtadt zurück, wo er die reichſten Belohnungen ſeinen Generalen zollte, prächtige Feſte veranſtalten ließ, und ſelbſt der Chriſten nicht vergaß, obgleich ſich ſein Nebenbuhler äußerlich zu ihrer Religion bekannt.

Zwar hatte der Rädelsführer ſeine Verwegenheit mit dem Tode gebüßt, aber noch glühte der Haß gegen den nun als chineſiſchen Kaiſer, nicht als Chan der Mongolen betrachteten Hupilai. Schnell fanden ſich andere Schaaren von Unzufriedenen, die eine ſehr drohende Stellung annahmen. Dießmal wollte der des Krieges müde Fürſt ſie nicht mit Gewalt der Waffen zur Unterwerfung zwingen, ſondern ſandte den Thronerben Timur, einen gütigen Prinzen, um ſie durch Liebe und Zutrauen wieder zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Hierin war er ſehr glücklich; er ſtellte bald Ruhe und Frieden her, ohne im geringſten Blut zu vergießen. Sobald er ſich aber mit ſeinem Heere zurückgezogen, wurde der berühmte General Pejen zum Statthalter der Mongolei ernannt, entkam aber mit ſehr genauer Noth mit ſeinem Leben; denn die Tataren hielten ihn für den ſtärkſten Parteigänger

des verhaßten Chan und wollten ihn ermorden. Er unternahm beinahe nichts gegen die Feinde der öffentlichen Ruhe, obgleich er hernach eine ziemlich große Armee zuſammenbrachte, ſo daß er in den Verdacht kam, es mit den Empörern zu halten. Der Kronprinz nahm daher wieder ſeine Stelle ein; um aber den alten Krieger nicht zu beleidigen, machte man ihn zum erſten Miniſter, und wie ein zweiter Wellington ſollte er nun auch das Reich regieren.

3. Verwaltung. Nach der Ueberwindung des chineſiſchen Volkes fand ſich der Kaiſer genöthigt ihm dieſelbe Verfaſſung zu geben, wie ſie das Land vorher gehabt. Sein großes Beſtreben war, ſich mit allen Theilen der Verwaltung bekannt zu machen. Daher ſparte er weder Koſten noch Mühe, um alle Zweige recht gründlich zu verſtehen. Dieß war ohne Zweifel vortrefflich; allein die Theorie iſt noch nicht Praxis, und ſo beging Hupilai oft große Fehler, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Er hatte überdieß Tauſende von verdienſtvollen Officieren, die er verſorgen mußte, und nun machte er ſie zu Civilbeamten. Sie waren aber meiſtens Fremde, viele unter ihnen Muhammedaner, welche mit unerhörter Strenge regierten und dem Volke ſehr drückend wurden. Der Haß der Nation erhielt dadurch immer neue Nahrung; daher fehlte es auch nicht an orthodoxen chineſiſchen Gelehrten, die ſich zurückgeſetzt fanden und das Feuer der Zwietracht anſchürten. Dabei gab es nun noch im ganzen Lande viele Fürſten des Geblütes und berühmte Häuptlinge, welche ſich alle mit dem Marke der Nation nährten und einen ungeheuern Koſtenaufwand nöthig machten. Nimmt man noch dazu die Kriege welche Hupilai führte, und ſeinen Geiz welcher nie geſättigt werden konnte, ſo müſſen wir uns nicht wundern, wenn dieſer ſo große Mann ſich ſehr unerlaubter Mittel bediente um ſeine Schätze zu vermehren. Ein chineſiſcher Staatsmann rieth daher ſich des Seehandels, welcher in Tſiuentſchéu getrieben wurde, zu verſichern, und es ſo zu lenken daß ein Drittheil des Gewinnſtes dem Kaiſer anheimfalle. Ueberdieß ſollte auch der Verkehr mit der Mongolei ein Alleinhandel werden, ſo daß der Hof bedeutende Summen von den Gütern, welche dort hingeſandt oder zurückgebracht wurden, an ſich ziehen konnte. Dieſer Vorſchlag gefiel Hupilai außerordentlich, und er berechnete ſchon

im voraus welch ungeheure Summen ihm durch ſolche Anordnungen erwachſen würden, als der Erfinder dieſes Planes, von der erzürnten Menge zerriſſen und der Wuth des Volkes überlaſſen, in eine Cloake geworfen wurde.

Doch fand Hupilai, ungeachtet der ſchändlichen Behandlung dieſes Officiers, mit welchem alle großen Erwartungen des Reichthums zu Grunde gingen, eine unerſchöpfliche Mine in der Anordnung eines Papiergeldes vom kleinſten zum höchſten Werthe. Unter gewiſſen Umſtänden nahm die Regierung dieſe Münze wieder ein; war das Papier aber durch den Gebrauch abgenützt und mußte es wieder für neue Stücke ausgetauſcht werden, ſo verlor der Beſitzer zwei Procent. Todesſtrafe war auf die Weigerung geſetzt, dieſe Schuldſcheine für baares Silber anzunehmen. Wenn fremde Kaufleute nach der Hauptſtadt kamen, machte der Chan von ihren Waaren eine Auswahl und bezahlte ſie mit dieſem Gelde. Ein ſolcher Curs war für den Kaiſer natürlich ſehr vortheilhaft, und das Land wurde dadurch mit Noten überfüllt, während die edlern Metalle in den Schatzhäuſern des Oberherrn unbenützt liegen blieben. Hupilai war zu geizig, um den ungeheuren Schaden, welchen er dergeſtalt dem Reiche zufügte, einzuſehen. Sein größtes Vergnügen beſtand in dem Anblicke ſo vieler Haufen von Gold, Kiſten voll Perlen, und ganzer Gemächer voll Silber, welche er alle ſein eigen nennen konnte. Der große Geldmangel unter dem Volke und die traurigen Auftritte welche bei der Auswechſelung der Schuldſcheine ſtattfanden, rührten ihn nicht.

In anderer Hinſicht war der Chan ſehr freigebig. Die Erbauung des großen Canals, wodurch der Verkehr des Südens mit der Hauptſtadt befördert wird, verdankt man theilweiſe ſeinem Unternehmen, und er kümmerte ſich wenig um die Koſten; denn er berechnete den großen Nutzen, welcher aus der Vollendung des großen Werkes entſprießen würde. Beim Antritt ſeiner Regierung verwendete er auch ſehr große Summen, um die Quellen des gelben Fluſſes ausfindig zu machen. Der Grund war theils Wißbegierde, theils ſein ernſter Wunſch den verwüſtenden Ueberſchwemmungen dieſes Stromes Einhalt zu thun. Unter Hupilai's Verwaltung wurde ein Geſetzbuch geſammelt, welches an Gediegenheit die vorigen Arbeiten unter den chineſiſchen Kaiſern

bei weitem übertraf. Im Ganzen genommen war die Verwaltung des Chan kräftig, und die Ausführung ſeiner Befehle ſtreng und ſchnell; daher konnte er viel Gutes ſtiften, welches den ſaumſeligen Kaiſern China's nie in den Sinn gekommen. Viele der Officiere, welche er am Hofe verſammelt, waren treffliche Leute; da ſie überdieß mit den Einrichtungen des Weſtens wohl bekannt waren, vererbten ſie manche herrliche Verordnung aufs himmliſche Reich.

Der Monarch bewunderte die Treue, mit welcher einige chineſiſche Staatsmänner dem gefallenen Kaiſer im Unglücke anhingen. Vergebens aber bemühte er ſich, ſie auf ſeine Seite zu bringen. Belohnungen, hohe Aemter und Verſprechungen hatten nicht den gehofften Erfolg. Einer hielt es für die größte Ehre, nachdem er alle Anerbietungen ſtolz von ſich gewieſen, unter dem Beile des Henkers zu ſterben und bis zum letzten Augenblicke ſeinem alten Herrn getreu zu bleiben.

Hupilai ſelbſt war in der Auswahl ſeiner Miniſter ſehr unglücklich. Ahama (Achmed), ein Mohammedaner, war geraume Zeit im Beſitz aller wichtigen Aemter geblieben, und ſein Herr war mit ſeiner Verwaltung ſo zufrieden, daß die mächtigſten Gegner ihm nichts anhaben konnten. Er war überdieß mit den mächtigſten Familien verbunden, daher konnte man einen ſolchen Mann nicht ſtürzen. Ein Wüſtling von Natur, ſuchte er die ſchönſten Dirnen auf, entriß Gattinnen den Armen ihrer Männer, Töchter den Müttern, Schweſtern den Gebrüdern, um ſie in ſeinem Harem zu verſammeln. Seine Söhne waren mit ſehr hohen Aemtern bekleidet, und alle die Macht und der Reichthum welcher ſolchergeſtalt erworben war, fiel der Familie des Achmed anheim. Frech und unverſchämt beging er die größten Schandthaten, und gab ſich ſelbſt das Anſehen eines Reichsverweſers, da er die höchſte Gewalt in Händen hatte. Ein chineſiſcher Großer, welchen er durch die Schändung ſeiner Frau tief beleidigt, ſann endlich auf Rache und benützte die Abweſenheit des Kronprinzen und des Kaiſers von der Hauptſtadt, um ſeinen Plan auszuführen. Zu dieſem Ende brachte er eine Verſchwörung zu Stande, die auf die Ermordung aller Fremden in der Reſidenz abzielte. Spät in der Nacht noch eilte er in den Palaſt des Gewaltigen, brachte ihn dort durch Verſtellung in ſeine Gewalt

und hieb ihn ſogleich nieder. Allein der Anführer der Leibwache war Zeuge von dieſem Vorfall geweſen und ſchoß den Thäter ſogleich mit einem Pfeile nieder, während alle Schuldigen durch die Mongolen ergriffen und bald darauf unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet wurden. Nachdem alles ruhig war, kehrte Hupilai nach der Reſidenz zurück, ſeinen Liebling betrauernd; allein wie groß war ſein Erſtaunen, als bei näherer Unterſuchung die Unthaten des Günſtlings zu Tage kamen, und man entdeckte daß er die Todesſtrafe in hohem Grade verdient. Daher wurden Achmeds ſchätzbare Güter eingezogen, alle ſeine Schätze dem Chan überliefert und ſein Leichnam auf die Straße geworfen, um vom Pöbel zertreten zu werden. Diejenigen ſeiner Verwandten und Söhne, welche an ſeinem boshaften Treiben Theil genommen, wurden lebendig geſchunden. Der Islamismus erhielt bedeutende Einſchränkungen, und die Officiere, welche dieſen Glauben angenommen hatten, wurden mit argwöhniſchen Augen bewacht. Der Chan konnte ſich jedoch nicht mit den Kleinigkeiten der Verwaltung befaſſen, und zog in ſeinem Alter ein ruhiges Leben vor; daher war kaum ein Miniſter geſtürzt, als ſchon ein zweiter wieder alle Gewalt in Händen hatte. Der Name dieſes Mannes war Sangko. Geiz war ſein vorherrſchendes Laſter; er ſog das Land aus und machte ſich durch ſeine Habſucht ſehr viele Feinde. Endlich ermuthigte ſich ein Großer im Gefolge des Monarchen, den Kaiſer zu erſuchen, dieſen ſchändlichen Diener vom Hofe zu entfernen. Darüber war Hupilai ſo entrüſtet, daß er dem unglücklichen Rathgeber ſogleich eine Menge Backenſtreiche zu geben befahl, bis das Blut aus ſeinem Munde herausſtrömte. Nachher aber überzeugte ſich der Monarch ſelbſt von Sangko's Schändlichkeit, und gab dann dem, der auf ſeine Entfernung angetragen, Recht, während er zu gleicher Zeit ſeinen ungetreuen Diener wegſandte. Der letzte Große, welcher am Ende ſeines Lebens das Steuerruder des Staates führte, war der General Peſen; zu alt um etwas Außerordentliches zu unternehmen, und überdieß mehr zur Führung des Degens als der Feder geſchickt.

Kriege, Hungersnoth und Flucht ſcheinen Myriaden von Chineſen hinweggerafft zu haben; denn als man das Volk zählte, fand man nur 13,816,206 Familien, welche Tribut bezahlten.

Dieß war eine weit geringere Anzahl, als die Bevölkerung unter der Songdynaſtie. Vielleicht aber entzogen ſich die Bürger ihre Namen aufs Papier zu ſetzen, aus Furcht, Kopfgeld bezahlen zu müſſen. Hupilai hatte erſt feierlich verſprochen, daß die kleineren Abgaben, womit das Volk unter den Songkaiſern bedrückt war, alle abgeſchafft werden ſollten; nachher aber fand er ſich genöthigt ſein gegebenes Wort zu brechen, und das Geld doppelt zu fordern. Dieß gab nun wieder Grund zu bedeutenden Unruhen und Mißverſtändniſſen. Sobald Erdbeben und Ueberſchwemmungen einfielen, ſchien der Kaiſer in ſich zu gehen und alle ſeine Fehler wieder verbeſſern zu wollen; ſobald aber die Noth vorüber war, ging alles in ſeinem alten Geleiſe wieder fort. Um aber das Volk in Ruhe zu halten, hatte man ſehr große Lager der Mongolen in der Nachbarſchaft der großen Städte aufgeſchlagen, ſo daß die Krieger bei der geringſten Bewegung bereit ſtanden, über die Empörer herzufallen. Die Soldaten wurden aber ſehr ſchlecht bezahlt; ſie mußten daher Gewerbe und Handel treiben, um ihren Unterhalt zu verdienen.

Hupilai war ein Freund der Sternkunde; ihm verdankt dieſe große Verbeſſerungen, die jedoch von den Arabern eingeführt wurden, welche bis zur Regierung der Mantſchuren ihren Platz als kaiſerliche Aſtronomen behaupteten. In religiöſer Hinſicht war der Kaiſer den Chriſten ſehr gewogen, gab ihnen bedeutende Vorrechte, bekannte ſich aber nicht zu ihrem Glauben, und wollte durchaus nicht dem Kreuze Ehre erweiſen. Er rief aber oft die Bekenner dieſer Religion vor ſich, verſprach ſelbſt ſich zu bekehren, wenn der Papſt ihm eine Anzahl von Miſſionären zuſenden wollte, die Wunder verrichten könnten; und da Marco Polo mit ſeinem Oheime ſelbſt große Beweiſe von Talent gegeben, wünſchte er immer ſolche ausgezeichnete Leute des Weſtens um ſich zu haben. Ueber den Mohammedanismus ſprach er ſich nie aus, obgleich er die freie Ausübung in allen Theilen ſeines Landes geſtattete. Er war aber ein wirklicher Verehrer des Schamanismus, ein Heide im vollſten Sinne des Wortes, was uns bei einem ſolchen Denker wirklich wunderlich vorkommen muß. Mit Paſepa ,einem Tibetaner, der ein Prieſter von ſehr großem Talente war, hatte er beſtändig Umgang und erhob ihn zu den höchſten Ehrenſtellen. Die Rationaliſten verfolgte er und zer-

ſtörte ihre Tempel. Das Gemüth des Hupilai war aber viel zu weltlich, um ſich je ernſtlich um Religion zu bekümmern. Seine Duldung iſt lobenswerth; hätte er nicht den Buddhaiſten gefallen wollen, ſo würden die Prieſter des Tao auch ohne Schaden davon gekommen ſeyn.

Unglücklich war Hupilai mit ſeinen Miniſtern, glücklich mit ſeiner Gattin, einer liebenswürdigen, ihm ganz ergebenen Frau, welche ihm immer ſehr guten Rath gab, und erfolgreich ihn unter Mühen und Unannehmlichkeiten tröſtete. Sie verwendete ſich ernſtlich für die abgeſetzte Kaiſerfamilie und erleichterte ihre Lage, konnte jedoch nie die Bewilligung zu ihrer Rückkehr nach Hang-tſchéu erhalten. Ihr Troſt war dennoch, Balſam in die Wunden der Leidenden gegoſſen zu haben. — Unter den zwanzig Söhnen, welche der Chan mit ſeinen vier Weibern zeugte, war der Thronerbe Tſchingkin (Tſchinggis) der ausgezeichnetſte. Er hatte die größte Ehrfurcht für die chineſiſchen Claſſiker, liebte das Volk aufrichtig, half den Armen, unterſtützte jedes edle Unternehmen, rieth vom Krieg ab und empfahl alle friedlichen Gewerbe; allein er ſtarb, ehe er Beweiſe ſeiner Thatkraft ablegen konnte.

4. Perſönliches Leben. Hupilai war ein großer Freund der Pracht, ſowohl in Gebäuden, als in Kleidung, öffentlichen Gaſtmählern, in der Jagd und in allen ſeinen Handlungen. Er hatte ſeine Reſidenz zu Jenking errichtet, dem jetzigen Peking, damals von den Mongolen Kanbalu genannt. Dort baute er einen Palaſt, welcher viele Meilen im Umfange hatte und eine Stadt in ſich ſelbſt war. Innerhalb der Gemäuer waren herrliche Gärten und die ſchönſten Anlagen, um dem Ganzen das Anſehen eines Paradieſes zu geben. Der grüne Berg, von Menſchenhänden errichtet — denn die ganze Umgegend iſt eine Ebene — hatte vorzüglich prächtige Bäume, die von den entfernteſten Strecken des Landes herbeigebracht wurden, um die Gegend zu verſchönern. Innerhalb des Palaſtes waren die ungeheuren Schätze des Chan, ſein ausgedehntes Harem, wozu das ganze Land die Schönen herzuſenden hatte, die Wohnungen der Prinzen und Prinzeſſinnen und einer Anzahl von Verſchnittenen, die während der folgenden Regierungen die Plage des Hofes wurden. Außerdem beſaß Hupilai verſchiedene Sommerpaläſte

in der Tatarei und dem nordweſtlichen China, wo die Kunſt, unterſtützt mit großem Geldaufwande, ihr Möglichſtes that um ein irdiſches Elyſium zu ſchaffen. Die Gaſtmähler wurden oft öffentlich gehalten, und der Chan war dann in Geſellſchaft der Kaiſerin der freundlichſte und liebenswürdigſte Herr. Die Großen brachten gleichfalls ihre Gemahlinnen mit ſich und ließen es ſich herrlich ſchmecken. Große Gefäße, mit Branntwein angefüllt, wurden in die Mitte des Saales hingeſtellt. Aus dieſen ſchöpfte man mit großen goldenen und ſilbernen Pokalen für die Gäſte, welche oft betrunken den Tiſch verließen. Allein dieß war kein Verbrechen, und Hupilai ſebſt ſcheint nicht immer nüchtern geblieben zu ſeyn. Wenn er in Staatskleidung erſchien, ſtarrte alles von Gold und Edelgeſteinen, dem Raub ſo vieler Länder und Reiche. Nichts war prächtiger als die Jagden, welche mehr einem Heerzuge glichen. Bei dieſen Vergnügungen konnte der Herrſcher ganze Monate in den Steppen Aſiens verweilen, ohne je in den Anſtrengungen, welche eine ſolche Lebensweiſe erforderte, zu erſchlaffen. Darüber vergaß er Regierungsſorgen und Leiden, und wenn er mit ſeinem Falken auf der Hand ins Gebirge oder an den Flüſſen hinritt, war er entzückt, wenn er einen Kranich erblickte, und freute ſich wie ein Kind über den Fang. Er verlor jedoch dadurch viel Zeit und mußte daher die Regierung ſeinen Miniſtern überlaſſen. — Wohlthätigkeit gegen die Armen in ſehr großem Maße, Freundlichkeit und Fürſorge für ſeine Unterthanen die durch Unglücksfälle gelitten, Herablaſſung gegen ſeine Diener, und Fröhlichkeit unter Beſchwerden und Unannehmlichkeiten waren ausgezeichnete Charakterzüge dieſes Fürſten.

Der Chan war mit einem durchdringenden Geiſte begabt. In ſeiner Jugend arbeitete er unaufhörlich; was er anfing, gelang, und ſein Urtheil war immer richtig. Nachher arbeitete er nicht mehr ſelbſt, ſondern überließ es Hofleuten ihre Plane ſeinem Beifalle zu unterwerfen. War Hupilai nicht durch Eigennutz verblendet, ſo handelte er immer ſehr gerade und gerecht. Er war ein Freund aller großartigen Unternehmungen, aller Einrichtungen, welche bleibendes Glück dem Lande verſprachen; er war edel in Wort und That. Wenn wir ihn daher unter die großen Fürſten China's zählen, ſo können wir ihn dennoch nicht

Karl dem Großen gleichſetzen, und ſeine vortrefflichen Eigenſchaften ſind viel geringer als die eines Napoleon. Hätte er dieſelbe Bildung wie Alexander beſeſſen, ſo würde er gleich wohlthätig für die Nachwelt gewirkt haben; allein er war ein Barbar, der, gerade der Rohheit entkommen, das Aeußerſte that ſich die Vortheile der Bildung zuzueignen. Mit dem Maßſtabe europäiſcher Civiliſation dürfen wir ihn daher nicht meſſen. Hätte er alle ſeine Wünſche erreicht, ſo würde er ganz Aſien erſchüttert haben, um es für den Samen des Guten empfänglich zu machen; er hätte ſelbſt China für den Empfang des Guten vorbereitet. Allein bei ſeinen fehlgeſchlagenen Hoffnungen hinterließ er ein erſchöpftes Land, voll unzufriedener Einwohner, auf dem Punkte das Joch ſeiner Landsleute abzuſchütteln. Er war es, der ſeiner Dynaſtie den Namen Juen beilegte, und als Stammvater der folgenden Fürſten den Titel Schitſu in der Walhalla trägt. Von ſeinen Thaten und Unternehmungen iſt jetzt kaum die geringſte Spur übrig.

Wie viel größer war der friedliche Penn, deſſen herrliche Stadt Philadelphia und blühende Provinz Pennſylvanien noch von dem chriſtlichen Geiſte zeugen, welcher in dieſem Manne war.

Die zweite Gemahlin des Hupilai überlebte ihn. Sie war eine vorzügliche Frau, welche das Volk innig liebte. Als die Geldnoth ſehr bedeutend wurde, leiſtete ſie freiwillig auf ihr Einkommen Verzicht und lebte als eine Privatperſon, damit die Unterthanen nicht bedrückt würden. Den Bonzen war ſie ſehr ergeben, und hatte dem Buddha zu Ehren einen großen Tempel in einer entlegenen Provinz gebaut. Dahin wollte ſie auch eine Wallfahrt machen; allein die Miniſter riethen ihr davon ab, da die Reiſe dem Volke, durch deſſen Land ſie gegangen wäre, ungeheure Koſten verurſacht hätte. Daher ſtand ſie von der Ausführung dieſes Lieblingsplanes ab.

Der Thronerbe war noch in der Tatarei als Hupilai ſtarb (1294). Daher entſtand ein ſehr großer und langer Streit unter den Prinzen des Geblütes, wer das Scepter führen ſollte. Da Viele Anſpruch auf die Krone machten, und ein Interregnum von drei Monaten ſtattfand, ſo würde es ohne Zweifel zu ſehr blutigen Auftritten gekommen ſeyn, wäre der alte hundertäugige Pejen, welcher noch erſter Miniſter war, nicht mit dem Schwerte

in der Verſammlung der Großen vorgetreten. Auf einer allgemeinen Reichsverſammlung erklärte er daß Timur, der Sohn des frühern Thronerben, von dem verſtorbenen Fürſten zum Nachfolger beſtimmt ſey, und daß alle Widerſacher entweder ſchweigen oder die Schärfe ſeines Degens fühlen ſollten. Nach dieſer Rede waren die Anweſenden äußerſt bereitwillig, ſeinen Wünſchen Gehör zu geben. Glücklicherweiſe kam Timur an, bemächtigte ſich ſogleich des Regiments und wurde in der Folge unter dem Namen Tſchintſong in der Walhalla der chineſiſchen Kaiſer bekannt. Nachdem der General dem Jüngling dieſen großen Dienſt gethan, endete er ſeine Laufbahn und wurde als der größte Befehlshaber ſeiner an tapfern Officieren ſo reichen Nation geehrt. Wenige Heerführer waren in allen Unternehmungen ſo glücklich, und blieben dabei ſo demüthig. Gegen Chineſen und Tataren behauptete Pejen ſeinen Ruhm; wohin er kam, rühmte man nicht nur ſeine Tapferkeit, ſondern noch viel mehr ſeine Menſchlichkeit. Er verlor nie ein einziges Treffen, ſiegte unter den mißlichſten Umſtänden, litt ſehr ſelten von Uebereilung oder zu großer Vorſicht, und war in jeder Hinſicht ein Muſter unerſchütterlichen Muthes und wunderbarer Beharrlichkeit. Ihm legte man mit Recht den Namen Eroberer China's bei, und wenn man bedenkt, daß er die Länder, welche ſeine Heere in Beſitz genommen, trotz aller Hinderniſſe, auch behauptete, ſo wird man ihm willig einen und denſelben Rang mit Scipio dem Jüngern oder Friedrich dem Großen einräumen.

Timur, der Enkel des Hupilai, war der Cabalen des Hofes müde und wollte daher, zur großen Unzufriedenheit der Miniſter, durchaus nicht in der Reſidenz verweilen. Er bemerkte wohl, daß die Gewitterwolken in der Tatarei ſich aufthürmten und über China hereinbrechen würden, wenn er es nicht mit ſtarker Hand verhinderte. Hier erwartete ihn aber ein ſehr langer Kampf, welcher mit abwechſelndem Glücke geführt den größten Theil ſeiner Regierungstage beſchäftigte. Die Mongolen, des Krieges gewohnt, konnten ſich durchaus nicht in die vorherrſchende Ruhe ſchicken; da es nichts mehr zu erobern gab, kehrten ſie ihre Lanzen wider einander und ſuchten ihren rechtmäßigen Oberherrn zu bekriegen. Man hatte Timur ſchon die Vorſtellung gemacht einen Anfall auf Japan zu machen, um dort die unruhigen Köpfe

zu beſchäftigen; der Kaiſer hatte jedoch zu ſo fernen Unternehmungen durchaus keine Luſt; er begnügte ſich daher damit einen Bonzen über Korea hinzuſenden, um von dort das Land auszuſpähen. Allein der Prieſter war nicht im Stande die Inſel zu erreichen, und ſo unterblieb dieß Unternehmen, welches ſehr wahrſcheinlich den kriegeriſchen Sinn der Tataren auf einen anderen Gegenſtand gerichtet hätte.

Der junge Kaiſer war oft genöthigt wider die Rebellen mit ſehr großer Strenge zu verfahren; ja ſeine Untergebenen mordeten ſelbſt die Anführer, welche auf das Verſprechen einer Amneſtie ſich den chineſiſchen Truppen übergaben. Unter dieſen war auch ein heroiſches Weib, welche mit ungemeiner Tapferkeit wider die Kaiſerlichen focht. Nach vielen Streifereien, Blutvergießen, ungeheuren Koſten und allgemeinem Elende wurden endlich die katariſchen Häuptlinge durch Güte zur Ruhe gebracht und das Land von ihren Einfällen befreit.

Am Anfange der Regierung des Timur kam der König der Birmanen nach Peking, um ſeine Huldigung dem Lehnsherrn darzubringen. Als er aber nach der Heimath zurückgekehrt, ermordete ihn ein Bruder, und ſeine Partei bat den chineſiſchen Monarchen um Hülfe, dieſen Meutereien ein Ende zu machen. Lange zweifelte Timur, ob ein ſolches Unternehmen politiſch ſey, er wurde aber überſtimmt durch den Rath der Generale, und nun zog ein kleines Heer über die Gränzen Junnans. Man hatte eine Menge Einwohner hinweggeſchleppt, um die Kriegsbedürfniſſe zu tragen; dieſe Wichte, welche mit großer Härte behandelt wurden und nicht einmal die nöthigen Nahrungsmittel erhielten, ſtarben zu Tauſenden auf dem Wege, ohne daß die hartherzigen Soldaten ſich darum bekümmerten. Dazu kam noch die Habgier des Heerführers, welcher alles was die Armee brauchte, von den Leuten erpreßte. So wurde denn innerhalb ſehr kurzer Zeit die ganze Bevölkerung wider die Chineſen aufgebracht; ſie verloren die Vortheile welche errungen waren, und mußten endlich mit Schande abziehen. Auch in dieſem Kriege zeichnete ſich eine Frau aus, welche, durch Beraubung ihrer Güter zur Verzweiflung gebracht, den Feind wacker angriff.

Im Lande ſelbſt gab es häufige Empörungen, und es war den Rädelsführern ſehr leicht große Haufen von Unterthanen

an ſich zu ziehen. Zwar beſiegte man ſie mit dem Schwert, und das Blut floß in Strömen, aber die Mongolen wurden täglich verhaßter. Als einſt ein Rebelle den Commandanten einer Stadt getödtet und die Feſtung genommen hatte, war er über die Schönheit der Wittwe dieſes Officiers erſtaunt, und machte ihr ſogleich Heirathsanträge. Dieſe wies ſie nicht von ſich, bemerkte aber daß ſie erſt den Leichnam des vorigen Gatten verbrennen, und dann, ihrer erſten Liebe vergeſſend, in ſeine Arme eilen wolle. Dazu verſtand ſich der Häuptling ſehr gern; ein großer Scheiterhaufen wurde daher errichtet und der Verſtorbene darauf geworfen; und als das Ganze in Flammen ſtand, unterhielt ſie ſich einige Augenblicke lebhaft mit ihren Freunden und ſprang dann freudig ins Feuer, um nie dem Mörder ihres Mannes anzugehören. Ihr zu Ehren wurde ein prächtiger Triumphbogen erbaut.

Durch Krieg und andern Aufwand waren die Finanzen ganz zerrüttet, und man war daher äußerſt beſorgt zu erfahren, von wo man das nöthige Geld hernehmen könnte. Nach vielem Hin- und Herdenken kam man daher auf den Plan, die Bonzen und Taoprieſter mit Abgaben zu belegen; da fand man zum großen Erſtaunen des Hofes daß in der einzigen Provinz Kiangnan 500,000 Mönche und Prieſter lebten. Man trieb ſie daher aus den Klöſtern, und befahl daß ſie zum Ackerbau zurückkehren ſollten. Aehnliche Schwärme von Bettelmönchen wurden auch in den Steppen unter den Mongolen gefunden, und bis zu dieſem Tage beherrſchen ſie jene große Nation. So leicht iſt es Myriaden zu verſammeln, wenn man nur verſprechen kann daß ſie nicht arbeiten, ſondern vom Schweiße Anderer leben ſollen. Von dem Augenblicke an daß die Mongolen vom Aberglauben beherrſcht wurden, verloren ſie ihre Tapferkeit und wurden ein weichliches furchtſames Volk, eine Charakteriſtik, die ihnen bis zu dieſem Tag noch eigen iſt.

Der Miniſter des Timur, welchem die ganze Verwaltung anvertraut war, ſchien ein gerader offner Mann zu ſeyn; durch ſeine Härte und ſeinen Starrſinn jedoch gab er ſehr vielen Anſtoß. Er verließ daher ſehr willig ſein Amt, um als Kriegsminiſter das Heer unter ſich zu haben; ſein Freund, ein Weltmann von den feinſten Sitten, wurde ſein Nachfolger. Er ſeinerſeits verwal-

tete das Reich mit großem Ruhm; hätte man nur die financiellen Angelegenheiten in Ordnung bringen können, ſo würde alles ſeinen guten Gang verfolgt haben.

Timur ſelbſt war freundlich und leutſelig in ſeinem Betragen, wollte immer durch Liebe thätig ſeyn, und verabſcheute alle gewaltſamen Maßregeln. In ſeinem ganzen Benehmen zeigte er ſich als Vater des Vaterlandes, mit großer Herablaſſung und Demuth. Als ihm einer der chineſiſchen Räthe eine Menge Verhaltungsregeln niedergeſchrieben, die ſo allgemein bekannt daß jedes Kind ſie auswendig gelernt hatte, ſo las er ſie wie ein Schulknabe und dankte ſeinem Lehrer für den Unterricht, den er ihm hatte angedeihen laſſen. — Indiſche Kaufleute, welchen man ſehr große Freiheiten zugeſtanden, brachten oft eine Menge Koſtbarkeiten nach der Hauptſtadt, um ſie im Palaſte zu verhandeln. Unter dieſen waren auch herrliche Perlen, welche durch ihren Glanz blendeten. Dieſe, ſagte der Krämer, ſind ſehr theuer und äußerſt koſtbar; da er aber den Mandarinen, mit welchen er ſich unterhielt, keine Auskunft über ihren praktiſchen Werth geben konnte, denn man konnte ſie weder eſſen, noch zu andern nützlichen Zwecken verwenden, ſo wurde der Verkäufer eines theuern Spielwerkes mit Hohn vom Hofe hinweggeſandt.

Timur war ernſtlich bemüht dem Volke zu zeigen daß er ſeinen Sitten und Gebräuchen huldigte. Daher veranſtaltete er ein großes Opfer, bei welchem nicht allein Rinder und Schafe, ſondern auch Hirſche und Schweine den Götzen vorgeſetzt wurden. Dieſe Feierlichkeiten wurden mit ſehr großem Prunke begangen. Allein bald darauf erkrankte er, und obgleich man einen Feſttag durchs ganze Land ausrief, erlag der junge Fürſt und ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens (1307). Er war General und Staatsmann, und ähnelte in mancher Hinſicht unſerm Rudolf von Habsburg, obgleich er nicht ſo durchgreifend wirkte und ſchon früh in ſeiner Laufbahn angehalten wurde.

Da er keine Kinder hinterlaſſen, entſtand ſehr bald großer Streit über die Nachfolge. Die rechtmäßigen Erben waren zwei Neffen, beide von der Kaiſerin, welche eine Regentſchaft haben wollte, gehaßt. Der ältere, Haitſchan, war mit dem Heere in der Tatarei; der jüngere, Gnaijulipaliputa, war mit ſeiner Mutter von der ſehr eiferſüchtigen Herrſcherin nach einer der Provin-

zen verbannt worden. Timurs Gemahlin war nun ernſtlich bedacht, ihren Liebling ſogleich den Thron beſteigen zu laſſen, und veranſtaltete zu dieſem Ende eine feierliche Verſammlung in der Walhalla. Dort konnte man aber keine Urkunde zur Beſtätigung ihrer Wahl vorfinden; daher gingen die Räthe zu ihrem großen Verdruß ſchnell auseinander. Unterdeſſen hatte der erſte Staatsminiſter, welcher dem rechtmäßigen Thronerben ſehr hold war, Boten nach ihm abgeſandt, um ſeine Ankunft zu beſchleunigen. Vergebens ſuchte die Kaiſerin ihn auf ihre Seite zu bringen; er ſchützte Krankheit vor und blieb ruhig in ſeinem Hauſe. Plötzlich erſchien Gnaijulipaliputa in Trauer mit ſeiner Mutter in der Hauptſtadt, beſtach die Garden und bemächtigte ſich des Nebenbuhlers, welcher mit ſeinem ganzen Anhange ſogleich verbannt wurde. Schmerz ergriff nun die getäuſchte Kaiſerin; ihr Elend wurde noch vergrößert, als Haitſchan mit 30,000 Mann in die Hauptſtadt einrückte, um das Steuerruder des Staats zu ergreifen. Sie wurde ſogleich vom Hofe hinweggeſandt und ihr dann befohlen ſich ſelbſt zu morden, was ſie auch willig that. Den treuen Bruder, welcher ſtandhaft die Krone für ſich ſelbſt ausgeſchlagen, ernannte der neue Kaiſer, welcher von den Chineſen Wutſong genannt war, zu ſeinem Nachfolger. Haitſchan war, wie ſeine Vorfahren, ein Krieger, welcher dem Staate ſehr große Dienſte gethan; doch dem Wein und der Wolluſt ergeben. Um ſeiner Regierung den Anſtrich großer Weisheit zu geben, erhob er Kongfutſe zu hohen Ehren; und er ließ ſeine Bücher in die mongoliſche Sprache überſetzen und unter ſeine Leute allgemein vertheilen. Zu gleicher Zeit begünſtigte er auch die Lamas, welche in ungeheurer Menge aus Tibet ſich nach allen Orten China's verfügten, um dort das Mark des Landes auszuſaugen. So groß war in ſeiner Meinung ihre Heiligkeit, daß derjenige welcher ſie ſchlug, die Todesſtrafe erleiden, und wer ſie läſterte, ſeine Zunge verlieren mußte. Als er im Begriff war dieſes grauſame Geſetz zu verbreiten, verhinderte ihn ſein Bruder an der Ausführung, und ſo unterblieb ein Unternehmen, welches die ſchrecklichſten Folgen für das Reich gehabt haben würde. So ſtolz waren dieſe Prieſter ſchon geworden, daß einer derſelben nicht einmal einer Prinzeſſin des Geblütes den Vorrang zugeſtehen wollte, und ihr höhnend mehrere Stöße gab. Tief gekränkt

beklagte ſich dieſe Dame beim Kaiſer, konnte aber kein Recht erhalten; denn der ſtolze Lama behauptete daß ihm als Vertreter des Buddha die ganze Welt huldigen müßte. Der abergläubiſche Monarch glaubte an die Richtigkeit dieſer Bemerkung; er ſchien den Schülern des Dalai-Lama mit Leib und Seele ergeben zu ſeyn. Doch für all die Freundſchaft welche ihnen erwieſen wurde, dankte man dem Kaiſer nicht. Neue Schwärme von Lamas kamen ins Land, auf Pferden reitend geboten ſie dem Volke, ſie allgemein zu verehren; man fürchtete und verabſcheute ſie; allein ſie behielten die oberſte Gewalt, und lachten der leichtgläubigen Menge. Als nun Haitſchan einen nahen Verwandten, welcher ſich ſehr anſtößlicher Ausdrücke gegen ſeine Majeſtät bediente, zum Tode verurtheilte, unterſtützten die Lamas den Bruder des Hingerichteten, der ſich gegen den Kaiſer empörte. Dieß war der Dank, welchen ſie ihm für ſeine Herablaſſung und Verehrung zollten.

Während dieſer Regierung fanden Hungersnoth und verheerende Seuchen ſtatt, welche Myriaden von Menſchen in das Grab rafften und Elend und Jammer überall verbreiteten. Obgleich man nun ſehr große Summen und bedeutende Getreidevorräthe vertheilte, konnte man dennoch dem Elende nicht abwehren. Um in Zukunft jedoch für die Erleichterung der Armen zu ſorgen, befahl der Kaiſer daß alle die reichen Familien, welche ein Einkommen von 50,000 Maß Reis hätten, davon 10,000 dem Schatze zufallen laſſen ſollten, und daß Prieſter aller Art ſowohl als Tempel die nöthigen Abgaben bezahlen mußten.

Der Miniſter, welcher dem Haitſchan zum Throne verholfen, war ein redlicher Mann, von ſehr großen Talenten, welcher mit Leib und Seele dem Wohle des Volkes lebte. Daher erhielt er auch die Verwaltung einer ſehr bedeutenden Strecke Landes, ſobald ihn die Hofſchranzen von der Reſidenz verdrängt, wo er ein rühmliches Regiment führte. Sonſt aber waren ſehr unwürdige Diener am Hofe des Haitſchan, welche nur dem Wohlleben ſich ergaben, und ſich durchaus nicht um die Regierung bekümmerten. Die Verwaltung des Reiches hatte daher ſehr viele Mängel; allein Haitſchan ſank ſchon früh in das Grab (1311), ſein Bruder beſtieg ſogleich den Thron, und iſt als Jintſong in der Geſchichte bekannt.

Unter dieſer Regierung ſtellten ſich ſehr viele Uebel ein: Dürre, Erdbeben, Seuchen, Hungersnoth und Empörung entſtanden. Allein das Herz des Jintſong war voll Menſchenliebe, daher war es ſein höchſtes Vergnügen der leidenden Menſchheit zu Hülfe zu kommen. Zwölf ihm gleichgeſinnte Staatsmänner durchreiſten die Provinzen, um all den Uebeln, unter welchen das Volk ſeufzte, abzuhelfen; redlich erfüllten ſie ihre Pflicht. Wo immer ſie Mandarine antrafen, deren Verwaltung für die Menſchheit nachtheilig war, wurden dieſe nicht allein abgeſetzt, ſondern ſehr hart beſtraft. Als in einer Provinz eine Empörung ausgebrochen und der Rädelsführer hart beſtraft worden war, ſetzte man auch ein Brandmal auf die Stirn des Beamten, durch deſſen Nachläſſigkeit und Strenge das Uebel entſtand. Bei Gelegenheit eines großen Erdbebens, wodurch eine Ebene ganz überdeckt, und viele Städte und Dörfer ganz vernichtet wurden, war es dann das ernſte Beſtreben des Kaiſers, der Noth aller abzuhelfen und lange wurde ſein Name dort noch mit großen Lobpreiſungen erwähnt.

Da die wenigen Jahre der Verwaltung dieſes Monarchen meiſtens in Ruhe dahinſtrichen, ſo konnte er ſeine Aufmerkſamkeit auch auf andere Sachen richten. Beim Antritte ſeiner Regierung machte er ſeinen Willen den benachbarten Prinzen bekannt, und dieſe kamen auch alle, um dem neuen Oberherrn ihren Tribut darzubringen. Bei dieſer Gelegenheit ſah Jintſong wohl daß, wenn man die Lehnsleute gut behandle, die Gränzen auch gedeckt ſeyen. — Um ſich in der Hauptſtadt die Herzen zu verpflichten, beſchenkte er die alten Leute welche über 80 Jahre alt waren reichlich, und obgleich ihre Zahl über 10,000 war, freute ſich dennoch der Monarch, allen Greiſen etwas mittheilen zu können; dieß war nun ein rechter Feſttag, als Aijulipalipata wie ein Vater unter ſeinen Kindern weilte. Sich ſeines guten Vorhabens bewußt, lächelte er, als einige Aſtrologen von den unglückbringenden Zeichen am Himmel ihm etwas vorſchwatzten; denn er glaubte ſich in der Liebe ſeines Volkes geſichert. Mit großer Sorgfalt ſuchte er die kaiſerliche Akademie zu heben und durch neue verdienſtvolle Glieder in Flor zu bringen. Um die Nation zur Bewunderung talentvoller Männer anzuregen, nahm er eine Menge verdienſtvoller Schriftſteller in die Walhalla auf und feierte ihr Andenken.

Ungeachtet ſeiner Bemühungen war die Verwaltung in ſehr großem Verfall; denn es fehlte an tüchtigen Leuten, die den Willen und die Kraft hatten ſeine Befehle zur Ausführung zu bringen. Daher ſank das Anſehen der Mongolen in den Provinzen ſehr bedeutend, und man konnte ziemlich leicht eine Umwälzung vorherſagen. Auch gab es der Räuber ſehr viele, welche von den Soldaten nicht unterdrückt werden konnten. Das Militär wurde überdieß ſehr ſchlecht bezahlt, und der Kaiſer verwunderte ſich dennoch über einen Soldaten, welchen er in Lumpen antraf; da er ſich nach dem Grund dieſes elenden Zuſtandes erkundigte, erhielt er zur Antwort, daß viele Jahre nun ſchon verſtrichen ſeyen, ſeitdem die Regimenter Montirung erhalten. Dieß ging daher dem guten Regenten ſehr zu Herzen. Aijulipalipata wünſchte all den Uebeln durch Aufrechthaltung der Geſetze abzuhelfen; allein dazu hatten ſeine Landsleute, welche die höchſten Stellen bekleideten, keinen genugſamen Einfluß. Er hatte ſich Mühe gegeben ſehr tüchtige Miniſter anzuſtellen, und ſelbſt einem Feind, der ſich, als er noch Kronprinz war, ſehr wüthend wider ihn gezeigt, ſeine Ehrenſtellen gelaſſen, weil er glaubte daß er ein tüchtiger Mann ſey. Eines Tages wollte er einen Schauſpieler zum Präſidenten des Ceremonialtribunals erheben, der ganze Hof lehnte ſich aber dagegen auf; daher gab Jintſong nach; denn er wünſchte allen zu gefallen. — Hoſchila, der Sohn des verſtorbenen Kaiſers, welcher urſprünglich zum Nachfolger beſtimmt war, zeigte ſehr wenig Achtung für ſeine Verwandten. Stolz und anmaßend ſuchte er am Hofe zu herrſchen, und gab daher Anlaß zu ſehr viel Streit und Eiferſucht. Um den Frieden im Schloſſe herzuſtellen, ernannte ihn der Kaiſer zum Statthalter von Junnan, der entfernteſten Provinz des Reichs. Als aber der ans Hofleben gewöhnte Prinz ſich dorthin zu verfügen in Begriff war, ſprachen ſeine Anhänger über die Härte, mit der er behandelt worden, und ermunterten ihn ſeine Würde und Unabhängigkeit trotz des kaiſerlichen Befehls zu behaupten. Aus dieſem Streit wäre vielleicht eine ſchreckliche Empörung entſtanden, hätten nicht einige dem Kaiſer ſehr ergebene Officiere die Rädelsführer ſogleich ergriffen und dergeſtalt dem Unweſen ein Ende gemacht. Der Fürſt wurde nachher verbannt, und Schutepala, der einzige Sohn des Kai-

ſers, zum Nachfolger beſtimmt; dieſer folgte ſeinen Vater unter dem Namen Jngtſong (1320).

Die Dauer der Regierungen war ſo kurz daß nichts recht im Lande gedeihen konnte. Obgleich daher Aiʒulipalipata einen großen Ruhm wegen ſeiner Verdienſte hinterließ, und ſelbſt als Vermittler des Volkes mit dem Himmel auf einem ſehr hohen Standpunkte ſich befand — denn auf ſein Gebet war einſt der Regen nach langer Dürre aufs Land herabgeſtürzt — ſo ehrten ſeine eigenen Landsleute ihn dennoch nicht, und dem Nachfolger Jngtſong mißgönnte man den Thron.

Ein ſehr mächtiger tatariſcher Miniſter hatte ſich ſehr viele Rechte angemaßt, und manche Schandthaten mit großer Gleichgültigkeit begangen. Sein Name war Timutier; am Hofe fürchtete man Niemand mehr; in den Provinzen hörte man von ihm mit Schrecken. Wehe dem Unglücklichen, der ihm etwas anhaben wollte; ſein Untergang war gewiß. Lange hauſte daher dieſer Große nach Gefallen, bis endlich alle Cenſoren zuſammentraten und ihn als einen Landesverräther anklagten. Der Kaiſer, erſtaunt über die Verbrechen welche ihm zur Laſt gelegt wurden, entſetzte ihn ſogleich ſeiner Aemter, erhielt aber bald darnach eine ernſte Vorſtellung von Seiten der Staatsdiener, ihn zum Tode zu verurtheilen. Der Miniſter hatte jedoch eine treue Freundin in der Kaiſerin, welche ihren Gemahl mit Thränen anflehte, den Liebling nicht ſeinen Feinden aufzuopfern. Der Kaiſer grämte ſich daher daß er nicht zur Entſcheidung kommen konnte; er ärgerte ſich über die Gräuel, welche unter ſeinen Augen betrieben worden, und zog ſich dadurch eine Krankheit zu, an der er auch ſtarb.

Der Kronprinz, anſtatt ſich um die Thronfolge zu kümmern, war erſt Tag und Nacht am Bette ſeines Vaters, und verweilte nachher weinend bei ſeinem Sarge. Die großen Ausgaben des Begräbniſſes vermied er und beſchenkte dagegen reichlich die Armen, damit ſie ihren Wohlthäter noch lange im Gedächtniß halten möchten. Ein ſolcher Vater war auch wohl der allgemeinen Trauer werth; denn das ganze Leben des Jntſong war eine Kette von Liebesdienſten. Unter einer ſolchen Regierung nur hatte ein Böſewicht wie Timutier emporkommen können. — Daher

wagte er es auch, als der junge Kaiſer Schutepala in Gram und Kummer verſunken war, durch das Anſehen der Kaiſerin geſtärkt, ſich wieder zur Präſidentenſtelle des Rathes zu ernennen. In der erſten Sitzung verdammte er ſeine vorzüglichſten Feinde, die ihn wegen ſeiner Schandthaten angeklagt, zum Tode und ließ ſie augenblicklich hinrichten. Solch ein gewalſames Verfahren ſetzte den ganzen Hof in Schrecken; mit Furcht und Zittern hörte man wieder den Namen des Gewaltigen, und die ganze Verwaltung ſchien wieder ſeinen Händen übergeben. Schutepala jedoch ermannte ſich, trotz der Vorliebe ſeiner Mutter für dieſen Günſtling; er entfernte ihn von ſeinem vorzüglichſten Geſchäft und ernannte Peitſchéu zum erſten Staatsrath. Dieſe Erniederung konnte Timutier kaum ertragen. Er ſann daher auf Rache und den Untergang des neuen Miniſters. Es traf ſich gerade daß der neue Geſchäftsmann einige Zeit lang vom Hofe abweſend ſeyen mußte; daher benutzte der Verdrängte die Gelegenheit, um ſich wieder beim Fürſten einzuſchmeicheln. Zu dieſem Zweck wünſchte er den Kaiſer zu beſuchen. Als er aber bei der Pforte angelangt war, verweigerte man ihm auf den ausdrücklichen Befehl des Oberherrn den Eingang. Tief gekränkt über dieſe Erniederung kehrte er nach ſeiner Wohnung zurück, warf ſich auf ſein Bett und ſtarb bald darauf vor Groll, zur großen Freude des ganzen Hofes und tiefen Trauer der Kaiſerin. Nun war man bedacht die Schlachtopfer des Verſtorbenen aus dem Gefängniſſe zu befreien und zugleich die Mitſchuldigen feſtzuſetzen. Das erſte that man ſehr bald; als aber eine Menge Großer als ſeine Helfershelfer entdeckt wurde, fand man es für nöthig die Maßregeln hinſichtlich ihrer Beſtrafung noch zu verſchieben. Unterdeſſen bildete ſich eine Verſchwörung, meiſt aus Anhängern des verabſcheuten Miniſters beſtehend. Um ſich von der Strafe ihrer Verbrechen zu befreien, ſchickten ſie ſchnell einen Abgeſandten zu Jeſun-Timur, dem Enkel des Hupilai, der ſich damals in der Tatarei befand, um ihm die Krone anzubieten. Sobald der Bote ſein Zelt erreichte und ihm dieſe Nachricht überbrachte, wurde der Jüngling vor Unwillen faſt wüthend, und ſandte ſogleich von dieſem Vorhaben Nachricht nach der Hauptſtadt.

Es war gerade Sommer, und der Kaiſer wollte ſich, wie gewöhnlich, nach der Tatarei zurückziehen, um dort die Kühle

zu genießen. Als er ſich auf den Weg begab, hatte er ſehr ſtarke Ahnung eines kommenden Unglückes, und verbrachte eine ganze Nacht in höchſter Unruhe. Die Verſchwornen, welche ſich in ſeinen Umgebungen befanden, — denn ſie waren hohe Standesperſonen, — fürchteten daß der ganze Anſchlag auf die Enthronung des Prinzen entdeckt ſey. Die Prieſter welche die Unruhe ihres Oberherrn ſehr bald bemerkten, wollten faſten und abergläubiſche Gebräuche verrichten, um, wie ſie vorgaben, dem kommenden Unglücke zuvorzukommen; auch wollten ſie das Volk durch eine allgemeine Amneſtie verſöhnen. Da bemerkte der Miniſter daß ſie etwas im Schilde führten, und gab ihnen daher einen ſehr derben Verweis. „Nun iſt es Zeit, riefen die Verſchwornen aus, als ſie davon hörten; wir wollen nicht länger warten, wir müſſen endlich unſern Plan ausführen.“ Im Dunkel der Nacht drangen ſie daher mit ihren Meuchelmördern erſt ins Zelt des Miniſters, dann in das des Monarchen, der in die Liebe ſeiner Umgebung großes Zutrauen ſetzend ohne ſtarke Bewachung ſchlief. Beide waren in wenigen Minuten Leichen, und die ſchwarze That war verübt, ohne daß man im Lager die geringſte Spur davon gehabt hätte.

So ſtarb Schutepala (1323), ein Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigt hatte. Er gab das Geſetzbuch heraus, welches man noch unter dem Namen des mongoliſchen kennt. Unter ſeiner kurzen Regierung wurden zwei Aufſtände, durch Prieſter der Vernunft und des Buddha verurſacht, ſchnell gedämpft. — Der Kaiſer glich ſeinem Vater in Sanftmuth und inniger Liebe für ſeine Unterthanen; hätte er länger gelebt, ſo möchte man in ihm einen andern Titus gefunden haben.

Jeſun-Timur, den die Chineſen Taiting nennen, kam ſchnell nach der Hauptſtadt, nachdem er von dem Morde ſeines Verwandten gehört. Er war erſt nicht geſonnen mit Strenge wider die Thäter zu verfahren, allein ein Miniſter verſicherte ihm daß, wenn er dieß nicht thäte, er als Mitſchuldiger betrachtet werden würde. Nun ergriff er ſehr ernſte Maßregeln. Einige der Verſchwornen wurden an demſelben Orte, wo der Mord begangen worden, hingerichtet, andere des Landes verwieſen, und die übrigen ſtarben durch die ſchmählichſten Todesſtrafen. Nachdem daher hinlängliche Rache genommen war, beſtürmte man den

neuen Monarchen mit Beſchreibungen des Elendes, welches im Lande ſtatthatte. Dieß ſcheint auch ſehr groß geweſen zu ſeyn; Peſt, Dürre und Heuſchrecken wetteiferten in der Verheerung des Reiches. Alles war voll Jammer und Verderben. Einer der Cenſoren, welcher ſich berufen fühlte die Urſachen anzugeben welche zu dieſem traurigen Zuſtand Anlaß gegeben, klagte die Buddhiſten und Taoiſten an, die durch ihre vielen Opfer den Himmel erzürnten. Einer der Gründe für dieſe Unfälle war auch die Perlenfiſcherei, die man in dem Meere von Canton trieb; denn ſehr viele Leute verloren dadurch ihr Leben; der Ertrag wurde theuer verkauft und gab zu vieler Verſchwendung Anlaß. — Eines der fürchterlichſten Erdbeben, welches je in der Geſchichte erwähnt wird, fand unter dieſer Regierung ſtatt. Ganze Strecken Landes wurden verſenkt. Finſterniß bedeckte am hellen Tage das Erdreich, und fürchterlich lange Spalten, durch welche ein Schwefeldampf hervorbrach, zeigten ſich längs der Ebenen. So fürchtete man die Ankunft ſchrecklicher Dinge. Was aber noch viel mehr den Hof in Erſtaunen ſetzte, war die Entwendung eines der ſilbernen Tafeln aus der kaiſerlichen Walhalla, welche für ganz heilig angeſehen werden.

Taiting lebte daher in beſtändiger Angſt und Qual, ohne im Stande zu ſeyn, etwas zur Erleichterung der Nation beizutragen. Er war aber kein Fürſt von unternehmendem Geiſte, und obgleich ein tapferer Krieger, wenig in Staatsgeſchäften bewandert, ſo daß er oft ſehr große Mißgriffe that. Er tröſtete ſich jedoch mit dem Hofleben, mit Feſten, rauſchenden Freuden, und all den Vergnügungen, welche der Sinnlichkeit ſo ſehr ſchmeicheln.

Die Lamas zogen nun zu Hunderten durch das chineſiſche Land. In Tibet, ihrer Heimath, wartete ihrer nichts als Armuth; daher gingen ſie nach der fruchtbaren Nachbarſchaft, um ſich von dem chineſiſchen Aberglauben zu nähren. Die Mongolen empfanden immer mehr Ehrfurcht für dieſe eingefleiſchten Götzen; daher erlaubten ſie ihnen große Freiheiten. Mit kaiſerlichen Päſſen verſehen durchſtrichen ſie auf Pferden, wie eine Schaar Reiter, das ganze Reich. Wohin ſie auch immer kamen, quartierten ſie ſich bei Bauer und Bürger ein, und lebten in den ſchönſten Häuſern und bei der beſten Bewirthung. Die Männer ſandten ſie

aus den Wohnungen weg, und lebten guter Dinge, zum großen Scandal der gemeinen Leute, mit den Weibern. So ungern Jesun Timur die Thaten dieser Heiligen rügen wollte, so wurde er dennoch genöthigt zu befehlen, daß niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß vom Hofe die Gränze überschreiten sollte. Das Uebel aber hatte schon zu weit um sich gegriffen, um durch bloße Verordnungen beseitigt zu werden, und so lange die Mongolen im Lande blieben, lebten diese Blutigel herrlich und in Freuden vom Marke der Einwohner und untergruben die Macht ihrer Verehrer.

Schnell gingen die Regierungstage des Jesun Timur vorüber, und auch er sank frühzeitig in das Grab (1328).

Nach seinem Tode war die Nachfolge zweifelhaft, denn es gab Prinzen, welche viel gegründetere Ansprüche auf den Thron hatten als der verstorbene Kaiser. Seine Gemahlin jedoch erklärte ihren Sohn, der sich in einem Lustschlosse in der Tatarei aufhielt, zum Thronerben. Unterdessen nahm Jen Timur, einer der Großen, die Partei der Söhne des berühmten Kaisers Haischan. Als der Rath zusammenberufen worden, zog er seinen Degen, und erklärte denjenigen niederhauen zu wollen, welcher sich seiner Wahl widersetzte. Da die Garden auf seiner Seite waren, schwieg die ganze Versammlung, und schnell wurde sein Vorhaben zur Erniederung aller Anhänger ihres vorigen Oberherrn ausgeführt. Die Minister, nach dem Gefängnisse geführt, bereuten nur zu spät, daß sie, sich auf ihre gerechte Sache verlassend, keinen Trabanten zu ihrer eigenen Beschützung herbeigerufen. Die Verschworenen, welche den Jen Timur ermorden wollten, fanden alle ihren Tod durch das Beil des Scharfrichters.

Der eine Bruder, Tutimur, langte indessen in der Hauptstadt an; allein ihm hatte Jen Timur nicht die Krone bestimmt. Der junge Prinz, äußerst demüthig, schlug gleichfalls das Anerbieten, als Kaiser zu regieren, aus, und zeigte große Enthaltsamkeit, als ihm die Ersten des Landes das Scepter aufdrängen wollten. Eilboten folgten Eilboten, um den Bruder Hoschila, den rechtmäßigen Regenten, nach der Residenz einzuladen. Dieser war jedoch argwöhnisch; er traute seinem Blutsverwandten nicht den Edelmuth zu, daß er ihm freiwillig ohne selbstsüchtige Absichten eine Krone schenken werde. Daher näherte er sich der

Hauptſtadt in langſamen Märſchen, und weder Briefe noch Bittſchriften konnten ſeinen vorſichtigen Gang ändern. Der Sohn des Jeſun Timur hatte nun in der Tatarei ein bedeutendes Heer verſammelt, um durch das Schwert ſeine Anſprüche auf den Thron gültig zu machen. Es kam zu verſchiedenen Schlachten, in welchen Mongole gegen Mongole focht, denn die Chineſen hatten keine Partei genommen. Der Streit war ſo heftig, als ob das Leben der Nation von der Kaiſerwürde abgehangen. Tauſende von Leichen lagen auf den Schlachtfeldern, und noch war der Streit nicht entſchieden. Endlich flüchtete ſich der junge Monarch in eine Feſtung; dort wurde er belagert. Aengſtlich den Ausgang der Dinge abwartend, ſtahl ein Diener das Siegel des Reiches und mit dieſem eilte er in das Lager der Belagerer. Hocherfreut über eine ſolche Gabe, drangen die Soldaten in die Stadtthore ein und metzelten alles was ſie in den Straßen fanden, ohne Unterſchied des Ranges und Geſchlechtes nieder. In dieſem Tumult ſcheint auch der junge Gegenkaiſer umgekommen zu ſeyn; denn man konnte nachher nicht die geringſte Spur von ihm finden.

Nun kam Hoſchila, von den Chineſen Mingtſong genannt, nach Peking, wo er mit den höchſten Freudenbezeugungen empfangen wurde. Dort überreichte ihm ſein großmüthiger Bruder die Reichskleinodien, und Jen Timur erkannte und huldigte ihm als ſeinem Oberherrn. Anſtatt aber dieſen treuen, ſich ſelbſt aufopfernden Freunden die erwarteten Ehrenſtellen zu geben, betrug ſich der junge Fürſt ſehr gleichgültig gegen ſie, und beide gaben ihr Mißfallen deutlich zu erkennen. Der Abend des Krönungstages ſollte in einem prunkvollen Schmauſe enden. Tauſende waren ſchon im geräumigen Palaſte verſammelt, um Ohr, Auge und Gaumen zu ergötzen; die Feierlichkeiten hatten ihren Anfang genommen, die Muſik tönte herrlich durch die geräumigen Säle, als plötzlich der Monarch Uebelkeiten empfand. Nachdem er vom Gaſtmahle aufgeſtanden, ging er in ſein Cabinet, legte ſich nieder und war in wenigen Stunden eine Leiche. Der Argwohn der Vergiftung fiel natürlich auf den beleidigten Jen Timur, man hatte aber keine Beweiſe und konnte daher den Tod des Hoſchila auch ſeiner plötzlichen Freude Schuld geben. Seine demüthige Erklärung, daß er ganz dem Rathe ſeiner erfahrenen Miniſter

folgen wollte, hatte in den Cabinetsräthen die größte Hoffnung erregt, daß ſie nun das Steuerruder ſelbſt führen würden; dieſe Erwartung jedoch wurde vereitelt.

Tu Timur, der Bruder, erſtieg nun natürlich den Thron (von den Chineſen wurde er Wentſong genannt), dem er vorher entſagt hatte. Jen Timur, ſein Vertrauter, wurde zur höchſten Miniſterſtelle ernannt und leitete hinfort die ganze Regierung. Als man bald, ſeiner überdrüſſig, eine Verſchwörung gegen ihn anzettelte, beſtrafte der Kaiſer die Mitſchuldigen mit dem Tode und ſtärkte dergeſtalt das Anſehen ſeines Führers.

Eine der erſten Verordnungen des Fürſten war die Sammlung der Geſetze, Sitten, Gebräuche und geſchichtlichen Fragmente der Mongolen, um, wie er ſagte, danach ſeinen Lebenswandel zu bilden. Da las der Jüngling nun von den großen Thaten des Tſchinggis und Kublai und fand ſich zur Nachahmung angeregt. Allein in ſeinem Herzen kämpfte Sinnenluſt, Liebe zum Vergnügen, zum Spiele und zur Tändelei; daher blieb es bei guten Vorſätzen. Nicht zufrieden mit dem was ſeine Landsleute von der Juen-Dynaſtie geſchrieben, wünſchte er auch die hiſtoriſchen Archive der Geſchichtſchreiber des Hofes zu öffnen, und verfiel daher mit den Mandarinen in Streit. Nie ſoll der Regent die Beurtheilungen, welche von den Weiſen der Nation über die Glieder ſeiner eigenen Dynaſtie geſchrieben, leſen, denn dieß iſt nur der Nachkommenſchaft vorbehalten. Ueber die Vorzeit mag er ſich nach Belieben unterrichten, doch nicht ſeine Kenntniſſe aus den Büchern der Zeitgenoſſen ziehen, welche Gewohnheit mit der tiefſten Verſchwiegenheit beſiegelt. Dieſe Gründe ſchienen den Unterſucher zu befriedigen. Er wünſchte nun etwas Rühmlicheres zu unternehmen, anſtatt ſich immer mit Büchern und dem Urtheil von Schriftſtellern zu beſchäftigen. Zu dieſem Ende beſchloß er in der Nähe ſeines vorigen Aufenthaltes einen herrlichen Tempel zu erbauen, damit dem Buddha die gebührende Ehre gebracht werde. Das Land welches hiezu gebraucht werden ſollte, war ſehr ausgedehnt, allein noch nicht groß genug für das Prachtgebäude. Daher wünſchte man noch viele Häuſer niederzureißen, nm dem Götzen eine ſtattliche Wohnung zu gründen. Als aber ein Cenſor der Kongfutſianiſchen Schule davon hörte, machte er die ernſteſten Gegenvorſtellungen und erklärte,

daß er nie zugeben wolle daß das Volk der Abgötterei wegen leiden solle, und daß es ein Mißbrauch der so viel gepriesenen Güte des Buddha sey, den Armen ihr Land zu entreißen. Einer solchen Ermahnung mußte Tu Timur natürlich Gehör geben, und daher unterblieb auch der Bau.

Das Gemüth des Tu Timur war von der Vergöttlichung des Dalai Lama erfüllt; daher berief er einen Awatar nach Hofe, dem er die höchste Ehre darbrachte. Es ist ganz unerklärbar, wie diese elenden Menschen, deren Stumpfsinn und Aberglaube alle Gränzen übersteigt, dennoch so vielen Einfluß auf das kräftige Mongolengeschlecht ausgeübt haben, und bis zum jetzigen Augenblicke noch ausüben. Die chinesischen Großen, welchen er befahl, nie ohne die Kniee zu beugen mit dem Großlama zu sprechen, fühlten sich sehr gekränkt; um sie daher zu versöhnen, gab er dem Kongfutse und seiner Mutter einen ehrenvolleren Rang.

Die Morschheit der Grundfesten des Mongolen-Thrones wurde nun mehr und mehr sichtbar. Durch Ausschließung der vornehmen Chinesen von Regierungssachen hatten sie sich die einflußreichsten Männer abwendig gemacht. Das militärische Gouvernement gefiel auch nicht den friedliebenden Leuten; die Erpressungen der Soldaten und kleinern Fürsten, welche durchs ganze Land zerstreut waren, brachten gleichfalls das Volk gegen ihre Herrscher auf. Daher war es dem Statthalter von Sse-tschuen ein Leichtes, sich unabhängig zu erklären und sich in seiner Herrschaft auch zu behaupten. In Junnan entstanden sehr langwierige und heftige Empörungen, welche durch die Eingebornen unterstützt wurden. Einer der Generale ging selbst zu den Rebellen über, und obgleich diese nachher aufs Haupt geschlagen wurden, war die Flamme dennoch nicht erstickt. — So blieb es denn eine Zeit lang ungewiß, wie lange die Mongolen der Chinesen Meister bleiben sollten.

Wie gewöhnlich, traf auch unter der Regierung des Tu Timur das Land viel Unheil. Der Kaiser war selbst nicht in seinem Palaste sicher, und eine Verschwörung hätte ihn beinahe seines Lebens beraubt. Daher starb er, müde der Ueppigkeit und der Freuden des Hofes, bald nach einem großen Erdbeben, und ließ das Land in einem sehr traurigen Zustande zurück.

Die groſse Frage, wer nun regieren ſollte, war ſehr ſchwer zu beſtimmen; denn die Kaiſerin ſtimmte nicht mit dem gewaltigen Jen Timur überein. Dieſer Miniſter hatte ſich alle Macht angemaſst und lebte in ſolcher Ueppigkeit und Schwelgerei, daſs man ſelbſt an einem Hofe, wo Sinnenluſt das einzige Vergnügen, darüber erſtaunt war. Zu ſeinen groſsen Gaſtmählern ſchlachtete man oft 15 — 17 Pferde: denn ihr Fleiſch war den Tataren ein Leckerbiſſen; alle andern Mundbedürfniſſe wurden in gleicher Menge herbeigeſchafft. Der Wolluſt ganz ergeben, brachte er die meiſte Zeit im Harem zu; in dieſem hatte er nicht weniger als 40 Prinzeſſinnen des Geblütes, von Zeit zu Zeit gewählt, um ſeiner Luſt zu fröhnen. Ein ſolcher Sardanapal konnte nicht lange leben; daher ſtarb er gerade in dem Augenblicke, wo er ohne Zweifel das Schwert zur Beſtimmung eines Nachfolgers gezogen haben würde. Das Land konnte wirklich froh ſeyn den Ruheſtörer im Grabe zu ſehen, auf den überdieſs der Verdacht fiel die zwei vorhergehenden Kaiſer vergiftet zu haben.

Sobald nun wieder Einigkeit im Cabinet ſtattſand, ſchlug die Regentin den 13jährigen Knaben Tohoan Timur zum Kaiſer vor. Aus politiſchen Gründen hatte dieſer Knabe ſchon früh ſehr viel zu leiden. Er wurde erſt nach einer Inſel in der Nähe von Korea geſandt, denn man bezweifelte ſeine Aechtheit. Nachher verwies man ihn nach Kuangſi; in dieſer Provinz befand er ſich, als ein Bote die ganz unerwartete Kunde brachte, daſs er über das chineſiſche Reich regieren ſolle (1333). Ihn nennt die Geſchichte Schunti, der letzte Kaiſer dieſes Stammes.

Man wählte nun die beſten Miniſter, um dem unerfahrnen Jüngling mit Rath und That beizuſtehen, und wo möglich eine kräftige Verwaltung zu errichten. Allein der Anfang ſowohl als das Ende der Regierung war traurig. Verſchiedene Groſse, unter dieſen zwei Brüder der Kaiſerin, ſahen mit Miſsvergnügen, daſs ein ſchwacher Knabe Herr über ſie ſeyn ſollte, daher waren ſie bereit den Palaſt zu beſtürmen und Schunti umzubringen. Nachdem der Plan gereift, erſchienen ſie plötzlich mit einem Haufen verwegener Trabanten am Schloſsthore, wurden aber von den ihrem Herrn treu gebliebenen Garden ſehr heftig empfangen und mit groſsem Verluſt zurückgeſchlagen. Die Häupter ſelbſt wurden gefangen genommen und ſogleich aufgeſpieſst oder

enthauptet. Einer derſelben drang in den Palaſt; er wurde aber dort von Gemach zu Gemach verfolgt, bis er endlich ins Zimmer ſeiner Schweſter, der Kaiſerin, kam und ſich hinter ihr Staatsgewand verſtecken wollte. Allein die Verfolger fragten nichts nach der Majeſtät der Beſchützerin; ſie hieben den Treuloſen in ihrer Gegenwart nieder, und das Blut des Bruders färbte ihr Kleid. Als ſie ſich über die grauſame Scene beklagen wollte, wurde ſie ſelbſt hinweggeſchleppt und augenblicklich hingerichtet. Dieß war die erſte Scene der tragiſchen Verwaltung von Tohoan Timur.

Viel ſchrecklicher waren die Folgen der Hungersnoth, die in den ſüdlichen Provinzen des Reiches wüthete, und man ſagt, daß 13 Millionen Menſchen durch ſie ihr Leben verloren. Ein Gleiches findet man nicht leicht in der Geſchichte eines Staates. Einer der Mandarine ſandte zu gleicher Zeit einen Bericht über den Blutregen ein, welcher in ſeinem Bezirke gefallen, und bald darauf kam die Nachricht von einem fürchterlichen Erdbeben, wodurch ein Berg hinweggerückt und ein See an ſeine Stelle gekommen. Furcht und Entſetzen füllte nun jede Bruſt; allein Tohoan Timur blieb ruhig und vergnügte ſich mit einem großen Troſſe von Untergebenen auf der Jagd.

Bisher hatten die Unglücksfälle in einer großen Entfernung vom Hofe ſtattgefunden; nun aber ſollte die Hand des Allerhöchſten die kaiſerliche Hauptſtadt ſelbſt treffen. Ein fürchterliches Erdbeben warf die kaiſerliche Walhalla um, ein Umſtand, welcher alle Höflinge mit Entſetzen erfüllte. Der Kaiſer hatte ſich nach der Tatarei begeben, wo ihn ein gräßlicher Hagel in ſeinem Zelte ereilte und ihn zittern machte. Solche Andeutungen füllten die Herzen der ganzen Nation mit der Ueberzeugung, daß das Haus der Mongolen ſeinem Untergange nahe ſey. Die Räuber gingen nun ſo ruchlos zu Werke, daß eine Anzahl Böſewichter ſelbſt das Silberblech von den Täfelchen, auf welchen die Namen der verſtorbenen Kaiſer geſchrieben waren, abrollten.

Tohoan Timur war überdieß unglücklich in allen ſeinen Unternehmungen; was er anfing, mißlang, und brachte ihm Schaden und Schande. Die Cenſoren tadelten ihn ſehr laut, worüber er ſehr erzürnt war, denn er verdiente oft durchaus

nicht jenes Mißvergnügen und ſolche beißende Bemerkungen. Seine Mutter beredete ihn daher, dieſe unruhigen Tadler zu verbannen und Leute an ihre Stelle zu ſetzen, welche ihrem Monarchen nicht herbe Wahrheiten, ſondern Schmeicheleien ſagen würden. Als aber die Mandarine, welche ihrer Freimüthigkeit wegen ins Exil gingen, den Hof verließen, trauerte das ganze Volk um die Vaterlandsfreunde; man betrachtete ſie als Märtyrer der heiligen Sache, und verkündigte in hohen Lobpreiſungen den großen und unerſchütterlichen Muth der Unbeſtechlichen.

Um den Becher des Unglücks zu füllen, hatte der unerfahrne Fürſt mit ſehr böſen und halsſtarrigen Miniſtern zu kämpfen. Bei ſeinem Regierungsantritte war ein anderer Pejen der erſte Staatsmann im Lande; dieſer ſchaltete aber nach Belieben und richtete ſehr viel Schaden an. Sein Benehmen war ſo ſtolz, daß ſeine eigenen Blutsverwandten als ſeine Ankläger auftraten. Man mußte ihn aber mit Liſt gefangen nehmen, denn er hatte viele Anhänger und war überdieß ein tollkühner Mann. Die Beſchuldigungen waren der ſchwärzeſten Art; er ſelbſt zitterte bei dem Gedanken zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Dießmal aber begnügte man ſich ihn nach Houan zu verbannen. Seine Ankläger ſaßen nun als Präſidenten im Cabinet, fanden aber bald ſo viele Schwierigkeiten und ſolchen Neid, daß einer nach dem andern ſich zurückzog. Dadurch wurde die Ausführung der Pläne der Verwaltung ſehr gehindert, bis endlich ein anderer Mann an die Spitze geſtellt wurde, welcher nicht nur mit Rechtlichkeit, ſondern auch mit Unerſchrockenheit alle großartigen Pläne in Ausführung brachte und ſich nie durch Schwierigkeiten irre machen ließ. Er ſtellte ſich nachher an die Spitze des Heeres, focht tapfer für das Reich, und ſtarb endlich, als man ſeiner am meiſten bedurfte. Hätte man zehn ſolcher Staatsmänner gehabt, ſo würde die Mongolenherrſchaft noch nicht zu Grunde gegangen ſeyn.

Früher lebte ein gewiſſer Hama als Major Domus im Palaſt. Dieſer kannte ſehr wohl den Hang des Kaiſers zur Sinnlichkeit; daher führte er einen in Vergnügungen erfinderiſchen Lama in den Palaſt; dieſer brachte ſchöne Frauen mit ſich, welche durch üppigen Tanz das wollüſtige Herz des Tohoan Timur bezauberten.

Man hatte noch überdieß ein Fahrzeug gemacht, welches alle Geräthſchaften, und ſelbſt eine künſtliche Maſchine, wie man ſie noch nie geſehen, enthielt, um dem ſchlaffen Fürſten Ergötzung zu gewähren. Wenn daher unangenehme Nachrichten von den Provinzen einliefen, begab ſich der Kaiſer zu den Genoſſen ſeiner Freuden und brachte Tage im Schwelgen und Wohlleben durch, ohne ſich ſehr viel um Staatsangelegenheiten zu bekümmern. Hama jedoch, der Urheber ſolcher Bacchanalien, hatte ſehr wenig Achtung für ſeinen leichtgläubigen Herrn; nachdem er ihn verführt und entnervt, erklärte er, daß er unwürdig ſey die Regierung zu führen, und ſchlug den Kronprinzen als Nachfolger beim Leben ſeines Vaters vor. Dieſer junge Mann, der Pflicht eines Sohnes ganz uneingedenk, lebte nur dem Ehrgeize und haſchte mit unwürdiger und elender Begierde nach der Krone. Hama war ſein Freund und ermahnte ihn, wacker für ſeine angeblichen Rechte zu ſtreiten. Solcher Aufmunterung bedurfte es jedoch nicht; der Prinz verſprach das goldene Zeitalter wieder einzuführen, die Macht der Mongolen zu erweitern und das Land wieder in Flor zu bringen. Tohoan Timur, welcher noch in der Blüthe ſeiner Jahre war, konnte ſich zur Abdankung nicht verſtehen; ſo entſtand ein Bürgerkrieg. Der Thronerbe floh aus der Reſidenz und ſammelte ein Heer, während der Verfechter der kaiſerlichen Rechte, Polo Timur, mit einer rüſtigen Schaar die Aufrührer ſchlug und nachher ſelbſt Miniſter wurde. Er jagte die Lamas und alles Geſindel aus der Nähe des Palaſtes hinweg und verbot ſelbſt die Ausübung ihrer abergläubiſchen Gebräuche. Er war ein Mann, der Kraft genug beſaß Mißbräuche abzuſchaffen, es aber nicht verſtand eine beſſere Ordnung einzuführen. Gegen die Kaiſerin handelte er ſehr gewaltſam, und da ihr Sohn ſich von ſelbſt nicht nach der Hauptſtadt bringen ließ, ſo zwang er ſie, eigenhändig einen Brief zu ſchreiben um ihn nach der Reſidenz zu beſcheiden. Der Jüngling achtete jedoch nicht der Mahnung; er zog nur noch mehr Truppen an ſich, um ſich tapfer wider den Feind zu wehren. Vereitelte Pläne machten Polo Timur mürriſch; er ließ ſich oft durch wilde Leidenſchaften verleiten ſeine Untergebenen im Jähzorn zu tödten, und betrug ſich als ein wüthender Menſch, der keine andern Rückſichten als ſeinen eigenen Willen kannte. Die Kaiſerin ſuchte

unterdeſſen ihn für ſich zu gewinnen und gab ihm eine Anzahl junger Mädchen, in deren Armen er Erholung von ſeinem böſen Temperamente fand. Allein er hatte ſich ſchon zu verhaßt gemacht; daher ſann man auf ſein Verderben. Nachdem er eines Tages mit großem Prunk die Straßen der Hauptſtadt durchzogen und endlich dem Palaſte ſich genähert hatte, wurde er an der Pforte getödtet. Da man Niemand hatte, der ſeine Stelle bekleiden konnte, entſtand ein Interregnum, während deſſen ſich der Thronerbe wieder in den Beſitz aller Macht ſetzte. Er wurde nachher zum Generaliſſimus des ganzen Reiches ernannt, und wollte dann durchaus Kaiſer werden. Die Chineſen aber hatten dafür geſorgt, daß bei ſeinem Machtraube die Mongolen kein Stück ihres Landes inne haben ſollten; und ſo war dieſes gottloſe Betragen des unnatürlichen Sohnes ohne Vortheil für ihn ſelbſt.

Bei ſolcher allgemeinen Zerrüttung des ganzen Weſens war es durchaus nicht zu verwundern, daß die ſchon lange ſchwer unterdrückte und geplagte große Nation dieſe Zeit benützen würde, um das drückende Joch der Fremden abzuſchütteln. Der Ruhm der Tapferkeit der Mongolen war ſchon längſt verſchollen; man ſah in ihnen nicht mehr die Helden, ſondern die Barbaren und Unterdrücker; Haß und Verachtung gegen ſie erfüllten das Herz aller Chineſen. Dabei ſahen ſie mit Freuden, daß die Tyrannen unter ſich ſelbſt uneins waren, und einer den andern mit großen Heeren bekriegte. Während daher in der Tatarei ſowohl als ſelbſt in einigen Theilen China's ein Heer wider das andere ſtand, und die bravſten Mongolen in den gegenſeitigen Fehden ihr Leben einbüßten, entſtanden bedeutende Rotten im Süden. Kuangtong, Fokien und das fruchtbare Tſchekiang waren die erſten Provinzen, welche die Fahne der Empörung aufſteckten. Ihnen folgte ein Seeräuber Fokiens, unter deſſen Flaggen einmal 10,000 Fahrzeuge ſtanden; auch er erklärte ſich für das Vaterland und hatte unumſchränkte Macht auf dem Meere. Nachher kam die Geſellſchaft der Seeblumen, welche ſich auch mit aller Macht den Mongolen widerſetzte, und durch ihre ausgedehnten Verzweigungen und Rotten dem großen Heere der Mongolen Verderben und Untergang brachten.

Dieß war noch nicht genug. Es erſchienen auch Gegenkaiſer, welche ſich große Macht anmaßten. Der eine, der ſich

den Titel Song beilegte, durchzog den ganzen Norden, und obgleich in verſchiedenen Treffen geſchlagen, erhielt er dennoch die Oberhand, und würde wahrſcheinlich ein eigenes Reich in Honan geſtiftet haben, hätte der Tod ihn nicht von dieſer Erde abgerufen. Allein ſchon waren die Chineſen bis in die Tatarei vorgedrungen und hatten ſelbſt die herrlichen Luſtſchlöſſer des Kaiſers dort zerſtört, ohne daß die Mongolen, troß ihrer großen Armee, etwas zur Gegenwehr unternehmen konnten. Nichts ging Tohoan Timur ſo ſehr zu Herzen, als der Verluſt dieſer Sommerreſidenz. Er verlor nun allen Muth; um ſich jedoch über ſeinen Schaden zu tröſten, gab er den letzten Heller der Schatzkammer her, um die Prachtgebäude wieder aufzuführen. Als er den nächſten Beſuch dort machte, hatte er ſchon Land und Leute verloren; er mußte nun auch dieſen geliebten Ort den Chineſen einräumen, welche augenblicklich davon Beſitz nahmen.

Es gab auch einen Kaiſer der Han-Dynaſtie, welcher in den mittleren Provinzen China's recht nach Belieben hauste, den Tataren große Städte wegnahm und ſich ſchon im Beſitze des ganzen Landes glaubte. Außer den obengenannten fand man noch viele andere Rädelsführer und Hauptleute, welche für ſich ſelbſt handelten, oft ſehr heftig mit einander ſtritten und ihr Blut für Privatintereſſe verſpritzten. Dieß gab den Mongolen wieder Gelegenheit, ſich der verlornen Feſtungen zu bemächtigen und die Feinde wie eine Heerde Schafe vor ſich herzutreiben. Kaum hatten ſie aber den Rücken ihnen zugekehrt, ſo gewannen die Parteihäupter wieder Muth und jagten ihrerſeits die Beſatzungen aus den feſten Plätzen. Es würde außerſt langweilig ſeyn, dieſe einzelnen Unternehmungen durchzugehen, und es wird hier genug ſeyn zu bemerken daß Schantong, Hukwang, Schanſi und beinahe alle übrigen Provinzen in Aufruhr waren. Es war ein Volkskrieg wider die Unterdrücker; es war die Sache einer ganzen Nation, der Kampf von ſtolzen Chineſen mit gehäſſigen Barbaren. Sieg der Mongolen war unter ſolchen Umſtänden unmöglich; denn eine Nation die ſich treu blieb, iſt ſelten überwunden worden.

Noch aber ſtand ein tüchtiger Mongolengeneral, Toto, im Felde. So viel Taktik vermochte, ſuchte er der vielköpfigen Hydra die Spitze zu bieten. Seine erfolgreichen Schlachten machten

ihn gefürchtet, und lange durfte ſich kein Empörer in ſeine Nähe wagen. Allein dieſes Glück war es gerade, welches ihm viele Neider erweckte; am Hofe ſchwärzte man ihn, der den Thron tapfer vertheidigte, als einen verächtlichen Verräther an. Da er nun nicht Unmögliches verrichten konnte, wurde er mit großer Schande ſeines Amtes entlaſſen; denn der Miniſter Hama haßte ihn als einen Nebenbuhler. Weinend über ſein Vaterland, zog ſich der verdienſtvolle Feldherr in die Stille zurück.

Unter allen Anführern der chineſiſchen Patrioten war Tſchujuentſchang der berühmteſte; ihn nennt die Geſchichte den Gründer der folgenden Ming-Dynaſtie. Von ſeinem Leben und Wirken wollen wir nachher reden. Hier bemerken wir nur daß er durch Güte und Leutſeligkeit alle Herzen gewann, mehr durch ſchonende Liebe und die Anhänglichkeit des Volkes vermochte, als durch große Heere, und ſich in ſeinem ganzen Thun und Treiben als einen der größten Chineſen zeigte. Ihm glückte es endlich die meiſten Parteien zu vereinigen; denn er war von Gott geſandt, um ein großes Volk von der Sklaverei zu erlöſen; daher hatte ihn der Herr mit großen Talenten ausgerüſtet. Nach vielen Schlachten und Siegen näherte ſich endlich die chineſiſche Armee der Hauptſtadt der Mongolen (November 1368). Tohoan Timur war voll Furcht und Schrecken; anſtatt Anſtalten zur Vertheidigung zu treffen, begab er ſich augenblicklich nach ſeinen Luſtſchlöſſern in der Tatarei. Dort aber war auch kein Bleiben für ihn; nachdem er die heimathlichen Steppen beſucht, ſtarb er, von Niemand beweint, ohne Land und Leute (1370).

Von Hupilai an gerechnet waren die Mongolen 89 Jahre im Beſitz des chineſiſchen Thrones. Für das Land konnten ſie wenig thun; denn das Volk wirkte allen ihren Maßregeln entgegen; doch führten ſie nicht dieſelbe Sklaverei wie in Rußland ein, trotz ihrer Herrſchſucht und dem Geiſt der Unterdrückung, welcher ihnen eigen war. Schnell hatten ſie China erobert; ſchnell verloren ſie es auch; ſie verſchwanden, wie Gewitterwolken, und ließen kaum eine Spur hinter ſich. Natürlich konnten ſie nicht eine Bildung befördern, welche ihnen ſelbſt nicht eigen war. Aber ſie lernten ſehr viel von den Fremden, und machten ſich auch ſo viel wie möglich die chineſiſche Literatur eigen. Das Durcheinanderſchmelzen der Völker, welches ſie ſo gut wie Napoleon verſtanden,

hatte dennoch etwas Gutes; die Chineſen mußten ſehen daß auch andere Nationen Bildung hatten, und daß ſie nicht die einzigen ſeyen, welche auf Cultur ſtolz ſeyn konnten. Die Söhne der Han lernten daher bedeutend von den gebildeten Fremden des Weſtens, wurden mehr nachſichtig gegen Ausländer und verbeſſerten ihre Aſtronomie, Kriegskunſt und Staatsverwaltung. Das Volk, welches nun tief gefühlt hatte daß ſeiner im jenem verweichlichten Zuſtande nichts als Sklaverei warte, wurde männlicher, um ſich in Zukunft vertheidigen zu können. Wie im Jahr 1813 in Deutſchland der Druck der Franzoſen die herrlichſten Früchte der Vaterlandsliebe hervorbrachte, ſo auch in China das Joch der Mongolen.

Die Fürſten waren der chineſiſchen Philoſophie keineswegs abhold; einige unterſtützten Gelehrte bedeutend, und es lebten unter dieſer Regierung verſchiedene berühmte Gelehrte, welche über Geſchichte, Philoſophie und Geſetzgebung viel ſchrieben. Die Mongolen ſelbſt ſuchten ſich durch Ueberſetzung chineſiſcher Werke zu belehren, waren aber nicht im Stande davon großen Nutzen zu ziehen, und erhielten keine bedeutende eigene Literatur. Der Geiſt welcher die roheſten germaniſchen Stämme beſeelte, wird nicht in dieſen öſtlichen Theilen Aſiens vorgefunden, das menſchliche Gemüth erſchlafft ſehr bald nach den geringſten Anſtrengungen, und fällt wieder in ſeine natürliche Schlafſucht zurück. Daher ward dieſes Volk von der Cultur der Chineſen kaum berührt, und als die Mongolen aus China vertrieben wurden, unterſchieden ſie ſich ſehr wenig von ihren Landsleuten, welche ihre Steppen nie verlaſſen hatten.

Das größte Unglück welches die Mongolenherrſchaft betraf, war die Kürze der Regierung ihrer Kaiſer, und die Ueppigkeit des Hoflebens. Den entnervenden Einfluß einer ſolchen Lebensweiſe fühlten alle ihre Prinzen, und es iſt nicht zu verwundern daß ſie im Harem Thatkraft, Geiſtesſtärke, Muth und Klugheit verloren, und kaum noch verſtanden über einen Haufen von Weibern zu regieren.

Während jedoch die öſtlichen Stämme des großen Tatarenvolkes in die Steppen wieder vertrieben wurden und Schande und Fluch ernteten, erhob ſich im Weſten ihr Verwandter Tamerlan, um auch, wie Tſchinggis, der Schrecken der Welt zu werden.

Dieſer Eroberer hatte viel höhere Bildung genoſſen als ſein Vorgänger, ſeine Ideen waren umfaſſender, das Syſtem ſeiner Eroberung bleibender; dennoch konnte er nicht die Grundveſten zu ſeinem mächtigen Reiche legen, woran er mit Herz und Seele gearbeitet. Anſtatt des elenden Schamanismus, hatten ſeine Unterthanen die Grundſätze des Muhammedanismus von den Ueberwundenen angenommen; ſie waren eifrige Bekenner der neuen Religion, bereit mit Feuer und Schwert ihren Glauben geltend zu machen.

Tamerlan wurde in der Schule der Widerwärtigkeiten gebildet, und ſeine erſten Lebensjahre ſowohl als ſein Regierungsantritt waren mit Gefahren umringt. Nachdem er aber eine Schaar Getreuer verſammelt, und als Nachfolger des Tſchinggis die Kriege angefangen, kämpfte Niemand erfolgreicher. Perſien wurde ſeinem Scepter unterworfen, und Zagetai huldigte ſeiner Tapferkeit; denn dieß war der Thron, welchen er beſtieg. Seine Einfälle erſtreckten ſich öſtlich bis nach Turkeſtan und weſtlich nach Rußland und Georgien. Unerſättlich in ſeiner Eroberungsbegierde eilte er nun nach Hindoſtan, dem Land des Reichthums und der Weichlichkeit. Obgleich Tauſende ſeiner Horden in dem Schnee und der Kälte Afghaniſtans ihren Tod fanden, erreichte er dennoch Delhi; er trat die Macht der Muhammedaner nieder, während er den Götzendienern Tod und Verderben drohte. Von dieſem ſüdlichen Zuge zurückgekehrt, eilte er nun nach dem Weſten, um Syrien mit dem Schwerte zu verheeren, Aegypten als Lohn zu empfangen und den ſtolzen Bayazet zu züchtigen. Klein-Aſien ſeufzte unter der Geißel eines der grauſamſten Krieger, der je die Welt mit Schrecken erfüllt. Tamerlan fühlte ſelbſt daß das Blut ſo vieler Gläubigen, welches er ungeachtet ſeiner Anhänglichkeit an den Islamismus vergoſſen, eine Sühne fordre. Als er daher zu Samarkand die Hochzeit ſeiner Enkel mit der größten Pracht gefeiert, brach er plötzlich auf, um die Götzendiener China's mit unerbittlicher Strenge zum Gehorſam gegen den Propheten zu bringen. Eine ungeheure Armee war ſehr bald in Bewegung; der raſche Marſch, die wüthende Begierde, Tod oder Glauben dem himmliſchen Reiche aufzuzwingen, beflügelte die Bewegung dieſer Maſſen, und bald ſtanden ſie an den Gränzen des großen Landes. Hongwu hatte gerade damals alle Tataren

aus dem Lande gejagt und die Macht der Chineſen für immer begründet. Dieſe Schmach wollte daher Tamerlan rächen und zugleich ſeinen Ruhm als Eroberer des ausgedehnteſten Reiches begründen. Doch der Engel des Todes nahte ihm und rückte den Eroberer, wie den Geringſten der Sterblichen, aus dieſer Welt hinweg. Der Wütherich betrat niemals den Boden China's, obgleich der arabiſche Schriftſteller Alhacen eine ausführliche Beſchreibung ſeiner Kriegesthaten in China, ein Gewebe von Erdichtung, hinterlaſſen hat. Die Welle, welche die Ming-Dynaſtie verſchlungen haben würde, brach, ohne Verderben gebracht zu haben, an den fernen Gränzen des Landes, und China blieb noch frei. — Die Denkmäler der Thatkraft dieſes Tyrannen waren Haufen von Ruinen der ſchönſten und berühmteſten Städte, und die Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt verfaßt, in welcher er als Sophiſt ſeine grauſamen Züge zu entſchuldigen ſucht. Mit ihm endigte die Eroberungsluſt ſeiner Landsleute, und ſie ſind nun ſchon Jahrhunderte die Vaſallen des chineſiſchen Reiches*).

Während der Mongolenherrſchaft in China enden die merkwürdigen Kreuzzüge, welche den Untergang des byzantiniſchen Reiches einige Jahrhunderte aufhielten, und das Eindringen der Muſelman in Europa's Gefilde eine Zeitlang unmöglich machten. Aber das Reich der Ottomanen wurde ſtark und gewaltig, und Orchan betrat ſchon europäiſchen Boden, um den erſten Grundſtein zur türkiſchen Macht zu legen. — Unter den griechiſchen Kaiſern herrſchte Zwietracht; Bürgerkrieg ſchwächte die letzten

*) In den chineſiſchen Hülfsquellen zur Bearbeitung dieſer Geſchichte entdecken wir große Flachheit und ein Beſtreben, die tatariſchen Kaiſer unter den unvortheilhafteſten Farben darzuſtellen, die Unglücksfälle zu vergrößern, und ſie der Nachkommenſchaft verhaßt zu machen. Dagegen gibt Marco Polo's Erzählung (nach Marsden's vortrefflicher Ausgabe) ſehr große Aufſchlüſſe über die Geſchichte jener Zeit; er ſtellt vorzüglich ſeinen Gönner Hupilai auf eine beneidenswerthe Höhe. Die Berichte der Mönche Plano Carpini und vorzüglich die des Rubruquis ſind ſehr naiv uud gehaltreich; die Geſchichte des armeniſchen Königs Haithon iſt zu gedrängt. Die gleichzeitigen Geſchichten der Tartaren von De Guignes und von andern Schriftſtellern weichen oft bedeutend von der chineſiſchen Erzählung ab, ſind aber wahrer in allem was das Ausland betrifft, manchmal jedoch im Irrthum über chineſiſche Angelegenheiten.

Kräfte des Staates, welcher erſt ſehr kurze Zeit vorher den Händen der Lateiner entriſſen worden war. Der Papſt, welcher nun ſehr mächtig war und in alle Verhältniſſe des Lebens einwirkte, konnte dem ſehr bedrängten chriſtlichen Lande keine Hülfe verſchaffen. Denn in Italien herrſchte, wie gewöhnlich, Zwietracht, obgleich der Geiſt der Einwohner aufgeweckt und Venedig, Genua und Piſa die Herrſchaft der See gegen einander zu behaupten ſuchten. Die ſicilianiſche Veſper befreite jene Inſel für immer von der läſtigen Oberrherſchaft der Franzoſen. Während Rußland noch unter dem Joche der Mongolen in Barbarei blieb, und Polen ſich allmählich zu einem chriſtlichen Wahlreiche geſtaltete, entwickelten ſich langſam die nordiſchen Staaten. Der Hanſabund hob und beſchützte den Handel und die Städte Europa's rangen erfolgreich um republicaniſche Freiheiten. Dazu trug die Abweſenheit der Edelleute in den Kreuzzügen ſehr bedeutend bei, und gerade dieſer Umſtand gedieh zum großen Wohl des Gemeinweſens. Deutſchland erhielt in Rudolph von Habsburg einen tüchtigen Kaiſer. Allein Adolph von Naſſau und Albrecht I. waren ihm ſehr unähnlich, und Heinrich der VII. verwickelte ſich in unaufhörliche Fehden, ſo daß die Bildung des Volkes auf dem platten Lande durchaus keinen Fortgang hatte. Nicht viel Erfreuliches bieten die Verwaltungen Ludwigs von Bayern, Friedrichs von Oeſterreich und Karl IV., obgleich dabei noch der Troſt bleibt daß dieß das goldene Zeitalter der Städte war, und in ihren Mauern wahres Bürgerglück herrſchte. Frankreich hatte tüchtige Regenten in den drei Philippen und erhielt ſich auch unter Karl V; es wurde jedoch ſpäter durch Parteiſucht geſchwächt und ein Raub der Engländer. Während im Oſten ſich die muhammedaniſche Macht immer fürchterlicher zeigte, vertheidigten im Weſten die Spanier ihre Freiheit und verrichteten die größten Heldenthaten, welche in der Geſchichte erzählt werden. Auch Portugal erhielt ſeine Selbſtſtändigkeit, und anſtatt ſich an Spanien anzuſchließen, behauptete es ſeine Unabhängigkeit. Wie verſchieden ſind die Schickſale der weſtlichen Völker, über welche dieſelbe Hand des mächtigen und allweiſen Gottes waltet; wie viel mannichfaltiger ſeine Segnungen und Gnadenbezeugungen, welche mit dem Chriſtenthume ſelbſt in der verdorbenſten Form verbunden ſind!

Fünfte Periode.

Von der Vertreibung der Mongolen bis auf unſere Tage (1368 bis 1845).

Neue Geſchichte.

I. Abſchnitt.

Ming-Dynaſtie.

(1368 — 1644.)

Erſtes Capitel.

(1368—1398.)

Der Gründer der Ming-Dynaſtie iſt ein ſo merkwürdiger Mann daß die berühmteſten Helden unter ſeinem Volke und wenige Stammväter anderer Herrſcherlinien ihm gleichkommen. Er ſtellte praktiſch den Jao und Schun dar, inſoweit es jene Zeiten erlaubten, und wird mit Recht von Einheimiſchen und Fremden bewundert. Wir wollen daher länger bei ihm verweilen und uns aller der Hülfsmittel und vorzüglich einer romantiſchen Lebensbeſchreibung dieſes berühmten Mannes bedienen, um ſein Thun und Treiben ins gehörige Licht zu ſetzen.

1. Geburt und Jugend. Kein Held kann in China geboren werden, er ſey denn wunderbar empfangen. Daher erzählt man daß der Abt eines Kloſters während einer Entzückung im Rathe der Götter zugegengeweſen, wo man ſich gerade über den elenden Zuſtand des chineſiſchen Reiches unterhielt. Nach langen Berathſchlagungen war man endlich entſchloſſen, unter dem Bilde der Sonne und des Mondes (dieß iſt eine Anſpielung auf den Namen der Ming-Dynaſtie, welcher durch Nebeneinanderſtellen der Charaktere für Sonne und Mond geſchrieben wird) einen großen Weiſen geboren werden zu laſſen, und zwar in dem Kloſter des träumenden Abtes, und dieß in ſehr kurzer Zeit. Nachdem der Prieſter zu ſich ſelbſt gekommen, harrte er manchen Tag

auf die Erfüllung dieſer Erſcheinung, allein vergebens. Endlich an einem Wintertage langte ein Trödler mit ſeinem hochſchwangern Weibe im Tempel an; da die Familie nicht im Stande war weiter zu reiſen, mußte man ſie einſtweilen bei ſich behalten. Der fette Abt hatte nicht die entfernſte Idee daß er nun die Verwirklichung ſeiner Phantaſie ſehen werde, und ſchien daher nicht zufrieden, dieß Geſindel aufnehmen zu müſſen. Die Angſt der Gebärerin jedoch, um das Kind zur Welt zu bringen, bewog ihn, ihr eine Pille von wunderbarer Kraft, wie man ſie in China häufig hat, zu geben; nachdem ſie dieſe genommen, kam unter dem Geſange der Vögel, himmliſcher Muſik und einem prächtigen Hof um die Sonne, das wunderbare Kind zur Welt. So arm waren die Eltern daß ſie ſich nicht einmal einen Lumpen zur Bedeckung ſeines Leibes verſchaffen konnten. Traurig wanderte daher der Vater am Ufer des Fluſſes umher, als er plötzlich ein Stück rother Seide heranſchwimmen ſah, wovon er dem Säugling ein Wams verfertigte. Umſtände nöthigten dieſe arme Familie, etwas länger als ſie früher wohl gewünſcht hätte, in der Gegend zu bleiben, und Tſchujuentſchang, dieß iſt der Name des künftigen Kaiſers (von Einigen Tſchujuenlong genannt), wurde in ſeiner Kindheit mit den Kuhjungen aufs Feld geſandt, und bekleidete nachher ſelbſt dieſen ehrenvollen Poſten. Allein man ſah ſehr bald das Genie des Knaben ſogar in der Geſellſchaft der Hirtenjungen; denn er ließ die Kühe in einer Reihe ordentlich marſchiren, als ob er ein Regiment Soldaten commandirte. Dieß gefiel den Buben ſehr wohl, und ſie fühlten ſolche Ergebenheit für ihn daß vier derſelben in der Zukunft durch Leiden und Freuden ihn begleiteten, bis ſie in der Folge, zu Generalen ernannt, ſehr viel zur Eroberung des Landes beitrugen. Eines Tages waren die Burſchen beiſammen, und tanzten fröhlich und jubelnd um den wackeren Tſchujuentſchang herum, als es dieſem plötzlich einfiel daß er ſie herrlich bewirthen müſſe; aber woher das Nöthige dazu nehmen? Da kam zufälligerweiſe eines der Kälber blökend ihm nahe, welches er ſogleich ergriff und ſchlachtete. Nachdem das Fleiſch gebraten und gekocht den Buben recht gut geſchmeckt hatte, ernannten ſie alle ihren Gaſtherrn zu ihrem Capitän. Allein der Herr der Kühe vermißte ſehr bald ſein Thier und wußte nicht, wo er daſſelbe finden könnte. Endlich

entdeckte er den Schwanz des Kalbs zwiſchen einem Felſen; da er ſich jedoch nicht überreden konnte daß ein böſes Thier es gefreſſen, und vermuthete daß ihm Tſchujuentſchang einen Streich geſpielt, ſo jagte er den unbändigen Knaben hinweg.

Dieſer war nun äußerſt betrübt und wußte nicht, wohin er gehen ſollte um ſeinen Hunger zu ſtillen. Da fiel ihm der alte Abt ein, welcher ihn in ſeiner Kindheit gekannt und ihm große Liebe erzeigt hatte; er ging daher nach dem Tempel, um ſich als Lehrling einſchreiben zu laſſen. So diente er nun mit geſchornem Kopfe, in einen gelblichen groben Kittel gekleidet, in der Küche der Prieſter, und verrichtete mit großer Treue die Arbeiten eines Küchenjungen. Solange ſein Wohlthäter lebte, ging alles ſeinen guten Gang; denn dieſer erinnerte ſich noch ſeines Traumes, und obgleich er ſehr an der Erfüllung zweifelte — denn der Junge ſchien ihm ein Taugenichts zu ſeyn — ſo zeigte er ſich dennoch als ſeinen Gönner. Sobald er aber geſtorben, gab es für den jungen Bettelmönch Tag und Nacht weder Raſt noch Ruhe, und die Vorgeſetzten machten ſich eine Freude daraus ihm das Leben recht ſauer zu machen. Da ſeufzte nun der arme Tſchujuentſchang recht bitterlich; allein wohin ſollte er ſich wenden, um ſeinen Peinigern zu entkommen, ſelbſt nur um einen dürftigen Lebensunterhalt zu erwerben? Eines Tages wurde er nach einem Sumpf geſandt, um dort Geſträucher als Brennholz zu ſammeln. Er konnte damit nicht ſchnell fertig werden und ſank tief in den Schlamm, ſo daß er ſich faſt für verloren glaubte. Da kamen plötzlich einige Feen, wie der Burſche glaubte, ihm zu Hülfe; dieſe zogen ihn nicht nur aus dem Koth, ſondern halfen ihm eine ganze Maſſe Brennholz, zum großen Erſtaunen der Prieſter welche ihn ſchon längſt todt geglaubt, nach Hauſe tragen. Am folgenden Morgen jedoch beſann ſich der arme Junge; da er wohl einſah daß es auf ſein Leben abgeſehen ſey, ſo ververließ er das Kloſter und ging zu einem nahen Verwandten. Dieſer aber war ein armer Mann, der von der Arbeit ſeiner Hände lebte; Tſchujuentſchang mußte ſehr viel arbeiten, um auch nur ein armſeliges Unterkommen zu finden. Hier ging er jedoch ein ganzes Jahr zur Schule während der wenigen Stunden der Muße die er hatte, und lernte ein wenig Leſen und Schreiben, den einzigen Unterricht, welchen er je genoß. In ſeinem Elende

unterſtützte ihn oft ein treues Mädchen, welches, wenn er Hunger litt, ihm Kuchen und andere Leckereien gab, die dem aufwachſenden Jünglinge trefflich zu ſtatten kamen. Sie iſt es, welche er ſich nachher zur Frau erwählte, und die mit größerem Heldenmuth, als ſelbſt Katharine die erſte zeigte, in Freud und Leid ihm zur Seite ſtand. So wuchs unſer Held unter mancherlei Nahrungsſorgen und in äußerſter Dürftigkeit auf. Niemand bemerkte in ihm etwas Außerordentliches; er war ein gewöhnlicher Menſch, der nur einen einzigen Bewunderer hatte — dieß war das liebe Mädchen. Seine ganze Gelehrſamkeit beſtand in der Kenntniß einiger hundert Schriftzeichen; trotz dieſer geringen Kenntniß machte der ſpätere Kaiſer in ſeiner Jugend oft Verſe, die wirklich von den Kennern bewundert wurden; dieß war der Umfang ſeiner ganzen Kunſt.

2. Hongwu's Emporkommen. Wahrſcheinlich würde der Jüngling mit all den Keimen der höchſten Menſchenwürde ungekannt in einem Dorfe geſtorben ſeyn, hätte nicht ein ganz gewöhnlicher Vorfall ihn in die weite Welt gebracht. Der Garten des Oheims hatte ſehr reichliche Früchte getragen; daher ſandte er unſeren Helden nach der nächſten Stadt mit einem Schubkarren voll Pflaumen, um ſie dort zu verkaufen. Auf dem Wege gerieth Hongwu in eine Schlägerei und überwand ſeinen Gegner — ein Umſtand, welcher ſeine Rückkehr beinahe unmöglich machte. Es war nun ſchon beinahe Abend geworden; noch hatte er nicht die Stadt erreicht, da fand Hongwu in einer Herberge eine Anzahl luſtiger Geſellen, die ihm verſicherten daß ein Prieſter der Vernunft ihnen das Verſprechen gegeben, den künftigen Kaiſer China's bei ſich einkehren zu ſehen; nachdem ſie aber den ganzen Tag gewartet, hätte er ſich noch nicht eingefunden. Hongwu bekümmerte ſich ſehr wenig um dieſe Bemerkung; denn er war ſehr müde und legte ſich bald ſchlafen. Plötzlich hörte man den Ausruf: Feuer! Feuer! Beſtürzt liefen die Jungen nach dem Orte, von wo der Schein kam, und ſahen dann das Angeſicht des ſchlafenden Hongwu umſtrahlt. Auf ſolche Erſcheinung hatten ſich dieſe Tölpel nicht gefaßt gemacht, und ihr Erſtaunen war daher nur um ſo größer. Am folgenden Morgen ging Hongwu ungeſtört hinweg; denn ihm lag es am Herzen, die Pflaumen zu verkaufen, nicht über die Zukunft zu grübeln. Dieſe

aber brachte er ſehr gut an, und nun zum erſtenmale in ſeinem Leben ſah ſich der künftige Herrſcher des größten Reiches im Beſitze von etwa einem Thaler. Nach Hauſe gehen konnte er nicht; denn dort würde man ihn tüchtig geprügelt haben; ſo wollte er nun einmal recht das Leben genießen, und ſich mit ſeinem Gelde einige ſchöne Tage verſchaffen. Da kam er endlich mit einigen Fauſtkämpfern in Berührung und ſchloß ſich an ihre Geſellſchaft an; denn er war ſtark und geſchmeidig vom Körperbau. Allein eine Patrouille von Soldaten war über den Lärm dieſer Lümmel ſehr unzufrieden und wollte ſie daher alle nach der Wache mitnehmen, als ſie plötzlich davonliefen; nachdem ſie ſich in einem Tempel verſammelt und dort ewige Treue einander geſchworen, brannten ſie dieß Gebäude zur Befeſtigung ihres Eides nieder. Hongwu zeigte ſich in allen dieſen Unternehmungen als der erſte und verwegenſte; daher wurde er bald der Führer einer Räuberbande. Wir leſen auch von ihm daß er in ein Regiment der chineſiſchen Patrioten eintrat, wo er ſelbſt zum Officier ernannt wurde. Doch gefiel ihm das ſtrenge Leben nicht, und daher kehrte er wieder nach ſeiner Heimath zurück. Auf dem Wege geſellten ſich eine Menge Faulenzer zu ihm; denn er hatte ein einnehmendes Weſen, und nun kam er mit einer ziemlichen großen Geſellſchaft bei ſeinem Oheim wieder an. Dieſer hatte durch den Mord eines Schergen ſein Leben verwirkt und war daher nirgends ſicher. Mit Freuden empfing er den wilden Neffen und in Folge ſeiner Vorſtellungen ernannte ihn die Bande zu ihrem Könige.

Von dieſem Zeitpunkte an war Hongwu von einem andern Geiſte beſeelt. Er wollte nun der Welt zeigen daß der ſelbſt gewählte König auch vollkommen Unterſtützung erhalten ſollte; daher warf er ſich zum Vertheidiger des Volkes auf. Groß waren die Leiden der Nation, unerträglich die Unterdrückungen; es war daher etwas ſehr Leichtes, als Freund des Vaterlandes einen großen Anhang zu finden. Der neue König, auf die Vorſtellung ſeines Neffen, erklärte daher daß der Kampf zum Untergange der ganzen mongoliſchen Macht angefangen habe. Um es nicht bei bloßen Worten bewenden zu laſſen, bedrohte man alle diejenigen welche zu dieſer Bande gehörten, mit Todesſtrafe, wenn ſie ſich des Eigenthums der Chineſen bemächtigten. Durch einen

plötzlichen Ueberfall der nun ſchlummernden Tataren gelang es dieſen Freibeutern, anſehnliche Schätze zu ſammeln; mit dieſen kauften ſie ſchöne Waffen und Rüſtungen, ſo daß ſie beſſer ausſahen, als ſelbſt die kaiſerliche Armee. Ihr großes Glück rief Tauſende von Räubern herbei, die Bande ward ein Heer, und überall begrüßte man die Sieger mit Herzensfreude. Als ſie vor eine Feſtung kamen, forderten ſie den General im Namen der chineſiſchen Nation zur Uebergabe auf. Kaum ſah der Commandant in der Ferne die blitzenden Helme der Patrioten ſich nähern, als auch er ihnen das Anerbieten überſandte ſelbſt Dienſt unter ihren Fahnen zu nehmen. Die Stadt war nun ihrer; immer zahlreicher wurden ihre Anhänger, immer mächtiger der große Haufe, ſo daß die mongoliſche weiberhafte Regierung nicht umhin konnte ſehr kräftige Maßregeln zu nehmen. Ein Heer wurde daher auf die Beine gebracht, und maß ſeine Kraft mit den Rebellen. Die Schlacht war hartnäckig; wo immer der Kampf am heftigſten, fand man auch die rothe Fahne des Hongwu, der Verderben in dem Mittelpunkte ſowohl als auf den Flügeln verbreitete. Die bisher unüberwindlich geglaubten Tyrannen wichen endlich; da ſchlug auch dem jungen Helden das Herz; ſeine heißeſten Wünſche hatten nie einen ſolchen Erfolg erwartet. Lange konnte man ſich jedoch nicht der Freude überlaſſen; denn eine ſtärkere Armee war ſchon im Anrücken, und umringte durch künſtliche Bewegungen in kurzer Zeit das Häuflein Patrioten. Hongwu war erſt beſtürzt; dann aber faßte er wieder Muth, als ein Prieſter der Vernunft ihm den glücklichen Ausgang verkündigte. Seine tapfere Schaar auf einen Punkt zuſammenraffend, griff er die Horden einzeln an, und hieb Regiment nach Regiment nieder, ohne daß die ausgebreiteten Linien einander hätten Hülfe leiſten können. Dieß war der größte Triumph, den Hongwu bisher erhalten hatte, und von dieſem Augenblicke an betrachtete man ihn als den Retter des Vaterlandes. Dazu trug ſehr viel ſeine ſchonende Liebe bei; er ſprach mit den Seinigen freundlich und leutſelig, und behandelte jeden Chineſen als Bundesgenoſſen. Seine Armee war ein Muſter der Zucht, und wohin ſich ſeine Streiter auch nur wendeten, wurden die Thore zu ſeinem Empfange geöffnet.

Im vollen Laufe des Sieges ſtarb ſein Oheim; anſtatt ihm zu folgen, ſchlug er ſeinen Vetter als Befehlshaber vor. Durch

ſchnöde Behandlung und die Untüchtigkeit ſeiner Verwandten wurde. Hongwu endlich wider ſeinen Willen genöthigt, ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Getreuen zu ſtellen. Weder Mahnungen jedoch, noch die herzlichſten Bitten von Seiten ſeiner Soldaten vermochten ihn, den kaiſerlichen Titel anzunehmen; denn er wünſchte nur für die gute Sache zu ſtreiten, nicht den Namen eines Rädelsführers zu haben. Rauhheit und Unbändigkeit waren charakteriſtiſch im Jüngling, Demuth und Menſchenliebe im Mann.

Die großen Verwüſtungen durch die Ueberſchwemmung des gelben Fluſſes und die beſchwerliche Ueberfahrt des Tributs brachten die Mongolen endlich auf den Gedanken, eine Strecke lang für dieſen Strom ein anderes Bett zu graben. An dieſem ungeheuren Unternehmen arbeiteten Myriaden von Menſchen, die leider ſehr ſchlecht bezahlt waren und der nothdürftigſten Nahrung entbehrten. Dieſe Menge ergriff nun auch das Schwert gegen die hartherzigen Vögte und geſellte ſich zu Tauſenden dem Heere des Hongwu bei. Wie viele ſeiner Soldaten daher auch auf dem Schlachtfelde den Tod fanden oder nach verſchiedenen Orten zerſtreut wurden, ſo gab es noch Recruten ohne Zahl, welche, den Händen der Mongolen an den Ufern des Fluſſes entlaufen, vor Begierde brannten ſich an ihnen zu rächen. Hongwu empfing ſie alle mit Herzlichkeit; ſo formte ſich eine unwiderſtehliche Armee, die nicht eher ruhte, bis ſie ſiegreich die Hauptſtadt China's erreicht. In einem Falle jedoch wäre ſeine Güte beinahe ſchlecht belohnt worden. Ein katariſcher Offizier, dem er als Gefangenen das Leben geſchenkt, trat, wie er ſagte, aus Dankbarkeit in ſeinen Dienſt. Obgleich ihn ſeine Umgebungen ſehr ernſtlich ermahnten, ſo wollte dennoch der Held keinen Argwohn in ſeiner Bruſt hegen; denn der Ueberläufer ſchwur ihm heilige Treue. Nach einigen Monaten war Hongwu eines Tages ſo ermüdet, daß er augenblicklich beim Eintreten in ſein Zelt aufs Lager fiel und einſchlief. Dieſen Augenblick benutzte der Undankbare und ſchlich, mit einem Dolche bewaffnet, nach dem Lager hin. Glücklicherweiſe bemerkte ihn die Schildwache; aber er entwiſchte der Hand des Soldaten, ließ jedoch das Meſſer zurück zur Beurkundung ſeiner Schandthat. Beim nächſten Treffen erblickte man den Ueberläufer in den Reihen ſeiner Landsleute; ein chineſiſcher General ging ſtracks auf ihn los, hob ihn

mit der Lanze aus dem Sattel und machte das Roß ſo ſcheu, daß es ſehr ſchnell davon lief und den Elenden eine ganze Strecke lang in dem Steigbügel verwickelt mit ſich ſchleppte, bis er endlich durch die ſchweren Stöße, mit Beulen bedeckt, ſeinen Geiſt aufgab.

Die Macht der Mongolen in den nördlichen Provinzen anzugreifen hatte Hongwu noch nicht die Kraft. Er wünſchte ſich daher im Süden feſtzuſetzen, und von dort aus ſeine weitern Züge zu unternehmen. Um dieß thun zu können, mußte er über den Jangtſe gehen, aber woher ſollte er die Boote nehmen? Traurig verweilte er daher eine ziemliche Zeit an dem mit Rohr bewachſenen Ufer, als plötzlich eine Flotte ſich ihm näherte. Dieß waren Fahrzeuge der Kaufleute, welche ſeinen Ruhm vernommen, und gerade vorbeifuhren und ſeine große Verlegenheit vernahmen. Noch ehe er das jenſeitige Ufer erreicht, hatte eine Anzahl von abgeordneten Aelteſten ihm herzlich Glück zu ſeinem Unternehmen gewünſcht und ihm die Eroberung des ganzen Reiches verbürgt. Ihr Ausſpruch war der eines Orakels und wurde ſehr fleißig von ſeinen Anhängern verbreitet. Als er daher einige Meilen von Nanking landete, empfing man ihn mit großen Ehrenbezeugungen; der Kampf um dieſe Stadt war leicht, die Mongolen wurden ſchnell herausgetrieben, und Hongwu, mit großer Weisheit und ſehr richtigem Urtheile, machte ſie zu ſeiner Reſidenz; denn ſie war der Mittelpunkt des ganzen Reiches. Noch zeugen dort von ſeinem frühern Daſeyn die ungeheuer hohen Mauern, deren Steine mit ſeiner Inſchrift beſchrieben, ſein ausgedehntes Mauſoleum, und die Luſtgärten und Haine in der Umgegend. Von dieſem Orte aus leitete er alle Züge mit ziemlicher Genauigkeit, machte die Pläne zur Austreibung der Tataren und handelte als einer der größten Fürſten, deſſen die Geſchichte erwähnt, mit weit umfaſſendem Plan und unerſchütterlicher Beharrlichkeit. Um die Vortrefflichkeit ſeiner Auswahl der Reſidenz beurtheilen zu können, muß man zu Nanking geweſen ſeyn. Die Stadt liegt an den Ufern des majeſtätiſchen Jangtſe und ſteht daher mit allen Theilen des Landes durch Canäle und Flüſſe in Verbindung. Der Beſitz war jedoch nicht ſo leicht zu behaupten, und Hongwu hatte erſt eine ſehr fürchterliche Seeſchlacht auf dem Strom zu ſchlagen, ehe er in Sicher-

heit war. Dieſe iſt von den Chineſen äußerſt gut beſchrieben worden und ſcheint das größte Flußtreffen geweſen zu ſeyn, deſſen die Geſchichte erwähnt. Hongwu, obgleich kein Matroſe, blieb ſiegreich; denn das chineſiſche Volk und die Fiſcher, welche alle die ungeſchickten und hartherzigen Matroſen haßten, fochten auf ſeiner Seite.

An den Küſten war ſchon ſeit langer Zeit ein Seeräuber herumgefahren, und ſeine Macht beſtand aus 3000, oder wie andere ſagen 10,000 Booten und Junken. Er war daher ein Seekönig und ſchaltete auch ſehr unabhängig. Die Tataren, welche nie dem flüſſigen Elemente trauten, konnten ihm nichts anhaben, und ſo zog er von Norden nach Süden und umgekehrt, um alle ihre Vorräthe aufzufangen. Dieß gab ihm ſehr große Macht; als er aber von dem Glücke des Hongwu hörte, beſchloß er dem Helden ſeine Huldigung darzubringen und ihn als Oberherrn anzuerkennen. Er ſchrieb daher einen ſehr beſcheidenen Brief und erhielt die Ehre, ſein Lehnsmann genannt zu werden. Obgleich er in der Folge ſeine Verſprechungen nicht erfüllte, ſo freute ſich dennoch Hongwu, einen ſo kräftigen Bundesgenoſſen gefunden zu haben. Um aber die Verbindung mit der Küſte immer offen zu halten, zog der Krieger nach Tſchekiang und eroberte ſehr ſchnell die an dem Meere gelegenen Bezirke, ſo daß er nun in ſehr kurzer Zeit eine Seemacht unter ſeinem Befehl hatte. Nicht lange nachher ſetzte er ſich auch in den Beſitz der großen Provinzen Hukuang und Kiangſi, ſo daß ſehr fruchtbare und reiche Landſtrecken in ſehr wenigen Jahren, nicht etwa durch Gewalt der Waffen, ſondern freiwillig ſeine Herrſchaft anerkannten.

Nun glaubte man, daß es hohe Zeit ſey auch etwas im Norden des Jangtſe zu unternehmen; denn die Schaaren, welche dem jungen Eroberer folgten, waren zahlreich genug um die ſchwierigſten Feldzüge durchzumachen. Man zog daher nach Hoainan und erhielt auch dort die Oberhand.

Hongwu verhehlte nie ſeine geringe Geburt; daher gab es auch unter ſeinen eigenen Leuten Menſchen, die des Küchenjungen ſpotteten. Dieß mußte er nun ruhig anhören; aber er war zu gütig und leutſelig um die Tadler zu ſtrafen. Einen Beweis wollte er jedoch geben, daß er über alle ſolche Kleinigkeiten er-

haben ſey und ſeine Eltern, obgleich nur Taglöhner und Trödler, dennoch ehre. Daher machte er eine Wallfahrt zu ihrem Grabe, welches wie die Bauern ſagten, mit Beihülfe der Feen erbaut war, und verrichtete dort nach chineſiſcher Sitte ein feierliches Gebet. Nachher verordnete er den Bau eines der herrlichſten Mauſoleen mit einer Inſchrift, die ſeinen geringen Urſprung andeutete, damit auch die Nachwelt wiſſen möchte, daß er auf ſeine Geburt nicht ſtolz ſeyn konnte. Bei dieſer Gelegenheit ging Hongwu, nachſinnend über ſein thatenreiches Leben und die vielen Hinderniſſe, welche ſich ihm in den Weg geſtellt, in der Umgegend ſpazieren. Keiner der Trabanten war ihm gefolgt; als er ſich dem Gebüſche in der Nachbarſchaft näherte, ſprang ein Leopard auf ihn los. In demſelben Augenblick begegnete ihm ein alter Bonze, welcher dem wilden Thiere wie einem Hunde gebot; er hieß den Leopard ſogleich ſich niederlegen und nahm den erſtaunten Wanderer mit ſich nach dem Tempel. Hier fand er andere Prieſter, die ihn freundlich bewirtheten und ihm nachher ein Buch zur Unterzeichnung einer gewiſſen Summe Geldes, mit welcher der Tempel wieder erbaut werden möchte, darreichten. Erſt war er erzürnt über dieſe Niedrigkeit; als er aber die Rolle öffnete, da bemerkte er die Namen eines jeglichen der Ahnen der verſchiedenen Dynaſtien. Dieß fiel ihm auf; er dachte erſt, es wäre ein Gaukelſpiel; allein da waren Rang und Titel in großen Buchſtaben lesbar; er ſetzte nun auch ſeinen eigenen dazu und von dieſem Augenblick an glaubte er ſich zum Throne berufen. Ob dieß nun das Werk der Phantaſie, eines Traumes, oder ob es von ſeinen Kriegern veranſtaltet war, die darauf beſtanden, daß er ſich zum Kaiſer erklären ſollte, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. So viel aber iſt gewiß, daß es einen tiefen unverlöſchlichen Eindruck auf das Gemüth des Hongwu machte. Später baute er dort einen prächtigen Tempel und wollte auch eine große Stadt anlegen; aber ungeachtet der bedeutenden Ausgaben glückte dieß nicht; denn die Leute fanden keine Nahrungszweige und mußten ſchnell den Platz verlaſſen um anderwärts ihr Brod zu erwerben.

Der ausgezeichnetſte Feldherr, welchen Hongwu hatte, war Suta, ein Mann, der die außerordentlichſten Züge unternahm, und ſich weder durch natürliche noch durch künſtliche Hinderniſſe

in ſeiner Laufbahn abſchrecken ließ. Hongwu hielt es für beſſer, nachdem ſeine Macht gegründet war, ruhig in der Hauptſtadt zu bleiben, um Mund- und Kriegsbedürfniſſe und neue Streiter dem Heere zuzuſenden, anſtatt ſelbſt ſich an die Spitze der Armee zu ſtellen. Daher litten die Soldaten nie, hatten immer das zum Krieg Nöthige und einen ſolchen Ueberfluß an Lebensmitteln, daß ihnen das Plündern nie in den Sinn kam. Andere Offiziere wetteiferten miteinander, die gefährlichſten Unternehmungen mit Gleichgültigkeit zu betrachten, und hielten es für Zurückſetzung wenn man ihnen nicht erlaubte den größten Gefahren entgegenzugehen. So fand man auch ſehr viel Talent unter den Kriegern, und Hongwu war ſelbſt erſtaunt, eine ſolche Menge ganz vorzüglicher Helden vor ſich zu ſehen. Nach einem glücklich vollbrachten Feldzuge hatten ſie ſich alle im Audienzſaale verſammelt; vergebens aber ſuchte das forſchende Auge des Hongwu die wohlbekannten Geſichtszüge vieler Gefährten; ſie waren auf dem Schlachtfelde geblieben und ihre Seele nach dem Orte ihrer ewigen Beſtimmung gegangen. Thränen traten in die Augen des edlen Fürſten; aber ſchnell erholte er ſich und ſprach mit großer Rührung: „ſie ſind fürs Vaterland geſtorben, haben für das Vaterland ihr Blut verſpritzt; uns aber bleibt die heilige Pflicht ihre hinterlaſſenen Verwandten zu verſorgen.“ Sogleich machte man Anſtalt ihre Eltern, Frauen und Kinder reichlich zu beſchenken und ſie lebenslänglich zu unterſtützen. Auch der gemeine Soldat genoß der liebreichen Fürſorge des väterlichen Hongwu und Niemand war deßhalb ohne Verpflegung.

Mit einer Armee, die dem Wohlthäter ſo treu ergeben wie dieſe, konnte man wohl etwas Entſcheidendes unternehmen. Im Rathe wurde es daher beſchloſſen die ſüdlichen Provinzen dem Scepter des Hongwu zu unterwerfen, und die dazu beſtimmten Heeresabtheilungen zogen ſogleich nach dem Orte ihrer Beſtimmung und waren ſehr glücklich in allen ihren Zügen. Das ganze Volk betrachtete die Soldaten als Freunde und widerſtand mit vereinter Macht den wenigen mongoliſchen Beſatzungen, welche noch zurückgeblieben waren. Es war daher leicht, Stadt nach Stadt zu erobern und ſie den Bürgern ſelbſt anzuvertrauen, ſo daß die chineſiſche Armee nicht durch Beſatzungen geſchwächt wurde. Nach einem ſo glücklichen Erfolge entſchloß ſich endlich

Hongwu, den Norden zu beſuchen. Die Vorbereitungen zu dieſem ſchweren Feldzuge waren die größten die man noch gemacht; das Heer wurde prächtig ausgerüſtet, die Streiter im voraus bezahlt, und die Maſſe zog nun mit ſtolzem Schritte der Hauptſtadt zu. Auf dem Wege wurde Hongwu von einem Nachkommen des Kongfutſe begrüßt, welchen er mit großen Ehrenbezeugungen empfing, um dem ganzen Heere ſeine Anhänglichkeit an China's Weiſen darzulegen. Die Thore wurden überall geöffnet und der Widerſtand der Mongolen beſchränkte ſich auf unbedeutende Scharmützel. Lange hatte Hongwu wider den Han-Prinzen, welcher mit ihm um die Krone ſtritt, kämpfen müſſen, und im Kriege mit andern Rädelsführern viel Blut vergoſſen; nun aber konnte er ſeine Macht auf einen einzigen Punkt zuſammenfaſſen und fürchterlich traf ſein Schwert die Tataren. Von Furcht und Entſetzen ergriffen, nahmen ſie die Flucht um nur ihr Leben zu retten. Das ganze Land wurde von ſeinen Bedrückern geſäubert, ſo daß man auch nicht eine Spur mehr von ihnen fand. Selbſt dann aber wollte Hongwu nicht den Titel eines Kaiſers annehmen, und ließ von ſeinen Fahnen die Inſchriften, welche die Soldaten ohne ſein Mitwiſſen gemacht, auswiſchen; denn noch hielt er ſich des Thrones nicht für würdig. Sein Marſch nach Peking glich einem Triumphzuge. Schantong hatte ſich ſchon ſeiner Verwaltung unterworfen und die andern Provinzen verweigerten nicht länger ihre Huldigung. Zu Tongtſchéu angelangt, war er nur noch wenige Meilen von der Reſidenz entfernt. Da ſchlug ihm das Herz, er fand ſich am Endziel aller ſeiner Bemühungen; die Thore wurden ohne Schwertſtreich ihm geöffnet und der vormalige Küchenjunge nahte nun dem Throne. Sein Einzug war herrlich und wurde noch mehr durch den Jubel des Volkes erhöht.

3. **Hongwu auf dem Throne.** Mit den Nebenbuhlern hatte der Kaiſer einen ſehr ſchweren Kampf gehabt; ſchmerzlich waren ſeinem Herzen die Ereigniſſe, welche Chineſen gegen Chineſen in Anzug brachten. Nun aber war die Ruhe wieder hergeſtellt und die tapferſten Gegner und Mitbewerber des Scepters ruhten entweder im Grabe, oder lebten ſchadlos ohne Anhang als Privatperſonen. Aber noch war die mongoliſche Macht ſtark und überwiegend, obgleich ihr Fürſt ſich ſchon nach den Steppen

geflüchtet. Die Gränzſtädte waren noch in den Händen der Tataren, die nun wegen ihrer Vertreibung voll Wuth das Land beſtändig beunruhigten und auf ihren langen Streifereien ſich an d n Chineſen auf die ſchrecklichſte Weiſe rächten. Ein großes Heer beſtändig in der Nähe der ausgedehnten Wüſte zu unterhalten war dem erſchöpften Lande nicht angemeſſen und der Staatskunſt des Monarchen zuwider. Er rief daher ſeine Helden zuſammen, die ſchon auf ihren Lorbeeren zu ruhen gedachten, und der Kampf wider die letzten Ueberbleibſel der mongoliſchen Macht begann auf eine großartige Weiſe.

Der erſte Schritt zu dieſem großartigen Unternehmen war die Eroberung der Provinz Schenſi. Dort hatte ſich ein tapferer Herr die unumſchränkte Macht über das ganze Land angemaßt, und betrachtete ſich ſelbſt als rechtmäßigen Gebieter. Um ihn zu bekriegen, zog Suta mit einem ſtarken Heere nach dem Nordweſten, und da er in allen Schlachten glücklich geweſen, konnte der Herzog den Helden, welche die Mongolen wie eine Heerde Schafe vor ſich hergetrieben, mit ſeinen Soldaten ſehr wenig Widerſtand bieten. Seine wenigen Regimenter wurden in ſehr kurzer Zeit vernichtet, die Feſtungen erobert und der Herr ſelbſt in die größte Enge getrieben. Die Mongolen, wie früher die Chineſen, ſuchten den Tod; aber auch die Landeskinder, welche zu ihren Fahnen geſchworen, entleibten ſich lieber, als daß ſie ſich dem neuen Regenten unterworfen hätten. Dasſelbe Loos, welches früher die Chineſen getroffen, ward nun auch den Mongolen als gerechte Vergeltung zu Theil. Da aber die Einwohner ihre bittern Feinde waren, ſo ſchlugen die Bauern ſie auf ihrem Rückzuge, wo ſie nur dieſelben fanden, ohne Erbarmen todt, ſo daß Tauſende auf der Flucht ihr Leben verloren und ihr Zurückweichen viel gräßlichere Folgen, als ſelbſt der Verluſt einer Schlacht hatte. Durch dieſen Erfolg ermuthigt, zogen die chineſiſchen Generale ſelbſt aus den Thoren des großen Walles und lieferten den Tataren nach vielen Jahrhunderten zum erſtenmal in ihren eigenen heimiſchen Steppen ein entſcheidendes Treffen. Die Reiterei der Nomaden war hier den Chineſen, welche nun in ein Heldenvolk verwandelt waren, von durchaus keinem Nutzen; ihre Regimenter, welche weit von einander ſtanden, wurden von den Söhnen des Han über den Haufen gewor-

ſen und der General ſelbſt gefangen genommen. Dieſe Niederlage raubte den wilden Kriegern eine geraume Zeitlang die Luſt ſich mit den Chineſen wieder einzulaſſen. Der verdienſtvolle Suta ging unterdeſſen nach der Hauptſtadt; dort empfing ihn Hongwu als einen Waffenbruder und bewies ihm die höchſten Ehrenbezeugungen, welche je einem Unterthan zu Theil geworden waren. Allein dieſer Graubart achtete ſehr wenig die Freuden eines ruhigen Lebens; ſeine Heimath war das Lager; ſein Lorbeer eine mit Sieg gekrönte Armee; ſein Adel die Liebe der Soldaten.

Wenige Jahre verſtrichen nun, während welcher das Schwert in der Scheide ruhte. Die Tataren vergaßen unterdeſſen den Schrecken, welcher im erſten Treffen ihre Bruſt erfüllt; von Hunger und Noth getrieben, fielen ſie wieder ins chineſiſche Land ein. Aber kaum hatten ſie eine ſolche Vergeltung wie ſie ihnen zu Theil ward, erwartet. Die Chineſen nämlich, ohne ſich um ihre vereinzelten Haufen zu kümmern, brachen plötzlich nach der Wüſte auf, um dort das mongoliſche Hauptlager anzufallen. Eine ſolche kühne That hatte man durchaus nicht von den früher als feige Memmen verachteten Chineſen erwartet; daher war man auch nicht darauf gefaßt, den Feind zu empfangen. Die Garden des Chan, anſtatt ſich verzweifelt zu wehren, flohen in ſehr großer Unordnung, während mehrere Prinzeſſinnen und der Enkel des Monarchen ſelbſt den Siegern in die Hände fielen. Der Name des letztern war Matilipula; er war ein ſtattlicher Knabe und zeigte genugſam, daß das Blut des Tſchingsis noch in ſeinen Adern fließe. Als dieſe hohen Perſonen nun im Triumph nach Peking gebracht wurden, riethen die Miniſter dem Kaiſer, den Jüngling, wie einige der früheren chineſiſchen Monarchen es gethan, dem Schatten ſeiner Ahnen aufzuopfern, um die Schande, welche den letzten Fürſten der Song angethan worden, ein- für allemal zu rächen. Aber wie erſtaunt war die Reichsverſammlung, als Hongwu dieſe Aufforderung aus Gründen der Menſchenliebe mit Abſcheu von ſich wies. Anſtatt den Prinzen hinzurichten, ließ ihm der Monarch eine gute Erziehung geben; nachdem er die entſchiedenſten Beweiſe der kaiſerlichen Huld empfangen, wurde er wieder nach den Steppen zurückgeſandt. Obgleich ihm von rechtswegen der Thron angehörte,

ſo konnte er dennoch ſeinen Wunſch nicht erhalten, und ſtarb im Privatſtande von Niemand gekannt. Die großmüthige Handlung des Hongwu machte jedoch einen ſehr tiefen Eindruck auf die Mongolen, und ganze Schwärme unterwarfen ſich freiwillig der chineſiſchen Oberherrſchaft. Sie ſowohl als die Gefangenen erhielten Strecken Landes um ſie zu bebauen und ſich ehrlich zu ernähren. Da ſie ſich aber nach dem Nomadenleben in den Steppen ſehnten, und überdieß von der Wärme des Klima litten, verpflanzte ſie Hongwu nach den Gränzen, wo ſie eine Colonie tüchtiger Bauern bildeten. Die erbeuteten Schätze wollte er durchaus nicht zu ſeinem eigenen Nutzen verwenden, ſondern beſchenkte damit ganz uneigennützig das Land, damit die Laſten der Nation durch dieſen Beitrag erleichtert werden möchten.

Suta blieb nicht lange in der Reſidenz; des Hoflebens müde folgte er dem Chan der Mongolen bis ferne in die Wüſte. Dann wandte er ſich nach dem an Tibet gränzenden Turfan, wo die Bergbewohner noch wacker ihrem alten Herrn treu geblieben waren. In einer Stadt fand er ganze Haufen von Erſchlagenen unbegraben, die Leichname von wilden Thieren zerfetzt; denn die grauſamen Mongolen hatten die Einwohner wegen ihrer Anhänglichkeit an die chineſiſche Regierung beſtrafen wollen; daher richteten ſie dieß fürchterliche Blutbad an, um Andere in der Folge von ähnlichen Schritten zurückzuhalten. Dieſe Gräuelſcenen machten einen großen Eindruck auf den Greis. Entrüſtet über ſolches Treiben ſprach er hochherzige Worte zu ſeinen Waffengefährten und ging dann fröhlichen Muthes ans Werk, um den Schaden gut zu machen und die Thäter zu beſtrafen. In dieſen bergartigen dürren Gegenden, wo eine kleine Schaar von Jägern oft das ganze Heer der Angreifenden vernichtet, handelte Suta mit der äußerſten Klugheit, ſo daß die entlegenſten Thäler Hongwu als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannten und die Streifereien in der Nachbarſchaft unterblieben. Der Kaiſer war bei ſeiner Zurückkehr nach Nanking noch mehr über den tapfern Cameraden erfreut, und die Herzlichkeit des Empfanges ſowohl, als die hohen Titel, womit der Oberfeldherr beehrt wurde, füllten ſein Herz mit inniger Wonne.

Nun glaubte man, daß es hohe Zeit ſey, die lange vom chineſiſchen Reiche geſchiedene Provinz Sſetſchuen wieder mit ihm

zu vereinen. Drei Heere brachen zu dieſem Ende auf, um dieß Land der Monarchie einzuverleiben. Der Herzog von Sſetſchuen aber, welcher ſeine Oberherrlichkeit und Unabhängigkeit höher als ſein Leben achtete, wollte den Hongwu nicht als Lehnsherrn anerkennen. Den Jangtſe hatte er mit Ketten verſperrt um das Vordringen der kaiſerlichen Flotte zu verhindern. Er ſelbſt focht tapfer für ſein Land auf dieſem Fluſſe und ließ ſich jeden Schritt mit dem Schwerte ſtreitig machen. Die Unterthanen waren von demſelben Geiſte beſeelt; mit einer Tapferkeit, die der der Schweizer gleichkam, vertheidigten ſie die Päſſe ihres gebirgigen Landes, und richteten ganze Regimenter der Gegner zu Grunde. Nach ungeheuren Verluſten ſuchte man endlich durch Beſtechung den Sieg davonzutrageu, und ſilberne und goldene Kugeln trafen, wo eiſerne und bleierne zurückgeprallt waren. Theils durch Güte, theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen, verleitete man das Volk zur Uebergabe; der Fürſt ſah ſich von allen verlaſſen und die chineſiſchen Mandarine bemächtigten ſich ſehr bald der Stellen zur Verwaltung des Landes. Hongwu hatte ſehr viel Geld für dieſes Unternehmen aufgeopfert; dieß aber gab er freiwillig, während die Ströme des Blutes ſeine Seele empörten. Wie fröhlich war er daher, als er ſeine Soldaten und Generale von dem Zuge zurückkommen ſah. Bei der Audienz beſchenkte der Monarch jeden der Anführer mit 2300 Taels und einer Menge Seide in Gegenwart aller Höflinge, die höchſt erſtaunt über die große Herablaſſung ihres Herrn waren.

Die Einwohner Liaotongs, meiſtens aus Chineſen beſtehend, waren äußerſt bemüht ſich mit dem himmliſchen Reiche zu verbrüdern, obgleich die Macht der Tataren noch ſehr bedeutend war. Deſſenungeachtet bot der Gouverneur ſeine Unterwürfigkeit dem Hongwu an; als dieß aber ruchtbar wurde, erſchlug man ihn als einen Verräther. Da ſandte der Kaiſer eine zahlreiche Flotte von den Küſten Schantongs, nebſt einem Landheere von Norden in das Land und ſuchte durch Weisheit und Milde die Herzen ſich zu verbinden. Die mongoliſchen Officiere konnten ſeiner Milde nichts entgegenſetzen und räumten daher das Land in großer Eile, ſo daß dieſe fruchtbare Strecke, die Vormauer des nordöſtlichen China, auch dem Hongwu anheimfiel.

Während der Held Suta ſich im Weſten aufhielt, hatten die Tataren unter ihrem neuen und unternehmenden Fürſten wieder friſchen Muth geſchöpft. Noth und Elend vermehrten die Schaaren und alle fanden ſich zur Vertheidigung ihrer frühern Rechte ein. Da Sieg oder Tod das Loſungswort war, hatte der Sieger erſt ſehr viel mit ihnen zu thun, ehe er ſie zum Weichen bringen konnte; ja er zog ſogar in einigen Treffen den Kürzern. Allein 400,000 Soldaten waren ſeinem Befehle anvertraut; mit dieſen konnte er ſich gut herumtummeln, und was ſeinen Kriegern an verzweifelnder Tapferkeit abging, erſetzte er durch Feldherrntalent, ſo daß der Feind wieder genöthigt wurde nach den Steppen zu fliehen um dort des Hungertodes zu ſterben. Zu gleicher Zeit zog ein anderer General in das Sandgebiet der Tataren. Dieſe flohen bei ſeiner Ankunft, und er hielt es für rathſam ihnen nachzuſetzen. Nachdem das Heer jedoch viele Tage lang in der Wüſte umhergeirrt, ſah man keinen Feind; von Durſt und Hunger gequält, ſuchten die Chineſen endlich ihren Rückweg. Allein keine Spur davon war zu finden; Tauſende fielen erſchöpft auf dem Wege nieder; die ganze Armee war in Gefahr vernichtet zu werden. Glücklicherweiſe entdeckte der Hufſchlag eines Pferdes eine Quelle; und ſiehe, das Heer konnte ſich wieder recht laben und guten Muthes ſeyn. Endlich entdeckten die Soldaten wieder die Thürme der großen Mauer, und ihre Freude war dann größer als die, welche der Anblick des Kremel den Franzoſen (1812) gewährte. Durch dieſes fürchterliche Beiſpiel noch nicht abgeſchreckt, wagte ein anderer Anführer ſich in des Feindes Land; er trieb die Horden vor ſich her und ſich des Sieges gewiß glaubend ging er weiter ins Innere. Dort ermannte ſich die mongoliſche Reiterei, nachdem ſeine Soldaten durch Hunger und Mangel allen Muth verloren, und war im Begriff auf ihn herzuſtürzen. In dieſem verzweiflungsvollen Augenblick ſtellte er ſein Heer in Schlachtordnung. Die Tataren erblickten die unzählbare Schaar in der Ferne, und ſie zu ſtark glaubend, ritten ſie in großer Eile davon. Würden ſie nur einen Angriff gemacht haben, ſo hätten die ermüdeten Soldaten ſich nicht einen Augenblick halten können, und ihr Sieg über die vor Hunger ſterbenden Maſſen wäre vollkommen geweſen. Nun zogen ſie ſich ſehr ſchnell aus ihrer mißlichen Lage und

nahmen eine ſichere Stellung ein. Als der Kaiſer von dem Elende ſeiner Krieger hörte, ſandte er jedem einen Pelz um ſich der gräßlichen Kälte zu erwehren, und ſich im warmen Zelte des großmüthigen Gebers zu erinnern. Solche Handlungen machten den Regenten den Soldaten ſehr theuer. — Dem Suta war noch ein Feldzug in die Tatarei aufbehalten, welchen er auch glücklich beendigte. Der Rädelsführer in allen Unruhen war nun geſtorben, ſogar ein Prinz ward von Suta zum Gefangenen gemacht, und ſo begab ſich der glücklichſte der Feldherren endlich zur Ruhe. Hongwu hatte ihn ſchon längſt in den Fürſtenſtand erhoben, und der Greis freute ſich daß er ſeine Tage mit ſolcher Ehre beſchließen konnte. Nachdem er ganz China als Kämpfer durchzogen und in hundert Schlachten Sieger geweſen, ſelbſt bis zu den Gränzen Birma's und Tibets vorgedrungen, legte er ſein müdes Haupt nieder und ſtarb zum großen Leidweſen des Hongwu. Er iſt der größte chineſiſche Feldherr den wir kennen, und verdient einen ſehr hohen Rang ſelbſt unter den Generalen mehr gebildeter Nationen. Der Kaiſer pflegte ihn mit Recht ſeine Hand und ſeinen Fuß zu nennen.

Nicht lange nachher wurde das Elend in der Tatarei durch einen ſehr erfolgreichen Feldzug beendigt. Die Gemahlin des Kronprinzen nebſt vielen andern Prinzeſſinnen wurden gefangen genommen und nach der chineſiſchen Reſidenz gebracht. Furcht und Schrecken füllte die Bruſt des Volkes; viele Mongolen ergaben ſich willig den Chineſen, um nur ihr Leben zu friſten; die ſtolzen Eroberer wurden nun die Sklaven ihrer früheren Unterthanen. Dieß geſchah einige Jahe vor dem Tode des großen Kaiſers, nach langen verheerenden Kriegen, die kaum ihres Gleichen in den Annalen der chineſiſchen Geſchichte finden werden.

Die entfernteſte Provinz des Reiches, Junnan, war noch immer unabhängig geblieben. Da rieth ein weiſer Doctor dem Kaiſer, ihn dort hinzuſenden, damit er die Einwohner zum Gehorſam ermahne und den Regenten ſeinem Lehensherrn unterwürfig mache. Dieſer Vorſchlag ſtimmte ſo ganz mit den Ideen des Hongwu überein, daß er ſogar dem Lehrer noch beſondere Befehle gab, wie man alles zuwege bringen könne. Dort angelangt, fing der gelehrte Herr zu predigen an, worüber die Regierung ſehr unzufrieden war; da er nicht abließ das Volk

zur Unterwerfung zu ermahnen, ſchlug man ihm den Kopf ab. Darüber war der edle Monarch ſehr entrüſtet; er ſandte ein ſtarkes Heer dorthin, um das Volk zu zwingen ihn als ſeinen rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen. Da man nun wirklich ſah daß es dem Herrſcher Ernſt ſey, ſo kamen die Aelteſten des Volkes der Armee entgegen; ſie ſtreuten Weihrauch den kommenden Kriegern, um alle Feindſeligkeiten abzuwenden. Die Beſitznehmung ging daher ſehr ſchnell vorwärts, und in wenigen Monaten war die Macht der Chineſen bis zu den Gränzen Birma's und Cochinchina's wiederhergeſtellt. — Dieſer Sieg war deſto herrlicher, als die große Entfernung des Landes jede ſtarke Unternehmung beinahe unmöglich machte, und die Bedürfniſſe des Heeres, die man über hohe Berge zu bringen hatte, ſehr leicht abgeſchnitten werden konnten.

So war das Reich nun wieder in ſehr wenigen Jahren erobert, und mit viel größerer Schnelligkeit als es die Mongolen gethan. Dieſe ſtrengten ſich zum letztenmale an das Verlorne wieder in Beſitz zu nehmen, und hatten in Liaotong den ganzen Kern ihres Heeres von allen Orten der Steppen zuſammengezogen. Dieß ſah ſehr gefährlich aus; jedoch Hongwu hatte des Blutes genug; daher ſuchte er durch Güte zu erlangen, was dem Schwerte ſehr wahrſcheinlich würde verſagt worden ſeyn. Freilich kam es erſt zu einer großen Schlacht, wo die Mongolen den letzten Tropfen Blutes verſpritzten, um nur ein Land, wie das reiche Liaotong, zu behalten, wo ſie ihr Vieh weiden konnten. Allein dieß war vergeblich; der Herr der Welt hatte unwiderruflich geboten daß ihrem Reiche ein Ende gemacht werden ſollte. Daher wichen ihre Horden, ergaben ſich theilweiſe den Chineſen, und wurden zu nützlichen und tüchtigen Unterthanen in ihr Land aufgenommen. Der Kaiſer gab ihnen ſelbſt Vieh, tröſtete ſie unter den fürchterlichen Unglücksfällen welche ſie erlitten, und verſorgte ſie auch mit Lebensmitteln. Solche Gnadenbezeugungen wirkten viel kräftiger als Strafen; das alte Geſchlecht, eingedenk der Großmuth des Monarchen, diente treu und zufrieden unter ſeinen Fahnen. Ein Aufſtand in Kueitſchéu, worin die Bergbewohner ſich hervorthaten, wurde ſehr bald durch Lehrer gedämpft die dorthin geſandt wurden, um die barbariſchen Leute zu unterrichten, und ſo genoß das ausgedehnte Land einen beſtändigen Frieden.

4. Hongwu als Staatsmann. Man denke ſich ein Reich, welches beinahe ein Jahrhundert lang von Barbaren beherrſcht, ganz in Unordnung gerathen, erſchöpft und geplündert von allen Seiten, nichts als Verwirrung dem Beobachter darbot. Jahrelange blutige Kriege wurden geführt, um den Feind über die Gränzen zu jagen und die vielen Nebenbuhler danieder zu ſchlagen. Die Felder wurden von den Hufen der Roſſe zertreten, der Landmann entweder zum Räuber oder Soldaten gemacht; Handel und Gewerbe lagen danieder. Die Behörden welche den Mongolen gedient, waren natürlich den nunmehr befreiten Chineſen ſehr verhaßt; ſie wurden daher vertrieben oder ſtarben kämpfend für ihre Herren. So fehlte es dann auch an Obrigkeiten, um der Gerechtigkeitspflege obzuliegen, und alle bürgerliche Ordnung war ihrer Auflöſung nahe. In dieſem Zuſtande fand Hongwu ſein Vaterland. Während er nun alles wieder in Ordnung bringen mußte, hatte er zugleich ſehr bedeutende Kriege zu führen. Von der Größe einer ſolchen Aufgabe kann man ſich durchaus keinen Begriff machen, und doch wurde ſie treu, weiſe und den Bedürfniſſen gemäß vollendet. Dieß war ein viel größeres Werk, als die Eroberung China's ſelbſt, und erforderte ungeheure Anſtrengungen. Von den nähern Umſtänden, wie alles zu Stande kam, hat uns die chineſiſche Geſchichte nichts aufbewahrt. Als Erörterung ſtehen lange Reden im Style des Kongfutſe da, die, obgleich wohlklingend, dennoch gar nichts ſagen. So wiſſen wir weiter nichts, als daß am Ende der Lebenstage unſeres Helden das ganze Land wieder auf den alten Fuß geſtellt war. Hongwu war äußerſt bemüht dem Jao und Schun nachzuahmen, obgleich er ſelbſt viel größer war, als dieſe Alten, und durch ſeinen geſunden Menſchenverſtand viel mehr vermochte als die größten Spitzfindigkeiten der Schule ihm gelehrt haben könnten. Als ihr Schüler arbeitete er daher Tag und Nacht, um einigermaßen ihrem Fleiße gleichzukommen. Er wollte in keinem ſchönen Palaſte leben; denn dieſe berühmten Stammväter hatten nie dergleichen Gebäude zu ihrer Wohnung, noch wünſchte er andere Kleider zu tragen, als die welche etwa 1500 Jahre vorher Mode waren. Als er bei der Eroberung Pekings in einem Thurm ein prächtiges Maſchinenwerk entdeckte, ließ er es, nachdem er daſſelbe genau beſehen, ſogleich vernichten; denn es konnte

ja keinen Nutzen bringen, und weder Jao uoch Schun hatten je etwas davon gewußt. Die köſtlichſten und künſtlichſten Gefäße verſchmolz er, um mit dem Klumpen Silber und Gold die Armee zu bezahlen. Nur für das Nützliche, nicht für das Schöne und Erhabene hatte Hongwu Sinn. Von ſeinem Finanzſyſtem, welches der Kaiſer ohne Zweifel von Grund aus verſtand, hat man uns keinen Bericht hinterlaſſen. Er war nie ohne Geld, befriedigte ſtets ſeine Soldaten, baute ſelbſt eine Flotte, und bezahlte immer mit baarer Münze, nicht mit Papiergeld, wie es die Mongolen thaten. Wie dieß möglich war, können wir jetzt nicht verſtehen. Es war gewiß für ihn eine gute Schule geweſen, erſt mit Hunger und Noth zu kämpfen, um ſo Sparſamkeit und Geſchicklichkeit in Geldangelegenheiten zu erlernen. Ungeachtet all der kriegeriſchen Unternehmungen waren durch die zauberiſche Handlungsweiſe dieſes großen Mannes die Koffer gefüllt, und das Land von keinen bedeutenden Abgaben gedrückt.

Obgleich die Erziehung des Hongwu äußerſt dürftig geweſen, ſo beſaß er große natürliche Talente in der Redekunſt, wiewohl nicht ausgebildet. Es machte ihm daher das größte Vergnügen eine große Menge Leute herbeizurufen, dann eine Kanzel zu beſteigen und, wie ein Prediger, ſie zur Tugend und Nachahmung der Alten zu ermahnen. Er that dieß oft und bei allen feierlichen Gelegenheiten, und erhielt das Lob, daß kein Monarch ſeit der Tſchéu-Dynaſtie ſich ſo viel um das moraliſche Wohl des Volkes bekümmert.

Von den buddhiſtiſchen Begriffen behielt der Monarch ſehr wenig bei, obgleich er in ſeiner Jugend alle Gebete auswendig gelernt hatte. Das einzigemal, wo er eine Neigung zu dieſer Secte zeigte, war bei Gelegenheit des Baues eiues prächtigen Tempels an derſelben Stelle, wo er als Jüngling mit einer Menge lockerer Burſche das Gebäude verbrannt hatte. Er errichtete auch ein ſehr ſchönes Local in der Nähe des Ortes, wo man ihm die Liſte der Beiträge aller Stifter der erſten Dynaſtien überreichte. — So ſparſam er übrigens in ſeiner ganzen Haushaltung war, verwendete er deunoch ſehr bedeutende Summen auf Mauſoleen. Dieſe erbaute er zu Ehren der berühmteſten Kaiſer aller Geſchlechter, und war oft ſelbſt bei Opfern zugegen. Da bemerkte man, daß er ſich ſo ehrerbietig,

wie ein alter Prieſter betrug, was den Chineſen, die ein ſolches Betragen leidenſchaftlich lieben, auch ſehr gefiel. Den Kongfutſe ehrte er über alle Maßen, und lud einen ſeiner Nachkömmlinge aufs dringendſte ein ſich bei ihm niederzulaſſen. Dieſer verſchob ſeine Ankunft eine geraume Zeit, und fiel dadurch in Ungnade; doch ſicherte ihm der Monarch nachher in der Hauptſtadt einen ſehr bedeutenden Lebensunterhalt zu. Akademien und Schulen blühten wieder unter ſeiner pflegenden Hand, und die alte Gelehrſamkeit kam ſo ganz wieder ins Geleiſe zurück, in welchem ſie unter der Han-Dynaſtie ſchon früher geweſen. Dieß war nun ein wahres Aufleben des chineſiſchen Geiſtes, welcher in dem neuen Fürſten ſeine unerſchütterliche Stütze fand. Die Zeiten der Barbarei waren vorbei, und den Gelehrten wurden wieder Ehrenämter und Gehalt zu Theil. Die einflußreichſten Männer wurden deßwegen die Vertheidiger der neuen Regierung und empfahlen ihren Gönner der Nation als einen der berühmteſten Weiſen.

Hongwu befaßte ſich nie mit Geſetzgebung, ſondern ließ einſtweilen die vorhandenen Verordnungen in Kraft. Er war aber ſehr gelinde, und es koſtete viele Mühe ihn zur Unterſchreibung eines Todesurtheils zu bereden. Nur Hauptverbrecher, und dieſe in geringer Zahl, wurden erdroſſelt. Während ſeiner Regierung ereignete ſich ein außerordentlicher Fall, welchen er nicht entſcheiden wollte. Ein Sohn hatte ſein eigenes Kind einem Götzen geopfert um die Geneſung ſeiner Mutter zu befördern. Kindliche Liebe und herzloſe Grauſamkeit waren hier miteinander vermengt; da der erſtern jedoch nach der Volksmeinung alles Lob gebührt, konnte man dieſes Vergehen nicht ſtreng beſtrafen. — Einen Schleichhändler, welchen man zum Tode verurtheilt hatte, ſetzte der gütige Fürſt wieder in Freiheit und ſchalt ſeine Mandarine wegen ihrer Härte. Dagegen war er überaus ſtreng, wenn man im geringſten einen Civilbeamten eines Unterſchleifs überweiſen konnte, und beſtrafte ihn ſehr hart. Glücklicherweiſe jedoch hatte er höchſt ſelten Urſache dazu; denn er war ungemein glücklich in der Wahl ſeiner Diener, die gerade für das Amt, worin er ſie angeſtellt, tüchtig waren.

Seine beſte Stütze fand er in dem treuen Weibe, das er aus reiner Liebe geheirathet. Selbſt wenn man ihn an ihren niedrigen Stand erinnerte und vortreffliche Schönen ſeiner Wahl

übergab, hielt er noch ſtärker an der alten Frau feſt. Sie war ſeine Rathgeberin, ſeine beſtändige Gefährtin, ſeine Tröſterin, ſein Miniſter und Staatsrath. Und doch maßte ſie ſich nie große Ehren an, ſondern blieb immer gehorſam und dienſtfertig, als ob ſie die Hütte ihrer Geburt nie verlaſſen. Daher gab ſie auch nie Anſtoß, und das Gute welches ſie verrichtete, war rein und hehr, ohne Neid und Rachſucht. Sie ſtarb aber vor ihrem Gemahl, und Hongwu konnte nie den Schmerz vergeſſen, welchen der Tod dieſes edlen Weibes ihm verurſachte. Sehr wenige Frauen können ihr gleich geſtellt werden. Sie war dieſelbe im Lager, wie im Cabinette, immer die ſchützende Fee, auf alle Unfälle bereit.

Während der letzten Lebensjahre hielt Hongwu einen prächtigen Hof, um ſeine Kriegsgefährten für alle ausgeſtandenen Leiden zu belohnen. Dort kamen ſie täglich im Audienzſaale zuſammen; da erinnerten ſie ſich der Gefahren welche ſie beſtanden, und wie ſie mit unerſchütterlichem Muth gekämpft und endlich ihren geliebten Häuptling auf dem Throne ſehen. Dieß war dann eine rechte Herzensfreude, wenn der arme Küchenjunge, der oft nicht einen Teller Reis zur Stillung ſeines Hungers gehabt, ihnen ein reiches Gaſtmahl geben konnte. Allein allmählich verminderte ſich ihre Zahl, und bald erblickte der Kaiſer nur noch wenige von ſeinen alten ergrauten Bekannten. Dieß ging ihm ſehr zu Herzen, und auch er ſank ins Grab, im 71ſten Jahre ſeines Lebens, nachdem er mehr als dreißig Jahre als Kaiſer regiert, bewundert von ſeinen Zeitgenoſſen und geehrt von der Nachwelt.

Seines Gleichen können wir nur in dem engliſchen Alfred wiederfinden, obgleich die Umſtände ganz verſchiedener Art waren. Kein chineſiſcher Fürſt kann dem Hongwu zur Seite geſtellt werden. Wenn wir nun ſolche außerordentliche Männer unter ganz beſonderen Umſtänden erſcheinen ſehen, und eine Thatkraft wahrnehmen die übermenſchlich ſcheint, ſo ſollen wir uns immer erinnern daß der Herr der Welt ſeine Diener ausrüſtet, die mit Eifer und Weisheit ſein Werk vollenden, und einer Nation wieder aus ihrem Elende emporhelfen ſollen. Ueber dreißig Jahre ſaß er auf dem Thron, unermüdet in ſeinem Beſtreben. Er enthielt ſich ſelbſt oft des Schlafes, um das ſehr geliebte Volk wohl zu regieren und ſo viel als möglich alle Laſten fernzuhalten.

Wie viel größer war er als ſein Zeitgenoſſe Tamerlan, der ihm ſchon früher den Tod geſchworen, allein ſeine Drohungen nicht in Ausführung bringen konnte.

Während dieſer wichtigen Ereigniſſe in China hob ſich die Macht der Türken, um wieder durch das Schwert der Tataren niedergeſchmettert zu werden. Die Schweizer fochten edel für Freiheit und Recht. Deutſchland gewann nichts unter Karl IV. und dem elenden Wenzeslaus. In Frankreich erhielten die Engländer mehr und mehr Einfluß, während die Unruhen in der ſpaniſchen Halbinſel dem Fortgang der chriſtlichen Waffen ein Ziel ſetzten. Italien gab Beiſpiele der höchſten Kunſt und der niederträchtigſten Cabalen, ſo wie nie ein Volk ſie gezeigt. Der byzantiniſche Staat flehte vergeblich den Weſten Europa's um Hülfe an, denn der Enthuſiasmus für die Kreuzzüge war ſchon erloſchen, und die ſtreitenden Parteien waren zu ſehr auf ihren eigenen gegenſeitigen Untergang bedacht, als daß ſie ſich um ferne Unternehmungen hätten kümmern können.

Kienwen.

(1399 — 1402.)

Hongwu, welchem man nach ſeinem Tode den Namen Taitſu beilegte, hatte ſchon früh ſeinen vierten Sohn, welcher ſehr große Anlagen verrathen, zum Thronfolger beſtimmt. Ihn unterrichtete er in allen Regierungsſachen, und bemühte ſich aufs äußerſte, ſeinen Geiſt zur Regierung eines ausgebreiteten Landes zu bilden. Allein der Tod rief ihn zu früh hinweg, und alle die herrlichen Eigenſchaften, welche man an dem Jünglinge erblickte, wurden ein Raub des Grabes. Nun wurde deſſen Sohn zum Kronprinzen ernannt; dieſer war jedoch ſeinem Vater ſehr unähnlich; daher trug Hongwu Bedenken den Enkel in der Würde zu beſtätigen. Sein älteſtes Kind, der Prinz von Jen, hatte ſchon lange ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; da er ſo ſehr ſeinem Ahnen ähnelte, und einen rüſtigen Geiſt mit außerordentlicher Klugheit verband, ſchien er gerade der Mann zu ſeyn welcher für einen ſo hohen Stand, wie der eines Herrſchers von China, die nöthigen Eigenſchaften hatte. Daher beſprach ſich Hongwu mit einen ſehr gelehrten Mann, ob es nicht rathſam ſey ſeine frühere Wahl zu widerrufen, und den tüchtigſten

Digitized by Google

der Prinzen zum Nachfolger zu ernennen. Dieſer gelehrte Herr hörte ſchweigend ſeinen Gebieter an, that aber nachher einen Fußfall, und erſuchte ihn ernſtlich, um des Beiſpiels willen und um den Zerrüttungen in Zukunft vorzubeugen, einen ſolchen Schritt zu unterlaſſen. Der Kaiſer, höchſt erſtaunt über den Ernſt des Höflings, gewährte ihm die Bitte, vergaß es aber nie daß man ſeinen Wünſchen ſo entgegengewirkt. Nachher als man das Urtheil dieſes Doctors und eines ſeiner Mitgenoſſen bei der Erhebung eines Mitglieds der Akademie bezweifelte, wurde der letztere zum Tode verurtheilt, mit grauſamer Härte, auf eine der Weiſe des Hongwu ſo unähnliche Art; der erſtere wurde ſchwer beſtraft. Unterdeſſen hatte der Monarch den Fürſten von Jen zum Haupte des ganzen kaiſerlichen Hauſes ernannt, und ihm ſehr ernſtlich die Oberaufſicht und Pflege der übrigen Prinzen anbefohlen. Da der Kaiſer eine große Menge von Kindern hatte, war er ſehr bemüht ſie zu verſorgen, und beſchenkte ſie mit Herrſchaften in verſchiedenen Theilen des Reiches, dergeſtalt wieder die elende Ararchie der Lehensregierungen einführend.

Sobald Hongwu ſein Ende herannahen ſah, beſprach er ſich ernſtlich mit ſeinen Miniſtern, ſie zur Unterſtützung des jungen Thronerben ermahnend. Nachdem er ſein Haus beſtellt, entſchlief er (1398), uneingedenk des Samens der Zwietracht, von ihm ſelbſt geſäet, welcher ſeinem eigenen Hauſe ſo bittere Früchte brachte.

Man möchte glauben daß ein Volk, durch Kriege ſo erſchöpft, wie die Chineſen, die mehr unter dieſer Geißel gelitten, als die Deutſchen im dreißigjährigen Kriege, endlich des Kampfes ſatt geworden wären. Allein dieß war nicht der Fall; anſtatt ſich nun ruhig zu verhalten, nachdem der Erzfeind aus dem Lande gejagt war, fingen ſie an, in ihren eigenen Eingeweiden zu wühlen und das elende Schauſpiel eines Bürgerkrieges der Welt zu gewähren.

Alle Fürſten befanden ſich bei dem Tode ihres Vaters in den Provinzen, wohin ſie der Monarch zur Dämpfung aller Unruhen geſandt.

Kienwen fertigte ſogleich nach dem Ableben des Ahnen ſeine Befehle an alle ſeine Oheime ab, um ſich in Zukunft darnach zu

verhalten. Keiner derſelben wollte jedoch den Befehl des unbärtigen Knaben beobachten, und alle verwarfen einſtimmig des neuen Kaiſers Vorſtellungen. Tief betrübt berief dieſer ſeinerſeits den Rath zuſammen, um ſich über die fortan zu nehmenden Schritte zu verſtehen; da riethen ihm die Miniſter, die Gewalt ſeiner Verwandten allmählich zu vernichten. Dazu mußte man aber erſt Gelegenheit ſuchen und die Herzoge der Verbrechen überführen, um ſie verurtheilen zu können. Man fing mit dem ſchwächſten an; dieſer wurde auch ohne den Schein des Rechts zum gemeinen Bürger herabgeſetzt. Zu einem andern ſandte man zwei verſchmitzte Mandarine, welche die ganze Aufſicht über den Prinzen führen und darüber genauen Bericht abſtatten ſollten. Der Fürſt, welcher ſehr bald die Abſicht der Spione entdeckte, ließ ſie in einem Anfall von Entrüſtung ſogleich zum Tode verurtheilen. Kaum hörte man davon am Hofe, ſo wurde auch über ihn das Urtheil, nämlich der Verluſt ſeines hohen Adels, ausgeſprochen. Ein dritter hatte einen Mandarin getödtet. Man machte ihm den Proceß, welcher ebenfalls mit ſeiner Erniederung endigte. Ein vierter hörte von dem Vorhaben, welches man zu ſeinem Verderben im Schilde führte; daher zündete er voll Verzweiflung ſeinen Palaſt an, und ſprang ſelbſt ins Feuer; er wollte lieber verbrennen als ſich mit ſeinem tyranniſchen Neffen ausſöhnen. Da blieb nun noch ein fünfter übrig, welchen Kienwen nach der Hauptſtadt einlud. Dort dichtete man dem unſchuldigen Fürſten ein Verbrechen an, und ſetzte ihn hernach ins Gefängniß, aus welchem er nie entkam. So war denn die ganze Nachkommenſchaft des Hongwu vertilgt oder ihrem Untergange nahe.

Schweigend hörte der Jen-Prinz von all dieſen Vorfällen, und ſchauderte, wenn er an das Loos dachte, welches wahrſcheinlich ſeiner wartete. Aber er war ſchon genugſam vorbereitet, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nachdem nun das ganze Volk über den Tod der Söhne ihres geliebten Monarchen in tiefer Trauer war, ließ er einen Aufruf an die Nation ergehen, in welchem er ſeinen perſönlichen Schmerz über das erlittene Unrecht ausdrückte. Er wollte nichts weiter als durch die Waffen ſich rächen, nicht etwa um ſich ſeinem Neffen zu widerſetzen, ſondern um die treuloſen Miniſter zu beſtrafen; da ſtand er nun als Rächer des beleidigten Kaiſerhauſes vor dem Angeſichte der Nation;

ſchnell verſammelte ſich eine bedeutende Schaar tapferer Krieger, die ſchon lange wider die Tataren gedient und daher ihr Handwerk wohl verſtanden. Auch ſtellten ſich verſchiedene Mandarine ihm zur Seite, ſo daß das Heer unter ſeinen Fahnen ſehr leicht den Kaiſerlichen die Spitze bieten konnte. In ſeinem abenteuerlichen Zuge fielen außerordentliche Ereigniſſe vor, die beinahe unglaublich wären, würden ſie nicht durch Augenzeugen beſtätigt ſeyn.

Ein ſehr bedeutendes Heer des Kaiſers war inner- und außerhalb der Mauern einer Feſtung verſammelt. An einem der Feſttage trank die Beſatzung eine gute Quantität Branntwein und war im tiefen Schlafe begraben, als die Jen-Truppen leiſe zum Angriff herbeikamen. Schnell in die Stadt eindringend mordeten ſie die Betrunkenen mit unerhörter Grauſamkeit; allein dieſe, des Schwertes Schärfe fühlend, rafften ſich bald auf und fielen nun ihrerſeits über die Feinde her, ſo daß nur wenige von ihnen entkamen. Da ſtand nun der Jen-Prinz trauernd da und weinte über den Verluſt der bravſten Krieger; jedoch gab er aber die Hoffnung nicht auf ſeine Sache zu verfechten. Dazu fand ſich ſehr bald Gelegenheit; ein General, welcher bei der Recognoscirung ſich zu weit gewagt, wurde ſogleich im Rücken überfallen. Obgleich er ſich mit ſeiner zahlreichen Armee ſehr tapfer wehrte, blieben dennoch die Anführer auf dem Kampfplatze, und die Soldaten wurden beinahe alle zu Gefangenen gemacht. Nun ging Jen in ſeinem ſiegreichen Laufe weiter fort, bis er ſich dem Kaiſer furchtbar machte. Da ſchrieb er einen demüthigen Brief, in welchem er gänzlichen Gehorſam verſprach, ſobald man zwei Miniſter, welchen er alle Schuld an dem Unheil gab, hingerichtet hätte. Dieß war eine ſehr harte Forderung, denn ſie waren treue Staatsdiener, die viel für das Land gethan. Kienwen entließ ſie jedoch aller Aemter; ſie zogen ſich ins Privatleben zurück, von wo aus aber dennoch ſie alle Staatsſachen ſo ziemlich ordneten.

Dieſe Nachgiebigkeit wollte den Jen noch nicht zufriedenſtellen, und ſo ging er in ſeinen Forderungen viel weiter. Anſtatt aber dießmal eine Antwort zu geben, ließ der Kaiſer 600,000 Mann ins Feld ziehen. Mit dieſen kam es nun zu einem Kampfe, der ſo hartnäckig geführt wurde, daß das Jen-Heer in

Gefahr war, gänzlich aufgerieben zu werden. — Allein der Jen-Fürſt ſelbſt ſtellte ſich in der dringendſten Noth an die Spitze ſeiner Truppen und drang in die Mitte des Lagers durch, von wo der Feind, von Schrecken ergriffen, ſich endlich langſam zurückzog. Dadurch aber war die Anzahl der Streiter ſo zuſammengeſchmolzen daß es lange Zeit erforderte, um wieder eine andere Armee auf die Beine zu bringen. Mit dieſer belagerte der Jen-Prinz drei Monate lang eine ſehr bedeutende Feſtung, aber ganz vergebens; denn die Beſatzung wehrte ſich mit Löwenmuth. Der Befehlshaber war ein vorzüglicher Mann und ſann auf den Tod des Unruheſtifters ſelbſt. Obgleich der Kaiſer ſehr ſtrenge Befehle zur Erhaltung des Lebens ſeines Oheims im Kriegsgetümmel gegeben, ſo wollte er ſich perſönlich von dieſer Obliegenheit befreien. Er lud daher verrätheriſch den Jen-Prinzen zu einer Unterredung wegen der Uebergabe unter ein Thor der Stadt ein. Der Fürſt kam dorthin mit einem ſchwachen Gefolge, und während man ſich über dieſe wichtigen Angelegenheiten unterhielt, warf ein Soldat, nach gegebenem Zeichen, ein ſchweres Stück Eiſen nieder, welches das Pferd des Jen daniederſchlug. Er ſelbſt raffte ſich ſchnell auf und jagte ſogleich auf einem andern Roſſe davon, ſich ſchämend über ſeinen Unverſtand daß er ſich ſo leicht in die Falle hatte locken laſſen. Die Belagerer ſchäumten nun vor Wuth, und wollten durch einen allgemeinen Sturm der Beſatzung die Treuloſigkeit vergelten. Man arbeitete daher Tag und Nacht, um alles in Bereitſchaft zu bringen. Endlich kam der Tag, an welchem fürchterliche Rache genommen werden ſollte; allein da erblickte man auf den Wällen ringsherum Bildniſſe des Hongwu. Wie konnte man daher Pfeile nach ihnen abſchießen? dieß wäre zu entehrend geweſen; daher mußte die angreifende Partei von dieſem Vorhaben einſtweilen abſtehen. Da hielt Jen es kaum der Mühe werth ſich ſo lange aufhalten zu laſſen; er zog daher nach Liaotong, wo ſein Heer gänzlich geſchlagen wurde und ſeine beſten Officiere auf der Walſtatt blieben. Als die Nachricht von dieſem Siege, dem einzigen welchen man bis jetzt erhalten, den Kaiſer erreichte, waren die Freudenbezeugungen ganz außerordentlich; die entlaſſenen Miniſter wurden mit ſehr großen Ehrenbezeigungen zurückgeholt und in alle Ehrenſtellen wieder eingeſetzt. Kienwen war fröhlich und guter

Dinge, und glaubte alle Gefahr gänzlich vorüber. Plötzlich traf die Kunde ein, daß die kaiſerlichen Truppen eine gänzliche Niederlage erlitten; nun wurde der Kaiſer aufs äußerſte beſtürzt, und ſandte nicht allein die Miniſter hinweg, ſondern zog alle ihre Güter ein. Der Sieger richtete nun einen äußerſt höflichen Brief an ſeinen Neffen, in welchem er mit den demüthigſten Ausdrücken das Unglück beklagte, welches ihn zum Feinde der Feinde des Vaterlandes machte, und bat den Kaiſer dieſe für immer von ihm zu entfernen, ſonſt würde er den Ruin ſeiner Familie bereiten. Mittlerweile brachen die Truppen in ſein Gebiet ein, als man noch mit den Unterhandlungen beſchäftigt war, und ſo zog der Prinz von Jen wieder das Schwert, welches er nie wieder einſteckte, bis er Nanking erreicht hatte.

Seine Herrſchſucht machte ihm natürlich Luſt das Land für ſich ſelbſt zu erobern und, während er dem kaiſerlichen Neffen mit ſehr ſchönen Worten ſchmeichelte, immer größere Forderungen zu machen, welche am Ende nicht befriedigt werden konnten. Seiner guten Sache gewiß, forderte er den Commandanten einer Feſtung auf ſich zu ergeben. Dieſer erwiederte daß er ſich gern dazu verſtehen wollte, ſobald er Herr der Reſidenz ſeyn werde, jetzt aber es durchaus nicht thun könne. Ein anderer bemerkte daß, ehe er ſich einem fremden Herrn unterwerfe, er erſt ihn die Pflichten der kindlichen Liebe erfüllen ſehen müßte, damit er als Beiſpiel für ſeine Unterthanen gelten könne. Solche Bemerkungen verwundeten die Seele des ehrgeizigen Jen, und verurſachten ihm manche kummervolle Stunde. Allein ſeine Aufmerkſamkeit wurde bald auf andere Gegenſtände hingeleitet. — Man hatte dem Heere eine große Zufuhr geſandt; dieſe ſchnitt er ab und erhielt dadurch eine ſehr reiche Beute. Dann fiel er wie ein Löwe über den tapferſten kaiſerlichen General her und machte ihn zum Gefangenen; er behandelte ihn aber mit ſehr großer Ehrfurcht als einen Helden und gewann daher ſeine Liebe und Hochachtung.

Nachdem nun dieſe Armee, die letzte Hoffnung des Kaiſers, vernichtet war, graute es dem Monarchen den Krieg noch weiter fortzuführen. Da bemerkte aber ein Diener daß es ja etwas ſehr leichtes ſeyn würde dem Prinzen in den Rücken zu fallen, und ſo alle ſeine großen Erwartungen zu vereiteln. Stracks wurde daher ein Heer zuſammengebracht; allein der Rathgeber

war nicht tüchtig genug um einen großen Plan auszuführen; daher mißglückte dieß Unternehmen gänzlich.

Anſtatt ſich mit ſolchen kleinlichen Leuten einzulaſſen, ſchritt der Jen-Prinz ſehr raſch in ſeinen Unternehmungen fort, und zur großen Bewunderung der Kaiſerlichen ſetzte er im Angeſicht einer ganzen Armee über den gelben Fluß. Nun fanden ſeine Krieger ſehr wenig Widerſtand; da auch das Glück ſein Heer ſehr bedeutend mehrte, ging er mit mächtigen Schritten auf die Hauptſtadt los. Da ſandte der erſchütterte und furchtſame Monarch die Schweſter des Jen-Prinzen, um ihm die Hälfte des Reiches zu ſeiner Befriedigung anzubieten. Die Zuſammenkunft der lange getrennten Geſchwiſter war äußerſt rührend. Jen erkundigte ſich auf die herzlichſte Weiſe nach ſeinen Brüdern und allen Anverwandten, und vergoß viele Thränen über das Unglück welches ſie alle betroffen. Nachdem ſie ſich lange recht innig unterhalten, wünſchte die Prinzeſſin von ihrem Bruder eine entſcheidende Antwort zu erhalten; allein Jen ſagte beſcheiden, daß er nicht gekommen ſey um Land zu erobern, ſondern die Schuldigen zu beſtrafen, und daher nicht umkehren könne. Was ſollte man zu dieſer heuchleriſchen Bemerkung ſagen. Raſtlos näherte ſich nun der Jen-Prinz den Ufern des Jangtſe, voll von Begierde, die Hauptſtadt in Beſitz zu nehmen. Da ſandte man nach dem Weſten, um eine Flotte zur Bedeckung Nankings zu erhalten. Die Verwalter des Landes waren jedoch Schwachköpfe, und noch ehe der Befehl die Boote erreichte, war Jen ſchon am andern Ufer. Dort begegneten ihm die Geſandten des Neffen, welche ihr Haupt an den Fußboden ſtoßend einige Worte von der Theilung des Reiches murmelten. Allein Jen nahm keine Notiz davon; er ſchickte ſeine Brüder, die noch lebenden Prinzen, welche um Frieden bittend gekommen waren, auch hinweg und zog nach den Thoren der Reſidenz; zwei derſelben wurden ihm bald überliefert.

Nun war der unglückliche Kienwen rathlos; er lief in dem Palaſte umher, um ſich zu befragen wie er ſich aus dieſem Unglücke herausziehen könnte. Die zwei Miniſter, welchen man Schuld an dieſem Unglücke gab, hatten ſich ſchon längſt unter verſchiedenen Vorwänden zurückgezogen und verſprochen ihrem Herrn ſehr bald bedeutende Hülfe zuzuführen. Dieſesaber waren

eitle Worte ohne Sinn und Gehalt; ſie hatten ſich bloß entfernt um ihr Leben zu friſten.

Der Kaiſer war ſchon im Begriff die Flucht zu ergreifen und ſich in den weſtlichen Provinzen tapfer zu vertheidigen, als ein Doctor der Akademie ihn durch einen Betrug zu andern Maßregeln nöthigte. Er ſprach von dem letzten Willen des Groß-vaters, den dieſer ihm anvertraut um in der höchſten Noth davon Gebrauch zu machen, und zeigte ihm bald darauf einen metallenen Kaſten, in welchem das Vermächtniß enthalten. Da er die Geſtalt eines Sarges hatte, war Kienwen über den Anblick ſo erſchrocken, daß er ſogleich Befehl gab ſeinen Palaſt in Brand zu ſtecken. Als die Kaiſerin das Feuer ſah, ſprang ſie hinein um ſich von den Sorgen des Lebens zu befreien und einer fürchterlichen Ewigkeit entgegenzugehen. Kienwen öffnete den Kaſten, und ſiehe da! er fand die Kleidung eines Bonzen mit der Anweiſung ins Kloſter zu gehen. — Der Monarch zauderte nicht lange dieſem Wunſche Gehör zu geben, und da ſich eine Scheere unter den Kleidungsſtücken vorfand, ſchnitt der geſchäftige Doctor ſogleich ſeinem Herrn die Haare ab. Sobald dieß ruchtbar geworden, erſchienen 21 Große, welche denſelben Wunſch äußerten, ſich in einen Tempel zurückzuziehen; nun war ein wirklicher Wettſtreit, wer zuerſt die Haare verlieren und den gelben Talar anlegen ſollte. Solchermaßen verkleidet, ging dieſes Häuflein zum Thore Nankings hinaus, um ſich nach einem in dem Teſtamente angedeuteten Kloſter zu begeben. Am Ufer des Jangtſe fanden ſie ſehr bald einen Nachen; ein Prieſter lenkte denſelben, welcher vorgab, daß er in einem Traume den Befehl erhalten den Kaiſer zu ſeiner künftigen Heimath zu bringen. Er nahm ihn daher ſehr freundlich und ehrerbietig auf, während die übrigen Proſelyten ſich auf verſchiedene Wege begaben, um kein Aufſehen zu erregen, und ſo wurden ſie alle Kloſterbrüder. Der Verabredung gemäß ſollte der Kaiſer nach Junnan gehen, um dort im Palaſte des Gouverneurs, eines ſehr treuen Freundes, ſein Leben zu beſchließen. Nach reifer Ueberlegung fand man dieſen Plan unthunlich, und ſo lebte denn die hohe Geſellſchaft zerſtreut, von Kräutern und Reis, ohne ſich über dieſe Lebensart im geringſten zu beklagen.

Der Prinz von Jen kam endlich in der Hauptſtadt an; da er feſt glaubte, daß ſein Neffe geſtorben, warf er ſich vor die

Gebeine der Kaiſerin nieder, welche er als die Gemahlin des Kienwen betrachtete, und ſchien dort in Thränen und Zerknirſchung zu vergehen. Allein dieſe Rührung des Heuchlers war von kurzer Dauer; ſchnell machte er einen Befehl bekannt, daß ein Jeder welcher die Verräther kenne, davon Nachricht geben ſolle, wofür er die reichſte Belohnung erwarten könnte. Jen fing mit der Verurtheilung der zwei Miniſter an welche ihm ſo viele Unruhen verurſacht, und ermordete ihre Familien bis zum neunten Grade. Die Verſprechung großer Belohnungen ermuthigte die herzloſeſten und verworfenſten Schurken die ehrlichſten Leute zu verklagen, und ſo wurde das Land ſehr bald mit Argwohn und Verfolgung erfüllt. Viele Mandarine kamen ſelbſt um ſich anzuklagen, andere wurden von ihren beſten Freunden dem Richter überliefert und ſchrecklich beſtraft. Die Verſchnittenen und Weiber im Harem, welche dem Kienwen innigſt ergeben waren, wurden mit fürchterlicher Wuth behandelt, und der Name des Prinzen von Jen deßwegen mit ewiger Schande gebrandmarkt.

Unter den Miniſtern des Kienwen waren ſehr tüchtige Leute, in den Staatsgeſchäften wohl bewandert; dieſe ſuchte Jen an ſich zu ziehen. Einer derſelben, ein Doctor und Staatsmann, wurde ernſtlich eingeladen unter der neuen Regierung einen Dienſt anzunehmen. Da aber alle Anlockungen ohne Erfolg blieben, und der Mandarin den Jen-Prinzen wegen ſeines Länderraubes tadelte, ließ der Sieger ſeinen Mund bis zu den Ohren aufſchneiden und ihn nachher unter ſchrecklichen Martern hinrichten. Ein anderer berühmter Mann wollte gleichfalls ſeine Anhänglichkeit an den vorigen Fürſten bewahren; ihm wurden Ohren und Naſe abgeſchnitten und dann ſiedendes Oel über ſeinen Körper gegoſſen. Dieß war der Anfang einer Regierung welche einzig in ihrer Art iſt. So lange Jen ein Privatmann war, zeigte er ſich mäßig und beſcheiden; als er aber den Gipfel der Macht erreicht, wurde er ein Tyrann. Im Beſitze des Reiches zeigte er ſich kriegeriſch und prachtliebend, und nichts anderes als große Unternehmungen konnten ihn befriedigen.

So waren nun beinahe vier Jahre im Bürgerkrieg verſtrichen, und die Nation, die wider einander Krieg führte, hatte weder einen Zweck noch Nutzen bei dieſen Unruhen. Wie wenig hatten die Chineſen durch das Joch der Mongolen gelernt, und

wie ſchlecht kannten ſie den köſtlichen Werth des Friedens. Die Idee, der Selbſtſucht eines Herrſchers ſein Leben aufzuopfern, iſt ſo außerordentlicher Art, daß es wunderbar iſt, wie noch Menſchen zu finden ſind welche für ſolche Chimäre ihr Blut verſpritzen. Und dennoch lehrt die Geſchichte aller Zeiten, daß die Mordluſt Vieler immer eine hinlängliche Triebfeder iſt um zu ſolchen Unternehmungen anzutreiben.

Jonglo, in der Walhalla Taitſong.
(1403 — 1424.)

Man nennt dieſen Regenten gewöhnlich Jonglo, nach dem Titel ſeiner Regierungsjahre. Nachdem er ſich im Beſitze einer unumſchränkten Macht befand, belohnte er ſeine Soldaten und Officiere aufs reichlichſte, um ihnen zu zeigen, daß er ein Prinz ſey welcher Tapferkeit und Anhänglichkeit zu würdigen wiſſe. Nachdem das Heer ihm ſeine Ergebenheit dargelegt, that er den Machtſpruch zur Verlegung der Hauptſtadt. Das ſchöne Nanking mit ſeinen herrlichen Umgebungen und ſeinem mächtigen Fluſſe, worauf ſein Vater ſo viel verwendet um es in eine Prachtſtadt zu verwandeln, gefiel ihm nicht; Jonglo mußte einen andern Ort ſuchen, wo er nicht beſtändig an die Entthronung des Neffen erinnert wurde; er mußte ſich einen eigenen Wirkungkreis verſchaffen; denn er hatte ganz eigene Anſichten und wollte ſich der Welt als ſelbſtändig zeigen. Daher zog er nach dem fernen Norden und gründete oder erneuerte die Hauptſtadt der Mongolen, Peking, in einer dürren und elenden Gegend ohne Hülfsquellen in ſich ſelbſt, noch ärmer als die Umgebungen von Madrid. Dort baute er nun Paläſte, ſchuf eine neue Verwaltung, und ließ es ſich äußerſt angelegen ſeyn Uneinigkeit unter die Tataren zu ſäen. Dieſe hatten ſich lange ruhig verhalten und, ſonderbar genug, während des chineſiſchen Bürgerkrieges nichts unternommen. Sobald nun der Kaiſer in jenen Gegenden angelangt war, ſandte er einigen Fürſten reiche Geſchenke und die Inveſtitur zu, wodurch die andern ſo erbittert wurden, daß ſie die Mitgenoſſen, welche durch chineſiſches Geld bereichert waren, als Parteigänger angriffen, und ſich untereinander wüthend bekriegten. Die Gränzen blieben daher ruhig, und Jonglo freute ſich, daß ſeine Liſt ihm ſo gelungen.

Der ferne Süden beſchäftigte ſogleich die Aufmerkſamkeit des Monarchen, deſſen thätiger Geiſt immer Gelegenheit ſuchte neue Abenteuer herbeizuführen. In Annam, oder wie es gewöhnlich genannt wird, in Cochinchina, hatte eine Reihe unabhängiger Fürſten nach den Einfällen der Mongolen ruhig regiert. Die letzten Herrſcher dieſes Stammes wurden ſo ſtolz, daß ſie ſich den Titel Kaiſer beilegten nnd ſich ſelbſt über die chineſiſche Majeſtät erhöhten. Dieß wäre nun genugſame Urſache bei dem ſtolzen Jonglo geweſen ihnen den Krieg anzukündigen; allein bald gab es noch viel wichtigere Gründe, welche ſeine Einmiſchung in die Angelegenheiten des Landes herbeiriefen. Eines Tages als der ganze Hof im höchſten Schmuck ſich um den ſtolzen Kaiſer herumgereiht, erſchien ein vertriebener König jenes Landes mit allen Inſignien ſeiner Würde als Flehender vor dem Kaiſer, um den mächtigen Monarchen zum Rächer des ihm angethanen Unrechts aufzufordern. Dieß war ſo ganz den Wünſchen des Kaiſers gemäß, daß er den Bittenden mit der größten Herablaſſung empfing und ihn mit allem Nöthigen verſorgte, damit er als König in der Reſidenz leben könnte. Um aber ſeinen hohen Sinn zu beweiſen, ſandte er einen der Cenſoren nach Annam, um dem Länderräuber zu befehlen alles augenblicklich herauszugeben. Dieſer Mandarin, erfüllt von der Wichtigkeit ſeines Auftrags, befahl ihm ſtolz dem Kaiſer augenblicklichen Gehorſam zu leiſten. Anſtatt ihm zu widerſprechen, antwortete der unrechtmäßige Beſitzer des Königreichs, daß er wirklich Unrecht gethan und Reue fühle, und daher bereit ſey als ein gehorſamer Vaſall des großmächtigen Kaiſers ſogleich das Land dem vertriebenen Fürſten zu überliefern. Dieß war ein herrliches Bekenntniß für Jonglo; allein es war zu frei, um ganz wahr zu ſeyn. Der Kaiſer ſchickte 3000 Mann mit dem Könige, die ihn ins Vaterland zurückbegleiten ſollten. Sobald dieſer an den Gränzen angelangt war, ließ er anfragen, ob er nun ſogleich das Reich wieder in Beſitz nehmen könnte. Die Antwort war, daß man ihn zu einer Unterredung erwarte und die Reichsinſignien in Bereitſchaft halte, um ſie dem rechtmäßigen Beſitzer zuzuſtellen. Der König machte ſich daher alsbald fröhlich und guten Muthes mit ſeinen Soldaten auf den Weg; kaum war er aber in den Bergſchluchten angelangt, fiel der Länderräuber wüthend über ihn her und

vernichtete das ganze Heer. Er ſelbſt jedoch entfloh und begab ſich ſtracks zu ſeinem gaſtfreundlichen Oberherrn. Die Nachricht von der Niederlage ſeiner Truppen, und der heuchleriſchen Treuloſigkeit des frevelhaften Gebieters empörte ihn aufs höchſte, und er befahl ſogleich eine ungeheure, dem großen Reiche angemeſſene Armee zu verſammeln. Dieß geſchah; denn der kriegeriſche Geiſt war unter den Chineſen noch nicht erſtorben. Nach vielen Mühſeligkeiten und Verluſten kam es endlich zu einer Hauptſchlacht, in welcher die Cochinchineſen eine gänzliche Niederlage erlitten. Der Verräther wurde mit ſeinem ganzen Anhange gefangen genommen und nach der Hauptſtadt geſandt. Anſtatt ihn aber niederzumetzeln, wie es die Gewohnheit in Peking iſt, und ſich an den Zuckungen des Schlachtopfers zu weiden, behandelte Jonglo ihn mit großer Milde; er ſetzte ihn bloß gefangen und ließ ſeine Mitgenoſſen ſelbſt frei herumgehen.

Cochinchina war ſchon damals ein ſehr bedeutendes Königreich, das 23 Millionen Einwohner und überdieß noch über 2 Millionen wilde Bergſtämme zählte. Der jährliche Ertrag der Länder war ungefähr 136 Millionen Schi Reis, jeden zu 150 Pfunden gerechnet. Cochinchina beſaß eine ziemlich bedeutende Schifffahrt, ſo daß etwa 800 Junken das Meer befuhren. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß verſchiedene Länder Indiens vor der Ankunft der Portugieſen in einem viel blühendern Zuſtande waren als ſelbſt jetzt, wo langer Friede und freier Verkehr dieſen Ländern geworden.

Der Ruhm des Jonglo wurde ſehr bald nach Indien verbreitet, und der Radſcha von Malacca ſandte einen Geſandten, um dem großen Kaiſer ſeine Huldigung darzubringen. Auch von Bengalen brachte man ihm Tribut und beſchenkte den mächtigen Monarchen mit bisher noch nie geſehenen Thieren und andern Seltenheiten. Man ſagt auch, daß der König von Atſchin einige ſeiner Edeln nach Peking geſandt und die Koſtbarkeiten ſeines Landes dem Herrſcher angeboten habe, damit er ihn als Lehnsmann unter ſeine Fürſten aufnehmen möchte. Dieſem Verlangen gab Jonglo gern ſeine Zuſtimmung, und ſeine Prachtliebe wie auch ſein Stolz wuchſen mit jedem Tage. Daß ſein Ruhm zu den entfernteſten Theilen der Welt vorgedrungen ſey, machte ihm die lebhafteſte Freude, und er feierte hochherzig die Tage, in

welchen er, von Vaſallen umringt, auf die ganze Welt als ſein Eigenthum herabſehen werde.

Dieſe Freuden wurden aber ſehr bald getrübt, und der glückliche Herrſcher fand, was Menſchen ſo ſchwer lernen, daß Erdengenuß nur eitler Tand ſey. Die Bewohner von Cochinchina nämlich, des chineſiſchen Einfluſſes müde, empörten ſich wieder, und es koſtete unendliche Mühe, dieſem Uebel ein Ende zu machen. Da kam man endlich auf den Gedanken die Rebellen zu hohen Aemtern zu erheben, um ſie dergeſtalt dem chineſiſchen Herrn ergeben zu machen. Allein dieſe undankbaren Menſchen beſtärkten die Unterthanen nur noch mehr in ihrem Haſſe gegen die Fremden, und ſo verlor Jonglo nun beinahe allen Einfluß. So war denn der hart erworbene Ruhm wieder zu nichte gemacht, und das Land blieb nach wie vor unabhängig.

Die meiſte Aufmerkſamkeit richtete der Kaiſer auf die Tatarei; denn von dorther fürchtete er den gefährlichſten Feind. Um die Gränzen wider die Mongolen ſicher zu ſtellen, wünſchte der Monarch ſie weiter in die Steppen hinein zu vertreiben. Die dem Reiche nützlichſten Häuptlinge wurden in chineſiſchen Dienſt genommen und reichlich für ihre Anhänglichkeit belohnt. War nun ein Chan widerſpänſtig geworden, ſo ſandte man die Alliirten gegen ihre Landsleute, verwickelte ſie in einen langen Krieg und ließ Mongolen gegen Mongolen für die Sicherheit des Reiches kämpfen. Aber Jonglo ſelbſt wollte ſich auch den Wüſtenbewohnern als unüberwindlichen Fürſten zeigen; daher zog er mit ſehr großem Gepränge und einem unzählbaren Heere in die Steppen. Die Nomaden flohen natürlich mit großer Eile; dieß wurde deßhalb als ein herrlicher Sieg betrachtet und der Kaiſer von allen Seiten als Held begrüßt. — Ein andermal ſandte er einen General, der aber geſchlagen wurde. Nun rief der Monarch die tapferſten ſeiner Waffengefährten zuſammen, und mit dieſen fing er den Feldzug auf ſehr großartige Weiſe an. Die Tataren konnten ſeinen geübten Truppen keinen Widerſtand bieten und unterwarfen ſich daher auf die demüthigſte Weiſe, indem ſie den beleidigten Oberherrn ernſtlich um Vergebung baten. Viele Chane drängten ſich dann nach dem Lager und wurden als Mitglieder eines großen Bundes theilweiſe in den Sold China's aufgenommen. Um den künftigen Thronerben der wilden Nation

mit den Gefahren eines Feldzuges gegen die Tataren bekannt zu machen, nahm er ihn mit ſich, und zog durch dieſe waſſerleeren Einöden als ob er ſich auf einem Spaziergange befände. Während andere Kaiſer im Harem ihr ganzes Vergnügen ſuchten, fand Jonglo es in den hohen Sandebenen Aſiens; er fing dort Kriege an als ob er auf eine Jagdpartie zu gehen geſonnen wäre. Die Anſtrengungen aber waren ſo erſchöpfend, daß ſein robuſter Körper endlich erlag und nach allen Siegen das Leiden einer ſchleichenden Krankheit empfand. Er hatte ſchon die Gränzen China's erreicht, als der bleiche Tod ihm den Beſuch abſtattete (1425). Das ganze Heer legte ſogleich Trauer an, und der Erbprinz ging weinend und klagend vor dem Sarge her, bis er endlich in Peking angelangt. So endete das Leben dieſes Herrſchers; ſchnell flogen die Jahre vorbei, während welcher er den Thron beſaß, den er mit ſo vielem unſchuldigen Blute beſpritzt beſtiegen hatte.

Jonglo wollte auch als Beſchützer der Wiſſenſchaften glänzen; daher zeigte er ſich ſehr ſorgfältig in der Ernennung von Gelehrten, welche die Claſſiker erklären mußten. Er war es, der das große Geſetzbuch der Dynaſtie, welches aus 1100 Theilen (!) beſtand, herausgab, und über alle Gegenſtände der Verfaſſung und Verwaltung die genaueſten Verordnungen hinterließ. Er erneuerte das Verbot gegen Mönche, vor ihrem vierzigſten Jahre in den geiſtlichen unehelichen Stand zu treten, da viele Jünglinge, der Trägheit ergeben, die Tonſur angenommen hatten und als Bonzen lebten.

In ſeiner Familie erlebte Jonglo auch ſehr vielen Gram. Wie ſein Vater, gab er den Kindern Herrſchaften und führte dergeſtalt das Lehnſyſtem ein, welches ſchon früher ſolche gefährliche Folgen gehabt. Einer der Söhne hielt ſich in Junnan auf, war aber ſehr unzufrieden, daß er ſo weit vom Hofe entfernt ſein Leben zubringen ſollte. Daher faßte er den Entſchluß, ſeinem Vater nachzuahmen und ſich zum Kaiſer ausrufen zu laſſen. Er hatte ſchon eine große Menge von Waffen im Palaſte verſammelt und im Geheimen alle Vorbereitungen zur Empörung getroffen, als ein Spion den ganzen Vorgang entdeckte. Der Prinz wurde ergriffen und in Ketten nach Peking gebracht. Dort, von ſeinem eigenen Vater zum Tode verurtheilt, ſollte er ſchon

zum Richtplatze geführt werden. Da aber flehte die ganze Familie den Monarchen inſtändig, Gnade für Recht dem Frevler widerfahren zu laſſen. Lange blieb der Kaiſer unentſchloſſen; denn ſein Herz war ſo hart wie Stein; endlich aber wurde es von den Thränen der Prinzeſſinnen erweicht, und der Elende wurde zu lebenslänglicher Verbannung aus der Hauptſtadt verurtheilt.

Kienwen irrte noch immer als Bettelmönch umher. Lange hatte er ſich in Junnan aufgehalten, nachher aber zog er nach den Provinzen des Innern, und ließ ſelbſt Hoffnung blicken den verlornen Thron wieder zu erringen. Es dauerte lange, ehe Jonglo es glauben wollte daß ſein Neffe noch am Leben ſey; als er aber deſſen verſichert worden war, gab er den geheimen Dienern Befehl den irrenden Prieſter ſorgfältig zu bewachen; er ließ es aber nie laut werden daß er ſelbſt an das Leben des Kienwen glaubte. So lebte denn der kaiſerliche Abenteurer auf eine ſehr romantiſche Weiſe und brachte ſeine Zeit mit Träumen zu.

Von dem Charakter des Jonglo kann man nicht viel Empfehlendes ſagen. Große Härte, zugleich aber Standhaftigkeit, ein gränzenloſer Ehrgeiz und ungeheurer Fleiß in allen Zweigen der Verwaltung erblicken wir bei ihm; herzlos, aber huldreich und freigebig gegen ſeine Kriegsgefährten, unternehmend und zugleich ſehr beſchränkt in ſeinen Anſichten, ſtellte der Monarch Tugenden und Laſter beinahe im Gleichgewichte dar. Fand man an ihm viel Lobenswürdiges, ſo gab es auch des Tadelhaften ſehr vieles. Die Majeſtät des Reiches jedoch behauptete er ſtandhaft und war immer ernſtlich bemüht, den Grund zu der Größe ſeines Hauſes zu legen. Wir können ihn vielleicht mit dem engliſchen Heinrich IV. vergleichen.

Während dieſes Vierteljahrhunderts war Europa auch nicht ſtehen geblieben. Dort entwickelten ſich allmählich die großen Ereigniſſe, durch welche der kleinſte Erdtheil das Uebergewicht über alle übrigen erhielt und ſeine Weltmacht begründete. Ausgedehnter und dauerhafter für das Heil der Menſchheit, als die Eroberungen der Engländer in Frankreich, wirkten die Flammen, welche auf dem Scheiterhaufen zu Koſtnitz den Leib des Huß verzehrten. China hatte keine Märtyrer, denn es hatte keinen Glauben, und konnte ſich nicht auf den Flügeln desſelben zur

Geiſterwelt und zu dem Throne Gottes emporſchwingen. Abgeſtumpft und gleichgültig, lebten ſeine Schaaren mit dem Irdiſchen zufrieden, ſich nicht bekümmernd um die Ewigkeit. Aber wenn der Geiſt zu jener Welt ſich hinbewegt, und alle fleiſchlichen Bande gelöst ſind, — wie werden die Empfindungen der Beſitzer dieſer zwei entgegengeſetzten Grundſätze ſeyn? Die eine Seele kann nur Beruhigung in der Genugthuung des Heilandes finden, die andere iſt ohne Sinn fürs Göttliche verſtockt und verwildert; beide haben aber den Schritt ins Jenſeits zu thun, wie verſchieden auch ihr endliches Loos ſeyn mag *).

Zweites Capitel.

Honghi, W. N. Jintſong.

(1425.)

Niemand beſtritt das Recht dieſes Thronerben; daher wurde er völlig in den Beſitz ſeiner Macht geſetzt, und fing ſogleich an aufs wohlthätigſte zu regieren. Den Kronprinzen, welchen er bald ernannt hatte, beſchied er nach Nanking, um dort als Reichsverwalter des ſüdlichen China ihm die Laſten der Regierung zu erleichtern. Honghi bemühte ſich zugleich ernſtlich das den Anhängern des Kienwen angethane Unrecht wieder gut zu machen und ſie aus den Gefängniſſen zu befreien. Er hatte noch verſchiedene andere ſehr wichtige Verfügungen zum Beſten der

*) Eine ſehr ausführliche pragmatiſche Beſchreibung der Regierungen aller Kaiſer der Ming-Linie findet man in dem Ming-Schu, einem Werk in 68 Theilen, in welchen alle Denkwürdigkeiten jener Zeit aufbewahrt ſind. Es iſt das vollkommenſte geſchichtliche Werk, welches man jemals in China geſehen; es handelt ausführlich über bürgerliche Einrichtungen, über die Ereigniſſe, die merkwürdigen Männer und Frauen, über Handel und Induſtrie und alle andern Gegenſtände des religiöſen, ſtaatlichen und bürgerlichen Lebens in beſondern Abſchnitten.

Wir haben überdieß ein ſehr unterhaltendes Werk über das Leben des Hongwu, und ein anderes über die Uſurpation des Jonglo; beide ſind höchſt leſenswürdig. Unſere früheren Hülfsquellen ſind zu mangelhaft, ſo daß wir keinen Gebrauch mehr davon gemacht haben.

Mandarine gemacht, als der Tod ihn aus dieſem Leben abrief und den Regenten, nachdem er kaum zehn Monate zur Herrſchaft gelangt war, in jene Welt hinüberführte.

S i u e n t e, W. N. S i u e n t ſ o n g.

(1426 — 1435.)

Schon frühe hatte der Vater Verordnungen getroffen daß die Thronbeſteigung feſtgeſetzt werde und nicht länger der Willkür der Fürſten des Geblütes überlaſſen bleiben ſollte. Als Kronprinz war Siuente ſchon berühmt genug wegen ſeiner Landesverwaltung; denn während der kurzen Zeit wo er ſich zu Nanking befand, gab er die außerordentlichſten Proben der Nachſicht und fürſtlichen Weisheit, ſo daß er damals ſchon als Herrſcher hochgefeiert wurde. Er war ein ſehr ruhiger Jüngling, ganz unähnlich ſeinen Ahnen, und erbte einen Thron, welcher wenig außerordentliche Anſtrengungen erforderte.

Sobald er den Tod ſeines Vaters erfahren, eilte er nach Peking, legte dort die gewöhnliche Trauer an und nannte ſeinen Vater den Wohlwollenden. Nun wurde der Leichnam prächtig beſtattet und in den Gräbern der Ahnen beigeſetzt.

Der neue Kaiſer fing ernſt und rüſtig ſeine Regierung an, wurde aber in ſeinen wohlwollenden Abſichten nicht unterſtützt. Die Glieder ſeiner eigenen Familie, welche ihn für einen Schwachkopf hielten, glaubten nach Belieben ſchalten und walten zu können, und ſich ganz wie unabhängig zu betragen. — Einer der Oheime beſprach ſich daher mit einem erfahrnen General, wie man den regierenden Fürſten entthronen und ihm ſelbſt zur Regierung verhelfen könne. Der Krieger hörte dieſe Vorſchläge ruhig an, und ſobald er den Inhalt der Verſchwörung vernommen, ſandte er einen Eilboten an den Kaiſer, um einen wahren Bericht über den ganzen Vorgang abzuſtatten. Man war nun verſichert daß ſich Siuente ſchwach und unentſchieden betragen werde, und daher durch ſeinen Wankelmuth den Rebellen neue Kraft geben werde. Wie erſtaunt war jedoch der Hof, als ein Botſchafter ſogleich abgeſandt und die größten Zurüſtungen ins Werk geſetzt wurden, um dem Aufkommen einer ſo gefährlichen Meuterei zuvorzukommen. Der Geſandte langte im Lager des abtrünnigen Fürſten an, und ſeinen Brief, den der Kaiſer ge-

ſchrieben, überliefernd, erwartete er demüthig eine Antwort. Der Aufrührer ſaß majeſtätiſch in der Mitte ſeiner Soldaten, las das Schreiben mit der größten Gleichgültigkeit, kehrte ſich dann zu dem Abgeordneten und befahl ihm ſeinem Herrn zu melden: daß er hinreichende Anſtalten zu ſeiner eigenen Vertheidigung gemacht, und im Stande ſeyn werde ſeine Anſprüche auf das Reich zu behaupten. Als er nach der Reſidenz zurückgekommen, wünſchte der Monarch eine Erzählung von allem, was vorgefallen war, zu hören; ſein Diener antwortete jedoch nur in allgemeinen Ausdrücken, daß der Oheim ſich zu ſeinen Forderungen nicht habe verſtehen wollen. Der Kaiſer, welcher ahnte daß dieſe Zuſammenkunſt nicht die erfreulichſte geweſen, beſtellte einen Spion, um den Geſandten zu beobachten. Sobald dieſer nach Hauſe gekommen und ſich über alle Angelegenheiten erkundigt, ſprach er frei über die höhniſche Weiſe, mit welcher der Aufrührer ihn empfangen, und erzählte die Schmachreden, die er über ſeinen Verwandten ausgeſtoßen. Das ganze Geſpräch wurde dem Oberherrn, ohne Zweifel mit Uebertreibungen, hinterbracht, und der Kaiſer erklärte darauf augenblicklich daß er ſich ſelbſt an die Spitze des Herres ſtellen wollte, um den Aufruhr im Keim zu erſticken. Der Rath war erſtaunt über dieſe Entſchloſſenheit, und ſuchte Siuente jenen Schritt zu widerrathen; allein er blieb ſtandhaft und gab augenblicklich Befehl daß das Heer, welches nur auf ſeinen Wink gewartet, ſich in Bewegung ſetzen ſollte. In Eilmärſchen erreichte er den Sitz der Empörung, ſchloß den Oheim in ſeinem eigenen Schloſſe ein und legte ſeine Bedingung vor, die einzige, unter welcher er ihm Gnade widerfahren laſſen wollte — nämlich gänzliche Ergebung. Der treuloſe Fürſt war von ſeiner Beſtürzung, das Heer des Neffen vor den Thoren ſeiner Reſidenz wie durch Zauber dahin getrieben zu ſehen, noch nicht zurückgekommen, als die meiſten Officiere hervortraten und erklärten daß ſie lieber ihr Leben im Kampfe aufopfern, als ſich zur ewigen Gefangenſchaft dem Kaiſer übergeben wollten. Im Glücke hatte zwar ihr Herr ſehr viel geprahlt; er hatte ſich gebrüſtet, wie er das ganze Reich durch einen Schwertſchlag nehmen wollte; in der Stunde der Noth aber fing er an zu zittern und betheuerte daß er bereit ſey ſich mit dem erzürnten Kaiſer auszuſöhnen. Ohne auf die Gegenvorſtellungen ſeiner Anhänger,

die er ins Verderben geſtürzt, zu achten, ging er ſelbſt mit ſeiner ganzen Familie im Trauergewande nach dem Lager des Siuente. Der junge Monarch empfing den Bittenden ſehr liebreich, behandelte ihn aber als Staatsgefangenen, und er ſelbſt mit Weibern und Kindern wurde in Peking ins Gefängniß geſetzt, ſo daß er in der Folge keinen Schaden mehr anrichten konnte. Hätte Kienwen, mit gleicher Entſchloſſenheit gehandelt, ſo würde Jonglo nie den Thron beſtiegen haben.

Cochinchina hatte nach wie vor ſeine Unruhen. Die Mandarine, welche die Chineſen dort zurückgelaſſen, maßten ſich große Rechte an, und das Volk war daher über ihr willkürliches Verfahren empört und kündigte ſeinen Bedrückern den Krieg an. Siuente, welcher ſo ungern Blut vergoß, war daher genöthigt das Schwert zu ergreifen; eine Armee von 80,000 Mann machte einen Einfall in Cochinchina. Wo die Heereshaufen in Maſſen die Bewohner von Annam bekriegten, trugen ſie den Sieg davon; wenn ſie aber im Gebirge verwickelt oder durch einen Hinterhalt plötzlich überfallen wurden, überlieferten ſich die Chineſen hoffnungslos den Händen ihrer Feinde oder entflohen mit großer Beſtürzung, wo ſie denn gewöhnlich durch das Schwert fielen. Ein kleines Werk, welches die Vorfälle dieſes Krieges in ſehr naiver Sprache erzählt, meldet daß eine Heldin, die beinahe gleichzeitig mit der Jungfrau von Orleans ſich an die Spitze ihrer Landsleute ſtellte, und mit ganz ungewöhnlicher Tapferkeit die Sache des Volkes vertheidigte. Die Chineſen ſchrieben ihr Zauberkraft zu; denn es war im Unwetter oder in finſterer Nacht, daß ſie ihr Heer zu überrumpeln pflegte; bei der bloßen Erwähnung ihres Namens wurden ſie in Furcht und Schrecken gejagt. So lange ſie ihren Landsleuten treu blieb, ward ihren Schaaren Sieg, und ſobald man im Schlachtgetümmel die ſchöne Amazone erblickte, wurde das Volk zur verzweifelndſten Gegenwehr aufgemuntert. Unglücklicherweiſe verliebte ſich das Mädchen in einen chineſiſchen Officier mit aller der Wärme, welche ihr im Kriegsgetümmel eigen war. Ihm zu gefallen, und ſeine Hand zu erwerben, lieferte ſie eine Feſtung mit all ihren Verwandten in die Hände der Feinde des Vaterlandes, und wurde zum Lohn ſolcher Treuloſigkeit von ihrem Ehemann als Sklavin behandelt.

Nach den äußerſten Anſtrengungen war das Ergebniß daß man das Land durchaus nicht mit Gewalt der Waffen erobern oder das Volk zur Unterwerfung bringen könne. Man nahm daher im Cabinet die Zuflucht zur Ernennung eines Fürſten aus dem alten Stamme, der natürlich auf Seite der Chineſen war. Nachdem er aber angelangt, wurde er von dem Volksregenten ermordet, und ſelbſt nach dem Tode des letzteren konnte die Partei des rechtmäßigen Fürſten doch nicht feſten Fuß faſſen. — So gab man denn zu Peking in Verzweiflung die Angelegenheiten Annams auf, und es wäre ſehr weiſe geweſen, wenn man dieſen Entſchluß ſchon früher gefaßt haben würde. Dieß war aber die einzige fremde Politik, in welche ſich Siuente einmiſchte; denn er wünſchte ruhig zu leben, nnd hatte das Vergnügen alle ſeine Nachbarn, ſelbſt die Mongolen, in Frieden zu ſehen.

Die Doctoren des Nordens hatten ſich eine geraume Zeit über die Anmaßung der ſüdlichen Gelehrten beſchwert, welche alle Ehrenſtellen der Akademie an ſich zogen. Nach langem, ſehr erbittert geführtem Streit wurde es daher beſtimmt daß jeder Theil eine gewiſſe Anzahl von Gliedern liefern ſollte, dieſe Uebereinkunft ſtillte die Klagen der früher benachtheiligten Partei.

Eine Königin hatte dem Monarchen einen Sohn geboren. Da aber die Kaiſerin unfruchtbar blieb, ſo wünſchte er die erſtere zu dieſem Rang zu erheben. Gegen dieſe Vorſtellung empörte ſich der ganze Hof, und ſelbſt die Kaiſerin-Mutter. Was konnte daher der friedfertige Siuente anders thun, als ſeinen Gram dem treuen Weibe ſelbſt zu klagen? Dieſe hörte den Gemahl ruhig an; von allem Ehrgeiz weit entfernt, verſicherte ſie ihm daß ſie den wärmſten Antheil an ſeinen Leiden nehme, und bereitwillig der Nebenbuhlerin ihre Würde übergeben wolle, damit den Wünſchen ihres Gatten Genugthuung geſchehe. Erſtaunt über ſolchen Edelſinn und ſolch hingebende Liebe, billigten die Miniſter gern die Vorſtellung, und ſo wurde auch das Kind, ſobald die Mutter Kaiſerin geworden, zum Thronerben erklärt. Siuente hatte jedoch nicht Zeit genug ihn zu erziehen; denn ſchon in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb er ganz unerwartet.

Seine Regierung war Friede und Einigkeit. Er ſprach ſehr wenig, dachte aber ſehr viel; er war arbeitſam und fleißig, und zufrieden mit der damaligen Geſtalt der Dinge. Die Geſchichte

ſpricht nicht von ſeiner Verwaltung des Landes, in welcher er ohne Zweifel die größten Verdienſte hatte.

Tſchingtong und Tienſchun, W. N. Jingtſong.
(Regierungszeit des erſteren von 1436 — 1449.)

Der Tod des vorigen Kaiſers war ganz unerwartet, und erfüllte den Hof mit tiefſter Trauer. Da trat die Kaiſerin mit ihrem achtjährigen Sohn an der Seite in die Rathsverſammlung, und erklärte ſich in Gegenwart der erprobteſten Miniſter als Regentin während der Minderjährigkeit ihres Kindes. Weil aber die Regierung ſchon in außerordentlich gutem Geleiſe war, fand man ſehr wenig Schwierigkeiten in Handhabung der Verwaltung. So ging alles ruhig ſeinen Gang fort, bis die Nachricht von einem Aufruhr den Hof erreichte. Da aber der Rädelsführer ſich ſchon zurückgezogen und, den Zorn der Monarchin fürchtend, ſich in unzugänglichen Bergſchluchten aufhielt, hätte man den ſchadloſen Rebellen in Ruhe laſſen ſollen. Allein die Räthe erklärten daß man während einer Weiberregierung das Emporkommen aller Unzufriedenheit mit ſtarkem Arm vernichten müſſe, und durchaus nicht dem Volke die ſchwache Seite zeigen dürfe. So wurde denn ein großes Heer nach jener entfernten Gegend abgefertigt; allein der Befehlshaber war zu furchtſam und wollte ſich durchaus nicht in die Wälder des Alpenlandes wagen. Sein Lieutenant jedoch brannte vor Begierde die Waffen der Chineſen berühmt zu machen; daher paſſirte er den goldenen Sandfluß (ſo nennt man hier den Jangtſe) und fand ſich im Angeſicht der Feinde. Dieſe griff er auch tapfer an und ſchlug ſie mit ſehr großem Verluſt zurück. Anſtatt aber den Sieg zu verfolgen, was die Schwäche ſeiner Armee unmöglich machte, drang er weiter in unwegſame Gegenden vor, auf die Unterſtützung des Befehlshabers rechnend. Dieſer aber, von kleinlichem Neide beſeelt, verſagte ihm die Hülfe, und ſo wurde der Held mit ſeiner kleinen Schaar in der Mitte von Bergen vernichtet. Von dieſem Vorfall fertigte der General einen ihm äußerſt günſtigen Bericht ab, worin er alle Schuld auf den unglücklichen Anführer wegen ſeines Ungehorſams ſchob, und ſeine eigene Vorſicht als die höchſte Tugend anpries. Der Hof war aber damit nicht zufrieden und machte ihm ſehr derbe Vorwürfe. Der Heerführer, darüber ſehr

betrübt, nahm Gift und ſtarb augenblicklich. — So wurde dann aus dem Feldzuge nichts, bis der nun ſehr mächtige Verſchnittene Wangtſchin nicht weniger als 150,000 Mann nach jener Provinz abfertigte. Die Befehle, welche der Führer bei dieſer Expedition erhalten, waren ſo beſtimmt daß er kämpfen mußte, ob er wollte oder nicht. Er fand die Rebellen hinter Spitzpfählen verſchanzt. Er zögerte ſie anzugreifen; da ſich aber ein Wind erhob, ſetzte er ihr Lager in Feuer; ſo verloren ſie alle ihre Habſeligkeiten und zogen ſich mit großer Schnelligkeit in das Gebiet von Birma zurück. Dieſer Verluſt hatte die Aufrührer ſo entmuthigt daß ſie ſich willig der Regierung unterwarfen. Noch aber lebte der Rädelsführer; der Miniſter zu Peking, der ſich einen großen Namen machen wollte, erklärte daß er weder ruhen noch raſten wollte, bis er dieſen Verführer ins Verderben geſtürzt. Daher drang eine Armee in Birma ein; der König dieſes Landes, ſich in Gefahr glaubend, verletzte die heiligen Pflichten der Gaſtfreundſchaft und lieferte den Rebellen ſeinen Feinden aus. Aber dieſer wollte die Schmach nicht überleben, und beging Selbſtmord. Man ſchnitt daher ſeinen Kopf ab und ſchickte denſelben zur Befriedigung des Verſchnittenen nach Peking.

Der arme Kienwen hatte nun etwa vierzig Jaher lang das Land als Bonze durchirrt, und ſich in den meiſten Tempeln und Wallfahrtsörtern aufgehalten, ohne daß je ein einziger ſeiner früheren Unterthanen ſeine Stimme erhoben, um ihn zur Wiedereroberung des Reiches zu ermahnen. Dieß ging nun dem Herzen des Greiſes ſehr nahe; er ſchrieb während ſeines Kummers ein rührendes Gedicht, worin er ſeine Abenteuer in ſehr lebhaften Farben ſchilderte und von ſeinem Elende pathetiſch ſprach, während ſeine Verwandten im Beſitze des ihm gehörigen Landes ſich befanden. Dieſe Verſe wurd n ſo vielfach abgeſchrieben und geleſen, daß die Obrigkeit endlich ſich genöthigt ſah den Verfaſſer gefangen zu nehmen. Da trat aber einer ſeiner vertrauteſten Freunde vor den Gerichtsſtuhl; um den vertriebenen Fürſten zu retten, gab er ſich für den Dichter und entthronten Kaiſer aus. Seine Ausſage jedoch ſtimmte nicht mit der Zeitrechnung überein; daher wurde der rechte Kienwen wieder ergriffen und zu einem Geſtändniß genöthigt. Die Kaiſerin war aber zu klug und menſchlich, als daß ſie den unglücklichen Prinzen

mit Härte hätte behandeln können. Er wurde daher nach der Hauptſtadt gebracht; dort lebte im Palaſt ein alter Verſchnittener, deſſen Sorge der Kaiſer als Knabe anvertraut war. Allein Alter und Jammer hatten ſehr tiefe Furchen auf dem Geſichte des Abenteurers eingegraben, ſo daß ihn der alte Diener nicht mehr erkannte. Nun würde man ihn wahrſcheinlich als einen Betrüger hingerichtet haben, hätte der Eunuche ſich nicht eines Males auf ſeinem Fuße erinnert, das man auch wirklich dort fand. Man bereitete nun in der Stille dem Greiſe einen angenehmen Platz, wo er ſorgenfrei die wenigen Jahre ſeines wechſelnden Lebens zubrachte. Seine Gefährthen wollte man erſt hinrichten; man ſah jedoch bald die Thorheit einer ſolchen Grauſamkeit ein, und entließ ſie alle in der Stille.

Die Verſchnittenen hatten jetzt unglücklicherweiſe wieder im Palaſt ſehr große Macht erhalten. Unter dieſen war ein gewiſſer Wangtſchin, ein äußerſt liebenswürdiger Mann, welcher alle Menſchen und ſelbſt ſeine Feinde ſo einzunehmen verſtand, daß Niemand, nachdem er einmal ſich mit ihm unterhalten, ihm etwas anhaben wollte. Dieſer Höfling hielt den kaiſerlichen Knaben, welcher ihn ehrte und liebte und ſelbſt ihn Vater nannte, in ſeiner Gewalt, und nahm ſo ziemlich alle Geſchäfte der Reichsverwaltung auf ſich. Die alten Miniſter waren darüber wohl ſehr unzufrieden; doch der ſchlaue Wangtſchin brachte ſie zur Einſicht daß ſie ſchon zu alt ſeyen um ſich länger mit Regierungsſachen zu befaſſen; daher erhielten ſie ihre ehrenvollen Abſchiede. — Die Kaiſerin aber konnte den anmaßenden Schranzen nicht leiden, und erklärte ihn in einer öffentlichen Unterredung des Todes würdig. Man konnte ihm jedoch nichts anhaben, und ſo erhielt er nur noch größere Macht. Endlich ſtarb die Regentin (1443) und Jingtſong fing nun ſelbſt zu regieren an. Wangtſchin war jetzt der Inbegriff der ganzen Verwaltung, und zeigte auch durch Geiſt und Thatkraft daß er ein Land zu regieren ſehr wohl verſtände. Es war nun eine Regierung der Verſchnittenen, und ſelbſt im Feldzuge nach Junnan wurden zwei derſelben als Beobachter dem General beigeſellt. Damals fand ein fürchterliches Ungewitter ſtatt, und der Blitz ſchlug im kaiſerlichen Palaſt ein, ſo daß dieſer ganz danieder brannte. Auch ereigneten ſich Erdbeben und andere Unglücksfälle böſer Vorbedeutung,

welche die Staatsmänner die Zukunft mit Furcht und Schrecken betrachten ließen.

In der Mongolei hatte der Krieg aufgehört und der alte Chan ſank ruhig in das Grab. Sein Sohn Jeſien dagegen war ein ehrgeiziger Jüngling, welcher beſtändig an Tſchinggis und Hupilai dachte, und es nie verſchmerzen konnte, daß ſeine Familie den Thron verloren hatte. An Wiedereroberung war jedoch nicht zu denken; daher ſuchte der Fürſt wenigſtens eine kaiſerliche Prinzeſſin zu heirathen, um ſich wieder mit dem Geblüte von China's Herrſchern zu verbrüdern. Dieſem Vorſchlag gab Wangtſchin willig Gehör, ſprach aber nichts von dieſer Sache mit dem Kaiſer, da er ihn jetzt noch ſehr ungeneigt zu einer ſolchen Verbindung glaubte. Kraft des Verſprechens des Miniſters aber ſandte der Tatar ein großes Gefolge mit reichen Geſchenken nach Peking, um ſeine Braut abzuholen. Da ſchlug ihm Jingtſong, höchſt erſtaunt über den ganzen Vorgang der Sache, die Heirath ab, und die Mongolen kehrten mit Ingrimm nach ihren Steppen zurück.

Sobald die Boten bei dem Zelte des Jeſien angelangt waren, erklärte der Chan die Schmach für unerträglich und ließ ſogleich ſeine ganze rüſtige junge Mannſchaft aufſitzen. Wangtſchin hatte dieß aber vorhergeſehen; und ſo begab er ſich ſchnell, nachdem er Kunde von dieſem Zuge erhalten, zu ſeinem Zögling. Er konnte ihn leicht bereden, daß der Ruhm ſeines Hauſes verlange ſich an die Spitze des Heeres zu ſtellen, um den Feind zu überzeugen, daß der Muth des Hongwu noch nicht erloſchen ſey. Freilich hatte ein Feldzug für den jungen Monarchen etwas ſehr Romantiſches; daher freute er ſich als General zu handeln, nachdem eine halbe Million ſeiner Unterthanen ſich verſammelt, um ſeinen Winken zu gehorchen. Eine größere Armee hatte die chineſiſche Regierung ſehr ſelten ins Feld geſandt; daher ließ ſie der Verſchnittene zur Heerſchau vor ſeinem Gebieter vorbeipaſſiren, um ihm eine hohe Idee ſeiner Macht beizubringen. Man drängte ſich nun durch die Thore der Mauer, welche China von der Tatarei ſcheidet und befand ſich bald in den Steppen. Unglücklicherweiſe hatte Wangtſchin nicht daran gedacht eine ſolche Menſchenmaſſe mit Lebensmitteln zu verſorgen; daher ſtanden alle beſtürzt, als man wahrnahm, daß der Proviant nur noch auf wenige

Tage hinreichen werde. Die armen Soldaten, die ſich mit Gras und Kräutern, welche ſie auf dem Wege fanden, zufrieden ſtellen mußten, wurden daher bald ſiech und erſchöpft. Da ſuchten Aſtrologen und andere Leute, welche noch einigen Einfluß auf den Günſtling beſaßen, ihn durch die Ankündigung ungünſtiger Zeichen zum Rückzuge zu bewegen; allein vergebens. Noch zog mau vorwärts, bis Tauſende von Leichen den Marſch des unglücklichen Heeres ankündigten. Nun wurde endlich der Marſch nach der Heimath befohlen; allein noch wollte der Verſchnittene der Welt darthun, daß er ſich nicht vor dem Feinde, welchen man bisher noch nie geſehen, im geringſten fürchte. Nachdem man in einer elenden Stellung Halt gemacht, langte ein Geſandter des Chan an, welchen dieſer abgeſchickt hatte um das chineſiſche Heer auszukundſchaften. Er machte daher zum Schein Friedensvorſtellungen, und kehrte mit Adlersſchnelle zu ſeinem Herrn zurück um ihn von dem Geſehenen zu benachrichtigen. Nicht einmal einen Tropfen Waſſer konnte man in dieſer dürren Landſtrecke finden; während die ermatteten lechzenden Krieger danach gruben, kamen ſchon die rüſtigen tatariſchen Reiter an und warfen das ganze Heer in einem Augenblick über den Haufen. Dieſe ungeheure Menge ergriff nun die Flucht ohne Plan und Ziel; allein Jingtſoug wollte nicht ihrem Beiſpiele folgen. Einige Mongolen fanden ihn, das Geſicht gegen Süden gekehrt, unerſchrocken unter Gemetzel und Tod — denn man gab keine Gnade — wurden aber, obgleich wilde Barbaren von der Majeſtät des Fürſten ſo gerührt, daß ſie ihn als einen Gefangenen zu Jeſien brachten. Sobald der Chan den Monarchen erkannt, berief er ſeine Räthe um ſogleich die nöthigen Maßregeln wegen Jingtſong zu nehmen. Die älteren Officiere beſtanden darauf ihn der Rache des erlittenen Elends der Mongolenfamilie aufzuopfern, während die biedern Häuptlinge anriethen, daß man jetzt eine Gelegenheit gefunden habe die Chineſen durch Großmuth zu beſiegen. Das Beſte, was man unter ſolchen Umſtänden thun könne, wäre, den Gefangenen ohne Löſegeld mit prächtigem Geleite nach China zu bringen. Jeſien jedoch hatte einen eigenen Plan erſonnen. Er ſandte ſogleich nach Peking die Kunde; die Kaiſerin und die Damen des Palaſtes ſammelten die koſtbarſten und beliebteſten Kleinodien, beluden damit acht Maulthiere und ſandten dieſe

Gaben als Löſegeld dem Chan. Dieſer freute ſich über den Fang; er ging mit ſeinem Gefangenen, ohne weitere Rückſicht zu nehmen, vor eine Feſtung, und befahl ihm ſie zur Uebergabe aufzufordern. Der Commandant aber, der das Loos ſeines Oberherrn erfahren, verſicherte ihm von den Wällen, daß er die ihm von jenem anvertraute Stadt auch für ihn bewahren wollte. Vor einer andern Feſtung gelang der Verſuch nicht beſſer, und ſo mußte denn der arme Kaiſer ſeinem Ueberwinder nach den Steppen folgen. Dort kam der unbeſtändige Jeſien wieder auf den Gedanken ſeinen Gefangenen zu ermorden. Allein ein plötzliches Unwetter, und der Tod ſeines eigenen Pferdes, welches vom Blitz erſchlagen wurde, hinderten ihn in der Ausführung des mörderiſchen Planes.

Auf der Wahlſtatt hatte ein erzürnter Officier den Wangtſchin geſucht und ihn mit ſeinem Säbel durchbohrt; ſein Anhang hatte ein gleiches Loos. Doch in der Hauptſtadt, wo man noch nichts von dem Vorfalle gehört, beriethen ſich die Miniſter über die Strafe, welche der Frevler leiden ſollte; man kam darin überein, daß die größten Peinigungen noch zu barmherzig für den Verführer ihres Monarchen wären. Bei der Einziehung ſeiner Güter fand man goldene Teller und Schüſſeln mit Edelgeſteinen beſetzt, zehn Kiſten mit Gold und Silber und 10,000 Pferde im Stalle. Und wozu dieſe Schätze? Die Räthe ſelbſt fielen über einen ſeiner Anhänger her, welchen der Prinz Regent zur Beſitznahme ſeines Eigenthums beſtimmt hatte, und ſchlugen ihn im Rathsſaale todt; den übrigen Schmarotzern wurde Verderben und Elend. Noch war man nicht von dem Schrecken der Niederlage zurückgekommen, als ſchon ein zweiter tatariſcher Unterhändler, von Jeſien abgeſandt, vor den Miniſtern erſchien. Gebt meinem Herrn 100 Taels Gold, 200 Taels Silber und 200 Stücke der beſten Seide, ſprach er, und er wird Jingtſong ſogleich die Freiheit wiedergeben. Dieß war ein ſehr geringer Preis für den Kaiſer China's; daher bezweifelte der Hof die Aufrichtigkeit des Barbaren.

Interregnum.

Kingtai, W. N. Kingti.

(1450 — 1457.)

Der Sohn des Jingtſong war noch zu jung; daher erhob man ſeinen Bruder Kingtai zum Thron, um während ſeiner Regierung das Land zu verwalten. Dieſer Jüngling ſchlug das Anerbieten lange ab; da jedoch die Noth des Staates einen kräftigen Fürſten erforderte, willigte er endlich ein. Die erſte Probe ſeiner Macht, als er die Angelegenheiten des Wantgſchin anordnen wollte, ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß das Miniſterium bereit ſey die Oberherrſchaft ſelbſt zu übernehmen und ihm nur den Namen zu laſſen. Der Vorſchlag zur Aushebung einer großen Armee fand aber weit beſſern Beifall; denn der unruhige Jeſien, nachdem er lange auf das geforderte Löſegeld gewartet, und glaubte, daß der Hof ſeiner ſpottete, rückte nun mit einer mächtigen Armee in die Provinz Tſchili ein. Es war ihm auch gelungen einige Feſtungen wegzunehmen und dergeſtalt ſich im Rücken zu ſichern. Da ſtand er nun plötzlich vor den Thoren Pekings, und man ſah ſich genöthigt zwei Geſandte an ihn abzuſenden. Da aber keiner der hohen Mandarine zu einem ſolchen Unternehmen den Muth hatte, wurden zwei Beamte von geringerem Range an Jeſien geſchickt. Sie fanden den Kaiſer in einem Zelte uud den Chan mit einem Verwandten in voller Rüſtung ihm zur Seite. Er ſchnaubte ſie ſogleich mit großer Härte an, und verwies dem chineſiſchen Hofe die Geringachtung, mit der man ihn durch die Abſendung von untergeordneten Officieren behandelte. Man hatte daher nichts von ſeiner Güte zu erwarten, und der ganze Hof war in der äußerſten Beſtürzung über den Ausgang dieſes Feldzuges. Unter den vielen Schwächlingen fand ſich jedoch ein Mann, welcher ernſt und entſchieden das Vaterland vertheidigte. Gleich am Anfange hatte er ſchon einen Boten nach Liaotong geſandt, um den dortigen Statthalter aufzufordern, mit ſeinen auserleſenſten Truppen zum Entſatze der Reſidenz zu erſcheinen. Dieſe erſchienen endlich, als man noch

mit Verhandlungen über die Bedingungen des Friedens beſchäftigt war. Nun kam es zu mehreren Gefechten, in welchen die Mongolen den Kürzern zogen, und endlich genöthigt waren mit Furcht und Schrecken ſich nach den Steppen zurückzuziehen. Hier traf der Chan den Kaiſer im Zelte, ganz unbeſorgt über die vorgefallenen Ereigniſſe; um ihm eine Probe von Hochachtung, ſelbſt im Unglück, zu geben, ließ er ein Pferd ſchlachten und vertheilen. Da ſchmauste nun Jingtſong auf tatariſche Art, vergaß aber nicht, eine Dame, die Gemahlin eines Häuptlings, auf ſeine Seite zu bringen. Unglücklicherweiſe aber lebte im Lager des Jeſien ein Verſchnittener, welcher alle Ränke deren er fähig war gebrauchte, um das Verderben ſeines gefangenen Herrn zu beſchleunigen. Der Fürſt jedoch entdeckte die Cabalen, und da der Hofſchranze dringend verlangte nach der Reſidenz zurückzukehren, gab ihm der Prinz einen Brief mit, in welchem er den Commandanten einer Feſtung erſuchte den Verräther in Ketten nach der Hauptſtadt zu ſenden. Der Verſchnittene war auf dieſes nicht gefaßt. Er ging daher, erfüllt von ſeiner hohen Beſtimmung, nach der angedeuteten Stadt und wurde dort freundlich empfangen; bald darauf aber legte man ihn in Feſſeln, und er wurde als ein Staatsverbrecher zu Peking hingerichtet. Jeſien war über dieſes Verfahren ſo entrüſtet, daß er ſogleich den Krieg ankündigte. Da aber beide Parteien erſchöpft waren und Niemand Blut vergießen wollte, ſo ſchickte man ſich gegenſeitige Geſandtſchaften und ließ es bei Unterhandlungen über die Rückkehr des Jingtſong bewenden.

Kingtai hatte bisher den hohen Rath walten laſſen; er glaubte ſich aber endlich berechtigt, ſeine Klagen über die wankende Politik des Miniſteriums öffentlich auszuſprechen. Dadurch wurden die Staatsmänner äußerſt beleidigt; um ihn bitter zu kränken, verordneten ſie daß, ſobald Jingtſong aus der Tatarei zurückgekehrt ſey, er auch wieder nach wie vor regieren ſolle.

In Folge dieſes Ausſpruches verfügten ſich zwei gewandte Officiere nach dem Lager der Tataren. Dort fanden ſie den Kaiſer in einem Filzzelte und in ſo trauriger Lage, daß ſie bittere Thränen weinten und in ihrem Vorhaben, ihn aus der Verlegenheit zu retten, noch mehr beſtärkt wurden. Der Muth des Gefangenen war auch ſchon geſunken; vergeblich hatte er gehofft; Verſpre-

chungen ſowohl als Wünſche blieben alle unerfüllt. Aber Jeſien zeigte ſich nun viel williger ſeinen Gefangenen freizulaſſen, und unterhandelte auf welche Weiſe er empfangen und abgeholt werden ſollte. Darüber waren die Meinungen ſehr verſchieden. Endlich wurde einer der chineſiſchen Miniſter ſelbſt nach der Steppe geſchickt, um dieſes wichtige Geſchäft zu verhandeln. Dieſer war ein beredter Mann, ſprach ganz nach dem Herzen des Chan — denn er kannte ſeine Schwachheiten — und bewirkte die augenblickliche Befreiung des Jingtſong. Nachdem man prächtige Gaſtmahle bei ſeinem Abſchiede angeſtellt, begleiteten den Kaiſer 500 mongoliſche Reiter bis an die Gränzen, und der Freund des Chan, der ihm immer treu geblieben, nahm rührenden Abſchied. Allein beim Eintritt in ſein eigenes Land war Jingtſong erſtaunt, überall bei den Mandarinen große Lauheit zu verſpüren. Obgleich das Volk bei der Ankunft des lange vermißten Monarchen jubelte, war die Regierung äußerſt gleichgültig, und handelte als ob der Kaiſer noch Tauſende von Meilen entfernt wäre. Ehe das Departement die Ceremonien noch feſtgeſetzt hatte wie er empfangen werden ſollte, war der Monarch ſchon an den Thoren der Hauptſtadt. Dort verbat er ſich alle Ehrenbezeugungen und verſicherte dem ganzen Haufen von Hofſchranzen, daß er unwürdig ſey den durch ihn entehrten Thron wieder zu beſteigen. In dieſer Demuth beharrte er; und als er ſeinen Bruder ſah und die erſten Augenblicke der Entzückung des Wiederſehens vorbei waren, machte er dieſelbe Erklärung. So lebte er nun ruhig und zufrieden in einem abgelegenen Palaſte und bekümmerte ſich nicht weiter um Staatsſachen.

Kingtai war nun ernſtlich darauf bedacht ſeinen Sohn zum Kronprinzen zu erklären; er bedauerte ſehr, daß weder der Hof noch das Volk dazu ihre Einſtimmung geben wollten. Einige der Großen behandelte der Kaiſer mit ſtörriſcher Härte, was eine Verbindung zu ſeiner Entthronung ihrerſeits bewirkte. Nachdem ſie den Willen der Kaiſerin-Mutter zur Wiedereinſetzung des Jingtſong ſich verſchafft, gingen ſie um Mitternacht nach ſeinem Schloſſe und kündigten ihm den Befehl zu ſeiner Erhebung an. Jingtſong war ſehr gerührt, und verſicherte, daß er einem ſolchen Aufrufe folgen müſſe. Mit einer Anzahl von Garden eilte man nun nach dem Palaſte, wo Kingtai in tiefem Schlafe be-

graben lag, denn er war ſchon eine geranme Zeit krank geweſen. Da er aber bemerkte, daß die Uebermacht auf der Seite ſeines Bruders ſey, blieb es bei ſeiner Entſchließung, willig abzudanken, und dieſe Umwälzung wurde ganz ohne Blutvergießen zu Stande gebracht.

Tienſchun — die zweite Thronerhebung des Jingtſong.

(1458 — 1465.)

Kingtai, welcher ungeachtet ſeiner großen Beſcheidenheit nach der oberſten Gewalt ſehr begierig war, war ein Mann von ſehr großen Gaben, der aber nie weder Gelegenheit fand noch Luſt hatte davon Proben zu geben. Den Thron, welchen er erſt mit ſolchem Widerwillen beſtiegen, wollte er durchaus nicht aufgeben; da der Ausſpruch ſeiner Mutter ſehr dagegen war, ſo grämte er ſich zu Tode und verließ nie das Bett, auf welches ihn eine geringe Unpäßlichkeit geworfen.

So war denn nun aller Anſtoß aus dem Wege geräumt, und das ganze Reich huldigte dem Jingtſong ohne den geringſten Widerſpruch. Aber der ſchwer geprüfte Kaiſer war ein ſehr ſchwacher Monarch, welcher ſich ohne genaue Prüfung ganz den Cabalen hingab. Noch an demſelben Tage wo er wieder frei athmete, und die Mandarinen in ehrfurchtsvoller Stellung um ſich her ſtehen ſah, ließ er ſich verleiten den verdienſtvollſten Mann, General Jukien, welcher eigenhändig das Reich während der trübſten und unglücklichſten Zeit vertheidigte, zum Tode zu verurtheilen. Als ſeine Mutter dieß erfuhr, machte ſie dem Sohne die bitterſten Vorwürfe; allein das Urtheil war ſchon in Ausführung gebracht, die Güter eingezogen und das Haupt des Unſchuldigen und Verdienſtvollen durch das Beil des Henkers gefallen. Zu ſpät bereute der Monarch ſeinen Freunden Gehör gegeben zu haben. Mit dieſem Manne wurden auch einige Verſchnittene hingerichtet, welche die Partei für die Ernennung eines Sohnes des Kingtai als Thronerben ergriffen.

Während der achtjährigen Regierung des Jingtſong fiel wenig Bedeutendes vor. Er ſelbſt liebte Stille und Eingezogenheit und konnte nie vergeſſen, daß er einmal ein Gefangener geweſen ſey. Die Miniſter regierten, und der Kaiſer hatte

die Ehre, ſich alle vortrefflichen Verfügungen als ſeine eigenen zu- zueignen.

Seine Freunde, welche ihm zum Thron verholfen, waren ſehr ernſtlich bedacht ſich höhere Würden anzumaßen; ein General ging ſelbſt ſo weit, ſich durch einen Wahrſager bereden zu laſſen, daß er zum Kaiſer beſtimmt ſey. In Verbindung mit ſeinem Sohn und einigen Creaturen ſuchte er nun ſich einen Anhang zu verſchaffen. Dieſe Verſchwörung wurde jedoch bei Zeiten entdeckt, und der Günſtling hatte ſein Verbrechen ſchwer zu büßen. Dieß ſchreckte jedoch durchaus nicht einen Verſchnittenen ab, dieſelben ehrgeizigen Abſichten zu hegen. Auch ihm hatte ein Wahrſager vorhergeſagt, daß ſeine Familie einſt den Thron beſteigen werde; da man ihm ſelbſt weis machte, daß früher das Haus eines Eunuchen das Scepter geführt, wurde er noch mehr in ſeinem Vorhaben geſtärkt. Um allem das Anſehen der Geſetzlichkeit zu geben, waren dieſe Hofſchranzen übereingekommen, daß man Jingtſong wegen ſeiner Unfähigkeit wieder abſetzen und ſeinen unmündigen Sohn zum Nachfolger erklären ſollte. Während der Regentſchaft glaubten ſie dann Gelegenheit zu haben ſich alles Anſehen zu verſchaffen. Der Plan war gut, allein die Ausführung mißglückte. Ein alter General, welcher im Palaſt commandirte, witterte ein großes Uebel und hatte daher die Wachen verdoppelt. Als nun die Rädelsführer mit ihrem Anhange den Thoren nahten, wurden ſie tapfer empfangen, und ſelbſt als ſie dieſe in Brand ſteckten, konnte noch nichts gegen die Perſon des Kaiſers unternommen werden. Sie wurden bald ſehr eingeengt und ſanken endlich unter der ſie angreifenden Macht. Dadurch verlor ſich die Begierde, ſich des Thrones zu bemächtigen.

Jingtſong war ſehr wenig durch dieſe Unfälle gerührt. Er ging ſeinen gewöhnlichen Weg, ohne je das Spiel der Leidenſchaften zu ſeyn. Dieſelbe Unerſchrockenheit oder lieber Gleichgültigkeit, welche ihm früher die Bewunderung der Mongolen auf dem Schlachtfelde zugezogen, nahm man auch nun in ſeinem ganzen Betragen wahr. Nur in der Todesſtunde zeigte er Rührung, Muth und Beſonnenheit. Er machte alle Anordnungen zur Wegräumung des Erbfolge-Streites mit ziemlicher Weisheit, beſtimmte ſelbſt die Zeit der Heirath des Kronprinzen, that ſei-

nen Willen in Betreff der Königin und der übrigen Prinzeſſinnen kund, und nachdem er den Wunſch ausgedrückt, daß Niemand ſeinethalben nach ſeinem Tode auf ſeinem Grabe hingerichtet werden ſollte, verließ ſein Geiſt ruhig dieſe Welt (1465). — In ihm erblickte man deutlich die Erſchlaffung des Geiſtes des Hongwu und die Ausartung des Ming-Geſchlechtes. Gewöhnlich betrachtete man ihn als einen ſehr gutherzigen Menſchen, und ſein Betragen gegen den einzigen noch lebenden Sohn des Kienwen war gewiß ſehr edel. Die Verfaſſung des Landes war während ſeiner Regierung in ſo guten Gang gebracht worden, daß man maſchinenmäßig fortgehen konnte, ohne die geringſte Schwierigkeit zu finden.

Tſchinghoa, M. N. Hientſong.

(1466 — 1488.)

Sobald Jingtſong die Augen zugedrückt, ließ es ſich Tſchinghoa angelegen ſeyn ſeine Befehle zu erfüllen. Man hatte anfangs erwartet, daß die Trauer des den Vater herzlich ehrenden Sohnes von längerer Dauer ſeyn werde; allein dieſer ließ ſich während dieſer Zeit in eine Liebſchaft ein, und kaum war die Zeit, welche der Kaiſer für ſeine Heirath beſtimmt, verfloſſen, als er auch ſchon das theure Mädchen als ſeine Gattin zur Kaiſerin erklärte. Gegen dieſe Maßregel erhoben ſich die vorzüglichſten Großen, und ſo wurde der Fürſt genöthigt die vom Vater beſtimmte Dame zur Herrſcherin auszurufen. Damit man ihn aber nicht des Ungehorſams zeihe, und um ſeine Neigung für die ſelbſt erwählte Gattin zu beſchönigen, wälzte er die Schuld auf einen Eunuchen, der ſein Gehülfe bei dieſem Umgange geweſen war, und behielt das treue Weib im Palaſt.

Nachdem der Parteihaß gegen den verdienſtvollen General Jukien nun ſchon längſt verſchwunden, betrachtete es Tſchinghoa als eine heilige Pflicht ihm wieder zu allen Ehrenſtellen zu verhelfen; der Todte wurde nun im Hades nach dem ausdrücklichen Befehl des Monarchen canoniſirt und bleibend zum General ernannt, während ſeine noch lebende Familie ſehr große Beweiſe der Huld des Tſchinghoa erhielt.

Kongfutſe wurde endlich zum Kaiſer gemacht, und man befahl, daß ſeinem Bilde dieſelbe Ehre bewieſen werden ſollte,

als ob der Monarch ſelbſt zugegen wäre. Wenn ein Officier vor der Halle des Weiſen entweder im Tragſtuhle oder zu Pferde vorüberkam, mußte er abſteigen und zu Fuße gehen. Dieß zeigte die große Achtung, die man gegen den Philoſophen der Vorzeit hegte; aber dennoch machten die Cenſoren dem Kaiſer den Vorwurf, daß er den Ketzereien und Ketzern zu große Vorrechte erlaubte, und dadurch ein Erdbeben, welches großen Schaden that, herbeigeführt habe. Der junge Prinz war über dieſen Tadel tief betroffen; er gebot daher den Richtern den Cenſor zu verurtheilen. Dieſe Behörde aber erkannte ihn als unſchuldig, und ſo ſollte ihn ein Verſchnittener zum Tode verdammen. Allein der Höfling war zu ehrlich um eine ſolche ungerechte Sache zu unternehmen, und erklärte ſeinem Gönner, daß er unter keinen Umſtänden je eine ſo ungerechte That verrichten werde. Nie hatte der Kaiſer geglaubt, daß ein Verſchnittener, mit dem er überdieß in vertrautem Umgange lebte, eine ſolche Dreiſtigkeit zeigen werde. Er wollte ihn daher mit Drohungen zu dieſem Schritt bewegen, fand aber nichts als hartnäckigen Widerſtand, und mußte ihn endlich mit dem Tadler, deſſen Sache er verfochten, frei ſetzen.

Obgleich die Regierung des Landes in dem alten Geleiſe fortgeführt wurde, konnte Tſchinghoa dennoch nicht umhin zu bemerken, daß ſehr viele Große ihm abgeneigt ſeyen und ihr Mögliches thaten, um ihm heimlich Schaden zuzufügen. Da fiel er auf denſelben Gedanken, den ſein Vorfahre Jonglo ſchon in Ausführung gebracht, und ließ eine Inquiſition errichten. Damit es nicht an Ränken und Chicanen fehlte, wurde ein Verſchnittener zum Präſidenten dieſes Gerichts gemacht; dieſer, um ſicher zu gehen, zog verſchiedene Prieſter, welche die Zauberei verſtanden, an ſich, um durch ihre Künſte ihm die Schuldigen bekannt zu machen. Dieſe Behörden hatten die unumſchränkteſte Gewalt; ſie konnten alle Provinzen durchziehen, und ohne weitere Umſtände Perſonen, welche ſie im Verdacht hielten, zum Tode verurtheilen. Ihren geheimen Nachſpürungen durfte Niemand entgegenſtreben, und wehe dem Staatsdiener, welcher ſich die Mitglieder zu Feinden machte. Unſchuld half natürlich nichts; aber Geld vermochte ſehr viel, ſo daß Reichthum den höchſten Werth hatte; allein der Beſitzer war immer in Gefahr, jeden Augenblick

als Verräther ins Gefängniß geworfen zu werden. Man zitterte daher im ganzen Reiche — und in der That war dieß ein Schreckensregiment, ſo daß ſich Niemand mehr ſicher glaubte. Das Elend wurde endlich ſo groß, daß ein Cenſor, nach vielen vergeblichen Verſuchen ſeiner Genoſſen, es endlich wagte eine treue Darſtellung aller der gräßlichen Schandthaten zu lieſern, welche der Verſchnittene im Namen des Kaiſers begangen. Sehr ungern gab Tſchinghoa dieſer Anklage Gehör; allein das Land war ſchon voll des Geſchreies, und der Hof verabſcheute den argliſtigen Böſewicht. So wurde dieſer ganze geheime Rath dem Urtheil des Gerichts übergeben, und Niemand entkam der reichlich verdienten Todesſtrafe.

Während dieſer Regierung entſpann ſich ein Krieg mit einem Stamme, welcher an den Quellen des gelben Fluſſes in Tſinghai lebte. Der Kaiſer wollte dem Ungehorſam des Völkchens durch einen verheerenden Krieg wehren, und ließ daher eine ziemliche Macht ins Land rücken. Dieſe Truppen wurden aber in den engen Thälern dieſes Alpenlandes eingeengt und mehreremal aufs Haupt geſchlagen. Große Verſtärkungen waren daher nöthig, um den Feldzug rühmlich zu beendigen; das chineſiſche Heer, des Kampfes müde, beſtach die Soldaten des Rebellen, ſo daß ſie in großen Haufen herüberkamen und die geheimen Bewegungen ihres Herrn dem Feinde verriethen. Der Fürſt ſah ſich daher genöthigt ſich in ſeine Reſidenz, eine Bergveſte, zurückzuziehen, und dort ruhig den Feind in einer unzugänglichen Stellung zu erwarten. Da er ſehr bedeutende Vorräthe hatte, und überdieß eine wackere Garniſon ihm zur Seite ſtand, hoffte er ſich Jahre lang zu halten, und endlich den Feind zu ermüden. Allein Verrätherei hatte auch dieſe Stadt erreicht; die Soldaten liefen in Haufen weg, und die Feſtung wurde bald den Chineſen in die Hände geſpielt. Der Held flüchtete ſich nun in eine Höhle, vor welcher man ein großes Feuer anzündete und ſo den Flüchtling nöthigte ſich auf Gnade und Ungnade dem Feinde zu ergeben. Er wurde ſogleich im Triumph nach Peking geſandt, wo er ſehr wahrſcheinlich den Lohn ſeiner Abtrünnigkeit empfing.

Im jetzigen Hamil oder Hami, welches ein Lehen der Ming war, fanden auch ſehr viele Streitigkeiten ſtatt, und hätte Tſchinghoa einen kriegeriſchen Geiſt gehabt, ſo würde er tief in die

Steppe gezogen ſeyn, um die Herrſchaft der Chineſen noch vollkommener zu begründen; glücklicherweiſe aber wollte der Monarch lieber im Palaſte ſchwelgen, als ſich den großen Gefahren und der rauhen Witterung jener Gegenden ausſetzen. Die Tataren konnten daher mit einander Streit führen ſoviel ſie wollten, und nachher ſich ruhig verhalten, ſobald ſie des Zankens müde waren.

Der erſchlaffte Geiſt des Volkes ließ dieſe Regierung ohne große Begebenheiten dahin ſchleichen. Der Prinz ſelbſt liebte Ruhe und Vergnügen. Um die Gelehrten zu beſchäftigen und ſie von Staatsſachen abzuziehen, ließ er ſie viele Bücher zuſammentragen, und aus allen den alten Schriften der Vorzeit ſehr zahlreiche Sammlungen machen, welche man bis zu dieſem Augenblick aufbewahrt hat. Tſchinghoa erreichte kein hohes Alter; er ſtarb nach einer 22jährigen Regierung, aus Gram über den Verluſt ſeiner Gattin, welche er durchaus nicht überleben wollte.

Die Geſtaltung der Dinge in Europa während dieſer Zeit war außerordentlicher Art. Es ſchien, als ob der ganze Weſten in Geburtsſchmerzen ſey, ſo daß die ſtattfindenden Vorbereitungen auf einen hohen Ausgang deuteten; der ſo lange gefeſſelte Geiſt ſchien endlich die Ketten der Finſterniß zerſprengen zu wollen. Der Herr der Welt gab hiezu auch die Mittel an die Hand, unter welchen die Erfindung der Buchdruckerkunſt den Vorrang erhält. Wie man ſo lange eine ſolche Hülfe zur Veredlung des menſchlichen Geiſtes unbeachtet habe laſſen können, iſt ganz unerklärlich. Gebrauchten die älteſten Völker doch Siegel und fielen dennoch nie auf den Gedanken, daß man ſtatt eines einzigen Buchſtabens wohl auch zehn oder mehr auf dieſelbe Weiſe abdrucken könne. Selbſt die ſchlauen Griechen konnten einen ſo einfachen Proceß nicht zur Vervielfältigung ihrer Schriften anwenden. Sobald es aber dem allweiſen Gott gefiel, ſiehe! da wurde die Welt durch ſolch einfaches Verfahren für immer von dem eindrigenden Barbarismus gerettet.

Aber es ſchien, als ob der Oſten von der Macht der Barbaren zertreten werden, und das Licht nach dem fernen Weſten vordringen ſollte. Die mohammedaniſche Macht, die das byzantiniſche Reich ſich unterwarf, und den letzten Zufluchtsort der Chriſtenheit, Konſtantinopel, einnahm, wurde auf der ſpaniſchen

Halbinſel immer mehr und mehr beengt, und endlich auch aus Granada vertrieben. So wunderbar iſt die Hand des waltenden Gottes. Hätte Menſchenweisheit es geboten, ſo würde die Rettung des tief geſunkenen menſchlichen Geiſtes von Italien hergekommen ſeyn, denn dort blühten Künſte und Wiſſenſchaften; allein der Herrſcher des Weltalls gebot, daß im rauhen Deutſchland jene Wohlthat des menſchlichen Geſchlechts hervorſprießen ſollte. China blieb nach wie vor unberührt, erſtarrt in alten Formen und Gewohnheiten, ohne das geringſte Zeichen der regen Kraft des geiſtigen Lebens.

Hongtſchi, W. N. Hiaotſong.

(1488 — 1506.)

Dieſer neue Monarch glaubte ſeiner Regierung einen großen Namen zu machen, und verurtheilte daher die von dem Cenſor angeklagten Prieſter, welchen er die Schuld des Erdbebens aufgebürdet. Deſſenungeachtet war der Jüngling dem Aberglauben der Bonzen ergeben, ſo daß ihm die Räthe oft ſehr derbe Vorſtellungen zu machen hatten, damit er den Himmel ehren und den Götzen nicht ſo große Ehre beweiſen möge. Hongtſchi jedoch kehrte ſich ſehr wenig daran; denn die Lehren des Kongfutſe gaben dem unſterblichen Geiſt durchaus keine Befriedigung, und daher mußte er ſich mit Narren beſchäftigen, die wenigſtens ein Jenſeits anerkannten. Der Kaiſer, anſtatt ſich um Staatsgeſchäfte zu bekümmern, hatte mit den Prieſtern lange Unterredungen, die ihm ſehr viel von Unſterblichkeit und Ewigkeit vorſchwatzten, jedoch ſich ſelbſt nicht am Leben behalten konnten. Die Anhänger des Kongfutſe kamen dann mit herben Verweiſen dazwiſchen und verleiteten dem Kaiſer den Genuß. Allein er war einmal von ſchwärmeriſcher Geſinnung und kümmerte ſich daher wenig um die Gegenvorſtellungen, wenn er nur ſeinem Hange nachgehen konnte. Als aber zwei große Sternſchnuppen in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt niederfielen, gerieth der ganze Hof in Entſetzen; da konnte der Kaiſer doch nicht umhin öffentlich die Frage vorzulegen, was an ſeinem Betragen Anſtößliches ſey um ein ſolches Vorzeichen nöthig zu machen. Da erſchien eine ſehr ſcharf tadelnde Vorſtellung, welche das Unglück des Landes in den Miniſtern ſuchte. Während nämlich die verdienſt-

vollſten Männer entweder in ſehr geringem Stande lebten, oder gar keine Aemter bekleideten, waren die Günſtlinge ohne Verſtand und Willenskraft am Ruder. Hongtſchi las dieß Papier, hielt es für ſehr gut, und machte einige Veränderungen in der Verwaltung, um das Volk durch ſeine Aufrichtigkeit zu befriedigen.

Ein Denkmal ſeines Aberglaubens wurde vor den Thoren der Hauptſtadt errichtet. Man hatte ihn nämlich zu überführen geſucht daß ein hohes Alter nur durch den Bau einer Pagode verſichert werden könnte; daher baute er einen Thurm dieſer Art zur großen Freude der Bonzen. Aber da wurden die Cenſoren aufs äußerſte empört, und nun ſchonten ſie nicht länger ihren Herrn. Einer derſelben bemerkte daß ein Gebäude der Art nie etwas zur Verlängerung unſerer Tage beitragen könne, daß aber das Geld, welches der Kaiſer darauf verwendete, den armen Einwohnern abgepreßt werden müßte, und daher ſehr großen Schaden verurſache, ja ſelbſt den Armen durch Vergrößerung ihrer Noth das Leben raube. Allein Hongtſchi ließ ſich durchaus nicht irre machen und zeigte dieſelbe Anhänglichkeit an den buddhiſtiſchen Wahn, als er vorher gethan. Sein Gemüth war mit Ideen von Seelenwanderung angefüllt, und er ſah nichts Erfreuliches in dieſem Leben, es ſey denn daß es ſich auf eine glänzende Ewigkeit ſtützte.

Träumend floſſen die Jahre hin; um Regierungsgeſchäfte kümmerte ſich dieſer Monarch ſehr wenig; die Verwaltung war überdieß in einem ſo guten Zuſtande, daß ſie wenig ſeiner Sorgfalt bedurfte. — Der Streit mit Hamil wurde nun ſehr ernſter Art; die chineſiſchen Soldaten erſchienen endlich als Schiedsrichter, ohne jedoch die Schwierigkeiten zu beſeitigen. Hongtſchi war rückſichtlich der Entſcheidung dieſer Sache gleichgültig; er zeigte übrigens auch außerdem daß er alle Einmiſchung in fremde Angelegenheiten verabſcheue.

Es ergab ſich bei einer Zählung des Volkes daß man 14,280,000 Hufen Landes bearbeite, auf welchen 53 Millionen Menſchen lebten, und die Einnahme der Regierung ſich auf 266,900,000 Scheffel Reis belief — ein ſehr bedeutendes Einkommen für den Staat.

Hongtſchi ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, nachdem er ernſtlich die Miniſter ermahnt, ſeinem 15jährigen Sohn bei der

Thronbeſteigung mit Rath und That an die Hand zu gehen, wozu ſich alle ſogleich verſtanden. Als Menſch und Regent war er einer jener gleichgültigen Perſonen, die weder große Thaten verrichten, noch von Leidenſchaften verführt ſich leicht hintergehen laſſen, oder ungezügelt dem Trieb der wüſten Neigungen folgen.

Tſchingta, W. N. Wutſong.
(1506 — 1521.)

Die Schwachheit aſiatiſcher und vorzüglich muhammedaniſcher Höfe zeigt ſich nie ſtärker, als in der Beſtellung von Verſchnittenen. Wie niedrig muß das moraliſche Gefühl der Weiber ſeyn, wenn ihre Wolluſt zu ſtark iſt, um ſich durch ihr eigenes Geſchlecht in Banden halten zu laſſen, oder wenn alles weibliche Ehrgefühl ſo weit erloſchen iſt daß keine Aufſeherin unter den Frauen ſelbſt gefunden werden könnte. Allein der Umſtand ſelbſt, welcher eine immerwährende Wache nöthig macht, ſpricht ſehr gegen das feinere Gefühl der Damen im Palaſt. Allein daß Männer müſſen entnervt werden, um beſtändig im Harem auf das Betragen der Gemahlinnen des Fürſten Acht zu geben, gibt ein elendes Bild von dem Zuſtande der Geſellſchaft, und wie groß auch ein Volk anders ſeyn möge, der Beweis ſeiner Barbarei wird dadurch deutlich an den Tag gelegt. Wenn aber dieſe Verſchnittenen zu Erziehern der Prinzen gemacht werden, mit ihnen den vertrauteſten Umgang pflegen, oder ſelbſt zu Ehrenpoſten erhoben werden, und durch den beſtändigen Umgang mit hohen Perſonen im Stande ſind, was ihnen gefällt ihren Ohren einzuraunen, dann geht die ganze Verwaltung ihrem Verderben entgegen.

Der Knabe Tſchingta war kaum auf den Thron gekommen, als er ſich der Gefährten ſeiner Jugend erinnerte, und es unmöglich fand ohne ſie zu leben, oder etwas zu unternehmen, welches nicht ihre völlige Beiſtimmung hätte. Es waren acht Verſchnittene, die ſich als geheimen Rath ihm empfohlen. Sie hatten ſich feſt verbunden, den Geiſt des jungen Monarchen ſo abzuſtumpfen daß ihnen als ſeinen Stellvertretern die ganze Obermacht anvertraut werde. In dieſem gottloſen Begehren waren ſie auch glücklich, ſo daß der arme Kaiſer nun ganz ihre Puppe war. Der Jüngling war von der Weisheit ſeiner Leiter ſo eingenommen daß er an ſich ſelbſt verzagte und einen unter der

Zahl der Verſchnittenen mit den höchſten Würden bekleidete. Dieſer Hofſchranze iſt unter dem Namen Liéukin in der chineſiſchen Geſchichte verwünſcht.

Während Tſchingta ſich recht glücklich im Kreiſe ſeiner Schmeichler fühlte, erſchien plötzlich ein Komet am Himmel. Bald nachher ſchlug das Ungewitter im innerſten Palaſt ein. Solche Ereigniſſe erregten das Gemüth des Monarchen aufs äußerſte; er berief daher den Rath der Alten, um ſich über die Urſache dieſer Unglücksfälle zu erkundigen. Dieſe Staatsdiener ließen natürlich ſein einſeitiges Betragen und die große Liebe für die Eunuchen als Grund der himmliſchen Strafen gelten und füllten die kaiſerliche Bruſt mit Furcht und Entſetzen. Kaum hatte aber Liéukin von dem derben Verweis gehört, welchen ſein Zögling erhalten, als er plötzlich auf Mittel dachte die freimüthigen Tadler zu verderben. Nicht allein ſie, ſondern ihr ganzer Anhang, mit Einſchluß einiger Prinzen des Geblütes ſollten als warnendes Beiſpiel fallen. An der Spitze des Blutgerichtes ſtand Liéukin; es erforderte ſehr wenig Anſtrengung die betreffenden Perſonen verſchiedener Verbrechen zu überführen. Sie wurden alle ihrer Aemter entſetzt, und waren ſehr froh daß ſie ihr Leben davon trugen. Da der Anſchlag einmal geglückt war, ſo fanden die Hofſchranzen bald wieder neue Gelegenheit die Abſetzungen zu vermehren und ſelbſt einige Mandarine ins Gefängniß zu werfen. So wurde nun großer Schrecken durchs Land erregt, und Jedermann bewies dieſen mächtigen Großen die höchſte Ehrerbietung; nur die Doctoren der Akademie wollten ihre Kniee vor Liéukin nicht beugen, eine Ehre, die ſie nur ihrem Oberherrn und ſeinen Kindern bewieſen. Um jedoch die Stolzen zu demüthigen, verſetzte der ſchlaue Liéukin dieſe gelehrten Herren in andere Stellen, welche ſie verpflichteten ihn in dieſer Stellung täglich anzureden. Unter den Verdächtigen war auch ein ehrenfeſter Staatsdiener, welcher ſchon lange im Gefängniß ſaß, und ſehr fürchtete daß er nicht mit dem Leben davon kommen werde. Er hatte ja den Kaiſer erſucht, die verwegenen Verderber aus ſeiner Nähe zu entfernen, und daher den Liéukin mit unverlöſchlichem Haß erfüllt. Als der Redliche nun troſtlos in ſeinem Kerker ſaß, beſuchte ihn ein talentvoller Freund, welcher ihre gegenſeitige Unterredung ſogleich poetiſch beſchrieb und das Gedicht dem

32 *

mächtigen Verſchnittenen überreichte. Liéukin las es, er ſelbſt hatte Geſchmack und wollte für einen Freund der Muſen gelten. Bei der Durchleſung verſchwanden nun die Runzeln von ſeiner Stirn; er erkundigte ſich näher nach dem Gefangenen, erbat ſich die Freundſchaft des Dichters und ſetzte ſeinen Genoſſen frei, unter der Bedingung daß beide ſich mit ſeinem Anhange verbinden ſollten. Aber härter erging es den übrigen, die keinen ſolchen Fürbitter hatten; ſie wurden alle verurtheilt, und, als letzte Inſtanz knieeten 300 derſelben vor dem Palaſte mit einer Bittſchrift nieder. Ein ſolch kühnes Unternehmen könnte leicht das Auge des jungen Prinzen auf ſich gezogen haben; daher war Liéukin ganz entrüſtet, und wollte nicht länger ſolch unruhige Geiſter leiden. Er ſchloß ſie daher ein und ließ ſie beinahe Hungers ſterben.

Leute ſolcher Art konnten nicht lange friedlich zuſammenleben, und die Eunuchen zerfielen ſehr ſchnell untereinander. Einer derſelben ſollte vom Hofe entfernt werden; denn Liéukin fürchtete ſeine gefährlichen Pläne. Da er dieß aber auf einem rechtlichen Wege nicht bewirken konnte, erlangte er ſeinen Zweck durch Ränke. — Der zu vertreibende Höfling aber wollte ſich dieß nicht gefallen laſſen, daher ergriff er den Liéukin im Zorn und würde ihn wahrſcheinlich erdroſſelt haben, hätten die Beiſtehenden den Wüthenden nicht ſchnell entfernt. Der Kaiſer gab ſich nun ſehr viel Mühe, um beide wieder mit einander zu verſöhnen; da mußten ſie in ſeiner Gegenwart zuſammen eſſen, und ſich die Hand ewiger Bruderſchaft reichen. Der beleidigte Diener vergaß aber die Schmach nie, und arbeitete nun mit ganzer Kraft an dem Untergang ſeines Genoſſen.

Um ſich ſehr verdienſtlich zu machen, hatte Liéukin Aſtrologen und Wahrſager nach der Hauptſtadt berufen, die ihm die Zukunft ſchnell und richtig auslegen ſollten. Seine Nachforſchungen beſchränkten ſich vorzüglich auf ſeine Neffen, denn er hoffte noch einſt einen derſelben auf dem Thron zu ſehen. Die Gaukler, welche dieſes ſchon erriethen, gaben ihm daher die dunkle Hoffnung daß ſolches Loos durch die Sterne angedeutet ſey, und erhielten für dieſen Dienſt eine Stelle beim aſtronomiſchen Tribunal. Die ſchlechte Regierung der Günſtlinge hatte bedeutende Unruhen im Lande zur Folge, und der Feind des Liéukin, den er vorher vom

Hofe entfernen wollte, wurde mit dem Auftrage nach der Provinz geſandt, ſich dort nach der Urſache der Empörung zu erkundigen. Hier ſammelte er daher eine große Menge von Anklagen, und nachdem er Beweiſe von der Abgefeimtheit des Liéukin erhalten, eilte er nach der Reſidenz zurück. Es war aber ſchon Nacht, als er den Palaſt erreichte, wo der ſchwache Kaiſer zu ſeinem Empfang ſchon am Thore wartete. Niemand war zugegen; während einer Unterredung von drei Stunden ſchwärzte er den Charakter des Liéukin dergeſtalt an daß er feſt glaubte, der Günſtling würde am nächſten Morgen geſtürzt werden. Darin aber täuſchte er ſich; denn ſich wegwendend, verbot ihm der Monarch etwas zum Nachtheil ſeines Lieblings zu ſprechen. Darauf kehrte ſich der Verſchnittene wehmüthig zum Kaiſer und rief mit weinender Stimme aus: ich ſehe Ew. Majeſtät zum letztenmale; denn jener iſt ein Verräther, welcher nach der Krone ſtrebt. Dieß Wort drang dem Jüngling tief in die Seele; ſchnell erſuchte er den Liéukin zu ihm zukommen, und verſtärkte, ungeachtet der äußerſten Verehrung, ſeine Wache. Am folgenden Morgen ließ er ſein Schloß durchſuchen. Dort aber fand man eine ziemliche Anzahl von Waffen, und die ungeheure, unglaubliche Summe von 250 Millionen Unzen Silber, 240,000 Stück Geldes und andere Kleinodien von hohem Werth. — Eine ſolche Beute, die wir indeß von dem Geſchichtſchreiber ſehr vergrößert glauben, hatte dieſer Mann während einer ſo kurzen Verwaltung gemacht. Er wurde nun ſehr bald vor ſeine Richter gebracht, ſpottete aber ihrer als ſeiner eigenen Creaturen, die ihn, ihren Herrn und Gönner, wohl nicht des Hochverraths überzeugen könnten. Da fing ſelbſt der Kaiſer zu fürchten an, und man glaubte daß ſeine treu ergebenen Trabanten ihn vielleicht noch aus dem Gefängniß befreien würden. — Der Befehl zu ſeiner Enthauptung wurde daher augenblicklich ausgefertigt, ehe das Gerücht ſeiner Verhaftung noch allgemein bekannt geworden war.

Die Verwaltung der Verſchnittenen iſt immer gehäſſig; daher entſtanden ſehr bald Empörungen in verſchiedenen Theilen des Reiches, welche dem Throne ſehr gefährlich wurden. In den Ebenen der Provinz Tſchili, wo der Kaiſer ſeinen Hof hielt, war der Pöbel von der Schwäche der Regierung durch wiederholte Aufſtände ſo überzeugt daß ſich zahlreiche Rotten ſtattliche

Pferde verſchafften, und mit dieſen das Land als Ritter der guten Sache, zur Vertreibung der Verſchnittenen, durchzogen. Oeffneten die Städte ihnen die Thore, ſo kamen die Bürger mit einer Geldbuße davon; denjenigen Mandarinen, welche ſich ihrem Troſſe beigeſellten, wurde das Leben geſchenkt. Zeigten die Einwohner und Obrigkeiten aber den geringſten Widerſtand, ſo verfuhr man auf die ſcheußlichſte Weiſe, mordete, raubte und brannte nach Herzensluſt, die fruchtbarſten Gegenden in Einöden verwandelnd. Daher ging Schrecken und Beſtürzung vor der Heeresmacht dieſer Wüthriche her; der Kaiſer ſelbſt fand ſich in ſeinem Palaſte nicht länger ſicher. Da wurde denn endlich eine Armee zuſammengerafft, und ein ſtolzer General lieferte dem Rädelsführer eine Schlacht. Die Kaiſerlichen wurden in dieſem Treffen gänzlich geſchlagen; denn der übermüthige, den Feind verachtende Feldherr hatte keine angemeſſenen Maßregeln genommen. Um die Hauptſtadt aus den Händen der verwegenen Räuber zu retten, war man genöthigt eine Armee von Liaotong herbeizurufen. Die Truppen dieſer Gegend ſind immer für die tapferſten von ganz China gehalten worden. Da aber die Landſtreicher für ihr Beſtehen fochten, waren die Schlachten ſehr blutig, bis ſie endlich aus allen ihren Wohnſitzen vertrieben, von Provinz zu Provinz herumirrend, ſich der Boote auf dem Jangtſe bemächtigten und Seeräuber wurden. Hier thaten ſie dem Handel ſehr großen Schaden, und in ſehr kurzer Zeit ſah man den prächtigen Strom, welcher immer von Fahrzeugen wimmelt, ganz verlaſſen von Schiffen und Junken; Mangel und Elend nöthigten endlich die Freibeuter ſich an einem Ort zur Berathſchlagung über ihre künftigen Unternehmungen zu verſammeln. Da entſtand an der Mündung des großen Fluſſes wo ſie zuſammengekommen waren, ein fürchterlicher Sturm, der die meiſten nöthigte ans Land zu gehen. Dort wurden ſie von den Soldaten, die ihrer am Ufer warteten, erſchlagen, während der größte Theil ihrer Flotte, entweder von Stürmen ins große Meer getrieben, unterging, oder auf den Sandbänken ſcheiterte. Dieß war das Ende dieſer ausgebreiteten Räuberbande, welche ſo viele Jahre lang die Geißel der Provinzen geweſen.

Ein Prinz des Geblüts, der ein Ländchen in Schenſi hatte, wurde durch einen Gelehrten aufgefordert, den Umtrieben der

Verſchnittenen zu ſteuern, und ſich durch ſeine Vaterlandsliebe einen bleibenden Namen zu erwerben. Durch die Beiſpiele der Alten dazu aufgefordert, warb der Fürſt eine Menge Streiter, mit welchen er in kurzer Zeit ſehr große Landſtrecken ſeiner Botmäßigkeit unterwarf. Er erſchien als Befreier des Vaterlandes von einem ſehr drückenden und ſchändlichen Joch, und wurde daher von vielen Behörden aufs freundlichſte empfangen. Als der Kaiſer von den Fortſchritten ſeines Verwandten hörte, erbleichte er und gab ſchon alles für verloren. Verſchiedene Regimenter, welche man gegen den Empörer geſchickt, waren ſchon zu ihm übergegangen; aber noch beſtand ein kleines Heer unter einem General, welcher ſchon früh die Aufforderung von dem Fürſten erhalten ſich unter ſeine Fahnen zu ſtellen. Er näherte ſich daher dem Rebellen; der Fürſt, welcher glaubte daß der Heerführer gekommen um ihm zu huldigen, konnte nicht die Zeit einer perſönlichen Unterredung ruhig in ſeinem Lager abwarten, ſondern beſtieg ſein Roß, und begab ſich mit einen ſehr kleinen Gefolge zu jenem Feldherrn. Dieſer empfing den Gebieter mit der größten Ehrerbietung, gab aber zugleich Befehl ihn zu umringen; ſo fiel er mit ſeinen Getreuen, tapfer für ſein Leben fechtend. Nur eine ſehr geringe Anzahl der Empörer wurde gefangen genommen, um zu Peking, im Angeſichte des Hofes, geviertheilt zu werden.

In Sſetſchuen warfen ſich drei Häupter zugleich auf, um das Land, wie ſie vorgaben, von den Verſchnittenen zu reinigen. Der Kampf mit ihren Schaaren war äußerſt blutig, und die Rebellen behaupteten ſich trotz der Uebermacht. Selbſt als ſchon einmal die Kaiſerlichen eine Schlacht gewonnen und das Weib des Rädelsführers gefangen genommen, ermannte ſich dieſer wieder, fiel wie ein Tiger über die Feinde her, und ruhte nicht eher bis er den Nachtrab zerſtreut und ſeine geliebte Gattin ihren Händen entriſſen hatte. Nachdem der Staat ſich jedoch erholt, und eine ſtärkere Armee in dieſe Provinz geſandt werden konnte, ging ein ſehr entſchloſſener General dorthin, um den Frieden wieder herzuſtellen. Anſtatt aber ſich mit den Rebellen herumzuſchlagen, beſtach er die Häupter, welche ihren Anführer in ſeine Hände lieferten; in weniger als einem Monat huldigte das ganze Land dem chineſiſchen Kaiſer.

Die Streitigkeiten mit Hamil dauerten während dieſer Regierung fort, und die Chineſen konnten nicht umhin ſich darein zu miſchen. Dieß war Urſache zu großen Ausgaben und ſchmerzlichen Erniederungen.

Allein viel wichtiger war die Unzufriedenheit eines der kaiſerlichen Verwandten, welcher mit ziemlicher Macht bekleidet einen großen Anhang in Kiangſi hatte. Dort lebte er wie ein unabhängiger Herzog und kümmerte ſich ſehr wenig um kaiſerliches Anſehen. Als dieſe Nachricht dem Monarchen hinterbracht wurde, beſchloß er hinterliſtig zu Werke zu gehen, um den Fürſten dergeſtalt in ſeine Gewalt zu bekommen. Er gebot daher den hohen Behörden jener Provinz ihm an ſeinem Geburtstage Glück zu wünſchen, und nachdem die ganze Schaar im Palaſte verſammelt wäre, ihn ſogleich gefangen zu nehmen. Der Abgeordnete, welcher mit der Ausführung des Befehls beauftragt war, veranſtaltete deßhalb eine prächtige Verſammlung; allein der Fürſt ahnte Verrath, und beſetzte daher das Gebäude mit ſeinen Trabanten. — Nun ſchritt der Gouverneur, welcher nichts Arges vermuthete, ſtolz einher, um dem Fürſten Glück zu wünſchen. Dieſer, ohne ſeine Worte anzuhören, fragte ihn, ob er ſeinem Anhang kraft eines Befehls der Kaiſerin-Mutter folgen und den Monarchen entthronen wolle. Der Statthalter beſtürzt über eine ſolche Aufforderung, drückte ſeinen Wunſch aus dieſes Edict zu ſehen. Dieſe Bitte wurde ihm nicht gewährt; da ſagte er, da es nicht am Himmel zwei Sonnen gibt, kann ich nicht zweien Herren dienen. Seinem Entſchluſſe ſtimmten alle die Uebrigen bei; der Richter tadelte den anmaßenden Fürſten, in Gegenwart aller Großen, in den bitterſten Vorwürfen. Beide wurden hingerichtet, und das Volk ſchluchzte laut über den Tod ſolcher getreuen Diener. — Bald erfuhr auch der Kaiſer daß am Hofe verſchiedene Große ſich mit dem Prinzen verbunden hätten, und unter dieſen ſelbſt die von ihm ſo geliebten und hochgeehrten Verſchnittenen. Nachdem der ganze Anhang in Verhaft genommen, wurden ihre Güter eingezogen und einige ins Gefängniß geworfen, andere verbannt; nur ein einziger konnte ſich von der Strafe loskaufen.

Unterdeſſen rückten die kaiſerlichen Heere an, um den Fürſten zu vertreiben. Er dagegen nahm eine Stadt mit Sturm ein,

wurde aber, als er ſchon innerhalb der Mauern war, von den Einwohnern ſo heftig angefallen daß nur ſehr wenige ſeiner Truppen mit dem Leben davon kamen. Nun ſollte ſein Loos auf dem Pojang-See entſchieden werden. Dort eilte die Flotte ihm entgegen; der Prinz, einen kühnen Angriff machend, wurde von allen Seiten plötzlich überfallen. Seine Weiber, welche ihren Untergang vor ſich ſahen, warfen ſich verzweiflungsvoll ins Waſſer und ertranken, während der Fürſt ſelbſt lebendig gefangen genommen mit vielen ſeiner Anhänger in der Reſidenz den Tod erlitt. So war denn auch wieder dieſem Aufruhr glücklich ein Ende gemacht.

Der Kaiſer, welcher genugſam die Treuloſigkeit der Verſchnittenen eingeſehen, wünſchte nun einen andern Günſtling um ſich zu haben, denn ohne einen ſolchen konnte er nicht leben; er wählte zu dieſem Zweck einen geringen Officier, Kiangping. Dieſer wurde zum großen Aerger des Hofes ſehr bald zu hohen Ehrenſtellen erhoben und mit wichtigen Aufträgen beehrt. Der Kaiſer war träger Natur, und ließ ſich Regierungsſachen ſehr wenig angelegen ſeyn; Kiangping aber wollte ſeinem Geiſt eine regere Richtung geben; er ſchlug daher vor, mit ihm eine Reiſe in die Tatarei zu machen. Sobald die Höflinge davon hörten, wurden ſie alle mit Schrecken erfüllt, denn ſie erinnerten ſich noch des Zuges des Jingtſong und klagten Kiangping als einen Verräther an. Dieſer kümmerte ſich aber ſehr wenig um die Hofſchranzen, und ſo ging die Reiſe ruhig ihren Gang. Als Tſchingti nun endlich die Steppe erreicht und die große Mauer paſſirt, gab er ſich gänzlich den Freuden der Jagd hin; er lebte recht fröhlich unter einem Zelte, die verweichlichende Wolluſt des Harems ganz vergeſſend. Schnell aber verſammelten die Mongolen ihre Reiterei, um den Kaiſer aufzufangen; da mußte dieſer ſich ſchon zur Flucht bequemen. Nun machte der Hof dem Günſtling die bitterſten Vorwürfe; dieſer aber hatte im nächſten Jahre wieder einen ähnlichen Plan entworfen. Dießmal aber begleitete den Monarchen ein ſehr zahlreiches Heer, um ſeine Ankunft zu verherrlichen. Da zogen ſich die Mongolen natürlich zurück, fielen aber in einiger Entfernung ins chineſiſche Land ein, und lachten des kaiſerlichen Jägers. Nachdem man ſich nun mit ungeheurem Koſtenaufwande genugſam vergnügt, kehrte die Menge von Trabanten

wieder nach der Hauptſtadt zurück. Der Kaiſer fand ſich bei dieſen Ausflügen ſo wohl, und war ſo erfreut, ohne Sorgen die friſche Luft einzuathmen, daß er nun auf Anrathen des Kiangping den Plan faßte, auch die Provinzen zu bereiſen, und ſich durch eine Fahrt auf dem Jangtſe zu ergötzen. Als dieß den Miniſtern bekannt gemacht wurde, erſchienen ſie gemeinſchaftlich mit einer Bittſchrift, in der ſie von einem ſolchen Vornehmen, als dem Staate und der Perſon des Kaiſers gefährlich, mit den ſtärkſten Ausdrücken abriethen; denn bisher war man nur gewohnt den Monarchen und Herrn des Reiches wie einen Gefangenen im Palaſte zu ſehen. Wenn er nun ſich nur unterſtünde die Hauptſtadt zu verlaſſen, ſo würden ſogleich Empörungen und Umwälzungen geſchehen, deren Folgen mau noch nicht berechnen könnte. Dieſe Vorſtellung war in ſo herben Ausdrücken abgefaßt, daß der Kaiſer einige der Bittſteller fünf Tage vor ſeinem Palaſte knieen ließ, während andere ins Gefängniß geworfen wurden. Aber am folgenden Tage ſchon bereute er dieſen Schritt, und ſuchte durch eine allgemeine Amneſtie alles wieder gut zu machen. Die Unruhen jedoch, welche in Kiangſi herrſchten, bewogen Tſchingta nach Nanking zu gehen. Dort hielt er ſich eine geraume Zeit auf. Nachdem jedoch ſeinen Truppen Sieg geworden, kehrte er im Triumph nach Peking zurück, um noch die wenigen Tage ſeines Beſtehens dort zu leben. Er ſtarb, von Niemand betrauert, ohne einen Sohn hinterlaſſen oder einen Thronerben ernannt zu haben. In mancher Hinſicht glich Tſchingta ſeinem Vorgänger; er hatte viele Begierden, aber keine Leidenſchaften, und war ohne Leitung oder Verführung weder des Guten noch Böſen fähig; er war nur merkwürdig wegen ſeiner außerordentlichen Unempfindlichkeit.

Unter ſeiner Regierung fand ein Ereigniß ſtatt, welches dauernde Folgen für China hatte. Anſtatt ſich immer mit den Alten zu begnügen, ſahen die Portugieſen ſchon frühe die irrigen Anſichten ihrer Vorfahren rückſichtlich der Erdbeſchreibung ein. Sie umſegelten das Cap der guten Hoffnung und kamen an den weſtlichen Küſten Indiens an. Dort ſuchten ſie ihre Herrſchaft zu befeſtigen; da ſie von den Gewürzinſeln ſehr viel gehört, ſtrebten ſie weiter vorzudringen, und erreichten endlich die Meerenge von Malakka. Vor der Stadt gleichen Namens ſahen ſie

eine große Menge Fahrzeuge geankert; ſehr begierig ihren Handel auszudehnen, und den Muhammedanern Abbruch zu thun, fielen ſie die Feſtung wacker an und eroberten dieſelbe nach langer Gegenwehr. Einmal im Beſitze dieſer Stadt, hörten ſie natürlich ſehr viel von Katai, von welchem man ſeit der Reiſe des Marco Polo nichts mehr vernommen hatte. Einige chineſiſche Junken kamen ſelbſt nach dem Hafen; nun entſchloß ſich ein Abenteurer, Raphael Pereſtello (1516), nach dieſem wunderbaren Lande ſeine Reiſe anzutreten. Er langte dort in einer Junke an, erkundigte ſich nach allen Umſtänden, und nachdem er ſehr wohl von allen commerciellen Vortheilen unterrichtet war, kam er wieder in Malakka an. Groß war die Freude des Gouverneurs, als er von dem längſt vergeſſenen Lande, welches man im Beſitz der Feen glaubte, endlich etwas erfuhr. Unternehmungsgeiſt war damals jener Nation ſo eigen, wie es jetzt Schlafſucht iſt; daher rüſteten ſie ſogleich vier Schiffe und vier kleine Fahrzeuge aus, um jene wundervollen Gegenden zu beſuchen. Dieſe langten bei der Inſel Schangſchan, weſtlich von Makao, an. Die chineſiſchen Schriftſteller gedenken des fürchterlichen Knalles ihrer Kanonen, und des furchteinjagenden Ausſehens dieſer Barbaren. Sie ſprechen von ihren rothen Haaren (ein Vorwurf, der ſehr wenig auf die Portugieſen anwendbar iſt), ihren großen Füßen, ihrem ſtörriſchen Betragen, und nennen ſie Falang oder Franken. Der Schrecken der Mandarine war außerordentlich; das gute Betragen und noch mehr die reichen Geſchenke, verſchafften den Seeleuten ſehr bald eine Ruheſtätte auf jener Inſel. Der Anführer Andrade, ein ſehr verſtändiger Mann, ging unterdeſſen nach Canton, und ſandte von dort einen Geſandten, Pires, um am Hofe alle Schwierigkeiten hinwegzuräumen und ſeiner Nation eine Niederlaſſung zu verſchaffen. Allein lange vor ihm hatte ſchon der Radſchah von Malakka ſich wegen des Verluſtes ſeines Landes beim Kaiſer beklagt; dieſer verlangte beim erſten Anblicke des portugieſiſchen Geſandten daß dieſem Fürſten erſt ſein Land zurückgegeben werde, ehe man an Unterhandlungen mit dem Lehnsherrn denken könnte. So zog denn Pires, nachdem er ſich großen Demüthigungen unterworfen, nach Canton zurück. Dort angelangt, hatten ſchon die Feindſeligkeiten mit ſeinen Landsleuten ihren Anfang genommen. Die chineſiſchen Behörden, uneingedenk des

Völkerrechts, beraubten ihn aller ſeiner Habe und ermordeten ihn mit ſeinem ganzen Gefolge. Dieß war der Anfang einer Verbindung, deren Folgen ſich bis auf dieſen Tag ausdehnen.

Andrade hatte unterdeſſen ſeinen Handel mit den geldſüchtigen Chineſen angefangen. Dieß war ſehr gut geglückt; allein ein Anfall der damals ſehr zahlreichen Seeräuber auf die portugieſiſche Flotte nöthigte den ehrenfeſten Befehlshaber von Canton nach Schangſchan zu gehen. Um zu zeigen, daß Ehrlichkeit der Grundſatz ſey nach welchem ſeine Nation handle, machte er kurz vor ſeiner Abreiſe bekannt, daß Jedermann, welcher Forderungen zu machen habe, jetzt Beweiſe davon bringen ſolle. Allein ſein Bruder, welcher mit einigen Fahrzeugen angekommen war, zeigte eine ganz andere Geſinnung. Habſüchtig und grauſam, verachtete er die Anmaßungen der Chineſen, baute ein Fort, übte unumſchränkte Gewalt aus, und ließ ſelbſt einen Matroſen aufhängen. Die chineſiſche Regierung war nun ſchon ſehr eiferſüchtig geworden; daher ſuchte ſie ſich dieſer Fremdlinge zu entledigen. Zu dieſem Behuf erſchien der Admiral; mit großer Gewandtheit beraubte er die Fremden aller Lebensmittel, und nöthigte ſie nachher mit einem günſtigen Winde die Küſte zu verlaſſen; denn vor Hunger zu ſterben war Niemand geſonnen.

Ehe jedoch dieſer traurige Ausgang ſtattfand, ſegelte ein anderer unternehmender Geiſt, Mascarenhas, mit einigen Liéu-Kiéu-Junken, die nach Schangſchan des Handels wegen gekommen, nach der Küſte Fokiens. Dort ließ er ſich in der Gegend von Tſiuentſchéu nieder, und ein blühender Handel war die Folge. Gleich darnach erreichten ihre Schiffe auch Ningpo, und legten ſehr bald eine Niederlaſſung zu Tſchuſan an, ſo daß die Kaufleute nach ihrer Vertreibung von Schangſchan ſich in jenen Gegenden feſtſetzten. Ihr Einfluß, welchen ſie dort ausübten, ihre mächtige Begierde ſich zu bereichern, die höhere Geiſteskraft welche ſie den Chineſen zeigten, und das ſchlechte Betragen der Maſſe, welche aus Verbrechern beſtand, machten ſie bald verhaßt und bereitete ihnen den Untergang. Wäre es aber nicht ſo geweſen, ſo würde dennoch der Neid der Chineſen nie Leuten dieſer Art einen bleibenden Wohnort geſtattet haben; denn ſie verachteten höhere Cultur und Regſamkeit der menſchlichen Seele und zitterten vor ihrer Macht.

Kiatſing, W. N. Schitſong.

(1522 — 1566.)

Die Mutter des jungen Prinzen fürchtete die Macht des Kiangping, daher beeilte ſie ſich den Kronprinzen nach der Hauptſtadt zu berufen und ihn ſogleich den Thron beſteigen zu laſſen. Anſtatt ſich aber darüber zu freuen, drückte Kiatſing nur ſeinen herben Schmerz über das Abſterben ſeines Vorgängers aus, und ſchien die herrlichſten Eigenſchaften an den Tag zu legen. Man machte ſich daher große Erwartungen; das Volk jubelte, als ſolch ein edler Jüngling das Scepter ergriff. Unter der Leitung ſeiner Günſtlinge wünſchte er der Welt einen Beweis zu geben, daß der Bedrücker der Nation, Kiangping, nun ſeiner gerechten Strafe nicht entgehen ſollte. Er wurde daher ſogleich gefangen geſetzt; Jedermann zitterte aber den Mächtigen zu verklagen, bis endlich ein kaiſerlicher Machtſpruch ihn zum Tode verurtheilte. Er wurde auf öffentlicher Straße enthauptet und ſein Leichnam dem Pöbel preisgegeben. Die großen Schätze, welche er in ſeiner Gier zuſammengeſcharrt hatte, waren für ihn nun auf immer verloren, und er hatte zu keinem guten Zweck gelebt. In ſeinem Schloſſe fand man 70 Kiſten mit Gold, 2200 mit Silber, eine Menge mit Edelſteinen und andern Koſtbarkeiten, das Ergebniß des Raubes und der Habſucht. Dadurch wurde des Monarchen Schatz ſo ziemlich bereichert, und hätte er als weiſer Fürſt gehandelt, ſo würde man geraume Zeit den Unterthanen keine Laſten aufgelegt haben; dazu aber verſtand ſich Kiatſing nicht.

Während der ganzen Regierung dieſes Fürſten füllten Unruhen das unglückliche Land. Die erſten waren unbedeutend und fingen in Cochinchina an. Dort hatte, wie ſchon mehreremale vorher, eine länderſüchtige Familie den rechtmäßigen König von dem Throne verjagt. Dieſer, von der ganzen Welt verlaſſen, wendete ſich nun an China, um von dortaus unterſtützt zu werden. Lange aber weigerte ſich das Cabinet dieſen Bitten Gehör zu geben; denn früher hatte man einen tüchtigen Verluſt dort erlitten, und wünſchte nicht wieder dieſelbe Erfahrung zu machen. Endlich war man aber genöthigt, nach vielen Schreiben, Befehlen und Drohungen, mit einem Heere ins Feld zu ziehen,

und wurde auch in den Stand geſetzt den rechtmäßigen Fürſten wieder auf den Thron zu ſetzen. Dieſe Freude dauerte jedoch nicht lange; das Volk war mit ſeinem Herrſcher unzufrieden, und wo ſeine Liebe den Thron nicht ſtützt, da wankt das Scepter. Die Lehnsherrſchaft dieſes Landes kam daher dem Staate ſehr theuer; man erntete von den koſtſpieligſten Feldzügen auch nicht den geringſten Gewinn.

Ein viel gefährlicherer Feind war jedoch der Tataren-Fürſt Jenta; ein unruhiger Kopf, welcher die Eroberung China's beabſichtigte. Der Krieg entſpann ſich in der jetzigen Provinz Kanſu. Der Tataren-Fürſt, welcher ſchon früher ſo viele Händel in Hami gehabt, erſchien auch dort, um ſich durch Raub zu bereichern. Nach dem Berichte der chineſiſchen Generale wurde er gänzlich geſchlagen, entkam aber mit einer ſehr bedeutenden Beute. Hungersnoth trieb ihn zu einem zweiten Streifzuge; die Ungeſtraftheit, mit welcher er die Räubereien unternehmen konnte, gab ihm friſchen Muth. Dadurch wurden auch die Ortos-Tataren, die in der Nähe des gelben Fluſſes lebten, ermuntert gleiche Beſuche in China abzuſtatten, wodurch der Landbau ganz vernichtet, und die Gränzländer in Einöden verwandelt wurden. Da wünſchte nun ein Statthalter eine Militär-Colonie zu errichten; er hatte ſelbſt mehrere Regimenter zu dieſem Zwecke zuſammenberufen; gerade ſollte das Signal zum Marſche gegeben werden, als dieſe Streiter in Aufruhr ausbrachen, ihren Anführer erſchlugen und ſich nun für frei erklärten, mit dem feſten Entſchluſſe ſich nie nach jenen öden Gegenden zu begeben. Daraus entſtand eine Empörung, die um ſo hartnäckiger fortdauerte, je mehr die Rädelsführer in allen Kriegsangelegenheiten erfahren waren. Um jede Rückkehr zum frühern Gehorſam zu verhindern, ging ein Haufe der Unzufriedenen nach dem Palaſte des Gouverneurs und brannte das große Gebäude nieder. Nun fingen ſie an überall um ſich her zu ſengen und zu brennen, und bald wurde ihr Name viel fürchterlicher, als der der wildeſten Mongolenhorden. Man mußte ihnen daher ſehr große Verſprechungen machen, und als ein anderer Statthalter ſie wieder zum Gehorſam zurückgebracht hatte, ging ein großer Theil dieſer Widerſpänſtigen nach den Steppen, um dort als Vormauer wider die Einfälle der Nomaden zu dienen.

Der Tataren-Chan Jenta erhielt von allen dieſen Vorfällen die genaueſten Nachrichten. Noch ehe es ſich der Hof verſah, war er ſchon in Schenſi und ſchleppte von dort etwa 200,000 gefangene Chineſen hinweg, welche man mit ſehr großen Summen loskaufen mußte. Dadurch bereichert, dachte er nun auf neue Pläne. Noch ehe der Frühling angebrochen war, ſtand er mit einer ziemlichen Armee in der Nähe Pekings. Da fing nun der Hof zu zittern an, und was konnte man in dieſer Noth unternehmen? Glücklicherweiſe näherte ſich ein anderes Heer von Oſten; Jenta, der fürchtete im Rücken angefallen zu werden, zog ſich langſam zurück, verwüſtete jedoch die ganze Umgegend; die Spuren ſeines Beſuches waren viele Jahre nach dieſem Vorfalle noch ſichtbar. Von dieſem Augenblicke an fing der Kaiſer zu fürchten an, daß er vielleicht von ſeinem Throne vertrieben werden möchte. Dieß machte auf ihn einen bleibenden Eindruck; anſtatt ſich aber zu Tode zu grämen, ſuchte er durch Gleichgültigkeit, Dichtkunſt und Myſticismus ſich ſeine Zeit zu vertreiben. — Jenta verſäumte aber nicht wiederzukommen; er hatte ſogar die Dreiſtigkeit, den Kiatſing zu erſuchen ihn als Vaſallen aufzunehmen. Nachher erbat er ſich auch die Freiheit jährlich an den Gränzen einen großen Pferdemarkt zu halten. Das chineſiſche Cabinet, welches immer den größten Argwohn über ſolche Geſuche hegte, wollte durchaus dem Bittenden nichts zugeſtehen. Daher kam er mit großem Zorn und 200,000 Lanzen wieder, um das ganze Reich in Furcht und Schrecken zu ſetzen. So verſtrich denn die Regierungszeit in Jammer und Noth, und die armen Einwohner der nördlichen Provinzen waren aufs äußerſte gequält. Nun ging man endlich einen Vertrag ein, welcher bedeutend durch die gute Behandlung eines tatariſchen Prinzen von Seiten des Kaiſers befördert wurde. Das Land war aber erſchöpft; die Geißel des Krieges hatte den Unterthanen alles Zutrauen in die Macht der Regierung geraubt; der gemeine Mann glaubte nun, daß der Kaiſer nicht länger im Stande ſey ſeine Bürger zu beſchützen.

Hatten die nördlichen Provinzen ſo viel zu leiden, ſo erlagen die Gegenden am Seegeſtade beinahe ganz den Feindſeligkeiten der Fremden.

Seit dem großen Unternehmen des Hupilai zur Unterjochung der Bewohner Japans hatten jene Inſeln immer einen Verkehr

mit der chineſiſchen Küſte und dem Hofe unterhalten. Die Fürſten gingen ſogar ſo weit, ſich förmlich als Lehnsleute des großen Kaiſers anzuerkennen; ſie ſandten oft Botſchafter, um den chineſiſchen Monarchen von ihrem Zuſtande zu unterrichten. Es iſt merkwürdig, daß die erſten Unterhändler dieſer Nation Bonzen waren; dieſe Menſchen ſtehen in Japan im Rufe der Heiligkeit, und man erwartet von ihrer allen irdiſchen Dingen entſagenden Einſicht ſehr große Ergebniſſe.

Beinahe gleichzeitig mit der Ankunft der Portugieſen hatten ſich auch die Japaneſen in großer Menge nach der Provinz Tſchekiang verfügt, um dort Handel zu treiben, welcher ſehr bald von großer Bedeutung wurde. Die Regierung bekümmerte ſich ſehr wenig darum; denn Handel iſt ſchon ein- für allemal am Hofe verſchrieen; man ſendete Günſtlinge nach den Hafenſtädten, damit ſie ſich dort bereichern und durch eine bedeutende Zolleinnahme ein großes Vermögen aufhäufen. Damals lebte ein Verſchnittener zu Ningpo, welcher die Aufſicht über die Japaneſen hatte, und ſich ſehr willkürliche Eingriffe in die Handlungsgeſchäfte dieſer Fremden erlaubte. Da ſie nun dieß nicht länger ertragen konnten, ſo ſandteu die Kaufleute eine Geſandtſchaft dorthin (1523), um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Der Geſandte wurde aber mit großem Uebermuthe empfangen; nachdem er aufs ſchmählichſte behandelt worden, ging er wieder an Bord ſeines Schiffes, um ſogleich die fürchterlichſte Rache zu nehmen. Er mit ſeiner Schiffsmannſchaft fiel über die Einwohner der Küſte her und beging ſehr große Grauſamkeiten. So entſtanden nun Feindſeligkeiten, welche wegen der großen Vortheile des Verkehrs wieder beigelegt wurden. Im Jahre 1539 war der Handel ſehr bedeutend, und die Junken kamen mit ſehr reichen Ladungen von Japan. Einige chineſiſche Kaufleute verweigerten den japaniſchen Händlern die Bezahlung der Schulden; dieſe begaben ſich daher auf ihre Fahrzeuge und fingen ihr gottloſes Werk als Seeräuber an. Da die Chineſen keinen Widerſtand leiſten konnten, und die Mandarine vor ihnen zitterten und bebten, wurden die Japaneſen immer dreiſter und nahmen verſchiedene Städte der Küſte, wie Tſchapu und ſelbſt Ningpo, hinweg. Gerade wie die Engländer etwa drei Jahrhunderte ſpäter, fuhren ſie nach Schanghai, eroberten das prächtige Su-

Digitized by Google

tſchéu, erfochten einen Sieg zu Tſchinkiangfu, wo ſie jedoch einen ungeheuren Verluſt erlitten, und belagerten endlich Nanking. Von dort entfernte man ſie vermittelſt einer Summe Geldes und ſchrieb nachher an den Kaiſer, daß die Tapferkeit ſeiner Soldaten dieß bewirkt habe.

Da nun der Staat in der größten Noth und der ganze Jangtſe in den Händen der Feinde war, erbarmte ſich ein Weib, die Fürſtin einer Schaar von eingebornen Miaotſe, der chineſiſchen fliehenden Soldaten. Sie zog ſchnell mit einer Auswahl der Bergbewohner, ihrer Unterthanen, nach Schanghai und lieferte dort eine Schlacht, welche ſie auch gewann. Dann focht ſie tapfer zu Tſchinkiangfu, und flößte den Feinden ſolchen Schrecken ein daß ſie nie wieder in jenen Gegenden zu landen wagten. So that daher ein armes Weib viel mehr als die tapferſten Krieger des himmliſchen Reiches. Sie war überdieß noch ein junges Mädchen von ſeltener Schönheit und der erhabenſten Keuſchheit, ſo daß ſie von den chineſiſchen Officieren mit der höchſten Achtung behandelt wurde.

Die Japaneſen begaben ſich nun nach Fokien und Kuangtong, wo ſie dieſelben Unthaten verrichteten, und ſich noch überdieß mit den Seeräubern verbanden, ſo daß beide den Handel ganz vernichteten. Der König jener Inſeln nahm jedoch keinen Theil an dieſen Angelegenheiten, und ließ ſeine Unterthanen an den chineſiſchen Küſten nach Belieben ſchalten und walten. Da kein Heer im Stande war das Eindringen der Japaneſen zu verhindern, ſo baute man ſehr ausgedehnte Wälle, zwiſchen welche ſich die Chineſen mit ihrer Habe flüchteten und ſich zu vertheidigen ſuchten. Der Hof ſann nie darauf wie man eine mächtige Flotte ausrüſten, oder wie man durch Nachgiebigkeit dieſe Kaufleute zufrieden ſtellen könnte. Der Grundſatz, daß man Fremde als Barbaren mit der äußerſten Verachtung behandeln müßte, ſchien in der Reſidenz allgemein geltend zu ſeyn.

Unter dieſer Regierung ſuchten die Portugieſen durch eine förmliche Geſandtſchaft von Liſſabon ſich mit dem chineſiſchen Hofe zu verſtändigen. Kiatſing hatte gerade den Thron beſtiegen, als ein gewiſſer Mello Coutinho mit ſechs Schiffen zu Schangſchan landete. Sie blieben dort ganz unbeſorgt, fingen an mit den

Mandarinen ſich über ihr Vorhaben, nach der Hauptſtadt zu gehen, zu beſprechen, und glaubten durchaus keinen Grund zur Furcht zu haben. Allein plötzlich überfiel man die Fremden, tödtete die Mannſchaft in den Schiffen, und bemächtigte ſich nachher dieſer, zur großen Freude der Regierung. Viele Jahre nachher hörte man erſt das Nähere über dieſen Vorfall; denn nicht ein einziger Matroſe war mit dem Leben davon gekommen.

Unterdeſſen hatten ſich die Portugieſen in der Nähe von Ningpo feſtgeſetzt, und wie in allen ihren indiſchen Niederlaſſungen ſich mit den eingebornen Weibern verheirathet. Die Fruchtbarkeit ſolcher Ehen iſt unglaublich, ſo daß in ſehr kurzer Zeit ihre Nachkommen eine eigene Colonie bildeten. Da entdeckte man nun auch den Weg nach Japan; und weil bald ein ſehr vortheilhafter Handel von Ningpo aus dorthin getrieben werden konnte, erwarben ſich die neuen Coloniſten mit vieler Ruhe und Gemächlichkeit ein ſehr bedeutendes Vermögen. Unter ihnen waren auch Abenteurer, welche das ganze chineſiſche Reich durchſtreiften und viele Unthaten begingen, wodurch ſie in ſehr große Gefahren kamen. Einige dieſer Erzählungen, welche man von dem Herumſchweifen ſolcher Geſellen aufbewahrt, kommen den Fabeln ſehr nahe, zeigen aber zu gleicher Zeit, daß die Chineſen damals den Fremden viel größere Freiheiten als heutzutage erlaubten, und daß die Portugieſen in dieſem Land einen gleichen Unternehmungsgeiſt, wie die Spanier in Amerika, beſaßen. Nachdem ſie ſich nun ein Fort gebaut und zu Tſchuſan große Waarenlager angelegt hatten, entſtand ein Streit über einige Schuldner, welcher bald in Thätlichkeit ausartete. Die Chineſen wollten nicht nachgeben und beſchuldigten ihre Gäſte großer Verbrechen; die Portugieſen, welche bei weitem die ſtärkere Partei waren, lachten der Drohungen. Aber ſie wurden während einer finſtern Nacht überfallen, ihre Häuſer verbrannt, und nicht allein ſie ſelbſt, ſondern auch alle ihre chineſiſchen Verwandten und Bekannten niedergemetzelt. Die Schiffe wurden auf der Rhede verbrannt, und auch bei dieſer Gelegenheit entkam Niemand. Dieſer Vorfall jedoch iſt eine bloße Sage; man findet weder in der chineſiſchen Geſchichte, noch in den Erzählungen der Seefahrer jener Nation eine gegründete Nachricht (1545). Der Tod von 12,000 chineſiſchen Chriſten, 800 Portugieſen und die Verbrennung von 35

Schiffen und Junken, deren man Meldung macht, ſcheint übertrieben zu ſeyn.

Gleichzeitig war die Vertreibung der Kaufleute des Weſtens von Tſiuentſchéu in Fokien; auch von dieſem Unheil hat man keine beſtimmte Kunde. Inzwiſchen langten die Seeleute auf einer öden Inſel an der Mündung des Cantonfluſſes an (1535). Dort fanden ſie einige Fiſcher und einen Tempel, welcher der Seegöttin Matupu geweiht war; dieß Gebäude nannte man kurzweg Makok, woraus Makao gemacht wurde. Dieſer Name blieb nachher dieſer Halbinſel. Da die Nation keinen andern Zufluchtsort hatte, ſo wollten die Matroſen auch nicht von hier hinwegziehen. Erſt gaben ſie vor daß ſie ihre naſſen Güter trocknen müßten; dann aber bauten ſie Hütten, endlich einige ſteinerne Häuſer und brachten auch Kanonen ans Land. Nun wurden Mandarine dorthin geſandt, um dieſe ungebetenen Gäſte wegzutreiben. Da ſie aber Geſchütz hatten und die Officiere ſich vor den Schüſſen fürchteten, wovon ſie eine ſchauerliche Beſchreibung machen, ſo nahmen ſie lieber Beſtechung an als daß ſie, ihren Befehlen gemäß, ſich auf Feindſeligkeiten einließen. Von dieſem Augenblick an erſtand ein Syſtem von gegenſeitigem Lügen und Betrügen, welches die Portugieſen im Beſitz des neuen Wohnortes ließ und zugleich der chineſiſchen Obrigkeit Gelegenheit gab, ſich als Ueberwinder dieſer Barbaren große Ehrenſtellen vom Kaiſer zu erbitten. — Jede andere Handlungsweiſe, welche man in der Folge verſuchte, mißglückte; ſo blieb es beim gegenſeitigen Beſtechen und Betrügen.

Wenn man nun fragt: was that Kiatſing bei allen dieſen Ereigniſſen? ſo iſt die Antwort: er lebte ruhig im Palaſt, beſchäftigte ſich mit den Verſchnittenen, ſtudirte die Mährchen des Buddhaismus, und wollte durchaus ein Heiliger des Nationalismus werden, damit er ewig hier leben möchte. Da gebrach es auch nicht an weiſen Lehrern und Rathgebern, welche die Seele ihres Zöglings ſehr beunruhigten; ſie ſagten ihm, daß wenn er ſich nicht ganz und gar den Myſterien weihte, er dennoch ſehr wenig Nutzen von ihren Lehren ziehen könnte. Dieſe Vorſtellung beunruhigte das kaiſerliche Gemüth ungemein; daher machte er den Miniſtern den Vorſchlag, gänzlich allen Regierungsſorgen

zu entſagen und ſich ins Kloſter zurückzuziehen, um nach Herzensluſt über das Elixier des Lebens zu grübeln. Allein die Staatsdiener waren zu feſt, um ſolchen Tand zuzulaſſen; ſie ſprachen ſich ſehr derb bei der Erſcheinung eines Kometen über das unwürdige Betragen ihres Oberherrn aus. Dieſer war aber zu gutmüthig ſie wegen ihres groben Ernſtes zu ſtrafen, und zugleich zu ſinnlich um ſich zu ändern und eine andere Laufbahn zu betreten. Die Vorwürfe welche man ihm machte, vergaß er ſehr bald beim Leſen der Dichter, welche er leidenſchaftlich liebte, und war in der Folge gegen alle Eindrücke ſo ziemlich geſtählt. Solchergeſtalt verlebte er 45 Jahre. Als er ſich ſeinem Tode näherte (1566), bekannte er daß er ſich durch eitlen Wahn habe verleiten laſſen, und erſuchte ſeine Miniſter dieſes Bekenntniß nach ſeinem Tode zu veröffentlichen. Wozu konnte aber eine ſolche ſpäte Reue dienen, und wer konnte das Unglück vergüten, welches das Volk wegen ſeiner ſorgloſen Regierung ſo viele Jahre erduldet?

Longking, W. N. Motſong.

(1567 — 1572.)

Dieſer junge Prinz, ein Sohn des vorigen Monarchen, befreite gleich bei ſeiner Thronbeſteigung alle Gefangenen, welche ſein Vater wegen des Tadels ſeiner Regierung in den Kerker geworfen. Da gab es nun manche freundliche Stimme, welche den gütigen Regenten in dem höchſten Ausdruck der Achtung und des Dankes lobte; die Nation ſchien einer fröhlichen Zukunft entgegenzugehen. Der Cenſor, welcher ſeinen Ahnen durch ſeine freie Rede über Verſchnittene und Kebsweiber ſo tief beleidigt und lange im Gefängniſſe geſchmachtet, wurde nicht allein losgelaſſen, ſondern auch als ein ehrenfeſter Mann zu ſehr hohen Ehrenſtellen erhoben; denn er kannte kein Anſehen der Perſon, und wirkte durch Gewandtheit den ſchreiendſten Uebeln entgegen.

Die Tataren machten nun neue Einfälle. Longking, ein ſehr verſtändiger Jüngling, anſtatt ſie noch weiter zu reizen, bewilligte den Pferdemarkt, empfing die Huldigung des furchtbaren Jenta, und bewirkte daher durch kluge Behandlung, was ſonſt die längſten Feldzüge und das ſchrecklichſte Blutvergießen nicht zu Stande bringen konnten.

Digitized by Google

Longking war in all ſeinem Wirken wohlthätig, immer bereit Leiden zu lindern und um ſich her Glückſeligkeit zu verbreiten, ein rechter Vater des Volkes, und ein vortrefflicher Oberherr. Doch der Allerhöchſte wollte ihn nicht länger in dem Beſitz der Alleinherrſchaft laſſen; er ſtarb ſehr früh (1572), und ein zehnjähriger Sohn wurde ſein Nachfolger. Der Verluſt für China war unerſetzlich, und noch lange nachher erinnerte man ſich des großmüthigen trefflichen Kaiſers, der für des Vaterlandes Wohl ſo kurze Zeit gelebt.

Wenn wir einen Rückblick auf die Geſchichte Europa's während der Regierung dieſer neun Kaiſer werfen, ſo erſtaunen wir über die Umwälzung, die dort zu Stande gebracht wurde, deren Gleichen die neue Geſchichte noch nie geſehen, und wie die größte Epoche der Weltgeſchichte durch ſcheinbar ſehr kleine Ereigniſſe herbeigeführt wurde. Wer hätte in der erſten Anwendung des Compaſſes das Uebergewicht der Weſtländer über alle Erdtheile prophezeien können? Wer hätte die unendlichen Folgen der Erfindung der Buchdruckkunſt auch nur einigermaßen ahnen können? Wer endlich dem zerſtörenden Schießpulver eine die ganze Erde revolutionirende Kraft beilegen können? Was war der Aufſchwung, welchen der lange in Ketten gebundene menſchliche Geiſt durch die Reformation erhielt? Erweckt zum himmliſchen Streben aus dem langen Schlummer von Formen und Aberglauben, wieder ſeinen Gott und Heiland ſuchend, empfand der Menſch ſeinen göttlichen Urſprung und wurde belehrt nach dem himmliſchen Vaterlande hinzupilgern. Größer ward nun ſeine Kraft in weltlichen Dingen; Thatkraft ſowohl als irdiſche Macht wurden den Reingläubigen von dem Gotte der ewigen Weisheit anvertraut.

Während aber das Licht durch die finſtern Wolken einer noch finſtern Nacht im Weſten durchbrach, verbreitete ſich wieder, nach dem unwiderruflichen Befehle des Allmächtigen, der roheſte Barbarismus über die Fluren des byzantiniſchen Kaiſerthums. Im Weſten dagegen war alles Kraft und Leben, und die letzten Spuren des Muhammedanismus wurden ſehr bald in Spanien vertilgt. Von dort und dem kleinen Portugal verbreitete ſich die unerlöſchliche Sucht alle unbekannten Länder der Erde dem Scepter beider Kronen zu unterwerfen, und groß waren die Folgen eines ſolchen abenteuerlichen Unternehmens, im Vergleich mit welchem Alexanders

Zug bis zum Indus noch unbedeutend erſcheint. — Dieß war die Zeit der Entwicklung der Manneskraft Europa's, welche ſich immer weiter ausdehnte, bis auch die germaniſchen Völkerſtämme daran den reichſten Antheil nahmen und bald die mächtigſte Menſchenrace der Erde wurden. Wunderbar iſt das Walten Gottes, mächtig das Eingreifen der Vorſehung; alles wird auf einen Punkt, die Verherrlichung des Heilandes, hingeführt, in welcher das Endziel des Weltalls ſeinen Aufſchluß findet *).

Drittes Capitel.

Wanli, W. N. Schintſong.

(1575 — 1619.)

Noch hatte man keine Anſtalten zur Krönung gemacht, als Jenta, ſich der frühern Verträge erfreuend, eine Anzahl auserleſener Roſſe dem Longking überſandte. Dieſer aber hatte ſchon die Reiſe zur Ewigkeit gemacht und bedurfte nicht mehr der weltlichen Güter. Man hatte bald darauf wieder Händel mit den Tataren. Jenta warf ſich zum Schiedsrichter auf und legte dem Häuptling, welcher einen Einfall in China gemacht, eine ſehr bedeutende Buße an Pferden und Schafen auf, wodurch der Räuber in Zukunft von ähnlichen Zügen zurückgehalten wurde. Nicht lange nachher wollte man wieder einige Pferde-Jahrmärkte an den Gränzen von Schenſi zum Beſten der Mongolen veranſtalten, aber das chineſiſche Miniſterium wies in den derbſten Ausdrücken ein ſolches Anſuchen von ſich. Nun wollten die Nomaden ſich ſelbſt Recht verſchaffen; ſie machten daher ſehr große Streifereien nach China, und erhielten bald was ihren Bitten verſagt worden — einen Pferdemarkt, wo ſich ſchnell ein ſehr bedeutender Verkehr entſpann. Dieß alles gelang, ungeachtet der Erpreſſungen der chineſiſchen Mandarine.

*) In der obigen Erzählung haben wir die ſchon vorher angeführten Quellen benutzt und zugleich von den Reiſebeſchreibungen der erſten portugieſiſchen Seefahrer Gebrauch gemacht.

Digitized by Google

Der junge Prinz, welcher der Kaiſerin anvertraut worden war, wählte ſich ſelbſt einen Lehrer und Rathgeber unter den Miniſtern. Mit dieſem las er fleißig die Claſſiker und die Geſchichte; anſtatt ſich bei Kleinigkeiten aufzuhalten, erkundigte er ſich über die großen Ereigniſſe, welche in ſeinem Lande vorgefallen. Wie einſt einer der Song-Kaiſer, wollte auch er allen Luxus abſchaffen, und legte auf Perlen einen viel geringern Werth, als auf Reiskörnchen. — Als er jedoch zum erſtenmal vor dem Volk erſchien, war es mit ſehr großer Pracht und Würde, und die ehrwürdige Haltung des Knaben zog die Verwunderung der ganzen verſammelten Menge auf ſich. Dieß alles hatte er ſeinem alten Lehrer, welchen er auch ſeinen Miniſter nannte, zu verdanken; denn dieſer unterließ nicht ſeinen Zögling auf recht chineſiſche Weiſe zu formen. Für dieſe Mühe wurde er jedoch angeklagt daß er ſich zu große Macht angemaßt und die Stellen wie ein unabhängiger Fürſt weggegeben habe. Da aber der Cenſor keine Beweiſe bringen konnte, ſo wurde der Jüngling über den boshaften Tadler ſo erzürnt, daß er ihn zum Tode verurtheilt haben würde, hätte nicht der beleidigte Staatsmann ſelbſt für ihn ein gutes Wort abgelegt und ſeinen Feind um Gnade gebeten. Endlich ſtarb der Alte, lebensſatt; ſein Zögling, welcher ihm den größten Dank ſchuldig war, beſtattete ihn prächtig zur Erde, und gab ihm einen hohen Titel, welchen er fortwährend im Hades tragen ſollte. Man hatte ſchon den alten Diener ganz vergeſſen, als plötzlich einige neidiſche Perſonen ihn anſchwärzten und den Kaiſer endlich bewogen ihn noch im Grabe aller ſeiner Titel zu berauben. Wanli zögerte ſehr lange, ehe er eine ſolche Unthat erlauben wollte; allein unter den Feinden des Miniſters waren auch junge Damen; die Vorſtellungen dieſer Schönen waren dem Wanli unwiderleglich. So wurde denn das Urtheil über den verdienſtvollen Mann ausgeſprochen, als er ſchon lange weit über alle menſchliche Belohnung oder Beſtrafung erhaben war.

Ernſtlichere Angelegenheiten jedoch nahmen ſehr bald die Aufmerkſamkeit des Wanli in Anſpruch.

Im Lande herrſchte Hungersnoth und Sterblichkeit in ſolchem Grade daß Tauſende täglich begraben werden mußten, und die volkreichſten Gegenden ſehr bald in Einöden verwandelt wurden. Da ſprach die Kaiſerin-Mutter zu ihrem Sohne: du mußt die

Bonzen und Rationaliſten ihre Ceremonien verrichten laſſen, und das Uebel wird von ſelbſt aufhören. Allein der Sohn haßte den Aberglauben beider Secten; anſtatt dieſem Rathe zu folgen, erließ er ein ſehr ſtrenges Edict und ſchärfte noch mit ſehr großer Strenge alle frühern Verbote gegen dieſe beiden Parteien. Als es an Geld mangelte und der Druck des gemeinen Volkes unerträglich war, mußten die Bonzen das Geld aus ihrem eigenen Schatze vorſtrecken, damit den Leidenden Hülfe geleiſtet werden konnte.

Der Monarch erhielt damals jährlich 45 Millionen Taels in ſeinen Schatz, eine ſehr bedeutende Summe, aber durch Unterſchleiſe und Betrug war dieſes Einkommen um mehrere Millionen verringert worden, obgleich der Ertrag viel bedeutender als vorher war. Dieſe Summen Geldes waren bald nöthig; denn es hatte ſich eine fürchterliche Empörung entſponnen, welche den nördlichen Provinzen den Untergang drohte.

Ein Mongole, Namens Popai, welcher von ſeinen Landsleuten mit dem Tode bedroht worden war, lief hinweg, begab ſich zu den Chineſen an der Gränze, wurde von einem Officier herrlich bewirthet, in den Dienſt genommen und endlich ſelbſt zum Mandarin gemacht. Er war ein ſehr tüchtiger Mann und beſaß das ganze Vertrauen ſeines Gönners. Als einige Horden von Tataren einen Einfall in China machten, beriethen ſich die Officiere über die nöthigen Maßregeln zur Vertreibung dieſer Nomaden. Da meinte Popai daß dieß ſehr leicht durch Officiere niedern Rangs gethan werden könnte; daher fertigte man einige Subalternen dahin ab, unter welchen ſich auch ſein eigner Sohn befand. Nach langem Umherziehen erlitten die unerfahrnen Mandarine endlich eine Niederlage. Darüber wurde der Gouverneur ſo erzürnt daß er die Anführer prügeln ließ und die fürchterlichſten Drohungen ausſtieß. Dieſe Behandlung empörte die Officiere; ſie riefen ihre Truppen zur Hülfe, brannten den Palaſt des Statthalters nieder, erklärten ſich als Rebellen und machten dem Kaiſer den Thron ſtreitig. Die Verbreitung dieſer Unzufriedenheit war ſo allgemein daß es ſchien als ob man ſchon vorher eine Verſchwörung angezettelt hätte, und dieſen Augenblick benutzte um das Feuer auflodern zu laſſen. Popai nahm den Oberbefehl der Truppen und eroberte in ſehr kurzer Zeit die feſten Städte längs des gelben Fluſſes. Mehrere Mandarine

eilten zu dem Feinde, um in ſeinen Reihen gegen die Regierung zu fechten. Die Tataren, angelockt von dem großen Raube welchen man jetzt machen könnte, kamen in großen Schaaren nach China um an dieſen Fehden Theil zu nehmen.

Wanli erhielt ſehr bald die Kunde, und war äußerſt beſtürzt, als man ihm den Verluſt ſo vieler Feſtungen hinterbrachte. Er war aber ein entſchloſſener Herr, und ließ daher augenblicklich ein ſehr ſtarkes Heer dahin ziehen. Anſtatt ſich mit Kleinigkeiten zufriedenzuſtellen, belagerte der Anführer die Rebellen augenblicklich in einer ſtarken Feſtung. Hier machten ſie aber die ungeheuerſten Anſtrengungen zur Gegenwehr, ſo daß der chineſiſche General an einem glücklichen Ausgang beinahe verzweifelte, zumal da ein bedeutendes Heer Tataren zum Entſatze der Stadt herbeieilte. Dieſes wurde aber unterwegs geſchlagen, und als die Nomaden endlich die Mauern erreichten, konnten ſie dennoch nicht in die Stadt kommen, und mußten mit dem Verluſte vieler Pferde und Kamele die Flucht ergreifen. Nun aber beſchloß der chineſiſche Heerführer den nahe vorbeifließenden Fluß in die Wallgräben zu leiten, damit durch die Gewalt des Waſſers die Mauern untergraben werden und niederfallen möchten; dadurch wollte er ſeinen Soldaten eine Breſche verſchaffen, durch welche ſie eindringen könnten. Man ging daher hurtig zu Werk; allein als die Arbeiter noch damit beſchäftigt waren, erhielten die Belagerten Nachricht davon, machten einen großen Ausfall und tödteten viele derſelben. Doch mußten ſie unverrichteter Sache zurückkehren, und gaben ſich nun für verloren. Die Rebellen fingen an zu verzagen; denn ihre ganze Hoffnung war vernichtet, und ſchon ſahen ſie die erbitterten Kaiſerlichen in ihrer Nähe bereit ſchreckliche Rache zu üben. Aber noch einmal wurden ſie von dieſem Schrecken befreit; der Damm war nämlich durch das heftige Andringen des Waſſers vernichtet und ein großer Theil des chineſiſchen Lagers ſtand unter Waſſer. Dieß machte die Mandarine nun bedächtiger; als alle in gehöriger Ordnung waren, ließ man das Waſſer bei den Wällen vorbeirauſchen. In wenigen Tagen waren ſie ſchon untergraben und fielen mit ſchrecklichem Krachen nieder. Da wollte nun der Sohn des Popai einen beſondern Frieden machen; er hieb de Köpfe der Häuptlinge ab und ſandte ſie ins Lager der Chineſen. Doch ſeine

Gnadenfriſt war vorüber. Die Soldaten ſtürzten wild in die Stadt ein, und ſetzten die Häuſer in Brand. Der Treuloſe, ſein Verderben vor Augen ſehend, ſtürzte ſich ins Feuer. Einer der Krieger, welcher ihn als Rädelsführer erkannte, zog ihn aber ſchnell heraus. — Der Geiſt jedoch war ſchon aus dem Körper entflohen, daher mußte man ſich mit der Enthauptung des Leichnams begnügen. So endete dieſe Empörung, die in der Hauptſtadt den größten Schrecken verbreitet hatte. Wanli, ein Mann von Verſtand und umfaſſendem Geiſt, ſah die Gefahr und gebrauchte die rechten Mittel um dem Uebel abzuhelfen. Sonderbar war es daß ſich anfangs alle Städte ergaben, ſobald ſie die Rebellen nur zu Geſicht bekamen. Der einzige Ort, wo man auf einen wirklichen Widerſtand gefaßt war, wurde von einem Frauenzimmer vertheidigt. Ihr Mann, der Commandant war eine feige Memme; daher ſtellte ſie ſich an die Spitze ihrer Soldaten, ermunterte ſie zu tapferer Gegenwehr und ſetzte ſich ſelbſt den größten Gefahren aus. So verzweifelt war ihre Vertheidigung, daß das Mongolen-Heer unter den tüchtigſten Feldherren nach einer zweimonatlichen Belagerung unverrichteter Sache abziehen mußte. Dieß geſchah zu einer Zeit, wo alle chineſiſchen Officiere wegen der Uebergabe verhandelten und gänzlich den Muth verloren hatten.

Die Japaneſen, ein wackeres Volk, durch den Verkehr mit den Europäern zur höchſten Geiſtesthätigkeit aufgeweckt, verließen in großen Schaaren ihre Heimath und ſuchten entweder als Schiffer oder Anſiedler in den fernen Ländern des ſüdlichen Aſiens ihren Unterhalt. Von ihren Entſchlüſſen und Unternehmungen erzählt man wunderbare Dinge, allein ihre Tapferkeit ward ſo allgemein anerkannt daß viele kleine Fürſten ſie in Dienſt nahmen, um als Leibgarden bei ihnen zu bleiben. Auf dem Meere hatten ſie ſich großen Ruhm erworben; allein bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts hatte der Staat an ſolchen Unternehmungen durchaus keinen Antheil genommen. Nun aber wollte ein General, der aus der niedrigſten Menſchenclaſſe herſtammte, Thaten der Tapferkeit verrichten; denn nur dergeſtalt war es ihm möglich ſich im Anſehen zu erhalten. Dieſer Anführer, welcher unter dem Namen Ki bekannt iſt, war früher ein Sklave und dann ein Fiſchhändler. Seine außerordentliche Geiſtesgegen-

wart, als er im Schlafe von einem Officier überfallen wurde, verſchaffte ihm die Achtung des japaniſchen Generals; daher wurde er mit ſehr großen Ehrenſtellen beſchenkt und endlich ſelbſt Anführer der Truppen. Zur Trägheit war er nicht geboren; da er einſt von der Inſel Tuimatao, welche von dem Gebiete Korea's nur durch eine ſehr ſchmale Meerenge geſchieden iſt, jenes Land anſchaute, beſchloß er hinüberzugehen, um jenes Reich mit Krieg zu überziehen. Dazu wurde er auch einestheils durch die Schwäche des Wüſtlings, welcher auf Korea's Thron ſaß, angemahnt. Die Vorbereitungen zu dieſem ungerechten Feldzuge waren großartig, und die armen Einwohner waren nicht im geringſten darauf vorbereitet; daher wurde das Reich auch ſehr ſchnell unter die Botmäßigkeit des Ki gebracht, der, ſtolz auf ſeine Eroberungen, ſich den Namen Taiko beilegte, und als Taikoſama (die letztere Sylbe bedeutet: unſer Herr) in der Weltgeſchichte bekannt iſt.

Lipen, der König von Korea, welcher ſeine mißliche Lage wohl fühlte, floh feige von Stadt zu Stadt, denn er war ganz rathlos und nur im Harem ein Held. Bis an die nördlichen Gränzen ſeines Reiches vertrieben, forderte er endlich den Kaiſer von China auf ihn wieder in den Beſitz des Landes zu ſetzen, und verſprach das Land ſeinem Lehnsherrn als eine Provinz zu ſchenken. So wurde denn im chineſiſchen Rathe ſogleich beſchloſſen dieſe Sache ernſtlich aufzunehmen; ein rüſtiges Heer zog über Liaotong nach der Halbinſel. Die Beſchwerden, welche die Soldaten auf ihrem Marſche über die Gebirge zu erdulden hatten, glichen den Mühſeligkeiten des Hannibal auf ſeinem Zuge über die Alpen, allein ſie kamen endlich doch in den Ebenen an. Erſt umſtrickten ſie die Japaneſen mit Liſt, dann umringten ſie dieſelben, und obgleich mit großer Wuth zurückgeſchlagen, behielten ſie dennoch endlich das Feld und brachten den Feinden eine große Niederlage bei. Die Generale der Inſulaner hatten jedoch erklärt, daß ſie ganz und gar nicht geſonnen ſeyen ſich mit den Chineſen zu ſchlagen; einige derſelben waren ſchnell nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt um ſich der Gefahr zu entziehen. Die zurückgebliebenen Japaneſen ſahen ſich endlich ſo in die Enge getrieben, daß ſie verzweifelt wie Löwen fochten; da die ſieggewohnten Chineſen ſie in einer vortheilhaften Stellung angriffen, ſchlu-

gen die Bedrängten nicht allein die Feinde zurück, ſondern vernichteten den Vortrab gänzlich. Nun brachten ſie ihr ganzes Heer nach der Hauptſtadt Korea's, wo Getreide und Lebensmittel in großem Ueberfluſſe vorhanden waren. Man erwartete eine lange Gegenwehr, und der chineſiſche General gab ſich ſchon für verloren, als plötzlich der Anführer ſeine ganze Meinung änderte, Korea zu räumen verſprach, und überdieß die vortheilhafteſten Bedingungen für die Bewohner Korea's einging. Dieſes Betragen ſcheint unerklärbar zu ſeyn; vielleicht aber wollte Taikoſama ſeinen Thron befeſtigen und lieber im Vaterland mächtig regieren, als in einer fremden Gegend als Glücksritter umherſtreiſen. Er bewarb ſich daher, ſonderbar genug, um die Inveſtitur als Gebieter ſeiner Inſeln, und als der Kaiſer ihm dieſe gegeben, wollte er als König des Reichs ſogleich den Frieden abſchließen.

Zu dieſem Zweck ſandte Wanli einen ſeiner Großen ab, einen ſehr wollüſtigen Mann, welcher bei ſeiner Ankunft auf der erſten japaniſchen Inſel eine Liebſchaft anfing, die nicht ſehr zu ſeiner Ehre gereichte. Er hatte nämlich die Gattin des Gouverneurs als Beiſchläferin begehrt; ihr Gemahl fühlte ſich über einen ſolchen Antrag ſo beleidigt, daß er ſogleich dem Geſandten den Tod ſchwur. Schon kamen die Meuchelmörder in der Wohnung des Botſchafters an, als deſſen Dienerſchaft ſich wacker wehrte, und ſo ihrem Herrn Zeit verſchaffte, mit dem Leben zu entkommen. Dadurch wurden die Unterhandlungen ſehr bedeutend verſchoben, man erwartete nun mit großer Sehnſucht einen Prinzen des kaiſerlichen Hauſes als Bevollmächtigten, um allen Streit ſogleich beizulegen. Unterdeſſen hatte aber der König von Korea den ſtolzen Taikoſama mit großer Geringſchätzung behandelt; während dieſer daher die Friedensbedingungen niederſchrieb, nahm er ſogleich eine Menge Städte Korea's weg, um ſich an dem Fürſten zu rächen, und ſchickte dann ſeine Klagen an den chineſiſchen Hof. Der Kaiſer ward bald dieſer Streitigkeiten müde; allein er konnte ſich nicht länger gleichgültig betragen; er fürchtete, daß die Japaneſen zu Lande ſo mächtig wie zur See werden möchten. Da Gewalt jedoch nichts vermochte, wollte Wanli ſeine Abſichten durch Liſt erreichen. Sein General bat den Heerführer der Japaneſen um eine Zuſammenkunft, wo der erſtere jedoch nicht ſelbſt zugegen war, ſondern durch einen ge-

meinen Soldaten ſeine Stelle vertreten ließ. Als man nun herrlich ſchmauste, gab man das verabredete Zeichen; eine Kanone wurde abgefeuert, und die Meuchelmörder ſtürzten auf die Japaneſen her. Ihr Befehlshaber war jedoch ein großer Mann, der Gefahren gering achtete. Er ſetzte ſich ſogleich aufs Pferd, ließ ſeine Reiter in keilförmiger Ordnung das chineſiſche Bataillon durchbrechen, und nachdem er fürchterlich eingehauen, und die ſich ſicher glaubenden, aber getäuſchten Chineſen gemordet, kam er wieder in ſeinem Lager an. Da ſchrieb ihm der Chineſe, daß dieß nur ein Mißverſtändniß geweſen; der Inſulaner erwiederte, er ſey davon ſo feſt überzeugt, daß er ihm die Haube eines alten Weibes zum Andenken ſende. Alle ſpätern Unternehmungen, den Japaneſen eine Niederlage beizubringen, blieben erfolglos; Korea würde trotz der chineſiſchen Hülfe dem Scepter der Japaneſen gehuldigt haben, wäre der Urheber des Krieges, Taikoſama, nicht plötzlich geſtorben (1598) und das ganze Heer von dort zurückgerufen worden. Von jenem Augenblicke an betrat nie ein Japaneſe mehr den Boden der Halbinſel, und Korea beſteht nun 247 Jahre ohne fremde Einmiſchung, das einzige Land der Erde, von welchem man dieß ſagen kann.

In Japan dagegen fand eine Umwälzung ſtatt, die nicht ihres Gleichen in der Weltgeſchichte hat. Kein Volk hatte ſo ſchnell die Vortheile welche der Verkehr mit den Europäern darbrachte, ſich zugeeignet. Mit gleicher Begierde gingen die Japaneſen auf abenteuerliche Reiſen, und beſuchten jeden Hafen des ſüdlichen Aſiens. Sie behaupteten ſich rühmlich in allen Kriegen und erfochten Sieg auf Sieg; ſie vermietheten ſich, wie die Schweizer, als Garden, und erwarben ſich unter Muhammedanern und Heiden einen großen Namen. Die Religion der weſtlichen Völker zog ſie ebenfalls an; Tauſende gingen daher zum Katholicismus, der Religion der Portugieſen, über und zeigten ſich in allen Dingen damit einverſtanden. Die Regierung war frei im Denken wie im Handeln; denn beide gingen Hand in Hand, und jeder Unterthan konnte dahin gehen wo es ihm am beſten gefiel, und einen Gottesdienſt annehmen der ihm der beſte zu ſeyn ſchien. Kein Staat in Aſien befolgte gleiche Grundſätze. Es beeiferten ſich in Japan die kleinern Fürſten wer es dem Kaiſer, ihrem Lehnsherrn, in Verbreitung der Freiheit zuvorthun ſollte. Viele der

Grundſätze, welche man damals zur Grundlage des Fortbeſtehens des Landes legte, ſind ſpäter in Europa allgemein geltend gemacht worden. — Welche Erwartungen konnte man daher für die Zukunft hegen, und wie wahrſcheinlich war es, daß dieſe Inſeln mächtiger als je Holländer und Malayen auf den indiſchen Archipel einwirken würden. Solches war jedoch nicht der Wille des Herrn der Welt, deſſen Weisheit jene entfernten Länder mit undurchdringlichem Schleier umhüllte, den jetzt ſeine Hand weggenommen hat. — Alle die Seeräuber wurden von den Küſten China's hinweggerufen, und der Tod auf das Wegſegeln von der Küſte des Vaterlandes geſetzt, eine Verordnung die noch heutigen Tages in voller Kraft iſt. Aller Verkehr mit den Fremden wurde den neugierigen Einwohnern unterſagt und dieſe nur in ſehr geringer Zahl in einem unbedeutenden Hafen zugelaſſen. Der Katholicismus wurde ausgerottet, das Heidenthum mit Macht ausgebreitet, die weltliche Gewalt den Nachfolgern des Taikoſama ganz anvertraut, und der frühere Fürſt der Dairi in einen Tempel eingeſperrt, um dort als eine lebendige Puppe ſeine Tage hinzubringen. Ströme von Blut floſſen, ehe dieſe neue Ordnung der Dinge eingeführt werden konnte; allein die Tyrannei erhielt den Sieg; wie wunderlich und widernatürlich das Syſtem auch ſeyn mag, es beſteht bis auf den jetzigen Tag ungefährdet. Das Außerordentliche in dieſer Sache iſt, daß die freigeſinnten Schiffer und Kaufleute ſowohl, als die Fürſten Japans ſich in dieſe Lage fügten, und daß die ſpaniſche Monarchie ſowohl als die Portugieſen es ſich gefallen ließen in den von ihnen heilig gehaltenen Dingen verhöhnt zu werden, während die Holländer, die damals mächtig um ſich griffen, zufrieden waren nur als Gefangene behandelt und in ihren Gewinnſten geſchmälert zu werden. — So iſt denn Japan nun ein verſchloſſenes Land, welches dieſe gräuliche Umwälzung dem Stolze und Uebermuthe der Portugieſen und dem tief eingreifenden, ſich allem widerſetzenden Katholicismus zu verdanken hat.

Für China war dieß eine Veränderung welche die heilſamſten Folgen hatte. Der Friede war nun für immer zwiſchen beiden Reichen gegründet. Anſtatt ihre Junken in den Hafenſtädten des Nordens zu empfangen, fuhren die Chineſen ſelbſt nach Nangaſaki und trieben, wie die Holländer, dort Handel. Kein feind-

liches Geſchwader, keine unüberwindliche Armee nahte ſich von Oſten China's Gränzen; der Oberherr von Japan lebte als ob er gar nicht da wäre; die Inveſtitur und der Tribut wurden vergeſſen, und die Inſulaner rühmten ſich, daß ſie unter allen benachbarten Nationen die einzigen ſeyen welche ihre Unabhängigkeit behauptet. Nur einmal verſagten ſie den Chineſen den Zugang, als ſie von den Mantſchuren überwunden worden waren; denn ſie behaupteten, daß den Feigen kein Verkehr mit einer tapfern Nation geſtattet werden müßte.

Die Freude über den Tod des Taikoſama war ſo groß, daß der Kaiſer nicht wußte wie er ſeine Zufriedenheit ausdrücken ſollte. Man ließ nun dem Volke bekannt machen, daß die chineſiſchen Generale große Siege erfochten und den Feind auf allen Seiten, zu Lande ſowohl wie zur See, geſchlagen hätten. Um den Schein eines Sieges zu geben, wurden die Gefangenen, unter welchen auch einige Verwandte des Taikoſama waren, zu Peking unter den ſchmählichſten Martern hingerichtet. Nun glaubte Wanli ſich in Sicherheit, allein im Nordweſten erhob ſich eine Gewitterwolke, welche mit zerſchmetternder Macht ſich allmählich über China herwälzte, und mit krachendem Donner endlich den Thron der Ming-Dynaſtie vernichtete.

Im Vorhergehenden haben wir hinlänglich über die Niutſchi und Kitan geſprochen. Beide Stämme verloren ſich wie die Mongolen in den ungeheuren Steppen des Nordens, oder wurden mit den einheimiſchen Chineſen ſo verſchmolzen, daß ſie ihre Nationalität gänzlich einbüßten. Die erſteren vereinigten ſich natürlich mit andern Nomaden, nahmen andere Namen an und erſchienen dann zuweilen an den Gränzen China's. Die Bewohner der nordöſtlichen Tatarei, jetzt unter dem Namen Mantſchurei bekannt, zogen das Jägerleben dem der Hirten vor, und durcheilten die ungeheuren Wälder um Zobel und andere Pelzthiere zu fangen, und an dem Fuße der Gebirge die berühmte, für die Medicin wichtige Schinſengwurzel zu ſammeln. Dafür tauſchten ſie an der chineſiſchen Gränze ſich Kleidung und andere Erzeugniſſe jenes Landes ein. Dadurch bereicherten ſich nun die ſüdlichern Stämme, welche noch überdieß Pferde zu Markte brachten, ganz bedeutend, während die nördlichen am Fluſſe Seghalien (Amur) nur dürftig in jenem kalten Klima ihren Unterhalt fanden und überdieß ſehr

roh und unwiſſend blieben. Beide jedoch behielten den Namen Niutſchi bei, der auf ihren gemeinſchaftlichen Urſprung hindeutete; ſie lebten aber immer in feindlicher Berührung, denn die ſüdlichen Brüder bildeten ſich ſehr viel auf ihre Verfeinerung ein, welche ſie von den Chineſen erhielten, und behandelten daher ihre Verwandten mit Verachtung und Härte, was ihnen durch die wilde Grauſamkeit der rohern Stämme oft vergolten wurde. Die Chineſen bekümmerten ſich anfangs ſehr wenig um dieſe Wüſtenbewohner. Als aber ihr Handel wuchs, ſandte man habſüchtige Mandarine als Zolleinnehmer nach den Märkten, und erpreßte große Summen Geldes, was einen ausgedehnten Schleichhandel mit allen ſeinen Uebeln zur Folge hatte. Dadurch entſtanden nun häufige Streitigkeiten, welche die Handelsſperre und ſehr unangenehme Ereigniſſe herbeiführten; da aber der Verkehr beider Völker unabläſſig nothwendig geworden, ſo wurden die Hinderniſſe dieſer Art bald aus dem Wege geräumt. Der alte Hongwu hatte überdieß die Niutſchi ſo gänzlich geſchlagen, daß ein ganzes Jahrhundert beinahe verſtrich ehe ſie ſich erholen konnten; daher brachten einige Stamm-Häuptlinge ihren Tribut und nannten ſich Vaſallen des Reiches. Sie geriethen aber zu wiederholtenmalen in Streit und ſuchten einander nicht nur zu beſiegen ſondern auszutilgen, ſo daß die Chineſen ſehr oft als Friedensvermittler erſchienen und ſelbſt mit den Waffen in der Hand den erbitterten Häuptlingen geboten ſich ruhig zu verhalten. Zu gleicher Zeit aber wollte man nie erlauben daß ſich alle Familien unter einen einzigen Fürſten begaben, wodurch dieſer zu mächtig geworden wäre, ſondern ſuchte eine gewiſſe Eiferſucht, durch reiche Geſchenke auf der einen Seite und Herabſetzung und Geringſchätzung auf der andern, unter den verſchiedenen Stämmen zu erhalten.

Das Volk ſelbſt war zu roh, um die Politik des himmliſchen Reiches zu begreifen, und viele der Anführer und reichſten Tataren bewarben ſich ernſtlich um die Gunſt des Kaiſers. Was man von den weitern Fortſchritten ihrer Macht, der größten die je in Aſien entſtanden, aufgezeichnet hat, wurde von den Chineſen geſchrieben, denn die Nation ſelbſt hatte noch keine Schriftzeichen für ihre Sprache. Erſt ſpäter, als die Mantſchuren — der Name welchen ſie nachher annahmen — die Fertigkeit der chineſiſchen Schreiber bewunderten, ließ ein

Fürſt von den Grundzügen der mongoliſchen, der ſyriſchen Eſtranghelo entnommenen Schrift ein ſyllabariſches Zeichenſyſtem bereiten. In ihrem ganzen Betragen zeigten dieſe Leute überdieß, daß ſie Cultur zu würdigen verſtanden und ſich gern jede Erfindung zu eigen machten.

Wie gewöhnlich hatte man einen Verſchnittenen nach den Gränzen geſandt (1608), um dort als Zolleinnehmer ſich von dem Handel der Mantſchuren zu bereichern. Dieſe kamen dorthin mit ſehr ſtattlichen Pferden und den Bälgen von ſchwarzen Füchſen, aus welchen dieſer Beamte die beſten für ſeinen eigenen Gebrauch wegnahm und davon den Hofſchranzen ein Geſchenk machte. Als daher dieſe Kaufleute ſich ernſtlich beim Statthalter über dieſe ungerechte Handlung beſchwerten, verwies ſie dieſer nach Peking und ſchrieb ſelbſt einen vorzüglichen Aufſatz, welcher die Anmaßungen der Mandarine in ſehr grellen Farben ſchilderte. Aber wie konnte ein ſolcher Ankläger Gehör finden, da die mächtigſten Behörden von den ſchönen Roſſen, den vortrefflichen Pelzen und der ſtärkenden Schinſeng beſaßen, welche der freigebige Beſchuldigte ſo reichlich geſpendet. Da nun Bittſchriften nichts halfen und der Zolleinnehmer es immer ärger machte, griffen die Mantſchuren zu den Waffen und verbreiteten durch ihre außerordentlichen Angriffe und niegeſehene Tapferkeit allgemeinen Schrecken in ganz Liaotong. Selbſt in Peking fing man zu zittern an, denn man war auf einen Anfall nicht vorbereitet. Anſtatt aber große Anſtalten zur Vertheidigung zu machen, ſchenkte der bieder geſinnte Wanli den Tataren eine bedeutende Summe Geldes. Sie zogen ſich darauf wieder innerhalb ihrer Gränzen zurück, und kamen nach wie vor zum Jahrmarkte, um ſich von den pfiffigen Chineſen betrügen zu laſſen.

Theils um die Gränzen zu ſichern, theils um Tataren durch Tataren zu bekämpfen, hatte man den Mantſchuren die Anlegung bedeutender Colonien in einer Berggegend nahe der Gränze erlaubt. Dort lebte das Volk ruhig als Ackerbauer, und zahlte den Chineſen ſeine Abgaben mit völliger Zufriedenheit. Zwiſchen dieſem Lande und China hatte man mehrere Feſtungen erbaut, ſo daß das Reich von dieſer Seite ſo ziemlich geſichert zu ſeyn ſchien. Allein die Mandarine, welche jenes Völkchen nicht im Beſitz ſeiner Güter laſſen wollten, ohne davon ſelbſt Nutzen zu

ziehen, begaben ſich dorthin, um Mittel zu ihrer Bereicherung zu finden. Die Einwohner, die ſo etwas vermutheten, betrugen ſich ſtörriſch und widerſetzten ſich dieſen Eingriffen in ihre Rechte. Dafür ſollten ſie aber büßen; zu dieſem Ende faßte die chineſiſche Obrigkeit den Entſchluß, dieſe Anſiedlungen nach dem Innern von Liaotong zu verſetzen. Mitten im Winter erſchienen die Polizeibeamten, riſſen die Hütten der Barbaren nieder, zerſchlugen ihre Hausgeräthe und zwangen ſie, ungeachtet ihrer Hartnäckigkeit, ihre Geburtsorte zu verlaſſen. Allein die junge Mannſchaft war entſchloſſen einer ſo harten Maßregel keinen Gehorſam zu leiſten. Anſtatt daher den übermüthigen Eroberern zu folgen, gingen ſie in die Wüſteneien zu ihren Landsleuten, während etwa 6000 Greiſe, Kinder und Weiber dieſe böſen Geſellen nach Liaotong begleiteten, und dort vor Hunger und Mange lſtarben. Damit noch nicht zufrieden, zerſtörte ein chineſiſcher Bevollmächtigter die Gränzſtädte der Mantſchuren und ertheilte ihnen den Befehl ſich weiter ins Innere zurückzuziehen. Noch aber war das Volk zu ſehr mit einander entzweit um kräftige Maßregeln zur Gegenwehr zu nehmen; daher gingen ſie in die Wälder und zogen ſich ganz vor den Verfolgungen zurück.

Unterdeſſen verſagte der chineſiſche Statthalter einem Häuptling eine Braut, für welche er die heftigſte Neigung fühlte; da ſich der Fürſt einer ſolchen Gewaltthat mit ganzer Kraft widerſetzte, nahm man ihn verrätheriſcher Weiſe gefangen und ließ ihn dann durch einen Meuchelmörder umbringen. Dieſe grauſame That empörte die Barbaren; der Sohn des Verſtorbenen wurde zum Anführer der Horden gewählt, welche an China Rache nehmen wollten, und dieſer ſchwur, daß er 200,000 Chineſen den Manen ſeiner Familie aufopfern wollte. Mit ſolchen Drohungen war es den Tataren ernſt. Ihre Gewohnheiten und ſelbſt das Geſetz beſtanden darauf daß, wenn einer der Häuptlinge mit Tod abging, eine große Anzahl ihrer Dienerſchaft am Grabe des Fürſten grauſam geſchlachtet werden ſollte, um ihm in jener Welt zu dienen. Daher wurden mit wüthender Blutgierigkeit die Unſchuldigen wie Thiere niedergeſtoßen und die Leichname der Ermordeten auf den Straßen längs der Gränze, zur Warnung für die Chineſen, hingeworfen. Dieſer Prinz wurde der Stammvater der jetzigen Dynaſtie, welche den Thron von China beinahe zwei Jahrhunderte beſitzt.

Unter ſeiner Anführung näherte ſich eine bedeutende Schaar Tataren der Stadt, wo ſie gewöhnlich ihren Jahrmarkt hielten. Sie eilten mit ihren Roſſen vor die Mauern, wurden aber von dem Commandanten mit ſolcher Kraft empfangen, daß ſie ſich eiligſt zurückzogen, nachdem die Laufgräben mit Leichen angefüllt waren. Ein Verräther aber brachte die Feinde innerhalb der Mauern. Nachdem der Commandant getödtet worden war, fielen die Mantſchuren über die chineſiſchen Soldaten her und hieben die ganze Beſatzung nieder (1618). Nun verbreiteten ſie ſich über die Ebene, ſo daß die Chineſen in Furcht gejagt wurden und der Kaiſer nach Makao ſandte, um von dort ein Corps Portugieſen und Eingeborne herbeizurufen und die kaiſerliche Armee auf europäiſchem Fuße zu exerciren. Der Staat wäre vielleicht glücklich und erfolgreich in allen ſeinen Unternehmungen zur Erhaltung ſeiner Unabhängigkeit wider die Barbaren geweſen, hätte Wanli dieſe Fremden mit ihren Kanonen und Gewehren nicht zurückgeſchickt, gerade als ſie die Hauptſtadt erreicht hatten, da die augenblickliche Gefahr verſchwunden war.

Endlich erwachte Wanli aus ſeinem langen Schlummer; ein neuer Statthalter wurde nach Liaotong abgefertigt, und der frühere Beamte, welchem man Schuld an allen dieſen Unruhen gab, wurde ſehr hart beſtraft. Schon waren zwei Mandarine zu den Tataren übergegangen; man ergriff ſie aber und verurtheilte ſie zum Tode. Der neue Machthaber war jedoch entſchloſſen die Gränzländer in eine Wüſte zu verwandeln, um dergeſtalt den Mantſchuren jeden Einfall unmöglich zu machen. Nachher wollte er ſelbſt einen Beweis ſeiner Tapferkeit ablegen, und fiel daher mit einem ſehr bedeutenden Heere in vier verſchiedenen Abtheilungen in die Mantſchurei ein. Anſtatt aber Menſchen zu finden, fand er ſich bald von undurchdringlichen Wäldern umringt. Es gab weder Brücken noch Wege und der Marſch der Armee war daher nicht allein ſehr langſam, ſondern den größten Mühſeligkeiten ausgeſetzt. Viele Tage lang hatte man nicht einen einzigen Barbaren geſehen; darum dachte der Gouverneur, daß die Nomaden ſich aus Furcht weiter im Norden zerſtreut hätten. Er war daher, ungeachtet der Todtenſtille welche um ihn her herrſchte, mit ſeinem Zuge ſehr zufrieden. In dieſer Sicherheit fielen die Mantſchuren plötzlich über eine Diviſion her, umringten

ſie von allen Seiten und vernichteten ſie gänzlich, ohne daß ihre Waffengenoſſen, welche in der Nähe ſtanden, zu Hülfe kommen konnten. Man ſchrieb dieſe Niederlage der Eile des Generals zu, welcher, ohne das weitere Vorrücken des andern Regiments abzuwarten, zu weit in die Wälder vorgedrungen, und daher ſeinem Untergange entgegengegangen. Von dieſem Augenblick an war man von Furcht vor dieſen Tataren-Horden durchdrungen und wollte mit ihnen Frieden machen; allein die Mantſchuren, der Treuloſigkeit der chineſiſchen Behörden eingedenk, ſchlugen alle Unterhandlungen ab und vernichteten einen Theil des Heeres nach dem andern. Gerade als in Deutſchland der unglückliche dreißigjährige Krieg anfing (1618), erſchienen zum erſtenmale die Mantſchuren als mächtige Sieger. Ungleich den Hunnen, Türken, Kitan, Niutſchi und Mongolen, welche von Zeit zu Zeit ſich großer Landesſtrecken bemächtigt, war dieſer Stamm ein ſehr kleines Häuflein, noch ganz unerfahren im Kriege, ohne ſich früherer Siege zur Belebung des Muthes erinnern zu können, und ſelbſt von den übrigen Tataren gering geachtet. Der Name der Mantſchuren war ganz unbekannt; als einzelne Horden hatten ſie bisher in geringer Zahl, oft in Fehden mit einander verwickelt, in den Wäldern und Steppen gelebt, und ſich ſehr wenig um den Ackerbau bekümmert. Sie liebten die Jagd, waren ſehr gute Pfeilſchützen und vortreffliche Reiter, konnten auch die größte Entbehrung ohne Murren ertragen und ungefährdet im kalten Winter einen Zug unternehmen; denn dieß hatten ſie am Amur-Fluſſe auf ihren langen Jagden gelernt. Dieß ſind ihre Vorzüge; dagegen wußten ſie nichts von der Kriegskunſt, fochten beinahe immer ohne Plan, und verſtanden nie ihre Siege zu benutzen. Feuergewehre hatten ſie noch nicht geſehen, und die Stärke ihres Heeres beſtand in den Bogen, welche ſie ganz vortrefflich handhaben konnten, und in den ſchnellen Bewegungen ihrer behenden Cavallerie. Wie aber ein an Zahl und Ordnung weit überlegenes chineſiſches Heer, welches hinlänglich mit Geſchütz verſehen war, überwältigt und von bloßen Horden aufgelöſt werden konnte, iſt bis jetzt noch ein Räthſel. Nach reifer Unterſuchung aller Umſtände dieſes Krieges gelangen wir endlich zu dem Reſultate, daß die Mantſchuren in kürzerer Zeit und mit viel geringeren Mitteln erfolgreicher fochten als je ein anderer

Tataren-Stamm, und daß ihre Eroberungen größer und dauernder waren als die irgend einer andern Nation, mit Einſchluß der Perſer und Römer. Wie dieß geſchah, und wie eine ſolche außerordentliche Begebenheit, wie die Unterwerfung von ganz China ſtattfand, ohne daß ſich Europa im geringſten darum bekümmerte, wird die folgende Erzählung lehren.

Unter der Regierung des Wanli haben wir jedoch nur zu bemerken, daß, nachdem das wackere Heer des neuen Statthalters geſchlagen worden war, die feindliche Reiterei ſich plötzlich zurückzog, ohne davon nur eine Urſache anzugeben. Da fielen die Mantſchuren plötzlich in Liaotong ein; der Gouverneur jedoch vertheidigte die Hauptſtadt tapfer, während ſie alle Städte bis zu den Gränzen Korea's hinwegnahmen. Dort angekommen, berathſchlagten ſie was nun zu thun ſey; die klügſten Häupter faßten den Entſchluß für ſich dieß Land zu erobern. Während ſie noch nicht entſchieden waren welche Richtung ſie mit ihren Reiſigen nehmen ſollten, hörten ſie, daß ein anderer Stamm ungeſtört bis zu den Wällen Pekings vorgedrungen ſey (1620). Nie hatten ſie dieß für möglich gehalten, und obgleich der Zug eine bloße Streiferei war, ſo belebte doch dieſer Umſtand ihren Muth, und nun richteten ſie ihren feſten Blick auf China, welches ſie ſchon als ihr Eigenthum betrachteten. Ihre Landsleute hätten ſich jedoch nicht ungeſtraft den Thoren Pekings genähert, wäre nicht die Gemahlin des Wanli gerade geſtorben, was eine ſolche anhaltende Trauer in der Bruſt des Kaiſers verurſachte, daß er bald darauf vor bloßem Gram und durch den Gedanken an den Trotz der Mantſchuren gepeinigt ſeinen Geiſt aufgab.

Von den Unruhen, welche unter dieſer Regierung in Sſe-tſchuen vorfielen, erwähnen wir nur, daß der eingeborne Prinz, welcher für ſein Ländchen gegen die Chineſen focht, ſich tapfer vertheidigte, und da er endlich keinen Ausweg vor ſich ſah, ſich ſelbſt und ſeine ganze Familie entleibte. Nun wurde dieſer Strich Landes zu China geſchlagen und das Reich bedeutend nach Weſten ausgedehnt. Mit den Ureinwohnern von Kueitſchéu wurden die Mandarine jedoch nicht ſo ſchnell fertig, denn ſie kamen von ihren Bergen herab und richteten großes Unheil unter den friedlichen Einwohnern an. Nachdem nun ein großes Heer in die Gebirge eingedrungen, fochten die Barbaren mit der Entſchloſſen-

ſie von allen Seiter
Waffengenoſſen,
konnten. Man
welcher, ohne
ten, zu weit
gange ent
Furcht v
ihnen F
der chin
gen ab
Gerat
anſin
mäch
und
ſtre
no
P
ü
r

[illegible] die Chineſen wurden in jedem Treffen beſiegt. [illegible] ihre Feldherren, zog ſich bald zurück, [illegible] aufgefordert, und kündigte mit vielen [illegible] ſeiner Aufrichtigkeit den Eingebornen im Namen [illegible] an, daß es ihnen von ganzem Herzen vergeben ſey. [illegible] ſich beide Theile ruhig und kein anderes wichtiges [illegible] das gute Einverſtändniß der Regierung.

[illegible] iſt ein merkwürdiger Umſtand daß die gleichgültigen [illegible], die alles Fremde mit Verachtung anſehen, unter der Regierung des Jonglo (1420) die Luſt bekamen einmal fremde Länder unter der Leitung ihres Kaiſers zu beſuchen. Der Befehl, welchen dieſer Monarch ſeinem Abgeſandten gab, lautete, daß er alle Länder des Weſtens bereiſen und davon die Kunde dem himmliſchen Reiche bringen ſollte. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß der unternehmende Geiſt, welcher dieſen Auftrag erhielt, nie ſeine Beſtimmung erreichte. Später ging ein Mandarin unter der Regierung des Siuente mit einem ſehr zahlreichen Gefolge nach Bengalen, um über Religion, Völker und Producte die nöthigen Kenntniſſe zu ſammeln. Er wurde ſehr wohl empfangen und ging ſelbſt zur See nach Arabien, dem Lande des falſchen Propheten. Die Beſchreibungen welche er uns hinterlaſſen, ſind aber äußerſt dürftig, kurz und voll von Namen. — Sobald aber die Fremden des fernen Weſtens die Ufer China's erreicht hatten und viel über ihr Geburtsland ſagen konnten, verſchwand auf einmal die Begierde nach fremdem Wiſſen, und die Portugieſen ſahen ſich vergeblich nach Leuten um welche den Vorzug ihrer Kenntniſſe zu ſchätzen wußten. Die Anzahl der Coloniſten hatte ſich jedoch zu Makao bedeutend gemehrt; da dort ein Gouverneur war, welcher ſeine Untergebenen nach den Geſetzen ſeines Vaterlandes behandelte, wurde der Statthalter zu Canton ſo eiferſüchtig, daß er den Häuptling und die portugieſiſchen Richter in herriſcher Sprache vor ſich forderte. Zwei Abgeordnete wurden daher nach jener Stadt von Canton aus abgefertigt und erſchienen als Bittſteller vor dem Machthaber. Er ſchalt ſie ihres Leichtſinnes, ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die chineſiſchen Geſetze wegen, und entließ ſie mit den fürchterlichſten Drohungen, daß er ſie alle ſogleich von der Halbinſel wegtreiben wollte. Anſtatt nun harte Worte

mit Trotz zu erwiedern, verbeugten ſich die Portugieſen, verſprachen unbedingten Gehorſam, und bevor ſie den Palaſt des Statthalters verließen, hatten ſie ſo reiche Geſchenke geſpendet daß man ihrer Unwiſſenheit vergab, und ſie nun jährlich einen Pacht von 500 Unzen an die chineſiſche Regierung in Anerkennung ihrer Lehnherrſchaft dort bezahlten. So verſammelten ſich nun eine Menge Fremde und Chineſen an der neuen Niederlaſſung, und es entſtand ein ſehr bedeutender Handel; viele der Producte welche die Portugieſen nach Japan verfuhren, mußten zu Canton angekauft werden. Die Mandarine wurden aber ſehr bald auf die großen Häuſer welche die Barbaren erbauten, neidiſch; daher wurden Gebäude der Art aufs ſtrengſte verboten. Wollte daher Jemand ein Haus aufführen, ſo hatte er erſt die Freiheit von der Obrigkeit zu erkaufen, und nichts ging ohne Erpreſſungen von ſtatten.

Die Kaufleute jedoch entſchädigten ſich für alle Verluſte durch den Handel in Canton. Jedes Jahr gingen ſie nach jener Stadt und brachten den Mandarinen köſtliche Geſchenke; wenn ſie abzogen, wurden dieſelben Abgaben an die chineſiſchen Behörden entrichtet. Dafür aber bezahlten ſie nur ſechs Procent Zoll, genoſſen große Freiheiten und ſchmuggelten überdieß den größten Theil ihrer Güter. Gegenſeitiger Gewinn knüpft Nationen an einander, und es iſt unmöglich ſie von einander zu ſcheiden. Was auch immer als Störung vorfallen möge, iſt ſehr bald beſeitigt, und die Dinge gehen ſchnell wieder ihren gewöhnlichen Gang, ſelbſt wenn die Hinderniſſe unüberwindlich ſcheinen. Man muß die Blüthe Makao's in die Regierungsjahre des Wanli legen, während welcher noch kein Fremdling das gute Vernehmen der Portugieſen ſtörte, oder eine rüſtigere Nation ſie aus dieſem Markte vertrieb.

Allein es war nicht nur der Hang nach Geld, welcher dieß Volk beſeelte; ſie wollten auch Eroberungen für den Papſt machen und der Jungfrau Anbeter verſchaffen. Schon frühe hatte der ausgezeichnete Franz Xavier, ein Mann von eiſernem Muth, mit unauslöſchlichem Eifer für die Ausbreitung von Roms Aberglauben beſeelt, in lichthellen Augenblicken ein wahrer Verehrer des Heilandes, den Entſchluß gefaßt den Chineſen die Ceremonien des weſtlichen Clerus bekannt zu machen. Er ſchlug daher eine

Geſandtſchaft nach Peking vor, und beredete eines ſeiner Beichtkinder dazu, das Geld hiefür vorzuſchießen. Schon war er im Begriff die Reiſe anzutreten, ſchon war das Schiff in Bereitſchaft, als plötzlich der Gouverneur von Malakka dieſe Unternehmung verbot und ſich ſelbſt das Geld zum Behufe des Staates zueignete. Da ſtand nun Xavier troſtlos da, nicht wiſſend was er anfangen ſollte; er begab ſich dann 1552 nach Schangtſchuen, wo damals noch die bedeutendſte Niederlaſſung ſeiner Landsleute war, und verlangte ſehr ernſtlich nach dem Feſtlande überzugehen; allein ſelbſt nicht die Fiſcherleute durften ſo etwas wagen — man zitterte überall vor dem Gedanken einen Barbaren ins himmliſche Reich hereinzubringen. Leute wie Xavier jedoch erhalten nur noch größern Muth, je größere Schwierigkeiten ſich darbieten, und ſo vermochte er endlich einen Kaufmann, durch Bezahlung einer bedeutenden Summe Geldes, ihn mit herüber zu nehmen. Groß war die Freude über das Gelingen ſeines Vorhabens; jedoch der Tod holte ihn ab, noch ehe er ſeinen Wunſch erreicht. Der Aberglaube, der ſich gern chriſtlich nennen möchte, und wirklich heidniſch iſt, machte aus ſeinem Grabe einen Wallfahrtsort, und ſprach von ſeinem nicht verweſenden Leichnam, ihn unter die Heiligen verſetzend.

Gerade in demſelben Jahre fand ein Dominicaner, ein Spanier von Geburt, ſeinen Weg nach China, wurde aber wieder von dort vertrieben. Einige Jahre ſpäter verbanden ſich vier Capucinermönche auf Leben und Tod, das Kreuz in dem himmliſchen Reiche aufzupflanzen; ſie begaben ſich daher nach Fokien. Doch ehe ſie dieſe Provinz erreichen konnten, litten ſie Schiffbruch und kamen in einem ſehr elenden Zuſtande in China an. Gern wären ſie dort geblieben, allein die Mandarine ſetzten ſie an Bord einer Junke und ſandten ſie, unter ſehr vielen Höflichkeitsbezeugungen, nach Manila.

Der Papſt, welcher immer ernſtlich bemüht iſt alle Länder der Erde ſeiner geiſtlichen Herrſchaft zu unterwerfen, ſandte auch einen Vicar, Namens Valigano, nach Japan, welcher ſich einige Zeit zu Makao aufhielt. Dieß war ein ſehr ernſter Mann, voll Eifer für die Kirche, der die Welt dem Kreuze zu unterwerfen wünſchte. Wenn er aber von Makao aus nach jenen dürren Felſen

hinblickte, welche dieſe Niederlaſſung umringen, pflegte er auszurufen: o Fels, wann wirſt du dich öffnen? Er ließ es jedoch nicht bei frommen Wünſchen und wiederholten Meſſen bewenden, ſondern ging ſogleich ans Werk, und ſuchte einige tüchtige Männer aus ſeinen Begleitern für die chineſiſche Miſſion aus. Seine Wahl fiel auf drei, von denen einer, Ricci, ein Jeſuit, ſich bleibenden Ruhm erworben hat. Dieſe Leute machten es ſich zur Pflicht, erſt die Sprache zu erlernen; nachdem ſie darin wohlbewandert waren, ſandte der Senat von Makao ſie als Geſandte nach Canton, um dort den Magiſtrat anzuflehen, der Colonie nicht ihre Privilegien zu nehmen. Da betrugen ſie ſich, wie die Jeſuiten es gewöhnlich thun, ſehr klug; unter andern machten ſie dem Gouverneur ein Prisma und einen Pendel zum Geſchenk. Da ſie ſehr geſcheidte Leute wären, ſo erlaubte ihnen der Statthalter zu Canton zu bleiben. Nachher zogen ſie ſich weiter ins Innere zurück, und während einer von ihnen in der Nähe Cantons den Portugieſen die Meſſe las, verkleidete ſich Ricci und ſein Gefährte als Buddha-Prieſter. Bald aber ſtarb ihr Gönner, und ſo erſuchte man ſie daß ſie, wie die heidniſchen Bonzen, Meſſen leſen und ein Todtenopfer halten ſollten. Einem ſolchen Anſuchen konnten ſie natürlich kein Gehör geben, und ſo erhielten ſie Befehl ſogleich aus China fortzuziehen. Ricci, welcher nun die Leitung des Ganzen übernahm, war nicht der Mann um ſich durch geringe Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Er hatte ſehr wohl gelernt wie man mit den Mandarinen verfahren müſſe; anſtatt daher ihren Befehlen zu gehorchen, zog er ein ſtattliches Kleid eines gelehrten Doctors an und begab ſich in die nächſte Provinz Kiangſi. Nach manchen Gefahren und der Bereitlung mancher ſeiner Pläne ſiegte er durch Liſt und Geſchenke und durch ſein großes Talent, ſo daß er endlich zu Nanking ankam. Schon hatten andere Jeſuiten und Mönche verſchiedener Orden ſeine Stelle im Süden eingenommen. In jener zweiten Hauptſtadt des Reiches ſchmeichelte er ſich ſehr bald bei dem Statthalter ein, deckte die großen Mängel der chineſiſchen Aſtronomie auf, erwarb ſich großes Zutrauen wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe, und vermochte ſeinen Gönner dahin daß er ein ernſtes Schreiben an den Hof ergehen ließ, um die vorzüglichen Kenntniſſe des Barbaren in der Aſtronomie zu rühmen. Die Hauptſtadt zu beſuchen war

das erſte Streben des Ricci, denn dort hoffte er einen Eindruck auf den Kaiſer zu machen. In Geſellſchaft eines Mandarins, der ihm ſehr geneigt war, ging er daher mit einem gewiſſen Cataneo nach Peking. Allein man wollte ihn dort nicht bleiben laſſen, und ſo mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

Der Papſt, welcher von dieſem außerordentlichen Manne gehört, ließ ſogleich neue Miſſionäre nach China gehen, und ſandte ſo reiche Geſchenke dahin daß Ricci freudig unternahm ſich als Tributträger zu Wanli zu begeben. Kaum war er in Peking angekommen, als ihn einer der Verſchnittenen beſuchte; da ihm alle Sachen ſehr gefielen, ſo wollte er das Ganze hinwegnehmen und für ſich ſelbſt behalten. Hier machte Ricci außerordentliche Anſtrengungen um mit dem Kaiſer bekannt zu werden; er ſchenkte ihm ſchöne Uhren und andere Koſtbarkeiten, unter andern auch Landkarten, und überdieß eine Abbildung des Erlöſers ſowohl als der Jungfrau, mit einem Käſtchen von Reliquien. Wanli wußte erſt nicht, was er mit dieſen außerordentlichen Dingen machen ſollte. Für die Uhr erbaute er einen Thurm; nach der Weltkarte guckte er mit ſeinen Gelehrten hin, und als er China nicht in der Mitte aller Länder, von vier Meeren umgeben, abgebildet ſah, ſo bezweifelte er ſehr die Richtigkeit der geographiſchen Kenntniſſe dieſes Mannes. Er wurde noch mehr in ſeinem Mißtrauen beſtärkt, als er Amerika auf der andern Halbkugel erblickte. Die Alten hatten nie dieſes Theils der Erde erwähnt; daher mußte ſein Beſtehen eine bloße Erdichtung der Barbaren ſeyn, welche ſie den geſcheidten Chineſen aufdringen wollten. Allein warum ſollte man ſich um die entlegenen Länder dieſer Fremden bekümmern und ſich über ihre Beſchaffenheit ſtreiten, es iſt ja dem himmliſchen Reiche gleichgültig ob dieſe Gegenden wirklich vorhanden ſind oder nicht.

Nachdem nun Wanli lange wie ein Kind ſich mit ſeinen Geſchenken gefreut, befahl er endlich dem Tribunal, ſeinen Bericht über dieſen Fremden abzuſtatten. Dieſer lautete folgendermaßen:

Wir haben keine Verbindung mit dem Weſten, wo man weder unſere Geſetze noch unſere Grundſätze befolgt. Die Bilder vom Herrn des Himmels und einer Jungfrau, die uns Li Matéu (Ricci) angeboten, ſind von keinem Werth; die Knochen welche er zum Geſchenke machen will, gehören, wie er ſagt, den Unſterb-

lichen an (Feen?); allein er bedenkt nicht daß, wenn dieſe gen Himmel gehen, ſie auch ihre Gebeine mit ſich nehmen. Wir ſind daher zu dem Entſchluß gekommen daß man ſich mit dieſen Neuerungen nicht aufhalten, und ihn ſowohl als ſeine Geſchenke zurückſchicken müſſe.

Ricci hatte aber ſchon zu großen Einfluß in der Hauptſtadt als daß er ſich durch dieſen Befehl hätte irre machen laſſen ſollen. Selbſt einer der Miniſter am Hofe, welcher zum erſtenmal von der Unſterblichkeit der Seele hörte, bekannte ſich zum neuen Glauben, nahm die Miſſionäre in Schutz und machte ihnen große Geſchenke. Da nun die Jeſuiten die Oberhand hatten und ſich in alles ſchicken, an alles anſchmiegen konnten, gewannen ſie viele für ihren Glauben, unter andern auch die Tochter jenes Miniſters, die bei den Katholiken einen großen Ruhm unter dem Namen Candida genießt. Sie baute Kirchen, unterhielt ſich mit den Prieſtern, war rechtgläubig und freigebig, und ſtärkte den Muth der kleinen Schaar ſehr bedeutend. So geſchah es denn daß in ſehr kurzer Zeit 90 Kirchen geſtiftet und überdieß noch 45 Bethäuſer errichtet wurden. Man ſtiftete Bruderſchaften, der Jungfrau Maria geweiht, und unter allen Schlacken fand man einen Verein, der wöchentlich am Freitage ſich verſammelte, um über die Leiden des Heilandes nachzudenken. Die Gelehrten welche dem Papſtthum huldigten, hatten ſich Ignatius zum Patron erwählt, deſſen Ordensregeln ſie aufs feſteſte aufrechthielten. Die Seele des Ganzen war die unermüdete Candida, eine Frau, wie China nie wieder eine geſehen. Sie bezahlte den Druck der Scholaſtiker, der Lebensbeſchreibungen der Martyrer und Mährchen, welche der unermüdete Ricci ins Chineſiſche überſetzte. Sie durchreiste ſelbſt in Geſellſchaft ihres Sohnes die Provinzen, um neue Kirchen zu errichten; ſie nahm die Findlinge auf, ließ ſie auf ihre eigenen Koſten ernähren, und lehrte die Blinden, welche ſich in China mit Wahrſagungen beſchäftigten, die Grundzüge des Papſtthums, um es in allen Straßen und in allen Ecken bekannt zu machen. Sie war eine Dame von vorzüglicher Schönheit und dabei männlichen Charakters, ſehr hoch von Wanli geehrt, welcher ihr ein prächtiges Kleid zum Geſchenk machte. Anſtatt dieß aber zu gebrauchen, vermachte ſie ein Stück davon einem Altar, den übrigen geſtickten Theil verkaufte ſie, um den Ertrag den Armen zu geben.

Ricci, mit einem großen Geiſte begabt, empfing die unzählbaren Beſuche von Leuten aller Art mit der größten Höflichkeit und ſo einnehmendem Betragen, daß Jedermann wie bezaubert den fremden Prieſter verließ. — Allein die Anzahl ſeiner Bekehrten erregte auch ziemlich Neid; man ſchwärzte ihn in dem Palaſte als einen ſehr gefährlichen Menſchen an; die heidniſchen Prieſter verlangten daß er die Regierung des Himmels ſeinem Gotte überlaſſen möchte, während ſie ſich um die irdiſche hinreichend bekümmern wollten. Wären ſeine Feinde nicht in Ungnade gefallen, ſo würde dieſer feurige Miſſionär genöthigt worden ſeyn die Hauptſtadt zu verlaſſen. Allein man verklagte ſie bei Hofe, und ſie ſelbſt waren genöthigt ins Gefängniß zu wandern. Bald aber brachte man dem ſchwachen Wanli den Argwohn bei daß ſich Cataneo, der gerade zu Makao war, zum Kaiſer aufwerfen wollte. Sogleich wurde eine Sperre der Colonie befohlen, und ein General erhielt den Befehl die Feſtungswerke zu erſtürmen. Dieſer Held aber blieb lange unentſchloſſen; nachher ſah man die Albernheit dieſes Gerüchts ein und unterließ alle feindlichen Angriffe.

Ricci hatte ein Haus zu Peking gekauft und dort eine Kirche errichtet, die dem heiligen Joſeph geweiht war. Hier ſchrieb er nun ſeine verſchiedenartigen Bücher, welche die Bewunderung der Welt erregten. Nachdem er alles für den Romanismus aufgeopfert, und mit Leib und Seele die Herrſchaft des Papſtes und ſeiner Kirche verfochten, ſtarb er (1610). Er war einer der größten Männer, welche je nach China geſandt wurden. Der Kaiſer ſelbſt war über ſeinen Tod gerührt, und die Stadt Peking betrauerte den Tod eines Fremden. Der Schutzherr war nun im Grabe, und die zahlreichen Miſſionäre ſahen ſich durch ein Edict des Tribunals der Gebräuche bald von ihren Kirchen vertrieben und genöthigt nach Canton zu wandern. Wenn man bedenkt, wie viel dieſe Leute erduldeten, um die Chineſen eine Menge Gebete vom Roſenkranz herplappern zu laſſen und ihre Götzen mit Bildern des Weſtens zu vertauſchen; um ihre polytheiſtiſchen Ideen durch tauſend Heilige nur noch mehr zu erweitern, um in einem dunklen Jenſeits das Fegfeuer und die Seelenmeſſen in ſtarken Farben hervorzuheben, den Erlöſer aber mit ſeiner verſöhnenden und ſchuldtilgenden Gotteskraft gerade im Hinter-

grund erſcheinen zu laſſen, dann iſt man wirklich beſchämt über die Lauigkeit der Diener des wahren Gottesdienſtes, welche ſo wenig für ihre heiligen Zwecke erdulden können. Welch ein Anblick, wenn Ricci Jeſum den Gekreuzigten gepredigt hätte, welche Bekehrte, welches Chriſtenthum hätte er durch ſein Blut begründet! Wie wäre es andererſeits mit China gegangen, wenn das Papſtthum den Sieg davon getragen hätte, und zu Peking ſowohl als in allen andern großen Städten, wie zu Goa eine Inquiſition errichtet worden wäre. — Solche Gedanken führen uns jedoch von unſerer Geſchichte ab.

Die Miſſionäre hatten die ſchon obenerwähnten Portugieſen zur Bildung des chineſiſchen Heeres ſehr ernſtlich angetrieben. Die chineſiſchen Bewohner von Makao dagegen ſetzten eine große Ehre drein, dem chineſiſchen Reiche einen ſolchen Dienſt zu leiſten. Daher betrieb ihr Geſandter Tereira am chineſiſchen Hofe dieſe Sache ſehr eifrig. Nachher kam ein Jeſuit nach Makao, um die Ankunft dieſer Hülfstruppen zu beſchleunigen, und ſo zogen denn 200 Portugieſen und 200 Schwarze, ein jeder einen Diener hinter ſich habend, nach Canton, in ſtattlich glänzender Rüſtung. Als ſie dort angekommen, gaben ſie eine öffentliche Probe von ihrer Fertigkeit im Exercitium, und gefielen den Chineſen ungemein in ihren Waffenübungen. Nun ſchifften ſie ſich auf Booten ein und wurden während der ganzen Waſſerfahrt von den Behörden in der Gegend des Fluſſes ſehr ehrerbietig empfangen und herrlich bewirthet. Die Soldaten waren darüber äußerſt erfreut und führten ein herrliches Leben. — Ueber den Meiling-Paß gab man ihnen Pferde, und nachdem ſie Kiangſi betreten, erreichten ſie glücklich Peking auf dem großen Canal. Dort kamen alle großen Herren zu ihnen, um ihre reiche, blitzende Rüſtung zu bewundern und dann wieder über die ſchnellen Wendungen ihrer kleinen Armee zu erſtaunen. Allein während ſie dort ein Gegenſtand allgemeiner Achtung waren, bemühten ſich die Kaufleute von Canton ernſtlich ihren Fortſchritt zu hemmen. Sie ſagten ſehr natürlich, die Portugieſen haben es auf weitern Verkehr mit China abgeſehen; erhalten ſie Eingang zu Peking, ſo verlieren wir unſern Erwerb. Daher ſpendeten ſie den geldſüchtigen Mandarinen ſehr große Summen, und da man zu Canton den Weg den Soldaten nicht verſchließen konnte, ſo erreichte ſehr bald ein

Abgeordneter Peking. Dort fand er ſchnell Behörden, die ihm in jeder Hinſicht zu willfahren bereit waren; die Handelsleute bezahlten alle Unkoſten, welche ſie durch Erpreſſungen von den Portugieſen wieder erhielten, und der Kaiſer durch Verſchnittene dazu beredet, gab endlich Befehl daß die fremden Krieger wieder mit allen möglichen Ehrenbezeugungen entlaſſen werden ſollten. Die Tataren hatten ſich damals gerade in die Steppen zurückgezogen, und Wanli war von der Furcht befreit. Hätte er dieſe Leute bei ſich behalten, ſo würde vielleicht jetzt noch ein Chineſe auf dem Throne ſitzen. Von dieſem Augenblick an jedoch erkannte man das Uebergewicht des Weſtens an.

Wanli liebte ſeine Mutter aufs innigſte und unterwarf ſich ihr in jeder Hinſicht. Als ſie ſtarb, war er ganz troſtlos, und befahl allen Mandarinen daß ſie 24 Tage lang Trauer anlegen ſollten; er verbrannte alle ihre Kleider und ihr ganzes Hausgeräth, damit Niemand von geringerem Range davon Gebrauch machen könnte. Als der Leichnam zum Begräbniß ausgeſtellt wurde, ſtreute er Edelſteine und Perlen darauf, und dieſe wurden mit dem prächtigen Sarge in die Erde geſenkt. Darauf verrichtete er die Ceremonien, die bei ſolchen Gelegenheiten gebräuchlich ſind, und ſtellte dann den Sarg unter einen Thron, wo ſich die Bewohner des Harems verſammelten. Dort brachte man Opfer den Schatten im Todtenreiche, und die Mandarine der Hauptſtadt ſowohl als ihre Frauen, jedoch Männer von Frauen geſondert, mußten dieſelben Gebräuche verrichten, welche man den Götzen erſter Claſſe erweist. Nachher verfügten ſich die erſteren nach ihren Amtszimmern, wo ſie drei Tage lang faſteten, und nichts als dünne und ſchlechte Speiſen aßen, was man in China faſten nennt. Sieben Tage lang wurde es den Schlächtern unterſagt Thiere zu tödten und Fleiſch zu verkaufen, während man das Volk ermahnte ſeine Trauer öffentlich in den Rathshäuſern an den Tage zu legen. Die Bonzen laſen unterdeſſen Seelenmeſſen und läuteten die Glocken; die fremden Prinzen und Geſandtſchaften am Hofe eilten zu dem Sarge, um nach ihrer Weiſe ihre Ehrfurcht der entſeelten Kaiſerin zu bezeigen, während in den Provinzen dieſelben Ceremonien wiederholt wurden. Die Aſtrologen mußten den glücklichen Augenblick beſtimmen, wo man die Leiche zu Grabe bringen ſollte. Eine ganze Armee wurde zur Begleitung

beſtimmt. Vorher aber verbrannte man ſehr ſchön verfertigte Figuren von Papier, welche Häuſer, Paläſte und Küchengeräthe aller Art ſehr täuſchend darſtellten. Dann fing der große Zug an, von Myriaden begleitet; vor dem Sarg ſtreute man auf dem ganzen Wege gelbe Erde hin; viele hundertmale hielt die Proceſſion an, um die gewöhnlichen Förmlichkeiten zu beobachten; nach drei Tagen endlich erreichten die Mandarine des Mauſoleum. Dort ſchlachtete man einen Stier und brachte dann ein Trankopfer dar, um den Geiſt der Abgeſchiedenen zu verſöhnen. In der Hauptſtadt war unterdeſſen Wanli beſchäftigt noch größere Feierlichkeiten in der Walhalla zu begehen, und dort ſämmtlichen Manen ſeine Verehrung zu bezeigen. Bei dieſer Gelegenheit entließ er aus den Gefängniſſen alle Verbrecher, die nicht den Tod verwirkt und füllte jegliche Bruſt mit Freude und Wonne. — Der Schatz eines kleinen Königreiches würde kaum zureichend geweſen ſeyn, um nur anzuſchaffen was man hier ohne Zweck verbrannte.

In ſeinem Palaſte herrſchte Wanli ſehr beſchränkt, ein Spiel der Verſchnittenen und Weiber. Bei der Wahl ſeines Thronerben entſtanden viele Streitigkeiten, und der Mann, welcher es wagte darüber ſatyriſch zu ſchreiben, wurde erſt enthauptet und in Stücken gehauen, nachher aber für unſchuldig erklärt. Großes Aufſehen erregte das Vordringen eines Bauernjungen mit einem ſtarken Knüttel bis zum Gemache des Kaiſers. Darüber wurden viele Unterſuchungen angeſtellt, als ob das Wohl des Staates dadurch gefährdet wäre; endlich ergab es ſich daß dieß Verfahren ſeine Urſachen in den Ränken der Verſchnittenen habe, was man wohl hätte vorherſagen können. Anſtatt aber mit dieſen Sachen ſich nicht zu befaſſen, hegte der Kaiſer immer großes Vergnügen für Intriguen, und war nie glüklicher als wenn er ſich in einem Labyrinthe von ſolchen Spielereien befand. Seine Regierung, welche für den weſtlichen Beobachter von viel größerer Bedeutung als die irgend eines ſeiner Vorgänger iſt, ſtrich dahin ohne Werth und Gehalt. Dennoch beſaß dieſer Mann ziemlich viel Talent, herrſchte über ein blühendes Reich und wählte ſehr zweckmäßige Mittel um allen Gebrechen abzuhelfen, wenn die Verſchnittenen ihm erlaubten ſeine eigenen Kräfte zu benutzen. Auch war Wanli den Gelehrten ſehr hold,

liebte die Literatur und beſprach ſich oft über wiſſenſchaftliche Sachen. Sobald er aber wieder ins Harem zurückging, ſchien er für die Welt und das Reich verloren, und kam immer von dort entnervt und geſchwächt zurück; dennoch aber konnte er dieſen elenden Ort nicht meiden.

Taitſchang, W. N. Kuangtſong.

(1621.)

Dieſer Mann war tief über den Tod ſeiner Mutter und ſeines Vaters betrübt, welcher ſie bald nach einander hinraffte, als man ihm die Krone anbot. Sein Betragen als Kronprinz hatte ihm alle Herzen gewonnen, und daher hoffte man auf eine ſehr glückliche Regierung. Um ſeine Verehrer zu überzeugen was er vermöge, arbeitete Taitſchang unaufhörlich, unterſuchte alle Sachen eigenhändig, und erfüllte ſeine Berufsgeſchäfte mit außerordentlichem Eifer. Darüber fiel der Kaiſer aber in eine heftige Krankheit, von der er, wie ihn die Aerzte verſicherten, ſehr bald geheilt werden könnte. Um dieß jedoch zu beſchleunigen, gab ihm ein Doctor den Trank der Unſterblichkeit, welchen der Monarch auch willig hinunterſchlürfte, und nachdem er ſich deſſenungeachtet ſehr übel befand, zum zweitenmale nahm. Dieß war hinreichend für ſeine ſchon äußerſt zerrüttete Geſundheit; ſobald er den Trank gekoſtet, gab er ſeinen Geiſt auf, nachdem er nur einen Monat regiert hatte. Die Erwartungen des ganzen Reiches wurden daher in einem Augenblick vereitelt. Man hielt natürlich den Doctor und die kaiſerliche Prinzeſſin, welche die Arznei bereitet, in Verdacht den Kaiſer vergiftet zu haben. Man konnte jedoch keine Beweiſe finden, und ſo mußte man ſich mit bloßen Muthmaßungen zufriedenſtellen.

Die Mutter des Prinzen, welche ſchon früher ihren Sohn auf den Thron zu heben bedacht, und durch Taitſchangs Glück äußerſt betrübt worden war, ſuchte nun wieder ſeine Anſprüche geltend zu machen. Die Großen jedoch hörten die Rede des Weibes gleichgültig an und erklärten daß nur der Sohn des Verſtorbenen, ein unerfahrner Jüngling, dieſe hohe Würde bekleiden ſollte. Da ſie keinen Anhang hatte, ſo ließ ſie ſich dieſe Wahl gefallen. Als aber dem jungen Mann der Beſchluß bekannt wurde, konnte er kaum ein Wort vor Erſtaunen und Furcht

vorbringen, und betheuerte feierlich daß er nie und unter keinen Umſtänden ſo etwas zulaſſen wollte, denn er fühle ſich nicht zur Kaiſerwürde berufen. Da beſchworen ihn die Großen und verſicherten daß ſie im Weigerungsfalle den Untergang ſeiner Familie und des ganzen Reiches vor Augen ſähen, und ihn daher ernſtlich erſuchten ſich der Myriaden ſeiner Unterthanen anzunehmen. Noch war der Prinz nicht entſchloſſen, als alle Mandarine ſich vor ihm niederwarfen und mit einer Stimme ausriefen: es lebe der Kaiſer! Länger ſich zu ſträuben war unmöglich, und daher beſtieg er den Thron.

Tienki, W. N. Hitſong.

(1621 — 1627.)

Nun war wieder ein ſchwacher Knabe auf dem Thron, während einer Zeit wo ein Alfred kaum das Reich hätte aufrecht halten können. Glücklicherweiſe fand Tienki ſo viel in auswärtigen Angelegenheiten zu thun, daß die Vergnügungen des Harems kaum die geringſte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen konnten, und der Jüngling beſtändig zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte. Unter ſo kritiſchen Umſtänden war kein Miniſter der ſich kräftig der Regierung annahm, noch ein einziger tapferer General welcher an der Spitze der chineſiſchen Heere das Vaterland hätte vertheidigen können. Die innere Verwaltung des Landes war durch die Nachläſſigkeit der Mandarine und der Vorfahren des Tienki ganz zerrüttet worden, und eine kräftige Hand wäre nothwendig geweſen, um mit Macht einzugreifen, und wieder herzuſtellen was durch Unordnung verloren gegangen war. Deſſenungeachtet war China noch ſtark genug um jedem Feinde die Spitze zu bieten, um mit ſeinen Millionen die andrängenden Tataren zurückzuſchlagen und die inneren Empörungen zu ſtillen. Unglücklicherweiſe aber bekümmerte ſich Niemand um dieſe Angelegenheiten, und das Hauptaugenmerk der Regierung war auf Ausflüchte gerichtet, um ſich für die Gegenwart ſicher zu ſtellen und ſich nicht um die Zukunft zu bekümmern. Was konnte man unter ſolchen Umſtänden erwarten?

In Sſetſchuen lebte einer der kleinen Fürſten, deſſen Ländchen dem Reiche einverleibt worden war. Er beſaß aber großes Anſehen unter ſeinen Unterthanen, war überdieß ein ſehr ſtrenger

Herr und hatte ſeine Freude an der Heerſchau und der Anwerbung vieler Soldaten, worin ihn ſeine Brüder bedeutend unterſtützten. Nun traf es ſich daß er nach der Hauptſtadt dieſer Provinz mit ſeiner Armee ging, um einige Geſchäfte dort zu verrichten. Nachdem er ſeine Pflicht gethan, verweigerte der Statthalter ihm ſeinen Sold; daher ermordete er dieſen Mann. Nun konnte er wohl keine Gnade mehr hoffen, und zog allſogleich nach andern Städten, um dieſe zu brandſchatzen und ſein Anſehen auf dem platten Lande zu befeſtigen. Endlich wagte er ſich auch vor die Thore von Tſchingtu, wo ihn der Commandant mit großer Tapferkeit empfing. Allein die Rebellen waren von großem Muthe beſeelt; daher wagten ſie es zweimal die Stadt mit Sturm einzunehmen. Erſt als ihre Leichen die Gräben füllten und das Waſſer ihr Lager überſchwemmte, zogen ſie ſich zurück, um den Schaden gut zu machen. Allein dadurch noch nicht zurückgeſchreckt, ſuchten ſie auf alle mögliche Weiſe eine Menge ſtarker Belagerungsmaſchinen zu verfertigen; und plötzlich kamen dieſe aus einem Walde hervor, von vielen hundert Ochſen auf ſteinernen Walzen gezogen. Sobald der Commandant dieſer großen Vorbereitungen anſichtig wurde, gab er ſogleich zu einem Ausfall Befehl; da fielen ſeine Truppen über das Hornvieh her, welches ſie in kurzer Zeit hinwegſcheuchten, ſo daß die ſchweren Maſchinen ohne Zweck da ſtanden. Nun verſuchten die Belagerer andere Mittel um den Feind zu überwinden, wurden aber oft getäuſcht, ohne jedoch zum Weichen gebracht zu werden. Da dachte der Mandarin daß man durch Liſt etwas ausrichten könnte; er beredete einen Officier der Rebellen in die Stadt zu kommen. Dort angelangt, trafen ſie eine ſo treffliche Verabredung daß, noch ehe es Mitternacht wurde, das ganze Lager des Feindes in Flammen ſtand und dieſer nun genöthigt war ſich in großer Eile zurückzuziehen. Niemand that ſich in dieſem Kriege ſo ſehr hervor, als eine Dame, welche von einem kriegeriſchen Geſchlechte herſtammte. Schon waren zwei ihrer Brüder dem Heere nach Liaotong gefolgt und auf dem Schlachtfelde geblieben; der dritte war verwundet worden, und ſie ſelbſt führte nun das vierte Regiment zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Als ſie von der Empörung hörte, vereinigte ſie ſich ſogleich mit der Armee des Statthalters, und vertheidigte ſich edel und ſtandhaft, zur großen

Bewunderung der chineſiſchen Generale. Ohne ſie wäre es wohl unmöglich geweſen den Aufrührern zu widerſtehen; allein die Feigſten fühlten ſich zum Kampfe angefeuert, als ſie ein Weib an der Spitze der Truppen ſahen, welche es den graubärtigſten Soldaten an Tapferkeit zuvorthat. So war es dann den Kaiſerlichen möglich, die Flüchtlinge in Engpäſſe zwiſchen den Gebirgen einzuzwängen. Dort aber fand noch eine fürchterliche Schlacht ſtatt, in welcher ſich die Rebellen bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigten und beinahe gänzlich aufgerieben wurden.

Kurz nachher verbreitete ſich dieſe Empörung in andere Gegenden und überſchwemmte gleichfalls Kueitſchéu. — Dort kamen aber die ſiegreichen Krieger von Sſetſchuen den bedrängten Bürgern der Provincialſtadt zu Hülfe; die Aufrührer mußten ſchnell fliehen und den hungrigen Belagerten ihre reichen Vorräthe zurücklaſſen. Nach dieſen Begebenheiten ſandte man einen ausführlichen Bericht über den vollſtändigen Sieg der chineſiſchen Generale an den Kaiſer. Zu Peking hatte man durchaus nichts gethan um die Rebellen zum Gehorſam zu bringen; daher war man deſto mehr erfreut daß dieß ohne Beihülfe der Staatscaſſe geſchehen war. Zu gleicher Zeit erfuhr man aber mit Erſtaunen daß nicht allein in den zwei obengenannten Provinzen, ſondern auch in Junnan die Flamme der Empörung wieder hell aufgelodert ſey. So waren die Befehlshaber wieder genöthigt einen langen ſehr mühſamen Feldzug anzufangen. Die Aufrührer hatten ſich indeſſen mehrerer Bergveſten bemächtigt und ſich in den Päſſen ſo verſchanzt daß ſie über die Drohungen der Statthalter ruhig lachten. Da rieth ein tapferer Mandarin daß man das ganze Geſchlecht der Widerſpänſtigen ausrotten müſſe; und wirklich tödtete man mit ſchadenfroher Blutgier die Gefangenen. Dieß war aber Oel ins Feuer gegoſſen; der Kampf wurde daher nur noch heftiger, die Mandarine mußten endlich nachgeben, und es wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Allein das Feuer war nicht gedämpft, ſondern glimmte unter der Aſche noch fort.

In Schantong hatte ſich ſeit undenklichen Zeiten eine geheime Geſellſchaft unter dem Namen der weißen Waſſerlilie gebildet. Dieſer geheime Bund beſteht bis auf den heutigen Tag und iſt vorzüglich in jener Provinz, dem Vaterlande des Kongfutſe, am mächtigſten. Der Zweck iſt, ſich vor den Unterdrückungen

der Regierung zu ſchützen; allein da die größte Anzahl der Mitglieder aus ſehr liederlichen Menſchen beſteht, beunruhigen ſie ſehr die gutgeſinnten Bürger, rauben und ſtehlen, und brandſchatzen die Leute. Da ihre Anzahl damals ziemlich groß war, ſo kündigten ſie dem Tienki öffentlich Krieg an, bemächtigten ſich mehrerer Städte, ſchlugen ein bedeutendes Heer, und erklärten nun daß ſie die rechtmäßigen Beſitzer des Landes ſeyen. Ihre Zahl wuchs ſehr raſch, denn alles Geſindel erklärte ſich für Patrioten, und nun verſammelte ſich der ganze Haufe in einer Stadt, um dort die Geſetze für ihr Reich herauszugeben und vom Raube zu praſſen. Dieſen Augenblick benutzte der ſehr geſcheidte Statthalter, ſie einzuſchließen. Da ſie nun von allen Seiten belagert waren und durchaus keine Ausflucht hatten, verſprach er den Rädelsführern vollkommene Vergebung und überdieß eine hohe Mandarinſtelle, wenn ſie ihren Hauptmann ausliefern wollten. Dieſe gaben einer ſolchen Vorſtellung Gehör. Unter großer Freude wurde nun der wüthendſte Aufrührer ins kaiſerliche Lager gebracht, worauf Tauſende ſogleich die Fahnen verließen und der ganze Haufe ſich wie eine Abendwolke zerſtreute. Dieß war das Ende einer Empörung, welche die Hauptſtadt ſelbſt in Furcht und Schrecken ſetzte.

Drohender jedoch war das Gewitter im Oſten, wo von Liaotong aus das Heer der Mantſchuren immer fürchterlicher die Gränzen des Landes bedrängte. Schon hatte der glückliche Häuptling im Jahre 1618 den Titel eines Kaiſers angenommen, und ſeiner Regierung in Nachahmung der chineſiſchen den Titel Tienming (Beſchluß des Himmels) beigelegt. Stolz auf ihre Stärke und Tapferkeit, glaubten die Tataren weder Treue noch Glauben gegen den chineſiſchen Hof halten zu müſſen. Zu gleicher Zeit ſuchten ſie ſich die Sitten des gemeinen Volkes ſo viel wie möglich anzueignen, und ſich in demſelben Grade bei dieſem beliebt zu machen, als ſie es mit den Parteien, die in Macht und Anſehen waren, und vorzüglich mit der hohen Regierung verdarben.

Der junge Kaiſer wollte nun ſeine Weisheit an den Tag legen, und fertigte einen ſehr berühmten Staatsgelehrten nach dem Schauplatze des Krieges ab. Dieſer Mann hatte die Taktik aus Büchern ſtudirt und konnte darüber mit der Geläufigkeit eines Mack zur großen Verwunderung aller Miniſter ſchwatzen.

Sobald die Tataren von der Ankunft dieſes Großen gehört und zugleich die Vorbereitungen bemerkt hatten die er machte um die Gränzen gegen ihre Einfälle zu beſchützen, wollten ſie ihm zuvorkommen. Tienming rückte daher mit einem ſehr ſtarken Heere in Liaotong ein. Sie fanden aber überall Städte mit Wällen und bedeutende Feſtungen, ſo daß ſie wenig mit Bogen und Pfeilen ausrichten konnten, und ihre rüſtigen Roſſe ſich vergebens vor dieſen Hinderniſſen bäumten. Da fiel es dem Häuptling ein die Armee in drei Reihen zu theilen; die erſtere trug dicke hölzerne Schilde, mit Häuten bedeckt, welche die Kugeln der ſchlechten Schießgewehre der Chineſen nicht durchbohren konnten. Hinter ihnen kamen die Lanzknechte mit Piken, und da die erſtern eine feſte Schutzmauer bildeten, ſo konnte der Nachtrab ſehr guten Gebrauch von ſeinen Pfeilen machen. Schnell und entſchieden war der Angriff, und die erſtaunten Chineſen bemühten ſich vergeblich die Angreifenden durch einen Kugelregen abzutreiben. Sobald die Soldaten merkten daß jene unter den Mauern angelangt und nun die Sturmleitern angelegt, flohen ſie in großer Beſtürzung und überließen die Veſte den erbitterten Feinden. Dieſe hieben jeden, welchen ſie mit den Waffen in der Hand fanden, nieder. Dadurch verbreiteten ſie natürlich ſehr großen Schrecken, und die Chineſen öffneten ihnen von ſelbſt die Thore, ohne den fürchterlichen Anfall abzuwarten. So kamen dieſe Horden auch vor die Hauptſtadt dieſer Gegend. Hier commandirte der berühmte Statthalter ſelbſt, und hatte alles nach den beſten Plänen der Taktik geordnet. Plötzlich erhuben nun die Tataren ihre Stimme, die Wälle und alle übrigen Hinderniſſe nicht achtend, und warfen den Feind mit unwiderſtehlicher Gewalt über den Haufen. Da ſtand nun der gelehrte Gouverneur betroffen da und wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte; und weil Niemand mehr auf ſeine Befehle achtete, beging er Selbſtmord. Voll Freude ob dieſes Sieges ſtürzten die Tataren ſchnell durch die Straßen, mit Tigerwuth die unſchuldigen Einwohner mordend. Das chineſiſche Militär jedoch hatte Zeit genug zu entfliehen, und nun wurden die Eingebornen gänzlich der Wildheit dieſer Barbaren überlaſſen. Sie ſetzten ſich ſehr bald in den Beſitz aller Güter, deren ſie habhaft werden konnten. Dann kündigten ſie den zahlreichen Kaufleuten an daß ſie alle an einem gewiſſen

Tage nach ihrer Heimath zurückziehen könnten. Sie verſammelten ſich daher außerhalb der Stadt, und wollten mit Hab und Gut ſich ſchnell davon machen, als plötzlich die Reiterei der Mantſchuren ſie umringte, und das Volk ohne Barmherzigkeit niedermetzelte. Dann bemächtigten ſie ſich aller ihrer Waaren und feierten den unmenſchlichen Triumph durch Schwelgereien. Der ärmſte Soldat hatte nun Geld genug um ſich eine ſtattliche Unifom zu kaufen, und ſo verwandelte ſich der mit Pelzen bekleidete Pöbel in ſehr ſtattliche Cavaliere, die durch eine ſchön gewählte Mütze, den Schnitt ihrer Jacken und den ganzen Anzug die Aufmerkſamkeit der Chineſen erregten. Als daher ihnen der Antrag gemacht wurde ſich durch Nachahmung der neuen Tracht den Ueberwindern anzuſchließen, ließen ſich viele das Haupt ſcheeren, und trugen den Tatarenzopf, wodurch ſie ſich als Unterthanen der Sieger ankündigten.

Nach dieſen Eroberungen dachte man nicht weiter an China. Der Ruhm dieſer Thaten verbreitete ſich ſchnell; die Stämme des Innern, davon unterrichtet, eilten mit ihren Schaaren den Brüdern zu Hülfe. Die Nomaden lebten vom Marke des Landes und ließen ſich die Producte jener Gegend ſehr wohl ſchmecken. In der Fülle des Glückes ſtarb aber ihr Kaiſer Tienming (1625), welcher in der Walhalla den Namen Taitſukaohoangti erhielt.

Da ſein Geſchlecht ſo berühmt geworden iſt, ſo müſſen wir hier noch etwas erwähnen. Man kann wohl nicht erwarten daß eine Linie von Herrſchern ohne etwas Wunderbares ins Daſeyn gerufen werden konnte, und daher müſſen wir zuerſt damit anfangen.

In der langen Gebirgskette, die ſich von den Gränzen Korea's nach der Mantſchurei hinaufzieht und den Namen Tſchangpeſchan, (lange weiße Bergkette) trägt, lebten drei himmliſche Mädchen. Dieſe badeten ſich eines Tages in dem nahen See, und ſiehe! da kam unerwartet eine Elſter und ließ eine Frucht in den Schooß der einen Schönen fallen. Davon wurde dieſe ſogleich ſchwanger und gebar einen Sohn, welcher von ſeiner Geburt an ſprechen konnte, und ſchon beim erſten Anblick als ein außerordentliches Kind erſchien. Die älteſte Schweſter, welche ſich ſehr des kleinen Neffen freute, ſprach: dieſer Knabe iſt geſandt, um unter unſern

Stämmen wieder Friede und Einigkeit herzuſtellen, nenne ihn daher Aiſin Gioro. — Dieſen Rath befolgte die Mutter; ſie erzog den Kleinen mit großer Zärtlichkeit; aber kaum hatte er das Knabenalter erreicht, ſo ſtarb ſie in einer Eishöhle. Nun hatte der Junge Niemand, an den er ſich anſchließen konnte; er beſtieg daher einen Nachen und ſegelte einen Bergſtrom herab. Dort wurde er von einigen der ſtreitenden Häuptlinge geſehen, die ihn ſogleich für einen Heiligen erklärten, der gekommen um ihrem gegenſeitigen Kampf ein Ende zu machen. Da er ſehr großes Anſehen beſaß, ſo ſchloſſen ſich die Tataren ihm an, und er wurde in kurzer Zeit ein mächtiger Prinz und gründete eine Dynaſtie. — Man kann ſich leicht ein Bild von den Mantſchuren jener Zeit machen, wenn man die Lebensart der Solo und anderer Stämme, welche noch jetzt in jenen nördlichen Gegenden leben, betrachtet. Dieſe ſind wilde Jäger, die an den Ufern des Amur-Stromes während des Sommers herumſtreifen und ſich im Winter nach dem Süden begeben. Tapferkeit und Zufriedenheit unter Hunger, Kälte und Beſchwerden aller Art ſind charakteriſtiſch in ihrem ganzen Weſen; allein ſie ſind wild und rauh und wenig für ein arbeitſames Leben geſchickt. Lieber erdulden ſie das größte Elend, als daß ſie ruhig das Feld bebauen und in Schweiß ihres Angeſichtes ihr Brod eſſen. Solche Barbaren ſind im Stande große Eroberungen zu machen, können aber nichts zum Flor der von ihnen erworbenen Länder beitragen.

Der Jüngling hinterließ ſein Land ſeinem Sohne, und ſo dauerte dieſe Herrſcherlinie mehrere Jahrhunderte fort, bis die Feinde ſeines Hauſes immer zahlreicher wurden und endlich auf ſeinen Untergang beſtanden. Dieſen Plan führten ſie auch aus, und von allen Brüdern des letzten Häuptlings blieb nur ein einziger Knabe am Leben, und auch dieſer mußte in die Wildniß fliehen um ſein Leben zu retten. Aber dort auch jagten ihm ſeine Widerſacher nach, und hatten ihn beinahe erreicht, als eine Elſter ſich auf ſein Haupt ſetzte; da dachten ſie es ſey ein Baumſtamm, und ritten ſchnell davon. Der Nachkomme dieſes Flüchtlings wurde der Stammvater der jetzt in China regierenden Familie, und nahm fürchterliche Rache an den Feinden ſeines Vaters. Es war der obengenannte Tienming, welcher durch ſeine Siege ſich ſo berühmt machte, und die öſtlichen Stämme alle ſeinen

Fahnen unterwarf. Die Wüſte hatte kaum von den Siegen ihrer Söhne gehört, als ſelbſt von den Gränzen Sibiriens die Barbaren herbeiſtrömten; denn es war ja viel gemächlicher auf den fetten Feldern China's zu leben, als auf den heimathlichen Eisgebirgeu. Sie würden ohne Zweifel ſehr ſchnell das ganze nordöſtliche China beſetzt haben, hätten die chineſiſchen Mandarine nicht durch Beſtechungen und Ermahnungen die mongoliſchen Stämme zu einem Einfalle in ihr Land bewogen, als die Krieger in weiter Ferne dem himmliſchen Reiche Schlachten lieferten. Dieſe Liſt erbitterte Tienming (Abkaifulinga im Mantſchu) aufs höchſte und ſo ſchwur er für immer den Ming-Herrſchern Feindſchaft. „Wir," ſagte er in ſeiner Kriegserklärung, „traten keinen Grashalm nieder, noch bemächtigten wir uns einer baumbreiten Strecke Landes; doch dieſe Ming fingen mit uns Feindſchaft an. Allein ich war bereit den Frieden zu halten und ein Bündniß auf einer Steintafel einzugraben, daß keiner unſerer gegenſeitigen Unterthanen dasſelbe übertreten möchte, und wer dieſem nicht gehorchen würde, ſollte dem Zorn des Himmels anheimfallen. Ungeachtet dieſer feierlichen Verſicherung ſandten die Ming nur den feindlichen Stämmen Hülfe. Wenn ich die Unterthanen der Ming auf meinem Gebiete fand, ſo tödtete ich ſie in Folge unſeres Bundes. Dafür ermordeten die Ming meinen Geſandten und zwölf meiner eigenen Leute an den Gränzen. Ich habe mich zu beklagen, daß die Ming mich nöthigten meine Tochter einem mongoliſchen Fürſten zum Weibe zu geben. Die Ming wollten meine Bauern an den Gränzen nicht ihre Ernte holen laſſen. Die Prinzen China's gaben meinen Feinden Gehör und ſchrieben mir einen ſehr entehrenden Brief. Sie halfen einem feindlichen Stamm, den der Himmel verlaſſen, und nie beſchützt haben würde; denn unſere Sache war gerecht. Mit der Hülfe des Himmels will ich mir nun Recht verſchaffen und dieſe Ming meiner Herrſchaft unterwerfen."

Die ſchon erwähnten Siege waren die Folge dieſes Entſchluſſes, und Mukden (Schingking im Chineſiſchen), in der Gegend des alten Liaojang, wurde nun zur Hauptſtadt der neuen Dynaſtie erklärt, und die Mantſchuren gaben ſich alle Mühe geſitteter zu werden, und die Herzen der Chineſen nach ſo vielen Grauſamkeiten wieder durch Güte ſich zu verbinden.

Unterdeſſen ſah der Kaiſer ſeinen Fehler ein, einen gelehrten Statthalter zum General ſeiner öſtlichen Provinzen gemacht zu haben. Daher ernannte er eiuen ſehr praktiſchen Mann, der noch überdieß ſehr ſtreng auf die Ehre ſeines Vaterlandes hielt, und nie zugeben wollte daß der Feind die Oberhand behielt. Man war hoch erfreut daß der ſiegreiche Tatarenfürſt endlich durch den Tod von aller weltlichen Herrlichkeit hinweggenommen war. Als daher dieſer chineſiſche Große hörte, daß Tientſong (Surechan im Tatariſchen) dem Vater in der Regierung gefolgt, und friedfertig geſinnt ſey, ſo ordnete er eine Geſandtſchaft an ihn ab, um im Namen ſeines Herrn ſein Beileid über den Tod ſeines Vaters zu bezeugen. Dieſe Mandarine brachten nach ihrer Gewohnheit das Opfer den Manen dar, und bewieſen ſich ſehr ehrerbietig. Als ſie dahin zogen, gab ihnen Tientſong einen Brief mit, worin er herzlich dankte für die Ehrenbezeugungen; er ſandte zugleich neun ſeiner wackerſten Officiere, um auf gleiche Weiſe ſeine Hochachtung an den Tag zu legen. Er ermahnte überdieß Tienki zur Bewahrung des Friedens und verſicherte, daß er ſeinerſeits es an nichts fehlen laſſen wolle um ihn in dieſen Geſinnngen zu beſtärken. Allein er wünſchte durchaus nicht durch entehrende Benennungen herabgeſetzt zu werden, und daher bat er ein Schreiben höflicher Art ſich zur Antwort aus.

Als der hochmüthige Statthalter den Brief des Barbaren las, hielt er den Inhalt nicht für ehrerbietig genug, um ihn ſeinem Kaiſer zu ſchicken; er ſandte ihn daher nicht nach Peking, denu die Majeſtät des himmliſchen Reiches würde dadurch verletzt werden; China herrſcht ja über die ganze Welt, und kann von fremden Fürſten, als von Vaſallen, nur Bittſchriften erhalten. Tientſong jedoch wartete ſehr lange; da er endlich keine Antwort erhielt, verlor er die Geduld und verfaßte folgendes Schreiben: „Der lange Krieg zwiſchen unſern beiden Nationeu hat ſeine Urſache in dem unerträglichen Hochmuthe der Mandarine. Sie glauben ſich weit erhaben über alle Sterblichen, und bilden ſich ein, daß ihr Monarch dem Himmel gleich ſtehe, während ſie andere Fürſten, denen der Himmel die Verwaltung von Nationen anvertraut hat, mit der größten Verachtung behandeln. Doch der Himmel, ohne ſich um die Größe oder Kleinheit der Reiche zu bekümmern, merkt nur auf die Gerechtigkeit ihrer Sache;

daher wird er auch unſerer Angelegenheiten ſich annehmen und uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Um aber unſere Beſchwerden deutlich zu machen, will ich ſie hier wiederholen." — Hier folgen nun die ſchon oben erwähnten Beſchwerden. Der Chan aber ſchließt mit folgenden Bedingungen: „Könige regieren hier an Himmels Statt, und daher kommt allen der Titel Sohn des Himmels (Tientſe) rechtmäßig zu; deßhalb verlange ich dieſen auch, und will nicht leiden, daß der Kaiſer ſich höhere und ſtolze Ehrentitel anmaßt. Schließen wir den Frieden ab, ſo bezahlt China an uns 50,000 Unzen Gold, 500,000 Unzen Silber, 500,000 Stück Seide und 5,000,000 Stück Baumwollenzeug; wir dagegen 10 Perlen, 2 ſchwarze Zobel, 10 Füchſe, 200 gewöhnliche Zobelpelze, und 1000 Pfund Ginſeng. Jährlich dagegen muß man uns 10,000 Unzen Gold, 30,000 Unzen Silber, 100,000 Stücke Seide, 300,000 Stücke Baumwollenzeuge geben, wofür wir an China 10 Perlen, 1000 Pfund Ginſeng und 400 Zobelfelle bezahlen werden. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Statthalter durchaus nicht; da aber die Furcht eines Anfalles ihm lebhaft vor Augen ſtand, ſo beförderte er dieſes Schreiben nach Peking, und der Hof wollte eben darüber die nöthigen Berathungen anſtellen, als der Kaiſer Tienki ſtarb.

Unterdeſſen hatte der berüchtigte Philipp II. König von Spanien, Beſitz von Portugal genommen, und daher ſandte man einen Mönch von Manila, um der Stadt Makao die Vereinigung mit dieſem großen Reiche anzubieten. Dazu mußten ſich die Einwohner natürlich bequemen; aber die Chineſen kümmerten ſich nicht weiter darum; denn beide waren ja Barbaren, und es war ihnen gleich, wer die Oberherrſchaft hatte. Allein die Herrſchſucht des grauſamen Königs gab zu einem Gerüchte Anlaß, daß er ſein Auge auch auf China gerichtet habe, und daraus entſtand das ſchon oben erwähnte Gerücht, daß ſich Cataneo des Landes bemächtigen wollte. Die Chineſen nahmen wie gewöhnlich Zuflucht zu dem immer helfenden Hülfsmittel, zur Abſchneidung aller Lebensmittel, und dieß machte die verhungerten Portugieſen ſehr demüthig. Nun fing man ſehr viel zu ſchreiben an; die Folge war, daß man beiderſeits übereinkam, daß ſolche Sperre den Wohlſtand beider Parteien hindere; darum ließ man es eine Zeitlang bei einer bloßen Wache bewenden. Als aber eines

Sonntags die Portugieſen zur Kirche gegangen und beinahe ihre ganze Anzahl vor dem Crucifixe auf den Knieen lag, zog ein muhammedaniſcher Officier plötzlich mit einer Abtheilung Soldaten nach der Grünen Inſel, einer Strecke Landes, kaum eine Viertelmeile im Umfange, ganz in der Nähe der Stadt, im Innern des Hafens. Dort hatten die Jeſuiten einige Anlagen; dieſe eroberte der Held ohne große Anſtrengung. Als nun die Bürger von dem Platze ihrer Andacht nach Hauſe eilten, ſahen ſie den Unfall; ſie ermannten ſich aber plötzlich, trieben die Chineſen hinweg und fingen einen langen Papierkrieg an. In dieſem Streite erhielt der chineſiſche Magiſtrat den Sieg, denn er errichtete eine Tafel auf jener Inſel, worin er den Vorbeigehenden verkündigte, daß dieſer Landſtrich dem himmliſchen Reiche und keinem andern angehöre; dagegen blieben die Jeſuiten im Beſitz und Nutzgebrauch, und noch bis zu dieſem Augenblick dauert dieſe Uebereinkunft fort.

Die Portugieſen jedoch waren jetzt nicht länger die einzige ſeefahrende Nation, welche ſolche lange Reiſen unternahmen; denn ein viel kräftigeres Volk aus germaniſchem Stamme war ihnen auf dem Fuße gefolgt. Die Holländer, welche den Beſitz der Halbinſel Makao für unabläſſig nothwendig für ihren Handel hielten, kamen (1622) mit einer Flotte vor die Stadt. Plötzlich ſetzten ſie 800 Mann ans Land, die auch ſchnell bis an die Thore vordrangen, dann aber ſchrecklich von den Bürgern und noch ſchrecklicher von den Sklaven empfangen wurden. Von allen Seiten angegriffen, konnten die Feinde, welche überdieß äußerſt beſtürzt waren, ſich unmöglich wehren, und flohen daher nach ihren Schiffen. Viele wurden jedoch gefangen genommen und zur lebenslänglichen Sklaverei verurtheilt; ſie mußten einen langen Wall, der ſich bis auf dieſen Tag längs der Landſeite der Stadt hinzieht, zur Strafe erbauen. Später aber, in dem Jahre wo Tienki ſtarb (1627), erſchien ein anderer Admiral der Holländer auf der Rhede; er war feſt entſchloſſen ſeinen großartigen Plan zur Eroberung der Stadt auszuführen; aber ſein eigenes Schiff wurde in Brand geſteckt, und es überfiel ihn überdieß eine Furcht, daß von Seiten der Spanier ſehr bald Hülfe anlangen werde. Daher lichtete er die Anker, ließ ſeine gefangenen Landsleute im Stich und fuhr nach Fokien.

So wurden die Portugieſen von ihrer Furcht befreit. Dagegen litten die Coloniſten wegen der Stockung ihres Handels mit Japan, wodurch große Armuth herbeigeführt wurde. Was auch der Senat thun mochte, war durchaus von keiner Folge; die Japaneſen wollten durchaus nichts mit römiſchen Katholiken und Portugieſen zu thun haben. Schon 1596, als die große Gallione der Spanier von Acapulco in Mexico nach Manila zurückkehrte, wurde ſie in einen japaniſchen Hafen gelockt. Da man dieß Fahrzeug nicht wieder weggehen laſſen wollte, ſo nahm ein Spanier, um ihnen Schrecken einzujagen, eine Karte und zeigte den erſtaunten Japaneſen die großen Länderſtrecken welche ſein König beſaß. Wie erhielt er dieſe Beſitzung? fragten die Aſiaten; die Antwort des Europäers war unwahr; er ſagte: wir ſenden erſt Prieſter, welche das Volk für uns gewinnen, und nachher unſere Truppen, welche die eingebornen Chriſten an ſich ziehen, ſo daß der Sieg leicht und gewiß iſt. — Wie falſch auch das Geſagte war, ſo wurde es dennoch dem Taikoſama hinterbracht, der, als er von den Prieſtern, welche ſich dort im Schiffe befanden, hörte, ſogleich einen fürchterlichen Eid ſchwur, daß Niemand mit dem Leben davon kommen ſollte. Er gab daher ſogleich Befehl, daß 23 Spanier zu Nangaſaki gekreuzigt werden und eine gleiche Anzahl katholiſcher Japaneſen denſelben Tod leiden ſollte. Dieſes Urtheil wurde ſogleich mit der größten Strenge in Ausführung gebracht, und bis auf den heutigen Tag ſieht man eine Abbildung dieſer Leiden in der Franciscanerkirche zu Makao. Ein Abgeordneter von Manila forderte die Zurückerſtattung des Schiffes; allein dieſe Beute war zu gut als daß ſie ein Abenteurer wie Taikoſama je aufgeben wollte; daher ſandte er den Bittſteller mit Drohungen hinweg.

Nach dem Tode dieſes Länderräubers jedoch blühten den Chriſten herrlichere Tage, und obgleich man verſuchte die Portugieſen wegzutreiben, die damals jährlich 2 — 3000 Kiſten Silber und mehrere hundert Tonnen Goldes von dort wegführten, und die Spanier, und nachher die Engländer und Holländer an ihre Stelle zu ſetzen, ſo war dieß dennoch nicht thunlich. Unglücklicherweiſe geriethen die Matroſen einer japaneſiſchen Junke zu Makao in Meuterei, und der Gouverneur der Portugieſen, um dieſe zu entfernen, ſchoß auf dieſe Aufrührer, wodurch mehrere ihr Leben

verloren. Bei der Ankunft der Flotte in Japan wurde der Befehlshaber, welcher das Schießen befohlen, ſogleich zur Rechenſchaft gezogen. Die Japaneſen erſtiegen das Schiff, und nachdem die Mannſchaft getödtet war, wurde es im Hafen verbrannt. Allein auch dieſer grauſamen Erniederung unterwarfen ſich die Kaufleute von Makao, und obgleich die Verfolgung nun ſehr heftig gegen die Katholiken wüthete und Tauſende dergeſtalt ihr Leben verloren, während die Miſſionäre und Prieſter an den Ecken der Straßen gekreuzigt und in den Krater eines feuerſpeienden Berges geworfen wurden, gingen die portugieſiſchen Schiffe dennoch nach Nangaſaki; allein ſchon war der Gewinn ſehr geſunken, denn die Holländer, ihre erklärten Feinde, ſuchten alles Mögliche ins Werk zu ſetzen, um ihren Credit und Einfluß zu ſchmälern. Die Landung von Prieſtern war ſtreng verboten worden; ein japaneſiſcher Commiſſionär wurde nach Makao geſendet, um alle Einſchiffungen zu beobachten. Fehlte dann ein einziger von der vermeldeten Mannſchaft, ſo verlangte das japaneſiſche Geſetz, daß alle Matroſen dieß mit dem Tode büßen ſollten.

Die Chriſten hatten die Sache des rechtmäßigen Oberherrn wider die Anmaßungen des Gougin vertheidigt, und da dieſer die Uebermacht erhielt, ſchwur er den Anhängern des Papſtes den Tod. Seine Nachfolger ſowohl als er ſelbſt hielten ihr Wort, und die heroiſche Standhaftigkeit der Leidenden ſowohl als die ungeheuren Ströme von Chriſtenblut, die da floſſen, ſind ohne Beiſpiel in der ganzen Geſchichte.

Dieß war jedoch nicht die einzige Gefahr, welche dieſer Colonie drohte. Die Zwiſtigkeiten, welche zu Makao ſelbſt unter den Coloniſten ſtattfanden, waren viel ärgerer Art. Der Gouverneur, ein unbeugſamer Mann, welcher dem Senate durchaus nicht nachgeben wollte, und ſich große Eingriffe in die Rechte der Einwohner erlaubte, wurde in einem Auflaufe ermordet, wofür die Regierung von Goa ſchreckliche Rache nahm, während die Mandarine ſich um nichts kümmerten.

Die Holländer ſahen mit gierigen Blicken nach China hin, und ſchickten ſchon im Jahre 1604 einige Schiffe, um einen regelmäßigen Handel anzufangen. Allein der Anſchlag wurde vereitelt und das Unternehmen unterblieb bis zur Statthalterſchaft von Piet Koen. Dieſer, wie ſchon oben erwähnt, ſandte Admiral

Keizerzoon mit einer Flotte nach Makao; da ſeine Landmacht dort gänzlich geſchlagen worden war, eilte er nach den Pescadoren oder Pongþu-Inſeln, welche zwiſchen Formoſa und dem Feſtlande China's liegen. Die Schiffe, welchen man den Handel unterſagt, machten nun mehrere Anfälle auf die Küſte und beraubten die Junken, während die Chineſen den Holländern ſehr viel Schaden durch Brander auf der neuen Niederlaſſung zufügten. Sie waren entſchloſſen ſie in einer ſolchen wichtigen Niederlaſſung nicht ruhig zu laſſen, und nachdem die Mandarine alle Mittel erſchöpft, Lebensmittel und Verkehr den Holländern gänzlich abgeſchnitten und ſie in die hülfloſeſte Lage verſetzt hatten, ſchenkten ſie ihnen endlich die Inſel Taiwan (Formoſa), die nie dem chineſiſchen Reiche angehörte. Dort trafen die Seefahrer ſchon die Japaneſen an, welche bedeutenden Verkehr mit den Eingebornen trieben; allein durch Gewalt und Verſprechungen vermochten ſie dieſe Anſiedler ihnen die Oberherrſchaft zu überlaſſen, während die ſchwachen Eingebornen ſich willig den Fremden übergaben. Mehrere Feſtungen wurden ſogleich längs der Küſte angelegt, die Junken von Amoy und Tſiuentſchéu brachten Seide und Zeuge verſchiedener Art dorthin, und ſo entſtand ein ſehr bedeutender Handel. Da auch die Fahrt nach Japan nun offen ſtand, ſo konnte man mit den wohlfeil gekauften chineſiſchen Producten dort ſehr großen Gewinn machen, und dieß war die Urſache der hohen Werthſchätzung dieſer entfernten Inſel. — Auch ein ſolches Ereigniß machte keinen Eindruck auf den chineſiſchen Hof, und nicht ein Wort erwähnt die Geſchichte von dieſer Beſitzung; ein Beweis, daß viele der wichtigſten Ereigniſſe in den Jahrbüchern mit Stillſchweigen übergangen werden.

Dieß ſind die Begebenheiten während der ſiebenjährigen Regierung des Tienki, woran der Kaiſer ſelbſt ſehr wenig Antheil nahm. Er war zu ſchwach um ſich mit Regierungsgeſchäften zu befaſſen, und überließ daher die Verwaltung den Händen der Miniſter, unter denen nicht ein einziger ſeinen Namen der Nachwelt hinterlaſſen. Dagegen war der Monarch ein ſehr leutſeliger Mann, den Strafen abgeneigt und das Wohl des Landes beherzigend. Von dem Zuſtande des Volkes jener Zeit melden uns die Geſchichtſchreiber gar nichts, ſo viel aber ſcheint gewiß zu ſeyn, daß die meiſten Provinzen ſich in ſehr hohem Flor befan-

den, und daß man auf eine gewaltige Umwälzung unter dem Nachfolger des Tienki nicht gefaßt war.

Tſongtſching, W. N. Hoaitſong.

(1628 — 1643.)

Die chineſiſchen Geſchichtſchreiber, welche von dieſer Periode uns eine Beſchreibung gegeben, ewähnen nur des Krieges und vergeſſen gänzlich die innere Verwaltung des Landes. Da wir nun einige europäiſche Augenzeugen haben, und unter dieſen zwei Deutſche, können wir auf ſicherem Wege wandeln und die unerhörten Ereigniſſe in gedrängter Kürze geben.

Der Kampf in den ſüdweſtlichen Provinzen zwiſchen der Regierung und dem mißvergnügten Volke war keineswegs geendet. Der Chineſe hatte die Schwäche ſeiner Unterdrücker, der Mandarine, geſehen, und war natürlich bemüht ſich ihrem Joche zu entziehen. Hungersnoth entſtand durch Mißwachs, und das Eigenthum war unſicher: dieſes, ſowie die ſchlechte Verwaltung, machte das Volk zu jeder Frevelthat fähig. Es gab überdieß unruhige Köpfe genug, welche ſich an die Spitze der erzürnten Bauern ſtellten, und oft mit Heeren von 100,000 Mann die Provinzen durchzogen. Wenn aber das Land zu ſehr ausgeſogen war, oder die Schaaren, andern Rädelsführern Gehör gebend, ſich auflösten, verſchwand dieſer verderbenbringende Haufe plötzlich, und das Land hatte eine Zeitlang Frieden. Die hohe Regierung war hinreichend mit den Tataren beſchäftigt; ſie konnte ſich nicht um die weſtlichen Provinzen bekümmern, und die Statthalter hatten weder Vollmacht noch war ihr Heer ſtark genug, um mit Gewalt der Waffen die Rebellen zurückzutreiben.

Es iſt unmöglich alle die Namen der Räuberhauptleute zu erwähnen. Einer der berüchtigſten war Litſetſching, ein Menſch von niederm Stande, welcher ſich ſehr großes Anſehen gab und behauptete, daß er für die höchſten Stellen des Reiches geboren ſey. Er beſaß große Ueberredungskraft, belohnte ſeine Anhänger mit der ungeheuren Beute welche er überall erpreßte, war grauſam um ſich gefürchtet zu machen, und freigebig um das niedrigſte Geſindel an ſich zu feſſeln. In ſeiner Heimath Schenſi hatte er fürchterlich gehaust, und Umſtände nöthigten ihn ſchnell nach der Provinz Sſetſchuen zu ziehen. Dort fand er Häuptlinge,

die weder in Raubſucht noch in Ruchloſigkeit ihm nachſtanden; durch ihr Beiſpiel zu neuen Grauſamkeiten aufgemuntert, machte er einen Anfall auf die berühmte Stadt Siangjang. Dorthin waren ſeine Anhänger vorher verkleidet gegangen; als ſie ihren Hauptmann den Wällen nahe kommen ſahen, öffneten ſie ſogleich die Thore. Hier fand der Räuber eine reiche Beute, Geld und Waffen in Menge, und noch dazu Soldaten die zu ſeiner Fahne übergingen. Als er ſeine Plünderungsluſt geſättigt, marſchirte der unbändige Haufe aus den Thoren und bald loderte die ganze Stadt in Flammen auf. Kurz darauf fiel ein anderer Ort ihm in die Hände. Das Glück machte ihn natürlich hochmüthig; ſeine Gefährten begaben ſich nach Hauſe, nachdem ſie ſich bereichert hatten. Sobald dieß die Mandarine gehört, fielen ſie über ihn unverhofft her und ſchlugen das kleine Heer gänzlich, ſo daß er ſich ſelbſt eiligſt ins Gebirge zurückziehen mußte, um ſein Leben zu retten.

Allein Hunger und Elend anderer Art trieben eine große Anzahl der Bewohner von ihren Feldern und Dörfern weg, und da ſie den Litſetſching ſehr wohl als den freigebigſten der Rädelsführer kannten, ſo geſellte ſich bald ein ungeheurer Haufe tollkühner Menſchen zu ihm. Weil er das Volk ſehr gütig behandelte, dagegen gegen die Mandarine mit unerhörter Strenge verfuhr, ſo trat er nun unter dem trügeriſchen Namen eines Volksfreundes auf, und deutete ſelbſt ſeinen Wunſch zur Beſteigung des Thrones an. Es fanden ſich Schmeichler genug welche ihm Hoffnung darauf machten; in dem Wahne, der Krone des Reiches würdig zu ſeyn, ſchlug er die kaiſerliche Beſatzung einer großen Stadt, und marſchirte nach der Einnahme mehrerer Feſtungen zur Belagerung der Provincialſtadt Kaifongfu an dem Ufer des gelben Fluſſes. Der Commandant dieſer Feſtung war ein kaiſerlicher Prinz; als er das zahlreiche Heer des Rebellen in den Ebenen jenes berühmten Ortes ſich lagern ſah, wurde ſein Muth zur tapferſten Gegenwehr angeſpornt, und er lachte der Drohungen des übermüthigen Feindes. So oft er einen Ausfall machte, verſprach er den Bogenſchützen ſehr bedeutende Summen. Dieſe machten ſich auch um ihr Vaterland ſehr verdient, denn Hunderte der Aufrührer wurden todt auf die Erde hingeſtreckt, und die Pfeile, von behender Hand geſchoſſen, trafen mit außerordentlicher

Sicherheit. Selbſt Litſetſching, der ſich zu ſehr ins Getümmel gewagt, wurde im Geſichte ſtark verwundet und die Rebellen alle in Furcht gejagt. Dennoch wollten ſie nicht weichen, ſondern ſchloſſen die volkreiche Stadt von allen Seiten ein, ſo daß die Lebensmittel bald anfingen zu mangeln. Im Gefechte hatte ſich der Prinz ſehr groß gezeigt, allein im Augenblick der äußerſten Hungersnoth ſank ihm der Muth. Schon ſchlichen Hunderte leichenähnlich auf der Straße umher, kaum noch im Stande ſich über die mit Gras bewachſenen Steige hinzuſchleppen, um auf den Miſthaufen etwas herauszuſcharren. Bald ſtarben Tauſende vor Hunger, denn man hatte ſelbſt nicht mehr Häute genug, die man hätte weichen können, um den leeren Magen zu ſättigen. Aber noch immer wollte der Fürſt nicht an Uebergabe denken; ſelbſt als man Menſchenfleiſch auf dem öffentlichen Markte verkaufte, wurde ſein Herz nicht gerührt; beſſer den ſchmählichſten Tod zu ſterben als ſich den Rebellen zu überliefern, war ſein Loſungswort, und bis zum letzten Blutstropfen zu ſtreiten, ſein feſter Entſchluß. Den Armen warf man die Leichen der Verſtorbenen hin, welche ſie mit wolfähnlichem Heißhunger zerfleiſchten; die Geſunden konnten wohl noch Gras genug ausrupfen, um dadurch ihr Leben zu friſten. Ein europäiſcher Miſſionär, der dort zugegen war, verglich das gränzenloſe Elend mit der Belagerung von Jeruſalem. Noch aber nahte keine Hülfe, und die chineſiſchen Generale, welche es wagten zum Entſatze herbeizueilen, wurde von den großen Schaaren der Rebellen ſehr bald zurückgedrängt. Weichen will ich nicht, ſprach der Prinz, als ſchon alles Eßbare verzehrt war; durchſtechet den Damm, welcher die Stadt — die in den Niederungen gelegen — vor den Ueberſchwemmungen des gelben Fluſſes beſchützt, und laßt uns unſere Feinde erſäufen. Der Entſchluß war kaum gefaßt, als die Arbeiter voll Verzweiflung ans Werk gingen. Die Chineſen arbeiteten wie Ameiſen, und ſchon nach zwei Tagen ſtrömte das Waſſer des mächtigen Fluſſes herein. Doch die Rebellen verloren nur etwa 6000 Mann und ihr ganzes Gepäck. Unglücklicherweiſe riß der zweite Damm, welcher Kaiſongfu unmittelbar beſchützte; nun drängte ſich die wogende Fluth nach den Mauern zu; dort ſtanden die zitternden Bürger auf den Zinnen der Wälle. Dieſe ſtürzten an mehreren Orten ein, und nun wurde

bald die ganze Stadt 20 Fuß hoch unter Waſſer geſetzt. Das Unglück kam ſo plötzlich daß ſich die meiſten Einwohner, die ohnehin ſehr geſchwächt waren, nicht retten konnten, und 200,000 derſelben ertranken in weniger als einer Viertelſtunde. Belagerer ſowohl als Belagerte ſtanden eine Zeitlang beſtürzt da und unternahmen nichts; denn ſie waren beiderſeits von dieſem Schlage betäubt. Was kann ich länger in einer Feſtung ohne Einwohner und Soldaten thun, ſprach der Fürſt, und ſchiffte ſich ſogleich auf einem Boote ein, um den Händen der Feinde zu entkommen. Dieſe wagten es endlich in die Oeden des Kirchhofes — denn Kaifongſu war nichts anderes — ſich hineinzuſchleichen, und leiteten auch das Waſſer wieder ab. Allein alle Beute war verſchwunden, die Arbeit ſo vieler Monate vernichtet, und der Fluch, dieß Unheil angerichtet zu haben, ruhte nun auf ihm allein.

Andere Häuptlinge, die das Glück des Litſetſching beneideten, warfen ſich nun auf und ſuchten mit großer Hartnäckigkeit ihre Sache zu vertheidigen. Li gab aber nicht zu daß ihm Jemand den Ruhm rauben ſollte, welchen er ſich durch ſo viele blutige Thaten erworben. Unter den Mitwerbern war ein gewiſſer Abenteurer, welcher ſich ſeiner vermeinten kriegeriſchen Talente wegen den Namen Tſaotſao, eines der größten chineſiſchen Feldherren, welcher die Han-Familie vom Throne ſtieß, beilegte. Darüber wurde Li ſehr neidiſch, und ließ ihn daher in ſeinem großen Lager durch Meuchelmörder umbringen.

Um Schrecken vor ſich her zu verbreiten und die Bewohner zur Unterwerfung zu bewegen, ließ Li alle Einwohner der Städte, welche ihre Schlüſſel ihm nicht überlieferten, niedermetzeln. Auch ertränkte er die armen Leute im Jangtſe, welche ſeine wilden Geſellen nicht augenblicklich mit Lebensmitteln und allen andern Bedürfniſſen verſahen; ſo kam er endlich als der viel Gefürchtete vor die Hauptſtadt der Provinz Schenſi. Sigan war ein bedeutender Ort und hatte eine ſehr ſtarke Beſatzung. Li verſprach den Bürgern Gnade und gütige Behandlung, wenn ſie ſich augenblicklich übergeben würden; dazu verſtanden ſie ſich auch ſogleich; da aber die Mandarine ſich widerſetzten, wurden dieſe bald überwältigt und fürchterliche Rache an ihnen, wegen ihrer Treue, genommen. Drei Tage wurde Sigan geplündert, den Einwohnern aber kein Schaden zugefügt; denn dieß war bei Lebensſtrafe

verboten. Die Schätze der Regierung, welche man dort vorfand, wurden ſogleich unter die Rebellen vertheilt. Die meiſten Städte dieſer Gegend folgten ſehr bald dem Beiſpiele Sigans; allein zwei vertheidigten ſich hartnäckig. Da ſandte der Wütherich ſeine Trabanten mit Geld an die Mandarine; dieſe wieſen es aber mit Hohn von ſich, und verdoppelten nur noch ihre Vorbereitungen zur kräftigen Gegenwehr. Mehr als 10,000 Aufrührer blieben vor den Mauern; endlich aber wichen die Getreuen den beſtändigen Anfällen und büßten mit dem Tode ihre Anhänglichkeit am Kaiſer.

Nach dieſer günſtigen Wendung des Krieges hielt Litſetſching eine Berathung mit ſeinen Officieren. Seht! ſagte er, ich beſitze ſchon drei Theile des Reiches, und mein Miniſter berichtet daß meine Infanterie 400,000 und meine Cavallerie 600,000 ſtark ſey. Da ſtimmten alle überein daß ein ſo mächtiger General nach Peking vorrücken und, nachdem er den Titel des Kaiſers angenommen, auch deſſen Würde in der hochberühmten Hauptſtadt beibehalten müſſe. „Nach Peking!" war daher der allgemeine Ausruf; „laßt uns die tapferſten unſerer Cameraden zu dieſem Zuge erwählen, und uns ſogleich auf die Reiſe begeben!"

Am Hofe regierten damals die Verſchnittenen, welche die Schätze der Krone ſich zueigneten, dem jungen Monarchen keinen Einfluß in Regierungsſachen verſtatteten, und überdieß mit der größten Willkür in allen Dingen verfuhren. Tſongtſching wußte ſelbſt nichts von der drohenden Gefahr; allein ſein Miniſter Likientai war von allem unterrichtet. Schnell gebot er den berühmteſten Officieren ſich um ihn her zu verſammeln und die vorzüglichſten Regimenter an ſich zu ziehen. Ein talentvoller deutſcher Jeſuit, Schall von Köln, befand ſich gerade zu Peking. Er hatte ſich durch das Gießen von Kanonen einen großen Namen erworben, und ſeine Dienſte wurden nun in Anſpruch genommen. — So rückte denn der unkriegeriſche Cabinetsminiſter mit dieſem auserleſenen Heere vor, um ſein Vaterland Schenſi zu beſchirmen. Allein ſeine Krieger erhielten keinen Sold; auch war ihm Li ſchon zuvorgekommen, hatte den größten Theil des Landes erobert und die Güter des reichen Statthalters eingezogen. Dieſer ſah ſich dadurch in die äußerſte Noth verſetzt, denn er hoffte die Aus-

gaben des Krieges von ſeinen eigenen Gütern zu beſtreiten, da die kaiſerlichen Caſſen durch die Verſchwendung der Verſchnittenen ganz erſchöpft waren und die Soldaten ſchon lange kein Geld erhalten hatten.

Der Feind wurde unerwartet durch die Belagerung zweier Feſtungen eine Zeitlang aufgehalten. Die erſte mußte er mit Sturm einnehmen; die Chineſen fochten mit ſolcher Wuth daß die Laufgräben mit den Leichen der Stürmenden erſt gefüllt wurden, und dieſe über die Leichenhaufen der Ihrigen erſt die Wälle erſteigen konnten. Aber ſobald ſie eingedrungen, ging Tod und Verderben vor ihnen her; die ganze Beſatzung wurde niedergemetzelt, und die Stadt ging plötzlich in Flammen auf. Endlich betraten ſie das Gebiet der Provinz, wo der Kaiſer ſeinen Hof zu halten pflegt. Die erſte Stadt, welche einem Verſchnittenen anvertraut war, ging ſehr bald über, und andere Plätze waren im Begriff dieſem Beiſpiel nachzuahmen. Nun erſt rief der ſchwache Tſongtſching ſeinen Rath zuſammen, um zu erfragen wie man unter ſo mißlichen Umſtänden den Feind zurückſchlagen könnte. Die weiſeſten in dieſer Verſammlung riethen, der Kaiſer ſolle ſeinen Sohn als Regenten zurücklaſſen und ſich inzwiſchen mit dem ganzen Hofe nach Nanking zurückziehen, bis der Sturm vorüber ſey. Dagegen behaupteten andere daß dieſe Feigheit der Ruin des Landes ſeyn würde, und daß es viel beſſer ſey mit Gut und Blut das Reich zu vertheidigen. Dieſer Meinung ſtimmten die Häuptlinge bei, und der Entſchluß wurde nun gefaßt, die Armee, welche man gegen die Mantſchuren geſandt, die unter dem Befehl des berühmten Wuſankuei ſtand, zurückzurufen um die Hauptſtadt zu vertheidigen. Inzwiſchen wurden die Thore der Wachſamkeit den Verſchnittenen anvertraut — ein Umſtand, welcher wohl ſchließen laſſen möchte daß der Generalſtab zu Peking aus Weibern beſtand.

Noch hatte man 150,000 Mann zur Vertheidigung der Stadt; daher wagte es Litſetſching nicht dieſes Heer anzugreifen. Die erſte Stadt, welche er in der Nähe Pekings eroberte, war von einem zahlreichen Heer beſetzt. Der Gouverneur ging auf den Wällen ſpazieren, um das Heer der Rebellen in Augenſchein zu nehmen, als ein Haufe von Bürgern und Soldaten ihn plötz-

lich umringte und darauf beſtand die Feſtung augenblicklich den Belagerern zu überliefern, damit den Einwohnern nicht das fürchterliche Loos anderer Städte zu Theil werde. Der Befehlshaber ſah ſich bald von dieſer Menge überwältigt und ſchnitt ſich den Hals ab, anſtatt zum Beſten des Ortes zu capituliren. Dieſer unerwartete Fall erfüllte das Herz des Rädelsführers mit hohem Muth; er machte einen Verſuch durch Streifereien den Hof zu beunruhigen, was ihm auch über Erwarten wohl gelang. Darauf ſtand er nicht länger an ſogleich vor die Wälle Pekings zu rücken. Dort aber waren 150,000 Mann in Schlachtordnung aufgeſtellt, und man erwartete nun ein entſcheidendes Treffen, worin die kaiſerliche Armee für Thron und Habe den letzten Blutstropfen vergießen würde. Immer näher und näher kamen nun die Aufrührer, ſchon waren die Schwerter der Krieger zum Anfalle gewetzt, ſchon ſollte plötzlich ein blutiger Kampf ſeinen Anfang nehmen, als auf einmal, wie vom Schlage getroffen, dieſe zahlreiche Armee die Waffen niederwarf und einſtimmig zu den Rebellen überging. War es Verrätherei, Feigheit oder Muthloſigkeit, — denn die Soldaten waren ſchlecht mit Proviant verſehen, und hatten Mangel an Nahrung und Kleidung der Verſchnittenen wegen zu ertragen, — wir wiſſen es nicht. Nur ein einziger General entſchloß ſich mit einer ſchwachen Beſatzung die Stadt zu vertheidigen, bis die Befehlshaber von den Gränzen der Mantſchurei mit ihren Heeren herbeieilen konnten.

Der Stolz des Litſetſching war nun gränzenlos. Nahe an den Thoren hatte er ein prächtiges Zelt aufgeſchlagen, dorthin beſchied er zwei kaiſerliche Prinzen und nahm ſie gefangen. Auch ein Eunuche ſtand ihm zur Seite; er ſprach ſtolz zu dieſem Schranzen: gehe hin und berede den Monarchen daß er dem Thron entſage. Dieſer eilte mit der Botſchaft nach dem Palaſte, wo er den Kaiſer auf dem berühmten goldenen Berge fand, wo er ſich wie gewöhnlich vergnügte. Von der drohenden Gefahr wußte er nichts; auch kümmerte ihn nicht das Leiden des Volkes und der Uebergang des Heeres. Als er aber vernahm daß man ihm den Thron abfordere, gerieth er vor Wuth außer ſich; er betrachtete dieß als eine bloße Liſt des Rebellen, und wollte dem Abgeordneten ſogleich den Kopf abſchlagen. Doch die unvermeidliche Todesſtrafe, welche die zwei Verwandten ſeines Hauſes treffen

würde, im Fall er das Blut des Boten vergießen ſollte, hielt Tſongtſching von dieſer blutigen That ab.

Als man noch im Harem unterhandelte, übergab einer der treuloſen Verſchnittenen dem Feinde eines der Thore. Dieſe Nachricht wurde dem kleinmüthigen Monarchen ſogleich hinterbracht, der ohne Zeitverluſt die getreuſten Diener zuſammenrief und ihnen befahl ſeine Kinder den Verwandten ihrer Mütter zu übergeben, damit dieſe die Prinzen und Prinzeſſinnen verbergen möchten. Ehe dieß jedoch ausgeführt war, hatte der Kaiſer mit ſeinen Hofleuten ſich mit Wein betrunken; als er die Kaiſerin erblickte, vergoß er Thränen und ſagte: alles iſt für uns verloren! mehr konnte er nicht ſagen. Die Stimme der Herrſcherin wurde vom Schluchzen erſtickt; unter dem Weinen aller Anweſenden verließ ſie den Saal. Noch einmal umarmte ſie die drei jungen Prinzen und entließ ſie dann, damit ſie in Sicherheit außerhalb des Palaſtes gebracht werden möchten. — Dann begab ſie ſich an einen einſamen Ort und erhenkte ſich. Der Kaiſer beſchied nun ſeine Tochter, die 15 Jahre alt war, zu ſich und rief aus: warum biſt du doch von einem ſo unglücklichen Vater wie ich erzeugt? Er verdeckte dann die Augen mit der linken Hand und ſuchte dem Kinde einen Todesſtoß zu geben. Dieß unſchuldige Geſchöpf jedoch wehrte den Stoß mit den Händen ab und fiel ſcheinbar todt zu Boden. Dann gab er Befehl daß alle ſeine Weiber ſich ſelbſt ums Leben bringen ſollten, um nicht den viehiſchen Lüſten der Aufrührer preisgegeben zu werden. Nachdem dieß geſchehen, ging er ſelbſt in die Stadt, um ſich wo möglich noch zu retten. Zwei Thore jedoch waren ſchon im Beſitz des Feindes; er glaubte daher die Flucht unmöglich. Nach dem Harem zurückgekehrt, läutete er ſelbſt die Glocke um die Höflinge noch einmal zuſammenzurufen; allein Niemand kam. Tſongtſchin glaubte ſich nun von der ganzen Welt verlaſſen, und eilte nach dem beliebten goldenen Berg. Noch faßte er zum letztenmal den Pinſel und ſchrieb folgende Worte nieder: Ich bin nun 17 Jahre auf dem Throne geſeſſen, und meine aufrühreriſchen Soldaten haben mich in meiner eigenen Hauptſtadt mit Schimpf behandelt, was ich als ein Urtheil des Himmels anſehe. Allein ich bin nicht der einzige Schuldige; alle Großen in meinem Dienſte ſind viel ſtrafbarer, da ſie mir die Wahrheit verhehlt

haben. Wie kann ich nun die Dreiſtigkeit haben zu meinen Voreltern in den Hades zu gehen? Ihr, die ihr mich zu dieſem elenden Zuſtande gebracht, mögt meinen Leichnam in Stücke hauen; allein habt Mitleiden mit meinen Unterthanen! — Die Tinte war noch nicht trocken, als der Kaiſer ſich an ſeinem eignen Gürtel erhenkte (1644). Nur ein Verſchnittener war Zeuge der fürchterlichen That; um wenigſtens die Entehrung ſeinem Herrn zu erſparen, kleidete er ſich ſelbſt in kaiſerlichen Ornat, verwiſchte alle Spuren der hohen Würde ſeines früheren Gebieters, und erhenkte ſich neben ihm. Schrecklich war der Anblick, welcher ſich einem der Großen des Hofes bei ſeinem Eintritte darbot. Die Prinzeſſin, welche der hartherzige Vater mit dem Degen durchſtoßen, wälzte ſich in ihrem Blute. Er eilte daher ſie zu retten; ſie aber antwortete daß ihr Vater ihr befohlen habe zu ſterben. In dieſem Augenblicke war Zaudern durchaus nicht am rechten Orte. Er raffte daher das Mädchen auf, brachte ſie in Sicherheit und heilte ihre Wunde, ſo daß ſie ſich ſpäter verheirathete und Kinder bekam. — Selten wird man in irgend einer Geſchichte ſo viel Kleinmuth, Grauſamkeit, Verzweiflung und Elend erblicken. — Tſongtſching iſt einer der geringſten unter den geringen Fürſten. Nur auf ſein eigenes Wohl bedacht, nur ſeiner eigenen Muße lebend, war er nur in der Geſellſchaft der jämmerlichen Eunuchen glücklich. Wie anders würde er ſelbſt bei großer Charakterſchwäche gehandelt haben, wenn er Gott gefürchtet und unſern Heiland gekannt hätte!

Noch an demſelben Tage hielt Litſetſching, welcher von dieſen Ereigniſſen nichts wußte, ſeinen feierlichen Einzug. Vergebens bemühte ſich der einzige treugebliebene General, Likuotſching, die Straßen der Stadt gegen den Andrang der Feinde zu behaupten. Er wurde endlich überwältigt und zum Gefangenen gemacht. Litſetſching bewunderte ſeine Tapferkeit aufs höchſte und erſuchte ihn unter ſeine Fahnen zu treten. Dazu verſtand ſich der Held unter der Bedingung daß die Leichname der Souveräne ein geziemendes Begräbniß erhielten und das Leben der drei noch lebenden Prinzen geſchont würde. Dazu verſtand ſich der Rebelle ſehr gern; die Feierlichkeiten des Begräbniſſes wurden mit der höchſten Würde begangen; am Grabe ſah man Likuotſching, vom Gefühle des Jammers überwältigt, Ströme von Thränen ver-

gieſsen. Als er vernommen daſs der Kronprinz in Sicherheit ſey, gab er ſich ſelbſt den Tod. — Litſetſching hielt ſich nun für den unumſchränkten Herrn und ermordete alle Verwandten der Ming-Familie. Nachdem er den Palaſt geplündert, ſchleifte er die Gebäude, um keine Spuren der kaiſerlichen Familie zurückzulaſſen.

Dem Prinzen Wuſankuei wurde eine treue Erzählung von allen dieſen außerordentlichen Ereigniſſen hinterbracht. Er glaubte ſich zu ſchwach dem Rebellen Widerſtand bieten zu können, und kam daher zu dem unglückſeligen Entſchluſs die Mantſchuren zu Hülfe zu rufen, oder mit andern Worten, den Tiger in den Schafſtall zu laſſen, damit der Wolf herausgetrieben werde. Ehe wir aber darüber ſprechen, wollen wir etwas Näheres über den Tatarenkrieg berichten.

Der Brief des Mantſchufürſten, deſſen wir vorher erwähnt, wurde von dem hochmüthigen Statthalter nie beantwortet. Zwar hatte er ſich nach Hofe begeben, allein dort ſchien man die Forderungen für zu übertrieben zu achten, und ſie waren wirklich eine Brandſchatzung, welche der Hof zu jener Zeit nicht erſchwingen konnte. Ueberdieſs lag es klar am Tage daſs man mit einer ſolchen groſsen Summe Geldes, wie die Mantſchuren verlangten, ein ſehr groſses Heer auf die Beine bringen und dergeſtalt den Stolz der Barbaren demüthigen konnte. Bei der gänzlichen Abweſenheit aller Thatkraft warb man aber weder eine Armee noch befriedigte man den Tataren, und ſo brach der erzürnte Fürſt plötzlich ins chineſiſche Reich ein und nahm eine Menge Städte hinweg.

Man hatte früher einige Kanonen, die Adam Schall gegoſſen, nach den Gränzen gebracht und ſie dort zum groſsen Schrecken der Mantſchuren abgefeuert, die ſogleich alle davon lieſen. Allein nachher gewöhnten ſie ſich an den Knall und nahmen ſelbſt einige Stücke hinweg, welche ſie dann ſelbſt wider die Feinde gebrauchten. Aber in Peking hegte man deſſenungeachtet noch die Hoffnung daſs der bloſse Anblick dieſer todbringenden Maſchinen die Tataren verſcheuchen werde. Man wurde in dieſem Glauben noch beſtärkt, da das Platzen einer Kanone, mit der man den erſten Verſuch machte, einen Europäer und mehrere Chineſen tödtete. Daher ſchloſs man, daſs das Geſchütz

welches den Freunden ſo gefährlich ſey, für die Feinde noch viel verderblicher ſeyn müßte, und dabei ließ es Tſongtſching bewenden. Was man von dem Cabinet jener Zeit zu denken habe, läßt ſich ſehr ſchwer angeben, ſo viel iſt gewiß daß man weder Staat noch Volk beachtete.

Die Mantſchuren waren unterdeſſen nicht ruhig geblieben. Im Verein mit den öſtlichen mongoliſchen Stämmen führten ſie die ſtrengſte Mannszucht ein; das wilde Heer erhielt eine Disciplin; es wurde in acht Standarten getheilt und erhielt die ſchärfſten Befehle, ſich ſchonend gegen das unterwürfige Volk zu betragen. Wer einen Unterthan tödtete, ſollte dieß Verbrechen mit dem Tode büßen; andere Uebertretungen, wie zum Beiſpiel Nothzüchtigung und gewaltſamer Raub wurden eben ſo ſchwer beſtraft. Stille auf den Märſchen und beim Angriffe, und ganz unbedingter Gehorſam wurde jedem Soldaten zur heiligſten Pflicht gemacht. Im Augenblick, wo das Waldhorn ertönte, ſaß das Heer auf; jede Bewegung wurde auf gleiche Weiſe angedeutet; man hörte den Schall des Horns, und fragte nicht wohin der Weg ging, ſondern folgte unbedingt mit der höchſten Schnelligkeit. — Die größten Unternehmungen wurden ohne das Mitwiſſen der Generale begonnen; denn nur der Fürſt und ſein Stab hatten das Recht etwas über den Krieg zu beſchließen. — In Europa ſind ſolche Anordnungen zur allgemeinen Regel geworden; die Horden Aſiens und die Heere China's kannten jedoch dieſelben nicht, und von dieſem Umſtande entſtand das Uebergewicht der Mantſchuren. Geſchwindigkeit war der Hauptgrundſatz bei allen ihren Unternehmungen, und hierin beſtand die Stärke der Nation. Gewohnheit brachte in ihnen den Gedanken hervor daß ſie unüberwindlich ſeyen, und dieſe Ueberzeugung beſeelte ſie mit unwiderſtehlichem Muth. Dabei hatten ſie kein Gepäck, ihre an Strapazen gewöhnten Pferde trugen alle ihre Bedürfniſſe, und wenn ſie durch Wüſteneien zu ziehen hatten, verlegten ſie ſich nach altväterlicher Weiſe auf die Jagd, und friſteten ſo ihr Leben in Länderſtrecken, wo andere Heere gewiß ihren Tod gefunden haben würden.

Tſongti (W. N. Taitſong — der Titel ſeiner Regierung in Mantſchu Weſikſonerdemung) wartete noch eine Zeitlang, ehe er mit dem Heere über die chineſiſchen Gränzen ging. Nachdem er

aber den Entſchluß gefaßt, erließ er ein Manifeſt, worin er nochmals alle ſeine Beſchwerden darlegte; auch die Verachtung die ihm widerfahren erwähnte er, und drohte endlich jedem Officier und chineſiſchen Bürger mit dem Tode, wenn er ſich nicht augenblicklich nach der ergangenen Aufforderung ergebe. Schnell machte er ſich dann auf den Weg, nahm einige Städte hinweg und ſtand ſchon vor dem Verlauf zweier Monate in der Nähe von Peking (1629). Nun erwachte der Hof von ſeinem langen Schlummer; ſelbſt die Verſchnittenen behaupteten, daß etwas Großes unternommen werden müſſe; daher klagten ſie den ſtolzen Statthalter als Verräther an, und warfen ihm vor daß er mit den Tataren im Einverſtändniß wäre. Von ſolchen Sachen hatte dieſer Gouverneur nie geträumt; vielmehr war es der Uebermuth und die Verachtung, welche er den Barbaren gezeigt, was ihn ſo verhaßt gemacht hatte. Der Kaiſer glaubte jedoch ſeiner Lebensgefährtin und ſchloß den Angeklagten in einem Gefängniſſe ein; es ergab ſich nun, daß er den Brief welchen die Mantſchuren ihm geſchrieben, nie eingehändigt. Der Beſchuldigte ſeinerſeits zeigte daß der erſte Miniſter, dem er das Schreiben überreicht, dasſelbe nicht eingeſandt habe. Die wirkliche Urſache war daß man den Inhalt zu ſchmählich fand um es zu veröffentlichen, und daher die Mittheilung am Hofe unterdrückte. Dieſe Verſchwiegenheit mußte dieſer Große mit dem Tode bezahlen. Er wurde auf öffentlichem Markte enthauptet, nachdem er neun Monate im Kerker geſchmachtet.

Die Mantſchuren wagten ſich nun kühn an die Thore der Hauptſtadt, wo die Chineſen jedoch ſtark genug waren ſehr großen Widerſtand zu leiſten; und ſo wurden jene genöthigt ſich ſchnell zurückzuziehen, und für dieſesmal die Begierde, ſich in den Beſitz der Hauptſtadt zu ſetzen, aufzugeben.

Tſongti ſah ſehr bald ein, daß das Land nicht mit der Gewalt der Waffen ſeinem Scepter unterworfen werden könnte. Er fing daher an ſich ganz im Sinne des Reiches zu bilden. Zu dieſem Zweck wurde ſein Hofſtaat aufs herrlichſte mit den geplünderten Schätzen ausgeſtattet; die Prinzen des Geblütes drängten ſich um den mächtigen Verwandten herum und trugen zum Unterſchiede einen gelben Gürtel, welcher bis auf dieſen Tag von ihnen beibehalten wird. Die entfernteren Brüder dagegen ban-

den ein röthliches Band um den Bauch, und kündigten dadurch ihre Beziehung zum kaiſerlichen Hauſe an. Die Regierung wurde überdieß auf chineſiſchen Fuß geſtellt und alles aufs prächtigſte vorbereitet, während alle Glieder des fürſtlichen Hauſes ſowohl als die Tataren die chineſiſche Sprache erlernten.

Nun erließ der Prinz mehrere Aufrufe an die Chineſen, zu ihm überzugehen. Viele thaten dieß; denn das Waffenglück blieb den Tataren, und eine Stadt nach der andern fiel ihnen in die Hände. Allein die höhern Officiere weigerten ſich dieß Anerbieten anzunehmen, und man ſah einige wenige Beiſpiele von Heldenmuth. Als aber die Beſatzungen durch Hungersnoth und ſchlechte Behandlung zur Verzweiflung gebracht worden waren, gingen ſie endlich zu dem Feinde über, und unter dieſen waren auch einige Generale. Lange hatte einer derſelben heftig und entſchieden die ſchmeichelnden Verſprechungen von ſich gewieſen, allein ſein beſter Officier verließ ihn, und da gab er es zu, daß tatariſche Prinzen mit ihm in einem Zelte Unterhandlungen anfangen ſollten. Nicht allein die Stadt worüber er Commandant war, wurde den Mantſchuren überliefert, ſondern noch eine zweite ihnen durch Verrätherei in die Hände geſpielt. Er ſelbſt nahm Dienſte im Lager der Nomaden. Als nun Tſongti von ſeinem Feldzuge nach Hauſe ging, begrüßte ihn eine Menge Mandarine mit geſchornen Häuptern, die ſich als ſeine Unterthanen ankündigten. Nur einer wollte ſeinem undankbaren Kaiſer getreu bleiben; er wurde aber gefangen und in ein Kloſter geſteckt, wo er ſein Leben endete. Der gute Erfolg aller kriegeriſchen Unternehmungen erweckte in dem Herzen des Prinzen das Verlangen das ganze Land zu erobern, wozu das Beiſpiel der Kitan und Kin ihm die größte Hoffnung gab. Er ſelbſt war ein Mann, weit über ſeine Zeitgenoſſen erhaben, nicht allein tapfer, ſondern ſtaatsklug, und mit wirklicher Liebe für das chineſiſche Volk beſeelt. Daher ſuchte er ſich ihre Bildung anzueignen, ſprach ſehr oft über Friede und Volksglück, und beeiferte ſich dem Lande große Wohlthaten widerfahren zu laſſen und das Kriegsunglück zu mildern. Wäre er mit Europäern in Berührung gekommen, ſo würde er vorzüglichen Gebrauch von ihrer Taktik gemacht haben.

In Schantong beeiferte man ſich ein großes, tapferes Heer dem Angreifenden entgegenzuſchicken. Dieß war hohe Zeit; denn

zwei chineſiſche Armeen waren geſchlagen und beinahe aufgerieben worden. In dieſem wichtigen Zeitpunkt ſuchte ein General die Herzen der Krieger zu gewinnen; eine große, ſehr ſtattliche Truppenzahl war verſammelt und ſetzte ſich langſam in Bewegung. Der Schatzmeiſter, welcher wohl wußte daß ohne Sold nichts geſchehen würde brachte endlich das nöthige Geld auf und ſchickte es dem Anführer. Der Anblick einer ſo großen Summe rührte das Innerſte ſeines ganzen Weſens; er packte das Silber heimlich zuſammen und machte ſich davon. Lange warteten die Gemeinen und Officiere auf ihre Bezahlung; man zögerte von Tag zu Tag; endlich kündigten alle Krieger dem Kaiſer den Gehorſam auf und erklärten ſich unabhängig. Die Verſchnittenen wälzten die ganze Schuld auf den Statthalter; er wurde nach Peking geladen und unter den feierlichſten Unſchuldsbezeugungen enthauptet. Sein Nachfolger ging unkluger Weiſe ins Lager der Rebellen, um ſie zur Rückkehr zum Gehorſam zu bereden. Dazu wollten ſie ſich durchaus nicht verſtehen, weil die Officiere ihnen ſonſt den Tod geſchworen. Daher behielten ſie dieſen Großen als Gefangenen und ermordeten ihn nachher mit großer Grauſamkeit. Aber ſchreckliche Vergeltung wurde ihnen in der Folge. Neue Heere, die von den weſtlichen Provinzen gekommen, erſchienen auf dem Kampfplatz. Eingeengt von allen Seiten begaben ſich die Aufrührer, nachdem ſie ſehr großen Verluſt erlitten, nach der Seeküſte, wo ihre Barken in großer Anzahl lagen. Ihr Nachtrab wurde aber ereilt und von den erbitterten Mandarinen in Stücke gehauen. Nur ein Rädelsführer, den man lebendig ergriffen, wurde zur Warnung ähnlicher unruhiger Köpfe hingerichtet. Der größte Theil der Rebellen ſah ſehr bald daß das Meer frei war; ſie unterwarfen ſich daher dem Tſongti; dieſer fertigte augenblicklich drei Hordenführer zu ihrem Empfange ab. Sie wurden daher mit großen Ehrenbezeugungen in den Dienſt genommen und Tſongti hoffte, daß in kurzer Zeit viel zahlreichere Schaaren zu ihm kommen würden.

Zu gleicher Zeit ſchrieb dieſer Prinz einen ſehr freundlichen Brief an den Kaiſer, ſo ziemlich im Style Napoleons, ihn herzlich erſuchend doch recht bald den Frieden abzuſchließen. Als ich neulich, bemerkte er, zum Feldzug gegen die Mongolen auszog, mußte ich das chineſiſche Gebiet betreten. Um aber meine

Aufrichtigkeit in den künftigen Friedensunterhandlungen darzulegen, opferte ich in der Gegenwart mehrerer Mandarine ein weißes Pferd. Auf dieſe Vorſtellung gab der Hof natürlich keine Antwort; denn mit Frieden im Munde und Krieg im Herzen würde die Abſchließung eines Vertrages die ſchädlichſten Folgen für das Reich gehabt haben. Dagegen fertigte der Kaiſer einen Befehl aus, daß er gerade im Begriffe ſey die Mantſchuren als Rebellen zu vernichten, und daher alle Fremden und vorzüglich die Chineſen aufrufe wieder zum Gehorſam zurückzukehren. Tſongti las dieſes Schreiben mit Verwunderung und machte den letzten Friedensvorſchlag. Dann rückten ſeine Heere nach Schanſi und ſchlugen die Chineſen in mehreren Schlachten, während der chineſiſche Feldherr ſich brüſtete, daß er einen vollkommenen Sieg erhalten. Auch dieſer Bericht fiel Tſongti in die Hände. Dieſer widerlegte ihn in einem öffentlichen Schreiben und beurkundete ſeine Tapferkeit durch die Aufforderung, 1000 Chineſen ſollten mit 100 Mantſchuren einen Kampf beſtehen. Nachdem er viele Städte im Nordweſten eingenommen, kehrte er wieder zurück (1635). Nun umringten ihn ſeine treuherzigen Vaſallen und forderten ihn aufs feierlichſte auf den Kaiſertitel für immer anzunehmen. Tſongti hatte darauf ſchon lange gewartet; er gewährte daher gern dieſe Bitte und nahm den Titel an, unter welchem wir ihn genannt haben (früher hieß er Tſongtien). Die Fürſten ſchrieben auch an den König von Korea, um ihn zu einer ähnlichen Huldigung aufzufordern, erhielten aber keine Antwort. Die Dynaſtie ſollte nun den Namen Taitſing (Große Reinheit — wie Ming — ausgezeichnet oder klar) tragen und in der Folge die Verwaltung des chineſiſchen Reichs übernehmen. Tſongti machte ſeinen Getreuen ſehr große Verſprechungen, erhob viele in den Adelsſtand und machte allgemein bekannt, daß man chineſiſche Sitten und Cultur annehmen ſollte.

Sobald der Prinz Wuſankuei den Oberbefehl der Truppen übernahm, zeigte ſich große Thätigkeit und Ausdauer im chineſiſchen Heer. Er beſaß das Vertrauen ſeiner Soldaten, ward vom Volke ſehr geliebt, und zeigte großes Talent als Feldherr. Allein die ſchon erwähnte Armee des Miniſters, auf die ſein ganzes Vertrauen beruhte, zerſtreute ſich wieder. Der General ſtand nun in Gefahr, im Rücken von den Räubern und an der

Fronte von den Mantſchuren angegriffen zu werden, und hatte zu gleicher Zeit die Gewißheit, weder Mundbedürfniſſe noch Geld von der nun vernichteten Regierung zu erhalten. Da faßte er den verzweifelten Entſchluß, das Vaterland durch die Hand der Tataren zu retten; er machte ihnen die wenigen Kleinodien, die er noch übrig hatte, zum Geſchenk. Allein die Mantſchuren, welche ſich eines ſolchen Glückes nicht verſehen hatten, konnten nur ſiebentauſend Mann ins Feld bringen; ſie ſandten jedoch ihre Waldhornbläſer herum, und dieſe brachten in ſehr kurzer Zeit ganze Horden zuſammen (1644), die nun als ein unwiderſtehlicher Strom das ganze Land überſchwemmten.

Unglücklicherweiſe war der Vater des Prinzen in der Hauptſtadt; durch dieſen ließ Litſetſching dem Wuſankuei die dringendſten Vorſtellungen machen, ſich ihm zu unterwerfen und dann gemeinſchaftlich die Tataren zu überwältigen (1644). Allein des Feldherrn Herz glühte vor Begierde den Mörder ſeines Oberherrn und Verwandten zu vernichten; daher antwortete er ſeinem Vater, daß er nie die Waffen niederlegen wollte, bis er den Wütherich vertilgt. Dieß Schreiben hatte noch nicht die Hauptſtadt erreicht, als der muthige Wuſankuei dem Vortrab der Rebellen begegnete. Ueber dieſe fielen ſeine Soldaten wie Tiger her, und in kurzer Zeit vernichteten ſie das ganze Heer. Aber nun machte ſich Litſetſching mit ſeinen Garden, ſechzigtauſend Mann an der Zahl, auf, die lange vom Raube gelebt, und im Sieg allein Rettung finden konnten. Sie umringten das kleine Gefolge des Wuſankuei, und obgleich die Getreuen mit verzweifelter Tapferkeit einhieben, ſo ſchloſſen dennoch die Rebellen ihre beiden Flügel ein und waren im Begriff das Häuflein gänzlich zu vernichten. In dieſem wichtigen Augenblick aber eilten die 7000 tatariſchen Reiter herbei und griffen die Aufrührer im Rücken an. Die Bedrängten ſchöpften wieder Athem und rafften nun ihre geſchwächten Kräfte zuſammen, alles vor ſich ohne Unterſchied niedermachend. An dieſem Tage bedeckten 30,000 Leichen der Räuber das Schlachtfeld.

Obgleich Litſetſching die Tapferſten ſeiner Horden verlor, erhielt er dennoch in ſehr kurzer Zeit einen neuen Zufluß von Dieben und Banditen; mit dieſen ſtellte er ſich vor die Mauern von Peking in 18 Diviſionen, um Wuſankuei zu empfangen.

Dieſer zögerte nicht lange, ſondern ſtand ſchon am folgenden Morgen mit ſeinen muthigen Truppen im Angeſichte des Tyrannen. Der Angriff wurde ſogleich gemacht; ihr Ungeſtüm war unwiderſtehlich, und nachdem der Rädelsführer vergebens ſich bemüht mit neuer Kraft die aufs äußerſte gebrachten Soldaten zurückzuſchlagen, erlag er dennoch endlich und gab das Signal zum Rückzuge in die Hauptſtadt. Hier verſammelte der Räuberhauptmann die zurückgebliebenen Mandarine und ließ ſich von ihnen als Kaiſer huldigen. Dann trieb er den Wuſankuei zur Verzweiflung, indem er deſſen Vater enthauptete. Als dieſer aber den erbleichten Kopf auf den Wällen Pekings hängen ſah, ſprach er mit großem Nachdruck von Schmerz überwältigt: Ich will deinem Andenken die nöthigen Opfer bringen. Mit ungeheurer Anſtrengung wollte er nun einen Sturm auf die Mauern beginnen; allein Litſetſching erbebte, noch ehe der Anſchlag zur Ausführung gebracht war. Er befahl daher ſeinen Banden, des Nachts heimlich die Thore anzuzünden, nachdem ſie herausgegangen; er ſelbſt lud die großen Schätze, die er im Palaſt erbeutet hatte, auf Kameele und Karren, und machte ſich damit heimlich davon. Dieſer Zug war einige Meilen lang, und Wuſankuei, anſtatt in die Stadt einzurücken, jagte den Räubern nach. Als er die lange Reihe von Wagen erblickte, verbot er den Soldaten etwas anzurühren, bis ſeine Rache geſtillt. — Nun eilte er vorwärts, die einzelnen Haufen niedermachend, welche zur Bewachung der Schätze aufgeſtellt waren, und opferte ſo den Manen ſeines Ahnen 6000 Mann.

Allein Litſetſching war keine feige Memme; obgleich er nun den Lohn ſo vieler Grauſamkeiten und Schandthaten verloren, wollte er dennoch nicht der Gewalt weichen. Die Beſatzungen in den verſchiedenen Städten Tſchili's wurden daher an einem Punkte verſammelt, und als er 60,000 Mann unter ſeinem Befehle hatte, glaubte er gewiß im Stande zu ſeyn dem Wuſankuei die Spitze zu bieten. Die Tataren hatten unterdeſſen dem Aufrufe gehorcht und waren in bedeutenden Schaaren zuſammengekommen, ſo daß der chineſiſche Feldherr am Tage der Schlacht 60,000 Mann aufmarſchiren ließ. Mit einer ſolchen Zahl dachte er ſtracks die Vagabunden überwältigen zu können und rüſtete ſich zum Angriff. Allein die Räuber ſtanden wie Mauern, und

wenn die Mantſchuren und Mongolen im Galopp herankamen, und erwarteten daß wie gewöhnlich die Chineſen ſich zerſtreuen würden, ſo fanden ſie, daß ſie mit einem Pfeilregen empfangen wurden und nicht einen einzigen Räuber zum Weichen bringen konnten. Ein ſolches Heer würde nie die Barbaren über die Gränze gelaſſen haben, allein hier focht Chineſe gegen Chineſe, und die Nomaden freuten ſich, daß ſie ſich gegenſeitig aufrieben. Die Schlacht dauerte einen ganzen Tag; 40,000 Leichen bedeckten den Wahlplatz. Wuſankuei war vor Erſtaunen außer ſich, daß der Kampf ihm ſo theuer zu ſtehen komme; endlich trennte die Nacht die Streiter. Der Prinz zitterte bei dem Gedanken, die Schlacht wieder zu erneuern, und Litſetſching hatte dazu auch keine Luſt. Der letztere ging daher ungehindert nach Schanſi zurück, und die Hauptſtadt war vor den Feinden des Innern geſichert.

Nun aber ſtanden 60,000 Tataren da und die nächſte Frage war, was mit ihnen zu thun ſey. Wuſankuei, welcher früher ihre Hülfe ſo ſehnlich gewünſcht, ſah bald ein, daß ſie läſtige Geſellſchafter waren. Daher beſchied er die Oberhäupter in ſein Zelt und redete ſie mit freundlicher Miene an: Waffengefährten, ich bin bereit euch euren Lohn in Gold, Silber und ſchönen Mädchen zu geben, kommt mit mir nach Peking, dort will ich mein Verſprechen erfüllen. Sie aber ſahen wohl ein, daß dieß das Loſungswort zu ihrer Entlaſſung ſeyn würde; da ſie ſich jedoch auf chineſiſchem Boden viel beſſer als in ihren Wäldern befanden, erwiederten ſie einmüthig, daß ſie nie an eine Rückkehr denken könnten, ſo lange das Land noch durch Räuberhorden geplagt ſey; daher wollten ſie einen Theil ihres Heeres zurücklaſſen um Peking zu bewachen, und mit dem andern nach Schantong ziehen um dort wieder Ruhe herzuſtellen.

Nach langen Berathſchlagungen kam man endlich zu dem Entſchluß, daß das große Heer ſich in drei Diviſionen theilen ſollte. Die ſtärkſte ſollte mit Hülfe der Chineſen unter Wuſankuei den Räuber Litſetſching vernichten; die zweite nach Schantong marſchiren und die dritte endlich Peking beſetzen. Die letztere beſtand aus Mantſchuren, ohne einen chineſiſchen Officier bei ſich zu haben.

Das Merkwürdigſte iſt die Einigkeit, welche in allen dieſen Unternehmungen herrſchte. Der Mantſchurenfürſt war ſchon

geſtorben; da ſo viele ſich um die Krone bewarbeu, ſo war man einſtweilen zufrieden, mehrere Oberhäupter und Verwandte des kaiſerlichen Hauſes zu Regenten zu ernennen. Damit aller Eiferſucht ein Ende gemacht werde, erhielten ſie abwechſelnd die höchſte Gewalt. Wie aber bei einer ſo getheilten Macht dennoch Einheit im Kriege herrſchen konnte, iſt ein wirkliches Wunder. Noch waren dieſe Horden kaum einen Monat im Felde, als ſich die Nothwendigkeit unter Einem Herrſcher zu dienen an den Tag legte. Auf ihrem Marſche nach Peking erwählten ſie daher den noch nicht volljährigen Neffen ihres verſtorbenen Fürſten zu ſeinem Nachfolger. Die Urſache eines ſolchen außerordentlichen Entſchluſſes in einem Augenblicke wo alles von der Kraftäußerung eines gewaltigen unbeugſamen Dictators abhing, muß man in der Eiferſucht der Häupter untereinander ſuchen; denn jeder beneidete den andern um die Stelle, und alle hofften unter dem Scepter eines Kindes ihre Unabhängigkeit und zugleich bedeutenden Einfluß ſich zu verſchaffen.

Der Weg nach Peking glich einem Triumphzuge. Das Volk fühlte ſich zum höchſten Dank für die erhaltene Rettung verpflichtet und ſah in dieſen Fremden nur die Beſchützer des Vaterlandes. Als ſie die Thore der Hauptſtadt erreichten, kamen ihnen die Mandarine im vollen Ornat entgegen um ſie als Vertheidiger des Thrones zu begrüßen. Alles jubelte und jauchzte; die Mantſchuren zogen als ſtolze Sieger die Straßen der Stadt entlang, den neuen Kaiſer auf einem Brette tragend. Der Knabe, welchen ſie erwählt, ſchien ein geiſtreiches Kind zu ſeyn, und hielt eine Rede bei ſeiner Thronbeſteigung, in welcher er ſein gutes Glück allein den getreuen Verwandten und Fürſten zuſchrieb und das Geſchenk eines großen Reiches durch Tapferkeit und Entſchloſſenheit zu behaupten verſprach. Die Rede iſt voll geiſtreicher Bemerkungen, und macht dem Verfaſſer, welcher ſie ihm in den Mund legte, große Ehre.

Die Chineſen waren aber über dieſe große Veränderung ganz betroffen. Wer hätte glauben können, daß die Retter des Staates eine ſolche untreue Rolle ſpielen würden? Als ſie in der Hauptſtadt waren, ließen ſie von allen Thoren die chineſiſche Wache wegziehen, damit ihre eigenen Soldaten dieſelben beſetzten. Selbſt der Einzug des Räubers hatte nicht ſo viel Entſetzen erregt, als

die Willkür, mit welcher Barbaren das Reich in Beſitz nahmen. Da aber ihr Heer ſehr zahlreich war, regte ſich Niemand um ihnen die Gewalt ſtreitig zu machen. Sklaven ſind überdieß gleichgültig hinſichtlich der Perſon welche die Ketten ſchmiedet; iſt und bleibt es ja immer Sklaverei, wer auch der Herr ſey.

Die Mandarine zu Nanking, noch ehe ſie von dieſem Vorfall Kunde hatten, waren gleich, nachdem die Nachricht von dem Tode des Tſongtſching zu ihnen gelangt, zur neuen Kaiſerwahl geſchritten, und ſetzten Schitſutſchang, einen Prinzen von Geblüt, auf den Thron (1644), welcher ſeiner Regierung den Namen Hongkuang beilegte.

Nun gab es drei Kaiſer, und nach der chineſiſchen Regel ſollte es deren nur einen geben; denn es iſt nur eine Sonne am Himmel. Zwei, obgleich Länderräuber, behaupteten ihre Anſprüche mit dem Schwerte, und drohten Tod und Verderben jedem der ſie ihnen ſtreitig machen wollte, während der rechtmäßige Fürſt ſich lange weigerte eine ſolche Ehre anzunehmen. Mit den Gefahren einer ſo hohen Würde wohl bekannt, das Schwankende des Thrones wohl fühlend und dabei ſich ſeiner Schwäche bewußt, war es nicht zu verwundern, daß der Scepter nichts Anziehendes beſaß, und daß er den Hirtenſtab vorzog.

Unterdeſſen hatte Litſetſching wieder genugſame Kräfte zuſammengerafft, und da Wuſankuei über die Verrätherei der Tataren ſehr betrübt war, wollte er ſich als ein wahrer Vaterlandsfreund mit ihm verbinden, um die Tataren gänzlich zu überwinden. Der Fürſt war eine Zeitlang noch unentſchieden; denn obgleich ihm die Mantſchuren den Titel eines Königs beigelegt, ſo wollte er ſich dennoch nicht von Barbaren, die ſeine Landsleute ſich mit dem Schwerte unterwarfen, dergeſtalt behandeln laſſen, und betrachtete den Ehrennamen mehr als einen Schandfleck. Allein dann rief er ſich alle die Grauſamkeiten des Räubers ins Gedächtniß zurück, wie er ſeinen Vater enthauptet und die Urſache des Todes ſeiner kaiſerlichen Verwandten war, und Rache ſiegte über den Tatarenhaß. Schon hatte ſich Litſetſching vorgenommen als Befreier ſeines Vaterlandes nach Peking zu marſchiren, um einen bleibenden Ruhm durch Vernichtung der Tataren-Macht zu begründen; allein als er den Wuſankuei als einen Löwen vom

langen Schlummer aufwachen ſah, und den Feind nun wieder in ſeiner fürchterlichen Verzweiflung erblickte, fing er einen ſchnellen Rückzug an und ſammelte wieder in ſeiner Vaterſtadt ein Heer, welches ſeine frühern an Zahl bei weitem übertraf. Der General hatte geglaubt nach ſo vielen Siegen den Räuber durch einen derben Schlag zerſchmettern zu können; allein wie erſtaunt war er, als er ihn kühn entgegenkommen ſah, um ſich wieder mit ſeinem bisher glücklichen Gegner zu meſſen. Die Schlacht war blutig genug; allein der Widerſtand nicht bedeutend, und nach Beendigung derſelben zerſtreuten ſich die Banditen, um nie wieder dem Wütherich zu folgen; denn anſtatt der bisherigen Beute fanden ſie in ſeinem Gefolge nur Tod und Elend. Noch hatte er das Glück zwei Städte hinwegzunehmen; allein da die Zahl ſeiner Genoſſen jeden Tag ſich verringerte, konnte er ſich nicht länger in den Ebenen halten und verbarg ſich daher in den Gebirgen Hukuangs. Schon waren ihm aber die Kaiſerlichen auf dem Fuße nachgeeilt, und da er aus einer Bergſchlucht herausging um ſeinen Truppen Lebensmittel zu verſchaffen, ſchlug ihn ein Feldherr aufs Haupt. Litſetſching jedoch blieb unbeſchädigt, und nachdem er mehrere Tage lang Hunger erduldet, war es ihm nicht möglich ſich länger zu halten. Er fiel daher über ein volkreiches Dorf her und wünſchte ſein altes Handwerk wieder anzufangen, als die Einwohner ihn plötzlich umringten, die Ueberbleibſel der Räuber ſogleich feſſelten und dem ſcheinbaren Hauptmann den Kopf abſchlugen, um ihn dem chineſiſchen Generale zum Geſchenk zu bringen. Noch trof das Blut von dem Haupte, als die Bauern es dem Feldherrn überbrachten; es war der Kopf des Wütherichs Litſetſching, welcher nun endlich ſeinen Lohn erhalten und vor dem Richter der Welt ſtand um ſein Urtheil zu empfangen. Sein Sohn verſuchte zwar die zerſtreuten Räuber zu verſammeln; allein ihr Eifer war verwiſcht, und kleinmüthig verkrochen ſie ſich in Felſenritzen um dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen.

Der Kaiſer zu Nanking kümmerte ſich ſehr wenig um dieſe Ereigniſſe; Vergnügen war der Luftkreis, in welchem er zu leben wünſchte; jede Anſtrengung ſchien ihm unnöthig; ruhig und fröhlich zu regieren war der Hauptgrundſatz ſeiner Philoſophie. Die einzige Störung, worüber ſich dieſer Sybarite zu beklagen

hatte, waren die beſtändigen Cabalen des Hofes. Anſtatt an die Vertheidigung des Vaterlandes zu denken, ſuchten die Mandarine einander aus ihren Stellen zu vertreiben und die Gegner beim Kaiſer anzuſchwärzen; ſo war denn ein beſtändiger Krieg im Palaſt, und der Unfall oder der Erfolg eines einzigen Verſchnittenen beſchäftigte die ganze Hauptſtadt.

Die hungrigen Tataren kamen jetzt zu Myriaden aus den Steppen um in der Beute ſich zu theilen, und die Heere zählten nun Hunderttauſende von Streitern. Zwar hatte man erwartet, daß dieſe Barbaren ſogleich das Land mit ihren Horden überſchwemmen würden, allein das Gegentheil war der Fall.

Verſchiedene Miſſionäre waren in Peking zurückgeblieben; der vorzüglichſte unter dieſen war der oft erwähnte Adam Schall, ein Jeſuit mit gründlichen Staatskenntniſſen, einem umfaſſenden Geiſt und mit einer Seele begabt, die durch Geduld und Ausdauer nie ihren Zweck aus den Augen verlor, und muthig dahin arbeitete, bis das Ziel erreicht war. Dieſe Eigenſchaften würden natürlich ihrem Beſitzer ſehr wenig genützt haben, hätten die Mantſchuren, welche den Fremden ſehr hold ſind, nicht ein großes Intereſſe an ihren Arbeiten ſowohl als an ihrer Denkungsart genommen. Da Schall ſchon früher Kanonen gegoſſen, ſo wurde er bald mit den wilden Kriegern bekannt und kam ſelbſt in Berührung mit dem Hofe. Seine Einſicht und Weisheit ward von den vier Regenten ſehr hoch geſchätzt; ja ſie erhoben ihn zum Lehrer des jungen Kaiſers, und die erſten Unternehmungen zur Unterwerfung des Reichs wurden von dieſem Ausländer geleitet. Daher müſſen wir uns nicht wundern, daß die Maßregeln ſo untatariſch waren, und daß das ganze Betragen europäiſche Politik verrieth. Schall aber erſchien nur als die leitende Hand; denn er wußte wohl, welchen Neid er ſich dadurch zuziehen würde; allein er handelte im Stillen, und war ohne den Titel zu führen einer der kräftigſten Miniſter, welche China je gehabt.

Anſtatt ein ſtarkes Heer nach Nanking abzufertigen und mit kühner Hand das neue Kaiſerthum über den Haufen zu werfen, begnügten ſich die vier mantſchuriſchen Regenten alles auf chineſiſchen Fuß einzurichten. Die ganze Verwaltung blieb wie vorher; den einflußreichen Staatsmännern ſchmeichelte man, den Generalen und andern Officieren gab man ihre Befehlshaber-

ſtellen zurück, das ganze Volk behandelte man nach chineſiſcher Sitte. Kaum aber ſahen daher dieſe Barbaren ihren Ruhm einigermaßen begründet, ſo ſandten ſie einen verſchmitzten Mandarin nach Nanking, der einen vortrefflichen Brief dem Miniſter des Kaiſers überreichte und ihn aufforderte, das Reich dem rechtmäßigen Beſitzer zu übergeben, wozu ſich die Mantſchuren ohne Widerſpruch berufen fühlten. Nach Leſung dieſes Documents glaubte die Regierung zu Nanking auf ähnliche Weiſe dem Briefſteller zu antworten, und ſuchte zu zeigen, daß die Tataren wie ihre Vorfahren mit dem Geſchenke einer gewiſſen Summe Geldes ſich zufrieden ſtellen und das Land räumen müßten. Sobald dieſer Brief Peking erreicht, ſchrie der Kriegsrath zu den Waffen, und nun marſchirten die Tataren in großer Ordnung nach den Provinzen ab und erhielten erſt einen Sieg, der ihnen jedoch ſehr theuer zu ſtehen kam; ſie nahmen auch eine Stadt ein, vor welcher Tauſende ihr Leben verloren.

Zu Nanking war man noch nicht recht entſchieden, was man anfangen ſollte, als plötzlich das Gerücht entſtand, daß der Thronerbe des verſtorbenen Kaiſers noch am Leben ſey. Man führte wirklich einen Knaben gleichen Alters, welcher ihm ſehr ähnelte, in den Palaſt ein, und nun fing man an das Nähere zu erfragen. Da aber kam es auf, daß ein Betrüger das Kind dazu verleitet, und dieſes aus Armuth ſeine Einwilligung gegeben. Obgleich die Verſchnittenen von der Unächtheit des Knaben völlig überzeugt waren, ſo glaubten dennoch viele Große an jenes Gerücht, und erklärten ſich zum Beſten dieſes vermeinten Prinzen. Dieß gab nun wieder Gelegenheit zu ſehr großem Parteigeiſt und darüber vergaß man endlich den Tatarenkrieg.

Der chineſiſche General, welcher den gelben Fluß vertheidigte, hatte als eine Vorſichtsmaßregel ein ſehr großes Heer an dem entgegengeſetzten Ufer aufſtellen laſſen, welches aber meiſtentheils aus Bauern beſtand. Als nun die Mantſchuren in der Mitte des Fluſſes angelangt, erblickten ſie die zahlreichen Feinde, welche in Schlachtordnung ſtehend ihrer warteten. Umkehren war jedoch unmöglich und daher wagten ſie es das Ufer zu beſteigen. Siehe, da ergriff Zittern die armen Chineſen, und die Landwehr riß in der Flucht die Soldaten mit ſich hinweg, ſo

daß ſich der ſonſt ſo tapfere General genöthigt ſah davonzulaufen. Er hatte kaum Zeit genug Jangtſchéu zu erreichen und die Thore zu verſchließen. Als er nun in der Nacht eine Heerſchau hielt, und die kleine Anzahl von Kriegsgefährten entdeckte, ging es ihm ſehr zu Herzen; keine Rettung vor ſich ſehend und ohne Gott in der Welt lebend, gab er ſich ſelbſt den Todesſtoß. Die Mantſchuren waren ſchon am zweiten Tage im Beſitze dieſer Stadt, welche, am nördlichen Ufer des Jangtſe gelegen, durch den großen Canal die Verbindung des nördlichen China mit dem ſüdlichen unterhält und von ſehr großer Wichtigkeit iſt. Dort feierten ſie ihren unerwarteten Sieg durch eine glänzende Erleuchtung, und ſchifften ſich bald darauf nach Tſchinkiangfu über. Vor dieſer Stadt lag ein chineſiſches Geſchwader, und der Admiral hätte ſehr leicht den Uebergang ſtreitig machen können, wäre er nicht eine feigherzige Memme geweſen. Denn ſobald er der Feinde anſichtig geworden, lichtete er die Anker und fuhr mit vollen Segeln auf dem reißenden Fluß nach der Meeresmündung. — Schnell wurde ein Bote nach Nanking geſandt, um dem Kaiſer dieſe ſchlechte Kunde zu hinterbringen. Er fand den Monarchen bei einem Saufgelage, wo er ſich mit einigen Verſchnittenen ergötzte. Er war aber zu betrunken um die Sprache des Unheil verkündenden Botſchafters zu verſtehen, daher mußte man bis zum Morgen warten, wo der Kaiſer vom Rauſche erwacht war, ehe die Mittheilung ſtattfinden konnte. Schitſutſchang war davon ſehr wenig gerührt, er ſattelte ſein Pferd und ritt zum Thore hinaus, Land und Stadt dem Feinde überlaſſend.

Er war kaum einige Meilen von Nanking entfernt, als auch ſchon die ſchnellen Tataren vor den Thoren der zweiten Hauptſtadt ſtanden und den Ort zur Uebergabe aufforderten. Da erſchien ſogleich ein vornehmer Herr mit einem großen Gefolge und überreichte die Schlüſſel der Stadt, während er im Namen der Bürger erklärte daß ſie fortan Unterthanen der Mantſchuren zu ſeyn wünſchten. Der Fürſt, welcher den Oberbefehl führte, empfing die Chineſen mit großer Herablaſſung, erhob den Redner in den Grafenſtand, und befahl daß alle Mandarine ihre Aemter beibehalten ſollten. Dieß verurſachte außerordentlich große Zufriedenheit, und man wurde kaum gewahr daß ein Feind in die

Stadt gekommen. Als der Staatsrath verſammelt war, erklärte ein Diener der Ming-Familie daß der oben erwähnte Knabe der rechtmäßige Thronerbe und Schitſutſchang ein Rebell ſey, den man nicht am Leben laſſen müſſe. Er wurde daher ſelbſt mit einem ſtarken Gefolge abgeſandt, um ſeinen frühern Herrn zu ereilen. Dieſen fand er am Ufer des Fluſſes, gerade als er im Begriff war in ein Boot zu ſteigen. Er rief ihm daher zu zurückzukommen, und als man ſeinen Ermahnungen kein Gehör geben wollte, ſchoß er einen Pfeil in den Hals eines der Begleiter. Da forderte dieſer den Kaiſer auf, doch nicht zu feigherzig zu ſeyn und den Rebellen lebendig in die Hände zu fallen, ergriff ſeinen Gebieter und ſtürzte ſich mit ihm in den Jangtſe. — Dieß war das Ende des elenden Fürſten.

Die wenigen Großen welche dem alten Kaiſerhauſe noch treu blieben, erwählten den Prinzen Lugan zum Nachfolger. Dieſer Fürſt hatte nicht allein ein natürliches Recht auf die Krone kraft ſeiner Geburt, ſondern beſaß auch die Liebe des Volkes und die Anhänglichkeit der Fürſten des Geblüts. Als ſein Verwandter, der Prinz von Tang, ihm die Nachricht hinterbrachte daß er zum Herrſcher berufen ſey, weigerte er erſt ſtandhaft eine ſolche Bürde auf ſich zu nehmen. Jahrelang hatte er zur Zufriedenheit der ganzen Nation in Tſchekiang regiert, Tauſende huldigten ſeinem Scepter, er ſelbſt fand ſich glücklich unter Unterthanen, die ihn als einen Vater liebten; allein nun ſollte er ſich allen den Unfällen preisgeben, welche ihn als Vertheidiger des Vaterlandes gegen Feinde, die im Herzen des Reiches ſich befanden, natürlich betreffen mußten. Zaudern half aber nichts; denn ſchon hatten die Tataren viele große Städte ohne Schwertſchlag eingenommen, und waren in der Nähe der Provincialſtadt zu Hutſchéufu gelagert. Dieſe Feſtung flehte um Hülfe; da dieſe aber nicht erſchien, ging auch ſie verloren. So ſtanden nun die zahlreichen Schwadronen der Nomaden in wenigen Tagen vor den Thoren von Hangtſchéu. Man hatte eine lange Belagerung und die wüthendſte Vertheidigung erwartet; doch dem Prinzen ſchlug das Herz; denn er dachte daß großer Widerſtand zum Verderben ſeiner Unterthanen gereichen würde. Daher ging er auf die Mauern, flehte die Feinde um Erbarmen, und nachdem er dieß gethan, öffnete er die Thore. Die Mantſchuren waren

grauſam genug den guten Prinzen ſogleich zu ermorden und ſich dann aller Schätze zu bemächtigen. Von einem ſo leichten Siege hatten ſie nicht einmal geträumt.

Bisher hatten die Tataren nur gegen die Regierung gefochten und das Volk nicht beſchädigt. Nun aber, voll hoher Gedanken über ihren Erfolg und die Vortheile, welche ſie nachher auf dem ſüdlichen Ufer des Tſientang errungen, verlegten ſie das Hauptquartier nach Schaohing. Dort berathſchlagten ſie ſich, was nun anzufangen ſey; denn ſchon hatten die Neuigkeiten eines anderen Sieges in Kiangſi in ihnen die Ueberzeugung hervorgebracht daß ſie in ſehr kurzer Zeit Herren des ganzen Reiches ſeyn würden. Allein den Chineſen war nicht zu trauen, und ſie hatten zu wiederholtemalen Beiſpiele ihrer Treuloſigkeit gehabt, vor welcher ſie ſich in Zukunft ſicher zu ſtellen wünſchten. Es wurde daher einmüthig beſchloſſen daß jeder Chineſe, welcher ihre Oberherrſchaft anerkannte, den Kopf ſcheeren und nach der Gewohnheit ihrer Ueberwinder einen Zopf tragen ſollte. Das Volk welches mit großer Vorliebe an alten Gebräuchen hängt, war über dieſen Befehl ſehr entrüſtet; es wußte aber wohl daß man mit den Tataren nicht ſcherzen konnte, und da Todesſtrafe auf Ungehorſam geſetzt war, dieſe auch ihr Wort halten würden. — Daher verſammelten ſich die Einwohner wie Ein Mann und erklärten daß ſie ſich nie zur Unterwürfigkeit verſtehen würden. Die Mantſchuren dagegen lachten ihrer Drohungen und zogen aus, ſie wie gewöhnlich zu vernichten. Da ritten ſie auf ihren Roſſen ſtracks an und wollten die Chineſen über den Haufen werfen; dieſe aber ſtanden wie Felſen und erſchlugen bei den wiederholten Angriffen beinahe die Hälfte der Feinde. Als dieß die Barbaren ſahen, liefen ſie ſchnell hinweg, wurden aber von den wüthenden Patrioten verfolgt und ſämmtlich, weil ſie über den reißenden Tſientang nicht ſchwimmen konnten, am Ufer erſchlagen oder in den Fluthen erſäuft, ſo daß das ganze Heer, welches Hangtſchéu erobert, umkam. In dieſer merkwürdigen Schlacht hatte kein Mandarin befehligt, ſondern bloße Verwalter und Gutsbeſitzer waren die Anführer und die Waffen Dreſchflegel, Heugabeln und Piken. So wahr iſt es daß in allen Ländern ein Volk, welches Herz und Hand der Vertheidigung des Vaterlandes weiht, unüberwindlich iſt.

Nun müſſen wir wieder etwas in der Geſchichte zurückgehen. Beim Beginne der Unruhen hatte ſich eine Menge von Seeräubern an den Küſten Fokiens und Kuangtongs verſammelt, welche unter der Botmäßigkeit eines ſehr wilden Piraten ſtanden. Die kaiſerlichen Fahrzeuge verſuchten zwar den Sieg zu erringen, allein die Räuber ſchlugen ſie in allen Schlachten zurück und behaupteten nun die Uebermacht des Meeres ganz ungeſtört. Unter dieſen verworfenen Menſchen waren zwei Brüder — der älteſte trug den Namen Tſchingtſchilong — welche bei ihren Genoſſen in hohen Ehren ſtanden; denn ſie waren die Söhne eines Mandarin, lebten jedoch früher in ſehr ärmlichen Umſtänden, und zeichneten ſich nachher ſowohl durch ihren Muth als durch ihre ſchöne Geſtalt aus. Da nun der Anführer geſtorben, erwählte man beide an ſeiner Statt; der älteſte aber erhielt den Oberbefehl. In dieſer Stellung verübte er viel größere Räubereien als alle ſeine Vorgänger, und ſo ſammelte er bedeutende Reichthümer und wurde ſehr mächtig. Ihn mit dem Schwerte zur Unterwerfung zu bringen hielt man für ganz unmöglich, und der Gouverneur der Provinz Fokien entſchloß ſich daher den Tſchingtſchilong auf die Seite der Regierung zu bringen. Zu dieſem Zweck ſandte er einen geheimen Agenten, welcher durch große Verſprechungen ihn vermochte, ſich dem kaiſerlichen Dienſte zu weihen und fortan mit ſeinen wilden Geſellen unter der Flagge des Autokraten zu kämpfen. Er wurde nun zum Admiral ernannt und erhielt zweimal die Vollmacht das Meer von Seeräubern zu ſäubern, bei welcher Gelegenheit er ſich ſehr hervorthat und ſeine alten Geſellen, welche auf ihn ſehr erzürnt waren, in den Grund bohrte. Als ſein Anſehen aufs höchſte geſtiegen, ereignete ſich der Umſturz der Ming-Dynaſtie, und ſein Geſchwader wurde daher nach dem Jangtſe geſandt um die Ueberfahrt der Tataren zu verhindern. Bei dieſen Gelegenheiten bewies ſich Tſchingtſchilong als Verräther; anſtatt ſie in ihrer ſiegreichen Laufbahn aufzuhalten, was ihm ſehr leicht möglich geweſen, denn ſie verſtanden nicht den kleinſten Nachen zu lenken, lief er mit allen ſeinen Junken davon, und ſtellte ſich beim Tangprinzen ein. Dieſer Mann war von ſeinen Verwandten wegen ſeines ſchlechten Betragens in die Acht erklärt worden, und als man bei einer neuen Thronbeſteigung eine allgemeine Amneſtie bekannt machte,

wurde er auch ein Theilhaber dieſer Gnade. Er ſetzte ſich in Fokien nieder, begabt jedoch mit einem unruhigen Geiſt, zog er nach dem Kriegsſchauplatz; kaum ſah er aber die Tataren in großer Menge herannahen, ſo kehrte er wieder nach Fokien zurück und ließ ſich beim Tode des Luganprinzen zum Kaiſer ausrufen, während ſein Vetter, der Prinz von Lu, daſſelbe that. Anſtatt nun nach dem Siege der Bauern mit vereinten Kräften wider die Tataren zu ſtreiten, waren dieſe beiden Fürſten mit einander entzweit.

Der Tangprinz hatte eine ſehr tapfere Volksmenge unter ſeinem Befehle, welche der Tataren Joch bitter haßte und dabei den Tſchingtſchilong, den Beherrſcher der Meere. Dieſer ſeinerſeits hatte den Entſchluß gefaßt den kaiſerlichen Thron zu beſteigen; da dieß mißglückt war, ſo ſchlug er vor daß ſein Sohn, ein ſtattlicher Jüngling, von dem kinderloſen Tangfürſten an Kindesſtatt angenommen werden ſollte, um nachher als ein Prinz der Ming-Linie ſich berühmt zu machen. Allein dieß wurde ihm abgeſchlagen, und ſo wandte ſich der treuloſe Tſchingtſchilong an den Lu-Fürſten, um ihm ſeinen vollkommenen Beiſtand zu verſprechen. Es kam daher ein Botſchafter von jenem nach Futſchéu, der Hauptſtadt von Fokien, um ſich über den Feldzug zu beſprechen, aber zum Schein mit dem Tangfürſten Unterhandlungen zu pflegen. Der letztere wußte von dem Plane nichts, behandelte ihn aber mit großer Geringachtung, und in einem Anfall von Eiferſucht ermordete er ihn. Als dieß Tſchingtſchilong hörte, gab er 1000 Unzen Silber zur prächtigen Leichenbeſtattung her, und ſchwur bei dem Grabe des Geſandten, ſeinen Freund, wie er den Geſandten nannte, fürchterlich zu rächen. — Schnell ſegelte er daher mit einer Flotte nach dem Tſientang, um dort den Lu-Prinzen wider die Tataren zu unterſtützen. Dieſe hatten nach ihrer gänzlichen Niederlage wieder neue Kräfte geſammelt; geſtärkt in ihrer Macht, wollten ſie es wieder wagen auf das ſüdliche Ufer herüberzugehen. Dort aber ſtand Tſchingtſchilong; er ſchlug ihre Angriffe zu Waſſer zurück, und zeigte ſich entſchloſſen den Uebergang bis zum letzten Blutstropfen ſtreitig zu machen. Die Mantſchuren waren daher trotz ihres zahlreichen Heeres genöthigt, abzuziehen und einen ſeichten Ort weiter oben zu ſuchen, wo ſie durchwaten konnten. Nachdem dieß geſchehen,

ſtanden ſie plötzlich vor den Thoren der Hauptſtadt des Lu-Prinzen, welchen ſein Verwandter Tang zur Beilegung aller Streitigkeiten als ſeinen Sohn adoptirte. Der unglückliche Kaiſer ſuchte ſich nun durch die Flucht zu retten, und fand eine Freiſtatt auf der Inſel Tſchuſan.

Die Mantſchuren fanden von dieſem Augenblick an keinen Widerſtand; ſchnell griffen ſie eine Stadt nach der andern an; nirgends wehrte man ſich; nur wenige Mandarine zogen den Tod der Uebergabe vor; die übrigen ſandten Bittſchriften ein und baten um Gnade. So war denn die ganze Provinz Tſchekiang in wenigen Monaten den Tataren unterworfen, und als ſie hinſandten um ſich zu erkundigen ob die zwei Engpäſſe, welche dieſe Provinz von Fokien ſchied, beſetzt wären, fanden ſie dort nicht einen einzigen Soldaten. So drängten ſie ſich auch durch dieſe ſehr gefährlichen Stellen hindurch, welche von einer Handvoll Leute hätten vertheidigt werden können, und breiteten ſich plötzlich in Fokien aus. Der arme Tangprinz, der ſonſt ein vorzüglicher, einnehmender und kräftiger Mann war, hatte ſich auf einen ſolchen Ueberfall nicht vorbereitet, und nahm daher die Flucht. Die tapfere und ſchnelle Reiterei der Mantſchuren erreichte ihn jedoch ſehr bald; er ſah ſich ſchon von ihren Lanzen umringt, als er den Entſchluß faßte nicht lebendig in ihre Hände zu fallen und ſich in einen Brunnen ſtürzte. — So ſtarb einer der tugendhafteſten und kräftigſten Nachkommen des Ming-Hauſes. Nur ſeine ſchöne Gemahlin wurde lebendig ergriffen und zu Futſchéu, der Hauptſtadt Fokiens, öffentlich enthauptet. Der einzige Widerſtand, den die Tataren noch erfuhren, war vor einer Stadt in Kiangſi. Dort aber wurden ſie mit ſolcher Wuth zurückgeſchlagen daß ſie ſich ſo ſchnell als möglich zurückzogen, und nicht wieder einen Angriff machten, bis ſchweres Geſchütz angekommen war. Dieſes hatten ihnen die zu Peking lebenden Europäer gegoſſen, und ihnen manches andere von Kriegskunſt gezeigt, ohne welche der Angriff auf Wälle und Mauern ohne Zweifel fehlgeſchlagen hätte. Als ſie wieder zurückgekehrt waren, beſchoſſen ſie die Stadt ſo fürchterlich daß ſie bald einen Sturm wagen konnten; da ſie endlich hereindrangen, ließen ſie die Beſatzung ſowohl als die Einwohner über die Klinge ſpringen. Das Blutvergießen und das Elend, muthwillig herbeigeführt, empörte alle Herzen.

Allein der Feind war zu mächtig, und der Verluſt von Tauſenden wurde nie gefühlt; denn von der Wüſte her kamen Myriaden von hungrigen Tataren, die nur zu begierig waren Leib und Leben daran zu wagen um in den Beſitz eines Theils der Beute zu gelangen.

Derſelbe Fürſt der Mantſchuren welcher die Provinz Fokien unterworfen, kam auch nach dem Meeresgeſtade, wo er gerne über Tſchingtſchilong hergefallen wäre; allein dieſer blieb auf ſeiner Flotte und kehrte ſich ſehr wenig an die Drohungen. Die Tataren ſahen auch ſehr wohl ein daß ſie ohne Fahrzeuge gegen den Admiral nichts ausrichten könnten, und ſelbſt wenn ſie jene gehabt, doch nicht im Stande wären ihn zu umringen. Der Tataren-General ſandte daher einen ſehr verſchmitzten Mann zu der Flotte, der dem Befehlshaber im Namen der neuen Regierung den Rang eines Statthalters und Obergenerals verſprach, wenn er unter mantſchuriſcher Flagge Dienſt nehmen wollte. Tſchingtſchilong fühlte ſich ſo ſehr durch dieſes Anerbieten geſchmeichelt daß er es endlich annahm. Einige Monate waren verfloſſen, und er war ſehr ſtolz auf ſeine großen Würden, als er eine Einladung vom Prinzen erhielt und dieſer zufolge ans Land ſtieg. Er wurde mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und als der erſte Große des Landes behandelt. Allein wie er hinwegzugehen wünſchte, verſicherte ihn der Fürſt daß er eine dringende Einladung nach Peking zu kommen erhalten habe, und daß er ihn begleiten müſſe. Obgleich der Admiral vorſchützte daß er ſehr wichtige Geſchäfte auf der Flotte zu verrichten habe, half ihm dieß nichts; er war in einer Schlinge gefangen und trat daher ſeinen Weg nach der Hauptſtadt an. So wurde auch dieſer fürchterliche Gegner aus dem Wege geräumt (1646).

Der Bruder des Tangfürſten hatte ſich auf einem Boote nach Canton geflüchtet. Als man dort die Nachricht vom Tode des Kaiſers vernommen, war man gleich zur Wahl eines Nachfolgers geſchritten. Aber da waren drei Fürſten welche ſich darum ſtritten, und ihre Geburt gab ihnen gleiches Recht. Anſtatt daher dem Feinde muthig entgegenzugehen, zankte man ſich um ein Reich, welches im Beſitze der Tataren war und das erſt erobert werden mußte. Als nun der obige Sprößling des Ming-Hauſes von Fokien anlangte, waren alle drei willig ihm die Krone zu

verleihen, er nahm ſie auch augenblicklich an und erklärte ſich zum Alleinherrſcher aller Chineſen. Kaum war dieß bekannt geworden, ſo trat eine Menge der geflüchteten Großen zuſammen um den Großenkel des Kaiſers Wanli zum Nachfolger zu ernennen; bald wurde er von einem Theil des noch übrig gebliebenen Heeres als rechtmäßiger Erbe anerkannt. — Dieſer nahm den Titel Kuei an und lieferte ſeinen Gegnern eine Schlacht, in welcher er einen vollſtändigen Sieg davontrug, aber auch das Heer des Nebenbuhlers, deſſen Erhaltung von der größten Wichtigkeit war, ſehr mitnahm. Die Tataren hatten nur dieſen Augenblick abgewartet; plötzlich erſchienen ihre Schaaren um den Unglücklichen zu ereilen, der es wagte, im Augenblick als er von Feinden umringt war, einen Bürgerkrieg zu führen. Der Führer des feindlichen Heeres war ein Chineſe, welcher ſich beinahe ohne Schwertſtreich der reichen Handelsſtadt Canton bemächtigte. Der unglückliche Kuei-Prinz, welcher ſo tapfer gegen ſeine eigenen Landsleute gefochten, bot den Mantſchuren keinen Widerſtand, ſondern floh unter der Leitung einiger Verſchnittenen, der beſtändigen Geſellſchafter der Schwächlinge, von Stadt zu Stadt. Endlich kam er in der Hauptſtadt von Kuangſi — Kueilin an, wo ein tüchtiger Mandarin ihn begrüßte und ſogleich einen Palaſt baute. Kaum hatten die Tataren davon gehört, ſo waren ſie mit ihrer gewöhnlichen Geſchwindigkeit auch vor den Thoren jener Feſtung. Bald mußten ſie aber erfahren daß ein Mann und nicht ein Verſchnittener ihnen Widerſtand leiſtete und ſie mit großem Verluſt zurückſchlug. Da wagten ſie es zum zweitenmal zurückzukommen; ſchon war der Kuei-Fürſt geflohen, ſchon hatten die Bewohner des platten Landes ſich für die Mantſchuren erklärt, als der chineſiſche General ihr ganzes Heer vernichtete. Der Ueberwinder Cantons hatte kaum davon gehört, als er ſeine Soldaten zuſammenrief, die lange ohne Sold geblieben waren, und ſie ermahnte nicht länger unter den Fahnen der treuloſen Tataren zu dienen. Das ganze Heer rief einſtimmig aus: Es lebe unſer Kaiſer; jeder Soldat ſchnitt ſich den Zopf, das Zeichen der Sklaverei, ab, und warf das Haar mit der größten Verachtung den Winden zu. Dann ließ er einen Aufruf an alle Statthalter ergehen, ſie ernſtlich ermahnend den Feinden des Vaterlandes nicht länger Gehorſam zu leiſten, und als Helden für ihren

Herd zu ſtreiten. Dieſe Aufforderung hatte den glücklichſten Erfolg; verſchiedene Provinzen erklärten ſich wieder frei und die Tataren waren genöthigt einen großer Theil des Landes im Süden des Jangtſe zu verlaſſen.

Der Sohn des Tſchingtſchilong, Tſchingtſchingkong, hatte lange auf die Zurückkunft ſeines Vaters gewartet, nicht wiſſend daß er in die Löwengrube gegangen. Da er aber nicht erſchien, ſo fing er endlich wieder ſein altes Seeräuberhandwerk an und zerſtreute die Junken der Mandarine. Dann gab er vor im Dienſte des Kuei-Prinzen zu ſeyn, und eroberte die Küſte jener Provinz, während ein Bonze mit einem Haufen Bauern die Tataren aus Fokien hinausſchlug. Dieſe kamen jedoch in größerer Anzahl wieder und belagerten ihn in Kienning. Hier wehrte ſich der Prieſter bis zum letzten Blutstropfen; zuletzt gab er alles als verloren auf und ſuchte den Tod.

Die zwei Generale, welche das chineſiſche Heer befehligten, zogen nach Kiangſi; denn auch im Norden des Jangtſe hatte ſich eine ganze Provinz für den Kuei-Prinzen erklärt. Dort fochten ſie wie Löwen, handelten aber nicht mit großer Klugheit; ſie lieferten Schlachten wo die Menge der Feinde ihr Heer erdrückte. Sie mußten ſich daher auf die Flucht begeben, anſtatt die Tataren aus Nanking zu vertreiben, wie es ihr Wunſch geweſen. Der Sieger Cantons, welcher vor Gram ſich betrunken hatte und von ſeinem Diener auf ein Pferd gelegt worden war, fiel beim Uebergange in einen reißenden Bach, wo er ertrank und ſein Leichnam hinweggeſpült wurde. Dieß war das letzte Heer, welches für China's Freiheit focht. Aber dieſer letzte heiße Kampf (1648) macht der Nation Ehre, und wäre der Krieg mit mehr Taktik verfolgt worden, ſo wären die Tataren aus allen ihren Eroberungen ſehr bald vertrieben worden.

Der Krieg fing gleichzeitig mit dem dreißigjährigen an und endete auch eben um dieſelbe Zeit; ein merkwürdiger Umſtand.

Dieſer Krieg unterbrach die Arbeiten der Miſſionäre ſehr bedeutend, und die letzten Fürſten der Ming-Familie hatten ſich gegen ſie ſehr unfreundlich bewieſen. Die Folge davon war daß die meiſten Jeſuiten nach dem Süden China's flohen, wo ſie während der Unruhen ruhig ihre Arbeiten verrichten konnten. Die letzten Vertheidiger des Vaterlandes glaubten eine Stütze in

ihrer Freundſchrift zu finden. Daher bewieſen ſie ſich nicht nur freundlich, ſondern empfingen ſelbſt die Taufe von den Händen der Miſſionäre. So leſen wir unter den Namen der Bekehrten Lukas Tſchin, Pan Achilles, Thomas Ki und andere, welche entweder als Generale oder als Statthalter ſich Ruhm erworben. Ein deutſcher Jeſuit taufte ſelbſt die Kaiſerin, welcher er den Namen Helena gab. Dieſe ſchrieb 1650 einen ſehr demüthigen Brief an Papſt Alexander VII., welchen ſie einen heiligen Vater, einen ſehr mächtigen Prinzen, einen Doctor der katholiſchen Kirche und einen Statthalter Chriſti auf Erden nennt, und ihm dabei Land und Leute zu Füßen legt. Dieß war gewiß ein ſehr großer Sieg für Leute welche die Herrlichkeit des Papſtes in der Welt zum Hauptziele hatten. Am Schluſſe dieſes Briefes ſagt die Prinzeſſin: „Ich erſuche Eure Heiligkeit, mir eine volle Vergebung der Sünden bis zum Ende zu verſtatten und andere heilige Jeſuiten zu ſenden, um das Evangelium zu predigen. Zu dieſem Ende ſenden wir Michel Boym (ein polniſcher Jeſuit), um mündlich unſere Wünſche vorzutragen, und ſobald wieder Friede im Reiche hergeſtellt ſeyn wird, werden wir unſere Gelübde vor den Altären der Apoſtel Petrus und Paulus ablegen."

Der Hofſtaat dieſer Kaiſerin beſtand aus chriſtlichen Damen, welche unter der geiſtlichen Direction der Jeſuiten ſehr große Fortſchritte in Heiligkeit, das heißt im Faſten, Herſagen von Gebeten gemacht hatten, und überdieß die Geiſtlichkeit mit der größten Unterwürfigkeit ehrten. Auch waren die Jeſuiten überzeugt daß der Kaiſer, der ſchon heimlich ein Chriſt war, ſich bald öffentlich als ſolchen erklären werde. Hätte es daher dem Herrn der Welt gefallen dieſe Herrſcherlinie im Beſitze des Landes zu laſſen und die Wünſche der Bekehrten zu erfüllen, ſo würde man nun ohne Zweifel in allen Straßen und an allen Ecken Cantons Marienbilder und Kreuze geſehen haben. Allein der erwartete Beiſtand von Seiten der Fremden erfolgte nicht; die Ming-Fürſten verloren den Thron, und die chineſiſchen Heiligen ſind noch im Beſitz der Tempel und Niſchen in den Straßen, wo Lichter und Kerzen, Weihrauch und Lampen ihnen unbewußt zur Ehre brennen.

Für die Portugieſen zu Makao waren die letzten Jahre der Ming-Dynaſtie eine Zeit von Leiden eigner Art. Je ſchwächer das Reich wurde, deſto größer die Eiferſucht der Mandarine

gegen die Fremden; denn vor dieſen fürchteten ſie im Süden ſich weit mehr, als vor allen den Schwärmen von Tataren, die ja noch ſehr ferne waren. Daher verordneten ſie daß die Kaufleute nicht länger nach Canton kommen, ſondern die Waaren von chineſiſchen Kaufleuten nach Makao gebracht und dort von ihnen zu feſtgeſetzten Preiſen verkauft werden ſollten. Dieß geſchah durch eine Handelsgeſellſchaft, welche aber ſolchen Bedrückungen ausgeſetzt war und von der Obrigkeit ihres Landes ſolche Plackereien zu erfahren hatte daß ſie ſehr bald ſo hohe Auflagen den Europäern machte, daß dieſe nicht länger ihr Gewerbe fortführen konnten. In der Folge brachten die Bürger Makao's ihre Klagen vor den Thron. Da machten die Mandarine von Canton zu dieſer Bittſchrift folgende Bemerkung: Makao war früher ein unbedeutender Ort, iſt nun aber eine Stadt und hat viele Veſten und zahlreiche ſo wohl als vermeſſene Einwohner. Wir wollen uns daher erkundigen, um zu erfahren, wieviel Reis und Branntwein für ſie nöthig iſt, und ſie ganz und gar vom Handel ausſchließen. Dazu gab der Kaiſer ſeine Zuſtimmung; allein der Krieg kam dazwiſchen, der Verkehr wurde in einen Schleichhandel verwandelt, und die Portugieſen machten ſehr großen Gewinn. — Man hat hier oft verſucht einen Handel abzuſchaffen, der für beide Parteien nöthig geworden; allein das Reſultat lehrt daß dadurch der Verkehr nur vergrößert wird, und Niemand als die öffentlichen Einkünfte dadurch leiden.

In Japan hatten die Sachen einen noch viel mißlicheren Gang genommen. Die Kaufleute von Makao waren großen Erpreſſungen unterworfen; da aber der Handel hundert Procent Profit brachte, wollten ſie ihn nicht aufgeben. Die Schulden, welche einige Kaufleute dort gemacht, mußten von der Geſammtheit bezahlt werden. Der Senat zu Makao wollte aber durchaus nicht dieſe Laſt tragen. Da ſtanden die Bürger gemeinſchaftlich auf, ergriffen die Senatoren und nöthigten ſie mit Gewalt das Ihrige zur Bezahlung der Schuld beizutragen.

Den Spaniern von Manila hatte man nun allen Zugang nach Japan verboten; als eine Geſandtſchaft ankam um dieſes Uebel abzuwenden, wollte der Hof dieſen Botſchafter nicht empfangen. Ungeachtet dieſes Verbots erſchienen im folgenden Jahre verſchiedene Kauffahrteiſchiffe dieſer Nation. Die Behörden

bewachten ſie ſehr ſtreng während ihrer Anweſenheit in dem Hafen von Nangaſaki, und als ſie hinwegſegeln wollten, gab man ihnen zu verſtehen daß, wenn ſie wieder kämen, ſie alle verbrannt werden ſollten. Die Portugieſen von Makao dagegen wurden auf die kleine von Menſchenhänden gemachte Inſel Deſima verwieſen (1635) und nicht allein kein Prieſter zugelaſſen, ſondern ein Jeder, welcher auf japaniſchem Boden landete, mußte auf dem Kreuze trampeln, um dadurch das Chriſtenthum, oder beſſer das Papſtthum öffentlich zu verhöhnen, und im Angeſichte der Eingebornen ſeine Abtrünnigkeit an den Tag zu legen. Die Kinder, welche ſie dort gezeugt, wurden unverzüglich nach Makao zurückgeſandt.

Der grauſame Jje Mitſu hatte nun Jedo's Thron beſtiegen. Er wollte der Welt zeigen, daß er den Ruhm der Nachwelt verdiene und nie den Fremden im Lande den geringſten Einfluß erlaube. Ungeachtet der wüthendſten Verfolgungen, welche in all ihrer Fürchterlichkeit fortdauerten, waren noch viele Anhänger des Katholicismus im Lande. Ob ſie eine Verſchwörung zu ihrer eigenen Beſchützung eingingen, oder von Leiden und Mord erſchreckt ſich alle wie Einen Mann vereinigten, haben wir nie erfahren können. Allein 38,000 Chriſten, die durch die Marter ihrer Glaubensgenoſſen zur Verzweiflung gebracht waren, flüchteten ſich in die Feſtung Simabara, die ganz unzugänglich war. Dort vertheidigten ſie ſich bis zum letzten Blutstropfen, und 80,000 Mann konnten dieſen Ort trotz der ungeheuerſten Anſtrengungen nicht einnehmen. Da bat der Kaiſer um die Hülfe der Holländer, dieſe erſchienen mit ihren Schiffen und ſchoſſen eine Breſche in den Wall, und die Krieger ſtrömten nun mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm in die Stadt. Dort fanden ſie verzweifelte Vertheidiger; alle Straßen waren blokirt, jedes Haus eine Veſte, Weiber und Kinder Helden. Allein als Tauſende der Angreiſenden erſchlagen waren, wurden andere Tauſende wieder als Schlachtopfer hingeſandt, und die Stadt war erſt im Beſitze des Kaiſers, als der letzte chriſtliche Streiter vom mörderiſchen Schwerte durchbohrt war. Vergebens ſuchten die Bonzen unter den Trümmern der Häuſer neue Gegenſtände für die Folter; nicht ein einziger hatte die Schmach überlebt, und von dieſem Augenblick an hörten die Anhänger der Katholiken ganz auf.

Die Portugieſen, wie man ſagte, waren in dieſer Verſchwörung verwickelt; daher gab der Kaiſer ihnen Befehl ſogleich von dannen zu ziehen, und im Fall es einer wagte wieder zu kommen, ſo würde er als Feind behandelt werden. Das hieß den Coloniſten zu Makao das Brod wegnehmen; daher entſchloſſen ſich vier der vornehmſten Bürger nach Nangaſaki zu gehen, um dort das Herz des Kaiſers durch Unterwürfigkeit zu erweichen. Sie kamen im Sommer 1640 an und wurden ſogleich vorgefordert, um das Edict ihrer Ausſchließung anzuhören. Man fragte ſie dann, ob ſie davon gewußt: da die Abgeordneten dieß bejahten, wurden ſie der Widerſpänſtigkeit wegen zum Tode verurtheilt. Auf ihr Grab ſchrieb man folgende Inſchrift: So lange die Sonne die Erde erwärmt, ſoll kein Chriſt nach Japan kommen. Selbſt wenn der König von Spanien oder der Gott der Chriſten (verſtand man darunter einen Schutzheiligen?) oder Buddha (Saka) dieſes Geſetz übertrete, werden ſie ihren Kopf verlieren. — Ihr Schiff wurde verbrannt, und die Matroſen auf einem holländiſchen Fahrzeuge nach Hauſe geſandt. — Als Portugal endlich frei wurde, verſuchte es ein anderer Geſandter den Handel wieder zu eröffnen (1646). Man gab ihm aber kein Gehör, und er wurde unverrichteter Sache nach Makao geſendet, ohne jedoch die Strenge der japaniſchen Geſetze zu erfahren. — Von dieſem Augenblick wurden die Portugieſen auf den Handel nach dem Süden des Archipels beſchränkt, und da ſie mit andern Seemächten zu kämpfen hatten, die ihnen den Gewinn ſtreitig machten, verfielen die Bürger der Stadt in große Armuth.

Die Engländer hatten ſehr ernſtlich getrachtet den Handel mit China zu eröffnen; allein Beſtechungen und Verſprechungen ſchlugen auf gleiche Weiſe fehl. Zwei Schiffe wurden unter den ernſten Empfehlungen der Königin Eliſabeth nach China geſandt (1596), gingen aber auf ihrer Hinreiſe unter. Als die Engländer ſich auf Bantam in Java feſtgeſetzt, ſchrieben die Verwalter der Compagnie nach Hauſe: „Der chineſiſche Handel, welcher wahrſcheinlich ſich auf Formoſa zurückziehen wird, gleicht einem Meere, welches alle Manufacturen Europa's verſchlingen und noch überdieß die Producte Indiens erfordern wird. Auch werden die Chineſen ſehr viel Tuch nöthig haben, womit wir ſie ſehr leicht

verſehen können, ſo daß der Handel von der äußerſten Wichtigkeit ſeyn wird." Die Schreiber ahnten damals nicht, welche Vortheile ihr Vaterland von dieſem Handel ziehen, wie die Blätter eines Strauches viele Schiffe beſchäftigen würden, wie der Mohnſaft durch ſeine betäubende und reizende Wirkung einen Krieg hervorbringen, und wie endlich dieß mächtige Reich durch ihre Nachkommen in Berührung mit dem Weſten kommen würde. In den ſpätern Mittheilungen machten die Kaufleute in Indien große Hoffnungen, daß der Handel in wollenen Tüchern ſehr bald die Tracht der Seide abſchaffen würde. Sie waren voll hoher Erwartungen, gründeten jedoch ihre Hoffnungen auf die Vorausſetzung, daß die Chineſen ſchnell ihre Sitten verändern und anſtatt der Pelze Tuch tragen würden. In dieſer Erwartung fingen die Engländer an von Japan aus ihre Angelegenheiten zu führen, und erhielten durch die Vermittlung eines Schiffscapitäns die Erlaubniß zwei Schiffe jährlich nach China zu ſenden. Die höhern Behörden der Provinzen bekamen aber wahrſcheinlich nicht Geld genug, und ſo wurde dieſer Vertrag wieder verworfen. König Jakob I. hatte ſelbſt an den Kaiſer geſchrieben. Niemand aber wollte oder konnte dieß Schreiben überſetzen, und die Chineſen ſagten, daß wenn ſie ſo etwas unternähmen, es ihnen den Kopf koſten würde. Drei Kaufleute wagten es jedoch, bei der Regierung um Handelsfreiheit anzuhalten; ſie machten große Verſprechungen, erhielten auch bedeutende Summen Geldes, konnten aber dennoch nichts zu Stande bringen. Endlich verſuchte es unter der Regierung Carl I. ein Capitän, Weddell, den Handel anzufangen, nachdem der portugieſiſche Statthalter zu Goa es zugeſtanden, daß die Engländer zu Makao die Erlaubniß zu handeln erhalten ſollten. Dort jedoch bedeuteten die Portugieſen den Engländern, daß der Argwohn der Chineſen ſo groß ſey, daß ſie ihrerſeits nichts zur Förderung des Handels thun könnten. So ſandte man daher ein ſehr geräumiges Boot nach Canton, auf dem ſich 50 Mann befanden. Sie erreichten aber nicht die Stadt, ſondern wurden vom Admiral der chineſiſchen Flotte angehalten und wieder nach Makao zurückgeſandt; denn wie die Mandarine ſagten, ſie würden ſelbſt die Erlaubniß zum Handel bewirken. Allein dergleichen Verheißungen waren nur Lügen, die man gebrauchte um den Aufenthalt der Fremden zu

erſchweren und ihre Geduld endlich zu erſchöpfen. Hätte man etwas vorſätzlich gethan, ſo würde man nie beſſer wie in dieſem Falle das Ziel erreicht haben. Weddell, welchen man ſehr ſparſam und mit ſchlechten Mundbedürfniſſen verſehen hatte, ſegelte mit allen Schiffen den Strom hinauf, um nach Canton zu gehen. Noch aber blieb er an der Mündung vor Anker, um den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten. In der Nacht aber hatten die Mandarine in ein beinahe zerſtörtes Fort 27 Kanonen gebracht, und fingen am folgenden Morgen auf die engliſchen Schiffe zu ſchießen an, jedoch ohne Erfolg. Da wurden auch die Engländer begierig ihre Tapferkeit zu zeigen, gaben den Chineſen eine volle Lage aus dem Geſchütz und landeten dann, um Beſitz von der Feſtung zu nehmen. Die erſchrockenen Chineſen flohen nach allen Richtungen, nirgends ſich ſicher glaubend.

Da der Statthalter ſah, daß man durchaus nichts auf dem Wege des Kampfes erlangen könnte, ſo lud er die zwei Waarenaufſeher nach Canton ein, wo dieſe ſogleich Güter einzukaufen anfingen und den Zoll im voraus bezahlten. Allein zu gleicher Zeit ließen die Chineſen Brander den Strom herabgleiten um die Schiffe zu verbrennen und behandelten die zwei engliſchen Kaufleute als Gefangene. Dieſe, um ſich vom Hungertode zu befreien, ſuchten ihre eigene Wohnung in Brand zu ſtecken; da ihre Wachen dieß bemerkten, gaben ſie ihnen mehr Freiheit. Weddell, welcher keine Nachricht von dieſen Sachen hatte, und eigentlich nicht wußte was mit den Kaufleuten geworden, fing an Städte und Dörfer am Geſtade des Fluſſes in Brand zu ſtecken und ſehr viele Gewaltthätigkeiten zu begehen. Als er noch nichts von ſeinen Freunden hörte, ſchlug er die kaiſerliche Flotte, die gekommen war um ihn anzugreifen, verbrannte fünf Kriegsjunken und verbreitete Furcht und Schrecken. So fand man es denn nöthig, dieſe Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen, die Engländer zu befriedigen und den Frieden zwiſchen beiden Parteien herzuſtellen. Die Mandarine wollten jedoch den Schaden nicht umſonſt erleiden, daher entſchädigten ſie ſich durch Erpreſſungen von den Portugieſen und der Geſellſchaft von Kaufleuten, welche mit den Fremden handelten, ſo daß ſie wie gewöhnlich dadurch am Ende gewannen. Nun nahmen die Portugieſen auch zwei Junken hinweg, die mit engliſchen

Waaren beladen waren; dieß gab natürlich Anlaß zur Thätlichkeit von der andern Seite. So wurde wenig aus dem Handel, und der Eindruck, welchen dieſe Abenteurer zurückließen, wirkte ſehr nachtheilig auf die weitern Unternehmungen ihrer Landsleute. Als nachher im Jahre 1644 ein anderes Schiff ankam, waren die Zölle ſo drückend, daß wenig Gewinn zu erlangen war. Ueberdieß waren die Portugieſen durch den Verluſt des Handels von Japan und Manila ſo arm geworden, daß ſie nicht im Stande waren ein einziges Schiff zu laden. Der Handel zu Canton war auch durch den Krieg unterbrochen und es war unmöglich, dort Waaren für die Einfuhr anzukaufen.

So weit denn die Geſchichte der Ming-Familie. Die Fürſten waren nicht ſo ſchlecht um einen ſo ſchnellen Umſturz herbeizu rufen, wie er wirklich erfolgte. Vergleicht man ſie mit ihren Vorfahren, ſo ſcheint dieß die tugendhafteſte Dynaſtie geweſen zu ſeyn, die je auf dem Thron ſaß. Unter ihnen fanden ſich verſchiedene ausgezeichnete Kaiſer, und wenn nicht große Männer aus dieſem Hauſe hervorgingen, ſo ſah man auch keine Nerone und Caligula in dieſer Dynaſtie. Ihre Macht war ſehr groß, und nie ſtand das Reich, welches bis zum letzten Augenblicke nicht verſtückelt worden war, im Ganzen genommen, in ſolcher Blüthe. Daher wollen wir lieber ihren Untergang beweinen als darüber frohlocken. Der Wurm, welcher an dem Herzen aller orientaliſchen Höfe nagt, vernichtete auch hier die Kraftäußerung; wir meinen den Harem und die Verſchnittenen. Wie man aber nach ſo vielen traurigen Erfahrungen in dieſelbe Gewohnheit verfallen kann, iſt ganz unerklärbar.

Für Gelehrſamkeit thaten dieſe Fürſten ſehr viel; und dennoch iſt es außerordentlich, daß während des Auflebens der Wiſſenſchaften im Weſten China nicht einen einzigen gründlichen und originellen Mann in ſeinem eigenen Lande hervorbrachte. Was man that, war, den Vorfahren alle Ehre zu erweiſen und ihren Grundſätzen unbedingt zu folgen. Die Sammlungen dieſer Herrſcherlinie ſind die vollſtändigſten und werden von keiner andern Dynaſtie übertroffen. Ein Denkmal dieſer Art beſteht zu Ningpo; es iſt eine große Bibliothek über alle Gegenſtände, welche die Gelehrten berührt, und wunderlich in der Anordnung. Der Einfluß der Dynaſtie ſelbſt war negativ, und die Erinnerung

an die Tyrannei der Tataren ſchien die Unterthanen für eine lange Zeit ſehr ſtark an ihre chineſiſchen Oberherren angeſchloſſen zu haben. Aber das Reich hatte keine Blüthenzeit wie der Weſten, erfreute ſich keiner Fortſchritte im geſellſchaftlichen Leben, in Sitten und Religion, ſondern hing ſtarr am alten Kongfutſe und Buddha. Daher blieb der menſchliche Geiſt eingezwängt, tief erniedrigt und befleckt wegen des entehrenden Götzendienſtes. Die geiſtreichſte Nation Aſiens konnte nicht einmal den Grundſatz der trägen Malayen erfaſſen, daß nur ein einziger Gott und Weltbeherrſcher ſey. Bei der Predigt des Papſtthums hielt das Volk feſt an dem Materiellen; es war nicht im Stande ſich zu jener Lichtwelt emporzuſchwingen, um vor dem Thron des Erlöſers der Welt zu weilen. Ohne Reinheit der Religion kann ſich jedoch nie eine Nation zur wirklichen Höhe von Cultur des Geiſtes erheben; daher wartet dieß Reich noch bis auf dieſen Tag der Verkündigung des Evangeliums, um ſich aus dem Abgrund der Verſunkenheit zu retten.

Doch müſſen wir tief bedauern daß, obgleich man im Weſten das Geſetz der Liebe kannte, dennoch ein dreißigjähriger Krieg in Deutſchland geführt werden mußte um der Wahrheit des Glaubens Freiheit zuzuſichern, während in Frankreich der entehrendſte Bürgerkrieg in der Unterdrückung der Proteſtanten endete. Aberglauben und Wahn ſtanden jedoch in zu großer Gefahr, um durch Reinheit, Liebe und Licht überwunden zu werden, daß es in Portugal und Spanien einer Inquiſiton bedurfte um die Cleriſei des Papſtes in Anſehen zu erhalten, und eine große, unermüdete Geſellſchaft von Jeſuiten erfordert wurde um die größten Ungereimtheiten der Welt als nöthig zur Seligkeit aufzudringen. Es war um dieſe Zeit, daß endlich der Norden Europa's ſich hervorthat, um das Uebergewicht zu erhalten; denn der Süden hatte frech den Richter der Welt durch Beibehaltung der römiſchen Grundſätze gehöhnt; deßhalb ward Dunkelheit und Schwäche ſein Theil. — Die ſtolze Armada wurde an Englands Küſten vernichtet, in Holland ſiegte das ſchwächſte und kleinſte Volk über den größten Herrn und das geübteſte Heer. Selbſt das unbedeutende, beinahe unbekannte Schweden widerſtand kühn der Macht Oeſterreichs. Die Colonien in andern Welttheilen wurden bald die Beute der aufgeklärten

Nationen, und ſie erhielten ſehr ſchnell die Uebermacht zur See. So bedeutend war der Wechſel. — Zugleich erbebte die Chriſtenheit vor den Türken, die man mit großer Saumſeligkeit hatte nach Europa kommen laſſen. Aber der Fortgang der menſchlichen Geſellſchaft im Ganzen genommen war raſch, und das Glück der großen Anzahl des Volkes wurde ungeachtet des beſtändigen Blutvergießens begründet. — Aus dem Kampfe des engliſchen Volkes ſah man nachher einen herrlichen Erfolg hervorgehen, obgleich Gräuelſcenen dieſer Umwälzung vorangingen. Immer waltend iſt die Hand der ewigen Liebe, und das Erbarmen des Erlöſers fließt unabläſſig von ſeinem ewigen Thron auf die leidende Menſchheit herab. Von dieſer Seite beurtheilen wir die Geſchichte; denn jede andere Vorſtellung, die nicht in der Entwicklung ſeines Reiches auf Erden ihren Grund hat, iſt unwahr *).

*) Die Quellen ſind die oben gemeldeten. Aus den Berichten der Miſſionäre haben wir ſehr reichlich und vollſtändig geſchöpft. Die Engländer erzählen ſelbſt den Anfang ihres Verkehrs mit den Chineſen; dieſe aber ſprechen von ihren fürchterlichen Kanonen und der unzähmbaren Wildheit dieſer Fremden. Im Chineſe Repoſitory findet man bedeutende Beiträge.

Neue Geſchichte.

II. Abſchnitt.

Taitſing-Dynaſtie.

1644 bis auf unſere Zeit.

Erſtes Capitel.

Schuntſchi, W. N. Schitſutſchang-Hoangti.

(1644 — 1661.)

Im Süden, wo die Kriegstrompete durch alle Thäler und Berge hallte, ſchienen die überbleibenden Fürſten der Ming-Familie nun die zuverſichtliche Hoffnung zu hegen, daß ſie gewiß den Sieg davontragen würden. Wie leicht es auch geweſen ſeyn möchte das Land mit einem Schwertſtreiche einzunehmen, und wie ſchnell die Mantſchuren es auch ſcheinbar erobert, ſo war der Geiſt der chineſiſchen Nation noch keineswegs erſtorben. Unüberwindlich ſchien das Volk zu ſeyn, ſobald die Tataren nach heimiſcher Sitte fürchterlich und barbariſch hausten, denn in jedem Chineſen begegneten ſie einem Feind. Noch loderte die Vaterlandsliebe in den ſüdweſtlichen Provinzen, als zu gleicher Zeit im Nordweſten der entſchiedenſte Widerſtand, welchen die Tataren je noch gefunden hatten, ſich in Schenſi zeigte. Die alten Räubergeſellen des Li waren noch nicht todt; ſie freuten ſich nun als Patrioten aufzutreten und das chineſiſche Panier auf den durch Tataren befleckten Boden zu pflanzen (1649). Nur 3000 Mantſchuren hüteten die Hauptſtadt dieſer Provinz; ſie waren zu ſchwach um das Wegnehmen der Städte zu verhindern, ſo daß in kurzer Zeit das ganze Land wieder den Chineſen huldigte, allein es war ein ſehr buntes und unordentliches Heer, welches dieſes bewirkt hatte, da es keinen Widerſtand fand; und ſo glaubte dieſer Pöbel die größten Heldenthaten verrichtet zu haben. Der Befehlshaber der Provincialſtadt war ein Graubart, grau-

ſam und tapfer. Da er nun dieſe zahlreiche Armee heran- nahen ſah, wünſchte er alle chineſiſchen Einwohner jener Stadt zu ermorden. Für die Erhaltung ihres Lebens verwendete ſich mit Erfolg der menſchliche Statthalter, und die Tataren ver- ſuchten einſtweilen einen Ausfall mit ihren vorzüglichſten Truppen, welcher aber ſogleich zurückgeſchlagen wurde. Die Belagerer kamen bis zu den Thoren und trieben die beinahe für unüber- windlich gehaltenen Mantſchuren wie eine Heerde Schafe vor ſich her. Nun kam der unbarmherzige Commandant wieder auf ſeinen frühern Plan, Männer, Weiber und Kinder in der Stadt niederzuhauen; der erſchrockene Statthalter glaubte durch Be- waffnung der Bürger zur Vertheidigung der Stadt ein Hülfs- mittel gefunden zu haben, um dem Elende zu entgehen. Mit allerhand Waffen verſehen marſchirte dieſer Hauſe zum Thor hinaus, und griff eine Menge von Bettlern und Vagabunden an, die ſehr ſchnell die Flucht nahmen. Auf einen ſo glücklichen Erfolg hatte man früher nicht die geringſte Hoffnung gehabt, denn die Tataren ſelbſt hatten eine Niederlage erlitten. So kamen die Einwohner ſtolz nach ihrer Stadt zurück und die Mantſchuren verloren alle Luſt ſie anzutaſten. Daß es ihnen nie in den Sinn kam dieſe Bedrücker aus ihren Mauern heraus- zujagen, iſt unerklärbar. Inzwiſchen erhielt der Hof Kunde von dem Verluſte der ihm in jener Gegend drohte, und ſandte ein zahl- reiches Heer ſogleich dorthin um das Verlorne wieder zu gewinnen. Die Aufrührer erhielten kaum davon Kunde, als ſie, die Schnel- ligkeit der tatariſchen Reiterei aus Erfahrung wohl kennend, ausriſſen und ſich nach allen Richtungen verbreiteten. Bei der Ankunft der kaiſerlichen Truppen war nicht ein einziger Mann zu finden; nun begnügte ſich der General mit der Beſtrafung der Städte, welche dieſen liederlichen Pöbel in ſeine Thore eingelaſſen.

Kurze Zeit nachher ſandte die Regentſchaft einen Botſchafter mit einem ſehr zahlreichen Gefolge, um eine Braut von dem mächtigſten Mongolen-Fürſten für den jungen Kaiſer zu holen. Die jungen Herren, welche zu dieſem Zweck abgeſandt waren, paſſirten durch eine Stadt; da ſie ein ſchönes Mädchen erblickten, welches nach dem Hauſe ihres Bräutigams nach chineſiſcher Sitte in einem Tragſeſſel gebracht wurde, ergriff einer der ausſchweifen- den Mantſchuren die Schöne und that ihr Gewalt an. Der

Vater, davon unterrichtet, begab ſich weinend und heulend über die angethane Schmach nach dem Quartier des Geſandten. Dieſer betrachtete die Entehrung als einen Bubenſtreich und lachte der Thränen. Der Vater ging zurück, kam aber ſehr bald wieder, ihn ernſtlich um die Beſtrafung des frechen Thäters zu bitten. Wieder mit Gelächter abgewieſen, rannte er ſchnell durch die Stadt, ſchrie den Mitbürgern ſeinen Schimpf zu und der chineſiſche Commandant, welcher ſich vergebens für den Unglücklichen verwendet, ſtellte ſich ſogleich an die Spitze des entrüſteten Pöbels und ermordete alle Mantſchuren ohne Schonung. Nur der Geſandte entkam; er ſtürzte ſich über die Mauer und fand zufälligerweiſe ein Pferd dort, auf welchem er davon eilte. Unterdeſſen hatte der chineſiſche Anführer die kleine Schaar der Städter um ſich her verſammelt und ihnen ſeinen unverlöſchlichen Haß gegen die Barbaren angekündigt. Er ließ daher einen allgemeinen Aufruf ergehen, um ſeine Landsleute zum Widerſtand gegen ſolche verworfene Menſchen aufzufordern; kaum war dieſes Schreiben bekannt gemacht, als auch ſchon 100,000 Chineſen unter den Fahnen des Commandanten verſammelt waren, dem ſie den Namen eines Han-Prinzen und eines Wiederherſtellers der Nation gaben. Dieſer ſchien wirklich zu großen Thaten geboren zu ſeyn; um aber erfolgreich für die Nation zu kämpfen, ſandte er an den Mongolen-Fürſten, welchen der Kaiſer zum Schwiegervater hatte machen wollen, und flehte ihn um ſeine Hülfe an. Dieſer Chan, der mächtigſte der Mongolen, war nun bereit ſogleich über die Mantſchuren herzufallen und ihnen den Beſitz China's ſtreitig zu machen. Es iſt unerklärbar, daß der letzte chineſiſche Kaiſer nie daran dachte dieſe Nomaden zu Hülfe zu rufen und durch einen Anfall im Rücken der Mantſchuren Pläne zu vereiteln.

Von allen dieſen Vorfällen erhielt man zu Peking Kunde und ſah ſehr bald die große Gefahr, welche das Beſtehen des Reiches bedrohte. Nach der Mongolei ſandte man die reichſten Geſchenke, erhielt von dem Chane die Braut und widerrieth ihm das chineſiſche Bündniß. Gegen den Han-Fürſten ſandte man ein auserleſenes Heer. Die Chineſen hatten Pulverwagen als Proviant-Karren in eine lange Reihe aufgeſtellt; als die Mantſchuren ankamen, machten ſie eine verſtellte Flucht. Kaum aber hatten die Mantſchuren mit Plündern der Wagen ſich be-

ſchäftigt, wurden dieſe durch eine Zündlinie in die Luft geſprengt und der Han=Held hieb auf den Feind ein und erſchlug an jenem merkwürdigen Tage 13,000 Mann. Einem andern Mantſchuren=Heere ging es nicht beſſer. Der Regent entſchloß ſich deßhalb ſelbſt ins Feld zu ziehen; anſtatt nach Tatarenweiſe ſogleich wacker anzugreifen, zögerte und ermüdete er die Chineſen, bis ſich dieſe in eine Feſtung warfen. Dieß war gerade der Wunſch der Mantſchuren geweſen. Sie ſperrten daher den Ort ab und umgaben ihn mit einem ſehr großen Laufgraben. Darauf verſammelte der Oberbefehlshaber ſeine braven Officiere, ſprach vom Hungertode und dem unvermeidlichen Verderben wenn man nicht wacker kämpfte, und ſtürzte ſich dann mit ſeinen Getreuen auf die verhaßten Fremden. Unwiderſtehlich war ſein Angriff; die Mantſchuren geriethen in Unordnung, wichen auf allen Seiten und waren ſchon im Begriff zu fliehen. Da ſpannte ein gemeiner Soldat den Bogen und ſchoß den Hanfürſten durchs Herz. Schnell verbreitete ſich die Nachricht daß der Held gefallen ſey. Von dieſem Augenblick an dachte Niemand mehr an ein Kämpfen für Freiheit und Recht; Jeder ging nach Hauſe, und die Tataren bekümmerten ſich nicht länger um die Aufrührer. So war dieſes Unternehmen durch einen einzigen Pfeilſchuß beendigt.

In Sſetſchuen hatte man immer eine ziemliche Unabhängigkeit behauptet. Sobald daher die Nachricht von dem Falle des Reiches einlief, ſo waren viele Bewerber um die Obergewalt bereit, dieſe für ſich mit dem Schwerte zu erkaufen. Alle aber erlagen der Uebermacht eines gewiſſen Tſchanghientſchong, ein Ungeheuer in Grauſamkeit. Dieſer Rädelsführer hatte die blutgierigſten Räuber durch ſein leutſeliges und freigebiges Betragen an ſich gezogen; mit ihrer Hülfe nahm er Beſitz von den meiſten Städten dieſer ausgebreiteten Provinz. Dann zog er auch vor die Hauptſtadt, wo der Statthalter ſich ſo entſchieden wehrte, daß wenig Hoffnung für die Eroberung dieſes Ortes dem wilden Krieger übrig blieb. Um ſich aber zu rächen, verbrannte Tſchang die umherliegenden Oerter, und zog dann triumphirend in der Umgegend umher, nachdem er die unerhörteſten Grauſamkeiten verübt. Darüber ergrimmt machte daher der Statthalter mit den Bürgergarden einen Ausfall, durchbrach die dichtgedrängten

Glieder der Rebellen, Tod und Verderben um ſich her verbreitend. Nun wichen die Mörder; Tauſende der Cameraden bedeckten den Boden; allein im Augenblicke des Sieges wurde der Gouverneur erſchoſſen. Seine Soldaten wollten nun nicht länger Widerſtand leiſten, und flohen nach allen Richtungen. Der Wütherich zog bald darauf ſiegend zu Tſchingtu ein und wollte alle Einwohner niedermetzeln. Davon rieth ihm aber ſein beſter General ab; ſo begnügte er ſich einſtweilen mit einer allgemeinen Plünderung, welche auf die fürchterlichſte Weiſe vollführt wurde.

Tſchanghientſchong ſchien nur im menſchlichen Blute eine Befriedigung zu finden, nur in Grauſamkeiten unerhörter Art das Gelüſt ſeines Herzens zu erfüllen, und nur den einzigen Gedanken zu hegen die möglichſt zahlreiche Anzahl ſeiner Mitgeſchöpfe durch die ſchrecklichſte Marter aus der Welt zu räumen. Nachdem er ſich zum Könige gemacht und einen Haufen verruchter Buben zu Miniſtern berufen, kamen die Gelehrten, um ihm ihre Aufwartung zu machen und zugleich Vorſchläge zur beſſern Regierung mitzutheilen. Der Tyrann, welcher ein ſehr unwiſſender Menſch war, haßte kenntnißreiche Männer, rügte ihre Einmiſchung in Geſchäfte des Staates, und beſchloß ihr Verderben. Er machte daher bekannt, daß alle in Wiſſenſchaften erfahrnen Leute nach der Provincialſtadt kommen ſollten, damit er ſich aus ihrer Mitte tüchtige Rathgeber und Behörden erwähle. In Folge dieſes Aufrufes verſammelten ſich mehr als dreißigtauſend Bewerber. Eine ſolche Menge Leute hatte man natürlich nicht erwartet, jedoch war ein ſehr langes Gebäude im Stande ſie alle zu faſſen. Dort kamen ſie nun zuſammen um ein Examen zu halten; dieß ſollte nun auf die feierlichſte Weiſe eröffnet werden. Inzwiſchen hatten die mit Blut beſudelten Trabanten die Halle umringt, und fingen auf ein gegebenes Zeichen an die erſtaunten Schlachtopfer zu morden. Nicht ein einziger entkam mit ſeinem Leben, das Schlachten und Niedermetzeln war ſchrecklich; allein dem Tſchanghientſchong hüpfte das Herz vor Freuden und er erklärte in einem öffentlichen Schreiben, daß er das Land von Unruheſtiftern befreit, wofür ihm die Nation Dank wiſſen ſollte.

Ein kaiſerlicher Prinz war ihm bei der Belagerung der Hauptſtadt in die Hände gefallen, und er verurtheilte ihn ſogleich zur Todesſtrafe. Dieſer Sprößling des Minghauſes hatte 3000

Verſchnittene, welche der Wütherich zu ſeinem Dienſt beſtimmte. Es fanden ſich aber unter dieſer Zahl von müßigen Hofſchranzen viele, die durch Cabalen glänzen wollten; dieß kam dem Tyrannen zu Ohren. Da einer ihm nicht die gehörigen Titel geben wollte, ſchickte er ſogleich nach dem Verwegenen, rief dann alle ſeine Mitgenoſſen zuſammen und ermordete ſie an einem Tage. Nachher nahm er Anſtoß an den Bonzen und an dem Götzendienſt, welcher ihm närriſch zu ſeyn ſchien. Deßhalb ſprach er zu den zahlreichen Prieſtern: ihr müßt ein großes Feſt geben; keiner unter euch darf abweſend ſeyn; bereitet alles prächtig; ich ſelbſt will es mit der größten Ehrfurcht begehen. Dieſer Befehl wurde buchſtäblich ausgeführt. Da kamen alle Mönche in ſchönen gelben Gewändern, hielten Proceſſionen mit Wachskerzen, laſen auch vor dem Buddha die Meſſe, und ſagten viele Gebete am Roſenkranze her. Sobald man aber das Signal gab, wurde Jeder ergriffen und ermordet, und Tauſende fanden den Tod. Nehmt ein Heer, ſagte der Wütherich zu dem blutgierigſten Generale, durchzieht alle Städte, und laßt nicht einen Prieſter oder Mönch am Leben, ſie ſind alle Taugenichtſe, welche das Volk verführen, unſere Regierung muß rein und ohne Aberglauben ſeyn. Sein Diener war ein chineſiſcher Marat und führte das Verlangen ſeines Herrn ſo treulich aus, daß innerhalb weniger Wochen die ganze Cleriſei der Provinz, ungefähr 30,000 an der Zahl, ihren Tod fand, und das Heidenthum vernichtet zu ſeyn ſchien. Die Miſſionäre dachten daher daß dieſer Unmenſch entweder ein Jude oder Muhammedaner geweſen ſey.

Wie ein ſolches Ungeheuer über die Soldaten ſeine Macht behaupten konnte, erzählen uns die Geſchichtſchreiber nicht. Soviel wiſſen wir aber daß er den Werkzeugen ſeiner Grauſamkeit große Geſchenke machte. Einmal hatte ſich ein gemeiner Soldat ſehr hervorgethan; der Tyrann warf ihm ſeinen eigenen Gürtel als Belohnung zu. Der Gemeine hob ihn auf, beſah ihn eine Zeitlang und ſpottete der geringen Gabe. Tſchanghientſchong hörte davon, ließ ſein Regiment entwaffnen, und dann von den übrigen Truppen niederhauen. Jeder zitterte daher vor ihm, und als die Mantſchuren an den Gränzen erſchienen, ging ſein eigner General, welcher den wichtigſten Paß beſetzt hielt, zu ihnen über. Dieſe Nachricht wurde dem Tyrannen gebracht, als er ge-

rade auf Vernichtung der Tataren dachte. Es war ihm aber ſehr ſchmerzlich ein ſolches Beiſpiel vor ſich zu ſehen, und er entſchloß ſich daher die fürchterlichſten Strafen an den Weibern, Kindern und Verwandten jener Ueberläufer auszuüben. Da die meiſten von ihnen aus der Hauptſtadt waren, ließ er das ganze Volk zuſammenholen und ſtellte allen vor daß ſie den Tod verwirkt und nun augenblicklich ſterben müßten. Da erhoben die Weiber ein fürchterliches Geheul; ſie warfen ſich nieder, baten um ihr Leben und um das ihrer Kinder, deren viele noch Säuglinge waren, und die ſie krampfhaft an ihr Herz drückten. Zum erſtenmal war Tſchanghientſchong gerührt, unwillkürliche Thränen kamen in ſeine Augen, und er war im Begriff eine allgemeine Amneſtie zu erklären. Aber die Tigernatur des Wilden kehrte zurück; er ſchämte ſich ſeiner Weichherzigkeit; mit abgewandtem Geſichte rief er aus: Soldaten, thut euer Werk! — Die Henker fielen ſogleich auf die Menge und hieben Jeden, der ihnen vorkam, nieder. Aber bald konnten ſie vor Ermüdung das Schwert nicht mehr führen. Da ergriffen ſie die Leute zu Hunderten und warfen ſie in den reißenden Jangtſe, ſich an dem Nothgeſchrei der Ertrinkenden ergötzend. Dieſes Unweſen dauerte mehrere Tage; allein endlich waren die Unmenſchen vom Blute geſättigt; die ſchönſten Mädchen, die blühendſten Jungfrauen hatten mit den alten Weibern und Männern am Pilgerſtabe ein gleiches Loos erlitten; die Straßen der großen Stadt waren ganz öde, ſelbſt ein Bettler und Ausſätziger war kaum zu finden; das Werk des Verderbens war vollbracht.

Tſchanghientſchong war ein Wollüſtling, und die ſchönſten Mädchen wurden ſeinen Begierden übergeben. So hatte er denn vier Gemahlinnen, dieſe eine große Menge Dienerinnen, die außerleſenſten und vollkommenſten Dirnen, welche man im ganzen Lande finden konnte. Seine Officiere und Soldaten ahmten ſehr natürlich einem ſolchen Beiſpiel nach, und die Marketenderinnen dieſer Lotterbuben waren zahlreicher als das Heer ſelbſt, und bildeten einen unabſehbaren Troß. Tſchang hatte ſeine Wuth hinreichend gezeigt und unzählbare Häuſer und Thürme der Erde gleich gemacht, denn er wollte der Nachwelt zeigen, wie fürchterlich ſeine Rache ſey. Die einzelnen Haufen der Verzweifelten, welche wider ihn aufſtanden um ihr Leben theuer zu verkaufen,

hatte er auch überwältigt. Nun blieb ihm nichts mehr in Sſetſchuen zu thun übrig; ſchon ſtellte ſich nach ſolchen gräulichen Verwüſturgen Hungersnoth ein, als er den Tataren, welche im vollen Anzuge waren, entgegenzugehen beſchloß. Er verſammelte daher ſeine Officiere, verſicherte ihnen daß Frauensleute im Gefolge ſeyen welche dem Heere ſehr hinderlich wären, und da jetzt der Zeitpunkt gekommen das Reich von den Tataren zu befreien, fordere er ſie als Waffengenoſſen auf mit ihren Weibern gerade wie er ſelbſt zu verfahren, denn durch dieſe müßten nicht Heldenthaten verhindert werden. Am folgenden Morgen kamen ſeine eigenen Schönen hervor und wurden im Angeſichte des Heeres aufgeſtellt, damit jeder das Opfer ſehen möchte, welches der Hauptanführer der guten Sache zu bringen wünſchte. Alle Augen waren auf die Mädchen gerichtet; ſie waren herrlich anzuſchauen, jugendlich glänzten ſie mit aller Friſche jener Provinz. Getreue Trabanten, ſprach dann der Wütherich, thut euer Werk. Dieſe Unmenſchen fielen dann wie hungrige Wölfe über die Frauen her, und in wenigen Augenblicken waren ſie alle Leichen. Officiere und Soldaten wetteiferten hernach dem großen Schlächter gleichzukommen, und lange dauerte das Würgen des weiblichen Geſchlechts. Nach ſolcher Gräuelthat, die man hölliſch nennen muß, ſetzte ſich dieſe Armee, die ſchon auf 200,000 angewachſen war, in Bewegung. Sobald die Tataren davon hörten, beſchleunigten ſie auch ihren Marſch, und bald erreichte die leichte Cavallerie das Heer der Mörder. Sobald die Schildwachen den Feind entdeckten, brachten ſie die Nachricht dem Tſchang. Dieſer glaubte die Mantſchuren noch viele Meilen von ſich entfernt und ſchenkte daher den Soldaten keinen Glauben. Da trat plötzlich ein andrer ins Zelt, und behauptete daß er den Vortrab geſehen. Du lügſt, ſprach Tſchang, doch will ich ſelbſt hingehen und recognoſciren. — Er warf ſich daher ſtracks aufs Pferd ohne einen Panzer anzuziehen, und ritt ohne Furcht zum Lager heraus. Da erblickte ihn ein Officier, welcher zu den Tataren übergegangen, erkannte den Unmenſchen, ſpannte den Bogen und ſchoß ihn durchs Herz. Der Wütherich verſchied augenblicklich, und ſo war die Welt von dieſer Geißel befreit. Einen größeren Tyrannen kennt die Geſchichte nicht. Seine Heere ſchieden entweder von einander, oder begaben ſich nach Junnan, ſo daß das ausgedehnte Sſetſchuen dem Schuntſchi auch zufiel. Denn obgleich

es eine Wüſte war, ſo ſegneten die wenigen Einwohner dennoch die Befreier, welche ſie der drohendſten Gefahr entriſſen.

Tauſend und aber tauſend Nomaden hatten ſich aus den Wüſten hervorgedrängt, um unter den Mantſchufahnen zu dienen; die Zahl der Mongolen war viel größer, als ſelbſt die der Kaiſerlichen. So konnte man die häufigen und oft ſehr bedeutenden Verluſte bald wieder gut machen. Allein wenn die Empörungen ſo ſchnell wie in den letzten Jahren aufeinander folgten, ſo mußten die Mantſchuren trotz der Siege eine baldige Erſchöpfung vorausſehen und natürlich das Land in ſehr kurzer Zeit verlieren, denn es war unmöglich aus den Steppen dieſelbe Anzahl von Soldaten jedes Jahr dem Kriegsgott aufzuopfern. Sie entſchloſſen ſich daher alle Güter mit den Chineſen zu theilen, ſie an allen Siegen und Stellen Antheil nehmen zu laſſen, und mit entſchiedener Vorliebe ſie als Brüder zu behandeln. Sogleich wurden drei ſehr angeſehene Chineſen, welche ſchon früh zum Schuntſchi übergegangen, nach dem Süden abgefertigt, um dort als Vicekönige zu regieren. Der eine war ein Nachkomme des Kongfutſe und zog mit einem ſehr zahlreichen Heere durch Hukuang nach Kuangſi; der arme Kaiſer dort (der Tſchéu-Prinz), welchem die Jeſuiten ſchon den chriſtlichen Namen Konſtantin beigelegt, war ganz rathlos und flüchtete ſich von einer Stadt zur andern, während er einige ſeiner Diener im Verdachte des Verraths ins Gefängniß ſetzte. Tapfer und unerſchrocken focht ſein General, unüberwindlich ſchien der Miniſter in Hülfsmitteln zu ſeyn; allein beide mußten der Uebermacht weichen und wurden gefangen genommen. Der Abkömmling des Weiſen behandelte ſie mit großer Schonung und ſprach von ihrer Treue, von ihrem Heldenmuthe mit vielen Lobeserhebungen, doch konnte er ſie nicht überreden das Haupt zu ſcheeren und unter den Tataren Dienſt zu nehmen. Sie gingen ſogar ſo weit, dem Sprößling des Weiſen ſeine Treuloſigkeit vorzuwerfen. Da ſie nun auch keine Bonzen zu werden wünſchten, ſo wurden ſie endlich in den Kerker geführt und nachher ihrer Beſtändigkeit wegen enthauptet.

Ein anderes Heer der Tataren marſchirte nach Canton (1637). Dieſe Stadt hofften ſie wie vorher ſehr leicht in die Hände zu bekommen; aber dießmal war der Seeheld Tſchingtſchingkong mit ſeiner Flotte dorthin gekommen, und feuerte wacker auf die

Tataren, welche keine Fahrzeuge hatten, und ſich auf den unzählbaren Flüſſen und Canälen der Stadt von allen Seiten dem größten Verderben ausgeſetzt ſahen. In der Stadt waren auch einige Europäer, unter andern ein holländiſcher Bombardier, der ſich dort verheirathet hatte. Dieſer Mann vertheidigte eigenhändig die Mauern, wo die Tataren einen Sturm wagten; da er das Geſchütz mit großer Genauigkeit richtete, ſchoß er ganze Glieder nieder. Die Belagerung hatte ſchon acht Monate lang gedauert, der Verluſt der Mantſchuren war ſo bedeutend daß ſie ſchon dreimal in Begriff- waren aufzubrechen, und ihre ganze Macht im Süden China's würde vor den Thoren Cantons geſcheitert haben; denn ſo lange der Holländer lebte, konnte man nicht in die Stadt kommen. Da gelang es dem kaiſerlichen Anführer einige Mandarine zu beſtechen; ſie öffneten heimlich die Thore, die Wilden drangen unwiderſtehlich vor, während die Beſatzung in tiefem Schlafe begraben lag. Noch ehe der General erwachte, war die Stadt im Beſitze des Feindes, ſeine bravſten Soldaten ein Raub des Todes, und das arme Volk den ſchrecklichſten Plünderungen ausgeſetzt. Dieſe dauerten ſechs Tage ohne Unterbrechung; während dieſer Zeit wurde kein Stein auf dem andern gelaſſen, und was nicht geraubt werden konnte, wurde zerſtört. In dieſer Schreckenszeit verloren mehr als 100,000 Menſchen ihr Leben, denn die Mantſchuren wollten ihre Rache ſättigen; dieſer Schlag war ſehr hart für die Angelegenheiten der Chineſen, und von dieſem Augenblick an verloren ſie allen Muth weiter ihre Freiheit mit dem Schwerte zu behaupten.

Der Kuei-Fürſt ſah ſich endlich in keiner Stadt ſicher. Daher floh er von einem Orte nach dem andern, während ihn ſein ganzes Gefolge verließ. Da dachte er ſich nach Junnan zu verfügen, wo die Generale des grauſamen Rebellen von Sſetſchuen in ſeinem Namen die Regierung verwalteten; allein dieß war zum bloßen Schein; denn dieſe Officiere hatten ſich alle Macht angemaßt. Da er nun einen ſehr vertrauten Diener zum Feinde übergehen ſah und mit dem größten Abſcheu erfuhr daß dieſer ſeinem beſten Freund das Haupt abgeſchlagen, um ſich durch dieſen Meuchelmord die Gunſt der Tataren zu verſichern, da entfiel dem Fürſten der Muth. In China glaubte er nun nicht mehr eine Freiſtätte zu finden, ſondern flüchtete ſich nach manchen

Gefahren ins birmaniſche Reich (1651). Dort empfing ihn der Fürſt mit herzlicher Freundlichkeit, bewirthete ihn herrlich und beherbergte ihn ſieben Jahre.

Prinz Wuſankuei, den wir ſchon vorher kennen gelernt haben, verhielt ſich während aller dieſer Unruhen ganz ruhig. Wäre er im rechten Augenblick zu Felde gezogen, und hätte er die Tataren angegriffen, als der ganze Norden China's in Waffen gegen ſie ſtand, ſo würde der Sieg den Chineſen zu Theil geworden ſeyn. Nach ſeinen früheren ungeheuren Anſtrengungen erwartete man von einem ſolchen General ſehr große Dinge. Allein eine Schlafſucht ſchien über ihn gekommen zu ſeyn, und in dem kritiſchen Zeitpunkte verläugnete er ſeine Abkunft und ſein Vaterland. Als nun die Rebellen in Junnan ihr Land den Tataren freiwillig übergaben, ſandten dieſe Wuſankuei zum Lohne ſeiner Gleichgültigkeit nach jener Provinz als Statthalter. Dort hatte er ſich eine kurze Zeit aufgehalten, als die Unruhen in Kueitſchéu ausbrachen, und der Kuei-Prinz vom Volke zum Kaiſer ernannt wurde. Kaum hatte dieſen die willkommene Nachricht zu Ava erreicht, ſo nahm er die wenigen Kleinodien welche er und ſein kleiner Hof beſaß, verwandelte ſie in Geld und warb damit Truppen an, um den Thron ſeiner Väter wieder zu erobern. Das Häuflein, aus einigen Tauſenden beſtehend, mit welchen ein mächtiges Reich erobert werden ſollte, näherte ſich nun den Gränzen Junnans. Dort empfing ſie Niemand mit Jubel, überall herrſchte die größte Stille; allein der Kuei-Prinz ſchmeichelte ſich daß Wuſankuei das Uebergewicht ihm verleihen werde; denn er war ja ſein naher Verwandter und mußte für den letzten Sprößling Achtung und Liebe fühlen. Es ging ihm auch der Statthalter freundlich entgegen; anſtatt ihm aber Hülfe zu verleihen, nahm ihn der niederträchtige Wuſankuei gefangen, und erdroſſelte den unglücklichen Thronwerber und ſeinen Sohn, um ſich die Gunſt der Tataren zu erwerben. Die meiſten der wenigen Getreuen wollten jedoch nicht in den Dienſt der Mantſchuren treten und nahmen zum gräßlichen Selbſtmorde ihre Zuflucht (1658). Was aus den Chriſten geworden iſt welche am Hofe lebten, und was das Ende der Kaiſerin Helena geweſen, erzählt die Geſchichte nicht. So viel iſt jedoch gewiß daß alle Spuren verwiſcht worden ſind, und daß ſelbſt der Name des Kreuzes nicht mehr bekannt iſt.

Von allen zahlreichen Feinden war nur noch der Seeadmiral Tſchingtſchingkong übrig. Er wollte den Tod ſeines Vaters rächen, und da er die Liebe ſeiner Landsleute in Fokien im höchſten Grade beſaß, ſo war es ihm etwas ſehr Leichtes ſeine Flotte zu bemannen. Mit dieſer ging er nach Haitſchin, griff die Tataren mit Verzweiflung an, eroberte die Stadt und wollte nun auch Tſchangtſchéu einnehmen. Aber ſeine Krieger verloren ſich in den nahe liegenden Dörfern, denn Plündern war ihr Handwerk; unterdeſſen kamen die Mantſchuren herbei, ſo daß der Admiral mit genauer Noth zu ſeiner Flotte zurückkam. Er hatte aber ſolche entſchiedene Beweiſe ſeiner Tapferkeit gegeben, daß die Mantſchuren die chineſiſchen Seeräuber nicht länger verachteten. Seine Freunde, die entſchloſſen waren ſich nicht den verhaßten Ueberwindern zu unterwerfen, und lieber ihren Kopf wegen ihrer Widerſpänſtigkeit zu verlieren als ihr Haar abzuſcheeren, begaben ſich daher in großer Anzahl nach den Inſeln des indiſchen Archipelagus, wo ſie ſehr blühende Colonien gründeten, die bis auf dieſen Tag dieſem Volke eine Ehre machen. Andere eilten nach Formoſa, wo ſie unter der Obhut der Holländer ziemlich frei von der Plackerei der Tataren lebten.

Nach allen dieſen Unfällen war jedoch der Muth des Tſchingtſchingkong, oder wie er häufiger genannt wird, Kokſing, noch nicht gedämpft. Nachdem er alle ſeine Offieiere verſammelt, welche ſehr wohl einſahen daß man verzweifelt kämpfen müßte, verſicherte er ſie daß er ein ſehr großes Unternehmen im Schilde führe, daß ſie ihm aber auf Leben und Tod folgen müßten. Dazu waren alle mit Freuden bereit, und nun ſegelte die Flotte den Jangtſekiang hinauf, nahm erſt die Inſel Tſongming in Beſitz, und ankerte innerhalb ſehr kurzer Zeit vor den Mauern Nankings. Der alte Tatar jener Stadt war auf einen ſolchen Beſuch nicht vorbereitet; da er aber die chineſiſchen Soldaten ſehr gering achtete, denn er hatte ſie früher wie Schafe vor ſich hergetrieben, ſo machte er auch keine beträchtlichen Anſtalten um ihren Anfall zurückzuſchlagen. Die zahlreichen Chineſen in der Stadt dagegen verurſachten ihm größere Beſorgniß, und er wünſchte alle jungen Männer, welche die Waffen tragen konnten, ſeinem Argwohne zu opfern, in welchem blutgierigen Vorhaben ihn jedoch der Statthalter, ein ehrenfeſter Mann, ſtörte. Da nun

Kokſing lange weilte ohne etwas Entſcheidendes zu unternehmen, denn er erwartete einen allgemeinen Aufſtand in der Stadt ſelbſt, ſchrieb dieß der Tataren-General ſeiner Feigherzigkeit zu, und ſandte etwa ein Tauſend ſeiner beſten Truppen zur Stadt hinaus um den Chineſen Hohn zu ſprechen. Freudig ſprengten dieſe Ritter zum Thore hinaus und gingen ſtracks auf das chineſiſche Hauptquartier los. Als ſie aber eine ziemliche Strecke gezogen, ſahen ſie hinter ſich den Staub ſich erheben, und ſiehe da, die chineſiſche Cavallerie hatte ihnen den Rückzug abgeſchnitten. Schnell wendeten ſie ſich wieder um und hieben wacker auf die Feinde ein, hoffend daß ſie ſich wie gewöhnlich durch die Flucht retten würden. Sie irrten ſich aber; die Chineſen ſtanden wie Mauern, und richteten ein ſolches Gemetzel an daß nur ſehr wenige von den Mantſchuren ſich in die Thore retten konnten. Dieſer Sieg belebte die chineſiſche Partei in Nanking; denn man war dort der Barbaren Herrſchaft müde, und Kokſing kündigte ſeinen wackeren Krieger an daß er nach ſeinem Geburtstage einen allgemeinen Sturm wagen werde. Freudig ſchaarten die Soldaten ſich um den hochgeachteten Heerführer und feierten mit jubelnder Freude den Jahrestag. Wenige blieben nüchtern; das ganze Lager war im tiefen Schlummer begraben, als der Tataren-Commandant mit ſeiner ganzen Macht in möglichſter Stille heranſchlich. — Auf ein gegebenes Signal wurde der Angriff auf allen Seiten gemacht und die Siegträumenden auf eine fürchterliche Weiſe erweckt. Am folgenden Morgen zogen die Tataren langſam nach Nanking zurück, ſich ihrer Heldenthat freuend. Kokſing aber blickte mit Thränen die Erſchlagenen an, ſah jedoch, als er eine Heerſchau ſeiner entmuthigten Soldaten hielt, kein anderes Mittel zur Rettung vor ſich, als ſo ſchnell wie möglich mit ſeiner Flotte aus dem Jangtſe zu laufen. Da die Mantſchuren keine Boote hatten, konnten ſie ihm nicht folgen. Noch einmal plünderte Kokſing die Küſte Fokiens, nahm zweitauſend Tataren gefangen, ſchnitt ihnen aus Wuth die Naſen und Ohren ab, und ſandte ſie dann wieder nach ihrem Lager zurück. Der General ſuchte den Kaiſer zur fürchterlichen Rache zu entflammen und ſchickte die verſtümmelten Krieger nach Peking. Dort aber verdammte ſie ein Kriegsrath. Eure Feigheit ſagte man, war an eurer Entehrung Schuld; nie ſolltet ihr dem Feinde

lebendig in die Hände gefallen ſeyn; da ihr jedoch nicht fürs Vaterland ſterben wolltet, ſprechen wir über euch das Todesurtheil aus; und alle wurden ſogleich erdroſſelt.

Gerade um dieſe Zeit hörte Kokſing von dem Tode des Kueifürſten. Er hatte daher keinen Oberherrn mehr, unter deſſen Fahnen er fechten konnte; alle ſeine Unternehmungen auf dem Feſtlande China's waren fehlgeſchlagen, und daher entſchloß er ſich von Formoſa Beſitz zu nehmen.

Endlich im Jahre 1651 ſahen ſich die Mantſchuren im vollen Beſitze von ganz China. Kein Tſchinggis, kein Kublai, kein Hongwu ſtand an ihrer Spitze. Die Feldzüge wurden von Generalen unternommen, deren Namen man ſelbſt vergeſſen hat. Und dennoch war nichts planmäßiger und den Umſtänden angemeſſener. Fürchterlich im Kampfe, wüthend in Anfällen, raubſüchtig und unbarmherzig bei Eroberungen, und nie die Tatarennatur verläugnend, waren dennoch die Mantſchuren nach der Unterwerfung des Volkes ohne Anmaßung und Stolz, und bewieſen ſich den leidenden Söhnen der Han als Freunde. Bald vergaß man daß ſie das Land erobert; alle Regierungsgeſchäfte wurden nach wie vor betrieben, und der gemeine Mann fühlte den Druck der Fremden nicht. Daher erſtarb ſehr bald alle Vaterlandsliebe in der Bruſt des Volkes, und man kam allgemein überein daß die eigenen Fürſten es nicht beſſer machen könnten, um ſo mehr, da die eingebornen Mandarinen viel zahlreicher waren als die tatariſchen.

Sehr natürlich fragt man nun, wer begann und vollendete das große Werk? Der einzige Name welchen wir nennen können, iſt der des Amawang, eines Oheims des Kaiſers und einer der vier Regenten, welcher von den Chineſen Tſetſchingwang genannt wird. Dieß war ein unermüdeter Mann, von allgemeinem Anſehen, welchem Niemand im Rathe widerſprach, und der ganz als ein unabhängiger Herr handelte. Schuntſchi fühlte ſeinen Werth noch mehr, da er ſo beſcheiden war, und es niemals blicken ließ daß er den Seepter führe. Nach ſeinem Tode wollte ſein Bruder dieſelbe Stelle einnehmen; allein dieſer war ein Schwachkopf, und anſtatt ſich höflichſt um die Gunſt des Mitregenten zu bewerben, forderte er die Stelle, als ob ſie ihm rechtmäßig zukomme. Da wurde man denn einig, den Schuntſchi mündig zu erklären,

und entließ die Regentſchaft. Man erwartete nun außerordentliche Beweiſe von der Weisheit des jungen Kaiſers; denn ſchon war er wegen ſeiner richtigen Anſichten im Rathe ſehr berühmt. Als Probe führte man das Examen der höchſten Gelehrten des Landes an, welches nach chineſiſcher Sitte mit großer Pracht gehalten wurde. Dort waren Tauſende zugegen, die neue Regierung wünſchte dem vorzüglichſten und tiefſinnigſten Weiſen die höchſte Ehre zu bezeigen; allein die Prieſter bewieſen ſich parteiiſch und nahmen Beſtechungen. Der Monarch wurde von allem ſehr genau unterrichtet und verurtheilte ſogleich die Schuldigen zum Tode. Der hohe Werth in welchen man die vaterländiſche Lieratur hielt, und die Unparteilichkeit mit welcher man die Doctorate zu vertheilen verſprach, trug ſehr viel zur Befeſtigung der tatariſchen Macht bei.

Der junge Fürſt war jedoch den Weibern zu hold um ſich viel um die Regierung zu bekümmern. Das Vergnügen liebend, und ſehr großes Vertrauen in ſeinen Miniſter ſtellend, hielt er ſeine Verwaltung für unnöthig. — In einem Lande, wo die größten Schönheiten des Reiches dem Oberherrn angeboten werden, iſt das Eingreifen in fremde eheliche Verhältniſſe etwas Unerhörtes. Schuntſchi, der gutmüthig dem Vater Schall zuhörte, ſeine Gelehrſamkeit bewunderte und ſich auch mit ihm über Staatsangelegenheiten unterhielt, befolgte gern was ihm geſagt wurde, konnte jedoch ſeine Begierden nicht im Zügel halten. Als er eines Tages die Frau des Leibgardenofficiers der Mantſchuren ah, wurde er ſogleich von heftiger Liebe ergriffen und konnte weder ſchlafen noch eſſen, ehe er den Gegenſtand ſeiner Luſt beſaß. Der Ehemann war über dieſe Liebſchaft ſehr traurig, denn er ſchätzte ſeine Gattin und machte ihr daher die bitterſten Vorwürfe. Dieſes hinterbrachte die Treuloſe dem Kaiſer, welcher den Officier vor ſich rufen ließ, ihm eine Ohrfeige gab und ihn ſeines Amtes entſetzte. Betrübt ging der Arme nach Hauſe und ſtarb bald nachher vor Gram. Nun wurde das freche Weib in den Harem genommen, zur Königin ernannt und mit allem verſehen, was ihre Wünſche nur haben wollten. Sie gebar auch einen Sohn von Schuntſchi, den ſie doch ſehr bald verlor. Alles war nun Glückſeligkeit am Hofe, der Monarch wich nie von ihrer Seite, jeder Augenblick der Abweſenheit wurde ihm zu langen

Stunden. Der Tod jedoch kehrte ſich ſehr wenig an dieſe Tändeleien, und rief ſie, die ſo viel Leid ihrem Manne verurſacht hatte, von dieſer Welt ab. Untröſtlich ſtand der Fürſt am Grabe, aber er konnte ſie nicht wieder aufwecken, und ſo mußte er ſich einſtweilen zufrieden geben den Sarg und Leichnam mit Perlen und Juwelen zu beſtreuen. Allein bald gingen die Ueberreſte der Geliebten in Verweſung über; um ihren Geiſt zu verſöhnen und ihr in jener Welt treue Diener zu verſchaffen, wurden dreißig Mantſchuren mit barbariſcher Gleichgültigkeit am Grabe geſchlachtet. Der Kaiſer ſelbſt ſchien ſeines Verſtandes beraubt zu ſeyn, er wünſchte Bonze zu werden, und Tag und Nacht Seelenmeſſen für die Ruhe der Abgeſchiedenen zu leſen. Schalls Vorſtellungen wurden nicht länger gehört; Schuntſchi hatte nur Einen Gedanken, dem Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit in jener Welt zu folgen, und dieſer wurde auch bald erfüllt; denn die Pocken bemächtigten ſich ſeiner und ſchleppten ihn ſehr bald ins Grab. In einem lichthellen Augenblick bereute er die Fehler welche er begangen, die Unaufmerkſamkeit und Gleichgültigkeit rückſichtlich der guten Lehren ſeiner Eltern, die Verſchwendung von Geld für elende Dinge, und die Habgier mit welcher er große Summen ſeinen Dienern abpreßte. Allein eine ſpäte Reue dieſer Art kann nur von geringer Bedeutung ſeyn. — Er ging zur Ewigkeit hinüber, unbetrauert und ungeachtet in ſeinem 24ſten Jahre.

Schall, welchen der Kaiſer nie anders als Mafa (ehrwürdiger Vater) nannte, erzählt uns ſehr viel von der Gutmüthigkeit des Monarchen. Im Winter, als der Miſſionär nicht warm genug gekleidet war, zog der Kaiſer ſeinen eigenen Pelz aus und reichte ihn ſeinem Lehrer dar. Andere, ſagte er, dienen mir aus ſelbſtſüchtigen Abſichten, allein obgleich Mafa weiß daß ich ihn liebe, ſo erſucht er mich dennoch um keine Gnadenbezeugungen, und wenn ich ſie ihm anbiete, ſo ſchlägt er ſie ab. — Zwei ſeiner Mitarbeiter waren in Sſetſchuen als verdächtige Perſonen ergriffen worden; als ſie aber Peking erreichten, empfing ſie der Kaiſer als Brüder ſeines Lehrers mit herzlicher Freundſchaft. Oft ſprach er mit dem Monarchen über das Papſtthum, und zeigte ihm auch eine mit Bildern verſehene Geſchichte des Lebens unſers Erlöſers, wovor er auf ſeine Kniee niederfiel. Von dem Augenblick ſeiner Leidenſchaft für die verführeriſche Schöne fing auch

der Hang zum Götzendienſte wieder an die Oberhand zu bekommen; am Sterbebette jedoch vergab er ſanftmüthig dem dreiſten Ermahner, und beide ſchieden in Friede und Freundſchaft.

Allen Fremden wollte Schuntſchi wohl. Die Portugieſen wurden (1650) aufgefordert, die Oberherrſchaft der neuen Dynaſtie anzuerkennen, dazu verſtanden ſie ſich willig; denn ſchlechter konnten die Sachen nicht werden, als ſie nun ſeit einem Jahrzehnt geweſen. Sie nahmen jedoch eine Menge Geſchenke mit ſich, ſo daß ihre Ankunft hoch gefeiert wurde und ſie eine gute Aufnahme fanden. Andererſeits hatten die Ruſſen den größten Theil Sibiriens erobert. Es war wirklich ein Glücksfund, obgleich die Kälte des Klima eine reiche Ausbeute für dieſe Unternehmungen unmöglich machte. Der Czar hielt es daher für nöthig eine Geſandtſchaft nach Peking zu ſenden. Dieſe weigerte ſich das Kopfſtoßen zu vollziehen, ſo daß man ihr keine Audienz geſtatten wollte. Durch dieſe Ceremonie ſpricht man den Glauben aus daß der Kaiſer der Vertreter des Himmels auf Erden ſey; mit dieſer Ueberzeugung ehrt man ihn höher als alle Götzen des Landes, ſobald man neunmal den Kopf auf den Boden niederſchlägt. Selbſt die rauhen Ruſſen wollten damit nichts zu thun haben, und erhielten dennoch die Freiheit jährlich eine Caravane nach Peking zu ſenden, wobei ſie großen Gewinn von ihren Pelzwerken zogen.

Den Holländern war es nun ernſtlich zu thun mit der neuen Dynaſtie in friedliche Berührungen zu kommen. Daher ſandten ſie ſchon 1654 eine Geſandtſchaft nach Peking, die jedoch erſt ſieben Monate lang die Chicanen der Mandarine zu Canton erdulden mußte, ehe die Fremden das Vergnügen hatten das Drachengeſicht des Kaiſers anſchauen zu dürfen. Allein was konnte die Geduld der Holländer ermüden, zumal da ein großer Handel der Gegenſtand ihres Bemühens war? — Auf der Landreiſe nach Peking fanden ſie ſehr viele Spuren des verderblichen Krieges und das ganze Land mit Trümmern wie beſäet. Im ganzen genommen benahmen ſich die tatariſchen Behörden mit großer Freundlichkeit, gaben ihnen ſehr herrliche Feſtmahle, und ſchienen ſich außerordentlich für die Fremden zu intereſſiren. Selbſt die Gemahlin des Gouverneurs von Nanking dachte es nicht unter ihrer Würde ſich frei mit den Gäſten zu unterhalten. Zu

Peking angelangt, hatten ſie an den daſigen Jeſuiten ſehr große Feinde, welche ſie als Rebellen der rechtgläubigen Spanier, als Gegner der Portugieſen und Katholiken in Japan, und als verſtockte Ketzer ſehr haßten. Man hat auch noch einen Brief von ihnen, in welchen ſie es ſich zur Pflicht machten ihr Anſuchen auf alle mögliche Weiſe zu hintertreiben.

Ohne dieſe Entgegenwirkung jedoch waren die antinationalen Chineſen und unwiſſenden Tataren bereit genug ihren Plan zu vereiteln. Ihr Fortſchritt in diplomatiſcher Kunſt fing von den erſten Grundſätzen der reinen. Vernunft an; denn ſie mußten beweiſen daß ein Volk wie die Holländer wirklich beſtehe, und zweitens daß ſie irgend wo ein Ländchen hätten, wo ſie ſich aufzuhalten pflegten, ohne das ganze Leben als Seeräuber zuzubringen. Ob nun gleich im kaiſerlichen Rathe kein Fichte war, welcher mit unwiderlegbaren philoſophiſchen Gründen es hätte darlegen können daß eine ſolche Nation nie beſtand, ſo blieb dennoch der Kaiſer ſehr lange ſeiner Meinung. Die Weltkarte mußte dann wieder hervorgeholt werden, um dieſe Zweifel wegzuräumen; aber dann hatten ja die Barbaren ſelbſt dieſe gemacht, und wie leicht war es, ſo ein Land hinzumalen und zu ſagen, dieß iſt das unſrige. Nachdem nun die Geſandten dachten daß ſie alle Einwürfe beſeitigt hatten, ſo wurde wieder eine andere Frage an ſie gerichtet, nämlich wie lange ſie unter dem Waſſer leben könnten, denn die Chineſen betrachteten ſie als eine Art menſchlicher Seehunde. Glücklicherweiſe machte man keine Probe von ihrer Waſſernatur, denn ſonſt würde es wirklich mit ihnen ſehr übel gegangen ſeyn; man nahm ihr Wort für entſcheidend an; denn was auch andere von ihnen ſagen mochten, ſo wußten ſie ja viel beſſer, wie es mit ihnen ſtände. Endlich wurde es im Cabinette des Schuntſchi feſtgeſetzt daß die Holländer durch ihre Natur gezwungen wären einige Zeit auf dem Lande zu leben, daß ſie aber in der That dieſelbe Race mit den Engländern ſeyen. Als dieſe einige Jahre vorher angekommen und unter Weddell ſo großen Schaden angerichtet, ſo wurden ſie als Feinde des Reiches erklärt und ſollten auch mit ihren Verwandten dafür in Zukunft leiden. Mit dem dialektiſchen Unterſchied zwiſchen Engländern und Holländern wurde man aber bald fertig; endlich ſollte die ſchwergeprüfte Geſandtſchaft vorgelaſſen werden. Aber

nun wurde die Frage aufgeworfen: wer König des Reiches ſey, auf deſſen Befehl ſie ſo weit hieher gekommen. Freilich hatte ſie der Gouverneur von Batavia geſandt; allein wer hatte ihn dazu berechtigt? Hier war nun ein Räthſel zu löſen. Man antwortete: die Republik; allein dieß war den Chineſen ein Unſinn; denn der Chineſe hat nur eine Vorſtellung, die des Deſpotismus eines Einzigen; ſo war es daher eine Lüge, von Volksherrſchaft zu ſprechen die unmöglich war; daß Menſchen wie Fiſche leben konnten das erlaubte man; allein daß eine Nation ſich ſelbſt regieren könnte, war außer dem Kreiſe der menſchlichen Möglichkeit. So gab man denn wieder den Gedanken auf etwas zu verdeutlichen welches unmöglich ſey, und ſprach daher von dem Statthalter; aber der Statthalter weſſen? der Nation; alſo zugleich Diener und Knecht. Ueber dieſe Widerſprüche verloren die chineſiſchen Miniſter den Muth weiter zu fragen, und erklärten daher alles für barbariſchen Obſcurantismus. Dieß war nun die rechte Weiſe ſolche ſchwierige Sätze ins Reine zu bringen, und nun wurde den Geſandten angekündigt, daß ſie eine Audienz haben ſollten. Zu dieſer wurden ſie ſchon früh um drei Uhr eingeladen und nach langem Warten im Freien, gerade wie ein Haufe von Dienern, endlich mit den andern Tribut bringenden Miniſtern vorgelaſſen. Bald erſchien ein Soldat mit einer Peitſche, mit welcher er mehreremal knallte. Der Befehl, den Kopf auf den Boden zu ſtoßen und niederzuknieen, wurde nun gegeben und mit großer Genauigkeit, wie von den beſterercirten Soldaten, vom ganzen Hofe verrichtet. Kurz war die Audienz, nicht ein einziges Wort war an die Holländer gerichtet worden; nur wenn ſie herausgingen, blickte der junge Kaiſer nach ihnen hin und erſuchte ſie, die Kleidung welche ſie bei dieſer Gelegenheit getragen, ihm zu überſenden. Dieß iſt die einzige Notiz, welche der Monarch von dieſen Fremden nahm. Schall ſelbſt, der ſich mit ihnen in deutſcher Sprache unterhalten, hat den Bericht über ſie abgeſtattet, und wenn er ſie nicht verleumdet hat, ſo gereicht es dem alten Manne ſehr zur Ehre.

Während der Zeit ihrer Anweſenheit zu Peking ſpeisten die Holländer in Geſellſchaft der andern Geſandten. Was ihnen am meiſten auffiel, war die Rohheit der Mantſchuren, welche das Fleiſch mit ihren eigenen Händen zerlegten, und ſelbſt die

höchſten Miniſter trugen keine Scheu die Ueberbleibſel in ihrer Taſche davonzutragen, was dann der kaiſerlichen Großmuth Ehre anthun hieß. Um aber doch dem Volke zu zeigen daß die viel verkannte Republik dennoch Schätze beſitze, ſpeisten die Geſandten mit großer Pracht und ließen ſich nicht mit der bloßen kaiſerlichen Koſt zufrieden ſtellen. Das ärgſte bei dieſer war immer, daß man den Kopf an die Erde ſtoßen mußte, ehe man ſie aß; ſobald nur die Knochen von Schuntſchi's Teller anlangten, mußte dieſe Ceremonie, der hohen Ehre wegen, verrichtet werden!

Nach Harren, Warten, Beſtechungen und Geſchenken war das Reſultat die Erlaubniß, einmal in acht Jahren zu Canton Handel zu treiben und nach Peking Tribut zu bringen; dieſe Erlaubniß wurde einer Nation gegeben, die ſchon eine bedeutende Flotte an der chineſiſchen Küſte unterhielt und im Angeſicht des ganzen Reiches von einer großen Inſel Beſitz genommen. Dieſer Umſtand wurde nie erwähnt, und in keiner der politiſchen Unterredungen der Name Formoſa's ausgeſprochen. Schuntſchi, ſehr großmüthig, machte dem Gouverneur von Batavia, Moratſuiker, 300 Unzen Silber und mehrere Stücke Seide zum Geſchenk. Dagegen koſtete die Geſandtſchaft 98,831 Gulden, und nachdem alles dieſes Geld verwendet worden, waren die Holländer froh ſo ſchnell als möglich ſich von Canton zu entfernen; denn dort hatte man ihren vorzüglichſten Dolmetſcher ermordet, und ſie liefen große Gefahr, daß etwas weit Schlimmeres ihnen widerfahren würde.

Gleichzeitig mit ihnen war ein Botſchafter des Großmoguls zugegen. Sein Herr glaubte noch immer eine ſehr intime Beziehung mit China aufrecht zu halten; denn die Bekanntſchaft rührte von den Zeiten der Ueberwindung ſeines Stammvolkes her. Dieſer Indier war prächtig gekleidet und hatte die herrlichſten Roſſe nach der Hauptſtadt gebracht, die ſo prächtig mit goldenen und ſilbernen Zierrathen behangen waren, daß ſelbſt die ſtolzen Mantſchuren darüber verwundert waren. Die Pracht, welche er überdieß zeigte, ſtimmte ſehr wohl mit den Gerüchten überein, welche man von den ungeheuren Reichthümern jenes Fürſten in ganz Aſien verbreitete. Die eigentliche Abſicht der Geſandtſchaft wurde nie bekannt, und man begnügte ſich mit

elenden und leeren Ceremonien, ohne auch nur ein Wort über den wahren Gegenſtand verlauten zu laſſen.

Außerdem befanden ſich auch die Abgeordneten des Lama von Tibet dort. Dieſer Prieſter wünſchte wieder die Rechte zu erhalten, die er während der Mongolenherrſchaft beſeſſen. Schon hatte er Tauſende von Bettelmönchen in Bereitſchaft, welche das Land ſogleich überſtrömen ſollten, um, wie vorher, das Mark des Landes auszuſaugen. Ueberdieß war dieſer lebende Götze von der weltlichen Macht in ſeinem eigenen Reiche äußerſt bedrängt, und hoffte daher, daß ihm die mächtigen Mantſchuren wegen ſeiner Heiligkeit beiſtehen würden. Seine Hoffnung gründete er nicht allein auf die Leichtgläubigkeit des regierenden Fürſten, als auf die kräftige Fürſprache der Mongolen, der getreuen Aliirten der Mantſchuren. Wirklich ging alles viel erſprießlicher von ſtatten als es die Geſchäftsträger hätten erwarten können. Man wollte ſich in Peking den Mongolen verpflichten, und nichts war dazu ſo behülflich als dieſe Taugenichtſe zu ehren, reichlich zu beſchenken und ihren Vorſtellungen Gehör zu geben. Der Einfluß der Schamanen wurde auch bald am Hofe gefühlt. Sie erbauten prächtige Tempel und Capellen, und wurden die Seelſorger des Hofes, vorzüglich der Frauen. Bis auf dieſen Augenblick beſitzen ſie große Gewalt und handeln ſehr oft mit großer Willkür, ohne daß Jemand wagen würde ihnen etwas vorzuwerfen.

Am meiſten wurden die Abgeordneten der Sutaden (ſo nennt ſie der Holländer), eines großen und mächtigen Mongolenſtammes, geehrt. Sie waren Nachbarn, hatten die Kraft zu ſchaden, und um ſie ganz unſchädlich zu machen, häufte man auf ſie die Schätze des Orients und ſandte ſie mit vielen Wagen, reich beladen mit Seide, nach der Heimath zurück. Dieß gefiel dieſen Leuten ungemein und ſie wurden in der Folge von ganzem Herzen Vaſallen eines ſo freigebigen Kaiſers. Der ſtinkende Schafpelz verwandelte ſich bald in ſchwarzen Fuchs oder Zobel, herrlich mit Seide überzogen, worin die Häupter dieſer ſonſt armen Wüſtenbewohner ſehr ſtolz einhergingen.

Der ruſſiſche Geſandte hatte Mühe genug von der Hauptſtadt hinwegzukommen; denn er hatte durch ſeine Hartnäckigkeit dem Kaiſer keine göttliche Ehre zu erweiſen, den Hof ſehr beleidigt. Obgleich aber der Zorn wüthete, ſo bewunderte man

dennoch im Geheimen die Offenheit des Mannes, welcher, obgleich in einer fremden Stadt, viele Myriaden Li von der Heimath entfernt, dennoch in einer gerechten Sache feſt und unerſchütterlich blieb. Er gewann ſcheinbar nichts, allein man achtete von dieſem Augenblick an eine Nation, die ſich keines Vortheils wegen in ihrem Repräſentanten erniedrigen wollte *).

Zweites Capitel.

Kanghi, W. N. Schingtſuſinhoangti.

(1662 — 1722.)

Als Schuntſchi ſeinem Ende nahte und Jeder am Hofe den Ornat der Bonzen für eine kurze Zeit angenommen, ſtanden die Räthe und Verwandten troſtlos am Bette ihres Herrn. Dieſer hatte keine ächten Kinder und was ſollte aus dem Reiche werden, wenn ſich drei verſchiedene Stämme und Gebrüder um die Nachfolge ſtritten? Als man noch niedergeſchlagen in die dunkle Zukunft hinblickte, da wurde die Aufmerkſamkeit des ſterbenden Vaters auf ſeinen jüngſten Sohn gezogen, der etwa acht Jahre alt war. Er legte ihm einige Fragen vor, die der Junge mit ſehr großer Fertigkeit beantwortete. Der Kaiſer warf nun einen zärtlichen Blick auf den Prinzen, erklärte ihn zu ſeinem Nachfolger, und die Großen ſtimmten dieſer Wahl bei. Nun konnte der Vater ſein Haupt zufrieden niederlegen und ohne Zittern für das Wohl des Staates den Geiſt aufgeben.

Eine Regentſchaft wurde ſogleich ernannt und vier Prinzen wieder an die Spitze der Regierung geſtellt. Zwei derſelben, Soni und Paturu, gingen ſehr eigenmächtig zu Werke und kehr-

*) Als Hülfsquellen erwähnen wir die Tonghoalu, eine Sammlung von Berichten über dieſe Dynaſtie im Manuſcript; ein ſehr vollſtändiges Werk. — Die Berichte der Jeſuiten und de Mailla's Histoire Générale de la Chine 11. Theil, nebſt der Beſchreibung der holländiſchen Geſandtſchaft von Neuhoff, ſind die beſten Werke, welche man über das Obige leſen kann.

ten ſich nicht viel an Geſetze und Gebräuche; ſelbſt wenn ſie Kaiſer geweſen wären, hätten ſie nie mit größerer Willkür das Land regieren können. Dennoch aber lebten ſie friedlich mit einander und beſchränkten nicht ihren gegenſeitigen Willen; denn ſonſt würde einer den andern ohne Zweifel zu Grunde gerichtet haben.

Die Geſchichte hatte hinreichend gelehrt, daß die Verſchnittenen weder als Generale noch als Miniſter handeln konnten, und der einzige Gebrauch, zu welchem man ſie benützen konnte, war die Bewachung der Frauen. Nun fürchteten die Regenten ein Weiberregiment unter der Kaiſerin-Mutter, welches die Eunuchen ohne Zweifel herzlich wünſchten; wäre die Kaiſerin eine Zenobia geweſen, ſo hätte ſie dennoch nicht ohne dieſe Diener das Reich verwalten können. Daher nahmen die Regenten 1000 Pfund Eiſen, goſſen daraus eine Tafel, und auf dieſer wurde es eingegraben als ein Fundamentalgeſetz, daß die Verſchnittenen nie zur Verwaltung von Aemtern von den Mantſchuren gebraucht werden ſollten. Dieſe Tafel wurde am Eingange des Harems aufgeſtellt, daß jeder ſie leſen und ſich dieſes unumſtößlichen Grundſatzes erinnern möchte. Obgleich in der Folge Schwärme dieſer Hofſchranzen die kaiſerliche Wohnung anfüllten, ſo wurde Niemand zu Ehrenſtellen erhoben, und ihr Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte blieb ein unſichtbarer und geheimer.

Die neue Regierung hatte das Schwert in die Scheide geſteckt und ſah mit Stolz auf die ausgedehnten Eroberungen, welche in ſo kurzer Zeit gemacht worden waren. Nach ſo großen Anſtrengungen und dem großen Verluſt bei den Tataren ſowohl als bei den Chineſen ruhte das Volk und war dem Kriege äußerſt abhold; daher hörte man weder von Empörungen noch Aufſtänden, und die Bauern erholten ſich von ihren langen Leiden.

In der Mitte dieſes Friedens langte die Nachricht an, daß Kokſing, der Fürchterliche, wieder an der Küſte gelandet und die größten Grauſamkeiten begangen. Wie vorher verſtümmelte er die Soldaten die er gefangen genommen und ſandte ſie dann wieder nach ihren Garniſonen zurück. Die Weiſe mit welcher dieſer Seeräuber handelte, zeigte, daß er ſich der Verzweiflung preisgegeben, und durch Verheerung mit Feuer und Schwert und dem Abſchlachten der Unſchuldigen ſich für die von den Tataren erfahrne Schmach rächen wollte. Das ganze

Meeresgeſtade war nun ſeinen Einfällen ausgeſetzt, und man konnte ſchwer vorher erforſchen, auf welcher Stelle am nächſten Tage ſich ſeine wüthenden Geſellen zeigen würden. Ueberdieß war die Vaterlandsliebe der Bewohner Fokiens noch nicht in ihrer Bruſt erloſchen, und es war ſehr wahrſcheinlich, daß das unruhige Thun und Treiben des Seeräubers ſehr bald einen Aufruhr gegen die Mantſchuren herbeiführen würde.

Die vier Regenten hielten daher eine Rathsverſammlung um ſich zu verſtändigen, wie man dieſem Unweſen ein Ende machen könnte. Lange blieben die Mitglieder des Cabinets ſtille ſitzen, keiner wollte entweder etwas ſagen oder man wußte nicht wie man dem Uebel entgegen arbeiten konnte. Daß Männer wie dieſe, nie auf den Gedanken verfielen, das einzige Mittel, die Ausrüſtung einer Flotte, anzuwenden, erſcheint uns räthſelhaft. Warum verwendeten ſie nicht eine Million Unzen Silber um Schiffe anzukaufen, ſie unter den Befehl von Europäern zu ſtellen, mit guten Kanonen zu verſehen und die Seeräuber in den Grund zu bohren? Allein der Rath war anderer Meinung und der Präſident erklärte, daß das beſte Mittel zur Vertreibung der Piraten ſey, die ganze Küſte 30 Li landeinwärts in der Gegend des Meeres in eine Wüſte zu verwandeln, um ihnen alle Zufuhr und Verbindung mit den Einwohnern abzuſchneiden; mit anderen Worten das Haus niederzubrennen um es gegen die Angriffe von Räubern zu beſchützen. Dieſer graſſe, grauſame Vorſchlag erregte erſt Erſtaunen, dann Abſcheu. Man wußte ſehr wohl, daß Millionen betriebſamer Einwohner das Küſtenland bebauten, und Tauſende von Fiſcherkähnen das Meer durchkreuzten, während die ſchönſten und größten Handelsſtädte entweder am Seegeſtade oder in deſſen Nähe gelegen waren. Was mit dieſen Myriaden thun, welche man ihrer Habe beraubte, deren Wohnſtätte man niederbrannte und zum Bettelſtabe brachte? darnach wurde nie gefragt, und man war nur über die Schwierigkeit des Unternehmens nicht einverſtanden. In der zweiten Sitzung erklärten ſich die übrigen Räthe zum Beſten dieſer Maßregel als der einzigen erfolgreichen welche ihnen beifiel, und nun wurde der Befehl zur Wegführung der Küſtenbewohner gegeben. Keine Feder kann beſchreiben, welches Elend dieſe Anordnung verurſachte, und wie Tauſende dieſer Unglücklichen ohne Obdach einen langſamen Hungertod ſtarben. Ueberall

war Heulen, Weinen und Geſchrei; man zitterte vor den Folgen, allein bei den Regenten war kein Erbarmen; man wünſchte die Piraten zu vertilgen, und zu dieſem Ende war es nöthig die Bürger des Landes zu verderben. Endlich ſuchte man das Uebel durch Beſtechungen abzuwenden; die Soldaten welche den Befehl dazu erhielten, anſtatt mit Feuer Städte und Dörfer in eine Einöde zu verwandeln, erhielten eine Summe Geldes, brannten verſchiedene Hütten nieder und marſchirten dann weg, um zu berichten daß ſie gethan wie ihnen befohlen. Die ganze Macht der Mantſchuren würde jedoch nicht im Stande geweſen ſeyn das Edict zur Ausführung zu bringen. China's Küſtenbewohner ſind ſo zahlreich wie die Ameiſen und, wenn aufs äußerſte getrieben, fürchterlich in ihrer Rache. — Aus allen den Trübſalen welche man dergeſtalt auf China gebracht, erntete der Hof keinen Vortheil; der Feind wurde nicht vom Feſtland entfernt, und die Chineſen ſahen mit Ingrimm, daß man ihnen dieſe Plackereien ohne Zweck zufügte, und ein Vergnügen fand ſie unglücklich zu machen. Der Name der Regenten wurde daher ſehr verſchrieen und erweckte in dem jungen Kanghi das Verlangen ſelbſt zu regieren. Darin wurde er noch mehr durch den Tod des Soni (1666) beſtärkt, und da die Regenten in üblem Rufe ſtanden, war es dem nun 14jährigen Knaben etwas Leichtes, ſich volljährig erklären zu laſſen, um ſo mehr, da er viele Beiſpiele ſeiner Klugheit und ſeines frühzeitigen Verſtandes gegeben.

Kaum hatte Kanghi ſich auf den Thron geſchwungen und durch eine wundervolle Anrede alle die Anweſenden entzückt, ſo wurde ihm eine ganze Liſte von Anklagen wider die Regenten eingehändigt. Freilich hatten ſie ſehr willkürlich gehaust, und die Klagen waren keineswegs ungegründet, aber dennoch bedeutend vergrößert. Paturu wurde der größten Verbrechen angeklagt; er mit ſeinem dritten Sohn wurde zur gräßlichſten Todesſtrafe — in Stücke geſchnitten zu werden — verurtheilt, die ſieben übrigen Kinder zur Enthauptung. Kanghi unterſchrieb dieſen Beſchluß, linderte aber die Strafe ſelbſt zur Erdroſſelung, zog alle Güter dieſes reichen Großen ein und kündigte der Welt an, daß er ſehr wohl im Stande ſey, die Höchſten im Lande durch ſeine kaiſerliche Gewalt zu ſtürzen. Dieß war die erſte Handlung des Prinzen, welcher überdieß den Chriſten und ſeinen Lehrern

Verbieſt und Schall Gerechtigkeit widerfahren ließ, und im Gegenſatz der Regierung ſich ernſt und ſtreng für ſeine eigene Meinung ohne Rückſicht auf frühere Entſcheidungen erklärte.

Aber nun zeigten ſich Gewitterwolken im Süden, welche das ganze Gebäude, von den Tataren mit ſolcher Mühe aufgeführt, durch krachenden Donner und feurige Blitze vernichten zu wollen ſchienen. — Nachdem Wuſankuei ſo treulos an ſeinen Verwandten gehandelt, und daher hoffte daß die Tataren ihm großen Lohn verleihen würden, fand er ſich in ſeinen Erwartungen betrogen; denn der Hof war der Meinung daß er, nachdem er die Mantſchuren ins Land gerufen, auch das Seinige zur Erhaltung ihrer Macht beitragen müſſe. Es war alſo Pflicht dem Empörer zu widerſtehen und dem böſen Handel ein Ende zu machen; ob Blut an ſeinen Händen war oder nicht, darum bekümmerte er ſich nicht. Der Prinz kam daher zu dem Reſultat, ein gutes Heer im Sold zu halten, ſich damit in der Zeit der Noth zu wehren und durch den Beſitz desſelben den Mantſchuren immer Ehrfurcht einzuflößen. Von ſeiner wohlgeordneten Armee, bei der er ſich früh und ſpät befand um die Achtung der Soldaten zu gewinnen, hörte man ſehr bald zu Peking. Man konnte wohl nicht ſogleich daraus Argwohn ſchöpfen, lud aber den alten Mann nach der Hauptſtadt ein, um dort ſeinem neuen Lehnsherrn Kanghi die gewöhnliche Huldigung darzubringen. Inzwiſchen hatte ſein älteſter Sohn, welcher als Geiſel zu Peking zurückgeblieben war, von der Unzufriedenheit des Kaiſers gehört, und gab daher ſeinem Vater Nachricht, durchaus nicht die Hauptſtadt zu beſuchen, weil ihm dort ſehr große Gefahr drohe. Auf die vielen Einladungen erwiederte jedoch Wuſankuei, daß er ſchon zu alt ſey um eine ſolche Reiſe zu unternehmen. Aber der Monarch, welcher wegen der Weigerung nur noch größern Argwohn ſchöpfte, ſandte heimlich zwei vertraute Diener nach Junnan, um dem Statthalter in den ſtärkſten Farben die Folgen ſeines Ungehorſams vorzuſtellen. Wuſankuei hörte ihnen ruhig zu, brach aber bald in Zorn aus, ſagend: iſt dieß der Lohn, welchen mir die Mantſchuren angedeihen laſſen? habe ich ſie nicht ins Land gebracht und iſt dieß die Weiſe mit welcher ſie einen alten Diener in die Schlinge ziehen wollen? Geht hin, ſagt eurem Herrn, daß ich ſeinem

Willen gehorſame und ihm mit 80,000 Mann einen Beſuch abſtatten werde. Das Wort war kaum aus ſeinem Munde, als auch ſchon der Befehl zum Marſche der Armee gegeben wurde, und die Hofſchranzen ſelbſt waren Augenzeugen von der Hurtigkeit des ſchon am Stabe gebückten Statthalters.

Sein Sohn zu Peking, welcher die Mantſchuren verabſcheute, erhielt am erſten von dieſer Begebenheit Nachricht. Seinen Vater mit aller Macht in dieſem gewagten Unternehmen zu unterſtützen war ſeine erſte Sorge. In ſeinem Bereiche lag der Hof der Barbaren; dieſen wollte er zu Grunde richten und dann wieder die vaterländiſchen Fahnen auf die Mauern Pekings ſtecken. Er war ein Jüngling von großer Geiſteskraft, von kindlicher Liebe entflammt, der gern Leib und Leben für China wagte, und darum auch Tag und Nacht beſchäftigt eine Verſchwörung in Peking anzuzetteln und den tatariſchen Großen einen gewiſſen Untergang zu bereiten. Hiezu ſchien ihm Niemand mehr geeignet als die Sklaven, welche die Mantſchuren in großer Menge während des Krieges zuſammengebracht, ſie mit großer Härte behandelt, und wie Vieh an einander verhandelt hatten. Natürlich waren Leute dieſer Art zu jeder That bereit, welche ihnen Freiheit und Beſſerung ihrer Umſtände verſprach; überdieß wollten ſie an ihren grauſamen Herren Rache nehmen. Viele Tauſende kamen daher überein, blutige Wiedervergeltung den Tataren widerfahren zu laſſen; jeder wollte ſeinen Mann in einer feſtgeſetzten Nacht tödten, während ein ziemlich rüſtiger Haufe bereit ſtand, über die Wache am Palaſte herzufallen und den Monarchen ſowohl als die kaiſerliche Familie entweder zu ermorden oder gefangen zu nehmen. Obgleich zehntauſend Menſchen um dieſes ſchreckliche Geheimniß wußten, verrieth es Niemand; denn die Erbitterung gegen die Unterdrücker war zu groß. Schon war der Tag angebrochen, ſchon hatte ſich der Abend genähert, ſchon deckte die Nacht mit ihren Fittigen die Erde; einige wenige Stunden ſpäter, wenn alle Mantſchuren im Schlafe begraben lagen, ſollte die fürchterliche That vollführt werden. Der Sohn des Wuſankuei jauchzte daß nun der Augenblick gekommen ſey, wo er etwas zur Ausführung bringen könne, wofür die Nachwelt ihm Dank ſagen und ſein Name in der Geſchichte glänzen werde. Während er mit dieſen hohen Erwartungen ſich zufrieden ſtellte, ſchlich ſich

der Sklave eines Staatsminiſters nach dem Gemache ſeines Herrn. Den ganzen Tag hatte er mit Weinen zugebracht, allein Niemand fragte nach der Urſache. Etwa um neun Uhr warf er ſich ſchluchzend vor das Bett des ermüdeten Hofraths nieder. Dieſer hatte ſeine Leute immer liebreich behandelt, daher waren ſie ihm auf Leben und Tod ergeben; nun aber erheiſchte es ihre Pflicht daß ſie dem Wohlthäter den Dolchſtoß geben ſollten. Nachdem der Sklave vor zu großer Rührung nicht länger weinen konnte, fragte ihn endlich der Staatsmann um die Urſache ſeines Leidens. Da verrieth jener die ganze Verſchwörung, und ſetzte noch hinzu daß die Stunde zur Ausführung ſchon herannahe. Der Große, voll Erſtaunen, ſchwang ſich ſogleich aufs Pferd und ritt mit ſeinem Knechte nach dem Palaſte. Dort wollten ihn die Garden nicht durchlaſſen, denn es war ſchon ſehr ſpät. Allein der Miniſter beſtand darauf, drohte ihnen mit großen Strafen und wurde endlich eingelaſſen. Es war ihm etwas Leichtes das kaiſerliche Zimmer zu erreichen, denn der Monarch ſchlief ohne Wache ſorglos und ohne Furcht. Als er ſeinen Diener mit dem Sklaven unangemeldet hereintreten ſah, ſtand er ſogleich auf, hörte ruhig die Erzählung des Leibeigenen an, fragte dann den Staatsmann was er ihm zu thun rathe, und kaum war eine halbe Viertelſtunde vorüber, als die Wachen ſchon verdoppelt, die Befehle zur Gefangennehmung der Verſchworenen gegeben und die acht Fahnen der Mantſchuren unter den Waffen waren. Jedermann war über den rüſtigen Jüngling erſtaunt; denn er zeigte nicht die geringſte Beſtürzung, und handelte mit derſelben Beſonnenheit, als ob er auf der Parade geweſen. Am folgenden Morgen wurde das Todesurtheil über die Schuldigen ausgeſprochen. Der Kaiſer war milde und wünſchte durchaus nicht der That eines Einzigen einen nationalen Anſtrich zu geben. Daher wurden nur der Sohn des Wuſankuei mit wenigen Genoſſen zum Tode verurtheilt; hinſichtlich der übrigen drückte man die Augen zu, und ließ ihnen Gelegenheit ſich durch die Flucht zu retten.

Kaum war dieß Feuer gedämpft, als auch ſchon die Nachricht vom Abfalle der ſüdlichen Provinzen zu Peking ankam. Die chineſiſchen Mandarine freuten ſich innigſt daß es noch einen Helden in ihrer Mitte gab, und ſobald ſie von den Entſchluſſe des Wuſankuei hörten, ſchnitten ſie ſich den Zopf ab und riefen

den alten Helden zum Kaiſer aus. So war in wenigen Wochen der größte Theil des ſüdlichen China verloren gegangen, Courier folgte auf Courier, um den ſiegreichen Einzug der chineſiſchen Truppen in die Provincialſtädte zu melden und den Abfall des ganzen Volkes von den Tataren zu beſchreiben.

Am ganzen Hofe blieb nur Einer ungerührt; dieß war der Jüngling Kanghi, welcher nun beinahe ſein zwanzigſtes Jahr erreicht hatte; alle übrigen Staatsmänner gaben die Mantſchuren-Herrſchaft als hoffnungslos auf. Als man noch zauderte und ſich berathſchlagte, wie man Truppen nach den rebelliſchen Provinzen ſenden ſollte, lief die Nachricht ein daß die Mongolen im Norden einig geworden wären das Mantſchuren-Reich über den Haufen zu werfen. Dieß war ein Schlag, welcher alle nachherigen Unternehmungen gegen die Chineſen lähmte, nur Kanghi blieb kaltblütig, und nahm von dieſem Augenblick an die ganze Kriegsverwaltung ſelbſt in die Hände, ohne ſich mit ſeinen Miniſtern zu berathen. Wie man mit Recht an Karl dem XII. ſeine unerſchrockene Tapferkeit unter den größten Gefahren rühmt, ſo muß man an Kanghi die Staatsklugheit bewundern.

Die Mongolen hatten ſehr häufig Geſandtſchaften nach Peking abgeordnet, und ihre Botſchafter berichteten daß die Beſatzungen gering ſeyen und die Hauptſtadt auf den erſten Schwertſchlag ſich ergeben würde. Dieſe Verſicherung wurde ſo oft wiederholt daß der mächtigſte Mongolenfürſt, Satſchar, endlich auf den Gedanken gerieth, die Macht ſeiner Vorfahren auf den Ruinen des Mantſchuren-Reiches wiederherzuſtellen. Dieſe Anſicht theilte er den andern Häuptern mit, und alle die am chineſiſchen Hofe geweſen, waren gewiß daß dieß etwas ſehr Leichtes ſey. So machte man einen ſehr großen Bund zu dieſem Ende, und harrte der Zeit in welcher man unverſehens über die Tataren herfallen könnte. Das Unternehmen war großartig, die zu machende Beute unermeßlich, und die verhungerten Mongolen hatten nichts anderes in ihren Steppen zu thun als ſich nach Raub umzuſehen. Satſchar galt daher als Vaterlandsfreund, dem ſie auf Leben und Tod in allen Gefahren zu folgen bereit waren.

Wie heimlich man auch zu Werke gegangen, ſo war Kanghi dennoch von dem ganzen Anſchlage aufs beſte unterrichtet. Noch fehlten einige Monate, ehe es zum Ausbruch kommen ſollte, denn

die Horden mußten von den entfernteſten Plätzen der Wüſte zuſammengerufen werden, als der Kaiſer ſchon heimlich ein ſehr bedeutendes Herr mit der größten Stille in die Wüſte von Liaotong aus einmarſchiren ließ. Satſchar war auf ſolche Entſchloſſenheit nicht gefaßt, wagte jedoch mit den Mantſchuren eine Schlacht. Dieſe hatten ihr Heer durch einen Theil der Beſatzung von Peking vermehrt und erhielten einen vollſtändigen Sieg über die Unruheſtifter. Satſchar ſelbſt mit ſeiner ganzen Familie wurde gefangen und bekannte ſeine verwegenen Entſchlüſſe. Kanghi ſchrieb dann an die Häuptlinge aller Horden, die ſich mit den Aufrührern verbunden, zeigte wie er von ihrem Vorhaben ſehr wohl wiſſe, ihnen zugleich eine allgemeine Amneſtie ankündigend mit der Warnung daß, wenn ſo etwas wieder geſchähe, er die fürchterlichſte Rache nehmen würde. Damit war dieſe Empörung beendet, und die Mongolen zitterten in den entfernteſten Steppen vor der Hand eines ſo rüſtigen Kaiſers.

Mit Wuſankuei hatten ſich der Vicekönig von Canton und Fokien, und der Sohn des Kokſing verbunden; dieſer war kurze Zeit vorher geſtorben, Tſchingtſchingwai hatte ſich gleich für den letzten Sprößling des Minghauſes erklärt. Hätten dieſe drei ernſtlich ihre Streitkräfte vereinigt, ſo würden die Tataren ſehr bald aus China vertrieben worden ſeyn. Alle drei aber waren Kleingeiſter, welche ſich mit Nebenſachen aufhielten, während die wichtigſten Angelegenheiten des Staats und ihre eigene Freiheit verloren gingen.

Der König von Formoſa und der Statthalter von Fokien geriethen ſehr bald in ſehr ernſten Streit über ihren Vorrang. Da ſich dieß nicht durch Briefe feſtſetzen ließ, ſo begegneten ſich die Flotten beider, welche zum Anfall auf die Tataren beſtimmt waren, und das Heer von Fokien erlitt in drei entſchiedenen Treffen eine gänzliche Niederlage. Dadurch wurde beider Seemacht vernichtet, denn der Verluſt der Sieger war auch ſehr bedeutend, und Niemand unternahm etwas gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Endlich hörte der Vicekönig vom Anmarſche der Tataren, die er ſehr leicht in den Engpäſſen hätte aufhalten können; allein nicht ein einziger Soldat war unter Waffen. Da die Mantſchuren nun immer näher und näher kamen, befahl er allen ſeinen Untergebenen ſich den Zopf wieder wachſen zu laſſen, und

er ſelbſt unterzog ſich der Tonſur. Als nun der Feind nach Futſchéu gekommen, erklärte er ſeine Unterwürfigkeit und wurde wieder von dem General in ſeine alten Ehrenſtellen eingeſetzt. Zugleich aber ließ man eine bedeutende Beſatzung in der Hauptſtadt; der Anführer derſelben theilte die oberſte Macht mit dem Statthalter, dem der Befehl über die Truppen gänzlich entzogen wurde. Zu ſpät bereute der ehrgeizige Herr daß er ſich durch eitlen Wahn wieder in die Hände der Tataren habe ziehen laſſen, allein es war ſchon zu ſpät.

Gleichzeitig mit dieſem Ereigniſſe hatte der Statthalter von Canton ein ſehr bedeutendes Heer dem Wuſankuei zur Hülfe geſchickt. Da nun die Armee ſiegreich war, ſo ſtritt er ſich mit dem neuen Herrſcher über die Ehrenſtelle, welche er an ſeinem Hofe bekleiden ſollte. Der unkluge Wuſankuei bot ihm dieſelben Aemter an welche er unter den Tataren bekleidet, worüber der Statthalter ſehr entrüſtet war. Nach langen Unterhandlungen, während deren er nicht den geringſten Schritt zur Behauptung ſeiner Würde that, entſchloß ſich der wankelmüthige Herr wieder zu den Tataren überzugehen. Ohne auch nur zu warten bis ſie ihm einen Beſuch abſtatteten, ſchrieb er nach Peking daß er bitter ſeine Abtrünnigkeit bereue und den Hof um Vergebung bitte. Dieſe wurde ihm auch ſogleich zugeſtanden; er empfing den Tataren-General mit langem Zopfe zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit, erhielt Vergeſſenheit ſeiner begangenen Fehler, wurde aber durch eine ſtarke Mantſchuren-Beſatzung fortan in ſeiner Macht äußerſt beſchränkt. — Drei Helden waren daher ſchon vom Schauplatz abgetreten, und es blieb nun noch der einzige Wuſankuei übrig.

Sein Heer war ſo beträchtlich daß es Kanghi für nothwendig hielt durchaus keine Schlacht zu wagen, ſondern nur vertheidigungsweiſe zu verfahren. So zog ſich der Krieg bedeutend in die Länge, bis der alte Heerführer hörte daß ihn alle ſeine Verbündeten verlaſſen. Dieſe Nachricht ging ihm durch Mark und Bein; denn ſolche Treuloſigkeit hatte er nicht von ſeinen Landsleuten erwartet. Nun aber ſah er ſich genöthigt langſam zurückzumarſchiren, in welchem Vorhaben ihn die Mantſchuren nicht ſtörten. Als er aber wieder in Junnan angekommen und alle ſeine Träume der Obermacht vereitelt ſah, verzehrte Kummer

das Herz des Greiſen. Er fiel auf das Siechbett, und ſeine Tage ſchwanden dahin unter Schmerzen der Erinnerung der Vergangenheit. Er war alt und wohlbetagt, und als er ſein Ende herannahen ſah, rief er alle Großen zuſammen, ſtellte ihnen ſeinen Sohn, welcher noch ein Kind war, zum Nachfolger vor, und als ſie alle den Eid der Treue geſchworen, gab er ſeinen Geiſt auf. Der Charakter dieſes Mannes iſt außerordentlicher Art. Zu gewiſſer Zeit beſaß er eine nie zu ermüdende Thatenkraft; dann rührte er ſich nicht viele Jahre lang, und plötzlich erſchien er wieder als der Verfechter der vaterländiſchen Freiheit. Er war abwechſelnd Freund und Feind der Tataren, treu und treulos ſeinen Landsleuten, ſtark und ſchwach, gerade wie ſeine Laune es wollte. Mit ihm ſtarb die letzte Hoffnung der Chineſen.

In Sſetſchuen war die Macht der Chineſen noch ſehr bedeutend. Da dieß ein gebirgiges Land iſt, wagten die Mantſchuren keine Hauptſchlacht, und die Patrioten blieben im Beſitz der ſtärkſten Feſtungen. Nun aber hörte man vom Tode des Fürſten, und die Armee der Inſurgenten zerſtreute ſich in ſehr kurzer Zeit. Die Mantſchuren marſchirten daher gerade auf Junnan los und belagerten die Hauptſtadt. Lange hielt ſich der junge Prinz und ſeine Officiere fochten mit Verzweiflung. Ohne Zweifel würde die tatariſche Armee vor den Mauern aufgerieben worden ſeyn durch Seuchen und Mangel, wenn der junge Wuſankuei nicht den Muth verloren hätte. In einem Aufalle von Schwermuth erklärte er daß alle Anſtrengungen vergeblich ſeyen und nur größeres Elend über die Nation brächten. Daher erhängte er ſich in ſeinem eigenen Zimmer, und da man bisher nur zur Erhaltung ſeiner eigenen Macht geſtritten, ſo capitulirten die Mandarine augenblicklich nach ſeinem Tode. Die Rache, welche die Tataren an dieſer unglücklichen Stadt nahmen, war fürchterlich. Alle Glieder der Familie des Wuſankuei wurden mit ſeinen eigenen Gebeinen nach Peking gebracht. Der freundliche und leutſelige Kanghi war durch den Erfolg ſeiner Waffen in einen Tyrannen verwandelt worden. Die Verwandten des Prinzen wurden ohne Ausnahme aufs ſchmählichſte hingerichtet, und damit nicht zufrieden, ließ der Kaiſer ſeine Knochen zu Aſche verbrennen und ſtreute dieſe den vier Winden zu, um ſie in jede Richtung zu tragen. — Dieß war unedel und tatariſch.

Der Vicekönig von Canton hatte ſich unterdeſſen in allen ſeinen Ehrenſtellen befeſtigt. Er war ein großer Freund der Europäer und trieb einen bedeutenden Handel mit den Spaniern und andern Nationen, wodurch er ſich nicht nur bereicherte, ſondern auch ziemlich an Macht und Einfluß gewann. Kanghi verbot ihm dieſen Verkehr, nicht weil er mit den Fremden nicht zufrieden war, ſondern weil er wegen ſeines Dieners Argwohn ſchöpfte. Dieſer kümmerte ſich aber darum nicht, und unterhielt ungeachtet des tatariſchen Gegengewichts eine große Anzahl von Truppen. Nun brach ein Aufſtand in Kuangſi unter den Bergbewohnern aus, und Kanghi befahl ihm, mit ſeinem ganzen Heere über die Abtrünnigen herzufallen. Er aber zögerte und ſandte endlich nur ein kleines Corps dorthin, während er ſelbſt nach Canton zurückkehrte. Dieß iſt Staatsverrath, rief Kanghi aus, ein ſolcher Mann darf nicht länger unter mir die Provinz verwalten. Sogleich fertigte er zwei ſeiner getreueſten Hofleute mit der ſeidenen Schnur ab; gebt dieſe, ſprach er, dem Statthalter, und ſagt ihm daß er in eurer Gegenwart davon Gebrauch machen ſolle. Die Abgeſandten waren ſehr verſchmitzte Diener und richteten es ſo ein daß ſie Abends ſehr ſpät Canton erreichten. Um Mitternacht gingen ſie zum Mantſchuren-General, welchen ſie mit dem Auftrage ihres Herrn bekannt machten. Dieſer hatte ſchon den Palaſt des Statthalters, ehe der Tag noch graute, mit ſeinen Tataren beſetzt. Behende ſtiegen nun die Boten zu dem Schlafgemache des Großen hinauf und weckten ihn aus dem Schlummer. Kaum hatte er ſeine Augen geöffnet, ſo hielten ſie ihm den kaiſerlichen Befehl vor. Er las denſelben mit der größten Ruhe, zog dann ſeine Staatskleider an und erhängte ſich im Audienzſaale; ohne auch nur eine Klage laut werden zu laſſen. Dieß war der Mantſchuren-Lohn für ſeine Anhänglichkeit und Treue, als noch kein einflußreicher Mann ihren Fahnen ſich geweiht. Dem Kanghi gereicht dieſe That zur ewigen Schande. Allein er war nicht der einzige welcher mit ſeinem Leben büßte. Nicht weniger als ein hundert Officiere wurden von denſelben Botſchaftern hingerichtet, weil ſie eine Vorliebe für ihren verſtorbenen Herrn gezeigt. Mit Blut befleckt kehrten ſie nun nach Hauſe zurück, um den Hof durch ihre Schandthat in Entzücken zu ſetzen.

Digitized by Google

Viel tragiſcher erging es jedoch dem Prinzen von Fokien, der ein ſehr beſchränkter Mann war. Nachdem er ſeinen Entſchluß den Tataren immer treu zu bleiben bekannt gemacht, warfen ihm die Mandarine welche man vom Hofe aus ihm beigeſellt, beſtändig vor, daß er früher untreu geweſen. Darüber wurde er mürriſch und oft ſehr unzufrieden mit ſeinen Umgebungen, welche es denn auch durch ſchmähliche Strafen zu entgelten hatten. Kanghi, der ihm vergeben, traute ihm nicht und daher berief er ihn nach dem Hofe. Es war nicht mehr die Zeit eine ſolche Aufforderung zu verweigern. Dort angekommen, wurde er ſogleich gefangen genommen, ohne weiters in Stücke gehauen und ſein Fleiſch den Hunden zur Speiſe gegeben. Als Kanghi dieß Todesurtheil unterſchrieb (1681), war er nicht länger der großen Verdienſte eingedenk, welche dieſer Staatsmann erworben. Alles mußte vor ſeiner Eiferſucht fallen und er ſchonte kein Menſchenleben, deſſen Vernichtung er zur Erhaltung ſeiner Macht nöthig glaubte. Der Jüngling welcher groß im Unglück geweſen, war ſehr nichtswürdig im Glück.

Als Wuſankuei ſtarb, war ein großes Erdbeben zu Peking, welches wie man glaubt etwa 400,000 Menſchen das Leben koſtete. Die Stöße dauerten drei Monate lang zu verſchiedenen Zeiten fort, ſo daß ein großer Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Dasſelbe Unglück traf auch Tongtſchéu, einen Ort am Ende des großen Canals, wo beinahe 30,000 Einwohner umkamen. Kanghi zeigte ſich hier als Menſch; er zog mit ſeinem ganzen Heere von Mantſchuren aus den Stadtmauern, hielt ſich eine geraume Zeit im freien Felde auf und behandelte mit väterlicher Liebe und Fürſorge die leidenden Unterthanen. Bei ſolchen Gelegenheiten hatte das Geld für ihn keinen Werth, und er war Tag und Nacht beſchäftigt entweder die Leichname zu begraben oder den Hungernden Speiſe zu verſchaffen. Kaum hatte er ſich wieder in ſein Schloß begeben, als dieſes niederbrannte und alle Kleinodien des Reiches ein Raub der Flammen wurden. Dieſe Prüfungen drückten ſeinen Geiſt ſehr danieder. Als er einmal auf die Jagd ging, kam er unverſehens beim Grabe des letzten Ming-Kaiſers an. Er fühlte hier die Vergänglichkeit und Eitelkeit aller menſchlichen Dinge im höchſten Grade und warf ſich ſchluchzend vor das Mauſoleum

mit dem Ausruf nieder: „wir Mantſchuren bereiteten dir nicht den Tod." Dergleichen Regungen gingen aber ſchnell vorüber, und die Tataren-Natur behauptete ſehr bald wieder ihre Rechte.

Kanghi hatte ſo ziemlich die Geſchichte China's ſtudirt. Er wußte gar wohl daß das Volk ſehr leicht im Zügel zu halten ſey, und der große Erfolg ſeiner Bemühungen gab ihm die größten Hoffnungen, daß keine bedeutende Rebellion mehr ausbrechen werde, die nicht durch einige Regimenter Mantſchuren ſehr bald unterdrückt werden könnte. Dagegen herrſchte im Norden ein Feind, welcher dem Lande fortwährend fürchterlich geweſen war, und deſſen Raubſucht durch die Eroberungen der Mantſchuren äußerſt geſchärft worden war. Seine ganze Aufmerkſamkeit auf jenes Land zu verwenden war nun der Hauptzweck des thätigen Kaiſers. Dazu wurde er nicht allein durch die letzte Verſchwörung aufgefordert, ſondern auch durch häufige Räubereien veranlaßt. Uebrigens ſchienen dem Kanghi einige Häuptlinge zu mächtig; ein Chan hatte die Ruſſen zu Hülfe gerufen, was überdieß ſehr gefährliche Folgen haben konnte. Kanghi kam daher zu dem Entſchluſſe ſie alle zu ſeinen Lehnsleuten zu machen, ſie durch Geſchenke und Heirathen feſt an China zu knüpfen und überdieß ſein Anſehen ſo zu vergrößern, daß ein bloßes Wort genug ſey um den Widerſpänſtigſten zur Pflicht zurückzubringen. Das Unternehmen war großartig wie alle die Thaten dieſes Kaiſers, und die Schwierigkeiten ſchienen beinahe unüberwindlich.

Im Weſten der Steppe hatten die Kalmüken (Eleuten, wie ſie ſich ſelbſt nennen) ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Ueber ſie herrſchten verſchiedene Brüder ziemlich friedlich, bis einer derſelben an den Hof nach Tibet geſandt wurde, um dort eine gewiſſe Stufe der Heiligkeit zu erreichen. Er war ein ſehr ehrgeiziger Jüngling und hoffte ſelbſt einmal Dalai Lama zu werden, um die höchſte Achtung welche man Sterblichen zollte zu empfangen und ſich zugleich der ungeheuren Schätze Laſſa's zu bemächtigen. Ob es Eiferſucht oder ein Anfall von Zorn geweſen, welcher ihn bewog einen Brudermord zu begehen, konnte nie ausgemacht werden. Seit dieſem Augenblick aber verließ er die heilige Stadt, kehrte zu ſeiner Horde zurück und erhielt nach langen Cabalen den Rang eines Fürſten oder Kaldan. Die Anzahl ſeiner Untergebenen war ſehr groß; alle hatten viel zu

gewinnen und nichts zu verlieren; um ſich daher berühmt zu machen, beſtand der Kaldan darauf, mit ihnen auf Abenteuer auszugehen. Dazu waren ſeine Leute auch bereit und willig; denn außer ihren Heerden beſaßen ſie nur ihre Waffen und ſie waren lüſtern nach Beute. Der Fürſt wußte wohl daß unter den Nomaden ſehr wenig zu plündern ſey, denn dieſe waren ſehr arm; daher richtete er ſeine Hauptabſicht auf China. Eingedenk jedoch der Niederlage welche die Mongolen erlitten, wollte er ſich nicht in die Gefahr ſtürzen, ſondern gab vor daß er mit den Stämmen in Kokonor ſehr ernſtliche Streitigkeiten zu ſchlichten habe; er machte daher verſchiedene Züge in jene Gegenden um den Anſchein zu geben daß er entſchloſſen ſey ſich dort niederzulaſſen. Sein Volk blendete er durch ſeine Heiligkeit; denn er war ja ſelbſt zu Laſſa unterrichtet worden und hatte verſchiedene Stufen des höhern Lebens ſchon erlangt, und es fehlte äußerſt wenig um ſelbſt durch ſeine Herzensreinheit Dalai Lama zu werden. Um nähere Kunde über China einzuziehen ſandte er mehrere Geſandte und Spione aus, welche jedoch nicht mit Beglaubigungsbriefen verſehen waren, ſo daß er ihre Miſſion leicht verläugnen konnte. Dieſe Boten waren gewöhnlich ſehr liſtige Mohammedaner, welche außerordentliche Erzählungen von ihren Abenteuern machten und dadurch ſelbſt die verſchmitzten Chineſen überliſteten.

Kanghi war ein ſcharfer Beobachter; da er ſchon früher ſehr großen Gewinn von den Kundſchaftern geerntet, welche unter den Mongolen verbreitet waren, ſo achtete er es der Mühe werth dasſelbe Syſtem auch bei den Kalmüken in Anwendung zu bringen. Seine Spione berichteten auch ſehr bald, daß der Kaldan durch Liſt und Herrſchſucht ſich außerordentlich gefürchtet gemacht habe, daß er aber außerdem nicht große Anhänglichkeit unter ſeinen Leuten finde und, da überdieß das Heer über ſo ausgebreitete Steppen verbreitet, ſeine ganze Kraft in den Ebenen verſplitert ſey. Damit war aber der Kaiſer nicht zufrieden, er wünſchte eine mehr gegründete Kenntniß von ſeinem Gegner zu haben und ſandte daher eine herrliche Geſandtſchaft mit Beute beladen nach dem Hauptquartier des Kaldan ab um alles über ſeine Umſtände auszuforſchen. Dieſer ergründete die Abſicht des Monarchen ſehr bald und empfing den Miniſter mit den höchſten Ehrenbezeugungen. Feſte folgten auf Feſte, alles was der menſchliche

Verſtand an Beweiſen der Hochachtung erfinden konnte, wurde auch hier gezeigt. Die Botſchafter ſahen ſich beſtändig mit Ehrengarden umringt, alle ihre Wünſche wurden augenblicklich befriedigt; allein man ließ ſie nicht das Land auskundſchaften. Nachdem ſie eine geraume Zeit dort verlebt und ſich ſehr viel Mühe gegeben um den Kaldan zu ergründen, kehrten die Chineſen unwiſſend und unbekannt mit den Umſtänden der liſtigen Kalmüken nach Peking zurück.

Kanghi war ſehr unzufrieden mit dieſer mißlungenen Sendung; um einen mächtigen Feind dem Kaldan in den Wüſten entgegenzuſtellen, bewog er die kleinen Fürſten der Kalkas-Mongolen ein Schutz- und Trutzbündniß unter einander zu ſchließen, das Kanghi nicht allein höchlich rühmte, ſondern auch mit Muth und Kraft zu vertheidigen verſprach. Der Kaldan hatte kaum die Nachricht vernommen, als er auch ſchon Zwietracht zu ſäen ſich bemühte und den Mongolen zu verſtehen gab, daß ſie als ein freies Volk, welches einſt über China geherrſcht, ſich einen Herrn gegeben hätten. Er ließ es dabei nicht an Geſchenken und Verſprechungen fehlen, ſo daß die Geſandtſchaft, welche Kanghi kurz vorher an die Fürſten entſendet, ſehr bald vergeſſen wurde. Er knüpfte dagegen ein Bündniß mit einigen der Häuptlinge an; da dieß die Eiferſucht der Alliirten erregte, ſo fielen ihn zwei der Fürſten wild an und tödteten ſelbſt ſeinen Bruder. Dieß war es gerade was der Kaldan gewünſcht hatte. Mit ſeinem wackern Heere vorrückend, ſprach er laut von der Rache welche er zu nehmen im Begriffe ſtand. Er knüpfte im Geheimen einen Bund mit den Ruſſen an und fiel mit Tigerwuth über die feindlichen Kalkas her. Dieſe, anſtatt ſich vereint zu vertheidigen und den kühnen Feind zurückzuſchlagen, ſuchten ihre eigene Rettung in der Flucht mit Zurücklaſſung ihrer Heerden und aller übrigen Lebensbedürfniſſe. Innerhalb ſehr kurzer Zeit wimmelten die Gränzen China's von dieſen Flüchtlingen, welche ganz verhungert das kaiſerliche Gebiet erreichten. Zu ſolchem Unweſen konnte Kanghi natürlich nicht ſchweigen. Er verſuchte ſowohl durch Geſandtſchaften als durch ein zahlreiches Heer das Herz des Kaldan zu erweichen. Dieſer dagegen klagte über die ſchändliche Behandlung ſeiner Unterthanen welche als Kaufleute das chineſiſche Gebiet beſuchten, und verſicherte dem

Kaiſer, daß die Kalkas ihn zuerſt angefallen hätten. Nun machte Kanghi ſehr große Waffenrüſtungen, während er ſich anſtellte als ob er nichts als den Frieden bezwecke. Zahlreiche Armeen, durch die Kalkas verſtärkt, zogen durch die Steppen; ſie ſtießen auf des Kaldan muthiges Heer und der Vortrab wurde gänzlich von den Kalmüken geſchlagen. An dieſem Tage erprobte ſich die überwiegende Macht des ungeſtümen Angriffs dieſer Nomaden, welche alle Glieder durchbrachen und triumphirend das ganze Gepäck als Beute davontrugen, nachdem ſie ſelbſt am Anfange zurückgeſchlagen worden waren und zuerſt alles verloren hatten. Dieſe Nachricht wurde ſehr bald nach Peking gebracht; Kanghi ſah die ganze Gefahr mit ſeinem Herrſcherblicke; er wollte aber ſeinen Umgebungen keine Furcht einflößen und kündigte den Hofleuten an daß er geſonnen ſey, ſich mit der Jagd in den Steppen während des Sommers zu beluſtigen. Eine große Armee in Begleitung der vorzüglichſten Miniſter brach daher mit ihrem Herrn auf um ſich in der Kühle der Steppe zu erholen. Nicht lange nachher wurde der Kaiſer unwohl, mußte anhalten und wieder nach China zurückkehren. Unterdeſſen war eine bedeutende Armee unter dem Befehl ſeines Oheims vorgerückt und traf auf die Kalmüken der Steppen. Eine ſehr blutige Schlacht war die Folge, in welcher die Chineſen wie gewöhnlich den Sieg ſich zueigneten. Der Heerführer aber, ein Prinz, war gefallen und ſein Körper wurde zu Aſche verbrannt, um mit großer Pracht und Beileidsbezeugung nach der Hauptſtadt gebracht zu werden. Die Verwandten des Prinzen gingen in der ärmlichſten Kleidung mit fliegenden Haaren der Aſche des Verſtorbenen entgegen und verrichteten dann mit großem Geheul die gebräuchlichen Ceremonien. Kanghi ſandte überdieß zwei ſeiner Söhne der Urne entgegen. Dieſe fielen auf öffentlicher Straße nieder, mit inbrünſtiger Andacht die Ueberbleibſel des Getödteten verehrend, und als der Zug nun vollends zu Peking angelangt, waren die Beweiſe der Hochachtung nur noch ausgezeichneter, und Kanghi ſelbſt wünſchte daran Theil zu nehmen; denn es war ſeine Meinung, daß man den tapfern Vertheidigern des Vaterlandes nie zu hohe Ehre erweiſen könnte.

Nach dieſer Schlacht wurde eine andere geliefert, worüber Kanghi ſehr unzufrieden war; denn ſeine Generale hatten den

Feind nicht vernichtet, wie er ihnen befohlen. Dieß war ohne Zweifel eine Niederlage, für welche jedoch in den chineſiſchen Bülletins ſich kein Name vorfindet. Die Anführer wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt und wären vielleicht mit dem Tode beſtraft worden, wenn nicht der Kaiſer ſelbſt andern Sinnes geworden und die Strafe in eine ſehr bedeutende Geldbuße verwandelt hätte. Ueber den Schaden ſelbſt welchen ſeine Waffen erlitten, herrſchte jedoch tiefes Stillſchweigen; nun fing der Autokrat an ſeine Macht zur Unterwerfung der Kalmüken auf dem gewöhnlichen Wege zu bezweifeln. Erfinderiſch und thätig nahm er bald zu andern Maßregeln ſeine Zuflucht; da aber die Ausführung aufs folgende Jahr verſchoben werden mußte, ſo ſchickte der Monarch dem Kaldan, der einen ſehr demüthigen Brief an ihn geſchrieben, eine geringe Summe Geldes, welche dieſer auch annahm.

Nachdem alles vorbereitet, berief Kanghi einen Reichstag der Kalkas-Fürſten in der Steppe. Wurde jemals Pracht an den Tag gelegt, ſo war es bei dieſer Gelegenheit. Eine ſehr zahlreiche Armee, entweder vom Kaiſer ſelbſt geführt oder von ſeinen Edeln befehligt, zog mit außerordentlichem Prunke aus Peking nach der Wüſte. Dort hatte ein franzöſiſcher Jeſuit, Gerbillon, den Ort des Lagers abgemeſſen; nun wurden die unzählbaren Zelte ſehr bald aufgeſteckt, unter welchen das gelbe kaiſerliche prangte. Kanghi ſelbſt zeichnete ſich durch große Einfachheit aus, vergnügte ſeine Kalkas-Gäſte mit Luſtſpielen, Pferderennen und Ringen, bewies den Prieſtern welche in großer Anzahl herbeigekommen die größte Achtung, und bewirthete die Fürſten aufs herrlichſte. Die drei Chane und der große Lama hatten zuerſt eine Unterredung mit dem Monarchen; nachdem er durch liebreiches Betragen und Schmeicheleien ihre Herzen gewonnen, fand die allgemeine Huldigung der Kalkas-Fürſten ſtatt. Bei dieſer Gelegenheit wurden nur die heiligen Lamas vom Kniebeugen und Kopfſtoßen ausgeſchloſſen; die Fürſten dagegen verrichteten treulich die Ceremonie ihrer Unterwerfung und wurden nun als Vaſallen des Reiches betrachtet. Hernach folgte ein herrliches Feſt, wobei alle Lehnsleute zugegen waren und Kanghi ſelbſt durch ſeine Freundlichkeit alle Herzen entzückte. Einige Tage darauf machten auch die Prinzeſſinnen ihre Aufwar-

tung und unter dieſen verſchiedene Nonnen. Die Vaſallen warfen ſich auf ihre Knie nieder um den großen Kaiſer und Lehnsherrn zu ehren; als Kanghi durch ſie hinſchritt, fühlte er ſeinen hohen Beruf; er wäre mehr als Menſch geweſen, hätte er nicht ſeine Erhabenheit blicken laſſen, als die Nachkommen der Verwüſter der Welt und der Eroberer China's ſich vor ihm als bloße Sklaven in den Staub bückten. Das Reich war geſichert ſo lange dieſe Horden treu blieben, und das Uebergewicht welches man auf dieſe Weiſe erhalten, ſchien ein dauerndes zu ſeyn.

Nach Peking zurückgekehrt, ſuchte Kanghi auf alle mögliche Weiſe den Kaldan diplomatiſch zu umſtricken. Er hielt ihm vor, welche Wohlthaten er vom Kaiſer genoſſen, wie ſelbſt die Ueberläufer von ihm wären zurückgeſendet worden, wie er Freundſchaft und Frieden zu erhalten geſucht habe, und wie endlich ſeine Bemühungen fehlgeſchlagen. — Die Stunde wo der Kaiſer das Schwert zu gebrauchen wünſchte, hatte noch nicht geſchlagen, daher wartete er des Augenblickes wo er ihm ſtatt liebreicher Reden eine Antwort aus dem Schlunde der Kanonen ſenden möchte. Der Kaldan ſeinerſeits war auch nicht müßig; mit verſtellter Heuchelei unterwarf er ſich demüthigſt, ſuchte aber Uneinigkeit unter den Mongolen auszuſtreuen, und ſtiftete ſelbſt Ketzereien, um ſich einen mächtigen Anhang zu verſchaffen. Ein anderer ehrgeiziger Geiſt trat nun auch noch auf die Bühne; dieß war der Kalmüken-Häuptling Siwang Raptan, welcher es dem Kaldan an Liſt noch zuvorthat.

Beinahe waren die Hülfsheere hinreichend vorbereitet und der Zorn des Kanghi ſollte hervorbrechen, als die große Gemüthsbewegung ihm ein Fieber verurſachte. Dieß war hartnäckiger Art und wollte keinem chineſiſchen Heilmittel weichen. Darauf heilten ihn drei Jeſuiten mit der Fieberrinde gegen das Anrathen der größten chineſiſchen Doctoren. Allein das Uebel kehrte wieder, die Schmerzen und die Unbehaglichkeit wurden unerträglich, die Fremden boten wieder ihre Hülfsmittel an und wurden zurückgewieſen. Drei chineſiſche Aerzte hielten es fürs beſte, von allen Arzneimitteln abzuſtehen und der Natur ihren freien Lauf zu laſſen um die Richtung der Krankheit zu erforſchen. Aber immer heftiger wurde der Paroxysmus; der Kaiſer erließ endlich eine allgemeine Aufforderung an alle Städte, daß man die er-

probten Heilmittel wider das Fieber ihm zuſchicken möchte; eine Anzahl Kranke, welche mit dieſem Uebel behaftet waren, wurden nach dem Palaſte gebracht, an welchen die Medicin erſt probirt werden ſollte. Da fand ſich denn ein großer Haufe Charlatane uud Quackſalber ein, welche alle ihre hohe Kunſt rühmten; keiner konnte jedoch einem einzigen der zahlreichen Kranken zur Geſundheit verhelfen. So kam nun die Reihe wieder an die Jeſuiten; ſie gaben ihr Heilmittel den ärgſten Patienten und dieſe wurden ſehr bald hergeſtellt. Das war ein Triumph für ſie, und dieß um ſo mehr da die vier erſten Staatsdiener ſelbſt Augenzeugen der Geneſung geweſen. Nun prieſen ſie dem Kanghi die Arznei an; allein der Erbprinz widerrieth den Verſuch mit den ernſteſten Gegenvorſtellungen, und daher wankte der Monarch. Um aber noch einen Verſuch anzuſtellen, ließ er ſeine vier Großen die das Mittel gelobt, die Rinde nehmen. Zwölf Stunden verſtrichen und ihnen widerfuhr nichts Uebles; da glaubte denn auch Kanghi, daß er es wagen dürfe dasſelbe Mittel zu ſich zu nehmen. Er that es mit zitternder Hand, rührte ſelbſt das Pulver in etwas Wein ein, trank es, und wurde augenblicklich geſund. Der Triumph der Europäer war vollkommen; in einem Edicte ſchrieb der Kaiſer ihnen die Erhaltung ſeines Lebens zu und bewies im Angeſichte des ganzen Hofes den Miſſionären die größte Ehre. Nachher ſchenkte er den Jeſuiten ſelbſt ein Haus, welches ehedem einem vornehmen mantſchuriſchen Edelmanne angehört hatte, und gab ſelbſt das Geld zur Erbauung einer Kirche her. Kanghi wollte, daß alle Religionsparteien ihre Tempel in der Nähe des Palaſtes haben ſollten; daher machte er Schenkungen an die Lamas, Buddhiſten, Taoiſten und ſpäter ſeine Nachfolger an die griechiſche Kirche, und konnte natürlich den ausgezeichneten Katholiken eine ſolche Gnade nicht verſagen.

Nachdem nun alle Vorbereitungen gemacht, befahl endlich der Kaiſer die Armee in Bewegung zu ſetzen (1696). Es hatte ungeheure Anſtrengungen erfordert, die Menſchenmaſſen welche der Kaiſer für nöthig hielt, zuſammenzubringen. Die Mongolen als Hülfstruppen, die Jäger aus der fernen Mantſchurei von Amur, die ſämmtlichen katariſchen Regimenter der Hauptſtadt und eine große Menge der Chineſen ſollten in drei Abtheilungen in die

Steppe vordringen, um den Kaldan zu überwinden. Gerbillon gibt die ganze Truppenzahl auf 168,730 an, nicht eingerechnet die Sklaven und Diener der Soldaten, welche wie in indiſchen Feldzügen die Heere begleiten und vielleicht dreimal ſo ſtark an Zahl ſind. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich daß dieſe ungeheure Maſſe, wie gewöhnlich in China, nur die Namen ſind, welche man auf die Liſten geſchrieben, und daß vielleicht nicht ein Fünftheil in der Wirklichkeit beſtand. Dieß iſt ſo ganz dem Style der Chineſen gemäß, und wird allgemein jetzt noch gethan.

Dieß war vielleicht die größte Armee, die China je in die Tartarei geſandt; allein Kanghi wollte ſeinen Namen verewigen, und ſchreckliche Rache an den Kalmüken nehmen; daher ließ er es an nichts fehlen, um einen tiefen Eindruck auf ſeine Unterthanen ſowohl als auf ſeine Lehensleute, die Mongolen, zu machen. Erſt opferte er dem Himmel, und ſprach von ſeinen gerechten Sachen in einem langen Gebete, verklagte den Kaldan als einen Treuloſen, und flehte um Rache. Dann ging er in die Walhalla, wo er von ſeinen Vorvätern Abſchied nahm, und nun begann der lange Zug durch die Straßen von Peking, welcher die ganze Hauptſtadt in Bewegung und Verwunderung ſetzte. Ungeachtet der ziemlich guten Ordnung wurden die Wagen bald vernichtet durch die große Maſſen, welche dahin zogen, und man verzweifelte an der Raſchheit des Marſches, wie ihn ſich Kanghi vorgeſtellt hatte. Man mußte zu verſchiedenenmalen Halt machen, und verlor deßhalb viele Zeit. Für Brunnen und Quellen am Wege war geſorgt, und obgleich es ſchon Frühjahr war, ſo fiel dennoch zuweilen während der Nacht Schnee, ſo daß die Heere ſehr leicht ihren Durſt löſchen konnten. Dagegen wurden die Wege ſehr ſchlecht, und es koſtete ungeheure Anſtrengungen, um auch nur drei bis vier Meilen des Tages zurückzulegen. Ueberdieß ſtarben Pferde und Kamele aus Mangel an Futter, und ſelbſt das Heer, welches kaum ſechs Wochen marſchirt hatte, erhielt ſehr ſpärlich ſeine Mundbedürfniſſe. Kanghi fühlte dieſe Unfälle ſehr tief, allein zurückgehen konnte er nun einmal nicht, und daher ſuchte er durch Heiterkeit die Sorgen ſeiner Soldaten zu verſcheuchen. Drei Europäer wichen ihm nie von der Seite, und in den Augenblicken der Muße pflegte der Monarch ein mathematiſches Problem zu löſen, oder über die

Anordnungen der Armee des Weſtens ſich zu unterhalten. Dann ging er auch, ſobald man in die Nähe eines Fluſſes gekommen, auf den Fiſchfang und vertrieb dergeſtalt ſeine Zeit auf die angenehmſte Weiſe. Zugleich aber ſuchte er den Kaldan zum Frieden zu bewegen. Dieſer war ſeinerſeits immer höflich, und zeigte ſeine äußerſte Bereitwilligkeit die Unterhandlungen fortzuſetzen, betrachtete aber die chineſiſchen Geſandten für nichts anderes als Spione, und behandelte ſie mit großer Härte. Schon vor dieſem Feldzuge hatte er einen berühmten Miniſter unverhofft auf ſeiner Reiſe überfallen und ihn mit ſeinem ganzen Gefolge ermorden laſſen. Später ſperrte er einen andern Botſchafter in einem ſehr engen Thale ein und ſandte ihn nachher unverrichteter Sache, halbverhungert auf die ſchmählichſte Weiſe zu ſeinem Herrn zurück. Einer der mongoliſchen Häuptlinge kam nun ins Lager des Kanghi, erzählte ihm, wie er den Kaldan geſehen, der ihn ernſtlich erſucht zu ihm überzugehen, und ihn verſichert daß über 30,000 Ruſſen ihm zur Hülfe kommen würden, um damit nach Peking zu marſchiren, das Land zu erobern und unter ſich zu vertheilen. Der Kaiſer hörte dieſem Geſpräche ſehr ruhig zu und ſchickte nun einen geheimen Boten ab, um dem Kaldan eine Prinzeſſin zur Gattin anzubieten, wenn er ſich willig in den Frieden fügen wollte. Dazu kamen nachher auch Geſchenke und endlich eine Einladung in ſein Lager zu kommen, wo man ſich freundlich über alle Bedingungen unterreden könnte. Zu allen dieſen Anerbietungen gab der Kalmüke ſeine Zuſtimmung, zauderte jedoch von Tag zu Tage. Wäre er ein kluger General geweſen, ſo würde er den Kaiſer ſehr weit in die Wüſte gelockt und ſo ohne Schwertſchlag ihn durch Hunger vernichtet haben. Anſtatt deſſen hielt er ſich am Fluſſe Kerlon auf. Dort fiel unerwartet der Vortrab der Kaiſerlichen über ihn her, erſchlug, wie der General dieſes Vortrabs berichtete, etwa 2000 Mann, und jagte das ganze kalmükiſche Heer in die Flucht. Man erbeutete eine ſehr große Anzahl Vieh, welches den verhungerten Mantſchuren ſehr zu ſtatten kam, denn ſie hatten lange nichts weiter als ein wenig Reis erhalten, und nun konnten ſie ſich einmal wieder mit einem Hammelbraten ergötzen.

Als die Nachricht dieſes Sieges den Kaiſer erreichte, war er ganz außer ſich vor Freuden. So etwas hatte er nie erwar-

tet; es war ſo unverhofft, ſo erquickend nach den frühern herben Leiden. Der Monarch machte die Kunde mit eigenem Munde bekannt, und opferte im Angeſicht des ganzen Heeres dem Himmel, um ihm für den verliehenen Sieg zu danken. Somit wurde nun ſchnell der Rückzug angetreten; man eilte mit außerordentlicher Schnelle der großen Mauer zu, und der Soldat, welcher ihre Thürme in der Ferne erblickte, hüpfte vor Freuden; denn Tauſende ſeiner Cameraden waren vor Hunger geſtorben und bedeckten mit ihren Gebeinen die Wildniß. Man empfing den Kaiſer im Triumph, denn es war ſehr lange her, ſeitdem man den Landesvater an der Spitze des Heeres geſehen. In Peking herrſchte ſehr große Freude; Kanghi war ſehr beliebt, und das Wohl des Landes lag ihm am Herzen.

So endigte denn ein Feldzug, der ungeheure Anſtrengungen und Koſten erforderte, und dennoch in ſeinen Folgen ſehr unbedeutend war. Wie alles in China durch Proclamation vor ſich geht, ſo fertigte auch bei dieſer Gelegenheit der Kaiſer eine ernſte Warnung an die Stämme in Kokonor ab, ſich durch keine Ueberredungen des Kaldan verleiten zu laſſen, zu ſeiner Partei überzugehen. Nach den amtlichen Berichten war der Fürſt vernichtet, und ein großer Theil ſeiner Unterthanen, welchen man eine Strecke Landes angewieſen, lehnspflichtig geworden; allein in der Wirklichkeit ſchienen dieſelben Cabalen noch in der Wüſte vorzuwalten, welchen der mächtige Kaiſer ſchon ſeit vielen Jahren vorgebeugt. Zwar zogen ſie ſich weiter nach dem Weſten zurück und der Dalai Lama ſelbſt ſowohl als der König von Tibet wurden darein verwickelt. Das Betragen des Kaldan ſelbſt, wie es die Chineſen beſchreiben, war unerklärbar. Kaum von ſeiner Niederlage erholt, ſuchte er wieder Intriguen mit Weibern und entführte die Gemahlin eines Häuptlings, wodurch denn wieder eine blutige Fehde entſtand. Bald darauf irrte er wie ein Glücksritter an den fremden Höfen herum, überall um Beiſtand flehend und nirgends den geringſten erhaltend. Aber dennoch blieb er mächtig und wurde allgemein gefürchtet. Dieß war die Erzählung, welche die Kundſchafter dem Kaiſer Kanghi gaben; in der Wirklichkeit war der Kaldan, welcher dem ganzen chineſiſchen Reiche Trotz bot, kein Abenteurer, ſondern ein verſchlagener, herrſchſüchtiger Mann, welcher von ſeinen Unterthanen wenn

nicht geliebt, dennoch gefürchtet wurde. Von ſeiner Thatkraft gab er ſolche entſcheidende Beweiſe daß Kanghi, welcher ihn ſcheinbar verachtete, in ſeinem Herzen von ſeinem Unternehmungsgeiſte die gefährlichſten Kriege für ſeine Dynaſtie fürchtete.

Daher hatte der Kaiſer auch keine Ruhe in der Hauptſtadt. Alles ekelte ihn an, denn der Kaldan war Tag und Nacht in ſeinem Gemüthe. Er ging daher wieder im folgenden Jahre nach der Wüſte; dießmal aber als Jäger, denn ein tapferer General, welcher früher den Sieg über die Kalmüken erhalten, vertheidigte die Gränzen. Die große Abſicht dieſer Reiſe ſchien zu ſeyn, ſich unter den Mongolen beliebt zu machen; daher verſammelte er überall das Volk, ſprach mit den Fürſten aufs liebreichſte, empfing ihre geringen Geſchenke und gab ihnen dann reichlich Seide, Baumwollenzeuge und Geld. Selbſt Käſe und Butter, welche ihm die Weiber darboten, wollte er nicht abſchlagen. Für Jeden hatte er ein freundliches Wort, eine Ermahnung, einen Zuſpruch, und lange nachher erinnerte man ſich des gütigen Monarchen. Die Jagd ſelbſt wurde auf die großartigſte Art angeſtellt; die Hülfsjäger bildeten ein Heer; eine große Strecke Landes umringend, trieben ſie das Wild auf einen engen Raum zuſammen, wo dann der Monarch es mit eigenen Händen erlegte. Wiewohl raſtlos im Thun und Treiben, fand Kanghi dennoch Zeit für Unterhandlung mit den Europäern, Gerbillon wich ihm nie von der Seite, und Mathematik war der Hauptgegenſtand ſeines Studiums.

So verlebte er denn zwei Jahreszeiten in den Steppen, und machte ſich mit allen Sachen, welche für ihn etwas Anzügliches und Nützliches hatten, bekannt. Die Richtung ſeines Verſtandes war nicht theoretiſch, er wünſchte zu wiſſen, wie die Steppenbewohner lebten, wie man ihren Bedürfniſſen am beſten zuvorkommen, auf welche Art ihre Anhänglichkeit an China für immer verſichert werden könnte, und wie man auf künſtliche diplomatiſche Weiſe das Volk umſtricken möchte, um es ganz dem Willen der Mantſchuren zu unterwerfen. Dieß Syſtem ſtudirte er fleißig, und legte dadurch den Grund zur künftigen Beherrſchung der Mongolen, welche bis auf dieſen Tag fortdauert. Wenn man nun bedenkt, daß dieſe wilden Stämme früher immer mit China im Kriege verwickelt waren, daß weder die

groſse Mauer noch die zahlreichſten Heere ihre Streifereien verhindern konnten, ſo muß man wirklich die Klugheit des Kanghi bewundern, welcher durch bloße Politik bewirkte, was den beſten phyſiſchen Mitteln unmöglich war. Von dem Augenblick an, wo er ſeinen Einfluß ausübte, beſchränkten ſich die Horden auf die ihnen angewieſenen Weideplätze. Viehdiebſtahl war eine ſehr große Seltenheit, und geſchah ſo etwas, ſo wurde es ſogleich beſtraft. Die ganze Wüſte hindurch herrſchte Sicherheit des Lebens und Eigenthums, ſo daß die Karawanen nach allen Gegenden hin ungeſtört zogen, und ein reicher Kaufmann mit vielen Gütern, ſelbſt wenn er mit ſeinen Dienern allein war, nie über Räubereien zu klagen hatte. Wenn man bedenkt, wie ernſtlich ſich die Türken bemühten um in Arabien etwas Aehnliches zu thun, und wie ungeachtet alles Aufwandes und großer Menſchenverluſte die Beduinen ſelbſt die Pilgrime nicht ſchonten, ſo wird man den chineſiſchen Kaiſer noch mehr bewundern, welcher ſolches unter ſehr nachtheiligen Umſtänden, auf dreimal ſo großen Steppen, zur Ausführung brachte.

Dagegen verloren die Mongolen ihre Völkereigenthümlichkeit. Viele ihrer Stämme traten in den Dienſt der Mantſchuren und wurden als einheimiſche Soldaten behandelt. Die ausgezeichnetſten ihrer Edeln erhielten Aemter zu Peking und in den Provinzen, und unter ihnen waren ſelbſt berühmte Statthalter. Auch wurden Schulen für die Kinder der Großen errichtet. Den Fürſten gab man kaiſerliche Prinzeſſinnen mit einer kleinen Ausſteuer zu Gattinnen, um ſich des Volkes zu verſichern. Man machte es den Chanen zur Pflicht, jährlich Tribut nach der Hauptſtadt zu bringen, und beſchenkte ſie dann reichlich um ihrer Treue gewiß zu ſeyn. Dafür aber mußten ſie auch dem Kaiſer unbedingt Gehorſam leiſten; und wagte es Jemand dem Monarchen auch nur im geringſten zu widerſprechen, ſo wurde er ſogleich abgeſetzt. Am freundlichſten bewies man ſich gegen die Lamas, welchen man prächtige Tempel errichtete, große Summen Geldes ſchenkte und als die Kleriſei des Hofes wie große Herren bewirthete. Dafür aber mußten ſie die Mongolen im Gewiſſenszwang halten, und ihnen ſo große Ehrfurcht vor dem chineſiſchen Monarchen wie vor dem Dalai Lama einflößen. — Unbemerkt ſank das ganze Geſchlecht der kriegeriſchen Mongolen unter ihrem Ein-

fluß; von Jägern wurden ſie Schäfer, Sklaven des elenden Aberglaubens, Vaſallen China's, zufrieden mit ihrem Looſe, und nie mehr lüſtern nach den verbotenen Ländern des Südens.

Wir wollen nun im möglichſter Kürze das Ende dieſes Krieges erzählen. Kanghi hatte die Fürſten Turkeſtans wider den Kaldan aufgehetzt, und ihnen befohlen ihn lebendig oder todt ſeinen Händen zu überliefern. Verſchiedene dieſer Häuptlinge haßten den ehrgeizigen Eroberer, deſſen Macht ſich über Bochara und Samarkand erſtreckte, und der den türkiſchen Stämmen viele Städte und Ländereien weggenommen hatte. Aber es war nicht ſo leicht ihn zu tödten; denn er hatte ein bedeutendes Heer und war von allen Stämmen gefürchtet, ſo daß ſelbſt gedungene Meuchelmörder in ſeiner Gegenwart zitterten. Die Verſprechung reicher Belohnungen hatte daher wenig Einfluß auf die Begs in Turkeſtan. Ueberdieß war das Anſehen des Kaldan zu Laſſa ſehr wohl begründet, und der Dalai Lama, das heißt der Gewiſſensherrſcher aller Mongolen, der treue Freund des Intriganten. Allein dieſer ſtarb endlich, und Kanghi befahl daß er nicht ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß wiedergeboren werden ſollte. Allein plötzlich erſchien ein Knabe, welcher vorgab daß der Geiſt des Vorgängers in ſeinem Körper ſich aufhalte, und ſchnell erkannte man ihn als den immer lebenden Buddha an. Der Monarch war jedoch mit dieſer Taſchenſpielerei nicht zufrieden; von dem Augenblick an ſprach er ſich nicht nur mit großer Härte über die Lamas aus, ſondern ließ auch verſchiedene, die mit dem Kaldan in Bündniß geſtanden hatten, gefangen nehmen. Es wurde dem Kaiſer klar daß, ohne die Oberhand in Tibet zu haben, man weder Mongolen noch Kalmüken regieren könne; daher machte er einen ernſten Anfang zur Unterjochung jenes Landes. Mit einer elenden Hierarchie, mit einem ſchwachen König und einer Nation, welche ganz von Prieſtern beherrſcht wurde, ließ ſich dieß ſehr leicht thun, und Kanghi fragte nicht, welche Mittel angewandt werden müßten, wenn er nur ſeinen Zweck erreichte.

Während er mit Jagen und ähnlichen Dingen beſchäftigt war, langte endlich die Nachricht an daß der Sohn des Kaldan gefangen genommen wäre. Bald erſchien der Knabe auch in ſeinem Lager, und Kanghi hatte eine ſehr lange Unterredung mit ihm, während welcher er ſich überzeugte daß der Geiſt des

Vaters im Knaben herrſche, und daß es ein ſehr großes Glück ſey ſeiner habhaft geworden zu ſeyn. Das Kind aber zeigte nicht die geringſte Spur von Furcht, ſondern hörte ruhig alle Drohungen an. Als der junge Fürſt das Zelt des Monarchen verließ, fielen alle Kalmüken, welche zu den Kaiſerlichen übergegangen, auf ihre Kniee, um dem Gefangenen durch Thränen auch im Unglück die gebührende Ehre zu erweiſen. Die Truppen der Mantſchuren trieben indeſſen den Kaldan ſehr in die Enge. Dieſer erfuhr endlich daß alles hier auf Erden Eitelkeit ſey und man ſich auf nichts mit Sicherheit verlaſſen könnte. Alle ſeine Bemühungen, prächtig und glücklich zu leben, waren vergeblich geweſen; getäuſcht und ohne beſſere Hoffnung als die, welche die Welt den Menſchen darbietet, verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Zu dieſer geſellte ſich eine Krankheit, an deren Folgen der unruhige Häuptling ſehr bald ſtarb. Man verbrannte nun ſeinen Leichnam (1697), und ſandte dann einen Bericht von dieſem Vorfalle an Kanghi. Es ſchien ihm beinahe unglaublich daß der Feind endlich dieſe Erde verlaſſen habe, allein ſobald ihm ſeine eigenen Kundſchafter darüber berichtet, war er vor Freuden außer ſich. Da verlangte der Kaiſer von Tſiwang Raptan, dem Mitregenten des Kaldan wie wir vermuthen, ihm die von der Brandſtätte übrig gebliebenen Gebeine zu überſenden und zugleich auch die Tochter des Feindes zu überliefern; denn der Hof wollte, wie es bei Wuſankuei der Fall war, die Knochen zu Pulver gerieben, nach allen vier Winden geſtreut und die beiden Kinder ſowohl als die Officiere im Angeſichte der ganzen Armee hinrichten. Raptan antwortete auf dieſen Antrag frei und edel daß er mit den Gebeinen des Todten keinen Krieg führe, und nie die Kinder der Gebrechen der Väter wegen beſtrafen, noch das ſchöne Geſchlecht der Rache der Feinde aufopfern wollte. — Dieſe Antwort mißfiel dem Kaiſer; er beängſtigte daher Raptan ſo gewaltig daß dieſer ganz gegen ſeine Grundſätze ſich genöthigt fand, die Ueberreſte des Kaldan ſowohl als die Prinzeſſin nach Peking zu ſenden. Zwei Jahre waren aber ſchon verfloſſen; der Haß des Kanghi war mit der Zeit erloſchen; das Alter erinnerte ihn an ſeine Schwäche; er vergab dem Feinde, und anſtatt den Prinzen und ſeine Schweſter in Stücke zu zerhauen, verheirathete er beide, und ſie lebten lange in Treue und Ehren am Hofe.

Dieſe gütige Behandlung macht dem Autokraten viel größere Ehre, als wenn er ſeine Rache durch Blut geſättigt hätte. Die Kalmüken waren nun des Krieges müde; Raptan hielt ſich noch lange, allein ein Theil des jetzigen Sungarien kam ſchon damals unter chineſiſche Botmäßigkeit und die Kalmüken verloren beinahe ihren ganzen Einfluß im mittleren Aſien. Sie waren fanatiſche Verehrer der Lamas, daher natürliche Feinde der Muhammedaner. Als Schutzherren Tibets und Vertheidiger Laſſa's und ſeiner vielen Tempel betrachteten ſie ſich als die Häupter aller Schamanen, und verlangten auch die Unterwerfung, zu welcher ihr hoher Stand ſie berechtigte. Aus dieſem Standpunkt betrachtete ſie der ſcharfſinnige Kanghi, daher gründete er eine unumſchränkte Macht in Tibet, legte einen Beſchlag auf das lebendige Denkmal des Aberglaubens zu Laſſa, und zernichtete dergeſtalt das Anſehen ſeiner Feinde.

Nach einer ſo ruhmwürdigen Regierung, wo ſo viele glänzende Thaten von den Händen des Oberherrn ſelbſt verrichtet wurden, glaubte man daß Kanghi den Gipfel menſchlichen Glückes erreicht habe. Allein während er ſelbſt ſich ſeiner Siege freute, machte ihm das Betragen des Erbprinzen die größte Sorge. Dieſer hatte in ſeinem ältern Bruder einen ſehr entſchiedenen Gegner gefunden, welcher nichts unterließ um ihn anzuſchwärzen, damit er ſelbſt den Thron einſt beſitzen möchte. Kanghi hatte ſchon eine geraume Zeit die Regierung verwaltet, und der Kronprinz war vielleicht lüſtern nach dem Beſitz unumſchränkter Macht, welche er ſchon verſchiedenemale während der Abweſenheit des Vaters in den Steppen verwaltet. Ausdrücke der Ungeduld daß er ſo lange warten ſollte, waren dem unbedachtſamen Jünglinge vielleicht entſchlüpft. Dabei hatte er auch wie die meiſten Fürſten einen Wahrſager in ſeinem Dienſt, welcher ihn verſicherte daß er nie das Scepter führen würde, wenn er nicht an einem gewiſſen Tage die Krönung erhalten könnte. Nun wurde flugs eine Bildſäule mit vielen abergläubiſchen Ceremonien in der Mantſchurei begraben, um dadurch, wie man meinte, das Leben des Kanghi zu verkürzen. — Dieß waren die Anklagen, welche der Bruder vorbrachte. Man unterſuchte ſehr viel, konnte aber nichts beweiſen. Der Thronerbe war unterdeſſen aller ſeiner Ehren entſetzt worden und wurde als ein

gemeiner Gefangener behandelt. Sein Zauberer wurde in Stücke zerhauen, und alle Anhänger ſehr hart und ungerecht beſtraft. Die Partei des Gegners triumphirte, und ſchon machten ſich ſeine Creaturen große Hoffnungen auf die Aemter, welche ſie ohne Zweifel erhalten würden, als Gefühle der Zärtlichkeit plötzlich in der Bruſt des Monarchen erwachten. Er hatte ſeinen Sohn innig geliebt und ihn deßhalb zum Nachfolger ernannt. Bei genauer Durchſicht der Beſchuldigungen war es erwieſen daß das meiſte das Werk des Argwohns ſey, daß Eiferſucht die Vergehen erdichtet, und daß der Ungehorſam, welchen man dem Prinzen zur Laſt legte, noch ſehr zweifelhaft ſey. Er rief daher ſeine Miniſter vor ſich, welche zur Abſetzung des Erbprinzen das meiſte beigetragen. Freudig ſprach er ſich über ſeine Unſchuld aus, und wünſchte daß ſeine Diener ihr voriges Urtheil widerrufen und auf Wiedereinſetzung des geliebten Kindes antragen möchten. Dieß erfolgte jedoch nicht; die Miniſter blieben ſtumm, beharrten auf ihren früheren Erklärungen und wurden daher abgeſetzt, während der Verleumder ſeines Bruders mit lebenslänglicher Gefangenſchaft beſtraft wurde. Aber der unſchuldige Jüngling genoß nicht lange die Ehre das väterliche Vertrauen zu beſitzen; ohne daß man die Urſache angeben konnte, wurde er wieder zum gemeinen Range eines Prinzen erniedrigt, und ſank ſehr bald in Vergeſſenheit, aus der er auch nie mehr hervorgezogen wurde, bis er endlich das Blutgerüſt beſtieg. — Auf Kanghi's Gemüth laſtete tiefe Schwermuth; er konnte die Familienſcenen nicht vergeſſen, und plagte ſich mit traurigen Gedanken ſo viel daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Endlich verfiel er in eine ſehr ſchwere Krankheit. Ein Miniſter, welcher das Wohl des Landes ſich ſehr zu Herzen nahm, ſandte ſeinen Sohn hin, um den Kaiſer zur Ernennung eines Thronerben zu bewegen. Kanghi nahm den Vorſchlag ſehr übel auf, denn der Tod war ihm ſchrecklich und daran ſelbſt indirect erinnert zu werden fiel ihm ſehr ſchwer. Er vergab jedoch dem jungen Mann, welcher ihm das Papier überreichte, weil er den Befehl des Vaters ausgeführt hatte; der Miniſter büßte aber ſein Leben ein. So wurde der Becher der Freude getrübt, und Kanghi erkannte daß alles eitel Tand und Täuſchung hier auf Erden ſey.

Digitized by Google

Ungleich allen Vorgängern, hatte Kanghi zu wiederholtenmalen die Provinzen des Südens beſucht. Dieß waren nicht Reiſen zum bloßen Vergnügen, ſondern mit ſehr vielem Geſchäftseifer gepaart. Kanghi unterſuchte alles, ſprach mit den gemeinſten Leuten, ließ alle Mandarine vor ſich kommen, und fragte ſie einzeln über ihre Verwaltung. Dabei verrieth er oft ſehr viel Witz, brachte die Tyrannen in große Verlegenheit, ſprach mit außerordentlicher Fertigkeit über alle Gegenſtände der Verwaltung, und nahm von Jedermann Bittſchriften an. Das Volk ehrte daher den mächtigen, herablaſſenden Monarchen. Denkmäler ſeiner Güte hinterließ er auch zuweilen. Auf der Goldinſel im Jangtſe, wohin er überfuhr, und wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, verſchönerte er den Tempel, welcher ganz romantiſch ausſieht, und errichtete eine Bibliothek, die an Pracht und Schönheit in ganz China nicht ihres Gleichen hat. Dieß geſchah nur, um den Buddhiſten zu gefallen. Allein als er in Tſchuekiang ſich befand und von der chriſtlichen Kirche in der Hauptſtadt hörte, gab er eine anſehnliche Summe Geldes her, und bat um die Gebete der Gemeinde. Der Prieſter ſelbſt begleitete in einem Boote den Fürſten, welcher ihn ſehr liebreich empfing, aber wegen Altersſchwäche ſehr bald nach ſeiner Wohnung zurückkehrte. In ſeinem ganzen Betragen zeigte er den Weltmann, deſſen Abſicht es war, alle Herzen zu bezaubern und den Ruhm zu haben daß er ſich auch um den geringſten ſeiner Unterthanen bekümmere. Einſt kam ein Bauer zu ihm und fragte: wo iſt der Kaiſer? Das bin ich, antwortete er; nun ſagte der Landmann, laß mich dich recht angucken, denn ich habe in meinem ganzen Leben noch nie einen ſolchen Menſchen geſehen.— Es war des Fürſten Wunſch, zu vielen Anekdoten Anlaß zu geben; die folgende iſt vielleicht nicht ganz wahr. Kanghi hatte gehört daß in Nanking ein ſehr reicher Mandarin ſey und wünſchte, ſein großes Vermögen um etwas zu verringern. Er rief ihn daher zu ſich und bat ihn, ſein Pferd beim Zügel zu nehmen und ihn in den in der Nachbarſchaft gelegenen Parken und Hainen herumzuführen. Der Officier that dieß ſehr gern und erhielt zur Belohnung eine Unze Silber. Nachdem er dieſe zu ſich geſteckt, ſagte der Kaiſer, nun muß ich dir denſelben Dienſt erweiſen. Erſchrocken rief der Mandarin aus: wie kann

dieß ſeyn? und warf ſich dem Monarchen zu Füßen. Dieß half aber nichts, und ſo nahm Kanghi den Zügel, neben ihm herreitend, und zeigte ihm alle die Merkwürdigkeiten der Umgegend. Stumm und ehrfurchtsvoll hörte der Mandarin das Geſpräch an, und beide langten bald darauf an der Stelle an, von wo aus ſie weggegangen waren. Da ſprach der Kaiſer: ich gebe dir eine Unze für den Dienſt welchen du mir geleiſtet haſt; nun bin ich aber 20,000mal größer als du, und daher hoffe ich, daß meine Belohnung meinem Range angemeſſen ſey. Zaudern half nichts; der reiche Beamte ſträubte ſich zwar, allein die 20,000 Unzen wurden dennoch ehrlich bezahlt.

Kanghi beſuchte dort das Grabmal des Hongwu, welchen er unter allen Kaiſern am meiſten bewunderte. Das Grabmal ließ er verſchönern und ſchrieb eine herrliche Lobrede, welche man bis auf dieſen Tag aufbehalten hat. Er erkannte die Würde des großen Stifters der Ming-Dynaſtie und ſpiegelte ſich in ſeinem Leben; daher war ſein Gefühl lebhaft, ſein Ausdruck erhaben, als er vor den Gebeinen des erhabenen Fürſten niederkniete, um nach chineſiſcher Sitte ſein Herz dort ungeſtört auszuſchütten. Selbſt wenn man noch jetzt die langen Hallen jenes Mauſoleums durchwandelt, und dort die Inſchrift lieſt, kann man nicht ungerührt bleiben bei den originellen Lobeserhebungen, welche ein Held dem andern mit Wahrheit zollt.

Als Kanghi älter wurde, gab er dieſe Reiſen auf; denn er ſagte daß es ſeinen Unterthanen zu viel koſtete, ihn mit ſeinem großen Gefolge zu empfangen. Er hatte aber einen Entſchluß gefaßt, welchen er auch ſehr bald vollführte. Er ſelbſt war durch Hülfe der Miſſionäre äußerſt wohl in der Mathematik unterwieſen worden, und verſtand ſehr gut ſeine Quadranten zu gebrauchen. Wenn er nun die Breite und Länge eines Ortes beſtimmen konnte, freute er ſich wie ein Kind, und machte das Ergebniß ſeiner Arbeiten ſogleich bekannt. Dieß brachte ihn dann auf den Gedanken, eine Meſſung ſeines ganzen ausgedehnten Landes anzufangen. Er berathſchlagte ſich darüber mit den Miſſionären; dieſe waren nur zu bereitwillig ihm allen möglichen Dienſt zu erweiſen. So wurde denn dieſes große und prächtige Werk 1708 begonnen und im Jahre 1715 beendigt. Wenn man bedenkt mit welchen Schwierigkeiten dieſe Miſſionäre zu kämpfen

hatten, wie ihnen überall Bigotterie den Weg verſperrte, wie die Chineſen mit äußerſtem Argwohn auf ihre Arbeiten hinſahen, ſo kann man nicht genug ihren Fleiß bewundern, welcher in ſieben Jahren das größte Werk dieſer Art vollendete, das je von Sterblichen unternommen wurde. Noch jetzt kennt man die Karten nicht allein von China, ſondern gleichfalls von der Mongolei, der Mantſchurei und Kokonor, welche ungeachtet der mangelhaften Inſtrumente bis auf den heutigen Tag die Bewunderung der größten Mathematiker wegen ihrer Genauigkeit erregen. Dieſe Arbeiten jedoch als wahr anzuerkennen, obgleich ſie bedeutend von den einmal angenommenen Ideen der Alten abweichen, kann man wirklich Seelengröße des Kaiſers nennen; ja Kanghi geſtand ſeine eigenen Mißbegriffe, welche er rückſichtlich verſchiedener Punkte der Erdbeſchreibung lange genährt hätte.

Die letzten Tage des Monarchen floſſen in Ruhe dahin; er ſelbſt haßte das Getümmel des Hofes und Lagers, und ſehnte ſich mehr und mehr nach Frieden. Die Kaiſerin-Mutter hatte er mit ſehr großen Ehrenbezeugungen begraben laſſen, und das Zeugniß einiger Europäer welche dabei zugegen waren, bewährt die unglaubliche Pracht und den ungeheuren Aufwand. Im Jahre 1721 feierte Kanghi das 60ſte Jahr ſeiner Regierung; im folgenden Herbſte ging der rüſtige Greis noch auf die Jagd. Er hatte ſich einige Tage recht beluſtigt, als ein kalter Nordwind unerwartet auf ihn blies und das Blut in ſeinen Adern erſtarren machte. Man gebrauchte alle möglichen Mittel es wieder in Bewegung zu bringen; alles war vergebens, die eiſige Hand des Todes hatte den Greis erfaßt; er gab ſehr bald ſeinen Geiſt auf.

Kanghi war in ſeinem Aeußern von männlicher Schönheit ganz entblößt. Seine Augen waren klein, ſeine Naſe platt, um den Mund ſpielte Gutmüthigkeit, das Geſicht jedoch war durch Pockennarben verunſtaltet. In ſeiner Kleidung war er gewöhnlich ſehr einfach, an feſtlichen Tagen aber verſchwenderiſch. Dem Weine ſehr ergeben, ließ er die ſüßſchmeckendſten und berauſchendſten aus Europa kommen; war er betrunken, ſo wurde er wüthend; im gemeinen Leben zeigte er jedoch die größte Mäßigkeit, und war mit ſehr wenigem ſchon zufrieden. Einfach war ſein Bett, welches aus bloßen Fellen beſtand; die Stube

welche er bewohnte, zeigte keine Pracht, ſondern war nur mit Teppichen belegt und ohne Hausrath; dort fand man den Kaiſer ſtundenlang mit niedergeſchlagenen Beinen anf einem niedrigen Schemel ſitzen. Dagegen enthielten ſeine Prachtzimmer alles was Kunſt hervorbringen und Gold verſchaffen konnte. Er hatte die reichſte Sammlung von Uhren und den koſtſpieligſten Kunſtwerken, einen ungeheuren Vorrath von Porcellan aller Art, dabei ſehr ſchöne Gemälde, Seidenzeuge ohne Zahl, Kleidungsſtücke die er nicht in einem Jahrtauſend hätte alle tragen können, und Koſtbarkeiten, wie ſie nur der Hof zu Peking darbieten kann. Sein Harem war mit den berühmteſten Schönen ſeiner Zeit angefüllt, und ſo oft er nach Jehol ging, weihte er ihnen den ganzen Tag ohne Unterbrechung. Da lebte er mit den Weibern als ein zweiter Sardanapal, ſpielte und ſchäkerte mit ihnen, fuhr auf einem kleinen Boote umher, wo ſie dann ruderten, und war immer in ihrer Umgebung. Vater Ripa, welcher ihn ſehr oft dorthin begleitete, beobachtete die entnervende Lebensweiſe, und wunderte ſich, wie ein Mann wie Kanghi ſo etwas ertragen könnte. Aber kaum hatte er ſeine Weiber reichlich beſchenkt und den ganzen Harem mit Frohſinn umhüllt, als ſeine Manneskraft wieder plötzlich hervorbrach. Man ſah dann Kanghi Morgens ſehr früh das Pferd beſteigen, denn er war ein vortrefflicher Reiter. Schnell eilte er auf die Jagd und Jeder der ihn erblickte, glaubte einen Nimrod vor ſich zu ſehen, der weiter nichts verſtand als Thiere zu erſchießen. Auf einmal wurde das Zelt aufgeſchlagen, man ſah ihn umringt von Miniſtern und Generälen, er war ganz in Staatsgeſchäften verſunken, hatte durchaus keinen Sinn für etwas Anderes, und ſchien nur zum Regieren geboren zu ſeyn. Die Herren verließen ihn, und ſchnell kamen zwei oder drei Miſſionäre an ihre Stelle. Kanghi fing nun zu ſtudiren an, als ob er ein Schulknabe wäre, lernte die mathematiſchen Wiſſenſchaften gründlich, ließ ſich eine Beſchreibung der neueſten Erfindungen geben, ſprach dann über Philoſophie und zuweilen auch über Religion, wandte ſich an ſeine Lehrer, um ihm Aufſchlüſſe über verſchiedene Zweifel und Schwierigkeiten zu geben, erſuchte ſie ſo viel als möglich Wiſſenswerthes entweder ins Chineſiſche oder Mantſchuriſche zu überſetzen, und verabſchiedete dann die Miſſionäre, welche wie ein

Schatten ihm folgten, voll Bewunderung über ſeine große Lern=begierde. Dann ſah man ihn unerwartet unter den chineſiſchen Doctoren. Er hörte ihren Vorleſungen zu, beſprach ſich über die Literatur und Geſchichte, welche er gründlich erlernt hatte, legte ihnen verfängliche Fragen vor, und zeigte ſich oft unwiſſend um ihren Geiſt zu wecken. Einſt war eine bedeutende Anzahl Gelehrter zum Doctorate befördert worden. Dieß iſt in China eine ſehr hohe Würde. Kanghi wunderte ſich darüber, examinirte ſie ſelbſt, fand in ihnen bloße Pedanten ohne Geiſt und ſetzte ſie wieder ab. Damit aber nicht zufrieden, lieferte er ſelbſt die Beweiſe von der Richtigkeit ſeiner Anſichten, welche ſeine Gründlichkeit ſehr wohl beurkundeten. Wenn man ihn in der Akademie ſah, ſo war er ein vollkommener Stubengelehrter. Allein plötzlich traf man ihn unter den Muſikanten an; er hatte einige ſehr gute Meiſter aus Europa kommen laſſen. Da war er ganz Ohr und verſuchte ſelbſt auf den Saiten=Inſtrumenten ſeine Kunſt zu zeigen, worin er es aber nicht weit brachte. Die Holländer hatten einſt einen Jüngling aus Java nach der Hauptſtadt gebracht, dieſer Jüngling ſpielte mit vorzüglicher Anmuth. Stundenlang hörte ihm Kanghi zu; es war als ob er vergeſſen hätte Kaiſer zu ſeyn, und nur die ſüßen Töne der Schalmei mit Hirtenliebe lernen wollte. — Denſelben Mann ſah man vielleicht noch an demſelben Tage beſchäftigt, um ein großes Wörterbuch für die Mantſchuren zuſammenzutragen, die Alten über die Bedeutung von Wörtern zu befragen, und die Ueberſetzung der vorzüglichſten chineſiſchen Werke anzuordnen. Dabei ließ er es weder an Koſten noch an Mühe fehlen; denn er wollte ſeiner Nation eine Literatur geben, welche ſie noch nie beſeſſen. Freilich ſchrieb man dieß ſeiner Vor=liebe für die Tataren zu, allein dieſer Monarch that mehr für die chineſiſche Sprache als irgend einer ſeiner Vorgänger. Er hatte ein großes Wörterbuch verfertigen laſſen, welches bis zu dieſem Augenblick der größte nationale Schatz dieſer Art iſt. Sehr zahlreich ſind die Ausgaben der vorzüglichſten Werke der Sprache, die er alle mit ausführlichen Commentaren verſehen ließ. Er ſammelte die Quinteſſenz der chineſiſchen Literatur, errichtete eine große Bibliothek wie man ſie noch nie zu Peking geſehen, ſchrieb ſelbſt, obgleich nicht unter ſeinem eigenen Namen, und gab eine Menge Predigten heraus, welche noch jetzt Muſter des

Styles und der Beredſamkeit ſind. Dieſe aber trug er ſelbſt in der Verſammlung ſeiner Großen vor und ließ ſie drucken. Für das Volk ſchrieb er Lebensregeln, bekannt unter dem Namen heiliges Edict, welche noch jetzt der Menge mit den Zuſätzen ſeines Nachfolgers vorgeleſen werden. Unſere größten Gelehrten haben wohl ſchwerlich mehr für ihre Sprache gethan, als Kanghi fürs Chineſiſche und Mantſchuriſche. Allein dieſe Arbeiten waren ſehr unbedeutend in Vergleich mit den ſtatiſtiſchen Werken welche er zur Vollkommenheit brachte. Es gab keinen Zweig der Verwaltung, in welchem er nicht durchaus bewandert war, und worüber nicht die beſten Aufſätze herausgegeben wurden. Die geſchichtlichen und geographiſchen Bücher ſind einzig in ihrer Art, wie ſie China noch nie geſehen. Ueber die Meſſung des Landes und die Karten haben wir ſchon geſprochen, dieſe allein können uns von der Größe des Genies überzeugen, welches an der Spitze der Verwaltung ſtand. — Man fragt nun: wer weckte dieſen Geiſt? oder war es angeborner Trieb, welcher ſo außerordentliche Geiſtesproducte hervorbrachte? Und hier müſſen wir bemerken, daß kein chineſiſcher Monarch Europäer ſo ſchätzte und ſo beſtändig mit ihnen umging als Kanghi; daß Leute welche Talente erſter Art beſaßen, ſeine gewöhnlichen Gefährten waren; daß dieſe die großen Eigenſchaften des Beſchützers hervorriefen und lenkten. Kanghi, wie mancher ſeiner Vorfahren, würde ſich in den Spitzfindigkeiten der chineſiſchen Metaphyſik verloren haben, denn er hielt ſehr viel auf den Jking, das außerordentlichſte Buch, das je Philoſophie hervorgebracht, hätten die Miſſionäre ihm nicht etwas Höheres zur Betrachtung gegeben.

Wie hoch auch immer der Kaiſer das Vortreffliche in den Wiſſenſchaften des Weſtens ehrte wie ſehr er auch das Streben der Gelehrten pries, wie zahlreich auch die Sammlungen von Kunſtſachen, wie geſchäftig er auch war Talente an ſich zu ziehen, ſo that er dieß doch nur ſeinetwegen, nicht für das Volk, ja nicht einmal für den Hof. Während er Tag und Nacht ſtudirte, blieben ſeine Diener unwiſſend, gafften die Vorzüge des Meiſters an, prieſen ſie als etwas ungewöhnliches, und behielten ihre Vorurtheile gegen fremdes Wiſſen bei. Nur ein Mann in dem ganzen Reiche würdigte die Vorzüge des Occidents; mit ſeinem Tode war auch jedes edle Streben erſtickt und dieſelbe Finſterniß

ſchwebte über der Nation. Wie ganz anders war Peter, der Zeitgenoſſe des Kanghi, und wie wohlthätig die Folgen ſeiner großen Unternehmungen. Dennoch muß man geſtehen, daß man in der ganzen chineſiſchen Geſchichte kaum einen Fürſten antrifft, welcher dem Kanghi gleichkommt. Bei ſeiner Thronbeſteigung war er mit größern Gefahren als ſelbſt Karl XII. umringt. Unter einem Schwachkopfe würde das neu errichtete Gebäude der Mantſchuren zuſammengeſtürzt ſeyn, und das große China einen andern Einfall der Barbaren des Nordens zu erleiden gehabt haben. Mit Recht nennt man daher dieſen Fürſten den Begründer der mantſchuriſchen Macht, den eigentlichen Stifter der Regierung, denn er war es, welcher der Verfaſſung Form gab. Kanghi's kriegeriſches Talent war bedeutend; an der Spitze ſeines Heeres ſchien er die Toga abgelegt zu haben, um die Rüſtung mit größerer Würde zu tragen. Er ahmte den Soldaten in allem nach, ertrug die Beſchwerden des Feldzuges wie der gemeinſte Troßbube, und enthielt ſich ſelbſt der Speiſe und des Trankes, wenn er das Heer an Mangel leiden ſah. Ein ungeſchickter Heerführer würde die Armee wahrſcheinlich in den Steppen verloren haben; Kanghi ſah freilich das Uebel zu ſpät, verbeſſerte jedoch ſeinen Fehler durch einen ſchnellen Rückzug, denn ſonſt würde es ſeinen Kriegern wie den Franzoſen in Rußland ergangen ſeyn. Sein eigener Charakter war ein Gemiſch von tatariſcher Wildheit und Grauſamkeit, von Milde und Herablaſſung, von Härte, Entſagung, Wolluſt und Trinkluſt. Er beſaß große und herrliche Eigenſchaften, zeigte aber auch häßliche Laſter wie man ſie nur bei den unvollkommenſten Menſchen finden kann. Wenn man ſich aber darüber wundert, ſo denke man nur an Peter und andere große Regenten Europa's welche ähnliche Blößen bei all ihrer Geiſtesſtärke verriethen. Kanghi bekümmerte ſich ſehr wenig um das Jenſeits, hörte ruhig an, wie die Prieſter den Katholicismus ihm auslegten, ſah mit Mitleiden auf die Schamanen herab, bekannte ſich jedoch eigentlich zu keiner Religion, denn er lebte nur für dieſe Welt, und obgleich an Unſterblichkeit der Seele glaubend, hielt er es nicht der Mühe werth etwas zu ihrem ewigen Glücke beizutragen. Wie viele Weltkinder, war er oft ſehr ſtreng in der Beobachtung der Ceremonien, brachte dem Himmel ſeine Opfer dar, kniete vor

den Götzen nieder, und erſchien in heidniſchen Proceſſionen wie es die Etikette verlangte. Während der letzten Jahre ſeines Lebens erhielten die Weiber, welche ſeiner im Alter pflegten, einen großen Einfluß über ihn. Daher ſuchten ſie ihn mit den Lamas in Verbindung zu bringen, um ſich durch ihre Seelenwanderung zu tröſten; denn dadurch, verſicherten ſie ihn, würde er ſein Leben noch auf Erden verlängern. Ob Kanghi ihnen Gehör gab oder ohne Religion aus dieſem Leben ſchied, können wir nicht beſtimmen. In jener Welt werden wir Aufſchlüſſe über viele Räthſel erhalten, welche hier immer unerklärbar bleiben müſſen.

Die Jeſuiten, wie wir ſchon oft erwähnt, hatten ſehr großen Einfluß am Hofe unter der Regierung des Schuntſchi erhalten. Es waren würdige Männer, welche die höchſten Stellen bekleideten, und zu Adam Schall, welcher alt und wohl betagt war, geſellte ſich nun noch Verbieſt, ein ausgezeichneter Mann ohne die Einfalt ſeines Vorgängers. Natürlich machte die große Ehre welche ſie genoſſen, ihnen ſehr viele Feinde, und als der Kaiſer ſeine Augen geſchloſſen, durften dieſe öffentlich hervortreten. Sie klagten daher die Jeſuiten und im allgemeinen die Katholiken an, daß ſie Ideen hegten welche den Ruin des Reiches herbeiführen müßten, ihre Kirchen in Feſtungen verwandelten und überdieß einen Staat unter ſich ſelbſt bildeten. Die Anklagen wurden ſehr bald als wahr betrachtet; Adam Schall, Präſident des aſtrologiſch-aſtronomiſchen Bureau, wurde ſogleich ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt. Das Papſtthum wurde unter ſehr ſchweren Strafen im ganzen Reiche verboten, und eine entſetzliche Verfolgung fand ſtatt. Spott und Hohn wurde auf die Prieſter gehäuft und die empfindlichſten Strafen über ſie ausgeſprochen. Viele litten geduldig als chriſtliche Martyrer und ertrugen den Spott um des Kreuzes willen. Nachher wurden alle Lehrer nach Peking geführt um dort verurtheilt zu werden. Schall war erſt zum Strange verdammt worden; nachher dachten aber die Regenten, daß dieſe Strafe für einen ſolchen Erzverführer zu gering ſey; daher verurtheilte man ihn in Stücke zerhauen zu werden, die fürchterlichſte Todesſtrafe welche man in China kennt; denn ein Glied nach dem andern wird dem Verbrecher langſam abgeſchnitten. Aber als die Regenten dieſen Ausſpruch beſtätigen wollten, fühlte man ein Erdbeben,

und ſo ſtanden ſie von dieſem Vorhaben ab. Die übrigen Miſſionäre wurden indeſſen nach Canton entlaſſen, mit dem ſcharfen Verbote, nie wieder zurückzukehren; während Schall nach wie vor im Gefängniſſe blieb. Da fragten die Regenten die Kaiſerin-Mutter, ob ſie auf die Verurtheilung des Greiſes ihr Siegel drücken wollte; ſie antwortete, daß dieß nie geſchehen könnte, da er ihrem Gemahl ſolche außerordentliche Dienſte geleiſtet. Dieſe Erklärung rettete dem alten Manne das Leben.

Ein portugieſiſcher Prieſter, Semedo, welcher von ſeinen Leiden in China eine Erzählung gab, rührte dadurch das Herz der Studenten zu Coimbra in ſolchem Grade, daß viele mit ihrem Blute ihre Namen unterſchrieben um den Chineſen in der Zukunft zu predigen. Die Folge dieſer grauſamen Behandlung war daher daß eine größere Anzahl von Miſſionären aus allen Ländern herbeiſtrömte.

Schon als Knabe richtete Kanghi ſeinen Blick auf die Europäer; aber er fand noch nicht die Gelegenheit mit ihnen näher bekannt zu werden. Endlich gab ihm der neue Präſident des mathematiſchen Tribunals, ein bitterer Feind der Chriſten, dazu Gelegenheit. Dieſer Mann hatte ſchon lange geſucht ſeine Weisheit in den Wiſſenſchaften des chineſiſchen Alterthums darzuthun, und machte daher den Vorſchlag die Aſtronomie wieder auf den alten Fuß zu ſetzen. Dazu verſtanden ſich denn die Behörden der Hauptſtadt ſehr willig, denn man konnte nichts Beſſeres thun als den Alten folgen, und ſo fiel ihr Beſchluß günſtig aus. Kanghi las ihre Bemerkungen, ohne auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln daß, was ſie ſagten, ein bloßes Geſchwätz ſey; daher rief er den Präſidenten und Verbieſt vor ſich. Der letztere hatte Schalls Stelle eingenommen, welcher vor Elend und Alter geſtorben war. In Gegenwart aller ſeiner Räthe ließ der junge Kaiſer nun beide die Länge des Schattens am Mittage beſtimmen, was der Chineſe nicht thun konnte, und der Deutſche ſehr richtig beſtimmte. Dann ließ er beide die Berechnungen von Eklipſen machen, in welchen ſich der Vorſteher ſehr unbehülflich zeigte, während der Miſſionär mit der größten Leichtigkeit eine klare Darſtellung den Räthen vorlegte. Kanghi ſchwieg eine Zeitlang, damit die letzteren alles gründlich unterſuchen möchten, dann ſprach er: „Meine Herren!

ihr ſeht nun ſelbſt, daß ihr in eurem Urtheile geirrt habt, und daß dieſer Jangtſienkoang ein Betrüger iſt.“ Er wurde nun als als ein Schurke vom Gerichte zum Tode verurtheilt, eine Strafe, die Kanghi zur Einziehung der Güter und lebenslänglicher Verbannung milderte, und Verbieſt wurde ungeachtet der bigotten Großen Präſident des aſtronomiſchen Tribunals (1669). Von dieſem Augenblick an ſtudirte der Kaiſer die Wiſſenſchaften des Weſtens; Verbieſt war ſein erſter Lehrer; er erlernte Geometrie und Aſtronomie und führte ſeine Studien bis zum letzten Tage ſeines Lebens durch.

Verbieſt war gerade der Mann, welcher der chineſiſchen Verſchmitztheit gefiel. Im Aeußern war er ſehr ernſt, trug zur Tödtung des Fleiſches ein härenes Wams auf dem bloßen Leibe, aß ſehr wenig, und war Tag und Nacht zum Dienſte des kaiſerlichen Jünglings bereit. Einſtmals mußte er eine Menge Kanonen gießen, was er von Grund aus verſtand. Die Chineſen ſind gewohnt, den Feldſtücken Namen zu geben, und verbinden mit der Einweihung viele abergläubiſche Gebräuche. Verbieſt wollte ihnen in dieſer Hinſicht nicht nachgeben, ſondern holte Crucifix und Kerzen, warf ſich zur Erde nieder und machte ſeine Verbeugungen, während er den Feuerſchlünden Namen von Heiligen beilegte und die Chineſen glauben machte, daß er ihre gewöhnlichen Ceremonien verrichtet habe. Mit dieſem Genieſtreich rühmte er ſich, und man kann aus dieſer einzigen Handlung den Mann kennen lernen. Mit ſeiner Erhebung hörte die Verfolgung der Chriſten auf; ſelbſt Schall wurde wieder in ſeine frühern Ehrenſtellen im Hades wieder eingeſetzt und den Miſſionären der Zutritt in das Reich verſtattet.

Verbieſt war eine lange Zeit des Kaiſers Schatten, ſein Lehrer, ſein Rathgeber, ſein Gefährte, in deſſen Umgange der Monarch ſich wirklich glücklich fühlte. Sein Unterricht gedieh dahin, daß er ſelbſt ein Werk über Mathematik ſchreiben konnte, in welcher er ſeine Kinder unterrichtete. Der Ruhm des Miſſionärs, der Leiter des weiſeſten Monarchen zu ſeyn, war natürlich ſehr groß, und er wurde ſelbſt von ſtolzen und ſich ſelbſt genügenden Mandarinen als ein Orakel befragt. Dabei vergaß er aber nie ſeinen Beruf; und während er in wülſtiger Mandarinenkleidung einherſchritt, trug er eine Kette um ſeineu Leib, weil er

dieſe als das wahre Ordenszeichen eines Streiters Chriſti betrachtete. Sein Kanonengießen hatte ſeinen Ruf noch vermehrt, denn durch Hülfe dieſer Arbeit ward ja bewirkt, daß Kanghi die Soldaten des Wuſankuei ſchlug und ſie aus dem nördlichen China heraustrieb. In der Folge machte er auch trefflichen Gebrauch von Mörſern und ſchweren Stücken, die zur Eroberung feſter Plätze ſehr viel beitrugen. Die Chineſen glaubten ſich ſchon verloren, als ſie hörten daß der Kaiſer mit ſolchen geſchickten Männern im Bunde ſtehe, welche das Feuer aus tauſend Schlünden ſprühen konnten. Dennoch umgab Kanghi den Prieſter mit Spionen, aus bloßem Mißtrauen, und ſchickte ſelbſt einen tatariſchen Jüngling nach dem Hauſe der Miſſionäre um alles auszuforſchen. Da dieſer nun mit Stockſchlägen bedroht worden, und dennoch nichts Böſes von den Europäern ſagen wollte, gab der Kaiſer endlich zu, daß ſie unſträflich in ihrem Wandel ſeyen. Verbieſt war jedoch mit ſo unzähligen Arbeiten beſchäftigt, daß er nie Muße fand ſich eitlem Tand hinzugeben. Dem Kaiſer nöthigte er das Bekenntniß ab, daß es einen Gott gebe, und daß alle heidniſchen Religionen Lügen wären. Unter den Prinzen bekehrte er einige, dem Hofe aber flößte er Ehrfurcht vor dem Papſtthum ein. Er arbeitete ohne Unterlaß, faſtete und kaſteite ſich, und brachte ſich dergeſtalt ſehr bald aufs Siechbett. Nach einem langen nutzreichen Leben erlag ſein Körper der Erſchöpfung, und der graue Tod nahte auch ihm. Da ſchrieb er noch an ſeinen Gebieter, daß er nach China gekommen ſey, einzig und allein der Religion wegen, um aus dem größten Monarchen der Erde ihren Beſchützer zu machen. Des Kaiſers Schwiegervater kam ſelbſt zum Sarge hin, um die Lobeserhebung des Kanghi dort auszuſprechen, und Mandarine gingen zur Bahre um die unter den Chineſen abgöttiſche Verehrung der Leiche zu erzeigen. Der Leichenzug war großartig; in der Proceſſion wechſelte das Crucifix, das Bildniß der Jungfrau, mit dem Gemälde des Michael und der kaiſerlichen Inſchrift der Lobeserhebungen ſeines Lehrers ab. Am Grabe verrichteten Officiere dieſelben abergläubiſchen Ceremonien, welche man den abgeſchiedenen Geiſtern darbringt. Ein prächtiges Grabmal wurde auf Koſten des Kaiſers errichtet, der ſehr betroffen war über den Tod des Verſtorbenen und beſtändig Fragen über den Zuſtand

der Abgeſchiedenen in jener Welt an die Miſſionäre richtete. Verbieſt's Voreltern wurden im Hades zu Ehrenſtellen erhoben, und er ſelbſt erhielt einen Namen in der chineſiſchen Geſchichte. Dieß war einer der Helden des Papſtthums, groß in mancher Hinſicht, ſehr klein in anderer, tüchtig und thätig und alles erduldend, um dem Papſte Menſchen, der Maria Anbeter zu gewinnen; für dieſe Zwecke wünſchte er oft den Märtyrer-Tod zu ſterben.

Bisher hatten ſehr wenige franzöſiſche Jeſuiten ihren Weg nach China gefunden. Der Miniſter Louvois, welcher den Ruhm ſeines Königs verbreiten und dabei den Einfluß Frankreichs ausdehnen wollte, faßte den Entſchluß, ſieben vortreffliche Mathematiker dieſes Ordens nach China zu ſenden. Dieſe gingen erſt nach Siam, wo der König ihnen eine ſtattliche Summe anwies, und kamen endlich in einer chineſiſchen Junke zu Ningpo an. Dort mußten ſie freilich ſich verſtecken; ſobald aber der Kaiſer von ihrer Ankunſt gehört, ließ er ſie zu ſich kommen, und zwei derſelben, Gerbillon und Bouret, erſetzten die Stelle des Verſtorbenen, und waren vielleicht dem Fürſten als Gefährten viel lieber, als der ſtrenge und ernſte Verbieſt. Mit ihnen unternahm er eine Reiſe nach der Mantſchurei, wo Regen und Unwetter ſie oft in die größte Noth verſetzte. Oft nach einer ſehr mühſamen Tagreiſe rief der Kaiſer ſie zu ſich, um ihm in der ſtillen Nacht die Namen der Geſtirne zu erklären und etwas über den Bau des Weltalls zu ſagen. Am Hofe ſelbſt waren die Arbeiten welche ſie zu beſorgen hatten, äußerſt ermüdend, und ihnen wurde oft Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt. Es war eine Ehre, im Dienſte des Kaiſers zu ſeyn, ſeinen Winken zu gehorchen, zu dulden und zu ſchweigen, um ſeine Gunſt beizubehalten. Bouret wurde nachher mit einer Sendung nach Frankreich beehrt, der erſten, welche je von einem chineſiſchen Kaiſer nach Europa abgefertigt worden war; Gerbillon war einer der Unterhändler, welcher den Frieden mit Rußland zu Stande brachte. Der Erſtere kehrte mit reichen Geſchenken für die Kirche ſowohl als Kanghi von Ludwig XIV. zurück, und die beſten Inſtrumente jener Zeit, ſo ſchön wie ſie ein Pariſer machen konnte, wurden in der Sternwarte zu Peking aufgeſtellt. Dabei befleißigten ſich die Jeſuiten herrliche Kirchen aufzurichten, und die zu Peking innerhalb des Palaſtes war von vorzüglich ſchöner Bauart, durch einen

italieniſchen Architekten errichtet und von zwei vorzüglichen Malern verziert. Natürlich bewunderten die Chineſen und noch mehr die Mantſchuren den Tempel der Fremden, wo in den anziehendſten Geſtalten die Heiligen prangten. Dabei hatte Kanghi ſelbſt eine Inſchrift verfaßt, welche die Eigenſchaften des höchſten Weſens darlegte. Die Pracht, wodurch man die Herzen der Heiden für den Himmel zu gewinnen ſuchte, erweckte aber ſehr großen Neid und die Mandarine beklagten ſich darüber. Der Kaiſer dagegen nahm ſeine Lehrer in Schutz, und ſo blieben die Sticheleien der Uebelgeſinnten ohne Erfolg. Um ihnen mehr Einfluß zu verſchaffen, ſandte er ſelbſt die Miſſionäre um Reis zu vertheilen, und dadurch den verhungerten Landleuten das Leben zu friſten. Ueberall wo der Fürſt ihnen eine Wohlthat erweiſen konnte, that er dieß mit ſehr großer Bereitwilligkeit, um der Welt zu zeigen wie großes Vertrauen er den Fremden ſchenkte. Seine Anhänglichkeit wurde noch geſtärkt, als er von einer ſehr ſchweren Krankheit durch den Gebrauch der Mittel, welche die Jeſuiten ihm boten, genas. Man ſah die Prieſter bei ſehr feierlichen Gelegenheiten an ſeiner Seite ſtehen, und auf den Reiſen oft mit ihm im Geſpräch begriffen, zur großen Verwunderung der Mandarine, die doch nicht ausfindig machen konnten, was die Barbaren dem gelehrten Oberherrn mittheilen könnten. War es daher ein Wunder, wenn 70 Jeſuiten im Lande Eingang fanden, wenn überall Kirchen aufblühten, und Bekehrte ſich den Fremden aufdrängten. Vater Ripa jedoch bemerkt daß dieſe Bekehrungen in viel größerer Anzahl durch eingeborne Katechiſten, als durch die Miſſionäre ſelbſt, die als Mandarine ſtattlich lebten, gemacht wurden. Man taufte die Kinder, welche die Chineſen ausgeſetzt, man that dasſelbe mit den Leuten in Todesnoth; ja einige Miſſionäre rühmten ſich 2000 neue Chriſten durch das Bundſiegel dem Romanismus geweiht zu haben. Einige wenige Perſonen am Hofe wurden treue Katholiken, unter ihnen der Oheim des Kaiſers, Prinz Soſan, ein beſtändiger Beſchützer und Vertheidiger ihrer Grundſätze. Zu Canton hatten die verſchiedenen Orden ſieben Kirchen, allein die Anzahl der Gläubigen war im Vergleich mit den Anſtrengungen der Heidenboten dort ſehr gering; denn die Einwohner dieſer Stadt haben immer ſehr große Feindſchaft wider das Chriſtenthum gezeigt.

Allein alles in dieſer Welt hat ſeine Schattenſeiten; auch der blühende Zuſtand des Papſtthums in dieſem entfernten Lande wurde ſehr oft getrübt. Der Beſchützer Kanghi ſelbſt, in ſeinen Homilien, wenn er über Ketzereien handelt, warnt das Volk, dem Romanismus doch ja nicht anzuhangen; denn, ſagt er, wir gebrauchen die Lehrer als Mathematiker und aus keiner anderen Rückſicht; nicht etwa der Religion willen.

Die erſte Verfolgung entſtand in Tſchekiang, wo der Lieutenant-Gouverneur den Chriſten ſehr unhold war. Er erneuerte daher die frühern Edicte wider dieſen Glauben, ließ die Kirchen wieder in Tempel welche den Götzen geweiht waren, verwandeln, gab die Häuſer der Bekehrten dem Pöbel preis, und behandelte den alten Miſſionär, einen Sicilianer, mit ſehr großer Frechheit. Der ſchon obenerwähnte Prinz Soſan machte dem Mandarin Vorſtellungen; allein dieſer berief ſich auf die früheren Verordnungen, und wollte in ſeinem Thun conſequent bleiben. Da kamen endlich die Miſſionäre zum Kaiſer und baten ihn flehentlich dem Uebel zu ſteuern; er aber antwortete kurz, daß ihr Gott mächtig genug ſey ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, und daß es viel beſſer ſey ſich nicht ſo viel um die Sachen einer zukünftigen Welt zu bekümmern. Eine ſolche Sprache hatten die getreuen Diener des Monarchen nicht erwartet; anſtatt aber ſtille zu ſchweigen, blieben ſie gebückt und weinend vor dem Thore des kaiſerlichen Palaſtes liegen, mit Thränen ihren Schutzherrn überhäufend. Was konnte Kanghi unter ſolchen Umſtänden thun? er war ſelbſt gerührt, dachte daß ſie es mit der Religion ernſtlich meinten, und verſprach an den Gouverneur ſelbſt zu ſchreiben. Dann hieß er ſie eine Bittſchrift an das Tribunal der Formen und Gebräuche ſchreiben, corrigirte die Eingabe ſelbſt ſah aber nachher mit ſehr großem Unwillen daß das Geſuch von den Tribunalen verworfen wurde. Endlich gewann man einige Mitglieder, vielleicht durch Beſtechung, und nun fiel der Ausſpruch günſtig aus. Freilich wurde das Aufbauen neuer Kirchen unterſagt und verſchiedene andere Einſchränkungen gemacht, allein die Miſſionäre konnten wieder ungehindert ihr Werk treiben. Kanghi fügte aber noch hinzu, ſie müßten ſich ſo betragen daß ſie den Mandarinen keinen Anſtoß geben; komme ihm etwas wieder zu Ohren, ſo würde er ſelbſt ihnen die gegönnte Freiheit wieder

nehmen müſſen. Im Ganzen ſcheint es daß der Kaiſer mit Furcht die große Gewalt der fremden Lehrer ſah und ſich freute eine Gelegenheit zu haben, um ihnen zu zeigen wie abhängig ſie von ihm wären. Es gibt kein Land, wohin ſich die Jeſuiten begaben, wo die Erfolge nicht ähnlicher Art waren. Ueberall gaben ſie Anſtoß durch ihre Herrſchſucht, überall brachten ſie die Obrigkeiten wider ſich in Harniſch, und ſelbſt die bigotten Spanier und Portugieſen mußten ihrem weit umſichgreifenden Egoismus mit Gewalt Einhalt thun. — Welche Erfolge hätte man erwarten können, wenn ſie das reine Evangelium in Einfalt verkündigt, und von der Liebe des Heilandes durchdrungen nur ihm allein zu Ehren gelebt hätten.

Im Anfange ſeiner Regierung hatte Kanghi ſich ſehr hohe Begriffe von den Fremden des Weſtens gemacht. Er gab daher die Erlaubniß, nach allen Häfen hin Handel zu treiben, um dadurch ſein ausgedehntes Reich zu bereichern. Seine nähere Bekanntſchaft mit den Jeſuiten flößte ihm nachher Furcht und Argwohn ein, und er erklärte dann öffentlich daß eine feindliche Berührung zwiſchen ſeinem Lande und den Königreichen des Weſtens unvermeidlich ſey. Taokuang, ſein Großenkel, gedachte dieſer Vorherſagung, als das engliſche Geſchwader in der chineſiſchen See erſchien, und bemerkte daß ſein Urgroßvater vollkommen Recht gehabt habe. — In den letzten Regierungsjahren des Monarchen, wo er auf ſein früheres Thun und Treiben einen Blick warf, trat ein chineſiſcher Admiral vor, um ſo viel als möglich die Furcht und das Entſetzen vor den Europäern der kaiſerlichen Bruſt einzuſchärfen. Gelegenheit hiezu gab die Anweſenheit von neun Schiffen in den Gewäſſern Cantons; als er dieſe erblickte, gab er ſein Vaterland verloren Er verfaßte daher eine Beſchreibung von ſeinen frühern Reiſen, wie er die meiſten Länder Indiens beſucht und dort die Herrſchſucht der Europäer in der Beſitznehmung großer Strecken Landes deutlich geſehen habe. — Da ſie nun überall als Tiger und Wölfe handelten, ſo wäre zu befürchten daß ihre Handelsleute in China ſehr bald in mächtige Fürſten verwandelt würden. Um dieſem Uebel vorzubeugen, würde es erſprießlich ſeyn die Schiffe erſt zu entwaffnen, eines nach dem andern in den Hafen gehen zu laſſen und nie alle zugleich, und die Matroſen während ihrer

Anweſenheit ſtreng zu bewachen. So wie die Europäer früher Manila nahmen, wollten ſie ſich auch Japans bemächtigen. Jetzt durchziehen ſie unſer Land, bauen Kirchen, verſammeln das Volk, machen Karten und ſcheinen Maßregeln zu nehmen, ſich hier für immer zu ſetzen. Dieß Papier wurde den Tribunalen zur Unterſuchung gegeben (1717). Die Feindſchaft war damals ſchon ſo groß, daß man gierig nach dieſer Gelegenheit haſchte, um die frühern Edicte wider die Katholiken zu erneuern. Alle Bittſchriften und ernſte Vorſtellungen, welche man an Kanghi richtete, blieben ohne Erfolg; er entſchuldigte ſich daß dieß Verbot nur die Europäer beträfe, welche nie Erlaubniß im Lande zu bleiben erhalten hätten; ſie dagegen hätten einen Eid abgelegt nie nach ihrer Heimath zurückzukehren, daher müßten ſie ſich nicht weiter um dieſe Sachen bekümmern. So viele Dienſte, die Arbeit einer langen Reihe von Jahren, ſolche große Anſtrengungen waren daher ohne Erfolg, und die Sachen waren beim Tode des Monarchen gerade in demſelben Zuſtande, wie beim Anfange ſeiner Regierung. Die Miſſionäre lernten daher daß man ſein Vertrauen nicht auf Fürſten ſetzen ſollte, ſondern nur dem lebendigen Gott alles anheimſtellen müßte. In ihrer höchſten Noth nahmen ſie zur Meſſe ihre Zuflucht, und verſuchten nun die Fürbitte der Jungfrau!

Dieſer Schlag, welcher ſie traf, war jedoch nicht ſo empfindlich wie die Verfolgung, die ſie ſich unter einander bereiteten. Die erſten Schwierigkeiten fingen mit der portugieſiſchen Regierung an. Der König jenes Landes behauptete daß ohne ſeine Erlaubniß kein Heidenbote nach China gehen, und ſeine eigenen Biſchöfe die Aufſicht über ſie alle behalten ſollten. Dieß war gewiß eine ſehr alberne Anmaßung, welche jedoch die traurigſten Folgen für viele neue Ankömmlinge hatte, welche nicht auf dem Wege Liſſabons in China anlangten. Nun kam auch noch der Papſt dazu, der ſein Recht über alle Kirchen ſehr natürlich behauptete, und daher Stellvertreter ſandte, unter denen wir auch einen bekehrten Chineſen finden. Hätte ſich nun der Biſchof mit geiſtlichen Dingen zufrieden gehalten, ſo wäre alles ruhig ſeinen Gang gegangen, allein dem irdiſchen Gemüthe ſind irdiſche Vortheile von Bedeutung, und die Erlangung derſelben gibt oft zu ſehr blutigen Fehden Anlaß.

Ricci, welchen man den Vater der Miſſion nennen kann, hatte bei ſeinem Streben, Bekehrte zu gewinnen, große Schwierigkeiten gefunden, ſie von dem Dienſt ihrer Voreltern zurückzubringen und in den Gelehrten die Verehrung des Kongfutſe zu erſticken. Da aber der Romanismus meiſt aus Ceremonien beſteht, und ſelbſt das geiſtige und hehre Chriſtenthum materialiſirt, ſo überſah man dieſe geringen Abweichungen. Sein Nachfolger Longobardi jedoch erklärte die obigen Gebräuche als abgöttiſch und heidniſch, und da man dieſe Sache zur Entſcheidung nach Rom verwies, erklärte der Papſt daß man dieß den Bekehrten als bloße bürgerliche Einrichtungen geſtatten ſollte. Solches entſprach dem Wunſche der Jeſuiten, welche ſehr fürchteten daß, wenn man den Chineſen dieſe Lieblingsideen nehme, ſie lieber ins Heidenthum zurückfallen würden, als daß ſie die tiefeingeprägte Hochachtung für ihre verſtorbenen Ahnen aufgäben.

Andere Miſſionäre betrachteten dieſe Erlaubniß von einer ganz andern Seite und erklärten alle dieſe Gewohnheiten als abgöttiſch und verwerflich. Unter dieſen zeichnete ſich ein Doctor der Sorbonne, Maigrot, aus, während der ſpaniſche Dominicaner Navarette mit großer Wuth die Jeſuiten beſchimpfte, und ihnen alle Schuld der Gleichgültigkeit und des ſchlaffen Heidenchriſtenthums gab. In dieſem Unternehmen wurde er ſehr ſtark von ſeinen Brüdern unterſtützt, und der Papſt — der unfehlbare — mußte natürlich kräftig dazwiſchentreten; allein die Jeſuiten, obgleich ſeine gehorſamſten und eifrigſten Diener, waren ſtärker als der heilige Vater. Sie wandten ſich erſt an Kanghi und verlangten von ihm eine Erklärung, welche ihren Ideen gemäß war; da dieſe mit den chineſiſchen Grundſätzen übereinſtimmte, verſicherte ſie der Kaiſer daß ſie vollkommen Recht hätten. Dieß war nun ein Triumph, von deſſen Folgen ſelbſt der Papſt keinen Begriff hatte.

Inzwiſchen ſchickte er einen Legaten, Namens Tournon, nach China (1705), welcher die portugieſiſchen Behörden gleich anfangs beleidigte; denn er kam nicht den vom Könige ihm befohlenen Weg und ohne ſeine Erlaubniß; dennoch ſollte er als Patriarch den Oberbefehl über alle Miſſionen erhalten, was dem ſouveränen Anſehen des Biſchofes von Goa geradenwegs entgegen war. Ueberdieß hatten die Portugieſen die Anſichten der Jeſuiten ver-

fochten, welchen er entgegenzuarbeiten kam, und daher verzog ſich ſeine Abreiſe nach Peking. Endlich ließ ſich Kanghi bewegen, ihm eine Audienz zu verſtatten, und ſchrieb: dieſer Tolo (Tournon) iſt ein Mann, welcher die Tugend übt; wir wollen ihn daher nach Hofe kommen laſſen, denn er wünſcht ſich mit unſern Geſetzen bekannt zu machen, und da er kein Tributbringer iſt, muß er ſich chineſiſch kleiden und in dieſer Tracht bei uns erſcheinen. Man ſandte ihm nun verſchiedene Jeſuiten und auch einen Großen entgegen, und ſo langte er endlich in der Hauptſtadt an. Dort verlebte er ein ganzes Jahr, und hatte verſchiedene Unterredungen mit dem Kaiſer, wo er jedoch den Kürzern zog, denn die Jeſuiten waren die Dolmetſcher. Der Monarch hatte ſich ſchon dazu verſtanden, einen Nuntius am Hofe zu empfangen, dieſen als Herrſcher aller Miſſionäre zu betrachten, und überdieß mit dem Papſte in genaue Verbindung zu treten. Schon war ein Prieſter erwählt, der Clemens VII. zu Rom Geſchenke überbringen, zugleich ihm die Verſicherung der kaiſerlichen Freundſchaft geben ſollte. Welch ein herrlicher Sieg wäre dieß geweſen, und wie bald würde der ſelbſtändige Kaiſer die Pantoffel des römiſchen Statthalters geküßt haben. Es gibt keinen Mittelweg; wer die Freundſchaft Roms ſucht, muß ſich mit Leib und Seele der Hierarchie ergeben, oder ſich gefallen laſſen in den Bann gethan zu werden. — Die Jeſuiten ſelbſt ſcheinen den Plan hintertrieben zu haben; denn ſie hatten erfahren daß der Patriarch den Befehl des heiligen Vaters in ſeiner Taſche hatte, um alle die beſtrittenen chineſiſchen Gebräuche aufs ſchärfſte, als höchſt abgöttiſch, zu unterſagen. Allein er wollte ſich dennoch keine offenen Feinde machen, und hoffte daher die Miſſionäre im Stillen dazu zu zwingen. Der Kaiſer ließ ihn fragen, was man in Europa über die beſtrittenen Punkte beſchloſſen; Tournon antwortete daß man noch keine authentiſche Anſicht des ganzen Handels erhalten, und daher auch noch nicht eine Meinung darüber konnte kund werden laſſen. Dieß war eine Nothlüge; Kanghi welcher den ganzen Vorgang der Sachen von den Jeſuiten ſehr wohl wußte, war daher erzürnt. — Tournon war ſchon abgereist, er aber ſetzte den zurückgelaſſenen Legaten (Maigrot) in einen Kerker, ließ ihm dann die Baſtonnade geben, und verbannte ihn lebenslänglich nach der Tatarei. Tournon wurde auf der Reiſe an-

gehalten, damit zwei Jeſuiten, die man nach Rom als Abgeordnete ſchickte, den Vorſprung haben ſollten. Nachher verordnete der Kaiſer daß kein Miſſionär die Erlaubniß im Lande zu bleiben erhalten ſollte, der nicht erklärt hätte daß er die Lehren des Kongfutſe und die Ceremonien der Chineſen rückſichtlich der Todten billigte. Der obige Nuntius nebſt allen apoſtoliſchen (welcher Mißbrauch des Wortes!) Stellvertretern, welche der Papſt geſandt, wurden ſogleich aus China verbannt. — Dieß waren Jeſuitenſtreiche, wovon ſelbſt Seine Heiligkeit ſich nicht den entfernteſten Begriff gemacht; denn wie konnte er auch nur einen Augenblick glauben daß ſeine getreuſten Söhne ſo etwas Gottloſes unternehmen würden?

Tournon, entrüſtet, machte nun den Befehl ſeines Herrn öffentlich bekannt, ſo daß alle Miſſionäre welche den Meinungen der Jeſuiten huldigten, gleichſam in den Bann gethan wurden, und diejenigen welche dem Papſt anhingen, das Land verlaſſen mußten. Endlich kam der Patriarch nach Makao, und wollte ſich ſogleich nach Europa einſchiffen. Da erſchien ein Befehl daß man ihn dort ſo lange in Verwahr halten ſollte, bis die zwei jeſuitiſchen Abgeſandten in Europa ihre Sachen abgethan hätten. Die Portugieſen waren ſchon genugſam über ſeine Einmiſchung in kirchlichen Sachen erbittert, und bedurften des kaiſerlichen Befehles nicht um ihn mit der größten Strenge zu behandeln. Man ſah ihn als einen Staatsgefangenen an, und der Biſchof von Makao drohte ihm ſelbſt mit dem Bann, wenn er nicht die vorigen Maßregeln widerrufen würde. Vergebens bemühten ſich Auguſtiner und andere Mönche um ihm Erleichterung ſeines harten Looſes zu verſchaffen; dieß brachte ſeine Feinde nur noch mehr gegen ihn auf. Seine Diener wurden ihm genommen, ſelbſt der Lebensmittel beraubte man ihn, als der Cardinalshut ihm vom Papſte zugeſchickt worden war; endlich ſtarb der hartgeplagte Mann am Schlage.

Noch hatte der Papſt nicht alle Hoffnungen aufgegeben endlich über alle Schwierigkeiten zu triumphiren, und ſich als Gewiſſenszwinger auch in China anerkannt zu ſehen; daher ſandte er im Jahre 1721 ſeinen ſehr ergebenen Knecht Mezzabarba, um dieſen großen Plan auszuführen, und endlich die Macht der Jeſuiten niederzuſchlagen. Um das Verſehen ſeines Vorgängers

nicht zu begehen, hielt er völlig um Erlaubniß am Hofe zu Liſſabon an, und als er in Makao anlangte, hatte man für ihn einen Thron bereitet, auf welchem er auch die Abſolution den verſchiedenen Sündern und Geiſtlichen jener Stadt ertheilte. Seine Reiſe nach Peking ging bald vor ſich. Dort wurde er abwechſelnd mit Strenge behandelt oder ſelbſt ausgelacht, wie es die Laune des Kaiſers gerade haben wollte. Kanghi ſprach über die Vermeſſenheit der Fremden ſich über die Ceremonien der Chineſen ſo beſtimmt auszudrücken, lachte über die Grobheit, Anmaßung und Unfehlbarkeit des Papſtes, ſagte dann wieder daß er völlig mit ihm übereinſtimme, und daß der Unterſchied ihrer Meinung ganz unbedeutend ſey; drohte mit Entlaſſung aller Miſſionäre, mit der Ausnahme einiger wenigen welche in ſeinem Dienſte waren, und verabſchiedete endlich den zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebenden Legaten mit einem freundlichen Händedruck. Kanghi aber ſcherzte nur äußerlich, und ging ſogar ſoweit, das ganze Europa zum Schiedsrichter in dieſer Sache aufzufordern; denn er wünſchte dieſen Streit durch den ruſſiſchen Geſandten, der ſich damals am Hofe befand, allgemein bekannt machen zu laſſen. Die Zänkerei der Miſſionäre unter einander ſah er mit dem größten Mißfallen; allein die fremde Einmiſchung in die Meinungen ſeiner Unterthanen verabſcheute er, und die Austilgung des Papſtthums wurde von dieſem Augenblick an ein ernſter Gegenſtand der Regierung.

Man möchte wohl fragen, hatten die Jeſuiten oder ihre Gegner Recht? Mit wenigen Worten kann man dieß beantworten. Da einmal die Päpſte die Verehrung ſo vieler Heiligen angeordnet haben, konnte man den Tauſenden auch wohl den einzigen Kongfutſe beigeſellen, welches im Kalender wenig Unterſchied gemacht haben würde. Man lehrte das Fegfeuer, verrichtete Todtenopfer und las Meſſen für die Verſtorbenen, um ſie durch menſchliche Hülfe der ewigen Qual zu entziehen. Da man dieſe menſchlichen Erdichtungen als rechtgläubig betrachtete, warum nicht auch die chineſiſche Weiſe der Verehrung der Todten? Das Herz, welches von der Liebe und Wahrheit des Erlöſers durchdrungen iſt, verabſcheut natürlich beide Irrwege, und nur ſolche Chineſen, welche die Kraft des ewigen Lebens an ihrer Seele erfahren haben, ſollte man Bekehrte nennen; ſie bedürfen des Verbotes

nicht, die Benennungen des höchſten Weſens werden auch denen nur klar, welche geiſtig erleuchtet ſind, den übrigen liegt der Materialismus immer nah, wie auch die Namen ſeyn mögen.

Wir ließen die Holländer im Beſitz von Formoſa. Dort hatten ſie erſt mit den Japaneſen zu kämpfen, welche durchaus den Fremden die Ausübung unumſchränkter Macht nicht erlauben wollten. Daher geriethen ſie oft in heftigen Streit, und da dieſe Sachen dem hohen Rathe zu Jedo vorgeſtellt wurden, ward der Handel der Holländer dadurch ſehr oft gefährdet. Einmal hatte man die Japaneſen eine ſehr bedeutende Summe als Ausfuhrzoll bezahlen laſſen. Sie beſchwerten ſich darüber, erhielten aber keine genügende Antwort. Um ihre Rache jedoch zu üben, warteten ſie bis daß der Gouverneur allein zu Hauſe war, drangen in ſein Gemach und drohten ihm mit dem Tode, wenn er nicht auf der Stelle nachgeben wollte. Dieß war eine Aufforderung, welcher der Statthalter auch ſogleich Genüge leiſtete. Sie nahmen nun ihr Geld, gingen an Bord ihrer Junken und ſegelten hinweg. Nachher gingen verſchiedene Abgeordnete der Eingebornen nach Japan, um die Regierung zu erſuchen, die Inſel in ihren Schutz zu nehmen. Dieſes Verlangen aber hintertrieben die Holländer durch bedeutende Geſchenke, welche zu Jedo reichlich geſpendet wurden. Wäre dem Volke aber nicht verboten worden nach auswärtigen Ländern zu gehen, ſo würde wahrſcheinlich die japaniſche Bevölkerung ſehr bald die Oberhand erhalten haben.

Die Chineſen kamen unterdeſſen in großer Menge von der Küſte herüber, und bald entſtand eine ziemliche Niederlaſſung in der Nähe des Fortes Zelandia, welches man am Eingange der jetzigen Hauptſtadt auf einer Sandbank gebaut. Dort fing auch der Verkehr zu blühen an und die Holländer hatten überdieß noch einen Schleichhandel mit Emui oder Amoi, wohin jährlich 6 — 8 Schiffe gingen. Dieſer Wohlſtand zog denn endlich auch die Spanier an, welche ſich im Norden der Inſel niederließen, aber von ihren Nachbarn ſehr bald vertrieben wurden.

Kokſing kam natürlich ebenfalls in Berührung mit dieſen Schiffern. Er ſprach ihre Hülfe gegen die Tataren an, was rund abgeſchlagen wurde. Darüber ſehr unzufrieden, nahm dieſer Seeräuber einige ihrer Schiffe weg, und ſie thaten ein Gleiches

mit den ſeinen. Zugleich ſandten ſie einen Spion, welcher alle ſeine Schritte beobachten mußte, zugleich aber von Kokſing bezahlt wurde und ihm daher ſelbſt treulich diente.

Nach dem verunglückten Unternehmen gegen Nanking gab der Seeheld beinahe die Hoffnung auf, je etwas auf dem Feſtlande China's auszuführen; er richtete daher ſeinen Blick unverwandt auf Formoſa. Dort hatte er eine ſehr ſtarke Partei unter ſeinen Landsleuten; bald entſtand ein Aufruhr, welcher mit dem Blute Hunderter von Chineſen gedämpft wurde. Die Eingebornen, von denen ein großer Theil Chriſten geworden, leiſteten ihrem Herrn treue Hülfe und gingen muthig in die Schlacht. Die Nachricht jedoch, daß dieſer verwegene Pirat ſehr bald einen Anfall auf die Inſel machen werde, bewog den Rath zu Batavia, dorthin eine Flotte und ſtarke Beſatzung zu ſenden. Kokſing war damals im Beſitze von Emui; da er ſeine Macht mit ſolchen erfahrnen Seeleuten nicht aufs Spiel ſetzen wollte, fing er Unterhandlungen ohne Ende an, bis der holländiſche Admiral alle Geduld verlor und wieder nach Batavia unverrichteter Sache zurückkehrte, ohne den Befehl, Makao zu nehmen, in Ausführung zu bringen. Dieſen Augenblick hatte Kokſing gerade abgewartet, und ſegelte ſogleich mit allen ſeinen Junken nach Taiwan. Dort waren die Holländer nicht vorbereitet; kühn landete er mit 4000 Mann, ohne daß ſie es hätten verhindern können, und ſeine Matroſen fielen über ein Schiff her, welches ſie in die Luft ſprengten. Dadurch wurde nun der Gouverneur genöthigt zwei andere welche im Hafen lagen in den Grund zu bohren, damit ſie nicht in die Hände der Feinde fielen, während die noch übrigen ſchnell nach Batavia zurückſegelten. — Der Statthalter Koyet ſcheint eine feige Memme geweſen zu ſeyn, denn er unterhandelte mit Kokſing wegen der Uebergabe der ganzen Inſel mit Ausnahme der Hauptſtadt, und verlor durch ſeine Unachtſamkeit ein kleines Außenwerk mit 300 Mann. Dadurch wurde nun der Muth der Chineſen bedeutend aufgeregt, bis die Holländer einen Ausfall machten und wieder große Beweiſe ihrer Tapferkeit an den Tag legten. Man verhielt ſich jedoch hernach ruhig, ohne etwas Bedeutendes zu unternehmen. Endlich erſchien zur großen Freude der Belagerten eine Flotte, die Mantſchuren erſuchten auch die Holländer ſich mit ihnen zum

Untergange des Kokſing zu vereinigen, und es wäre nun etwas ſehr Leichtes geweſen den Feind von der Inſel wegzujagen. Die Zeit verlor man aber mit Plaudern, und der elende Admiral ſegelte ſogleich weg als der Wind günſtig geworden war.

Kokſing, der ſich nun wieder frei ſah, that alles Mögliche die Belagerten zur Uebergabe zu überreden. Zu dieſem Ende ſandte er einen Prediger und verſchiedene Schulmeiſter in die Stadt, mit der Drohung daß, wenn ſie nicht ihre Landsleute bewegen würden ihre Stadt ihm zu überliefern, er ihnen den Kopf abſchlagen wollte. Anſtatt ſich aber ſchrecken zu laſſen, ſprach der Pfarrer den Freunden Muth zu, und ging ſeinem Verſprechen gemäß wie ein zweiter Regulus ins feindliche Lager zurück, wo er mit ſeinen Gefährten den Tod litt.

Nun ſuchten die Chineſen die Feſtung zu bombardiren und drohten mit einem Sturm. Darüber verlor Koyet allen Muth, veranſtaltete eine Capitulation, und nachdem alle die Güter der verſchiedenen Perſonen eingepackt und eingeſchifft waren, ſegelte er raſch nach Batavia (1662). Dieß war das jämmerliche Ende der Beſitzung, die von ſolcher Wichtigkeit hätte werden können.

In Batavia aber gab man noch nicht die Hoffnung auf, wieder förmlich über Formoſa zu herrſchen. Ein Holländer, Namens Borel, ging zu dieſem Ende nach Peking, ſchloß ein Schutzbündniß mit den Tataren ab, und 17 Schiffe erſchienen nun im Canal von Formoſa, um Kokſing von Kimmui, in der Nähe von Emui, wegzutreiben. Der Tatarengeneral verſprach zu Lande die Seeräuber anzugreifen, während die Holländer ihre Junken in den Grund bohrten. Das letztere geſchah nun auch wohl; allein die Mantſchuren blieben unbeweglich ſtehen und wollten ihrem General nicht gegen die verzweifelten Seeräuber folgen. Da wurde ein zweiter Angriff verabredet; wieder thaten die holländiſchen Kanonen Wunder, und die wenigen Junken welche noch übrig blieben, ſegelten ſo ſchnell als möglich weg. Voll Aerger über die Gleichgültigkeit der Verbündeten nahm der holländiſche Anführer die Inſel Emui weg, und hielt ſich auch dort eine Zeitlang auf. Aber Formoſa war das Endziel, dorthin kamen auch die Fremden und hofften auf ſehr großen Erfolg, denn Kokſing war in der Schlacht umgekommen. Hier wurden ſie von Tſchingkingmai, dem Sohne des verſtorbenen

Helden, ſehr tapfer empfangen und konnten trotz langer Anſtrengungen nichts ausrichten. Der Krieg dauerte noch einige Jahre fort; als aber beide Parteien dabei gefährdet wurden, ſchloß man endlich Friede, und die Holländer gaben hinfort alle Hoffnung auf, wieder eine Inſel im chineſiſchen Meere zu beſitzen.

Tſchingkeſan, der Enkel des Kokſing, erklärte ſich nun zum unumſchränkten König von Formoſa. Von dem Kriege ſeines Vaters mit dem Fürſten von Fokien haben wir ſchon oben geſprochen; die Folgen dieſes Unternehmens waren Schwäche, Mißtrauen und Eiferſucht. — Jao, ein ſehr verſchmitzter Statthalter, welcher die Regierung in jener Provinz übernahm, erließ daher ein Rundſchreiben, in welchem er alle Einwohner die ſich nach Formoſa geflüchtet, aufforderte, nach ihrer Heimath zurückzukehren. Viele folgten dieſem Rufe und wurden im Vaterlande gütig behandelt. Dieſes Beiſpiel verminderte die Reihen der Krieger dermaßen, daß der junge König für ſeine Herrſchaft zu zittern anfing. Auf einmal hörte er, daß eine bedeutende Flotte in den Pescadores angelangt, welche ſich nach großem Widerſtande dieſer Inſeln bemächtigt. Da verzagte er an ſeinem Leben; voll Verzweiflung ſchrieb er einen demüthigen Brief an den Kaiſer, in welchem er Land und Leute ihm zu Füßen legte. Die Sprache welche er in dieſem Schreiben führte, zeigte ſeine gänzliche Muthloſigkeit; Kanghi, ohne auf ſeine Bitten zu achten, verſprach ihm Gnade, wenn er ſich zu Peking ihm zu Füßen werfen würde. Allein Tſchingkeſan erinnerte ſich des Looſes ſeines Urgroßvaters und zauderte ſehr lange ehe er ſich zu dieſem Anerbieten verſtehen wollte. Aber da war kein Ausweg; der Kaiſer wollte nur unter dieſer Bedingung ſeine Unterwerfung annehmen, und ihn im widrigen Falle mit Krieg überziehen. Zaudern half nichts, und ſo wurde die kürzlich eroberte Inſel (1683) dem chineſiſchen Reiche einverleibt. Das Betragen des Monarchen gegen dieſen Fürſten war jedoch ſanft und gütig; er gab ihm einen guten Gehalt, ließ ihn einen kleinen Hof halten, und ehrte ihn bei allen feſtlichen Gelegenheiten.

Gegen das Ende von Kanghi's Regierung brach ein heftiger Aufruhr aus; die Beſatzung wurde von den Coloniſten zu Formoſa beinahe vernichtet, die Mandarine ermordet und die Inſel wieder

für frei erklärt. Mit vielem Blutvergießen behaupteten die Mantſchuren freilich die Oberhand; Scenen dieſer Art fielen jedoch faſt unter jeder der folgenden Regierungen vor. Der Beſitz dieſer Inſel war ſehr ſchätzbar; denn es wuchs dort Reis, Zucker, Hanf und Kampher in Menge — herrliche Producte, wovon erſteres den Bewohnern der Provinz Fokien in vielen hundert Junken zugeführt ward; ohne dieſen Zufluß könnten ſie jetzt nicht ihr Leben friſten; das zweite fand ſehr großen Abſatz im Norden, und das letztere hat die Apotheken von ganz Europa verſehen. Die Erderzeugniſſe ſind reicher als die irgend einer andern Inſel in Aſien, nicht ſowohl wegen Fruchtbarkeit des Bodens, ſondern durch den Fleiß der chineſiſchen Bebauer. Die Eingebornen hat man nach der Oſtküſte verdrängt und ſie gewöhnlich mit ſehr großer Härte behandelt. Noch aber leben ſie von Hirſchfang und der Bereitung des Kamphers, und finden ſich in den Gebirgen und Bergſchluchten in kleinen Gemeinden arm und elend, ohne die geringſte Cultur. Ob noch einige Spuren des frühern Chriſtenthums vorhanden ſind, läßt ſich wohl ſchwerlich ausmitteln. Der letzte Verſuch an dem öſtlichen Strande zu landen, mißlang, und ſo hat man nicht die geringſte Nachricht von den Ueberbleibſeln der holländiſchen Gemeinde. Theile des neuen Teſtaments ſowohl als des Heidelberger Katechismus waren in die Landesſprache überſetzt worden; Viele hatten leſen gelernt; ob ſich nun noch eine Spur von dieſer Bildung vorfindet, dieſes ausfindig zu machen muß ſpätern Forſchern überlaſſen werden.

Die jetzigen Herren des Nordens erwachten im 17ten Jahrhundert von einem langen Schlummer, und ſo zeigte ſich bald ein Unternehmungsgeiſt, welchen man den Ruſſen vorher wohl nicht zugetraut hatte. Mit großen Gefahren und unſäglichen Beſchwerden drangen ſie bis in Sibirien vor und eroberten einen großen Theil der Eisfelder, wo nur unbedeutende Völkerſtämme ein elendes Leben führten. Dort hörten ſie auch von dem chineſiſchen Reiche, daß dieſes mit Reichthümern angefüllt wäre; daher ſuchten ſie einen Weg dahin ausfindig zu machen, was jedoch viel größere Schwierigkeiten hatte, als den Seeweg um das Cap herum nach Oſtindien zu entdecken. Glücklicherweiſe fand einer dieſer Abenteurer unter den Wilden ein Stück Geldes; nun begab er ſich in die Richtung welche ihm angedeutet wurde, wo

man dieß Metall in Menge finden könnte. Der Name dieſes Mannes iſt Pojarkow, welcher, wenn man die Gefahren und Beſchwerden bedenkt, die er auf ſeinen Zügen auszuſtehen hatte, einen hohen Rang unter den Entdeckern verdient. Dieſer unternehmende Geiſt war es, welcher zuerſt den Amur bis zur Mündung hinabfuhr. Der Pelzhandel am Ufer dieſes Fluſſes war ſo ergiebig geweſen, daß ſelbſt der Czar, nachdem andere Jäger dieſelben Orte beſucht, ſich entſchloß dort regelmäßige Colonien anzulegen. Die Eiferſucht der Mantſchuren wurde aber ſehr bald rege gemacht, und ſie boten nun alles auf, um mit Hülfe der Dauren und Sſolon, zwei der wackerſten Jägerſtämme aus der Nähe, dieſe unwillkommenen Gäſte hinwegzutreiben. Das Betragen der Ruſſen war auch keineswegs berechnet, ihnen die Freundſchaft der Eingebornen zu verſchaffen; denn ſchon beim erſten Zuge hatten große Feindſeligkeiten ſtattgefunden; nun fing man auch noch an einen regelmäßigen Tribut an Pelzen einzufordern, gebrauchte die Knute und behandelte die wenigen Einwohner, welche ſich noch nicht geflüchtet hatten, mit großer Härte. Da aber die Koſaken von den vielen kleinen Feſtungen der Eingebornen Beſitz genommen, worunter Albazin die berühmteſte iſt, und ein gewiſſer entſchloſſener Mann, Chabarov, an ihrer Spitze ſtand, ſo vertheidigten ſie ſich mit großem Erfolg. Der Tatarengeneral, welcher die Gränze bewachte und wahrſcheinlich von dem Kriege in China zurückgekommen war, glaubte mit Chineſen zu thun zu haben und gab daher Befehl, daß man dieſe Fremden ergreifen und ſie lebendig in ſeine Hände liefern ſollte. So marſchirte denn ein Heer von etwa 3000 Mann hin um das Fort der Ruſſen einzunehmen und den Befehl des Herrn auszuführen. Muthig kamen ſie zum Kampfe heran; allein als ſie von Kartätſchen-Kugeln begrüßt und überdieß bei ihrem ſchnellen Rückzuge von den Koſaken verfolgt wurden, verloren ſie allen Muth, ließen ihr Geſchütz im Stiche und kehrten zum Heerführer mit einem ſehr mißlichen Berichte zurück. Da nun große Verſtärkungen von Rußland ankamen und ein förmlicher Gouverneur ernannt wurde (1653), ſo glaubten ſich die Coloniſten hinreichend gegen alle Anfälle der Mantſchuren geſichert. Allein die Ankömmlinge waren von der Hefe des Volkes; ſie liefen daher in großer Zahl weg oder wurden auf ihren Streifzügen von den

Chineſen gefangen, ſo daß, wenn im folgenden Jahre eine feindliche Flotte auf dem Fluſſe erſchien, die Ruſſen den Muth verloren hatten und in ſehr großer Anzahl nach Hauſe gingen, während andere, welche die Kaiſerlichen beim Plündern ergriffen, als Gefangene nach Peking gebracht wurden; unter dieſen war die Beſatzung des Fortes Albazin. Dort aber behandelten ſie die Mandarine menſchlich, erlaubten ihnen die Ausübung ihrer Religion, ſtellten ſelbſt einige dieſer Abenteurer als Officiere an und gaben ihnen Häuſer, Land und Weiber, um ſie für immer dem Lande zu verbinden.

Die Unruhen dauerten noch Jahre lang fort; denn die Mantſchuren wollten nicht nachgeben und die Ruſſen beſtanden auf der Beibehaltung dieſer Jagden, welche ſo großen Gewinn einbrachten. Aber Krieg und Streit zerſtören ſehr oft die ergiebigſten Niederlaſſungen; die Ruſſen fürchteten ſehr natürlich, daß mit der Fortdauer ihres Mißverſtändniſſes kein Heil und Segen ihnen werden könnte, und ſchickten daher (1687) Bevollmächtigte nach Peking um einen Vertrag abzuſchließen. Aufgefordert zu einem Verſtändniß, zeigte der Kaiſer ſeine große Bereitwilligkeit ſich dazu zu verſtehen; denn er fürchtete immer, daß die Mongolen dieſem mächtigen Feinde ſich in die Arme werfen und dann dem Staate ſehr gefährlich werden möchten. Eine prächtige Geſandtſchaft wurde daher ſogleich von Kanghi abgefertigt, welche dem ruſſiſchen Botſchafter zu Selinga begegnete; zwei Jeſuiten, Gerbillon und Pereyra, gingen als Dolmetſcher und Unterhändler mit und langten nach einer mühevollen Reiſe von vier Monaten endlich am Orte ihrer Beſtimmung an. Nichts wurde aber über die Gränzen ausgemacht; daher ſandte der Kaiſer im folgenden Frühjahre etwa 9000 Mann mit den Bevollmächtigten, worunter auch 3000 Soldaten, um den Vertrag zu Nipſchu, der ruſſiſchen Gränzfeſtung, abzuſchließen. Wäre die Unterhandlung den mantſchuriſchen und ruſſiſchen Großen überlaſſen geweſen, ſo wäre ſie wohl in zehn Jahren nicht zu Stande gekommen; denn was die eine Partei verlangte, ſchlug die andere ab, und jede vertheidigte ſich mit Sophismen. Da ließ der Tatarengeneral endlich ſeine Truppen vorrücken, und dieß brachte die Ruſſen zur Beſinnung. Dieſe aber rächten ſich durch Zaudern, ſo daß die Jahreszeit ſchon ſehr rauh war, ehe man noch etwas beſtimmt

hatte. Nun traten aber die beiden Miſſionäre ins Mittel, ſtellten den Ruſſen vor, welche Vortheile ſie von einem ununterbrochenen Handel mit China ziehen würden, und da der Kaiſer dieſen zugeſtanden, wenn ſie das Zobel-Land abträten, ſo erheiſchte ihr eigener Vortheil, dieſem Vorſchlage keine weitern Hinderniſſe in den Weg zu legen. Dieſe Rede beſtimmte die Parteien ſich in die Nothwendigkeit zu fügen, und der Friede wurde unterzeichnet (1689). Rußland verlor eine ziemliche Strecke Landes und mußte auch die Feſtung Jakſa ſchleifen; dagegen behielten ſie auch ſehr ausgedehnte Strecken, und die gegenſeitige Einigkeit verſchaffte dieſen einen viel größern Werth als ſie vorher hatten. Streng genommen hatten weder Ruſſen noch Mantſchuren das geringſte Recht auf dieſe Ländereien, denn ſie gehörten den kleinen Stämmen an, die in geringer Anzahl herum wohnten. Allein als die Sache zur Sprache kam, meinte ein Jeder darauf unumſtößliche Anſprüche zu haben, man fragte nie die Häuptlinge was ſie darüber beſtimmen wollten. Beiden Nationen gereichte es zur Ehre, daß ſie den Vertrag ſehr gewiſſenhaft erfüllten und nie von ihrem Verſprechen abwichen, ſo daß die Gränzſteine bis auf dieſen Tag an ihrem Platze blieben — ein Umſtand, welcher in der politiſchen Geſchichte der Völker ſich ſehr ſelten vorfindet. — Kanghi betrachtete den ganzen Vorgang als einen Sieg und ſchrieb ſich die Ehre zu die Ruſſen gedemüthigt zu haben.

Von dieſem Augenblick an eröffnete man freundlichen Verkehr mit Peking, und verſchiedene ruſſiſche Geſandte erſchienen von Zeit zu Zeit am kaiſerlichen Hofe. In jedem Jahre langte eine Karawane mit Pelzwerken und andern Producten des Weſtens in der Hauptſtadt an, welche auf öffentliche Koſten unterhalten wurde, damit die Güte des Monarchen auch den entfernteſten Theilen der Erde bekannt gemacht würde.

Um alles über dieſen Handel feſtzuſtellen, langte der Geſandte Ismailoff mit ſeinem Secretär Lange im Jahre 1719 in der Hauptſtadt an. Man hatte ihnen nicht erlaubt ihre Frauen nach Peking zu bringen, denn deren gab es dort ſchon eine Menge. Der Marſch durch die Wüſte war mit Gefahren aller Art umringt, und Hunger und Kälte ſtritten um die Oberhand. Die Städte welche ſie in China durchzogen, waren kurz

zuvor in Schutthaufen verwandelt worden; nach vielen Leiden und Entbehrungen hielten die Geſandten endlich ihren kriegeriſchen Einzug in China's Hauptſtadt. Hier warteten ihrer die größten Schwierigkeiten; denn es iſt in der Natur dieſes kleinlichen Hofes alle möglichen Hinderniſſe den Fremden in den Weg zu legen. Kanghi empfing ihr Beglaubigungsſchreiben mit großer Freundlichkeit, allein die Ceremonie des Kopfſtoßens mußte dennoch verrichtet werden; denn die chineſiſche Etikette iſt in dieſem Stücke unerbittlich. Sie wurden dann prächtig bewirthet und eines der herrlichſten Feuerwerke das man je am Hofe geſehen, ihnen zu lieb veranſtaltet. Kanghi, welcher das Weltmeer noch nie geſehen und von den Seereiſen der Pater gehört, erſuchte die Diener des Czaren, ihren Herrn in ſeinem Namen doch ausdrücklich zu warnen ſich nicht den großen Gefahren der Wellen auszuſetzen, was doch endlich ſein Leben koſten könnte. Uebrigens drückte der Monarch ſich ſehr gnädig über ihre Vorſtellungen aus; ich bin alt, ſagte er, und werde nicht mehr lange leben; daher wünſche ich mit der ganzen Welt im Frieden zu ſterben. Um aber noch einen Beweis zu geben, daß er noch nicht an Altersſchwäche zu leiden habe, ſpannte er ſelbſt einen Bogen und ſchoß ihn mit großer Kraft ab. Von der Vortrefflichkeit ſeines Heeres wünſchte er auch den Botſchaftern Beweiſe zu geben; daher lud er ſie zur Heerſchau ein und überzeugte ſie, daß, obgleich er nicht dem Czar als Reformator gleichſtehe, er dennoch ſehr viele gute Einrichtungen in ſeinem Staate getroffen. Da war ein Wetteifer von Seiten Kanghi's, welcher von den Thaten des außerordentlichen Fürſten gehört, und ihm daher gleichſtehen wollte. Während ſich der Geſandte verabſchiedete, blieb Lange als Reſident zurück. Seine Geduld wurde während dieſes Aufenthaltes ſehr ſtark geprüft. Der Regen lief in ſein Haus ein, die Lebensmittel wurden ihm nur durch Erlaubniß der Soldaten, welche vor ſeinem Hauſe Wache ſtanden, zu Theil, und die Schulden konnte er nicht einfordern. So befand er ſich in einer ſehr mißlichen Lage; als er den Miniſter um Berückſichtigung ſeiner Beſchwerden erſuchte, erhielt er zur Antwort, daß Handel eine zu geringe Sache ſey um der Regierung zur Laſt zu fallen. Dennoch wollten dieſe ſtolzen Mandarine daraus einen Alleinhandel machen, und nachher, als ſie den Kaufleuten Erlaubniß

gaben von den Ruſſen Waaren einzukaufen, Niemand den Zugang zu ihren Ländern verſtatten, welcher nicht eine Summe Geldes bezahlte. Nun entſtanden auch Streitigkeiten an den Gränzen. Einige Horden, welche von den Chineſen zu ſehr bedrückt worden waren, gingen zu den Ruſſen über. Die Kaufleute dieſer Nation machten auch ſehr große Geſchäfte mit den Mongolen; da der Kaiſer eine ſolche Verbindung aus politiſchen Gründen haßte, ſo wurde Lange zur Rechenſchaft gezogen. Da war dieſer Geſchäftsträger ſehr froh ſich ſo ſchnell als möglich vom Hofe zu entfernen, und es ſeinem Herrn zu überlaſſen dieſen Streit zu ſchlichten.

Die Portugieſen zu Makao hatten ihrerſeits ſehr viel zu leiden. Kaum konnte Schall durch ſeine ernſten Bitten die Stadt vom Untergange retten; denn in dem Befehle welcher die Zerſtörung aller Wohnungen an der Küſte forderte, war auch dieſer Ort mit einbegriffen. Ungeachtet der Erlaubniß ſich ſelbſt zu vertheidigen, kam dennoch ein chineſiſcher Admiral um alle Schiffe und Güter in Beſchlag zu nehmen; um ſeiner los zu werden, ſandte man ihm eine große Summe Geldes, womit er dann abzog. Aber kein Schiff konnte den Hafen verlaſſen ohne ausdrückliche Erlaubniß von den Chineſen zu erhalten, und dieß konnte wieder nicht ohne Beſtechungen geſchehen. Um allen dieſen Beſchwerden abzuhelfen, fertigte man im Jahre 1667 eine Geſandtſchaft an den jungen Kaiſer ab. Am Hofe hatte ſie alle die gewöhnlichen Ceremonien zu beobachten, ohne das geringſte Vorrecht zu erlangen. So kam ſie denn wieder zurück, um ihren Mitbürgern zu rathen, auf ihre eigenen Mittel zu vertrauen und ſich nicht weiter mit der chineſiſchen Regierung einzulaſſen. Ihr Handel ſank bald ſehr tief, ſo daß die wenigen Schiffe welche ihnen noch blieben, nicht befrachtet werden konnten. Nachher kam das Verbot mit dem Auslande keine Berührung zu haben; um aber noch einen kleinen Platz den Fremden zum Handeln zu erlauben, machte man den Vorſchlag, Makao zum allgemeinen Markte zu erheben. Welche großen Vortheile würden die Coloniſten von dieſer Einrichtung geerntet haben, wenn ſie nicht blind geweſen wären. Allein da dachten ſie, daß der Gewinn des Handels auch andern Nationen anheimfallen würde und ſie dadurch ärmer werden könnten. Daher wieſen ſie ſtolz dieß

Anerbieten von der Hand, und zogen es vor lieber ſelbſt Bettler zu ſeyn, als andere vom Handel in ihrer Mitte glücklich leben zu ſehen. Die Folge war bittere Armuth und der Triumph der mit Unternehmungsgeiſt begabten Nation.

Unterdeß fingen die Engländer zu glänzen an. Nachdem ſie an verſchiedenen Orten einen Handel zu eröffnen getrachtet und vorzüglich zu Makao großen Verluſt erlitten, wandten ſie ſich endlich an den jungen König von Formoſa. Dieſer handelte um Kanonen und Pulver, bezahlte aber ſehr ſchlecht, und ſuchte von den übrigen Waaren die beſten für ſeinen eigenen Gebrauch aus. So war dieſer Verkehr am Ende nicht vortheilhaft, und die Freiheit des Handels zu Emui mußte man ſich erſt durch große Geſchenke erkaufen. Es gab ſoviel Plackereien mit den Mandarinen des Ortes, daß es für die Schiffe beinahe eine Sache der Unmöglichkeit war bedeutende Summen zu erübrigen. Klagen halfen auch nicht; da ſchaffte ſich endlich ein Capitän Recht, und fiel eine Junke an, um die ihm geraubten Güter wieder zu erſetzen. Dieſe Gewalthätigkeit kam zu den Ohren des Kaiſers, welcher den Mandarin beſtrafte, der dazu Anlaß gegeben, und dagegen den Fremden vergab. Allein der Handel war noch ſehr unbedeutend, und Kanghi achtete ihn ſeiner Aufmerkſamkeit unwürdig.

Die Franzoſen verſuchten mit Hülfe ihrer Miſſionäre einen Verkehr anzufangen. Zwei- und dreimal kamen Schiffe der indiſchen Handelsgeſellſchaft nach Canton, welche auch von den Mandarinen ſehr höflich empfangen wurden. Die Befehlshaber erklärten daß ſie in zu hohen Ehren in ihrem eigenen Lande ſtänden, als daß ſie ſich in der Gegenwart fremder Officiere erniedrigen könnten, und behaupteten die Würde ihrer Nation. Dabei wurde ſehr viel über den großen Ludwig geſprochen, ſeine Thaten bis an den Himmel erhoben, und von ſeiner großen Achtung für den chineſiſchen Kaiſer ganz beſonders Erwähnung gemacht. Die Abſicht des Monarchen war auch in China zu glänzen, und es fehlte nicht an prächtigen Geſchenken und dem Pomp der Abgeordneten, um der Welt zu zeigen daß kein Monarch ſo freigebig ſeyn könnte, und daß China vor ihm die höchſte Ehrerbietung haben müßte. Aus dem Handel jedoch wurde nichts, denn er hörte bald nachher wieder auf.

Wir müſſen immer an Kanghi als den Zeitgenoſſen des großen Kurfürſten, Peter des Großen, und Ludwigs denken, und ihn mit dieſen vergleichen. Er hatte viele Vorzüge, viel Nachtheiliges; als ein bloßer Tatarenfürſt aber genommen, der nie einen beſſern Culturzuſtand kannte, und dabei noch ſehr eingewurzelte Vorurtheile zu beſiegen hatte, verdient er ſehr großen Ruhm. Er regierte länger als ein anderer Kaiſer und ſtarb lebensſatt.

Am Ende laſſen wir noch einige Bemerkungen aus ſeinem Teſtamente folgen:

„Siebenzig Jahre habe ich erreicht, ſechzig regiert; ich hinterlaſſe hundert und fünfzig Söhne und Enkel, und noch mehr Töchter; habe alle Reichthümer und Güter welche die Erde darbietet, genoſſen, und ſterbe nun nach vollbrachtem Lauf zufrieden, einen vierten Sohn, welcher mir am meiſten ähnelt, zum Erben des Reiches beſtimmend.“ — Kanghi ſpricht in der ganzen Schrift von ſich ſelbſt ſehr vortheilhaft, nimmt Geſchichte und Claſſiker zu Hülfe, um in ſeiner ganzen Würde ſich zu zeigen, und ſchließt dann mit der Anhänglichkeit, welche die ganze Nation und vorzüglich die Mantſchuren an ihn hatten. Hätte der Kaiſer weniger geſagt, und in gedrängter Kürze ſo ſelten als möglich von ſich geſprochen, ſo würde dieß Teſtament mehr zu ſeiner Ehre gereicht haben *).

Drittes Capitel.

Jongtſching, W. N. Schitſonghienhoangti.

(1723 — 1735.)

Jongtſching hatte viel Majeſtätiſches in ſeinem Aeußern, und entſchloß ſich, der Welt darzulegen daß man ihn zu fürchten

*) Die Quellen zu dieſer Geſchichte ſind ſehr mannichfaltig. Außer den obengenannten haben wir die Erzählungen der Ruſſen, der Holländer (That Verwaerloode Formoſa — Valentyns beſchryvingen — Neuhof's Gezandſchap u. ſ. w.) und ſehr ausführliche Berichte der Jeſuiten und Dominicaner. Zu der Lebensbeſchreibung keines Kaiſers findet man ſo gute Vorarbeiten. Vater Ripa iſt in ſeiner Erzählung oft ſehr naiv und belehrend, während viele der Jeſuiten nur Lobredner ſind.

habe. Dagegen beſaß er die guten Eigenſchaften des Vaters; war betriebſam, kräftig in ſeinen Maßregeln, ein entſchiedener Freund und Feind, kurz ein Mann, welcher zum Regieren geboren war; doch beſchränkt in ſeinen Anſichten, hart und grauſam.

Wie ſchon oben geſagt, hatte Kanghi eine ſehr große Anzahl von Nachkommen hinterlaſſen, welche in dem jungen Kaiſer großen Argwohn erweckten. Der Krieg mit Tſiwang Raptan's Sohne, Tſchankar, war wieder ausgebrochen, und der 14te Sohn des Kanghi, ein ausgezeichneter Mann, von den größten Talenten ſowohl im Lager als im Cabinet, war als Heerführer nach der Tatarei geſandt worden; denn einem vorzüglicheren Mann konnte die Unterdrückung des kühnen Rebellen nicht anvertraut werden. Man ſagt daß der Vater ihn zum Nachfolger erkoren, da er aber ſehr weit bei ſeinem Tode vom Hofe entfernt war, den Jongtſching vorgezogen habe, um allem Streit über die Krone vorzubeugen. Die Mutter liebte auch den jüngern Sohn viel zärtlicher, und wünſchte ihn zu den höchſten Würden befördert zu ſehen. Es war daher die erſte Sorge des Jongtſching, dem leiblichen Bruder, welcher ſeine Rechte mit einem zahlreichen Heere behaupten konnte, ſogleich heftig entgegenzuwirken, um ihn zu verderben. Er ſchickte zu dieſem Ende Boten auf Boten ab, welche ihn im Namen des Vaters, der, wie er vorgab, noch am Leben war, einluden, augenblicklich nach der Hauptſtadt zu kommen, wo ihm die wichtigſten Dinge würden vorgelegt werden. Der General ahnte nichts Böſes, und begab ſich ſo ſchnell als möglich auf die Reiſe, die Hoffnung hegend daß ihm vielleicht das Scepter angeboten werden würde. Als er nur noch drei Tage vom Hofe entfernt war, erhielt er die Nachricht daß der Bruder ſchon den Thron beſtiegen habe. Umkehren hätte er können, wenn nicht ſchon Wachen ihn umgeben hätten. Er wurde nach der Hauptſtadt gebracht, und dann mit ſeinem Sohne, ungeachtet der Bitten ſeiner Mutter, lebenslänglich eingekerkert. Der älteſte Sohn des verſtorbenen Monarchen, und der frühere Thronerbe waren ſchon im Gefängniß ermordet worden, und nun war es noch der neunte, Seſſake, welcher Argwohn erregte. Schon ehe der Kronprinz abgeſetzt wurde, machte man Kanghi Vorſtellungen, dieſen Prinzen zum Nachfolger zu ernennen; allein der Kaiſer verabſcheute den Gedanken wieder die Ehrbegierde der

Digitized by Google

Bewerber des Reiches rege zu machen. Dieſer Jüngling jedoch ſuchte ſich die Jeſuiten zu Freunden zu machen, und einer derſelben (der Portugieſe Moran) ging ſoweit, dem tatariſchen General Geld anzubieten, wenn er dieſem Prinzen zum Throne verhelfen wollte. Obgleich nun der Graubart dazu ſich nicht öffentlich verſtehen wollte, ſo hegte man dennoch Hoffnung daß ſich das Reich für Seſſake erklären werde, und die Jeſuiten, welche ihren weitern Einfluß durch ſeine Obergewalt auszudehnen glaubten, ließen nichts unverſucht ihm Hülfe zu verſchaffen. Aber Jongtſching urtheilte anders. Er betrachtete dieſen Prinzen als einen ausſchweifenden, liederlichen Mann, welcher ſchon lange die Achtung des Hofes verſcherzt, und daher unwürdig ſey den Thron zu beſteigen. Er ſandte ihn mit ſeinem portugieſiſchen Freunde ſowohl als ſeinen Anhängern aus dem Hauſe des Sunu (Surinama) nach den Gränzen Turkeſtans in lebenslängliche Verbannung. Die letzteren waren ſchon Chriſten, und dieß berühmte Geſchlecht ſelbſt hatte mit den Miſſionären vielen Umgang gepflogen. Ob ſie ſchuldig oder unſchuldig waren, läßt ſich jetzt wohl nicht beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß daß ſie in die Händel der Jeſuiten tief verwickelt waren. Obgleich Fürſten von hohem Range, die dem Staate große Dienſte geleiſtet und ihr Blut fürs Vaterland verſpritzt, vergaß man dennoch ihre Verdienſte, um die Rache des Monarchen gegen den Bruder und ſeine Freunde zu ſättigen. Ein Mandarin, welcher ſehr die Gunſt des verſtorbenen Kaiſers beſeſſen hatte und zur Ausführung wichtiger Sachen gebraucht worden war, zog ebenfalls den Haß des neuen Regenten auf ſich, denn er war ſehr reich. Er wurde ſehr bald in den Anklageſtand verſetzt, aller ſeiner Güter verluſtig erklärt, auf den Pranger geſtellt und dann mit ſeiner ganzen Familie für immer ins Exil geſandt. — Dieſe Beweiſe waren hinreichend, um der Welt darzulegen daß Jongtſching keinen Mitwerber leiden wollte, und ſich nie viel um die Mittel bekümmerte um dieſe aus dem Wege zu räumen.

Jongtſching ſah mit Geringachtung auf die europäiſchen Wiſſenſchaften herab; er war im Herzen ein Chineſe, welcher mit orthodoxem Hohne die Fremden behandelte und das Vorzüglichſte ihrer Kenntniſſe weit unter den gemeinſten Beſchäftigungen der Chineſen ſchätzte. Eine Selbſtgenügſamkeit, die nichts Höheres

wünſchte, eine Ueberzeugung daß Verbeſſerungen nur zu Miß-bräuchen leiten würden, ein feſter Entſchluß, an allem Chineſiſchen feſtzuhalten, und nie ein haarbreit abzuweichen, charakteriſiren die Regierung des Jongtſching.

Einige Jahre nach dem Antritt ſeiner Regierung fand eine lange Dürre ſtatt; die Felder der Provinz Tſchili ſowohl, als von Schanſi glichen einer Steppe. Da wünſchte Jongtſching zu zeigen daß er der Vater ſeines Volkes ſey; er öffnete die Scheuern der Regierung, machte große Veranſtaltungen daß die ſich nach der Hauptſtadt drängende Menge reichlichen Unterhalt genieße, und daß in Schanſi ſolche Maßregeln genommen würden um das Volk gegen das Elend des Mißwachſes ſicher zu ſtellen. In allen dieſen lobenswerthen Beſtrebungen beeiferte ſich Jongtſching durch Verordnungen ſo ganz im chineſiſchen Style und Bekanntmachungen nach der Weiſe der Alten, um dem Volke zu zeigen, wie ſehr er mit der Nation innigſt verbrüdert war. Als nun die verhungerten Bauern ſich zu Peking recht ſatt gegeſſen, ſandte der Kaiſer ſie nach Hauſe, und verordnete daß ein jeder bei ſeiner Ankunft in der Vaterſtadt eine Summe Geldes von den Mandarinen erhalten ſollte. Ungeachtet dieſer Fürſorge war doch die Anzahl der von Hunger Sterbenden unglaublich, und an den Landſtraßen fand man Tauſende von hageren Gerippen, welche kaum noch Stärke genug hatten um ſich längs des Weges hinzuſchleppen. Dieſe wurden denn ein Raub der Geier und die Knochen blieben das einzige Denkmal ihres frühern Beſtehens. Von dem Jammer, welcher in China unter ſolchen Umſtänden um ſich greift, kann man ſich in Europa keinen Begriff machen. Die Bevölkerung iſt ſehr bedeutend, die Gleichgültigkeit bei den Leiden des Nächſten iſt ohne Gleichen, und die Leute haben ſelbſt Furcht Hülfe zu leiſten; denn nähme man einen dieſer verhungerten Menſchen in ſein Haus, und er ſtürbe dort, ſo würde der menſchenfreundliche Hausherr wahrſcheinlich verhaftet und im ſchlimmſten Fall als Mörder beſtraft werden.

Nachdem nun dieſem Uebel einigermaßen geſteuert war, wünſchte der Monarch noch weiter ſeinen Ruhm zu verbreiten. Daher trug er allen Mandarinen in den Provinzen auf ihm eine Liſte berühmter Perſonen zu überreichen, die ſich entweder durch Waffen oder in der Literatur, oder durch tugendhaftes Betragen aus-

gezeichnet. Ihre Aufführung wurde dann ſehr genau geprüft, und erſchien endlich die Behauptung als wahr, ſo wurde ein Bogen mit einer Inſchrift ihnen zur Ehre errichtet. Dieſe Gunſt dehnte ſich auch auf das ſchöne Geſchlecht aus. Wenn es bewieſen werden konnte daß eine junge Dame ſehr frühe Wittwe geworden, und ungeachtet aller Anträge lieber in ihrer Einſamkeit verharrt anſtatt einen Junggeſellen zu heirathen, ſo erhielt ſie dieſelbe Ehre wegen ihrer Keuſchheit und Anhänglichkeit an den Gatten, welche den General nach einem glücklichen Feldzuge erwartete, nämlich einen Triumphbogen und ein kleines Geſchenk vom Kaiſer ſelbſt. So waren die Weiber denn durch die ſtärkſten Beweggründe auf die erſte Heirath beſchränkt, und es wurde nachher Ton, eine getreue Wittwe ehrfurchtsvoll zu behandeln, vorzüglich wenn ſie ſchön war, und viele Liebhaber ausgeſchlagen hatte.

Der Monarch wollte gleichfalls die große Maſſe des Volkes zur Tugend aufmuntern. Daher gebot er daß alle Glieder der Gemeinden, welche ſich durch kindliche Liebe ausgezeichnet, öffentlich belohnt werden ſollten, und daß der fleißigſte Landmann das Recht haben ſollte mit dem Mandarin ſeines Ortes niederzuſitzen. Es war ihm ſehr viel daran gelegen den Bauernſtand zu erheben, und zur fleißigen Beobachtung der Pflichten und vorzüglich zum unermüdlichen Fleiße aufzumuntern. Auf ſeine Vorſtellungen wurden die Feſte in den Dörfern wiederhergeſtellt, dort verſammelten ſich die Landbewohner, tranken auf das Wohl des Kaiſers, begrüßten ſich einander herzlich, und thaten es einander in Höflichkeit zuvor.

In dieſer Theorie iſt ohne Zweifel etwas Würdiges und Vortreffliches, was jeden braven Mann anzieht, und wir können uns glücklich ſchätzen daß wir nichts von der Praxis wiſſen, welche der erſtern gewöhnlich in dieſem Lande ganz entgegenſteht. Es iſt dieß Vermummen tugendhafter Thaten in ſchönen Formeln und Maximen, während man den entgegengeſetzten Grundſätzen folgt, eine Sache, die dem moraliſchen Beſtehen China's ſo viel Schaden gethan.

Um den Ackerbau noch mehr zu beleben, ſtellte Jongtſching wieder die Ceremonie des Pfluges her, die früher in Verfall gerathen, und welche er mit allen Prinzen des kaiſerlichen Hauſes beobachtete. Dort in Peking ſah man auf einem gewiſſen Platze den Hof verſammelt, die Prinzen in der Kleidung von Bauern,

Digitized by Google

den Kaiſer ſelbſt mit einem Pfluge, und einer Menge von Landleuten, welche Lieder beim Pflügen zur Ehre des Landbaues ſangen. Nachdem nun der Kaiſer einige Furchen gepflügt, die Prinzen dasſelbe gethan und den Samen geſäet, theilte man reiche Geſchenke an den Landmann aus; am folgenden Tage wurde das ganze Stück des Feldes von den Bauern beſtellt. Der Gouverneur der Provinz ſelbſt beobachtete wie alles wuchs, und wenn etwa die Ernte ſehr reich war, ſo ſchrieb er einen Bericht an den Kaiſer, und betrachtete dieß als die glücklichſte Vorbedeutung für einen geſegneten Ertrag im ganzen Lande. Fand man nun gar doppelte Aehren oder einige von beſonderer Vollheit, ſo wurden dieſe als Trophäen dem Hofe überreicht und zum Andenken aufbewahrt. Das Getreide ſelbſt wurde in gelbe Säcke gethan und nur bei Opfern gebraucht. Da Jongtſching dem Jao und Schun ähnlich ſeyn wollte, ſo wurden alle Vorſchriften der Alten über dieſen Gegenſtand hervorgeſucht und mit der äußerſten Genauigkeit beobachtet.

In Junnan ſind ausgedehnte Landesſtrecken, welche der wenigen Bewohner wegen unbebaut bleiben. Der frühere Krieg hatte auch das Seinige zur Verheerung beigetragen, ſo daß viele Felder mit Unkraut und wilden Bäumen überwachſen waren. Dem Statthalter gebührt das Verdienſt dem Monarchen die Urbarmachung dieſer Gegenden ernſtlich empfohlen zu haben. Es wurden daher Aufmunterungen zu dieſem Zweck an die Bauern erlaſſen, die Hinderniſſe aus dem Wege geräumt und große Belohnungen auf ihre Anſtrengungen geſetzt. Dieß machte man nach altchineſiſcher Sitte in einer öffentlichen Erklärung bekannt, um für die Regierung Lob und Ruhm einzuernten; und dem glücklichen Landmann, der viele Morgen der Wildniß abgewonnen, wurde eine Inſchrift zugeſandt, um ſeine Verdienſte in trefflichen Ausdrücken zu beſchreiben.

Ereigneten ſich Unglücksfälle, ſo erließ Jongtſching ſogleich ein Rundſchreiben, um die Leute zur Buße und Beſſerung anzumahnen, damit der Himmel bewogen würde ſeine Strafen zu lindern. Verſchiedene dieſer Aufrufe ſind in ſchöner Sprache abgefaßt, und man hat für dieſe Zwecke am Hofe Sätze, um das Herz des Volkes zu rühren, ſo daß man ſolche Bekanntmachungen immer als bloßes Wortſpiel anſehen muß. — Um aber auch

nicht im Hintergrunde zu bleiben, klagte ſich der Kaiſer ſelbſt ſehr groſser Nachläſſigkeit an, und ſchrieb dieſer Urſache viele Unfälle zu. Dabei faſtete und betete er, richtete viele Bittſchriften an die Götzen, und veranſtaltete prächtige Proceſſionen der Bonzen. In all dieſen Sachen war er ſo orthodox, wie irgend ein Monarch vor ihm geweſen, und erwarb ſich die Bewunderung und das Lob der groſsen und mächtigen chineſiſchen Partei. Dieſe war dann auch unerſchöpflich in Complimenten und Bemerkungen, welche zur Verherrlichung des groſsen Monarchen dienten. Unter andern berichtete der Gouverneur von Honan daſs ein Kaufmann eine ziemliche Summe Geldes verloren, welche ein gemeiner Taglöhner wieder gefunden und dem vorigen Herrn ehrlich zugeſtellt. Dieſer wollte ihm die Hälfte davon zur Belohnung geben, was der arme Mann ausſchlug; denn, wie er ſagte, hatte er nicht den geringſten Anſpruch auf eine ſolche Summe. Da Beiſpiele eines ſolchen Edelmuthes in China äuſserſt ſelten ſind, ſo wurde hierüber ſo viel geſprochen, daſs die Geſchichte endlich zu den Ohren des Statthalters kam, welcher auf der Stelle dem ehrlichen Bauern 50 Unzen Silber zum Geſchenke machte. Ueberdieſs ſchrieb er an ſeinen Oberherrn, und verſicherte ihn daſs die Zeiten des Jao und Schun wieder herbeigekommen; denn eine ſolche That bewies den hohen moraliſchen Zuſtand des Landes. Jongtſching war natürlich über dieſe Schmeichelei hocherfreut, erhob den Arbeiter in den Mandarinenſtand, ſchrieb einen langen Satz über die Sitten der Nation, wie alles geregelt werden müſste, und ſtellte ein ſolches moraliſches Syſtem auf, wie es ein Reinhard nur hätte erdenken können. Wem würde es je in Europa eingefallen ſeyn, aus einer gewöhnlichen ehrlichen Handlung eine Nationalſache zu machen?

Als die Landesgeſchichte verfaſst worden war, fand eine der gröſsten Feierlichkeiten ſtatt um ſie dem Kaiſer zu überreichen. Die Doctoren der Akademie, die gelehrten Mandarine und die Prinzen des Geblütes gingen in Proceſſion nach dem Palaſt um ſie dem Monarchen, in prächtiger Seide eingeſchlagen, feierlich zu überreichen. Dieſer empfing dieſe Schätze mit Ehrfurcht, und verſprach in Zukunft aus den Beiſpielen der Vorväter ſeine Weisheit zu ſchöpfen. Dieſs war auch im Style der alten Weiſen China's, ſo daſs man ſich etwa zweitauſend Jahre in die Ge-

ſchichte zurückverſetzen und ſich einen Fürſten der Hanlinie ins Gedächtniß rufen konnte.

Die Verehrung des Alters war ein anderer Gegenſtand der kaiſerlichen Aufmerkſamkeit. Er hatte daher eine Anzahl von Greiſen um ſich verſammelt, ſich mit ihnen freundlich unterhalten, und ihnen große Verſprechungen ſowohl als Geſchenke gemacht, nachdem er ſie reichlich bewirthet. Dieſe ſangen nun auch das Lob des kaiſerlichen Gönners und erweckten dadurch die Volksgunſt. Die Gemahlin des Jongtſching wollte auch hinter ihrem Eheherrn nicht zurückbleiben. Ihre Hochzeit war auf die hehrſte Weiſe gefeiert und zu einem Volksfeſte gemacht worden. Sie wollte ſich als Landesmutter zeigen, und zu dieſem Ende alle alten Weiber über 70 Jahre beſchenken; da es aber deren in einer einzigen Provinz etwa 98,000 gab, und über 80 Jahre 40,800 und über 90 Jahre 3453, ſo nöthigte ſie die Menge der abgelebten Frauen ihre wohlthätigen Abſichten einzuſtellen.

Von den Thaten des Jongtſching wiſſen wir äußerſt wenig. Viel und gut zu ſchreiben war ſeine Hauptbeſchäftigung, und wenn er dieß thun konnte, war er in ſeinem Elemente. Dabei bewies er ſich manchmal gütig gegen Leidende, und während der Hitze des Sommers, wenn lange kein Regen fiel, entließ er alle leichten Verbrecher auf gute Bürgſchaft aus den Gefängniſſen, während er den zurückgebliebenen Eis zur Kühlung ſchenkte. Man weiß weder von Empörungen noch Kriegen unter ſeiner kurzen Regierung. Denn der Krieg wider die Kalmüken wurde nur langſam und gleichgültig fortgeführt, obgleich eine chineſiſche Armee immer an den Gränzen Kokonors in Bereitſchaft ſtand.

Je größer die Ruhe von außen war, deſto heftiger wüthete Zwietracht im Palaſt. Das Nähere darüber iſt uns nicht bekannt, und hier wollen wir nur die Fälle erwähnen, welche durch die Miſſionäre näher beſchrieben worden ſind.

Der General, welcher an den Gränzen Kokonors den Befehl führte und die Liebe der Soldaten ſich erworben, ſo daß er, anſtatt die Befehle des Hofes auszuführen, nach Umſtänden handelte, wurde ſchnell von ſeinem Commando als ein ſehr gefährlicher Mann abgerufen und gerichtlich als ein Aufrührer verklagt. Beweiſe konnte man zwar nicht vorbringen, allein der Argwohn gab dazu die nöthige Gewißheit, und ſo wurde der General zur

lebenslänglichen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Ein Prinz des kaiſerlichen Hauſes wurde zu gleicher Zeit aus ganz verſchiedenen Gründen nach der Tatarei geſandt, um da, aller Aemter beraubt, die Länder urbar zu machen. Nachher aber wurde für ihn ein langer Kerker gebaut, wo er ſeine Tage beſchloß. Alle Güter wurden indeſſen eingezogen, und da ſich dieſe auf mehrere Millionen beliefen, war dieß ein herrlicher Fund für die Regierung. Die Familie ſtarb im Exil.

Des Sunu haben wir ſchon erwähnt. Er war ein mächtiger Prinz aus einem ſehr vornehmen Mantſchurenſtamm und ſehr berühmt am Hofe. Während ſeiner Verwaltung der Mantſchurei zeigte er große Leutſeligkeit und erwarb ſich dadurch die Liebe der Unterthanen in einem ſehr hohen Grade. Man legte ihm freilich zur Laſt daß er mit den Verbrechern und Böſewichtern zu gelinde verfahre; allein im ganzen übertraf ſeine Gutmüthigkeit bei weitem ſeine Fehler. Seine Familie war ſehr zahlreich und hatte großen Einfluß. Daß er ſelbſt einem Mitbewerber des Jongtſching zum Thron verhelfen wollte, iſt entſchieden; allein dieß iſt das einzige Verbrechen, welches man ihm aufbürden konnte. Er war aber nun todt, und doch konnte Jongtſching nicht unterlaſſen ihm den Proceß zu machen, nach welchem ſeine Gebeine verbrannt und nach allen vier Winden zerſtreut werden ſollten. Die meiſten ſeiner Söhne waren Chriſten geworden, und hatten ſich in ihrer großen Noth und während der Erniederung des Vaters den Miſſionären angeſchmiegt. Sie wurden auch ſehr bald aus verſchiedenen Gründen in den Anklageſtand verſetzt, dann zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und verwieſen, oder unter die Soldaten geſteckt, dann wieder vors Tribunal gebracht, aufgefordert ihre Religion abzuſchwören, und bei ſtandhafter Weigerung verbrannt. — Dieſe Verfolgung, welche von einem Jeſuiten ſehr genau beſchrieben iſt, läßt uns vermuthen daß einige dieſer Unglücklichen ſich zu innig mit deu Prieſtern verbunden, und vielleicht in der Verſchwörung ein Portugieſe verwickelt war, weßhalb auch er den Tod litt. Ihre Anhänglichkeit und Beſtändigkeit in dem Bekenntniß ihrer Religion unter den heftigſten Leiden und Drohungen machen ihnen viel Ehre. Vielleicht waren ſie eines viel beſſern Looſes würdig. Die Einziehung ihrer Güter war der erſte Schritt,

welchen der Kaiſer that, und von dieſem Augenblick an erſchienen die Prinzen als Bettler, welche oft das Nöthigſte zur Erhaltung des Lebens entbehrten. Einer derſelben wurde ein eifriger Verbreiter des Papſtthums und brachte ſich dadurch in ſehr große Unannehmlichkeiten, welche ihm beinahe das Leben gekoſtet. Dennoch erntete Jongtſching keinen Ruhm durch die Austilgung dieſes Stammes, und der Schluß zu welchem man kömmt, iſt daß Eiferſucht und Rachſucht in ſeinem Charakter Hauptzüge waren, und daß er dieſer grauſamen Leidenſchaft das Glück und Wohl der nächſten Verwandten aufopferte.

Von der inneren Verwaltung des Staates finden wir nur ſehr wenige Nachrichten in den öffentlichen Papieren; es iſt aber ſehr wahrſcheinlich daß Jongtſching die Einrichtungen ſeines Vaters aufrecht hielt, und etwas Beſſeres hätte er auch wohl nicht thun können. Die Mandarine ſtellte er unter ſtrengere Aufſicht, und forderte von ihren Obern einen ſehr genauen Bericht, theilte ſie in Claſſen nach ihrem Betragen und machte die Statthalter für ihre gute Aufführung verantwortlich. Dieß ſchien natürlich etwas ſehr Erſprießliches zu ſeyn; allein die Erfahrung lehrte nachher daß eine ſolche Verordnung zu Lügen und Beſtechungen Anlaß gab; dennoch dauert ſie mit all ihren nachtheiligen Folgen bis heute fort.

Der Monarch ſcheint wenig zur wirklichen Verbeſſerung des Landes gethan zu haben, die einzige Ausnahme iſt das Graben einiger Canäle, theils um den Ueberſchwemmungen entgegenzuarbeiten, theils um den Verkehr zu befördern.

Auch unter ſeiner Regierung (1730) fand ein fürchterliches Erdbeben zu Peking ſtatt, welches einen ſehr großen Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelte und Myriaden von Menſchen das Leben koſtete. Die Stöße waren heftiger Art; das feſteſte Gebäude, der Palaſt bekam Riſſe, während die Wohnungen der Bürger in ganzen Straßen niederſtürzten. An verſchiedenen Stellen öffnete ſich die Erde, und es ſtieg ein ſchwarzer erſtickender Dampf empor, welcher ſich ſchnell überall verbreitete; und dann ſchloſſen ſich wieder die Riſſe zu. Auch die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer außerhalb der Stadt wurden ſo beſchädigt daß ſie wie von neuem wieder aufgebaut werden mußten. Als der Unfall ſtattfand, ging Jongtſching an den Ufern eines Canals ſpa-

zieren; er fiel auf die Erde als er die Erſchütterungen fühlte. Jn einem öffentlichen Edict erkannte er wieder ſeine Schuld, und ſchrieb das Unglück dem Zorne des Himmels zu. Soweit die Verheerungen ſich erſtreckten, linderte der Monarch die Leiden durch reiche Geſchenke an Geld, und verwandte vier Millionen Unzen Silber um den Schaden wieder gut zu machen. Auch die verfolgten Miſſionäre erhielten 1000.

Dieß bringt uns wieder auf die Jeſuiten. Die Wahl des Jongtſching zum Kaiſer war ihnen ſehr zuwider; denn ſie kannten dieſen Prinzen ganz genau, und wußten ſehr wohl daß er nie ihr Gönner werden würde. Einige unter ihnen hegten auch den Verdacht daß das Teſtament, welches ihm die Krone verlieh, untergeſchoben ſey, und würden ohne Zweifel ſich dem erſten mächtigen Gegner angeſchmiegt haben, welcher unternommen hätte ſein Recht auf die Krone zu behaupten. Hätten die Jeſuiten ſich auch nie in Regierungsſachen eingemiſcht, ſo würde dennoch ihr früheres Betragen rückſichtlich der Streitigkeiten und der große Widerwille des Jongtſching gegen alles Fremde ohne Zweifel den Sturz der Lehrer ſeines Vaters nach ſich gezogen haben. Ueberdieß konnte er nie beſſer die Gunſt der chineſiſchen Gelehrten gewinnen als durch die Unterdrückung von Fremden, welche durch höhere Kenntniſſe die Philoſophie des Kongfutſe in den Schatten warfen. Der Monarch wollte aber nicht den Schein geben, ihre Verfolgung ſelbſt veranſtaltet zu haben. Daher ſchwieg er zu allen den verſchiedenen Anklagen und ließ nur die oberen Tribunale handeln. — Veranlaſſung hiezu gab eine Klageſchrift eines abtrünnigen Magiſters in Fokien. Er richtete dieſe an den Statthalter, ſprach von den prächtigen Kirchen welche die Römiſchen gebaut, über ihre Lehren, welche der Orthodoxie höchſt verderblich, vorzüglich die Ohrenbeicht, das Mönchthum und andere Mißbräuche, und ſchloß dann mit einer ernſten Bitte, die Lehrer aus dem Lande zu jagen, die Kirchen zu beſſeren Zwecken zu gebrauchen und das Volk zum wahren Glauben wieder zurückzubringen. Dieſes Geſuch wurde vom Gouverneur unterſtützt und vom Tribunal der Gebräuche gutgeheißen. Damals war ein Deutſcher (Kegler, alſo der dritte dieſer Nation) an der Spitze der aſtronomiſchen Tribune; er verſuchte durch geheime Mittheilungen den Zorn des Kaiſers abzuwenden; jedoch gelang es

ihm nicht. Nun traten auch die andern Miſſionäre auf, um ſich mit Beihülfe der übrigen Prinzen für ihre Religion zu verwenden; allein ihren Bitten wollte gleichfalls der Kaiſer kein Gehör geben. Er hatte ſchon das Urtheil unterſchrieben, die Kirchen wurden in Scheunen und Götzentempel verwandelt, die Miſſionäre, deren man habhaft werden konnte und die nicht dem Hofe nützlich waren, nach Canton und von dort nach Makao geſandt. Zwar beſchwerten ſich die angeſehenſten Lehrer am Hofe über dieſe Behandlung, und brachten in Gegenwart des Prinzen, welcher ihre Sachen verhandeln ſollte, die frühern Bewilligungen des Kanghi vor. Dieſer aber erwiederte mit Härte, daß ſie ſeinem Vater durch gegenſeitigen Streit unter einander ſehr viele Sorge gemacht, den Unwillen der chineſiſchen Gelehrten ihm zugezogen, und endlich auch noch jetzt bewieſen, daß ihre Religion nicht länger geduldet werden könnte. Obgleich die Anzahl der Bekehrten gerade jetzt noch ſehr gering und nichts zu fürchten ſey, ſo könnte nachher dennoch große Gefahr fürs Reich entſtehen. Um dieſe abzuwenden, wäre es viel beſſer auf einmal der Ausbreitung ein Ende zu machen. Gegenvorſtellungen halfen nichts; der Kaiſer blieb unbeweglich und entſchieden; um zu zeigen wie ernſt es ihm ſey alle ihre Anhänger wo möglich herunterzuſetzen, leitete er den Proceß gegen Sunu ein. In der Anklage erſchien auch die Beſchuldigung daß zwei ſeiner Söhne, die Chriſten geworden, mit den portugieſiſchen Jeſuiten, welche der Verſchwörung wegen verbannt worden, in enger Verbindung geſtanden. Dieſer Prinz ſtarb bald darauf vor Elend im Exil; der Haß gegen ſeine Söhne war aber noch nicht durch den Tod des Vaters geſättigt, und ſie mußten ſich ſehr großen Entbehrungen und Strafen unterwerfen.

Nun ſchrieb der Papſt (1725) an den Kaiſer und ſandte ihm ſehr reiche Geſchenke. Dieſe nahm Jongtſching mit der äußerſten Herablaſſung an, ſchrieb ihm einen ſehr freundlichen Brief, in welchem er ihn auf die Fürſorge ſeines Vaters für die entfernteſten Länder der Erde hinwies, und dem unfehlbaren Biſchof auch zu verſtehen gab, daß er ſich von dem veredelnden Einfluß des chineſiſchen Reiches müſſe leiten laſſen. Dann gab er völlige Freiheit allen Miſſionären, welche die chineſiſchen Geſetze beobachteten und ſich untereinander vertrugen, welches

jedoch nur als eine Höflichkeit erſcheint; nachher entließ er zwei Heidenboten welche ſchon lange im Gefängniſſe geſchmachtet. Die Gegengeſchenke waren Seide und Ginſeng.

So beſcheiden auch die Antwort war, ſo tief war dennoch die Abneigung gegen die Hierarchie gewurzelt. Jongtſching war ein ſehr ſtrenger Götzendiener; denn obgleich er alle Religionen für gleichbedeutend hielt, und die Philoſophie über die Maßen pries, ſo beugte er dennoch ſehr oft ſeine Kniee vor den zahlreichen Bildern der Lamas und ſchrieb ihnen ſehr große Kraft zu. — Dieß war Geiſtesſchwäche, Aberglauben, Kleinigkeitskram, was man von einem Sohne des Kanghi nie hätte erwarten ſollen.

Verſchiedene Miſſionäre hatten ſich noch zu Canton aufgehalten. Endlich kam der Befehl (1732), daß ſie dieſe Stadt innerhalb dreier Tage räumen müßten. Bitten halfen nichts; Verſprechungen noch weniger; die Prieſter mußten fortziehen. Als ſie in Makao angekommen, ſtand auch ſchon ein Mandarin bereit ihre Diener und mehrere hundert Chriſten, welche ihnen gefolgt, in Ketten zu legen und zugleich nach Canton wieder zurückzuſchicken. Dort wurden einige geprügelt, andere ins Gefängniß geworfen. Natürlich baten die Miſſionäre zu Peking um Widerruf des Befehls, welcher alle ihre Brüder des Landes verwieſen. Der Kaiſer blieb aber ſtarr bei ſeinem Entſchluſſe. Nachdem er ihnen verſchiedene Geſchenke gegeben, forderte er ſie noch einmal vor ſich, und erklärte ihnen in ſehr energiſcher Sprache, daß er ihrer nicht weiter bedürfe und im Begriff ſey ſie alle wegzuſchicken. — Da lieferten ſie dem Monarchen eine Menge Schriften aus, worin die Ehrfurcht welche man vor dem Tode hegte, bewieſen war. Dieſe wurden von Gelehrten und heidniſchen Prieſtern unterſucht, die aber darüber kein Urtheil ausſprachen. So blieb es denn bis zum Tode des Jongtſching. Kein freundlicher Mann verwendete ſich für ſie. Man bewachte alle ihre Schritte, beſchränkte ihre Freiheit, verſchloß den Palaſt, ihr früheres Elyſium, und behandelte ſie als verdächtige Perſonen, von denen man das Aergſte zu erwarten habe. — Welch ein heftiger Schlag für ſie, die ſo lange ſich auf die Gunſt des Fürſten geſtützt, uneingedenk der Stelle wo es geſchrieben ſteht: „Verlaſſet euch nicht auf Fürſten; ſie ſind Menſchen, die können ja nicht helfen. Wohl dem, deß Hülfe der Gott Jakobs iſt, deß Hoff-

nung auf den Herrn ſeinen Gott baut.“ — Die chineſiſche Regierung, ſo reich an Verordnungen, Geboten und Verboten, erinnert ſich deren, doch nicht ſehr lange Zeit, und bald bleiben ſie wieder unbeachtet. So auch mit dieſem Verfolgungsedicte. Die Miſſionäre gingen daher heimlich in das Land und hielten ſich ſo viel wie möglich verborgen. In Peking ſelbſt thaten ſie ſehr viel um die von den unbarmherzigen Eltern weggeworfenen Kinder zu taufen; denn nach Verordnung des Conciliums zu Trient ſprach man dieſen Kleinen das Himmelreich zu, wenn ſie bald nach der Taufe ſtürben. Allein dieſer Eifer, welcher den Chineſen unverſtändlich war, gab oft zu ſehr tragiſchen Auftritten Anlaß, denn die Leute dachten daß ſie Zaubereien begehen wollten, und daher kamen ihre Katechiſten, welche damit beauftragt waren, in große Noth. Freilich gab dieß wieder Anlaß zur Erneuerung des Verbotes gegen Annehmung der Religion (1715), dennoch aber mehrte ſich die Zahl der Prieſter und Mönche, welche die vorigen Gemeinden von dem Verfall ins Heidenthum zu retten ſuchten.

Der König von Portugal, welcher von den vielen Verfolgungen der Chriſten gehört, und nun noch erfuhr daß die chineſiſche Regierung den Handel von Makao auf 25 Schiffe beſchränken wollte, glaubte es ſey hohe Zeit durch eine prächtige Geſandtſchaft alle die Hinderniſſe der Religion ſowohl als des Verkehrs wegzuräumen. Zu dieſem Zwecke wählte man einen großen Herrn, Don Alexander Metello Souza y Menezes, einen ſtattlichen ernſten Mann, welcher nach ſeiner Ankunft zu Makao es zur Bedingung machte, nicht als Steuerpflichtiger, wie gewöhnlich Botſchafter von andern Höfen, zu erſcheinen. Ein portugieſiſcher Miſſionär, Magelhaens, welchen Kanghi kurz zuvor nach Europa geſendet, langte erſt in der Hauptſtadt an, um den Kaiſer auf die Geſandtſchaft vorzubereiten. Da man aber vermuthete, daß Metello ſich über die Behandlung der Chriſten beſchweren würde, ſo wünſchte Jongtſching erſt die Urſache zu erforſchen, welche dieſen Großen nach Peking gebracht. Endlich kam der Don ſelbſt und hielt ſeinen feierlichen und prächtigen Einzug in Peking, wie man noch nie dort geſehen. Um von der Größe ſeines Herrn einen Begriff zu geben, ſtreute er auf dem Wege Geld mit vollen Händen aus. Nun bewrthete man ihn reich-

lich, die Großen des Landes kamen um ihm ihre Aufwartung zu machen; da er aber einige Ceremonien welche bei der Audienz erforderlich waren, nicht verrichten wollte, ſo ſchalt der Kaiſer ſehr heftig auf die Miſſionäre, weil ſie ihm als einem Fremden falſche Begriffe beigebracht. Dieſe Streitigkeit wurde jedoch bald wieder geſchlichtet, und nun kam Metello endlich vor den Prinzen, welcher ihn mit der größten Herablaſſung empfing, ſich viel mit ihm unterhielt, aber immer einem Geſpräch über wichtige Sachen auswich. Was nur immer die Chineſen erdenken konnten um Vergnügen zu gewähren, wurde dem Fremden erzeigt; allein die Abſicht ſeines Beſuches zur Sprache zu bringen war ihm unmöglich. Nachdem er nun den Kaiſer in ſeinen Luſtgärten beſucht, auf den Canälen viel herum gefahren, Muſik angehört, die gnädigſten Ausdrücke des kaiſerlichen Wohlwollens empfangen, erhielt Metello endlich ſeinen Abſchied. Jongtſching reichte ihm bei dieſer Gelegenheit ſelbſt einen goldenen Becher mit Wein dar, und gab ihm ein herrliches Mahl und dazu eine Menge Koffer mit Geſchenken angefüllt. Allein dieß war alles; man erwähnte des Handels und Katholicismus nicht mit einem einzigen Worte, und ließ den Botſchafter unverrichteter Sache unter der Begleitung von großen Mandarinen wieder ſeinen Weg ziehen. Der Wunſch des Monarchen war dergeſtalt erfüllt; er wollte dem Botſchafter keine Urſache zur Klage geben und dennoch nicht die geringſte Bitte gewähren. Unter allen den Herren welche je den Hof beſucht, hatte keiner ſolche Ehre wie Metello genoſſen, und ſo blieb ihm denn der Troſt, die Würde der Krone Portugals in jenem fernen Lande kräftig behauptet zu haben.

Am Ende der Regierung des Kanghi war die Stellung des chineſiſchen Reiches gegen das ruſſiſche ſehr unvortheilhaft; hätten die Potentaten dieſer beiden Länder nicht unſägliche Schwierigkeiten gefunden, ſo würde ihre Streitigkeit durch das Schwert geſchlichtet worden ſeyn. Doch große Wüſteneien und Hinderniſſe ohne Ende machten beide Parteien geneigt den Weg der Unterhandlung vorzuziehen. Zwar hatte ein jeder ſehr gerechte Klagen. Die Ruſſen hatten verſchiedene mongoliſche Stämme an ſich gezogen, und als der Kaiſer die Herausgabe dieſer Nomaden forderte, achtete man nicht auf ſeinen Befehl. Dazu hatten ſich die ruſſiſchen Karawanen ſehr

ſehr herriſch betragen, und mit den Chineſen ſowohl auf der Reiſe als auch zu Peking Händel angefangen. Die chineſiſche Regierung hatte ihrerſeits ihr Beſtes gethan, um den Handel zu benachtheiligen und den ruſſiſchen Agenten auf alle mögliche Weiſe zu kränken. Es war daher zu befürchten, daß der Verkehr in kurzer Zeit gänzlich aufhören würde, wodurch beide Nationen großen Verluſt würden gelitten haben. Daher kam der Graf Vladislawitſch nach Peking (1728) und zeigte ſehr bedeutende Klugheit in den Verhandlungen. Anſtatt wie der Portugieſe ſich auf Beobachtung der Gebräuche einzulaſſen, beſchränkte er alle ſeine Bemühungen auf die Belebung des Handels und das beſſere Einverſtändniß mit der Regierung. — Da ungefähr 500 Mann von der Feſtung Albazin als Gefangene nach Peking gebracht worden waren, ſo erlaubten die Chineſen vorher, daß ein Prieſter von Sibirien nach der Hauptſtadt kommen möchte um dieſe Leute und ihre Kinder in der Religion zu unterrichten. Nun aber wurde es feſtgeſetzt, daß drei Geiſtliche beſtändig zu Peking bleiben ſollten. Ueberdieß wurde dort ein Inſtitut errichtet, wo vier Jünglinge ſich mit der Erlernung des Chineſiſchen und Mantſchuriſchen beſchäftigen, und auch ihre Mutterſprache den Chineſen und Tataren mittheilen ſollten, damit man ſich immer geläufig verſtändigen könnte. Zur Verhütung des herriſchen Benehmens der Karawanen wurde der Handel in Zukunft nach den Gränzen der Mongolei verlegt. In einem ſehr kleinen Ort, welcher den charakteriſtiſchen Namen Maimatſchin (Handelsburg) erhielt, wurde an der ruſſiſchen Gränzſtadt Kiachta der Verkehr ſehr eifrig betrieben. — Die chineſiſchen Kaufleute kamen durch die ungeheuren Steppen nach dem entlegenen Ort und brachten ihre Waaren mit ſehr großen Koſten zu Markte. Die Ruſſen dagegen hatten die ungeheuerſten Eisfelder zu durchkreuzen, ehe ſie ihren Handel treiben konnten. Da aber Gewinn zu machen war, ſo wurde keine der Parteien durch die Beſchwerlichkeit des Weges zurückgeſchreckt, und bald wurden beide blühende und berühmte Flecken. Der Vertrag welcher dieß hervorbrachte, gereicht beiden Nationen zur Ehre. — Die chineſiſche Politik jedoch erreichte ihr Ziel, die möglichſte Entfernung von Fremden, denen nur verſtattet wurde alle acht Jahre der Miſſion durch eine Geſandtſchaft einen Beſuch abzuſtatten. Es war außeror-

dentlich daß der chineſiſche Staat die Koſten der Ruſſen während ihrer Anweſenheit bezahlte, welches ſie gewiſſermaßen in die Macht der Chineſen brachte; eine Stellung, in welcher kein Abgeordneter einer Nation bleiben ſollte. So hat denn auch dieſe Einrichtung nicht die erwarteten großen Zwecke bewirkt, und die Einſchränkung und oft ſehr willkürliche Behandlung von Seiten der Chineſen hat die Studenten eingeſchüchtert.

Jongtſching ſtarb plötzlich (1735), nach einer ſehr geringen Krankheit, die man anfangs für unbedeutend hielt. — Unparteiliche Beobachter loben ſeinen großen Fleiß und ſeine Liebe zum Frieden; dagegen tadeln ſie ſeinen Geiſt und ſeine äußerſte Kleingeiſterei ſowohl, als ſeinen immer regen Argwohn.

Unter ſeiner Regierung wurde der Gebrauch des Tabaks allgemein. Es iſt außerordentlich mit welcher Schnelligkeit ſich das Rauchen dieſer Blätter verbreitete, ohne daß man in Aſien ſeinem Fortſchritte nachſpüren kann. Die Chineſen haben kein Wort für das Kraut und nennen es ſchlechtweg Rauch, die Japaneſen und die Bewohner von Korea haben den urſprünglichen Namen Tabako beibehalten. So wenig die Chineſen geſonnen ſind fremde Gewohnheiten anzunehmen, ſo machten ſie dennoch in dieſer Hinſicht eine Ausnahme. Allerhand Pfeiſen wurden von ihnen verfertigt, ſo ſchön und bequemlich, wie ſie ein Türke und Deutſcher nur erfinden konnte, dabei aber wieder eigener Art, wie jedes Ding in dieſem Lande. Große Ländereien wurden mit dieſer Pflanze beſäet, der Tabak ſehr fein geſchnitten, in den verſchiedenſten Farben von Weiß und Schwarz, von ſtarkem oder kaum bemerbarem Geſchmack dem Raucher angeboten. Hoch und Nieder raucht; der arme Mann ergötzt ſich mit ſeinem hölzernen Stumpf, und trägt den Tabaksbeutel beſtändig um ſeine Lenden, während der Staatsminiſter mit ſeiner von weißem Kupfer verfertigten und mit Waſſer angefüllten Röhre ein wenig von dem geſchnittenen Blatt gurgelnd verbrennt. Unter allen Ständen iſt die Pfeife die treueſte Gefährtin, welche nie fehlt und vom Morgen bis zum Schlafengehen in Anſpruch genommen wird.

Während der Regierung des Jongtſching wurde zuerſt das Opium bekannt. Zwar hatte man dieſen verdickten Saft ſchon lange in den Apotheken gekannt, allein der Verbrauch in der

Medicin war ſo gering, daß man ihn wie alle übrigen Arzneimittel verhandelte. Nun fing man aber an dieſes betäubende Gift mit Tabak vermengt zu rauchen. Wahrſcheinlich wurde die Gewohnheit durch Chineſen, welche im indiſchen Archipelagus die Malayen dasſelbe hatten thun ſehen, zuerſt eingeführt. Ein Volk ohne höhern Geiſtesgenuß, merkwürdig wegen ſeiner groben Sinnlichkeit, und nach allem was Rauſch erweckt haſchend, fand natürlich großes Vergnügen in dem Taumel, welchen der Genuß dieſes ſchädlichen Saftes hervorbrachte. Uneingedenk der den Körper ſchwächenden Folgen und der Abſtumpfung des ſittlichen Gefühls gaben ſich Tauſende dieſer erſchrecklichen Gewohnheit hin, verſchwendeten Haus und Habe auf den Ankauf, und nachdem ſie ſich einmal dem Rauchen hingegeben, konnten ſie es nicht wieder ablaſſen und behielten es bei bis zum letzten Lebenshauche. — Die ganze Einfuhr beſchränkte ſich unter Jongtſching auf etwa 300,000 Pfunde, und es verging beinahe ein ganzes Jahrhundert, ehe die Nation im allgemeinen von dieſem Laſter angeſteckt wurde *).

*) Die Quellen ſind die vorher erwähnten. Die Berichte der Jeſuiten weichen von einander ab. In den Staatspapieren ſpricht man ſehr groß artig, um durch Fülle der Worte den Mangel der Thaten zu verbergen.

Neue Geſchichte.

II. Abſchnitt.

Tatſing - Dynaſtie.

von 1644 bis auf unſere Zeit.

IV. Capitel.

Kienlong; Kaotſongſchunhoangti.

(1736 — 1795.)

Jongtſching hatte keine ächten Kinder, denn die Kaiſerin war unfruchtbar geweſen; dagegen hatten die Kebsweiber eine Menge Nachkommen geboren, unter denen Kienlong der älteſte war. Da der Tod des Vaters ſehr plötzlich ſtattfand, ſo wurde dieſer als der nächſte Erbe zum Throne berufen. Er war noch ſehr jung, nicht gut unterrichtet, und hatte überdieß nie an Regierungsgeſchäften Theil. Dagegen war er mit geſundem Menſchenverſtand reichlich begabt, kräftiger Natur und dabei arbeitſam.

Natürlich drängten ſich die Höflinge mit großer Begierde um den neuen Kaiſer. Ohne aber den Rath ſeiner Miniſter zu erholen, gab er ſogleich Befehl alle kaiſerlichen Fürſten aus dem Exil zurückzurufen. Dort waren Hunderte von Unglücklichen, welche unter herben Leiden in den Wüſteneien der Tatarei ſchmachteten, unter dieſen viele Edle und Fürſten hohen Ranges. Sie kamen daher ſchnell wieder nach der Hauptſtadt, dem Schauplatz ihres frühern Glanzes, zurück; dort aber fanden ſie wenig Freunde, denn ſie waren arm und der Hülfe bedürftig. Nun erkundigten ſie ſich nach ihren Gütern welche ſie früher in großer Menge beſeſſen; und ſiehe, dieſe waren entweder verkauft, oder im Beſitze der Regierung, ſo daß ihre Wiedererlangung unmöglich war. Da wandten ſie ſich endlich an den gütigen Kaiſer, welcher ihnen eine geringe Penſion von einigen Thalern monatlich, und ſo viel Reis als ſie eſſen konnten anwies, ſo daß ſie das Leben friſten konnten, aber weiter nichts übrig hatten. Nun machten die Miniſter noch überdieß Vorſchläge ſie nicht den gelben Gür-

tel, das Zeichen ihrer Verwandtſchaft mit dem kaiſerlichen Hauſe, tragen zu laſſen, ſondern den rothen, welcher ihre entferntere Verbindung mit dem regierenden Hauſe anzeigt — eine Vorſtellung, welche Kienlong willig annahm. So wurde denn die Freude über die Großmuth des jungen Kaiſers ſehr bald in Gleichgültigkeit verwandelt. Man vergaß die Prinzen; ihre Kinder und Kindeskinder verdingten ſich nachher als Knechte oder Bedienten, und kaum kennt man jetzt noch den Namen ihrer Linie. — Den Söhnen des Kanghi, welchen Jongtſching ſo viel Unrecht ſeiner Eiferſucht wegen hatte widerfahren laſſen, widmete Kienlong ganz beſonders ſeine Aufmerkſamkeit. Sie wurden unverhofft aus ihren Kerkern hervorgeholt, vor den Kaiſer gebracht und ſehr liebreich behandelt. Allein ihre lange Gefangenſchaft hatte tiefen Schmerz in ihrer Seele zurückgelaſſen, und es vergingen viele Jahre ehe ſie ſich des Lebens wieder freuen konnten.

Eine ziemliche Reihe von Jahren floß nun dahin, in welcher ſich Kienlong dem Vergnügen widmete, die Kunſt zu regieren erlernte, und überdieß ſehr viele Verordnungen zur innern Verwaltung des Staates gab. Unter dieſen war die grauſamſte die Verfolgung der Chriſten mit Feuer und Schwert, wovon weiter unten. In mancher Hinſicht ahmte er ſeinem Großvater nach; er hielt viele ſchöne Reden im Rathe ſeiner Miniſter über Wohlwollen und Volksliebe, ſprach über die hohe Beſtimmung des Menſchen und gab ſeinen Höflingen ſehr treffliche Lebensregeln.

Der Vater war dem Kriege ſehr abgeneigt, und daher warnte er den Sohn ſehr ernſtlich ſich nie in ſolch ein verderbliches Spiel einzulaſſen. Er machte vorzüglich auf die Koſten und Beſchwerden aufmerkſam, welche ſelbſt dem glücklichſten Führer zur Laſt fielen. Dieſe Worte behielt Kienlong ſehr lange im Gedächtniſſe, denn ſie gehörten zu den letzten Ermahnungen des ſterbenden Vaters. Wer hätte daher am Anfange dieſer Regierung denken können, daß dieſer Monarch in der Folge ein Eroberer werden und ungeheure Schätze zu dieſem Ende verſchwenden würde?

Nach dem Tode des ſtreitſüchtigen Kaldan war Dſchonkar der mächtigſte Fürſt im Weſten China's, welcher über die ganze Bucharei herrſchte und überdieß den entſchiedenſten Einfluß auf Tibet ausübte. Es gab aber auch unter ſeiner Herrſchaft man-

cherlei Unruhen und Beſchwerden, woran auch China betheiligt wurde. Jongtſching hielt daher ein Heer in Bereitſchaft um ſogleich über die Tataren herzufallen, wenn ſie ſeines Landes Gränzen beträten. Da aber der Kaiſer ſehr argwöhniſch war und fürchtete, dieſe Truppen möchten unter einem muthigen General unverhofft auf die Hauptſtadt losziehen und ſeiner Kaiſerwürde ein Ende machen, beſtellte er einen beſchränkten Oberfeldherrn und verringerte ſo viel wie möglich das Heer, um es ganz unſchädlich zu machen. Dabei befahl er den kleinen Häuptlingen, Hülfstruppen zuzuſchicken, damit dieſe Ruhe und Friede im Lande erhalten möchten; mit andern Worten er verſtärkte die Schwächern um ſie den Mächtigern entgegenzuſetzen, damit ſo ein Gleichgewicht erhalten und der chineſiſche Einfluß erweitert werde. Vielleicht zeigten ſich dieſe Streiter zu ſtolz, oder verwickelten ſich mit den Eingebornen durch ihre Plünderungen in Feindſchaft; denn kurz vor dem Tode des Jongtſching erſchlugen Alliirte ſowohl als die übrigen Stämme jeden chineſiſchen Soldaten, deſſen ſie habhaft werden konnten. Sie verſtändigten ſich überdieß miteinander, ihre Unabhängigkeit muthig mit dem Schwerte zu vertheidigen und unter keinen Umſtänden der chineſiſchen Monarchie zu huldigen. Dſchonkar ſelbſt bewies ſeine Abkommenſchaft von Tſchinggis und behauptete kraft dieſer ſeine Anſprüche aufs mittlere Aſien. Er war kühn und kräftig und beſaß die Liebe ſeiner Unterthanen, wurde aber ſehr bald aus dieſem Erdenleben hinweggerückt.

Da ſein Sohn ſich wegen ſeiner Grauſamkeiten verhaßt machte, ſo erſchien ein Rächer des Volkes in einem Lama von königlichem Geblüte, welcher aber ſeinerſeits ſehr bald überwunden wurde. Es blieben zwei Mitbewerber übrig, Dawatſi und Amurſana, welche beide in Betreff ihrer Geburt gleiche Anſprüche auf die Regierung hatten. Dieſe würden ſich lange miteinander geſchlagen haben, ohne daß Jemand ſich darum bekümmert hätte, wenn nicht einige Kalmükenſtämme, die von beiden feindlichen Parteien ſehr hart bedrängt waren, ihre Zuflucht zu den Chineſen genommen. Nun erklärte ſich Kienlong als ihr Beſchützer und nahm indirect Theil an dem Kriege (1753).

Amurſana ſowohl als Dawatſi, welche die Macht ihres Nachbarn kannten, bewarben ſich beide um die Gunſt des Kien-

long. Der Kaiſer zweifelte lange in welche Schale er ſein Schwert werfen ſollte, als Dawatſi, ihn ernſtlich um ſeine Beihülfe erſuchend, nur auf gleichem Fuß mit dem Monarchen des himmliſchen Reiches unterhandeln wollte. Dieſe Forderung erweckte den Stolz des Kienlong; wie durfte ein Elender es wagen ſich mit dem Herrn der Erde gleichzuſtellen, oder Rechte geltend zu machen, welche er nur als ein treuloſer Verräther ausſprechen konnte! Er beſchloß daher ihn ſogleich mit Krieg zu überziehen, und ohne ſich weiter um dieſe Sachen zu bekümmern erließ er ſogleich ein Manifeſt, in welchem er Dawatſi einen Barbaren nannte, der mit den erſten Geſetzen des Himmels, welche der menſchlichen Bruſt eingepflanzt, noch nicht bekannt wäre. Ich bin der Sohn des Himmels, und da dieſe Stämme mich um Rettung gegen den Tyrannen erſucht, kann ich nicht länger ihnen dieſe verſagen. Die alten Miniſter welche nun lange in Ruhe und Frieden gelebt, und von dieſem Kriege große Mühen erwarteten, ſträubten ſich zwar anfangs gegen denſelben; allein Kienlong verwies ihren Kleinmuth und ſprach gebieteriſch die folgenden Worte: Unſere Magazine ſind angefüllt, unſere Schatzkammern ſtrotzen von Silber; warum ſollten wir daher nicht etwas unternehmen, um unſerm Geiſt freie Luft zu machen und unſere Macht in den fernſten Gegenden der Erde zu zeigen? Da die Cenſoren noch immer eifrig die Grundſätze gegen den Krieg verfochten, bemerkte der Monarch, daß er die öffentlichen Gelder nicht für ſich ſelbſt gebrauchen, ſondern für das Wohl des Staates verwenden wolle; und daß Niemand ihm darüber Rechenſchaft abzufordern habe. Ueberdieß verlange der Ueberfluß, welcher in den Schatzkammern enthalten ſey, eine freie Circulation zum Beſten des Volkes. Hiemit war nun Jeder zum Stillſchweigen gebracht; allein lange vorher ſtieß ein bedeutendes Heer zu den Horden des Amurſana, und dieſem wurde geboten in allen Dingen dem chineſiſchen General Gehorſam zu leiſten.

Der Feldzug nahm nun ſeinen Anfang; ein zahlreiches Heer begab ſich auf den fremden Boden. Man traf die Kalmüken in der Nähe des Ili-Fluſſes an und wollte ſie angreifen um ihnen eine Schlacht zu liefern; allein ſie zerſtreuten ſich nach nomadiſcher Weiſe und ließen ſelbſt ihren Anführer Dawatſi im

Stich. Man erwartete natürlich, daß ein Fürſt welcher der Majeſtät des Reiches Hohn geſprochen, in Stücken zerhauen werden würde. Anſtatt deſſen nahm ihn Kienlong freundlich auf, ernannte ihn zum König erſter Claſſe, und gab ihm ſelbſt einen Hofſtaat. Der Wunſch des Kienlong war, dieſen Nebenbuhler an ſich zu ziehen und in ſeiner Macht zu behalten, damit er einſt davon Gebrauch machen und den Amurſana im Zaume halten könne. Der letztere, welcher beſtimmt geglaubt daß der beleidigte Kaiſer ſeinen Gegner in Stücken hauen würde, war daher äußerſt entrüſtet als er von den hohen Ehren hörte, welche ihm zu Theil geworden und mißtraute ſeinem Schutzherrn. Die katariſchen Truppen hatten indeß von ſeinem Lande Beſitz genommen, und betrugen ſich nicht als Freunde ſondern als Eroberer. Da bereute Amurſana den Bund geſchloſſen zu haben; er verſchwor ſich mit den Häuptlingen der übrigen Kalmükenſtämme und fiel dann meuchelmörderiſch über die Kaiſerlichen her. Die Plane waren ſo wohl berechnet, daß die nichts argwöhnenden Mantſchuren beinahe zu gleicher Zeit niedergehauen und ein bedeutendes Heer, welches in kleinen Abtheilungen die Beſatzung der eroberten Städte ausmachte, ſehr bald vernichtet wurde. Dieſe Schreckenspoſt wurde dem Kienlong mit völliger Gewißheit überbracht. Eine große Wüſte trennte den Feind vom weſtlichen China, und es erforderte große Anſtrengungen und Unkoſten um eine Armee dorthin zu bringen. Ueberdieß lief man immer Gefahr daß die Lebensbedürfniſſe und Kriegsvorräthe von einem thätigen Feinde aufgefangen und das Heer vor Elend und Mangel hülflos ein Raub des Todes werden möchte. Alle dieſe Gedanken drängten ſich dem Gemüthe des Herrſchers auf. Seine Niedergeſchlagenheit vermehrte ſich mit jedem Tage, und ſo bereit wie er früher geweſen das Schwert zu ziehen, ſo ernſtlich bereute er dieſen unvorſichtigen Schritt, als Unglück ihn umringte. Dazu kam noch die Scham, daß die Liſt dieſem Volke ſeine Freiheit zu rauben ſo übel ausgeſchlagen, und daß der Anſchlag Amurſana nach Peking zu locken mißglückte. Der Gedanke an die wiederholte Treuloſigkeit der Kalmüken, welche trotz Bündniſſen und Verſprechungen immer aufs neue ſich zeigte, erweckte den bitterſten Haß gegen dieſe Horden. Ungeachtet die Cenſoren nun ſehr laut wurden und den Kaiſer ernſtlich vor der Erneuerung des

Krieges warnten, obgleich alle Großen des Staates mit der größten Heftigkeit gegen ſolch ein tollkühnes Unternehmen ſprachen, ließ Kienlong dennoch ein ſehr ſtarkes Heer wieder bis Ili vordringen (1756). Der Feind war keineswegs ſcharfſichtig genug, um ſich in den Steppen in Hinterhalt zu legen und den Marſch der großen Truppenzahl zu erſchweren. Sobald daher die Soldaten in Sungarien angekommen waren, zerſtreuten ſich die Kalmüken wie gewöhnlich und ließen auch Amurſana im Stich. Dieſer aber entzog ſich dem Nachſetzen der Mantſchuren und erſann neue Plane zu ihrem Untergang. Kienlong vernahm mit ſehr großem Zorn, daß man des Rädelsführers noch nicht hätte habhaft werden können, und befahl ſogleich daß ſeine Generale ſich vor ſeinen Richterſtuhl ſtellen ſollten um über ihre Nachläſſigkeit Rechenſchaft zu geben. Dem Befehle gemäß eilten ſie daher mit zitterndem Herzen nach der Hauptſtadt, denn der Oberherr vergab nie; da ſie aber nur ein ſehr kleines Gefolge mitgenommen, ſo überfielen ſie die Kalmüken und metzelten alle nieder; nur ein einziger Officier entkam mit dem Leben. Dieſer legte natürlich den Mangel der Regſamkeit ſeinen verſtorbenen Cameraden zur Laſt; und ſo erwählte daher Kienlong tüchtigere Helden um jenen Krieg fortzuſetzen. Als dieſe den Schauplatz des Kampfes erreicht und ſich von allen Umſtänden ſehr wohl unterrichtet hatten, erfuhren ſie, daß Amurſana ſich unter die Kirgiſen (Haſſaken) geflüchtet. Schnell wünſchten ſie daher in jene Steppen einzufallen; allein der Chan dieſer Horden bat ſie ruhig zu warten bis der Häuptling ergriffen worden ſey, und nicht ſein Land zu verheeren. Der Mantſchurengeneral, welcher dieſe wilden Stämme fürchtete, denn ſie waren wüthende Muhammedaner und dabei viel tapferer als die Kalmüken, hielt ſich daher zufrieden an den Gränzen ſtehen zu bleiben. Sobald die wenigen Elöten-Horden welche den Chineſen treu geblieben, die Furcht der Feldherren bemerkten, zogen ſie ſich ſchnell zurück, und faßten ſelbſt den Entſchluß, ihre Bundesgenoſſen hinterliſtig zu ermorden. Der muthigſte Tatarenanführer, welcher davon Nachricht erhielt, ging ſelbſt ins Lager der Kalmüken um ſie wieder zum Dienſteifer für den Kaiſer zurückzubringen. Als die Elöten aber ihn in der Ferne erblickten, ſchoſſen ſie einen Pfeilregen auf ihn ab, und der General ſank unter vielen Wunden. Seine Leute wollten

ihn wegtragen, er aber ermahnte ſie zur ſchnellen Flucht, und überreichte ſeinen Dienern ſein Ordenszeichen, eine Pfauenfeder, um dieſe Auszeichnung dem Kaiſer, von dem er ſie empfangen, zu überreichen, und ihm ſeinerſeits zu ſagen daß er voll Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten willig ſein Blut für den gütigen Herrn verſpritzte.

Beinahe ein Monat war nun verſtrichen, noch hörte man nichts von Amurſana. Als nun endlich der General auf eine beſtimmte Antwort drang, ſagte der Kirgiſenfürſt, er ſey ſchon mit ſeiner ganzen Habe nach Rußland entflohen. Kienlong gerieth außer ſich, als er dieß hörte, und rief die Generale vom Heere zurück. Seine erſte Frage war, warum bringt ihr mir nicht den Amurſana todt oder lebendig? — Die Oberfeldherren verſtummten; der Monarch, wüthend über ihre Nachläſſigkeit, verurtheilte ſie zum Tode und rechtfertigte ſich nachher durch ein weitläufiges Schreiben.

Dieſer mißlungene Anſchlag erweckte auch in Kienlongs eiſerner Bruſt das Verlangen jene entfernten Länder dem Landesfürſten zu überlaſſen, und nach ſolchen ungeheuren Verſchwendungen von Gut und Blut ſich nicht länger um die Händel der Elöten zu bekümmern. Gerade als der Kaiſer den Entſchluß faßte ſeine Truppen zurückzuziehen, erhielt er einen ausführlichen Bericht über den Zuſtand der Dinge von Tſchaohoei, einem General, der lange Zeit in der Tatarei verweilt hatte, und einen Haufen Kernſoldaten commandirte, welche Hunger und Durſt ohne Murren ertrugen. Er zog ohne Befehl dazu zu haben die zerſtreuten Bataillone der Mantſchurentruppen an ſich, weckte ihren ſinkenden Muth, und ſprach herzlich mit den Verwundeten. Nachdem er nun ein bedeutendes Heer an ſich gezogen, wartete er bis die Elöten wieder untereinander uneinig geworden und fiel ihnen plötzlich in den Rücken. Amurſana, welcher ſein Vaterland wieder betreten und ſeine Macht zu erlangen geſucht, wurde zum Weichen gebracht, die übrigen Häuptlinge flohen in großer Unordnung, und Tſchaohoei mit ſeinem Stellvertreter Fute, einem braven Soloner, behielten das Feld. Nun fingen ſie aber an mit tatariſcher Grauſamkeit zu wüthen. Die Stämme, welche den Chineſen untreu geworden, verfolgten ſie bis aufs Blut, hieben die Alten nieder, machten die Jungen zu Sklaven

und ſengten und brennten wohin ſie nur kamen. Sehr wenige dieſer Nomaden erreichten die Gränze Rußlands, die übrigen wurden ein Raub des Schwertes oder beſchloſſen ihr unglückliches Leben in den Wüſten, als Leibeigene der grauſamen Mantſchuren. Dieſe Handlungsweiſe war ganz im Sinne des Kienlong; nach langem Blutvergießen konnte Tſchaohoei endlich ſeinem Hofe melden daß Sungarien dem kaiſerlichen Scepter huldigte, denn die meiſten der Einwohner hatte man ausgerottet. Der Monarch rühmte ſich dann daß er Ordnung und Ruhe hergeſtellt und daß das Volk nun durch ſeine ſanfte Regierung beglückt werden ſollte.

Noch aber lebte Amurſana, und ſo lange er im Anſehen blieb, konnte man ſehr wenig von dem Frieden erwarten. Er war nach Siberien gegangen und trotzte unter ruſſiſchem Schutze der Macht des Ueberwinders. Verſchiedene Häuptlinge der Kalmüken wurden unterdeſſen von dem General ergriffen und nach Peking geſandt. Dort wurden ſie in Gegenwart des Monarchen in Stücken gehauen, um ſie wegen ihrer Treuloſigkeit zu ſtrafen. Kienlong wollte dem Amurſana ein gleiches Loos widerfahren laſſen, aber die Ruſſen weigerten ſich hartnäckig ihn auszuliefern, weil dieß wider Treue und Ehre wäre. Darüber ſtürmte der unbeugſame Monarch, und hätte vielleicht auch nach Siberien ſeine ſiegreichen Schaaren geſchickt, wäre der Fürſt nicht an den Folgen der Kinderpocken geſtorben. Darauf verlangte Kienlong den Leichnam, den er zu zerſtückeln wünſchte; und die Ruſſen zeigten ihm den Körper, wollten aber dieſem herriſchen Verlangen kein Gehör geben, und entſchuldigten ſich daß er ſchon in Verweſung übergegangen. Dann gebt die Knochen her, ſprach der Tatar, damit wir an ihnen die Rache ausüben; allein auch die Gebeine ſollte der Grauſame nicht erhalten. Er mußte daher ſeinen Wunſch aufgeben, vergaß aber den Ungehorſam der Ruſſen nie.

Noch aber blieben verſchiedene turkomaniſche Stämme in ſüdweſtlicher Richtung frei, welche früher unter der Botmäßigkeit der Kalmüken ſtanden und ihnen Hülfe geleiſtet. Der Mantſchurengeneral verſprach ihnen ſehr große Vorrechte und viel größere Vortheile als ſie unter den Elöten genoſſen; dabei ließen es die Begs auch bewenden. Als aber dieſe Dinge zur Ausführung gebracht werden ſollten, zeigten ſich die Raubſucht der

Soldaten und die Erpreſſungen der Mandarine in einem ſolchen Grade daß der Krieg mit aller frühern Wuth erneuert wurde. In dieſem Kampfe fochten die wenigen Muhammedaner mit Verzweiflung; der größte Theil ihrer Glaubensgenoſſen aber blieb ruhig beim väterlichen Herde ſitzen, und ſo gelang es den Mantſchuren das ſüdliche Turkeſtan bis an die Gränzen von Kabal mit Einſchluß von Kaſchgar, Akſu, Jarkand und andern Städten und einigen tauſend Dörfern der kaiſerlichen Herrſchaft einzuverleiben. Dieſes ziemlich ausgedehnte Land wurde in eine militäriſche Colonie unter der Regierung eines Generals der Mantſchurei verwandelt, und der Hauptort der Elöten, Ili, zu ſeinem Sitz ernannt. Die Verwieſenen wurden auch dorthin geſchickt, um entweder den Soldaten als Sklaven zu dienen und das Land urbar zu machen, oder im Elende zu verſchmachten. Die Einkünfte, welche man von dieſer neuen Erwerbung erhielt, und die theils vom Handel, theils von den Feldern erhoben wurden, und vor der Eroberung ſehr bedeutend waren, fand man bald äußerſt gering, wenn man die Ausgaben betrachtete, welche die Armee und die zahlreichen Beamten nöthig machten. Der Krieg ſelbſt koſtete dem Kaiſer 60 Millionen Unzen Silber, und nicht weniger als vier Heere, die nach einander gänzlich aufgerieben wurden. Dennoch behaupteten ſich die Chineſen hier in einer Lage, ähnlich der der Engländer in Kabal, der Ruſſen in Kaukaſien, und der Franzoſen in Algier, mit beiſpielloſem Muth und ſtaunenswerther Unerſchrockenheit.

Wir werden ſpäter darauf wieder zurückkommen, und bemerken hier noch daß kein General je ſo geehrt wurde wie Tſchaohoei von Kienlong. Seine Rückkehr glich einem Triumphzuge, der Kaiſer ſelbſt empfing ihn und brachte die Opfer dar, welche bei ſolchen Gelegenheiten ſtattfinden. In der Walhalla hatte er die mit Blut beſpritzten Köpfe der erſchlagenen Feinde geopfert, dort brachte er auch ſeinen Dank für dieſen ſo glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens dar (1760). Alles war Freude und Wonne am Hofe; Kienlong ſelbſt kam dem General entgegen und überreichte ihm eine Taſſe Thee. Dieſer wollte niederfallen, um ſeinen Dank für ſolche Ehre auszudrücken. Nach allen Höflichkeitsbezeigungen führte der Monarch ſeinen Diener in die Reſidenz ein, wo das ganze Heer unter den Waffen ſtand, und ihn mit den höchſten Ehren empfing. Dann betrat er den Palaſt, und

da zeigte Kienlong wieder vor der ganzen Familie, wie hoch er den Befehlshaber achte, und wie er ihn als ein Beiſpiel aller Prinzen und Officiere vorſtelle, weil er wieder den Muth der Mantſchuren belebt und aufs neue ihren Ruhm begründet.

Aber nicht alle Generale waren gleich glücklich. Fute, der tapferſte und thätigſte von allen, ſogar größer als Tſchaohoei, auf den der Monarch ſelbſt einen ſo hohen Werth ſetzte daß er ihn einer Armee gleich ſchätzte, erhielt kein Ehrenzeichen. Als einmal die Fremden ſich der Vortrefflichkeit ihrer Kanonen rühmten, wodurch ſie hofften einen Sieg über die chineſiſchen Heerhauſen zu erhalten, ſagte Kienlong ſehr trocken, ich muß ihnen den Fute zuſenden, der dieſe Streitfrage wohl entſcheiden wird. Allein Fute hatte auf irgend eine Weiſe Kienlong beleidigt, und der Kaiſer vergab nie. Daher wurde ihm der Proceß gemacht daß er aller ſeiner Ehrenſtellen entſetzt werden, und ins Gefängniß gehen ſollte, weil er auf einem Heerzuge ſich verſchiedener Pferde bemächtigt und dieſe zu ſeinem eigenen Gebrauch beſtimmt. Eine ſolche Auklage gegen einen Mann, welcher aus Liebe zu ſeinem Herrn die größten Schandthaten verübt, gemordet und Städte niedergebrannt, klingt ganz jämmerlich. Allein Fute blieb im Kerker, und war froh genug daß der Monarch nicht das Todesurtheil über ihn ausſprach; denn es hätte ſehr wenig daran gefehlt daß ſeine Rache nur in dem Blute des Unerſchrockenen geſättigt werden konnte. Da ſaß er nun bis alle Manneskraft von dem Schmutze und der Feuchtigkeit des elenden Gefängniſſes verzehrt war; endlich wurde ihm bei einer allgemeinen Amneſtie auch ſeine Freilaſſung angekündigt. Damals aber war er ſchon ein Greis, welcher gebückt am Stabe einherging, und ohne Freude in dem armſeligſten Zuſtaude umherirrte.

Mit einem der größten Lieblinge des Kaiſers wäre es aber beinahe noch ärger gegangen. Dieſer hatte früher den höchſten militäriſchen Ehrenpoſten bekleidet und war Befehlshaber der neun Thore Pekings geweſen. Als Höfling wußte er ſehr wenig vom kriegeriſchen Weſen; dennoch glaubte er große Dinge verrichten zu können, wenn ihm dazu Gelegenheit gegeben würde. Kienlong wünſchte dem Günſtling dazu Glück, und nun begab er ſich nach der Tatarei mit einem zahlreichen Heereshaufen, um dort die herrlichſten Thaten für die Nachwelt zu verrichten.

Aber troß des großen Eifers wollte es mit den erwarteten Siegen nicht gehen, und ſo übernahm er die Civilverwaltung der neueroberten Länder. In dieſem Fache zeichnete er ſich ſehr aus, ſo daß die Armen reichlich mit Lebensmitteln verſehen wurden und das Volk ruhig blieb. Seine Verdienſte waren der Art daß die ſiegreichen Generale ſelbſt erklärten, ohne ſeine Beihülfe nichts unternehmen zu können.

Der Kaiſer, welcher von dem elenden Feldzuge ſeines Vertrauten gehört, gerieth vor Zorn außer ſich und befahl ſogleich ihm das Haupt abzuſchlagen. Ein geſchwinder Bote überbrachte die Nachricht, welche alle die anweſenden Generale in Furcht und Staunen ſeßte. Gehorchen mußte man nun einmal, und doch konnte man ſich ohne den Verurtheilten im Lande nicht behaupten. So verſchob der Oberbefehlshaber auf eigene Gefahr die Vollführung des Urtheils, bis der Geächtete alle Sachen in gehörige Ordnung gebracht, um dann erſt ſeine Strafe zu empfangen. Unterdeſſen verwendete ſich ein Miniſter ſehr ernſtlich für ſeinen Freund, und ſtellte die Verdienſte die er ſich erworben, ins gehörige Licht. Kienlong war in guter Laune, hörte gerne die Vertheidigung eines Mannes, deſſen er ſich noch erinnerte, vergab ihm, obgleich er es ſchon für zu ſpät erachtete, und ſchickte den Fürſprecher ſelbſt ab um dieſe Nachricht zu überbringen. Glücklicherweiſe war die Gnadenfriſt noch nicht verfloſſen, und das Leben eines Unſchuldigen wurde dergeſtalt erhalten.

Kienlong betrauerte ſehr tief die Entvölkerung der neueroberten Länder, freute ſich indeſſen daß der Schrecken ſeiner Heere die entfernteſten wilden Stämme in Zügel hielt. Während ſeine Grauſamkeit die Nomaden über die Gränzen trieb, erlebte er auch das Vergnügen zwei der Horden, die unter ſeinem Großvater ſich nach Rußland geflüchtet, wiederkommen zu ſehen. Dieſe lebten an der Wolga in ſehr reichen Steppen, hatten aber ſehr viele Plackereien von den ruſſiſchen Beamten zu erdulden. Ueberdieß glaubten ſie ſich in ihrer Religion gekränkt und konnten es nicht vergeſſen daß man die rüſtigſten Jünglinge unter die Soldaten ſteckte. Auf einmal faßten ſie den Entſchluß, wieder nach ihren alten Wohnſtätten zu fliehen, obgleich es in der Mitte des Winters war, ſie Weib und Kind mitzunehmen hatten, und gezwungen waren lange Strecken der Eisfelder Aſiens zu

durchkreuzen. Das Unternehmen war ſo abenteuerlich daß die ruſſiſchen Officiere in der Nachbarſchaft ihrer Weideplätze es nicht glauben wollten, obgleich man ihnen die Gewißheit eines ſolchen Unternehmens hinterbrachte. An dem beſtimmten Tage waren ſie plötzlich wie ein Schwarm Heuſchrecken dahingezogen. Vergebens ſuchten die Koſaken ſie zurückzutreiben, ſie hatten ſchon den Vorſprung und ließen lieber den Nachtrab gefangen nehmen, um nur nicht durch Widerſtand ihre Zeit zu verlieren. Alle die Leiden eines ſehr kalten Winters ertrugen ſie mit der größten Gleichgültigkeit. Ihr Vieh ſtarb vor Hunger und Müdigkeit, viele Familien mußten in der Einöde zurückgelaſſen werden, — denn man hatte keine Laſtthiere für ſie, — und wurden von Wölfen aufgefreſſen. Dennoch blieben die Horden unerſchütterlich in ihrem Vorſatz und erreichten, nachdem ſie acht Monate unterwegs geweſen und den größten Theil ihres Viehes und ihrer Verwandten verloren, die chineſiſchen Gränzen, wandelnden Gerippen ähnlich. Kienlong wollte ſie erſt wegtreiben, beſann ſich aber bald darauf, ließ ihnen Weideplätze anweiſen und Nahrung reichen, und verordnete daß die Häuptlinge vor ihm erſcheinen ſollten. Sie gingen deßhalb nach Peking, wurden herrlich gekleidet, und hatten eine Audienz im Palaſte. Wie ſie alles auſtaunten, welche hohen Begriffe ſie von der Macht des großen Kaiſers erhielten, läßt ſich kaum mit Worten beſchreiben. Kienlong ſah mit Wohlgefallen auf dieſe Ueberläufer nieder, die einen der gefährlichſten Züge unternommen, deren die Geſchichte erwähnt; und dieß um ſo mehr, da ſie aus Rußland entflohen, wohin ſich ſo viele ſeiner vermeinten Unterthanen geflüchtet. — Es war daher für ihn ein großer Triumph über Katharina, mit der er häufig Händel gehabt.

Ungeachtet des beſtändigen Krieges mit den wilden Völkerſchaften längs des ganzen Weges blieben dennoch 30,000 Familien übrig, welche den Kaiſer als Schutzherrn erkannten. Zu dieſen geſellten ſich noch 30,000, ſo daß das Volk ſich ſchnell vermehrte und, da der Krieg aufgehört, auch noch kleinere Stämme in der Nachbarſchaft an ſich zog. Die Freude über dieß Ereigniß war unbeſchreiblich groß; Kienlong verfaßte eine Inſchrift und ließ ſie in vier verſchiedenen Sprachen überſetzen, welche auf einer ſteinernen Tafel eingegraben bis auf dieſem Augenblick zu

Ili ſteht. Er baute überdieß einen Tempel auf einem hohen Berge, dem Buddha geweiht, welchen alle Stämme des mittlern Aſiens verehren. Dann feierte er den Tag, welcher ihm ſo viele Unterthanen wieder gab, mit vieler Pracht, und glaubte der glücklichſte Sterbliche zu ſeyn, dem ein großer Theil des Erdkreiſes huldigte. Die zwei Hauptſtämme der Nation waren nun unter ſeiner Oberherrſchaft, nämlich die Dſchongaren, die Ureinwohner des Bezirkes von Ili, eine Nation, welche theilweiſe auch das Feld bebaute. Daher ſchenkte ihnen der Kaiſer Samen und Ackerwerkzeug, um ſie von ihrem wüſten und herumſtreifenden Leben abzuziehen, und als eine Vormauer des Reiches, ſobald ſie feſte Wohnſitze hätten, zu gebrauchen. Der zweite Stamm waren die Torguten, welche ſich von Rußland dorthin begaben, und unter ſtrenge Leitung der mantſchuriſchen Officiere geſtellt wurden. Endlich der dritte beſtand aus Koſchoten, die unter der Oberherrſchaft des Lama in Tibet ſtanden, nachher aber dem großen Kalmükenbunde einverleibt wurden. Dasſelbe Syſtem, welches ſchon Kanghi eingeführt, wurde auch in dieſen Gegenden in Ausübung gebracht. Man ſuchte ſo viel wie möglich die Nationalität der Völker zu unterdrücken und die Intereſſen der Häuptlinge ſo ſtark wie möglich den chineſiſchen anzuſchmiegen. Die Häuptlinge wurden daher die Diener der Mandarine, und Peking ihr Elyſium, wohin ſie beſtändig wallfahrten, um einander anzuſchwärzen und Gunſt zu erwerben. Nur die Titel welche ſie dort erhielten, waren ihnen von Wichtigkeit; was ihnen erblich übertragen, oder von der Liebe des Volkes anerkannt, hatte für ſie keinen Reiz. Die Horden ſelbſt wurden unter viel ſtrengere polizeiliche Aufſicht geſtellt als die Kalkas, und der geringſte Fehltritt ſehr heftig gerügt. Dabei gewannen ſie aber an bürgerlicher Ordnung, und was ihnen an Freiheit abging, wuchs ihnen an Nahrung; denn nun lernten ſie fleißig die Felder beſtellen und ſichern Unterhalt ſich zu verſchaffen. In dieſem Beſtreben ging ihnen die chineſiſche Regierung fleißig an die Hand.

Die Luſt zum Kriege war nun einmal rege geworden, und der glückliche Erfolg bürgte für weitere Unternehmungen. Ueberdieß wünſchte Kienlong ſeinen Generalen und Soldaten Beſchäftigung zu geben, und bei ſolchen Geſinnungen konnte es wohl nicht an Gelegenheit fehlen. — Im Süden der Provinz Junnan

leben verſchiedene Stämme, welche wechſelſeitig unter chineſiſcher ſowohl als birmaniſcher Botſchaft geſtanden haben. Da ſie ſehr arm ſind, ſo würden ſich beide Regierungen wahrſcheinlich nicht viel um ſie bekümmert haben, hätten ſich nicht in ihren Wohnorten Silberbergwerke gefunden, welche die Betriebſamkeit der Chineſen aufs äußerſte rege machten. Sie kamen daher in großer Menge nach den Minen, wo ſie aber ſchon Birmanen trafen, die ihnen nicht weichen wollten. Darüber entſtanden Streitigkeiten, welche endlich nach Peking zur Entſcheidung geſandt wurden, und da dem kaiſerlichen Einkommen durch die Maſſen von Silber, die von dort eingeführt wurden, ein ſehr bedeutender Beitrag erwuchs, ſo wollte Kienlong ſogleich den ohnmächtigen aber ſehr anmaßenden Feind für ſeine Eingriffe in ſeine Rechte ſtrafen. Von Birma ſelbſt hatte man keine rechten Ideen, man betrachtete es als ein Tribut zahlendes Land, welches dem großen Kaiſer unbedingten Gehorſam zollen müßte. — Die Mandarine hatten natürlich eine lange Liſte von Beſchwerden gegen die Birmanen dem Kaiſer überſandt, in Folge deren er in ſeinem Zorne dieß Volk vernichten und nachher das Reich ſeinem eigenen beifügen wollte.

Eine ſehr bedeutende Armee ſegelte daher ſogleich den Jangtſe herauf (1767). In Junnan angelangt, vereinigte ſie ſich mit den übrigen Heerſchaaren des Landes, überſtiegen die Berge der Gränze, und verloren ſich endlich in den ausgedehnten Wäldern. Allein da war kein Feind zu ſehen; die wenigen Hütten welche man antraf, waren vom Volke verlaſſen und wurden ſogleich niedergebrannt, aber Lebensmittel und Oerter, um die Soldaten zu beherbergen, fand man nirgends. Der Mantſchurengeneral drang nun tiefer landeinwärts, in der gewiſſen Hoffnung daß er bald die Hauptſtadt erreichen würde.

Zu jener Zeit waren die Birmanen gerade wieder als ein Volk empor gekommen, nachdem ſie ſehr lange unter dem Drucke der Peguer geſeufzt. Aber noch war das Reich vom Kriege verheert, eine Einöde, das Volk an Kampf gewöhnt, ohne Eigenthum, muthig und entſchloſſen bis zum letzten Augenblick auf dem Schlachtfelde zu kämpfen. Die Chineſen hatten nun das Dorf Tſchibu erreicht. Dort erwarteten ſie reiche Vorräthe vom Vaterlande, um ihren Hunger zu ſtillen; allein dieſe kamen nicht

an, denn ſchon hatten ſie die Birmanen unterwegs aufgefangen. Nun ſandten ſie ihre kleine Anzahl Reiterei nach allen Richtungen, um wo möglich einige Mundbedürfniſſe herbeizuholen. Allein die Mantſchuren wurden von den zahlreich im Hinterhalt ſteckenden Birmanen angehalten. Immer näher und näher drängten ſich die feindlichen Haufen, immer größer wuchs die Noth im chineſiſchen Lager. Endlich beſchloß der General weiter vorzudringen, allein ſein Vorrücken war unmöglich, denn eine bedeutende Armee verſperrte ihm den Weg. Da ſann er auf einen Rückzug, und obgleich der Zorn des Kaiſers ihm lebhaft vor den Augen ſtand und die Gewißheit daß er das Mißlingen des Planes mit dem Leben büßen werde, ihn ſehr beunruhigte, ſo bediente er ſich dennoch dieſes letzten Mittels zur Rettung. Schon aber waren im Rücken und in den Bergſchluchten, wohin er zu marſchiren hatte, zahlreiche Poſten aufgeſtellt, und vergeblich der Entſchluß die Maſſen der Feinde zu durchbrechen. Verzweiflung brachte endlich eine Schlacht zu Stande, die den Gerippen ähnlichen chineſiſchen Soldaten leiſteten wenig Widerſtand; Fieber und Hunger hatten die Ueberbleibſel einer Armee von 50,000 Mann größtentheils vernichtet; das Schwert vollendete das Werk, und endlich erhaſchten die Birmanen die noch das Daſeyn friſtenden Elenden, und ſchlugen ſie in Ketten. Ihr jämmerlicher Zuſtand rettete ihnen das Leben; denn wären ſie noch kräftig geweſen, ſo würde ſie der König Schembuan ohne Zweifel niedergemetzelt haben; denn er war argwöhniſch und würde aus Furcht vor Wiedervergeltung ein Blutbad angerichtet haben. Sie wurden nachher in eine Colonie verpflanzt, und erhielten die Erlaubniß birmaniſche Weiber zu heirathen, ſo daß der Staat dadurch 2500 fleißige Unterthanen erhielt, deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag noch dort leben, und durch ihren Handel und Unternehmungsgeiſt das Land bedeutend bereichert haben.

Als die Nachricht von dieſem Unglück die chineſiſche Regierung erreichte, war Kienlong ſehr niedergeſchlagen; denn nicht einmal ein gemeiner Soldat war dem Verderben entkommen, um an ihm ſeine Rache für den Verluſt zu kühlen. Daher rief er den berühmteſten General, Akui, zu ſich. Dieſer Mann hatte ſich von dem unterſten Grade zum Befehlshaber emporgeſchwungen; er war indeß mehr berühmt wegen ſeiner Ränkeſucht als durch

Kriegstalent, jedoch ein unſchätzbarer Höfling in den Augen des Autokraten. In einem ſo volkreichen Lande wie China iſt es eine ſehr leichte Sache ein Heer zuſammenzubringen, und Hunderttauſende von Gefallenen können in ſehr kurzer Zeit erſetzt werden. Mit einer zahlreichen Armee war daher der Feldmarſchall ſchleunigſt auf dem Wege. Um aber einem ähnlichen Unglück vorzubeugen welches ſeine Vorgänger getroffen, ließ er den Proviant an dem Jangtſe einſchiffen und dann den Irawaddi herabfahren, an deſſen Ufer er mit ſeinen Soldaten hinzog. Nun glaubte er ſich vor allen Gefahren ſicher geſtellt; allein da kam noch ein viel fürchterlicherer Feind als die Birmanen ins Lager, nämlich ein anſteckendes Fieber, welches große Schaaren der Krieger hinwegraffte und das ganze Heer ſo ſchwächte daß die Truppen ſtille liegen mußten. Dießmal kamen die birmaniſchen Völker aber viel zu ſpät ins Feld, denn das Land war anderwärts im Kriege verwickelt. Da dieſe wiederholten Einfälle die Plane des Königs auf Eroberungen im Süden bedeutend ſtörten, ſo ließ er ſich's für dießmal gefallen, daß die Ueberbleibſel der chineſiſchen Armee ſich zurückzogen. Dafür aber trat die chineſiſche Regierung alles Recht auf die beſtrittenen Silberbergwerke ab, und leiſtete überdieß auf die Oberherrſchaft der Gränzvölker vollkommen Verzicht. Akui ſelbſt ſchloß dieſen Bund und begab ſich dann mit bleichem Angeſichte nach Peking. Kienlong war dießmal nicht ſo ſtreng wie man erwartet hatte, überzeugt daß ein General für die Krankheit ſeiner Soldaten nicht verantwortlich ſey. — So endete ein Unternehmen, welches, wäre es mit Erfolg gekrönt worden, eine gänzliche Veränderung in Indien würde hervorgebracht haben. Kienlong wußte wohl daß die Herrſchaft der Mongolen in jenem Lande zu Ende ſey, daß die Hindu keiner großen Armee von Tataren des nördlichen Aſiens würden widerſtehen können, und hielt daher einen glücklichen Erfolg eines Einfalles von Tibet aus für ſo gewiß, wie ähnliche Unternehmungen über Herat und Afghaniſtan gelungen waren. Allein man wollte ſich erſt des Birma-Reiches bemächtigen, um dann mit den Soldaten dieſes Landes ins öſtliche Indien vorzubringen. Dieſer ganze Plan ſcheiterte, und Kienlong lernte ſehr bald daß er nicht zum allgemeinen Herrſcher Aſiens beſtimmt wäre, daß er bloß davon träumen aber nie die Wirklichkeit ſehen könne.

An den Gräuzen Sſetſchuens, in einem Thale durch welches der Jangtſe fließt, umringt von unzugänglichen Bergen, lebte ein Stamm der wilden Horden Kokonors, welcher ſchon ſeit Jahrhunderten ſeine eigne Regierung und Beamten gehabt. Da dieß Land ſo feſt von Natur iſt, behaupteten die Bergbewohner ihre Unabhängigkeit und fochten ſehr muthig gegen alle Anfälle der Chineſen, welche ſie auch ſo ziemlich in Ruhe ließen. Es entſtanden aber Streitigkeiten unter den Häuptlingen, welche einander bekriegten und oft in die benachbarten Thäler herabkamen um dort zu rauben. Die Mandarine geboten ihnen daher, untereinander Frieden zu halten und die chineſiſchen Unterthanen nicht zu beunruhigen. Da dieß nicht ſogleich geſchah, ſo nahmen die Beamten Zuflucht zu gewaltſamen Maßregeln, welche wieder die Rache der Wilden rege machten, und ſo entſtanden ſchreckliche Fehden. Nun ſandte der Statthalter der Provinz ſeine Soldaten, um das Volk zur Ruhe zu bringen. Anſtatt ſeinem Befehle zu gehorchen, erſchlugen die Ungehorſamen die Krieger und nöthigten ihn daher eine Armee ihnen entgegenzuſenden. Sobald die Stämme von ihrem Marſche gehört, zogen ſie ſich eiligſt in die Bergveſten zurück, wo jedes Haus und Dorf eine Feſtung iſt. Der chineſiſche General ſchrieb dieß ihrer Feigheit und der Furcht vor ſeinem Namen zu, und verfolgte ſie daher mit großem Eifer. Nachdem er aber eine große Strecke unter unzähligen Mühſeligkeiten vorgedrungen, befand er ſich plötzlich in einer Schlucht. Sogleich wurden ungeheure Felsſtücke auf die Armee heruntergerollt und ganze Regimenter unter ihnen zerquetſcht. Da war kein Ausweg, und ſo mußten ſich die Truppen, welche noch am Leben geblieben, ergeben. Gegen die Gefangenen handelten die Barbaren mit der größten Grauſamkeit, und ließen vorzüglich ihre Wuth aus an den Mandarinen, welche ſie ſo hart gepeinigt. Alle folgenden Verſuche das Volk zu unterwerfen waren vergeblich, ein General nach dem andern wurde geſchlagen, und Kienlong, ſowie er dieſe unangenehmen Nachrichten erhielt, zögerte nicht ſeinen Unwillen durch die Verurtheilung der unglücklichen Oberfeldherren auszudrücken. Nun aber wünſchte er etwas Großes zu thun, und ſandte einen Liebling, welcher oft über die Ungeſchicktheit der Generale in des Kaiſers Gegenwart gelacht. Siege du, ſprach der Kaiſer, und laß mir die Nachricht von deinem Erfolge bald zukommen.

Die Armee, zu dieſem Unternehmen beſtimmt, war dießmal viel beſſer beſtellt als früher, und da der Feldmarſchall unbeſchränkte Macht erhalten, handelte er auch nach ſeinem eigenen Gutdünken, verwarf den Rath der erfahrnen Krieger, und ſtand mit dem größten Theil ſeines Heeres ſchon nach einigen Wochen im Herzen des Landes, um dem Kriege ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen. Jeder glaubte nun daß die Bergbewohner ſich unterwerfen würden, denn ſie leiſteten nicht den geringſten Widerſtand, und blieben ſtille in ihren Veſten ſitzen. Schon berechnete der Günſtling die Freuden des Triumphes welche bei ſeinem Einzuge in die Hauptſtadt ihm zu Theil werden würden, als plötzlich von allen Seiten her das Kriegsgeſchrei ſich erhob, und nun wurde die Armee von Wurfſpießen, Pfeilen und Kugeln überwältigt, welche aus allen Felſen, wie von unſichtbarer Hand geleitet, hervorſprühten. Der Angriff war ſo ſchnell, daß die Soldaten welche nicht verwundet waren, mit der größten Eile davonliefen. Da man die Poſten im Rücken wohl beſetzt hatte, ſo fand man glücklich einen Ausgang, ſonſt wäre wohl die ganze Schaar aufgerieben worden. — Dieß war denn der herrliche Sieg, welchen Kienlong erwartete. Sobald er davon gehört, beſchied er den Höfling nach der Hauptſtadt, wo er mit ſeinen Unglücksgefährten enthauptet wurde.

Nun kam der Schwiegervater des Kaiſers auf den Schauplatz. Anſtatt es auf Waffenmacht ankommen zu laſſen, zog dieſer den Weg der Unterhandlungen vor. Man ſuchte die regen Bergſtämme einzuſchläfern, und mit großen Verſprechungen und reichen Geſchenken gelang dieß theilweiſe. Aber der Prinz fing zu früh an die betrogenen Häuptlinge zu überfallen, ſie erhielten von ſeinem treuloſen Vornehmen baldige Nachricht, kamen ihm zuvor, brachten ſeinem Heere eine große Niederlage bei und nahmen den Fürſten ſelbſt gefangen. Durch dieſen unerwarteten Erfolg ermuthigt, verbreiteten ſie ſich ſchnell in die Ebene, und erfüllten das ganze Land mit Furcht und Schrecken.

Da das Unglück ſeine Höhe erreicht, ernannte Kienlong ſeinen getreuen Akui, welcher nun ſchon erſter Miniſter geworden, zum Befehlshaber der Truppen. Wie Diebitſch hielt er die Unterwerfung eines gebirgigen Landes für ein Werk der Zeit und Behutſamkeit, und ſo bahnte er ſich erſt einen Weg durch die ſteilſten Gebirgshöhen, um Geſchütz und Mundbedürfniſſe leicht

dorthin zu bringen und ſich zugleich auch den Rückzug zu decken. Freilich war dieß eine ſehr mühſelige Arbeit, aber Akui verzagte nicht; obgleich ganze Heerab:heilungen von den fürs Vaterland ſtreitenden Feinden vernichtet wurden, ſo ging er dennoch vorwärts Schritt für Schritt, trieb das Volk von einer Höhe zur andern, und tödtete eine ziemliche Menge der Tapferſten. Da fochten ſelbſt Weiber für ihren Herd und ſpornten die Männer zum verzweifelten Widerſtande an, ſo daß Tauſende von Chineſen erſt fallen mußten, ehe man eines Dorfes habhaft werden konnte. Allein neue Menſchenmaſſen erſetzten den Verluſt der Gefallenen; Akui ging ſeinen ruhigen Gang, verheerte jede Wohnung der Widerſpänſtigen mit Feuer, und erſtach Jung und Alt. Gerade zu dieſer Zeit ſtarb einer der Häuptlinge, und das Volk, von Entſetzen ergriffen über das ſchreckliche Loos ihrer Landsleute welche in die Hände der Chineſen fielen, floh in großer Eile nach den feſtern Plätzen, wo Sonom noch kühn den Kaiſerlichen die Spitze bot. Obgleich der berühmte Fute im Heere war und ſich beim Vortrab aufhielt, lieferte er dennoch eine Schlacht, in welcher die unerſchrockenen Schaaren des Sonom den Sieg davon trugen. Dieß war jedoch der letzte Erfolg; die Helden ſeines Volkes waren einer nach dem andern in der Vertheidigung der Engpäſſe gefallen, und was ihm von ſeinen Ländereien noch übrig blieb, war die kleine feſte Hauptſtadt Karai. Auch hier wurde er umringt und bat nun um Frieden, für deſſen Bewahrung er Mutter, Weib und Schweſtern als Geiſeln gab. Er war bereit ſich als Vaſall des Kaiſers zu erkennen, aber beſtand auf der Beibehaltung ſeiner Würde als Regierer des Bergvolkes. Als dieß abgeſchlagen wurde, focht er noch einmal, es war der letzte Todeskampf; Akui, welcher ſehr bald einſah, daß dieſe Verzweiflung die Vernichtung ſeines eigenen Heeres zur Folge haben möchte, verſprach ihm Vergebung von Seite des Kaiſers und geſtand ihm alle ſeine Forderungen zu, wenn er ſich als Gefangener im Lager einſtellen würde. Sonom, auf das Ehrenwort eines berühmten Kriegers trauend, ſtellte ſich willig ein, wurde aber ſogleich ſammt ſeiner Familie zu ſeinem großen Erſtaunen mit Feſſeln beladen.

Sobald die angenehme Kunde von der Uebergabe des Häuptlings und der Reſidenz zu den Ohren des Kienlong gekommen,

erhob er Akui in den Fürſtenſtand, gab ihm eine zweiäugige Pfauenfeder und ſchickte an ihn die größten Ehrenzeichen (1776). Sein Empfang war noch viel prächtiger als der des Tſchaohoei, und die ganze Armee wetteiferte, dem großen Helden die größtmöglichen Ehren zu erweiſen. Der Kaiſer ſelbſt ging ihm entgegen und weidete ſich am Anblicke der Gefangenen, welche auf dem Wege ſehr gut behandelt worden waren, damit ſie beim Einzuge einen deſto größern Eindruck machen möchten.

Da Kienlong feſt glaubte, daß fürchterliche Strafen an dieſen Unglücklichen die Völker in Zukunft in Gehorſam erhalten und ſeinen Befehlen größere Kraft verleihen würden, beſchloß er nun öffentlich ein Beiſpiel der Grauſamkeit zu geben, um im ganzen Lande Schaudern zu erregen. Er wollte aber nicht den Schein haben das Cannibalenfeſt ſelbſt eingeleitet zu haben, ſondern erhielt dazu einen Erſuch vom Tribunal der Gebräuche. Am feſtgeſetzten Tage verſammelte ſich der ganze Hof im höchſten Glanze, alle die Prinzen des Geblütes waren zugegen; auch fand man die Miniſter des Cabinets, die Vorſitzer der hohen Inſtanzen, die ganze Beſatzung von Peking, nebſt Hunderten von Mandarinen in ihren Staatskleidern. Die Gefangenen wurden ſelbſt von Akui in die Walhalla geführt, und weil der General ſich für ihr Leben verbürgt hatte, ſo bat er ernſtlich, nach ſeinem Verſprechen ihnen dasſelbe zu ſchenken. Der Kaiſer ſprach kein Wort, ſondern beſtieg den Thron um als Richter der Unglücklichen zu erſcheinen. Sie wurden vorgeführt, beriefen ſich auf das Verſprechen der kaiſerlichen Gnade, und Prinz Sonom ſelbſt bat inſtändig um Schonung für den jungen Neffen, für die Weiber, für die Großen ſeines Landes, die ſich alle auf das ehrenfeſte Wort des Akui geſtützt ergeben hatten. Alles war vergeblich und vermehrte nur noch mehr die Wuth des Monarchen. — Alle Gefangenen wurden aufs ſchrecklichſte gefoltert und bekannten ſehr bald Verbrechen, welche man ihnen in den Mund legte. Der König, ſein Weib und ſeine Verwandten ſowohl als ſeine Miniſter wurden dann, nachdem die Glieder durch die abgefeimteſte Pein verrenkt waren, langſam in Stücke gehauen, ein Theil des Körpers nach dem andern ihnen abgenommen, und Kienlong war ſelbſt ein Zuſchauer bei dieſem gräßlichen Schauſpiele, welches die hartherzigſten Hofſchranzen mit Entſetzen erfüllte. Die übrigen

Gefangenen wurden entweder enthauptet oder lebenslänglich zu Sklaven gemacht; und ſo ſah endlich der Kaiſer ſeine Rache in Ausführung gebracht.

Der alte Fute, welcher wieder aus einem dem Gefängniſſe entkommenen Abenteurer zum General gemacht worden war, konnte nicht ertragen, daß während des Feldzuges, wo er wie gewöhnlich den Kampf ſelbſt zu beſtehen hatte, Akui größere Ehre genöſſe, und ſo klagte er ſeinen Befehlshaber an. Dieſer war aber in zu großer Gunſt um ſich viel darum zu bekümmern, und brachte im Gegentheil die heftigſten Beſchuldigungen gegen den Graubart hervor. Er hatte nämlich auf ſeinem Marſche die Unterthanen gedrückt und zwei Procent die den Soldaten zufallen ſollten, für ſich behalten. Dieſe und andere kleinere Beſchwerden bewogen den Rath ihn zur Todesſtrafe der Rebellen zu verurtheilen, aber der Kaiſer linderte den Richterſpruch zur Enthauptung. So ſtarb einer der verdienſtvollſten Generale ſeiner Zeit, welcher mit Recht über Undankbarkeit des Hofes klagen konnte.

So parteiiſch Kienlong auch in dieſer Hinſicht handelte, bewies er ſich andererſeits ſehr gütig gegen die Mandarine, befreite bei dieſer Gelegenheit eine Menge geringer Verbrecher, beſchenkte das Heer reichlich und erließ dem Volke die Abgaben. Dieß geſchah in demſelben Jahre bei Gelegenheit des 90ſten Geburtstages der verwittweten Kaiſerin (ſie war nicht ſeine Mutter). Dieſe Frau war wegen ihrer Schönheit und großen Talente in das Harem aufgenommen worden und hatte ſich dort ſehr bald die Liebe des Jongtſching erworben, welcher ſie zur Kaiſerin machte. Da ſie ein ſehr kluges Weib war, ſo ſchmiegte ſich Kienlong an ſie an, bewies ihr immer die größte Ehrfurcht und betrug ſich als das gehorſamſte Kind. An ihrem neunzigſten Geburtstage, als er ſchon ſelbſt 70 Jahre alt war, veranſtaltete er ein Familienfeſt, wozu alle Verwandten eingeladen wurden, und da die Nachkommenſchaft ſehr zahlreich war, füllte ſich die ganze Halle des Luſthauſes mit Prinzen und Prinzeſſinnen an. Sie ſpeisten im Garten, welchen man prächtig erleuchtete. Kienlong ſpazierte ſelbſt mit der alten Dame herum, der er den Dank zollte für alle die Siege die er erhalten. Einen halben Monat nachher war ſie eine Leiche. — Der älteſte Sohn des Kienlong wurde beordert alle die Gebete und Gebräuche bei dem Tode

der Verſtorbenen zu beobachten; er zeigte ſich dabei ſehr eifrig, zog ſich aber eine Krankheit zu und ſtarb. Schuhede, der Miniſter, welcher als General einſt zum Tode verurtheilt aber wieder zu Gnaden angenommen worden und nachher der beſtändige Geleitsmann des Kienlong war, wurde auch durch den Tod abgerufen. Drei der theuerſten Weſen welche der Kaiſer hier auf Erden hatte, waren daher von ſeiner Seite geriſſen, und der Schmerz wühlte mitten im Glücke in ſeinem Innern aufs fürchterlichſte. Mit der Kaiſerin hatte er in innigſter Freundſchaft gelebt; ſie war ihm mit Rath und That an die Hand gegangen, und hatte ihn ſelbſt auf ſeinen Reiſen durch die Provinzen begleitet. Der Sohn gab die höchſten Hoffnungen eines gediegenen Charakters und würdigen Thronerben. Der Staatsdiener wich nie von der Seite ſeines Herrn und alles wurde auf ſeine Eingebungen gethan. Aber der glücklichſte Sterbliche muß vor der Macht des Allmächtigen zittern, und immer eingedenk bleiben, daß er noch Menſch ſey.

Die Mandarine ahmten natürlich das Beiſpiel ihres Herrn nach; da die Regierung ſich ſehr ſtark glaubte, begingen ſie manche Gewaltthätigkeiten. Das Volk erträgt gewöhnlich ſolche Behandlung mit großer Ruhe, denn der große Haufe nimmt ſehr wenig an den Leiden der Mitbürger Theil, und iſt gleichgültig wenn andere mit Härte beſtraft werden. Wenn aber Hungersnoth und Mangel eintreten, ſo zeigt die Menge großen Antheil an allen politiſchen Verhältniſſen und zieht das Schwert aus der Scheide um ſich unter verſchiedenen Vorwänden Brod zu verſchaffen. Dabei gab es, ſeitdem die Tataren den chineſiſchen Thron in Beſitz genommen, verſchiedene patriotiſche Geſellſchaften welche ſich dieſer Gelegenheit bedienten um öffentlich gegen die fremden Herrſcher aufzutreten. Der Hauptſitz der Unzufriedenen und der chineſiſchen Vaterlandsfreunde war immer Schantong, das Vaterland des Kongfutſe; dort beſtanden zwei Vereine, der der Dreiheit und der der weißen Waſſerlilie, deren Gegenſtand die Umſtürzung des katariſchen Thrones war. Als nun der Krieg in Sſetſchuen wüthete und die beſten Kräfte des Landes verzehrte, richteten die Unzufriedenen die Fahne der Empörung auf. Sie waren unter der Anführung eines Bonzen, Wanglong; aber ſein Heer beſtand aus dem gemeinen Pöbel und allerhand Abenteurern,

welche natürlich ſo lange beiſammen blieben, als alles ſeinen guten Fortgang nahm, aber auch beim erſten Unglücke hinwegliefen. Die Einnahme einer kleinen Stadt machte Wanglong ſehr ſtolz; er nahm den Titel eines Kaiſers und Nachfolgers der Ming-Dynaſtie an, und verſplitterte ſeine koſtbare Zeit mit Schauſpielen und elender Sucht zu glänzen. Er hielt Heerſchau, redete die Truppen wie ein Monarch an, pries ihre Tapferkeit und ſprach von dem ſchnellen Marſche auf die Hauptſtadt. Allein regen wollte er ſich deſſenungeachtet nicht, bis das kaiſerliche Heer im Anzuge war. Seine Anhänger wurden ſehr bald zerſtreut und Kienlong übte ſchreckliche Rache; aber Wanglong wollte nicht lebendig in ſeine Hände fallen und verbrannte ſich in ſeinem Hauſe. Kienlong war bei der Unterſuchung der Urheber dieſes Aufſtandes ſelbſt zugegen. Einer der Häuptlinge verſicherte ihm daß, wenn ſein großes Glück es nicht anders gewollt hätte, er auf einer Jagdpartie würde entführt worden ſeyn, denn mehrere tauſend Mann waren im Hinterhalt, um ihren Oberherrn aufzufangen. Dieſes Bekenntniß vermehrte nur noch den Groll des Autokraten, deſſen Freude überdieß ſehr bald durch die Nachricht eines vollkommenen Sieges über die Eingebornen in Sſetſchuen erhöht wurde. — Die Verſchwörung wider den Thron hatte ſehr weite Verzweigungen; in Schenſi war ein ähnlicher Aufſtand, in Sſetſchuen wurden die Mandarine gleichfalls angefallen, und hätten die Anführer mit größerer Einmüthigkeit gehandelt, ſo würde der Regierung großer Schaden zugefügt worden ſeyn. Soviel iſt gewiß, daß ungeachtet des großen Glanzes, welcher den Thron des Kienlong umgab, ſeine Staatsverwaltung verhaßt war, denn ſonſt wäre es unmöglich geweſen, daß dergleichen Empörungen ſolche allgemeine Theilnahme hätten finden können. Man beſchuldigte auch die verfolgten Katholiken, daß ſie zu dieſem Unternehmen etwas beigetragen, und es iſt außer Zweifel daß, gezwungen oder freiwillig, ſie den Bonzen mit Geld unterſtützten und, im Falle er in ſeinem Vorhaben glücklich wäre, ſich von ihm Religionsfreiheit bedingten. Es waren aber nur ſehr wenige unter ihnen, welche mit den Rebellen in Berührung kamen. Ob ſie wirklich die Waffen ergriffen, läßt ſich nicht beweiſen. Da ihr Blut jedoch in Strömen gefloſſen, wollte man nicht weiter mit Strenge wider ſie verfahren,

damit ſie nicht zur Verzweiflung gebracht würden. In Schenſi war der Kampf gegen die Unzufriedenen noch viel hartnäckiger. Die Frauen des Häuptlings, die eine mit einer ſchwarzen die andere mit einer weißen Fahne, fochten mit Wuth und blieben mit ihrem Eheherrn auf dem Schlachtfelde. Unerbittlich war der Kaiſer gegen alle Secten, und unter welchen Namen ſie auch nur erſcheinen mochten, verfolgte er ſie mit der größten Bitterkeit und zeigte kein Erbarmen. Myriaden von Unſchuldigen wurden in dieſe Unterſuchungen verwickelt; allein Blut mußte vergoſſen werden und nur Ströme konnten den Zorn des Tyrannen dämpfen.

Von der Niederlage der Muhammedaner in Turkeſtan haben wir ſchon oben geſprochen. Die zwei Begs welche den Chineſen noch Widerſtand boten, waren endlich genöthigt ſich langſam nach Jarkand und Kaſchgar zurückzuziehen. Aber nicht bloß von da mußten ſie ſich flüchten, ſondern als ſie ſich nur mit einer ſehr unbedeutenden Anzahl der treuen Anhänger nach Kabal zurückziehen wollten, wurden auch dieſe Ueberreſte von den Mantſchuren überfallen und in die Pfanne gehauen. Der eine Prinz ſtarb an den empfangenen Wunden, der andere wurde von dem Sultan von Badakſchan gefangen genommen, enthauptet und ſein Kopf dem chineſiſchen Gouvernement zum Geſchenke gemacht. In dieſer ganzen Verhandlung herrſchte außerordentliche Treuloſigkeit; die Brüder der Türken in Europa wurden wie Rehe gejagt und waren nie ihres Lebens ſicher, denn Grauſamkeit und unmenſchliche Strenge waren an der Tagesordnung. Als man daher das Gerücht verbreitete, daß Kienlong geſtorben, rafften die Turkeſtanen wieder ihre Kräfte zuſammen, um das gehäſſige Joch abzuſchütteln. Ein junger Mantſchuren-Officier, welcher ſich einbildete daß der Geiſt der Nation ganz geſunken ſey, marſchirte kühn in ihr Land, verbreitete anfangs Furcht und Schrecken, wurde aber ſehr bald von den ſich ermannenden Muhammedanern umringt. Als der Kaiſer davon hörte, dachte er an Akui, ſeinen getreuen Feldherrn, der nun mit der Bändigung des fürchterlichſten Feindes China's, des gelben Fluſſes, beſchäftigt war. Schnell eilte er auf den Kampfplatz und kam gerade noch zu rechter Zeit um den chineſiſchen General aus ſeiner mißlichen Lage zu retten. Durch ſeinen Erfolg zu kühnern

Thaten aufgemuntert, beging der berühmte Held ſehr viele Gewaltthätigkeiten und legte den Grund zu einer fürchterlichen Empörung.

Zwei Diſtricte Turkeſtans waren dem Reiche einverleibt worden. Dort lebten die zwei Secten der Muhammedaner, welche ſich durch die Farbe ihrer Turbane in weiße und rothe unterſchieden und ſehr oft untereinander Streitigkeiten hatten. Bei ſolcher Gelegenheit zeigten ſich die Mandarine ſehr geſchäftig, und während ſie von der einen Partei Geld nahmen, ſuchten ſie durch Bedrückung die andere aufs äußerſte zu bringen. Die weiße Seite hatte den Kürzern gezogen und wurde zum Lande hinausgejagt, während ſie den Chineſen ewige Rache ſchwur. Es war ihr etwas ſehr leichtes, mit ihren Religionsverwandten in der Bucharei in Verbindung zu treten. Einer der Söhne des Fürſten den die Mantſchuren beſiegt, ſtellte ſich an die Spitze dieſer nach Rache dürſtenden Landleute und wollte in China einfallen. Aber zu Kaſchgar ſchlugen ihn ſeine eigenen Glaubensgenoſſen, und ſo war dieſer Plan vereitelt. Während ſie aber zu verzweifeln ſchienen, erhob ſich unter ihnen ein Mann voll Jugendkraft und Beredſamkeit und rief ſie zum heiligen Kriege wider die Heiden auf. Schnell ſammelten ſich wieder die zerſtreuten Haufen, und der Zug nach der chineſiſchen Provinz Kanſu nahm ſeinen Anfang. Dort war der Statthalter auf einen ſolchen Fall nicht vorbereitet; die wenigen chineſiſchen Soldaten welche ſich zur Gegenwehr ſetzten, wurden ſchnell niedergemetzelt und die Muhammedaner fanden ſich durch verdoppelte Märſche ſehr bald nahe der Hauptſtadt Schenſi's. Auf dem Wege hatten ſie ſehr viel Beute gemacht; ſie fürchteten natürlich daß der nun anrückende fürchterliche Akui ihnen den Rückzug abſchneiden werde. Daher gingen ſie raſchen Schrittes nach der Heimath zurück. Akui folgte ihnen, und als ſie ſich unkluger Weiſe in eine Feſtung warfen, ſchloß er ſie mit einem ſehr zahlreichen Heere ein, ſchnitt ihnen das Waſſer ab und brachte ſie in ſolche Noth, daß ſie das Fleiſch ihrer verhungerten Cameraden aßen. In dieſer Bedrängniß forderte ſie der Mantſchure zur Uebergabe auf; allein daran dachten ſie nicht, denn ſie kannten die treuloſen und grauſamen Feinde zu gut als daß ſie ihrem Verſprechen hätten trauen ſollen. Nun blieb nichts übrig als

ein Sturm. Dieſer wurde von Akui unternommen, welcher ſofort der Stadt ſich bemächtigte und alle Einwohner über die Klinge ſpringen ließ. Die Anführer wurden nach Jehol geſandt, um in dieſem Luſthauſe des Kaiſers in Stücke zerhauen zu werden. Damit aber nicht zufrieden, gab Kienlong Befehl, daß alle Muhammedaner deren man habhaft werden könnte, getödtet werden ſollten — eine Verordnung, welche unausführbar war, und die einen tödtlichen Haß in den Herzen dieſer Unglücklichen hervorrief. Der Krieg war aber dergeſtalt für jetzt beendigt, und die Ueberreſte der Rebellen begaben ſich nach Samarkand und Bochara, um unter ihren Glaubensgenoſſen Schutz zu erhalten. Die wenigen Edeln welche bei dieſer Gelegenheit den Chineſen beigeſtanden, erhielten in der Folge Aemter und dienten dem Kaiſer in der Armee. Aber obgleich die Flamme gedämpft, ſo war das Feuer dennoch nicht erloſchen, und die Muſelmanen behaupteten in der Folge zu verſchiedenen Zeiten ihre Freiheit mit den Waffen, doch erhielten ſie nie einen dauernden Sieg.

Die Chineſen waren nun mehr als ein Jahrhundert im Beſitze von Formoſa. Während dieſer Zeit hatten ſie mehr als eine andere Nation zur Urbarmachung dieſer fruchtbaren Inſel beigetragen. Wo immer dieß Volk als landbebauend erſcheint, da weichen ſeinem Fleiße die größten Hinderniſſe und die wildeſten Gegenden werden in Auen verwandelt. Kein Ruſſe beſitzt ſolche Ausdauer, iſt ſo genügſam in Dürftigkeit und verſteht ſich ſo vortrefflich auf die Behandlung verſchiedener Landarten. Nachdem nun ein großer Theil des Landes für die Reiscultur zubereitet war, pflanzte man das übrige mit Zucker und Hanf an, welche beide ſehr gut gediehen. So erſtand endlich ein ſehr bedeutender Handel mit Reis nach Fokien und mit Zucker nach dem Norden China's; da man beſtändig großen Abſatz fand, und überdieß noch Kandelzucker und Kampher mit bedeutendem Gewinn an die Europäer verkaufte, ſo wurden die Coloniſten bald ſehr reich. Andere wurden von Fokien angelockt und verließen ihre Sandhügel um in den fruchtbaren Gefilden jener Inſel ihr Heil zu verſuchen. Und wo noch Menſchenhände fehlten, da ſuchte man durch den Sklavenhandel, welcher fortwährend von Fokien aus nach Formoſa getrieben wurde, dieſen Mangel zu erſetzen.

Die Regierung des Landes beſtand aus einem Präfecten, einem Viceadmiral und einem Inſpector. Da man fürchtete daß ſie ſich leicht unabhängig machen möchten, wenn ſich eine Gelegenheit dazu darböte, ſo gab man dieſen Beamten wenig Macht. Dagegen ſuchten ſie ſich durch Erpreſſungen für ihre weite Entfernung vom Feſtlande, wie ſie meinten, zu entſchädigen und gingen damit ohne die geringſte Schonung zu Werke. Daher gab es ſehr oft Aufſtände, die nur durch viel Blutvergießen gedämpft wurden.

Gegen das Ende der Regierung des Kienlong hatten viele Provinzen Hungersnoth gelitten; die Folge war große Unzufriedenheit. So ging denn der Monarch nach ächt chineſiſcher Weiſe zu Werk, um die Urſache des Jammers zu entdecken; da ergab es ſich, daß das Volk ſehr tugendhaft ſey und daran nicht Schuld haben konnte. Die nächſte Frage, ob er des Uebels Urheber ſey, legte ſich Kienlong ſelbſt vor; aber er war in ſeiner Meinung ein ſo trefflicher Fürſt, daß auch ihm nichts aufgebürdet werden konnte. Das einzige was noch übrig blieb, waren die Mandarine, und da fand es ſich ſehr bald, daß ſie ſich gröblich betragen. Einige der Statthalter wurden zum Tode verurtheilt; man fand bei ihnen bedeutende Schätze, vorzüglich bei dem Gouverneur von Canton; und da die Härte gegen die Staatsdiener ſehr bedeutende Summen in den Schatz brachte, ſo wurde eine allgemeine Unterſuchung angeſtellt und den Schuldigen die Wahl überlaſſen, ſich durch eine Summe Geldes loszukaufen oder ihr Verbrechen mit dem Tode zu büßen. So erhielt der Kaiſer Silber genug um die Ausgaben ſeiner Kriege zu bezahlen; allein die Habgier der Mandarine wurde auch durch dieſes Verfahren ſehr rege gemacht und ſie nahmen ihre Rache am Volke.

Zu Formoſa, wo man einſt den Kaiſer und die höhern Beamten hoch in Ehren hielt, handelten die Behörden mit viel größerer Willkür als anderwärts. Einer derſelben forderte einem reichen Mann, Namens Ling, 8000 Unzen Silber ab, weil er wider das Geſetz eine ziemliche Strecke Landes urbar gemacht. Dieß wollte er nicht bezahlen; denn es war ja unrecht ſeinem Fleiße eine ſolche Auflage abzufordern; daher warf ihn der Präfect ins Gefängniß. Allein ſeine zahlreichen Verwandten und Untergebenen befreiten ihn ſehr bald aus dem Kerker und ſetzten ſich ſogleich

gegen die Obrigkeit zur Wehre. Als der Viceadmiral davon gehört, landete er augenblicklich mit ſeinen Seeſoldaten, fiel in den Landſtrich wie ein erbitterter Feind ein und ermordete die Unſchuldigen, denn die Rebellen hatten ſich ſchon längſt ins Gebirge zurückgezogen. Hiedurch wurde denn das Volk zu einem Aufſtande bewogen (1786), und da ſie für ihr Leben fochten, ſo ſchlugen ſie ſehr bald die feigen Soldaten zurück. Dieſe Nachricht wurde dem Kaiſer mit der größten Schnelligkeit überbracht; anſtatt den Weg der Güte einzuſchlagen, befahl er die Aufrührer auszutilgen, und gab dem Statthalter von Fokien dazu den Auftrag. Der Mantſchurengeneral jener Provinz zog daher mit einer großen Armee dorthin, beging aber denſelben Fehler; denn er mordete ohne die geringſte Schonung, ſo daß alsbald die ganze Inſel ſich für frei erklärte und Ling zum König erwählte. Die Rebellen ſchnitten ihre Zöpfe ab, fielen über die Kaiſerlichen her und vernichteten beinahe ihre Truppen. Auf ſolchen Widerſtand hatte Kienlong nicht gerechnet; daher wurden drei Provinzen beordert ihre Heere einzuſchiffen. Die Soldaten ſtiegen zu Formoſa ans Land, fanden keine Lebensmittel, wurden der drückenden Hitze wegen krank und ſtarben zu Tauſenden. Noch ehe der Zug ins Innere des Landes den Anfang genommen, ſah man die Sterbenden in allen Gaſſen der Hauptſtadt; denn ihnen ärztliche Hülfe zu leiſten war nie im Plane der Anführer. Nachdem nun die wenigen verzagten Streiter ihren Weg angetreten, zogen ſich die Rebellen ins Innere zurück, ſetzten ſich in den Bergen feſt, fielen dann über die einzelnen Haufen der Feinde unerwartet her und erhielten ſehr bald einen vollkommenen Sieg. Endlich kam es zu einer Schlacht welche fünf Tage gedauert haben ſoll; wir würden ſie ein Scharmützel nennen; da fand ſich der Mantſchuren-General genöthigt den Rückzug anzutreten, denn viele ſeiner Gemeinen waren zu den Inſurgenten übergegangen und Tauſende wurden vom Faulfieber hingerafft. So endigte auch dieſer Feldzug nachtheilig für die Regierung, die ſchon über 10 Millionen Unzen Silber vergeblich ausgegeben.

Nun befahl Kienlong ſeinem Verwandten und Staatsminiſter dieſen verderblichen Krieg zu beendigen. Dieſer Mann, Fukanggan war ſein Name, hatte ſich ſeinen Herrn zum Vorbild genommen, und früher in Sſetſchuen mit unerhörter Grauſamkeit das Volk behandelt.

Auch dort waren die Bauern wider ihren Unterdrücker aufgeſtanden und hatten dem Kaiſer erklärt, daß ſie nie die Waffen niederlegen würden, bis dieſer Tyrann ſeine Strafe empfangen. Allein es gelang dem Höfling die Unruheſtifter gefangen zu nehmen und ſie zur entſetzlichſten Strafe zu verurtheilen; dadurch wurde jener Provinz wieder Ruhe. Nachdem ſich Fu dergeſtalt einen großen Ruhm erworben, glaubte der Kaiſer keinen beſſern Heerführer zu dem großen Unternehmen in Formoſa ernennen zu können. Stracks ſtand er auch mit einem auserleſenen Heere am Fuße der Bergreihe, welche die Inſel in zwei Theile abſondert, und wollte ſogleich ſeinen Feldzug nach einem ſehr großen Plane verfolgen. Aber da zeigte ſich kein Feind. Das ganze Land in der Umgegend war ſchon verheert worden, Zufuhr konnte man nicht hoffen, denn die Rebellen wußten dieſe unterwegs aufzufangen; und ſo war dieſer gewaltige Feldmarſchall, wie ſeine Vorgänger, in die äußerſte Noth verſetzt. Nun fiel es ihm ein in die Engpäſſe vorzudringen, allein dort überwältigten Steinmaſſen ſeine vereinzelten Truppen. In dieſer Noth kam ihm die Kriegscaſſe herrlich zu ſtatten. Die Soldaten waren nicht im Stande für ihren Herrn ſich zu ſchlagen; allein die reichen Geſchenke, welche man den Häuptlingen der Rebellen ſpendete, hatten den erwünſchten Erfolg. Sie verſtanden ſich dazu für eine gewiſſe Summe Frieden zu ſchließen, einige arme Wichte wurden als Opfer der Regierung dargebracht und als Rebellen in Stücke gehauen, und der Aufſtand durch Zahlung einer ungeheuren Summe Geldes (1788) gedämpft. Nachher berichtete Fu ſeinem Herrn, daß er den Befehlen gemäß die Aufrührer ausgetilgt und dem Lande Frieden verſchafft. Ling aber lebte noch lange im Lande als der reichſte Coloniſt, deſſen Einfluß ſich übers ganze Land erſtreckte und der auf einen Wink die Bewaffnung der zahlreichſten Mannſchaft bewirken konnte. Die Mandarine betrugen ſich auch gelinder, und die Einwohner, überdrüſſig des Krieges, wodurch ſie zu Grunde gerichtet worden waren, zogen den Frieden dem vortheilhafteſten Streite vor und verhielten ſich mehrere Jahre lang ruhig.

Nachdem die wilden Stämme Turkeſtans der Macht der Mantſchuren unterlegen und Sungarien dem Scepter Kienlongs gehuldigt hatte, blieb noch von allen Gränzländern Tibet übrig,

welches der Kaiſer auch ſeinem Reiche einzuverleiben wünſchte. Dieß war um ſo nöthiger, da er nie die Herrſchaft des Nordens über die Mongolen mit Sicherheit ausüben konnte, bis der Dalai Lama ſeiner Macht gehuldigt. Es war daher immer die Politik des Hofes von Peking, dieſen Prieſter an ſich zu ziehen, theils durch Verſprechungen und Geſchenke, theils indem er ſeinen Schutz ihm angedeihen ließ. Seinerſeits war dieſer Hierarch ſehr erfreut daß man ihm eine ſolche Aufmerkſamkeit bewies, denn die Mongolen legten dieſe als Hochachtung des mächtigſten Monarchen der Erde aus, und betrachteten ihn als das weltliche Oberhaupt ihrer Religion. Daher hatten die Befehle des Kaiſers etwas Heiliges für ſie alle, und ihre eigenen Prieſter welche zu Laſſa ordinirt wurden, ſchärften unbedingten Gehorſam gegen den Beſchützer der heiligen Stadt ein. Der chineſiſche Monarch erſchien daher in demſelben Licht, wie der türkiſche Sultan in Hinſicht Mekka's und Medina's allen muhammedaniſchen Völkern, und obgleich er ſein eigener Mufti war, ſo betrachtete man den Befehl, welcher aus ſeinem Munde kam, mit gleichem Zittern in allen Steppen.

Kienlong ſelbſt war aus Ueberzeugung ein Schamaue. Von ſeinem Vater hatte er all den Haß gegen das Papſtthum geerbt und war ein erklärter Heide. Deßwegen bewies er auch dem Dalai Lama ſehr große Ehre und verringerte die weltliche Macht des Königs in ſolchem Grade, daß dieſem nur der Schatten ſeines frühern Einfluſſes übrig blieb; ja es verſchwand bald darauf die königliche Würde. Nun war der große Lama ohne Nebenbuhler, wurde aber auch ſtolz auf ſein großes Glück, ſich einbildend daß die edelmüthigen Chineſen einzig und allein für ſeine Erhebung den Herrn des Landes erniedrigt hätten. Allein nichts war den Würſchen des Kaiſers mehr entgegen, obgleich er dem Prieſter mit dieſer Hoffnung ſchmeichelte. Anſtatt des Königs mit ſeinem Hofe erſchienen eine Menge Mandarine zu Laſſa, welche wetteiferten, wer das Meiſte erpreſſen konnte, und die ganze Kleriſei durch die feinſte Politik wie in Banden hielten. Es war vergeblich ſich dagegen zu ſträuben, das Netz war viel zu künſtlich geſtrickt, und Ungehorſam hatte augenblickliche Strafe zur Folge. So wurde alles dort im großen Tempel nach dem Willen Kienlongs verrichtet, und kein Lama durfte es

wagen wiedergeboren zu werden, ohne dazu den ausdrücklichen Befehl vom chineſiſchen Herrſcher zu haben. Dabei fehlte es aber nicht an Ausdrücken der höchſten Hochachtung, und der Kaiſer bat ſich ſehr oft geweihte Kerzen und Weihrauch aus, damit er dieſe bei den Opfern gebrauchen könne, um die Handlung noch feierlicher zu machen. Dabei ſprach Kienlong ſehr viel von der geiſtlichen Würde des heiligen Herrn, und freute ſich ſeiner Segnungen, die ihm auch regelmäßig in Breven und Heiligſprechungen zugeſandt wurden. Endlich wagte es der Tſchu Lama ſelbſt die Kaiſerſtadt zu beſuchen. Sein großes Gefolge und die vielen fetten Prieſter zogen die Reiſe bedeutend in die Länge. Man hatte die Gebirge welche Tibet von Kokonor ſcheiden zu überſteigen, und da ging es nicht ohne große Gefahren ab; denn dieſe Berge ſind viel höher als die Cordilleras, und die Engpäſſe beinahe unzugänglich. — Endlich kam der Lama in Kokonor an; dort bediente er ſich der erſten Gelegenheit um die ſtaunende Menge von einem Hügel herab zu ſegnen. Dann ging der feierliche Zug weiter vorwärts. Ueberall hatten die Mandarine Befehl den mächtigen Prieſter auf die feierlichſte Weiſe zu empfangen, obgleich ſie ſeiner Heiligkeit im Herzen ſpotteten. Die Chineſen fragten natürlich was ihr Herr mit dieſem Papſte wolle, waren jedoch über ſeine Pracht verwundert und wußten nicht was ſie zu den vielen Gebetsformeln welche er am Roſenkranze herplapperte, ſagen ſollten. Dieſe Schaar von Geiſtlichen langte endlich in Peking an, und obgleich man den Lama mit großen Feierlichkeiten an vielen Orten in den Provinzen empfangen, ſo war dieß nichts in Vergleich mit der Pracht und dem Prunke, der ſeiner in der Hauptſtadt wartete. Dort angekommen ſprach er öffentlich den Segen über Kienlong aus, der ihm gebeichtet hatte; ging dann in das Harem, um auch die Frauen ſeiner Gunſt theilhaftig zu machen, und verlebte die übrige Zeit wie ein Götze in einem Tempel, wo Leute aller Art von ihm den Segensſpruch erbaten. So groß war der Zulauf der Götzendiener, daß die Garden nicht länger im Stande waren die begierige Menge im Zaum zu halten, die gekommen war um das Gaukelſpiel anzuſehen, welches der Lama unter dem Volke trieb. Aber in der Mitte dieſes Götzendienſtes wurde er von der Hand des Allerhöchſten geſchlagen; von Blattern angeſteckt, ſtarb er eines

ſchmählichen Todes (1780). Der Körper wurde einbalſamirt und wieder nach der Heimath geſandt. Der Einfluß des Schamanismus ging aber durch dieſes Ereigniß verloren. Man hatte den heiligen Stellvertreter für unſterblich gehalten, und ſiehe da ſtarb er wie der geringſte Bettler, ein Scheuſal ſeiner vertrauteſten Verehrer. — Kienlong ſelbſt ſchauderte bei dem Gedanken daß er ſich ſo lange am Narrenſeile habe herumführen laſſen, er, der ſeines Gleichen an Verſtandeskräften und geſunder Vernunft nicht zu haben glaubte. Schwach und verächtlich jedoch ſind die natürlichen Kräfte des geſcheidteſten Mannes in Religionsſachen; dieſen Erfahrungsſatz hatte der Monarch noch nicht gelernt.

Die Nepaleſen, welche von dem Tode des Hierarchen gehört, verloren auf einmal alle Ehrfurcht vor dem Aberglauben ihrer Vorväter, und zogen in großen Schaaren nach Laſſa, um dort den reichen Tempel zu plündern. In dieſem Unternehmen waren ſie ſehr erfolgreich, und die frommen Mongolen ſelbſt reichten ihnen ſehr hülfreiche Hand. Mit ungeheurer Beute beladen und mit mehr Gold als ſelbſt Pizarro von Mexico brachte, erreichten ſie langſamen Schritts die Gebirge ihres Landes. Der Lama hatte jedoch die Kunde von dieſer Räuberei dem Kaiſer überſandt; ein Mantſchuren-Heer, welches wahrſcheinlich in der Nähe ſtand, wurde nach Tibet abgefertigt. Unterdeſſen waren die übrigen Bergbewohner von den Schandthaten unterrichtet worden; ſie kamen daher in großen Haufen, um die Räuber einzuholen. Bald belief ſich das nachſetzende Heer auf eine ſehr große Zahl; und da dieſe Truppen ſogleich von den Päſſen Beſitz nahmen, engten ſie die Nepaleſen ſo ein daß dieſe andere Wege einſchlagen mußten, auf welchen ihre Laſtthiere und Träger von Kälte und Mangel aufgerieben wurden. In dieſer mißlichen Lage ſandte ein Verwandter des Kaiſers, der Oberbefehlshaber des Heeres, einen Boten um ihnen Friedensbedingungen anzubieten. Weil es aber ſchon ſehr ſchwer war das Leben zu retten, geſchweige denn die Schätze hinwegzubringen, ſo fügten ſie ſich willig in jegliche Erniederung, und dieß ſonſt ſo wackere Bergvolk legte ſchweigend ſeine Waffen nieder und ſtellte die Beute wieder zurück. Nun brachte man ſie im Triumph nach Laſſa zurück, und obgleich ſich die Mandarine bedeutend bereicherten, ſo blieben dennoch Goldplatten genug übrig um ſie an den

Wänden des Götzenhauſes aufzuſtellen und den Verehrern des Buddha anzukündigen daß es die Mantſchuren waren, welche dieſe Koſtbarkeiten (1792) zurückbrachten.

Die Nepaleſen erhielten freien Abzug, waren aber von der großen Macht China's ſo ſehr eingeſchüchtert daß ſie ſich als Vaſallen des Reiches erklärten und dem Kaiſer Tribut überbrachten. Oft haben ſie ihre Hülfe dem Schutzherrn wider die Engländer angeboten, muthig ihre Rechte verfochten und ſich dennoch als die unterthänigſten Diener des Sohnes des Himmels betragen.

Kienlong benutzte den glücklichen Ausgang dieſer Fehde, ſandte einen Statthalter unter dem Namen eines Großminiſters nach Laſſa, und unterhielt etwa 2000 Soldaten dort, welche im Verein mit den tibetaniſchen Truppen die Oberherrlichkeit des Landes ausübten. Es koſtete wohl dem Staate etwas Geld, ſeinen Einfluß zu erhalten; dennoch war der Gewinn viel größer; denn China genoß völligen Schutz im Weſten gegen jeden Anfall der Barbaren. Auch entſpann ſich ein bedeutender Handel durch die unwirthlichen Gebirge, über welche große Karawanen bis auf den heutigen Tag ziehen, um von dort Gold und Tücher im Tauſch gegen ſeidene Zeuge und Thee zu holen. Die chineſiſche Regierung hat Ordnung und die Beobachtung der Geſetze eingeführt, und mit ſehr geringen Mitteln ſich die ganze Völkerſchaft unterworfen.

Die letzten Tage des Kienlong wurden durch die Verluſte ſeiner Armee in Tongking ſehr getrübt. In jenem Lande war eine lange Zeit hindurch Anarchie geweſen; die Verwüſtung war ſo groß, daß Hunderttauſende von Einwohnern den Hungertod ſtarben; dasſelbe Loos traf auch Cochinchina. Endlich erhob ſich ein wackerer Mann zum Throne und ſtellte unter Leitung eines franzöſiſchen Miſſionärs die Macht der Geſetze wieder her. Der Fortgang und Flor dieſes ſehr unglücklichen Reiches war außerordentlich ſchnell und es erſtand von ſeinen Ruinen in ſehr kurzer Zeit gleich einem Phönix. Es war im Plane des obengedachten Biſchofs, eine enge Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen; der Thronerbe wurde nach Paris geſandt, um dort ſeine Erziehung zu erhalten. Alles war wohlberechnet und der wohlthätige Einfluß des Prieſters hatte für ihn alle Herzen gewonnen, ſo daß er nur das Wort zu ſprechen hatte, und Jedermann gehorchte

ſeinem Befehle. Die franzöſiſche Revolution kam aber dazwiſchen und verhinderte die Abtretung des Landſtriches um die Turon-Bay herum. Der Biſchof war auch geſtorben, und nun entſtand ein Streit um die Thronfolge. Der Prinz, welcher wohl Unrecht haben mochte, jedoch dem alten Syſteme zugethan war, wandte ſich an Kienlong. Noch hatte der Greis ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen in Birma nicht vergeſſen, und vielleicht glaubte er durch einen kühnen Schlag in Annam ſeinen Ruhm, welcher im Süden ſo viel gelitten, wieder herzuſtellen. Er gab daher willig den Bitten des Thronbewerbers Gehör und marſchirte mit einer bedeutenden Armee in die Gränzländer. Des Sieges gewiß rückte der kühne General vorwärts, und traf endlich den Feind an. Anſtatt aber einen gemeinen, zuſammengerafften Pöbel vor ſich zu ſehen, fand er ein wohlgeordnetes Heer, auf europäiſchem Fuße exercirt, gegen welches die chineſiſchen Regimenter nichts ausrichten konnten. Sie wurden im Gegentheil völlig geſchlagen, und nachdem ſie die beſte Mannſchaft verloren, genöthigt nach Hauſe zu ziehen. Kienlongs Zorn half nichts, alle Unternehmungen mißglückten, und was das Schwert nicht fraß, verzehrten Hunger und anſteckende Krankheiten. Der König wurde dadurch noch mehr ermuthigt, und dictirte einen Frieden, den der ſtolze Monarch zu unterſchreiben genöthigt war.

Noch machten ihm die Eingebornen in Kueitſchéu und andern Provinzen, welche unter dem Namen der Miaotſe bekannt ſind, viel Mühe; die Mandarine, die gehört hatten daß ihr Herr einen ihrer Fürſten zu Peking in Stücke gehauen, wie ſchon oben erzählt, wollten ihm nicht in Grauſamkeit nachſtehen, und fingen daher ein Syſtem von Plackereien an, welches natürlich die Empörung dieſer Bergvölker zur Folge hatte. Dießmal aber war der Widerſtand verzweifelter als je zuvor. Die Miaotſe wußten ſehr wohl daß ſie kein Erbarmen zu erwarten hätten, und daher verkauften ſie ihr Leben theuer. Die größten Anſtrengungen der chineſiſchen Armee blieben deßhalb fruchtlos; ein Heer nach dem andern wurde zerſprengt oder ein Raub des Hungers und Elendes, und die Miaotſe nahmen gräßliche Rache an ihren Unterdrückern. Dieß beugte endlich den Hochmuth der chineſiſchen Behörden, und da ſie das Feuer der Empörung von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg auflodern ſahen, erloſch der letzte Funke ihres

Muthes. Die berühmteſten Generale ſtritten vergeblich gegen einen ſolchen Feind, ſie boten Geld an um einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, allein die größten Summen wurden mit Hohn zurückgewieſen und die frühere Treuloſigkeit wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Ehe man es ſich verſah, verbreiteten ſich die Bergbewohner in die Ebenen, metzelten und raubten nach Belieben, und kamen dann mit reicher Beute beladen nach ihren Bergveſten zurück. Nachdem der Kaiſer nun ſeine Kräfte erſchöpft, überzeugte er ſich endlich daß die Gewalt der Waffen bei dieſen entſchloſſenen Leuten nichts vermöge; daher bemühte er ſich ſie eng einzuſchließen, jedoch ohne den geringſten Erfolg, und Kienglong ſtarb darüber, ſeinem Sohn die Beendigung des Streites überlaſſend.

Bei ſeiner Thronbeſteigung boten die Jeſuiten wie gewöhnlich ihre Dienſte an. Sie ſahen in dieſem Prinzen einen ſehr thätigen Geiſt, welcher das Schöne und Vortreffliche ungemein ſchnell erfaßte, und überdieß für europäiſche Bildung vielen Sinn hatte. Daher glaubten ſie wieder ihre vorige Stellung als Rathgeber und Geſellſchafter einnehmen zu können, und lebten voll der freudigſten Hoffnungen. Ihre Wünſche waren unbegränzbar, ihre Bemühungen zur Erlangung der verlornen Macht ganz ungewöhnlicher Art; und Kienlong ſah mit Erſtaunen, welche Thatenkraft dieſen Fremden zu Gebote ſtand. Er wurde daher ihr geſchworner Feind; um aber überall den Schein des Haſſes zu vermeiden, ſprach er immer freundlich und leutſelig zu den Miſſionären, und ſchob unter dem Scheine der Vertraulichkeit die Schuld der Verfolgung und der Bosheit auf ſeine Miniſter und Statthalter. Daher ſind dieſe Prieſter unerſchöpflich im Lobe des großen Monarchen, welcher ſolche hohe Tugenden an den Tag legte und ſich immer ſo freundlich bezeigte.

Die Miſſionäre ſuchten die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf ſich zu ziehen, und ſchrieben einen ſehr demüthigen Brief an ihn. Gleich darauf kam ein ſehr ernſtes Verbot, welches allen mantſchuriſchen Leuten die Annehmung des Papſtthums unterſagte, und noch überdieß denjenigen, welche ſchon katholiſch waren, den Abfall befahl. Kanghi hatte damals einen italieniſchen Maler in ſeinem Solde, der auch ein Jeſuit war, und den der junge Kaiſer wegen ſeiner großen Kunſt und ſeiner ſehr gefälligen Manieren

hoch verehrte und ſich gern mit ihm unterhielt. Da nun die Heidenboten keinen Weg zum Throne fanden, gaben ſie ihre Bittſchrift dieſem Manne, welcher ſie auch dem Kaiſer einhändigte. Da ſagte der Monarch: ich verbiete euch keineswegs die Ausübung eurer Religion, aber will es durchaus nicht haben daß meine Leute ſich dazu bekennen. Dieſer Erklärung folgten ſehr bald Folter und Gefängnißſtrafe, welche die Chriſten der Mantſchuren-Armee zu erdulden hatten. Nicht lange nachher wurde ein chineſiſcher Hülfsarbeiter, welcher ſich täglich mit der Taufe von neugebornen, weggeworfenen Kindern beſchäftigte, ergriffen, und mit einem ſchweren Holze um den Nacken an den Pranger geſtellt. Dieß rief nun wieder die Thätigkeit der Jeſuiten zur Abwendung der Strafe hervor; allein anſtatt einer günſtigen Antwort erſchien ein öffentlicher Befehl zur Abſchaffung der chriſtlichen Religion. Kienlong (1737) war gerade vom Grabe ſeines Vaters zurückgekehrt, als die Miſſionäre ihn mit Bitten beſtürmten dieſen Befehl zu widerrufen; doch auch in dieſem Falle war die Antwort die ſtrenge Ausübung des Gebotes.

Noch aber hatten die Jeſuiten drei prächtige Kirchen in der Hauptſtadt, welche alle von zahlreichen Zuhörern beſucht wurden; noch zählten ſie etwa 30,000 Bekehrte in der ganzen Provinz, und obgleich ſie nicht Erlaubniß hatten die Hauptſtadt zu verlaſſen, ſo verrichteten ihre chineſiſchen Katechiſten und Prieſter alle die Arbeiten, laſen Meſſe und tauften die Kinder. Allein Kienlong hatte ſich entſchloſſen dieß Weſen nicht länger fortdauern zu laſſen; um aber die Europäer bei ſich zu behalten, wollte er ſie in der Hauptſtadt nicht antaſten, ſondern ihnen in der Ferne einen ſehr empfindlichen Schlag beibringen.

Schon ſeit langer Zeit hatte ein ſehr bedeutender Handel zwiſchen Manila und den ſüdweſtlichen Theilen Fokiens beſtanden. Arme Chineſen in großer Zahl verließen ihr Vaterland und begaben ſich nach Manila, wo ſie bedeutende Reichthümer zuſammenſcharrten. Während ihrer Anweſenheit dort ſelbſt wurden viele Chriſten, weil ſie dadurch große Vorrechte erlangten, und ſo entſtanden bald bei ihrer Rückkehr ins Vaterland große Gemeinden in verſchiedenen Plätzen, von ſpaniſchen Dominicanern bedient. Dieſe zogen ganz vorzüglich den Argwohn der Regierung auf ſich, da ſie mit Europäern in ſo engem Bunde ſtanden.

Es wurden zwar die Verbote wider die Einführung von Prieſtern in allen Häfen dieſer Seeprovinz aufs ſtrengſte in Ausführung gebracht; dennoch aber ſchlichen ſich Mönche ein und erregten dadurch den Zorn des Statthalters aufs äußerſte.

Gerade zu der Zeit befanden ſich dort verſchiedene Dominicaner, welche auch im Norden der Provinz, wo früher die Verfolgung gewüthet, mehrere bekehrt hatten. Da man ſie aber bald entdeckte, ſo wurden ſie nach Futſchéu geführt, dort ins Gefängniß geworfen, mit der hölliſchen Grauſamkeit der Inquiſition behandelt und endlich zum Tode verurtheilt. Alle litten ihn ſtandhaft und freudig, zur großen Verwunderung der Chineſen. Unter ihnen war ein Biſchof, deſſen Blut die Katholiken von der unter ihn geſtreuten Aſche auffingen, um es als eine heilige Reliquie zu bewahren und anzubeten. Der Papſt, um nicht hintan zu bleiben, verſetzte ihn unter die Heiligen. — Dieſe Strafe war die Loſung zu einer allgemeinen Verfolgung in den meiſten Provinzen. Man nahm den Roſenkranz und das Crucifix der Gläubigen hinweg und trat darauf; man vernichtete ihre Heiligenbilder und zwang Tauſende zum Abfall. Die blühendſten Gemeinden wurden faſt ganz zu Grunde gerichtet. In vielen hatten die Chriſten gefaſtet, ſich große Verdienſte durch Selbſtkaſteiung erworben, mit mönchiſcher Strenge die Gebote des Papſtes befolgt und allen Heiligen, vorzüglich aber der Jungfrau, große Ehre dargebracht. Einer der Miſſionäre erwähnt ihr exemplariſches Leben, wie ſie ſich vor der Hoſtie niederwarfen, mit welcher Ehrfurcht ſie die Denkmünzen des Franz Regis empfingen, den er zum Schutzpatron ernannt, wie ſie ſich der Bekanntmachung der Bullen des Papſtes, welche ihnen Vergebung der Sünden verſprochen, erfreuten, wie viele Jungfrauen nie heirathen wollten, und Eheleute wie Brüder und Schweſtern der Heiligkeit wegen zuſammenlebten. Alles dieß wurde nun durch die Grauſamkeit der Mandarine, welche bei den Inquiſitoren ſtudirt zu haben ſchienen, ſehr ſchnell vernichtet, die Bilder verbrannt, die koſtbarſten Knochen und Ueberbleibſel, welche man bisher mit ſolcher Andacht verehrt, zertrümmert, die Miſſionäre entweder ins Gefängniß geworfen, oder nach Makao vertrieben. Kein Dominicaner konnte wohl einen Ketzer mit größerer Härte behandelt haben, als die chineſiſchen Behörden die Mönche. Selbſt

in der portugieſiſchen Niederlaſſung waren die Verfolgten nicht ſicher; ſie wurden dort wie Diebe bewacht, ihre Untergebenen ergriffen und oft zum Tode gegeißelt. — Kienglong blieb dabei ganz ruhig, ſprach freundlich mit den Europäern zu Peking, verwunderte ſich daß man ihre Brüder ſo unmenſchlich in den Provinzen behandelte, und gab im Geheimen Befehl zu der Ausrottung dieſer verhaßten Gäſte. So gewann er die gute Meinung der Auswärtigen durch Heuchelei und übte zugleich ſeine Rache aus. Man verſuchte ſelbſt verſchiedene Jeſuiten zur Abſchwörung ihrer Religion zu bewegen, und da ſie ſich ſtandhaft weigerten, wurden ſie im Gefängniſſe erdroſſelt. Jedoch alles dieß wurde mit dem Beiwiſſen des Kaiſers gethan. — Endlich fing man auch an, ſehr ſchwere Anklagen wider die Miſſionäre zu Peking einzubringen. Verſchiedene Glieder des aſtronomiſchen Tribunals wurden als Chriſten verurtheilt, hielten aber dennoch Stand, und da ihre Abweſenheit die ganze Ordnung der Sternwarte zu vernichten ſchien, ſo überſah man endlich das Verbrechen, und ſie blieben am Leben. Dieſer Augenblick der Ruhe wurde benutzt um die Abgefallenen wieder zurückzubringen. Man ging ſelbſt ſo weit, ein Kloſter in der Nähe der Hauptſtadt zu errichten. Dagegen wurden in den entfernten Theilen des Reiches ſehr harte Maßregeln gegen die Katholiken wieder in Anregung gebracht, und das Feuer der Verfolgung loderte Jahre lang in vielen Gegenden. Manche Chineſen bewieſen ſich ſehr ſtandhaft in dem Bekenntniß ihres Glaubens, aber die große Menge, mit der ihnen eigenen Gleichgültigkeit, warf das Crucifix, den heiligſten Gegenſtand ihrer Anbetung, weg, und begab ſich wieder nach den Tempeln. In den Briefen der Miſſionäre jener Zeit findet man ſchöne Beiſpiele der Anhänglichkeit an die Lehrer, dagegen auch viele der Treuloſigkeit und des Verrathes. Da die Schwierigkeiten ins Land zu kommen immer größer wurden und ſelbſt Makao nicht länger ſicher war, ſo ſtarben die alten Arbeiter allmählich aus. Wegen der vielen Beſchwerden, welche die Römiſchen trafen, wurde das Verlangen nach einer neuen Regierung ſehr laut, und man beſchuldigte ſelbſt die Bekehrten daß ſie einen lebhaften Antheil an den Verſchwörungen, welche in Sſetſchuen am Ende der Lebenstage des Kienlong ſtattfanden, genommen hätten. Sie wurden hart beſtraft, ihre Schuld iſt aber nicht erwieſen. Bei

der Aufſuchung der Falſchmünzer brachte man auch ſehr heftige Klagen wieder ſie ein. Es war merkwürdig daß kein Tumult entſtand, bei welchem man nicht einen oder den anderen Jeſuiten beſchuldigte daran Theil genommen zu haben, ohne jedoch vollſtändige Beweiſe davon anführen zu können. Mit der Abſchaffung dieſes Ordens jedoch ſank auch die Kraft der Miſſionen. Die beſten, fleißigſten und willfährigſten Leute waren die ihrigen, und ihre Aufhebung war ein Todesſtoß für alle weitern Unternehmungen. Es würde jetzt ſehr ſchwer ſeyn zu beſtimmen, ob alle die Anklagen, welche ihnen die Mönche und Prieſter anderer Orden ſowohl als die chineſiſche Regierung machten, gegründet ſeyen. Allein es iſt ein ſehr merkwürdiger Umſtand daß in allen Theilen der Erde, wo ſie ſich niederſetzten, dieſelben Beſchuldigungen gemacht wurden, und ihr Wohlſtand und Untergang durch dieſelben Mittel wie in China herbeigeführt wurden. Leute, bei denen es zum Syſtem geworden daß der Zweck die Mittel heiligt, können nie anders zu Werke gehen, und wie groß auch die Unternehmungen ſeyn mögen, ſo tragen ſie dennoch den Keim der Zerſtörung in ſich. Wenn man aber fragt: wer wagte das Meiſte, wer verſchaffte dem unvollkommenen Papſtthum den größten Eingang, wer bahnte den Weg zum Thron, wer behielt dort die Oberhand, wer ſah auf die übrigen Orden mit Verachtung herab, und lachte der Bullen des Papſtes, wenn es das eigene Intereſſe galt? ſo war es der Jeſuit, ein Gegenſtand der Bewunderung und des Abſcheues, des Lobes und Tadels, groß in vielen Tugenden, und ſchwarz in heimtückiſchen Laſtern, in China wie in allen übrigen Ländern. Sie ſind eine Erſcheinung wie ſie nur die römiſch katholiſche Kirche darbieten kann, und ein Räthſel allen die mit ihren Grundſätzen nicht bekannt ſind. — Beinahe ein Jahrhundert verſtrich, ehe ſie wieder anerkannt als Jeſuiten nach China gehen durften; im Jahre 1842 jedoch erſchienen die erſten wieder auf dem Schauplatze; nicht aber als Hofſchranzen und Mathematiker, ſondern als bloße Miſſionäre.

Bisher waren die meiſten Heidenboten aus Frankreich gekommen; als aber dort der Unglaube um ſich griff, erloſch auch das Bekehrungsfeuer, und nur ſehr wenige kamen am Ende der Regierung des Kienlong in China an. Die Spanier und Portugieſen waren unterdeſſen verarmt, und im Kriege verwickelt,

der Papſt war ebenfalls in großer Noth und die Deutſchen hatten nie einen ſehr großen Antheil an der chineſiſchen Miſſion genommen. Als nun die franzöſiſche Revolution ausbrach und das ganze Europa im Kampfe begriffen war, da blieben auch die katholiſchen Prieſter aus, gerade zu einer Zeit wo die proteſtantiſchen Verkündiger des Evangeliums zuerſt von England aus nach Indien und anderen Ländern zogen. Die wenigen welche noch zurückgeblieben waren, wurden nach wie vor bedrängt, unterließen aber nicht für den unglücklichen Ludwig XVI. Seelenmeſſen zu leſen und um den elenden Zuſtand ihres Vaterlandes tief zu trauern.

Aller der Leiden ungeachtet wollte der Biſchof zu Peking dennoch ſeinen unerſchrockenen Muth zeigen; daher berief er ſeine Geiſtlichen zuſammen und trug ihnen auf, die Befehle des Papſtes öffentlich in der Kirche vorzuleſen, und alle die Gebräuche welche früher vom heiligen Vater als abgöttiſch erklärt worden waren, ſtreng zu vermeiden. Dieß gab nun zu bedeutenden Unruhen Anlaß, und verſchiedene Glieder gingen ſoweit ſich öffentlich wider den Unfehlbaren aufzulehnen, und die Prieſter, als den väterlichen Geſetzen widerſtrebend, bei der Regierung anzuklagen. Da befahl der Seelenhirte, keinem der Widerſpänſtigen Abſolution zu verleihen; allein dieſe Maßregel blieb auch ohne Erfolg, während er ſelbſt die Zwanggebote erneuerte. Nachher, ſchreibt der Seelenhirte, wurden die gehorſamen Kinder Seiner Heiligkeit immer zahlreicher, und die Abtrünnigen verloren allen Einfluß, welches dem Biſchof ſehr zur Befriedigung diente. Die eifrigſten Miſſionäre gingen aber mittlerweile den Weg alles Fleiſches, nur wenige Chineſen waren im Stande die Ceremonien nach römiſcher Weiſe treulich zu verrichten, ſo daß manche der Kirchen ganz zu Grunde gingen, und der Anhänger immer weniger wurden.

Als die Muhammedaner Turkeſtans wieder die Waffen zur Behauptung ihrer Freiheit ergriffen, und Kienlong ſich vor einem blutigen Kriege fürchtete, wurden einige Miſſionäre an der Gränze Schenſi's gefangen genommen, welche gerade im Begriff waren ſich nach ihren Stationen in jene Gegenden zu begeben. Vergebens hatten ſie getrachtet ſich durch eine ſchwere Geldbuße loszukaufen; die Sache wurde dem Kaiſer vorgelegt, und er ſeinerſeits ſtellte die

genaueſten Nachſuchungen an nach allen Umſtänden, welche dieſe Leute ungeſtraft und unentdeckt nach dem entgegengeſetzten Theile des Reiches kommen ließen, um dort, wie er glaubte, den Muhammedanern Hülfe zu leiſten. Die chineſiſchen Prieſter, welche behülflich geweſen daß dieſe Mönche nach China geſchlüpft waren, flüchteten ſich nach Makao, um dem Zorn der Mandarine zu entfliehen. Dorthin aber waren dieſe ihnen auf den Ferſen gefolgt, und da der Senat jener Stadt ſich ſtandhaft weigerte den Verfolgten die Gaſtfreundſchaft zu verſagen, ſo ergriffen die Chineſen das kräftigſte Mittel die Barbaren zum Gehorſam zu zwingen; ſie ſchnitten ihnen nämlich die Zufuhr ab. Da ermannten ſich die Portugieſen, ſchoſſen fogleich auf die chineſiſchen Junken, welche Reis ausführen wollten, und flößten den Mandarinen Furcht und Entſetzen ein. Schon waren die zwei Geächteten auf einem Schiffe nach Goa geflohen, aber die chineſiſche Regierung beſtand noch ſtandhaft auf ihrer Auslieferung, und war im Begriff mit einem Heere heranzurücken. Weil dieß jedoch ein ſehr gewagtes Unternehmen war, ſo begnügte man ſich endlich, den Vorſteher der Propaganda nach Peking zu ſenden, wo er auch elend im Kerker ſtarb, ohne daß man ihn zum Tode verurtheilt hätte. Kurz darauf erſchien ein ſtrenges Edict, welches die Ausrottung des Papſtthums im ganzen Reiche befahl, und den Mandarinen zur Pflicht machte die Katholiken durch die Folter zum Abfall zu bewegen. Während aber Kienlong mit ſolcher Wuth die Neugläubigen anfiel, rief er zu gleicher Zeit eine Menge von europäiſchen Ankömmlingen als Künſtler nach der Hauptſtadt, und rechnete es ſich ſelbſt zur großen Ehre ſo viele Fremde in der Nähe ſeines Palaſtes unterhalten zu können. Sobald er aber genaue Nachricht von dem Wohnorte aller Miſſionäre erhalten, wurden viele derſelben gefangen genommen und zur fortwährenden Gefängnißſtrafe verurtheilt. Die übrigen lebten verſteckt in den entlegenſten und wildeſten Gegenden, erduldeten unerhörte Leiden, um die Meſſe in lateiniſcher Sprache dem Volke vorzuleſen, oder kleine Kinder zu taufen; manche ſtarben den Hungertod. Ihre Gehülfen, deren man habhaft werden konnte, wurden für immer verbannt und den Soldaten an der Gränze zu Sklaven gegeben. Kienlong hatte eines Tages eine Anwandlung von Großmuth, daher entließ er die Prieſter aus dem Kerker. Dieſe blieben nun theilweiſe zu Peking oder eilten nach Makao, wo ſie aber nichts

als Noth und Jammer fanden. Die Mandarine hegten neuen Argwohn, fielen die Einwohner mit großer Härte an, nahmen alle Arbeiter hinweg, ließen mehrere Tage keine Lebensbedürfniſſe hereinkommen, um die Leute zur Auslieferung der Heidenboten zu bewegen. Der Erfolg war nicht, wie man hätte erwarten ſollen; allein die Unannehmlichkeiten, welche die Einwohner zu erdulden hatten, konnte man nicht ſo bald vergeſſen. Viele Chineſen zogen europäiſche Kleider an, um ſich der Verfolgung zu entziehen, andere verließen für immer ihr Vaterland.

Unter der Folter blieben viele ſtandhaft bei ihrem Glaubensbekenntniſſe, während die Menge den Papſt verläugnete; die Prieſter lehrten ſie, wie ſie zu dem heiligen Erzengel Michael und verſchiedenen Heiligen während der Angſt beten ſollten. — Nach dem Geſtändniſſe der Miſſionäre und ihrer Bekehrlinge beſtand die Religion des Papſtes — im Chineſiſchen die des Herrn des Himmels — in der Verehrung des Kreuzes, der Bilder und Heiligen, und der Beobachtung einer Menge von Gebräuchen. Dieß war die apoſtoliſche Lehre, um deren Ausbreitung ihre Vertheidiger ſo viel litten. — Am Ende dieſer Verfolgung waren ſechsunddreißig europäiſche und chineſiſche Biſchöfe und Prieſter entweder geflohen, oder im Gefängniſſe und in Einöden geſtorben, und die Zahl der Eingebornen, welche als Gehülfen gelitten, war noch viel größer. Der Verräther, welcher die erſten vier Mönche der Regierung überlieferte, ſtahl ihnen 50 Unzen Silber und wurde nachher verbannt; ein Mandarin, welcher ihnen eine Uhr abgenommen, wurde zum Tode verurtheilt.

Makao erhob ſich während dieſer Regierung, nicht etwa aus eigenem Beſtreben, ſondern durch die Kraft und den Reichthum von Fremden, welche um des chineſiſchen Handels wegen nach Canton gingen. Dorthin war der ganze Verkehr der Fremden verlegt worden; denn zu Emui, wohin früher die meiſten Schiffe gegangen, waren dieſe nicht ſo leicht zum Gehorſam zu bringen, da das Meer in der Nähe war und ſie, ſobald die Sachen nicht ihren guten Gang gingen, ohne weitere Umſtände hinwegſegelten. Nun wurden die Bedürfniſſe des chineſiſchen Volkes allmählich größer, und man fand einen ſchnellen Verkauf aller Waaren, während chineſiſche Seidenzeuge und Porcellan durch ganz Europa verbreitet wurden. Kamen nun die fremden Fahr-

zeuge nach Wahmpoa in der Nähe Cantons vor Anker, ſo befanden ſie ſich gänzlich in der Macht der Mandarine und konnten der Forts am Eingange des Fluſſes wegen nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß den Hafen verlaſſen. Nachher erforderten die Vortheile des Handels das ſtete Bleiben der Agenten in China, und da man es zu gefährlich hielt ſie zu Canton das ganze Jahr hindurch zu laſſen, gab man ihnen Erlaubniß ſich zu Makao niederzulaſſen. Zwar ſträubten ſich die Portugieſen dagegen, denn ſie verſtanden nie ihren eigenen Vortheil; allein die Mandarine zwangen ſie zum Empfange der Fremden. Dadurch kam viel Geld nach der Stadt, viele auswärtige Kaufleute verbanden ſich mit den Einwohnern zum Handel, neue und prächtige Häuſer wurden errichtet und vortheilhaft vermiethet, und die Niederlaſſung erfreute ſich eines größeren Flors als irgend eine andere in ganz Aſien unter portugieſiſcher Regierung. Das gerade war eben nicht, was die Mandarine bezweckten; daher ſchrieben ſie zwölf Artikel nieder, ohne deren Unterſchreibung kein Bürger zu Makao bleiben ſollte. Dieſe waren nun darauf berechnet, den Einwohnern alle Freiheit zu rauben und den ganzen Handel der chineſiſchen Regierung bloßzuſtellen. Auch hatte man ausdrücklich bedingt, daß hinfort keine chineſiſchen Proſelyten gemacht werden ſollten, was die ganze Prieſterſchaft empörte. Daher verſtand ſich der König von Portugal zu einer Sendung, und im Jahre 1753 erſchien Pacheco e Sampayo als Geſandter. Dieß war ein ſehr ſtattlicher Mann, und der Senat der Stadt ſchrieb an die Behörden von Canton daß das Königreich Portugal nie Tribut entrichtet habe. Jetzt nun ſendet der neue Oberherr jenes Landes einen Geſandten, der zu Makao angekommen iſt, um einige Seltenheiten zum Geſchenke darzubringen, als auch um ſeine Huld dem Kaiſer zu bezeigen, und überdieß nach der Geſundheit des Monarchen zu fragen. Da wir nun gehört haben daß die Mandarine den Geſandten nicht empfangen werden, ſo erſuchen wir euch daß ihr die Straßen rein kehret und keinen Lärmen machet, und da es den Geſandten ärgern und ihm mißfallen würde, müßt ihr ihn keinen Tributbringer nennen. So ging die Reiſe des Pacheco von ſtatten, und ſein Einzug in Peking war der glänzendſte, welchen man je geſehen. Da war rauſchende Muſik, eine ganze Menge Neger als Begleiter und Bedienten, die Glieder

des Senats und der Gesandte selbst waren in einem prächtigen Tragsessel mit großen Verzierungen, während die Geschenke verschiedener Art den Zug begleiteten. Die Audienz war hehrer Art, die Ueberreichung des Briefes und alle die Etikette welche stattfand, waren Beweise der Ehre, welche Kienlong dem Abgesandten zugestand; weiter aber ließ er es nicht kommen, und ohne etwas erreicht oder den Widerruf der schädlichen Verordnung bewirkt zu haben, ging auch dieser Abgeordnete nach der Heimath zurück. Der Kaiser jedoch ließ sein Bildniß von einem französischen Maler zeichnen und hing es als eine Erinnerung in der Nähe des Thrones auf. Dieß war der einzige Erfolg der Sendung.

Die üble Stimmung zwischen den Mandarinen zu Makao und den portugiesischen Behörden dauerte indessen fort, und bei jeder Gelegenheit bedrohten die ersteren die letzteren mit Strafe, Hungertod und Vertreibung. Dagegen gingen die übrigen Sachen des gemeinsamen Vortheils wegen ihren Gang. Ueberdieß wurde der Verkauf des Opiums nicht länger zu Wahmpoa erlaubt; es bemächtigte sich nun die Colonie dieses Handels und machte mit Einführung dieses Giftes sehr großen Gewinn. Von diesem Augenblick an stieg der Verbrauch, und erreichte eine Höhe wie noch nie ein anderer Artikel in der ganzen Geschichte des Handels.

Während sich die kräftige Regierung des Kienlong immer größere Macht über Fremde anmaßte, wuchs unterdessen der Verkehr eines Volkes, dessen Kühnheit jedem Eingriff in kaufmännische Rechte die Spitze bieten könnte. Unsere Leser werden wohl schon vermuthen, daß wir die Engländer meinen.

Schon lange war es ihr ernstes Streben gewesen den Handel mit China auf festen Fuß zu stellen, und darin wurden sie noch mehr bestärkt, da der Gebrauch des Thees allgemeiner in ihrem Lande wurde und in sehr kurzer Zeit von wenigen Pfunden sich bis auf einige hunderttausende belief. Weil jedoch der Verkehr zu Emui sehr ungewiß war, so wurden schon im Jahre 1700 Schiffe nach Tschusan gesandt, um dort eine Factorei zu errichten. Nach vielen Mühen und Täuschungen kam dieß endlich zu Stande. Allein bald nachher wurde von den Mandarinen ein Befehl zur Abreise ausgefertigt; die zurückgebliebenen Kaufleute hatten die Beibehaltung ihrer Gebäude mit einer bedeutenden Summe zu erkaufen. Darauf kam ein großer Beamter, wel=

cher den Vorſteher der oſtindiſchen Geſellſchaft in ſeinem eigenen Hauſe gefangen hielt, um ihn zu nöthigen einige Waaren zur Bezahlung der noch übrig gebliebenen Schuld zu ſehr hohen Preiſen anzunehmen. Nach vielen Unannehmlichkeiten wurden die Engländer endlich aus ihrer Behauſung vertrieben, die Speicher geplündert und überdieß viele Gewaltthätigkeiten an ihnen verübt. Im nächſten Jahre als die Schiffe dorthin kamen, war es noch viel ärger. Soldaten umringten ihre Waarenlager und nöthigten ſie, ihre Güter zu gewiſſen Preiſen mit großem Verluſte zu verkaufen. Erpreſſungen und willkürliche Behandlung hatten endlich die Entfernung der Fremden zur Folge und dieß geſchah unter der vortrefflichen Regierung des Kanghi. — Zu Canton hatte man auch viele Verſuche gemacht, allein die meiſten Unternehmungen waren mit Verluſt verbunden; daher war man auch dieſes Handels müde und verſuchte (1737) zu Ningpo ſich feſtzuſetzen, aber immer waren die Mandarine ſolchem Vornehmen abhold; nachdem ſehr große Summen bezahlt worden waren, ſahen ſich die Schiffe genöthigt, oft ohne ihren Zweck erreicht zu haben, davonzuziehen. Auch zu Futſchéu, der Hauptſtadt in Fokien, ſuchte man ſich feſtzuſetzen; hier aber waren ſchon die Holländer, deren Factorei jedoch durch Verrätherei vernichtet wurde, in vollem Handel begriffen; und da die Engländer ſich dorthin begeben wollten, wurden ſie durch das Beiſpiel ihrer Vorgänger abgeſchreckt. — Nun trachtete man wieder einen Ausweg für engliſche Tücher zu Makao zu finden, wo jedoch Soldaten das Waarenlager umringten, ſo daß die Güter wieder eingeſchifft werden mußten. Nachher verſuchte man durch heimliche Agenten zwiſchen den Inſeln die Ladung zu verkaufen. Da kam aber ein Mantſchurenadmiral und drohte ſie wegzutreiben, weil der Kaiſer, wie er ſagte, den Portugieſen den Alleinhandel gegen eine Summe Geldes verſprochen. Kanghi, welcher viel klüger als ſeine Zeitgenoſſen war, und den großen Vortheil welchen ein Land vom Handel genießt, ſehr wohl verſtand, gab daher einen Befehl (1685), daß alle Häfen ſeines Reiches den Fremden geöffnet werden ſollten. Dieſe Freiheit brachte natürlich die Engländer nach Wahmpoa. Daſelbſt entſtand ein Streit über einen Maſt; die Matroſen nahmen denſelben vom Ufer hinweg, weil er ihnen gehörte und überdieß unumgänglich nothwendig zum Abſegeln

war. Die Chineſen warfen mit Steinen, die Engländer feuerten auf die Menge; der Erfolg war ein Todter. Daher mußten die Kaufleute eine ſehr große Buße bezahlen, und das gemeine Volk wurde aufs äußerſte gegen die Engländer eingenommen. So wenig verſprechend war der Anfang eines Verkehrs, der jetzt eine ſo unglaubliche Höhe erreicht hat.

Viele Jahre hindurch dauerte der Streit fort, um ausfindig zu machen, welche Partei von der andern das meiſte Geld erpreſſen konnte. Da war denn der Zollinſpector und andere große Mandarine mit ganzem Ernſt darauf bedacht ihre Börſen zu füllen und zugleich den Verkehr ſeinen Gang gehen zu laſſen; denn viele Officiere hatten eine bedeutende Summe Geldes in den Handel geſteckt und erwarteten ſehr hohe Intereſſen. Nachher gerieth man wieder auf den Gedanken, zwei Kaufleute zu beſtellen welche das ganze Geſchäft treiben möchten. Dieß hatte nun wieder Schwierigkeiten, und ſo wurde endlich eine Geſellſchaft errichtet, welche ein Jahrhundert hindurch den Handel in Händen hatte. Sie war eine der außerordentlichſten Erſcheinungen ihrer Zeit, wie wir ſpäter melden werden. — Was den Verkehr oft ganz verhinderte, waren Schlägereien mit den Chineſen, in welchen oft Menſchen ums Leben kamen; in ſolchem Falle mußten die geſammten Kaufleute bürgen; aller Handel ward ihnen unterſagt, und ſo wurden ſie gezwungen den Schuldigen ſowohl als den Unſchuldigen den Chineſen zu überliefern. Die Mandarine zögerten nicht lange, an ihnen die Todesſtrafe zu vollziehen.

Im Jahre 1742 kam der berühmte Anſon zu Makao an. Bisher hatte man die Chineſen nur aus den Berichten der Miſſionäre gekannt; allein dieſer gerade Matroſe lernte in ſehr kurzer Zeit von dieſem Volke viel mehr, und kannte den Genius der Nation viel beſſer als viele jener Prieſter welche 40 Jahre im Lande verlebt. Nach anhaltenden Bitten, Verſprechungen und Drohungen erhielt er endlich die Erlaubniß, ſein Schiff in der Nähe Makao's wieder ſegelfertig zu machen und zu gleicher Zeit Lebensmittel zu erhalten, welche man ihm anfangs verſagt. Dann ſegelte er ins Weltmeer, um die ſpaniſchen Gallionen, welche mit reichen Schätzen von Mexico zurückkehrten, ausfindig zu machen. Er nahm eine derſelben hinweg, und nachdem er guten Erfolg gehabt hatte, kehrte er nach China zurück, ging

geradesweges nach Canton, hatte eine Audienz bei dem Statthalter, half den Chinesen ein Feuer löschen, brachte alle seine Angelegenheiten durch Gewandtheit und Muth in Ordnung und verließ dann Canton, ein Gegenstand der Bewunderung der Chinesen sowohl als der fremden Kaufleute. Niemand hatte einen so bleibenden Eindruck auf die Mandarine gemacht, Niemand verstand so wohl die gegenseitige Stellung der Fremden und Chinesen, und Niemand wußte sich so schnell aus der Schlinge herauszuhelfen wie er. Wenn man seine Beschreibung liest, so glaubt man, daß sie ein Jahrhundert nachher von einem praktischen Schriftsteller, welcher alles genau aus Erfahrung wußte, zusammengestellt sey. Das Resultat war damals dasselbe, was man nach so vielen bittern Täuschungen nach einer langen Reihe von Jahren als das einzig wahre erkannte. Hätten Andere dem Betragen des Anson gefolgt, so würde man sich vieler Mühen überhoben und zugleich dem Handel eine größere Sicherheit verschafft haben. Allein der allgemeine Grundsatz war, daß man sich durch Nachgiebigkeit und Schmeichelei den größten Nutzen verschaffen könnte, und daraus entstand eine Menge grober Fehler, welche in Plackereien und bedeutenden Erpressungen von Seiten der Chinesen endeten, und oft dem Verkehr völligen Ruin drohten.

Ein gewisser Engländer, Flint, der als Knabe nach Canton gekommen, war in der chinesischen Sprache bewandert und hatte eine ausführliche Schrift, in welcher er alle die Klagen und Unannehmlichkeiten, worunter die Fremden zu Canton litten, in den lebhaftesten Farben schilderte, dem Huppo (Vorsteher des Zollhauses) überreicht. Die Antwort auf alle Vorstellungen war, daß man den Berichterstatter ins Gefängniß werfen sollte. Es blieb aber bei der Drohung, und da man wohl sah daß zu Canton nichts zu gewinnen sey, so entschlossen sich die Kaufleute endlich, gedachten Flint nach Tientsin zu senden, um dort am Hofe die Abstellung aller Mißbräuche zu bewirken und zugleich den Handel zu Tschusan und in andern Häfen zu eröffnen. Man empfing diesen unternehmenden Geist sehr höflich, las ruhig sein Bittschreiben, schickte ihn dann auf dem Landwege unverrichteter Sache zurück, und setzte ihn noch fünf Jahre lang in der Nähe Makao's in einen Kerker. Um die Vermessenheit der Bar-

baren zu ſühnen, wurde ein unſchuldiger Chineſe enthauptet; während die heiligſten Betheurungen der Kaufleute nichts halfen, dieſen Mann, der ganz unſchuldig war, vom Tode zu retten. Der Kaiſer erklärte die Klagen für nichtig und erlogen, nachdem er einen Bericht über jeden Punkt von dem Beklagten ſelbſt erhalten. So blieben die Sachen eine geraume Zeit, allein immer größer wurde die Auzahl der Schiffe, welche nun Canton zueilten. Auch die Dänen und Schweden bemächtigten ſich des Handels, und von Indien kamen ſehr bedeutende Ladungen. Die Obrigkeit ſah daher ſehr bald ein, daß der Handel etwas werth ſey, und ſo gingen die Mandarine in ihren Erpreſſungen gerade nur ſo weit als es die Fremden ertragen wollten; nachher aber gaben ſie wieder nach. Zu gleicher Zeit entſtand eine ziemlich bedeutende Schmuggelei, die nach einem Syſtem getrieben wurde, wie man wohl ſelten in einem Lande geſehen, und eine der beſondern Eigenheiten des Verkehrs iſt, worüber Fremde mit Abſcheu ſprechen, die Regierung mit Schärfe Edicte herausgibt, und auf welche alle anweſenden Kaufleute und Mandarine mit Begierde hinblicken.

In allen dieſen Streitigkeiten, Verluſten, Kniffen und Unternehmungen wurde der Verkehr von Jahr zu Jahr größer, und ſchon fand man im Jahre 1782 — 83 die größten Kauffahrteiſchiffe im Hafen, von denen beinahe die Hälfte von Indien gekommen war. Die Engländer, welche das Meiſte zu verlieren hatten, ſuchten daher ſoviel als möglich jede Reibung zu vermeiden; daher trotzten ihnen oft die Mandarine, und obgleich Drohungen aller Art ausgeſtoßen wurden, ſo kam es doch nie zur öffentlichen Fehde. Unter allen Bündniſſen iſt keines feſter als der Handlungsverband, und wo dieß fehlt, werden oft die heiligſten Verträge ſehr bald vergeſſen. Noch war man nicht über die Geſetze des Handels übereingekommen, und es beſtand kein Verſtändniß der auswärtigen Regierungen mit der chineſiſchen, dennoch geſtalteten ſich dieſelben Verhältniſſe als ob man Jahre lang zu dieſem Ende ſich mit der Abſchließung von Tractaten beſchäftigt hätte.

Als Kienlong ſein 80ſtes Jahr erreicht hatte, wollte er noch einmal am Abend ſeiner Tage alle Herrlichkeit der kaiſerlichen Würde genießen, und zu dieſem Zweck die Abgeordneten der

engliſchen Nation, die noch nie ſeinen Hof beſucht, vor ſich ſehen. Dieß erweckte den erſten Gedanken in der brittiſchen Regierung, eine feierliche Geſandtſchaft unter Lord Macartney nach Peking zu ſenden. Dieſe langte auch wirklich im Julius 1793 an der Mündung des Peho an. Dort wurden die Ausländer mit großer Würde empfangen, dennoch konnte man es nicht unterlaſſen, den Botſchafter mit dem Namen Tributbringer zu ſtempeln. Reich mit Geſchenken beladen kam der Lord und ſein Gefolge in der Nähe Pekings an. Der Kaiſer war aber ſchon längſt nach ſeinem Sommeraufenthalte Jehol verreiſt; daher mußte ſich der Zug dorthin begeben. Die Gegend, welche die Engländer durchzogen, war nur mit ärmlichen Hütten bepflanzt. Zu Jehol aber wartete ihrer Kienlong, der mit vielen Ehrenbezeugungen Macartney und ſeine Gefährten empfing. Auf ſeinem Throne nahm der Kaiſer von der Hand des Geſandten den Brief des brittiſchen Königs aus einem mit Edelſteinen beſetzten Käſtchen, drückte ſich freundlich und zufrieden über die angethane Ehre aus, und machte überdieß dem Sohne des zweiten Botſchafters einen kleinen Beutel zum Geſchenk. An Höflichkeitsbezeugungen fehlte es durchaus nicht, man that ſein äußerſtes, um den Aufenthalt Allen ſo vergnügt und angenehm als möglich zu machen. Kienlong freute ſich auch wie ein Kind über die Geſchenke, welche man ihm verehrt. Wollte aber der Staatsmann von den eigentlichen Gegenſtänden der Sendung ſprechen, ſo wich man immer ſeinem Anſuchen aus. In dem Rathe, welchen Kienlong verſammelte um ſich über die Antwort zu entſcheiden die den Fremden gegeben werden ſollte, behielten die Stimmen welche ihnen alles abſprachen, die Oberhand. So gab man denn herrliche Feſte, verſchwendete viel Geld, ſuchte auf alle mögliche Weiſe den Geſandten, als von den entfernteſten Gegenden der Erde kommend, auszuzeichnen; aber gab ſeinen Bitten nur in Kleinigkeiten Gehör. — Der Rückzug folgte bald nachher. Der Brief welcher an den König geſchrieben wurde, war herriſcher Art, wie man Vaſallen zu Peking behandelt. Nicht einen einzigen Punkt geſtand man den Fremden zu, und um alle ihre künftigen Hoffnungen zu vereiteln, ſchrieb man geheime Inſtructionen an die Behörden zu Canton, wie ſie dort jegliches Geſuch abſchlagen ſollten. Keine Freiheiten, kein Tarif, keine Ausbreitung des Handels, kein Wohn-

plaꝫ, kein Geſandter am Hofe ſollte den Engländern bewilligt werden. Immer mußte man dahin arbeiten, ſie in ehrfurchtsvoller Ferne zu halten und ſie mit Erſtaunen vor der Würde des himmliſchen Reiches zu erfüllen. Dieſer Grundſaꝫ wurde nachher die Baſis der ganzen Politik; von ihm rühren alle die Uebel her welche in der Folge entſtanden, die endlich zum Kriege Anlaß gaben; da die Angelegenheiten ſo verwickelt waren daß Niemand ſie löſen konnte, ſo zerſchnitt man den gordiſchen Knoten mit dem Schwerte. Von dieſer Zeit an nahmen die Engländer den Vorrang ein unter den Nationen welche mit den Chineſen in Handelsverbindungen ſtanden. Die Kaufleute anderer Länder, welche bisher viel Thee ausgeführt um damit einen Schleichhandel zu führen, verloren die Gelegenheit, weil man in England die Zölle auf dieſen Artikel erniedrigte, und ſo wurde der eigene Verkehr immer blühender, während Schweden, Dänen und Holländer einen geringern Gewinnſt davon zogen.

Die Holländer wollten durchaus in keiner Hinſicht den Britten nachſtehen und ſo ſandten ſie gleichfalls eine Geſandtſchaft nach Peking. Da man aber feſt überzeugt war, daß die Engländer alle ihre Handelsvortheile durch ihr unbeugſames Betragen verſcherzt, ſo gab die bataviſche Regierung ihren Boten ſehr ernſte Befehle, ſich in allem nach den gewöhnlichen Ceremonien zu richten und durch Nachgiebigkeit alle Herzen am Hofe zu gewinnen. Dieſer Wunſch wurde bald auf die Probe geſtellt, und ſchon auf der Reiſe nach Peking wurde der Befehl den Kopf auf den Boden zu ſtoßen, häufig wiederholt, ſo daß der Kaiſer größere Ehrenbezeugungen erhielt, als er von irgend einer andern Nation hätte erwarten können. Der Name des erſten Geſandten war Titſing, ein Mann, der viele Jahre zu Deſima in Japan verlebt; der zweite hieß van Braan, ein Mitglied der Compagnie zu Canton, äußerſt für die Chineſen eingenommen und gewiß überzeugt, daß Erniederungen der beſte Weg zur Gnade des Kienlong wären. Nach einer ſehr langen Reiſe langten ſie endlich zu Peking an; ſie hatten gar viel von der Kälte gelitten, noch mehr von der Geringſchätzung mit der man ſie behandelte; allein in der Hauptſtadt hofften ſie eine Vergütung aller Leiden. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als die Staatsminiſter ihre Träger um einige wenige Pfennige zu betrügen ſuchten; da ſich dieſe

hiezu nicht verſtehen wollten, ſchlugen die erſteren mit Peitſchenhieben unter ſie. Dieſer Vorfall konnte gewiß den Fremden keine ſehr hohen Begriffe von der Regierung beibringen. Kienlong dagegen war äußerſt gütig, lud ſie zur Audienz ein, ließ ſie in ſeiner Nähe niederſitzen, ein Schauſpiel vor ihnen aufführen und bewirthete ſie außerdem mit ſehr großer Huld. Nachher gab er ihnen auch ein Feſt im Luſtgarten und ſchickte ihnen häufig Eſſen von ſeiner Tafel. Aber vor den Biſſen die von dort kamen, mußten die Geſandten den Kopf zur Erde ſtoßen; oft beſtand das Gericht aus bloßen Knochen, welche ziemlich vom Fleiſche entblößt waren. Die Mandarine dagegen freuten ſich wie Kinder, daß dieſe Fremden mit ſolcher Willigkeit ihren Befehlen gehorſamten; daher wurde auch das Kopfſtoßen immer in Gang gebracht und mit ſehr großer Fertigkeit betrieben. Dabei aber blieb es nun, und da man ſich genug rückſichtlich ihrer vergnügt, ſandte man die Geſandten ganz unverrichteter Sache wieder nach Canton zurück.

Den Ruſſen war Kienlong ſehr abhold. Wir haben ſchon oben bemerkt, zu welchem heftigen Streite die Verweigerung den Amurſana aufzugeben, Anlaß gab. Späterhin ſah man eine gleiche Abneigung ſich mit einander zu verſtehen, und der Schwarm der Elöten, welcher zu den Chineſen überging, vollendete die Mißgunſt von Seiten der Ruſſen. Sie rächten ſich aber durch Zurückhaltung von Ueberläufern und ärgerten ſo das kaiſerliche Gouvernement in ſolchem Grade, daß der Handel geſperrt und die Ruſſen zu Peking wie Gefangene behandelt wurden. Katharina hätte beinahe dem himmliſchen Reiche Krieg angekündigt, hätte ſie nicht im Weſten alle Hände voll zu thun gehabt. Da aber beide Länder durch Wüſten und Eisfelder von einander getrennt waren und die Bewohner der Steppen in ihrer Treue ſehr zweideutig ſchienen, ſo hätte es wohl nicht leicht zu wirklichen Feindſeligkeiten kommen können. Der Handel litt aber ſehr bedeutend, und nachdem man jahrelang in Spannung ſich gegenübergeſtanden, ſo kam man endlich zu dem Beſchluß ſich wieder zu verſöhnen; denn beide Theile verloren ſehr bedeutend durch dieſe Reibung. Endlich ſchlug Rußland vor, einen chineſiſchen Geſandten zur Beſeitigung aller Streitigkeiten nach Petersburg zu ſenden, was jedoch der ſtolze Hof zu Peking nie wollte. Daher ging ein ruſſiſcher Herr nach China's Hauptſtadt, und nach langem Zögern

wurde endlich der Handel im Jahre 1792 geöffnet, obgleich die Schwierigkeiten worunter derſelbe getrieben wurde, äußerſt bedeutend waren.

Aus der obigen Erzählung können wir leicht eine genauere Kenntniß von Kienlongs Charakter erlangen. An Muth fehlte es ihm nie; oft nicht an Großmuth, allein alle feineren Gefühle verläugnete er. Barmherzigkeit, Gnade, Liebe, Wohlwollen, Schonung, blieben ſeiner Bruſt immer fremd. Wie Kanghi, war er dem weiblichen Geſchlechte ſehr hold, und nie hat wohl ein Kaiſer ein größeres Harem wie er gehabt. Daher hinterließ er Kinder und Enkel ohne Zahl, vielleicht mehr als alle anderen Monarchen ſeiner Zeit zuſammengenommen, mit Einſchluß des türkiſchen Sultans. Er liebte das Gepränge und war immer äußerſt beſorgt ſeine Majeſtät den Mandarinen und Dienern an den Tag zu legen; doch war ſein Privatleben ſehr einfach, und oft erſchien er in ſehr ſchlichter Tracht unter den geſchmückten Officieren ſeines Hofes. Die Europäer am Hofe gebrauchte er um ſeine Paläſte recht ſtattlich in Ordnung zu bringen; dort hatte er ſehr große Kunſtſtücke aller Art, welche ihm von Zeit zu Zeit von den Cantoner Hongkaufleuten, Mandarinen und andern Beamten ſowohl als von den Miſſionären zum Geſchenke gemacht worden waren. Oft verweilte er ſtundenlang bei der Betrachtung dieſer künſtlichen Sachen, und ergötzte ſich darüber wie ein Kind. Vorzüglich aber liebte er die Malerei und behandelte einen gewiſſen Miſſionär, welcher in dieſer Kunſt ſehr viel leiſtete, als ſeinen beſten Freund, in deſſen häufigem Umgange er die fröhlichſte Zeit ſeines Lebens verlebte.

Kienlong liebte die Literatur und ſammelte die große Bibliothek zu Peking, welche aus 600,000 Werken beſteht, das größte Denkmal ſeiner Regierung. Er ſelbſt ſchrieb Gedichte, und zwei derſelben über Mukden und den Thee werden als Muſter für Dichter betrachtet. Einige literariſche Werke in Proſa wurden auch unter ſeinem Namen herausgegeben. Mit den europäiſchen Wiſſenſchaften war er auch einigermaßen bekannt, obgleich er nie von den Miſſionären Unterricht nahm, und ſich nur mit ihnen über dieſe Gegenſtände unterhielt. Wie groß auch ſeine Vorliebe für die Wiſſenſchaften war, ſo ſchien ihm dennoch das geringſte Verſehen von einem Schriftſteller unverzeihlich. Ein Gelehrter,

welcher ſich ſehr viel auf ſeine Abkunft von dem älteſten Geſchlechte China's brüſtete, und eine vorzügliche Vorrede zum Wörterbuch des Kanghi geſchrieben, welches er in verkürzter Form herausgab, wurde mit ſeinen Söhnen zum Tode verurtheilt, und Kienlong betrachtete es als eine ſehr große Gnade, daß ſeine Eltern nicht auch dasſelbe Loos erfuhren. Die Tigernatur des Kaiſers konnte ſich nie ganz verbergen, und oft wenn er leutſelig und herablaſſend mit ſeinen Gäſten ſprach, machte er ſchon Berechnungen zum Verderben der Anweſenden.

Kienlong hatte eine ziemliche Kenntniß der Erdbeſchreibungen und ſich auch mit der Politik Europa's bekannt gemacht. Das Ergebniß dieſes Studiums war, daß er die Völker des Weſtens fürchtete und haßte, und mit beſonderem Ingrimm gegen alle erfüllt war die ſein Land betraten. Während er deßhalb mit den Miſſionären zu Peking, die meiſt alle in ſeinem Dienſte ſtanden, auf freundlichſtem Fuße lebte, ſie oft perſönlich rühmte und manchmal großmüthig belohnte, befahl er, ihre Brüder in den Provinzen aufs äußerſte zu verfolgen und alles zu verſuchen, um die Bekehrten zum Abfalle zu nöthigen. Ungeachtet der ungeheuerſten Gräuel und der Mordſucht, von welcher ſeine Regierung ſo viele Beiſpiele hinterließ, konnte Niemand der im Umgange dieſes Monarchen ſich befand, ihn anders als einen Menſchenfreund betrachten; ſo liebreich waren ſeine Sitten, ſo freundlich ſeine Unterhaltung.

An Muth fehlte es dem Kaiſer nicht. Einſt, als er ferne im Norden auf die Jagd gegangen, traten die Flüſſe wegen des anhaltenden Platzregens aus; das ganze Gefolge des Kaiſers ertrank; nur Kienlong hatte Beſonnenheit genug, ſich auf einen Hügel zu retten und dergeſtalt der Gefahr zu entkommen. Ein andermal kam ein Betrüger aus Turkeſtan, welcher vorgab gültiges Recht auf die kaiſerliche Krone zu haben, und ſich zum Monarchen in der Mantſchurei aufzuwerfen gedachte. Kienlong war von allem unterrichtet, ließ den Schurken ruhig ſeinen Weg gehen und nachdem er ſich unerſchrocken in ſeine Macht begeben, wurde er ergriffen und augenblicklich hingerichtet.

Wie ſeine Ahnen war Kienlong ein wahrer Nimrod, und verlebte ganze Monate auf der Jagd. Beſtändige Leibesübung war ihm zur Gewohnheit geworden; er lebte mäßig und genoß

deßhalb ein hohes Alter, in voller Kraft, und im Genuſſe des Zeitlichen. Die Provinzen des Nordens beſuchte er verſchiedenemale, zur großen Freude ſeiner Unterthanen, und betrug ſich ſehr herablaſſend, damit er das Andenken an ſeine Grauſamkeiten verwiſchen möchte. Nie zog er ſelbſt in den Krieg, in der Auswahl der Generale aber zeigte er ſich ſehr klug, und verbeſſerte ſehr ſchnell die früheren Mißgriffe durch paſſende Anſtellungen. Gegen die unglücklichen Feldherren aber betrug er ſich ohne Schonung und verurtheilte ſie ſelbſt ſowohl als ihre Familien zum Tode, um dergeſtalt für die erlittenen Niederlagen zu büßen. Daher erſchienen die Mandarine immer mit Furcht und Zittern vor ihm; denn das geringſte Verſehen konnte ihnen leicht den Kopf koſten. Selbſt ein gnädiges Lächeln vom Monarchen war oft das Siegel zum Tode.

Dreimal ernannte Kienlong einen Prinzen zum Nachfolger, ohne es jedoch ihm ſelbſt oder irgend einer Perſon zu ſagen. Allein alle wurden durch den Tod hinweggenommen, und ſtarben lange vor dem Vater. Endlich fiel ſeine Wahl auf Kiaking, welcher, wie er glaubte, durch den Himmel berufen ſey das Scepter des Reiches zu führen. Als er nun ſein 85ſtes Jahr erreicht und 60 Jahre auf dem Throne China's geſeſſen, dankte er ab, und ſtarb drei Jahre nachher alt und lebensſatt (1799). Wenige Monarchen haben ſo lange und glücklich wie er regiert; und ſein Name wird lange in der Geſchichte leben, da er ohne Zweifel mehr Erfolg ſeiner Bemühungen, als irgend einer ſeiner Vorgänger ſah. Sein Ende war jedoch ſehr trübe; er hinterließ eine leere Schatzkammer und ein unzufriedenes Volk.

Fünftes Capitel.

Kiaking, W. N. Jintſongjui.

Die letzten Jahre der Regierung des Kienlong waren ſehr dunkel geweſen. Durchs ganze Land herrſchten Unruhen, hin und wieder brach Rebellion aus, verſchiedene Provinzen kämpften mit dem Hungertode und der Krieg mit den Miaotſe war noch

lange nicht zu Ende, während die Staatscaſſen äußerſt erſchöpft waren. Noch lebte im bleibenden Andenken der Aufſtand von 1791, als viele Tauſende der Unzufriedenen, unter der Leitung eines Prieſters der Vernunft, ſich in der Nähe Pekings verſammelten, um dort das Geſchlecht der Tataren auszurotten und dem rechtmäßigen chineſiſchen Fürſten wieder zum Throne zu verhelfen. Dieß war ein großes Unternehmen, die Beiſteuer der gemeinen Leute floß reichlich, der Muth des chineſiſchen Volkes nach einem Schlummer von einem Jahrhundert ſchien wieder erwacht zu ſeyn, ſelbſt die Papiſten des Nordens ſahen mit Vergnügen den Fortgang der ſich zu ereignenden Veränderung und trugen gerne das ihrige zur Förderung dieſer Umwälzung bei. Jedermann war des Gelingens gewiß, und der Pöbel freute ſich ſchon im voraus der Erfüllung aller der Verſprechungen, die man ihm gemacht. Aber noch wurde alles geheim gehalten, die Waffen aber waren ſchon in Bereitſchaft, der Prieſter glaubte ſich des Sieges gewiß und berechnete die Folgen, wenn er der großen Nation Freiheit ankündigen würde. Während alles dergeſtalt in Gährung war, blieb dennoch ein einziger Mann ruhig, dieß war der alte Kienlong. Von allem unterrichtet, beobachtete er furchtlos die Schritte der Feinde ſeiner Macht, ſprach nie ein einziges Wort über die Maßregeln welche er zu nehmen gedachte, verachtete die Warnungen und ſchien im Schlummer begraben zu ſeyn. Allein der achtzigjährige Greis ſah mit Adlersaugen; am beſtimmten Tage, wo der Palaſt in Flammen auflodern ſollte, waren die Rädelsführer ſchon am frühen Morgen gefangen und dem bürgerlichen Gerichte überliefert; alle bedeutenden Waffenſammlungen waren in der Gewalt des Kaiſers, und der große Haufe gaffte erſtaunt um ſich her, denn Niemand konnte begreifen, wie eine ſolche Veränderung zu Stande gebracht worden war. Der alte Monarch wollte jedoch die kleinen Verbrecher nicht ſehen, dem gemeinen Manne vergab er großmüthig, ohne ſeiner einmal zu denken; allein gegen die Anführer verfuhr er mit der bitterſten Strenge. — Tod, Vernichtung, Ausrottung waren das Loſungswort, und dieſes umfaßte die Familien dieſer Unglücklichen.

Allein dadurch war der Same des Aufſtandes noch nicht ausgerottet, ſondern das Volk wartete nur eines günſtigern Augenblickes; und der ſchien unter dem Nachfolger gekommen zu

ſeyn. Kiaking hatte alle die Fehler ſeines Vaters im höheren Maße geerbt. Er war viel ſinnlicher als Kienlong; dem Vergnügen und ganz beſonders dem Schauſpiele ergeben, ſchwelgte er täglich mit den liederlichſten Menſchen unter den Weibern, wie ein anderer Sardanapal. Er führte ſelbſt Komödianten in ſeinen Palaſt ein, um ſich mit den Kebsweibern herumzutreiben, und lachte herzlich über die Poſſen, welche dieſe feinen Geſellen trieben. Unter dem Kleide dieſer Leichtfertigkeit aber verbarg Kiaking ein giftiges Herz, Rache und Grauſamkeit unter dem tollſten Gelächter brütend. In den äußeren Pflichten des Staatsweſens wollte er nicht dem Vater nachſtehen. Daher war er bei jeder Verſammlung des Hofs zugegen, ſaß auf dem Throne mit großer Würde und ſpielte den Oberherrn mit bedeutendem Nachdruck. Dabei aber waren die Diener verdorben, die Miniſter Leute gleichen Geiſtes und die Verwaltung ſchwach und hülflos. Wer damals den chineſiſchen Hof beſuchte, war erſtaunt über die außerordentliche Etikette die dort ſtatt fand, und wunderte ſich dabei über den jämmerlichen Zuſtand des Ganzen.

Die Finanzen, wie man erwarten konnte, geriethen ſehr bald in Stockung. Die Mandarine ſowohl als die Soldaten wurden nicht regelmäßig bezahlt und verſchafften ſich daher ſelbſt ihre Bedürfniſſe. Das Volk vergaß man ganz und die Bedrückungen wurden ſo allgemein daß innerhalb ſehr kurzer Zeit mehr als zehn Rebellionen zu ſtillen waren. Da dieß aber nicht mit Gewalt der Waffen geſchehen konnte, ſo gebrauchte man Gold und Beſtechungen, die in der Folge nur zu noch größeren Mißbräuchen Anlaß gaben.

Aber Kiaking bekümmerte ſich ſehr wenig um dieſe Sachen. Wenn er nur ſich betrinken und herrlich und in Freuden leben konnte, war er frohen Muthes, mochte es in den Provinzen oder ſelbſt in der Hauptſtadt hergehen wie es wollte. Fehlte es anderwärts an Geld und konnten die Truppen nicht länger bezahlt werden, ſo beſaß Kiaking jedoch Geld genug, um ſich im Palaſte zu ergötzen und durch die prächtigſten Feſte ſeine Günſtlinge in Erſtaunen zu ſetzen. Solch ein Betragen war ſehr natürlich auffällig; ſchon ſprach man von einer Veränderung in der Regierung wegen der Unwürdigkeit des Herrſchers und machte allerhand große Pläne. Kaum aber hatte Kiaking gehört daß ſeine Brüder

und Verwandten die hohe Stelle beſſer bekleiden würden, ſo brachte er ſehr bald Anklagen gegen die Prinzen ein, und da ergab ſich denn daß die klügſten und geſcheidteſten unter ihnen ſchlechte Menſchen waren, die nicht verdienten im Glanze des Hofes zu bleiben. — Der Kaiſer machte ſeine Betrübniß über die traurige Entdeckung ſehr bald bekannt und verordnete daß ſie in Finſterniß über ihre Unart nachdenken ſollten. Sie wurden daher ſogleich in einen Kerker geſteckt, und viele derſelben ſahen nie mehr das Licht der Sonne. Nachdem ſich der Monarch dergeſtalt von dieſen unwillkommenen tugendhaften Großen befreit, verabſchiedete er die meiſten würdigen Miniſter der Vorzeit, worunter einige ſogar hart beſtraft wurden. Dann erwählte er eine Menge Leute, welche zu allem Ja ſagten und dadurch ſich ſeinen großen Beifall erwarben. Dieſe ſchrieben nun ſehr viel über Tugend und Wohlwollen in den Tag hinein, ſo daß man in der Ferne eine hohe Würde und großen Sinn dem neuen Regenten beilegte. Mit dieſem ſcheinheiligen Weſen waren aber die Bewohner der Hauptſtadt durchaus nicht zufrieden, und ihr Murren artete ſehr bald in Thätlichkeit aus. Ueberdieß war jene Zeit ſehr ſtürmiſch und machte eine kräftige Hand nöthig um das Steuerruder zu halten. Kiaking dagegen ließ die Sachen ihren Gang gehen und nur inſoweit ſie ſein Vergnügen ſtörten, wollte er ſich darein miſchen. Es war ja Zeit genug ſich der Gefahr zu erinnern und Maßregeln dagegen zu nehmen, ſobald dieſelbe nahe war; aber darüber ſich zu ärgern oder mißmuthig zu werden war nicht in ſeiner Natur. Daher lebte man herrlich und in Freuden jeden Tag und überließ Staatsgeſchäfte elenden Schmeichlern.

Die erſte Maßregel der neuen Regierung und vielleicht die weiſeſte welche je von ihr unternommen wurde, war der Friede mit den Miaotſe. Kiaking würde ſehr gern ſich an dem Schauſpiel der Hinrichtung einiger Häuptlinge wie ſein Vater geweidet haben, allein dießmal war die Zahl der chineſiſchen Gefangenen in den Händen der Miaotſe viel größer, und die Mandarine waren ſchon froh genug ihre eigenen Leute zurückzuerhalten. Der Friede koſtete ſehr viel Geld, denn man mußte den Fürſten der Stämme bedeutende Summen bezahlen, um ruhig abziehen zu können. Nun wurde ein Edict über den großen Sieg bekannt

gemacht, und die Regierung zu Peking behandelte ehrenvoll alle die Generale, welche den Vertrag abgeſchloſſen, als ob ſie die größten Helden ihrer Zeit wären.

Die Secte der weißen Waſſerlilie (Pelienkiao), welche Kienlong ſchon vorher mit großer Wuth verfolgt, war noch nicht ausgerottet, wie man vorgegeben hatte. Nachdem Kiaking genugſame Beweiſe ſeiner Gemüthsart gegeben und ſeine Schwächen an den Tag gelegt, glaubten die Unzufriedenen daß nun der glücklichſte Augenblick gekommen ſey, wo man die Mantſchuren aus dem Lande jagen könnte. Die Verſchwörung verbreitete ſich ſehr ſchnell in die weſtlichen Provinzen, ohne daß die Regierung ſelbſt von dieſen Umſtänden unterrichtet war. Es iſt wahrſcheinlich daß verſchiedene chineſiſche Behörden den ſogenannten Patrioten wohl wollten; denn wenn Anhänger der Secte vor ſie geführt wurden, entließen ſie dieſelben ohne weitere Nachſuchung, und nahmen eine Summe Geldes zur Beſchönigung der Sache. So verſtrich eine geraume Zeit, ehe die Dinge zur Reife kamen.

Im Jahre 1796 ſah man die erſten Spuren der kommenden Revolution, welche an Schauerlichkeit der franzöſiſchen wenig nachſtand, und auch den Umſturz der beſtehenden Ordnung zum Zweck hatte. — Wie vom Zauber ergriffen zeigten ſich Tauſende der Unzufriedenen in Schenſi und kündigten dem Volke an daß wer ihnen nicht Hülfe leiſte, ſterben müſſe. Um die Drohung wahr zu machen, hieben ſie das unglückliche Volk, welches ſich ihrem Zuge nicht anſchließen wollte, ſogleich nieder, verheerten das Land mit Sengen und Brennen, und ſammelten ſchnell einen großen Haufen des Geſindels um ſich her. Und dieß geſchah ſo raſch und unerwartet daß die Mandarine kaum Zeit hatten ſich zu beſinnen, und ſo ſchnell wie möglich beim Anzuge des Feindes davonzulaufen. Ihre einzigen Waffen waren die Edicte, welche ſie auch ohne die geringſte Schonung den Feinden entgegenſchleuderten und ſie mit augenblicklicher Vernichtung bedrohten. Fielen ihnen aber einige Spione in die Hände, ſo enthaupteten ſie dieſe auf der Stelle und gaben ihre Leichname den Bütteln preis, die ſie vor Wuth fraßen, ohne Abſcheu vor Menſchenfleiſch zu fühlen. — Die chineſiſchen Heere, welche ihnen entgegengingen, wurden meiſtens geſchlagen, und die Soldaten thaten es den Rebellen noch an Unterdrückung des Landmanns zuvor. Oft ritt die

Reiterei über fruchtbare und wohlbepflanzte Felder und vernichtete die Hoffnung des Landmannes. Oft ergriffen die Krieger unſchuldige Menſchen und peinigten ſie zu Tode. Aller Handel und alle Gewerbe waren zu Ende, man ſah Tauſende von Familien ihre Wohnplätze verlaſſen oder ſich den wilden Horden anſchließen, und der Aufruhr griff immer weiter um ſich. Bald wurde die Fahne der Empörung auch in Hukuang aufgeſteckt, und die große Provinz Sſetſchuen erklärte ſich für die Aufrührer. Man wollte Freiheit vom Joche der Tataren, Menſchenrechte unter einer chineſiſchen Regierung, und die Rückkehr zu dem alten ſchon längſt verjährten Zeitalter.

Der Widerſtand, welchen die Empörer bis jetzt gefunden, rührte von den Mandarinen der verſchiedenen Orte her, wo ſich der große Haufe hinzog. Nun aber war der Kaiſer von aller Furcht von Seiten der Miaotſe befreit, und ſandte ſogleich das ganze Heer nach dem Schauplatze des Krieges. Sobald die Waſſerlilien dieß ſahen, zogen ſie ſich ſehr ſchnell in die nächſten Gebirge zurück und machten ſo häufige Anfälle auf die Kaiſerlichen, daß von der großen Armee, welche im Anfange des Jahres ins Feld gebracht wurde, nur ein ſehr kleiner Theil übrig blieb. Während einer Nacht, wo ein heftiges Unwetter herrſchte, und der fürchterliche Donner durch die Berge rollte, hatten ſich die Truppen in ihren Hütten ruhig niedergelegt. Da ſtürzten die Rebellen über ſie her und rieben beinahe das ganze Lager auf. — So endigte der erſte Feldzug, und die Empörer behielten die Oberhand.

Aber bald (1798) wurde ein viel zahlreicheres Heer auf die Beine gebracht, das einige Geſchichtſchreiber auf eine Million angeben. Sobald dieſe Armee verſammelt war, zogen die Rebellen ſich in ihre gewöhnlichen Schlupfwinkel zurück und die Kaiſerlichen ſahen keinen Feind. Als aber der Vortrab unbeſorgt hinzog, wurde dieſer Heerhaufe plötzlich überfallen und in ſehr kurzer Zeit vernichtet, denn die Waſſerlilien gaben keine Gnade. Dieß hielt denn das große Heer etwas im Zügel, und aus dem Kriege wurde ſehr wenig. Ein noch viel ärgerer Feind erſchien ſehr bald, dieß war der Hunger. Das ganze Jahr hindurch herrſchte Dürre, und die armen Einwohner vieler Diſtricte hatten keine Ernte. Der Pöbel, voll Verzweiflung, ſuchte ſich auf

allerhand gewaltſame Wege Lebensmittel zu verſchaffen, und Tauſende gingen zu den Rebellen über; denn im Verbande mit ihnen konnten ſie ungeſtraft rauben. Die Rädelsführer erließen dabei eine allgemeine Aufforderung ſich zu ihren Fahnen zu geſellen, und verſprachen die unbedingteſte Freiheit von dem gehäſſigen und drückenden Joche der Mandarine, welches gewiß auch ſehr ſchwer auf der Nation ruhte. Wollte nun Jemand ihrem Rufe nicht folgen, ſo zogen ſie das Schwert und vernichteten ſein Haus und alle Güter, und machten ihn entweder zum Sklaven oder tödteten ihn auf der Stelle. Schrecken ging daher vor dieſen Horden her; Jedermann zitterte, ſobald ſie ſich näherten, und um die Zerſtörung abzuwenden, ſowie auch um ſich vor den Mandarinen zu retten, ſchwuren Myriaden den Aufrührern den Eid der Treue. Nachdem dieſer einmal geleiſtet, betrachtete die Obrigkeit das arme geplagte Volk als Mitverſchworne und verfuhr gegen dasſelbe mit gränzenloſer Strenge, ſobald die Waſſerlilien das Land geräumt hatten. Es läßt ſich ſehr leicht denken daß die Menge durch ſolches Verfahren aufs äußerſte getrieben und es endlich unmöglich wurde, den Keim des Aufſtandes zu erſticken; denn die grauſame Behandlung der Mandarine hielt die Unterthanen in beſtändiger Gährung.

Das außerordentlichſte bei dieſer Sache war daß ſich unter den Rebellen Niemand als Führer hervorthat, was in ſolchen unruhigen Zeiten gewöhnlich der Fall iſt. Die Schaaren marſchirten planlos herum, und es ſchien als ob der einzige Hauptzweck Verderben des Landes ſey. Hätten ſie mit größerer Schonung gehandelt und auf das Hauptziel, die Vertreibung der Mantſchuren, hingewirkt, ſo wäre es vielleicht um den Thron des Kiaking geſchehen geweſen. Allein die begüterten Claſſen der Nation fürchteten die Empörer mehr als die Mandarine, und daher konnte die Regierung den einflußreichſten Theil der Nation wider ſie bewaffnen.

Noch iſt es unerklärbar, wie ſolche große Heere, welche gegen dieß Geſindel marſchirten, fruchtlos zu Felde gingen. Freilich iſt es wahr daß bei ihrem Anzuge ſich die Waſſerlilien zerſtreuten; allein mit hunderttauſend Soldaten hätte man Päſſe beſetzen, die Bergſchluchten, wo ſich die Rebellen verſteckt, durchbrechen und das Land von ihnen reinigen können. Anſtatt deſſen zerſchmol-

zen die Armeen wie der Schnee, und kaum der zehnte Mann blieb am Ende des Feldzugs bei ſeinem Regimente. Die Truppen waren jedoch gewöhnlich mit dem Nothwendigen ſchlecht verſehen, ſie mußten oft von der Plünderung leben, zerſtreuten ſich zum Raube und wurden von den Landleuten erſchlagen, oder durch anſteckende Krankheiten in Folge der ſchlechten Nahrungsmittel hinweggerafft, oder liefen zu Tauſenden weg. So wurde der Bürgerkrieg jahrelang fortgeführt, Scharmützel ohne Zahl fielen vor, Landſchaften wurden erobert und wieder verloren; und dabei wüthete noch der Hunger, ſo daß das Elend des gemeinen Volkes nie in zu grellen Farben geſchildert werden kann.

Unterdeſſen war Kienlong geſtorben; ſein Sohn wollte nun ſelbſt regieren und den Namen eines Kaiſers nicht vergeblich tragen. Allein die Caſſen waren erſchöpft, und Kiaking war von Natur äußerſt verſchwenderiſch. So ſah er ſich nach den Mitteln um, und ſeine Wahl fiel auf Hotſchongtong, den mächtigen Miniſter ſeines Vaters. Dieſer Mann war früher ein gemeiner Soldat in der Garde und ſtand einmal Schildwache vor dem Thore des Palaſtes, als Kienlong vorüberging. Sein einnehmendes Aeußere machte einen bedeutenden Eindruck auf ihn, er nahm ihn an den Hof, fand in ihm einen ſehr tüchtigen Mann und überließ ihm, nachdem er in kurzer Zeit die höchſten Würden erreicht, die Verwaltung des Landes in ſeinem hohen Alter. Während dieſer Zeit that Hotſchongtong alles im Cabinet, ohne jedoch den Schein zu haben; denn er war klug genug, Anderen den Ruhm und Tadel zu überlaſſen, und ſich dabei immer zu bereichern. Sein Sohn vermählte ſich mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin, und des Vaters ehrſüchtige Pläne erhielten dadurch nur noch größeren Schwung. Allein der Staatsmann verband mit großer Klugheit Freundlichkeit, und mit einnehmenden Manieren die größte Vorſicht. Anſtatt daher ſich in Cabalen einzulaſſen, ſuchte er nur immer ſein Vermögen zu vermehren; denn er dachte mit Hülfe des Geldes ſich ſehr leicht aus allen Schwierigkeiten zu ziehen. — Kiaking beobachtete ihn ſehr ſcharf, ohne es jedoch merken zu laſſen. Er war durch ſeine Spione ſehr wohl von dem ungeheuren Vermögen des Dieners unterrichtet, aber ſchwieg, bis der Vater die Augen zugedrückt. Dann erſchien ſogleich ein Befehl daß er alle die Ceremonien der Trauer bei Kienlongs Sarge verrichten ſollte; dieß war ein ſehr

ehrenwerthes Amt und der Miniſter fühlte ſich im Angeſichte von ganz China um eine Stufe höher hinaufgerückt. Dann ging er wieder nach dem Hofe zurück und lebte eine Zeitlang ohne Anſtellung, hatte aber um ſeiner Reichthümer willen einen ſo großen Anhang, daß es ihm nie in den Sinn kam einen Sturz zu fürchten. Jedoch plötzlich befanden ſich ſeine Freunde und Verwandten im Gefängniſſe, er ſelbſt wurde in einen Kerker geworfen und an denſelben Tag ſein Vermögen eingezogen. Die aufgehäuften Summen des Silbers und Goldes beliefen ſich auf 80 Millionen Unzen, ein unglaublicher Schatz, ohne die Ländereien, Häuſer und andere Beſitzungen mit einzurechnen. Dieß war ein ſehr reicher Fang für Kiaking und alle ſeine Erwartungen von Beute waren bei weitem übertroffen. Auch war es ihm ein leichtes, entweder angedichtete oder wahre Vergehungen wider die Gefallenen aufzufinden und wirklich kam nicht lange darauf eine ſehr lange Liſte von Verbrechen heraus, welche dieſem Manne aufgebürdet wurden; er ward als ein Verräther des Landes zum ſcheußlichſten Tode verurtheilt und ſeine Familie theilte mit ihm die Strafe. Den Augenblick nachher, als die Hinrichtungen ſtattgefunden hatten, ſchwelgte Kiaking wieder in gleichgültiger Ruhe, belohnte ſeine Trabanten reichlich, und vermehrte die Anzahl ſeiner Kebsweiber und Schauſpieler.

Noth und Elend ſetzte endlich den Waſſerlilien Gränzen. Sie ſahen ſich auf ihre Schlupfwinkel beſchränkt, wo ſie der Hunger in ſehr großer Zahl aufrieb. Wagten ſie es von dort herauszukommen um zu brennen und zu rauben, ſo ſchlugen die Landleute ſie todt. Das Volk, anſtatt wie früher ihre Ankunft abzuwarten, war durch häufige Verluſte ſo zur Wuth geſteigert, daß es in ſehr großen Schaaren zuſammenkam und die Mordbrenner niedermetzelte, wo ſie auch immer zu finden waren. Die Räuber zogen nun nicht länger in großen Heerhaufen aus, alle Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Parteien hörte auf, und im Jahre 1804 waren die Rebellen kaum noch dem Namen nach bekannt. Wahrſcheinlich hatte der nun reiche Kiaking die Häuptlinge beſtochen, Uneinigkeit unter ihnen ausgeſtreut, und ſo vermocht daß ſie ſich untereinander aufrieben.

Die Unruhen in Sſetſchuen wurden von den wilden Lolobergbewohnern benutzt, um in die Ebenen jener Provinz einzufal=

len und große Verwüſtungen anzurichten. Ihre Angriffe waren der Art daß ſie die chineſiſchen Soldaten nicht zurückſchlagen konnten, und ſo kam neuer Schrecken über die ſchon genug geplagten Gegenden. Der Feldzug gegen dieſe Barbaren fiel noch viel nachtheiliger aus als der gegen die Rebellen, und das arme Land ſank ohnmächtig unter ihrem Schwerte. Da ergriff man das einzige wohl erprobte Mittel, und beſtach die eingebornen Fürſten, die darauf einen Waffenſtillſtand ſchloſſen und ihre Untergebenen ſo viel wie möglich im Zügel hielten. Die Soldaten beſetzten dann die Engpäſſe, und der Friede wurde dergeſtalt geſichert.

Der Kriegesdonner hatte bisher ferne von der Hauptſtadt unſchädlich dahin gerollt, aber nun ſollte der Monarch ſelbſt erfahren, was er durch ſeine Nachläſſigkeit verwirkt. Die verſplitterte Zeit konnte Kiaking zwar nicht wieder zurückrufen, allein das gräßliche Ereigniß, welches im Palaſte ſtattfand, konnte in dem Herzen eines noch nicht ganz verdorbenen Menſchen ſehr ernſte Betrachtungen hervorrufen.

Während Kiaking alle Tage herrlich und in Freuden lebte und ſich ſehr wenig um die Leiden ſeiner Unterthanen bekümmerte, wurde die Entdeckung einer ſehr ausgedehnten Verſchwörung gemacht. Seine nächſten Freunde, ſeine eigenen Verwandten waren ſeiner Grauſamkeit müde, ſahen die herzloſe Verachtung aller Grundſätze, die grauſame Behandlung der Unſchuldigen und die Ungewißheit der kaiſerlichen Gunſt mit Schrecken. Daher verbanden ſie ſich aufs heiligſte, einen ſo unwürdigen Menſchen aus dem Wege zu räumen, und an ſeiner Statt einen des Thrones würdigen Prinzen zu erheben. Dieſe Verſchwörung war das Werk zweier Jahre; allein ſo geheim hatte man alles gehalten, daß ſelbſt die Spione, welche allerwärts ſich hineinſchlichen, davon nichts wußten, oder ihrem Herrn überbringen konnten. So lebte Kiaking ſaumſelig in den Tag hinein, als ein Meuchelmörder eines Tages unverhofft über ihn herfiel, und ein Verräther, der ſich zurückgeſetzt glaubte und ſeine Erwartungen nicht erfüllt ſah, den ganzen Plan mit einer genauen Darſtellung der Umſtände dem Monarchen vorlegte (1803). Als Kiaking die Liſte der Schuldigen ſah, konnte er kaum ſeinen Augen glauben. Sie beſtand aus den würdigſten Staatsmännern, den erlauchteſten

Verwandten, den berühmteſten Gelehrten der Hauptſtadt. Sie alle hinzurichten durfte er nicht wagen, ſie öffentlich anzuklagen war auch nicht gerathen, denn Niemand würde ſeinen Worten Gehör geben, und Tauſende der Edlen des Landes hinzurichten würde ohne Zweifel ihm den Thron gekoſtet haben. So behielt er das Namenverzeichniß der Schuldigen bei ſich, und kündigte dem Volke in einer allgemeinen Bekanntmachung an daß er gerade einer ſehr drohenden Gefahr entkommen ſey. „Der Meuchelmörder welcher mich umbringen wollte, wünſchte meine nächſten Verwandten in dieſe ſchwarze That durch ſein freies Geſtändniß zu verwickeln. Allein ich betrachte einen Mann der Art nicht anders als einen tollen Hund, der wild um ſich her beißt, ohne Jemand zu ſchonen oder in Bund mit andern getreten zu ſeyn. Und da ſelbſt Raubvögel ihre eigenen Jungen nicht verſchlingen, wie ſollten es meine Angehörigen wagen eine That zu begehen, die an Wildheit die ungezähmten Thiere bei weitem übertrifft? Daher mißtraue ich dem Bekenntniß des Mörders. Allein was mich am meiſten betrübt, iſt daß unter der großen Menge nur vier Officiere zur Hülfe herbeikamen, und die Unholde ergriffen. Es iſt dieſe Gleichgültigkeit was mich am tiefſten trifft, nicht der Dolch der Banditen, und ich fürchte daß etwas in meinem Betragen iſt, welches der Beſſerung bedarf." — Dieß war das Geſtändniß des Autokraten, welches er dem Volke kundthat, und damit es den Anſtrich der Wahrheit erlange, wurden ſogleich die Gefängniſſe geöffnet, Tauſende, die dort jahrelang geſchmachtet, in Freiheit geſetzt und die heiligſten Verſicherungen einer beſſeren Regierung der Nation gegeben. — Auf die Anſtifter der ſchwarzen That fiel aber allmählich die Rache. Die Prinzen wurden unter verſchiedenen Vorwänden zur lebenslänglichen Einkerkerung verurtheilt. Des Kaiſers Schwager, der Sohn des obengenannten Miniſters, litt die Todesſtrafe; und viele andere wurden des Landes verwieſen, ohne daß man des Verbrechens gedachte.

Nur noch ein Widerhall der Rebellion in Schenſi trübte das Herz des Monarchen. Dort waren verſchiedene Officiere mit dem Zahlmeiſter in Verwirrung gerathen; nach Beendigung des Krieges gegen die Empörer zog man die Summen, auf die der Staat Anſpruch zu machen ein Recht zu haben glaubte, von den

Tractamenten der Soldaten ab. Die Folge davon war Unzufriedenheit, denn der Sold der Krieger war äußerſt gering. Gegenvorſtellungen waren ohne Erfolg; daher erklärten ſich dieſe unruhigen Köpfe für ſelbſtſtändig und kehrten ihre Waffen gegen ihren Landesherrn. Nun rückte ein Heer von einer andern Provinz an um die Treuloſen mit Gewalt der Waffen wieder zum Gehorſam zurückzubringen. Allein man konnte ſich nicht auf die Ergebenheit dieſer Truppen verlaſſen, weßhalb die Mandarine die Empörer durch Liſt zu überwinden ſuchten. Zu dieſem Zweck ſäeten ſie Zwietracht unter die Rädelsführer. Zwei derſelben, durch Verſprechungen und Geſchenke verleitet, ſchnitten die Köpfe ihrer Genoſſen ab und kamen mit dieſen ins kaiſerliche Lager. Die Freude des Heerführers war ſehr groß; er gab beiden eine große Belohnung und ſandte ſie zu gleicher Zeit an den Statthalter von Sſetſchuen. Dieſer empfing die Verräther mit großer Herablaſſung, erwies ihnen alle mögliche Ehre und verſicherte ſie, daß ſie vor dem Kaiſer perſönlich erſcheinen müßten, um nach ihrem Verdienſt ausgezeichnet zu werden. Dorthin eilten ſie nun mit großer Freude; aber auf dem Wege wurden ſie lebendig verbrannt. Hunderte ihrer Gefährten, die auch wieder unter die kaiſerlichen Fahnen zurückgekehrt, litten auch den Tod und wurden meuchelmörderiſcher Weiſe ermordet. Darüber entrüſteten ſich die noch unter den Waffen gebliebenen Soldaten; allein einer nach dem andern verließ ihre Reihen, um der gerechten Rache der Regierung zu entkommen; und ſo hörten dieſe Rebellen beinahe ohne Schwertſtreich auf.

Nun aber erhob ſich das Gewitter auf dem Meere, dauerhaft und fürchterlich. China hat viele Matroſen und eine ungeheure Bevölkerung, welche auf dem Waſſer lebt. Da nun dieſe Leute nothwendig ſich mit dem Handel beſchäftigen müſſen, ſo haben ſie im Falle von Unruhen kein Mittel, ihren Unterhalt zu erwerben, und nehmen deßhalb ihre Zuflucht zur Seeräuberei, wie wir ſchon häufig im Laufe der Geſchichte geſehen. Die Regierung des Kiaking vernichtete den Verkehr des Landes wegen der Plackereien der Zollbeamten, der ſtrengen Befehle hinſichtlich der Ausfuhr und anderer Urſachen wegen, welche zu erwähnen wir für unnöthig halten. Daher kamen die Junken, welche nun keine Ladungen holen konnten, in großen Schaaren zuſammen,

erwählten ſich Führer und lauerten auf die wenigen Fahrzeuge, welche noch des Handels wegen die See durchkreuzten. Da jetzt keine Sicherheit an den Küſten war und der Handel doch nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, ſo verlangten die Handelsjunken von den Piraten Handpäſſe, und ſobald eine gute Summe Geldes ihnen für dieſen Dienſt zugeſtellt worden war, konnten dieſe Schiffe frei und ungehindert eine gewiſſe Zeitlang herumſegeln. Die Schurken hatten ihre Agenten in den großen Seeſtädten, welche die Junken mit Pulver und allen nöthigen Vorräthen verſahen und dabei großen Gewinn machten. So bedeckten denn die Flotten dieſer Unholde das Meer, und Sicherheit und Vertrauen ſchienen verſchwunden zu ſeyn, wenn man nicht in Verbindung mit den Seeräubern ſtand.

Die Regierung war lange nicht im Stande von dieſem Unweſen Notiz zu nehmen, denn die Kriegsfahrzeuge waren unter einer elenden Verwaltung in den Häfen verfault, und die Seeofficiere zu untüchtig um in Dienſt zu treten. Endlich als die Dinge immer ärger wurden und die Flüſſe ſelbſt nicht mehr ſicher vor den Anfällen dieſer Caperer waren, ſo ließ man Bauholz von Kuangſi und Junnan herbringen, und nun ging die Verfertigung der Fahrzeuge ihren ruhigen Gang. Als alles in Bereitſchaft ſtand, war die nächſte Frage, wer die Flotte befehligen ſollte; ein alter Graubart, welcher mit dem Seeweſen ſehr gut bekannt war, hoffte als Admiral wieder aufzutreten. Allein ein junger Mann welcher ſehr viel von ſolchen Sachen ſchwatzte und alles aus dem Grunde zu verſtehen vorgab, erhielt dieſen Poſten. Das Geſchwader ſegelte endlich nach langem Zögern aus dem Fluſſe hinaus und traf die Seeräuber in einer Bay an. Dort ſollte es nun zum Kampfe kommen; der Admiral welcher vorher ſo viel geprahlt, ſprach auch von ſeinen entſchiedenen Maßregeln; als es aber zur Ausführung kommen ſollte, da ſchloß der Befehlshaber einen Vertrag mit den Capern und beide Flotten ſegelten ihre Wege. Dieß war berechnet um in den Seeräubern nur noch größern Muth zu erwecken, und ſie fürchteten ſich ganz und gar nicht vor den Drohungen der Mandarine.

Ihr großes Glück zog ſehr zahlreiche Schaaren an ſich, und zu jener Zeit, wie man ſagt, belief ſich ihre Macht auf 800 Junken und 1000 Boote, welche mit etwa 70,000 Matroſen

bemannt waren. Dieſe Flotte war unter acht Flaggen vertheilt, welche unter dem Befehle des Abenteurers Tſchingſe ſtanden. Dieſer Held wünſchte etwas Großes zu unternehmen; daher erklärte er, daß er die Tataren aus dem Lande vertreiben und die Chineſen wieder in alle ihre Rechte einſetzen wollte; daß er ein wahrer Vaterlandsfreund ſey und bereit ſtehe, alles für dasſelbe zu wagen. Dieſe Erklärung machte ihm ſehr viele Freunde, und ſchon ſah Tſchingſe im Geiſte die Stelle des erſten Miniſters unter der neuen Dynaſtie in ſeiner Hand. Allein dieſe großen Ideen kamen nie zur Ausführung; der Seeheld fiel ins Waſſer und ertrank, und ſo ſank auch ſein Ruhm. Nun übernahm ſein Weib, die verrufene Wittwe, den Befehl; ſie iſt die erſte Admiralin von der man je gehört. Da ſie aber fand, daß ſelbſt Amazonentugend nicht im Stande ſey eine Menge von Taugenichtſen im Zaume zu halten, ſo verband ſie ſich mit einem geweſenen Fiſcherjungen, Pao, den ſie zu ihrem Lieutenant ernannte, und regierte nun unumſchränkt über die Flotte.

Von dem rohen Weſen dieſer liederlichen Geſellen, von ihren Grauſamkeiten, von ihren abenteuerlichen Unternehmungen, von ihrem Blutdurſt und ihrer Unmenſchlichkeit kann man ſich wohl im fernen Weſten keinen Begriff machen. Sie drangen in die Dörfer unſchuldiger Landleute ein, raubten weſſen ſie habhaft werden konnten, ſchlugen Köpfe nach Belieben ab und forderten von ihrem Führer Geld für jeden, den ſie ihm überreichten. Die jungen Dirnen vertheilten ſie untereinander, die alten mordeten ſie ohne Erbarmen und verſchonten ſelbſt das Kind im Mutterleibe nicht. Oft handelten ſie wie Cannibalen, tranken das Blut der Feinde und ſättigten ſich an ihrem Fleiſche. Oft entſtand aber unter ihnen viel Gezänk, und da zauderten ſie nicht lange einer den andern niederzuſtoßen um ihre Rache mit Blut zu ſättigen. Die Scenen waren fürchterlich, und wären ſie uns nicht von einem Engländer und Holländer, welche beide in Gefangenſchaft gerathen, als Augenzeugen, erzählt, ſo würden wir ſie der beſſern Gefühle der Menſchheit wegen nicht geglaubt haben. Da that nun wohl Geſetzgebung ſehr noth, und die Admiralin faßte endlich den Entſchluß, Ordnung und Gehorſam bei Todesſtrafe einzuführen. Was ſie verſprochen und gedräut, wurde auch zur Ausführung gebracht. Jeder mußte ſich mit ſeiner Frau und

ſeinen Kebsweibern, welche ihm ein allgemeines Loos zuſagte, zufriedenſtellen, und durfte ſich nur ſeinen Theil an der Beute zueignen; den Officieren mußten die Gemeinen unbedingten Gehorſam leiſten, die Matroſen konnten nur dann angreifen, wenn ſie dazu ausdrücklichen Befehl erhielten, und wo die Admiralin freies Geleit gegeben, war jeder Seeräuber genöthigt, nicht allein das Fahrzeug zu ſchonen, ſondern es überdieß noch zu beſchützen. Städte und Dörfer welche ſich den Frieden von den Piraten erkauften, durften nie von dieſen Raubſchaaren beſucht werden. — Bisher hatte man die Mandarine als die ärgſten Feinde behandelt und ſie unter den gräßlichſten Qualen, zur Wiedervergeltung der ihren Cameraden angethanen Grauſamkeiten, zu Tode gefoltert. Nun aber veränderte die Wittwe dieſes ſchreckliche Verfahren und die kaiſerlichen Officiere wurden als Kriegsgefangene behandelt und ihnen erlaubt ſich auszulöſen. — Dadurch gewann dieſe Bande noch viel größere Kraft, und ſelbſt beſſer geſinnte Leute fügten ſich ihren Reihen an. Endlich aber ermannte ſich die Regierung zu Canton, und 15 Junken erſchienen um das Geſindel auszurotten. Eine Seeſchlacht erfolgte in einer tiefen Bay; die Seeräuber aber hielten Stand und nahmen den kaiſerlichen Oberbefehlshaber gefangen. Dieſer, um ſich von der Schmach zu retten, entleibte ſich. Viele der gemeinen Matroſen nahmen indeſſen Dienſt, und die Seeräubereien dehnten ſich immer weiter aus.

Nun verging wieder eine geraume Zeit ehe die kaiſerliche Flotte ſich im Stande befand den Piraten die Spitze zu bieten. Dießmal wartete der Admiral bis ein günſtiger Wind blies und ſteuerte gerade auf das Geſchwader der Piraten mit vollen Segeln los. Da empfing ihn die alte Frau recht tapfer, und als plötzlich eine Stille ſtattfand, ſprangen die Piraten in ihre Boote, tödteten die Kaiſerlichen und nahmen ſechs Junken hinweg. Dieß war ein außerordentlicher Triumph wie man noch nie geſehen und erweckte allgemeine Freude unter den Räubern. Immer höher ſtieg nun ihr Muth, während die Mandarine voll Verzweiflung alle Hoffnung aufgaben, je etwas wider die Feinde ausrichten zu können.

Ungeachtet dieſer Niedergeſchlagenheit rüſtete endlich ein Seeofficier, welcher dazu ausdrücklichen Befehl vom Kaiſer erhalten, ein ſehr anſehnliches Geſchwader aus, das bedeutendſte,

welches man noch bisher ausgeſandt. Hundert Junken kamen mit einemmal aus dem Perlenſtrome heraus, prächtig ſegelten ſie dahin und die Piraten dachten, wie früher, einzeln über dieſelben herzufallen. Allein die Fahrzeuge ſteuerten in gedrängter Ordnung dahin, man konnte die Linie nicht brechen und die Junken der Piraten wurden von den Kaiſerlichen in Brand geſteckt. Wer ſich retten konnte, ſegelte davon; allein die Weiber welche zugegen waren, wollten ſich rächen und fochten bis zum letzten Augenblick, bis ſie endlich, von Kugeln durchbohrt und von Blutverluſt erſchöpft, niederſanken. Zweihundert Mann und verſchiedene Junken fielen den Mandarinen in die Hände, und Todesſtrafe däuchte ihnen für ſolche Verräther viel zu gering.

Die alte Wittwe des Tſchingje war bei dieſer Schlacht nicht zugegen geweſen, und bedauerte es ſehr. Daher raffte ſie die Ueberbleibſel ihrer Flotte zuſammen, übernahm ſelbſt das Commando, fiel über die Mandarine her und erhielt einen vollſtändigen Sieg. Dieß belebte den Muth ihrer Horden; was Männern nicht gelungen, war der Frau vorbehalten, und man leiſtete nun dem alten Weibe unbedingten Gehorſam. Da erſchien plötzlich Admiral Kuei, bereit, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Die Vorſichtsmaßregeln verachtete er, als das Ergebniß der Feigheit und Kleinmüthigkeit. Allein die Seeräuber, welchen das Meer eine Heimath war, verſtanden das Segeln viel beſſer; die Alte war auch vom größten Muthe beſeelt, und ſo fiel ſie mit ziemlicher Beſonnenheit über den hitzigen obgleich ſehr braven Admiral her. Der Sieg war auch bald entſchieden, und von der kaiſerlichen Flotte entkamen nur wenige, um das Schickſal der Cameraden zu erzählen.

Bisher hatten die Mandarine den Kaiſer durch Nachrichten von erdichteten Siegen, die ganz vorzüglich verfaßt waren, zu blenden geſucht. Nun aber konnte man nicht länger die wiederholten Niederlagen verhehlen und ſah keine Rettung in dem Vertheidigungsſyſtem. Allen Fahrzeugen wurde es daher unterſagt die Flüſſe und Bayen zu verlaſſen, um dergeſtalt den Seeräubern alle Zufuhr abzuſchneiden und ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Man hatte jedoch die Schwierigkeiten, welche dieſe Verfahrungsart gegen ſich hatte, nicht berechnet. Die Banditen, aufs äußerſte getrieben, ſegelten kühn die Flüſſe hinauf, und

voll Wuth fingen ſie wieder ihr altes Gewerbe von Sengen und Brennen an. Da ſie keinen Widerſtand fanden, wurden ſie immer furchtloſer und legten ganze Städte in Aſche. Canton ſelbſt zitterte einſt vor ihrer Ankunft, und hätten die Seeräuber von der Verzagtheit gewußt welche in der großen Stadt herrſchte, ſo würden ſie nie zufrieden geweſen ſeyn, ehe ſie den Ort eingenommen und geplündert hätten. Ihre Landungen waren nun viel häufiger als früher, ſie ſchlugen eine Flotte zurück, die ſie aus dem Perlenfluſſe treiben ſollte, und der kaiſerliche Admiral, voll Verzweiflung, ſprengte ſeine Junke in die Luft.

Nun forderten endlich die Mandarine die Portugieſen auf, ihnen Hülfe zu ſenden. Dieſe waren um ſo mehr dazu bereit, da ihr eigener Handel bei dieſem Unweſen bedeutend gelitten. Verſchiedene ihrer Schiffe wurden bemannt und mit vielen Kanonen verſehen, und die chineſiſche Regierung bezahlte die Matroſen ſehr freigebig. Solchergeſtalt hatte man ein Geſchwader von 93 Segeln, welches die Piraten in der Nähe Hongkongs angriff. Allein der Empfang von Seiten der Piraten war ſo heftig, daß ſie es für viel beſſer hielten davon zu ziehen, ohne den Seeräubern den geringſten Schaden zuzufügen. In den kleinern Treffen dagegen waren die Schiffe, welche von unwiſſenden und feigen Menſchen befehligt wurden, manchmal ſiegreich und machten darüber viel Aufhebens. — Allein die Befreiung des Landes von dieſem fürchterlichen Uebel ward immer ungewiſſer. Es war nun wohl nicht länger dem geringſten Zweifel unterworfen, daß die Unholde endlich die Oberhand behalten würden; aber ein glücklicher Umſtand befreite die Mandarine von dem gänzlichen Untergange ihrer Macht. — Schon lange hatten die Anführer der Geſchwader mit ſcheelem Auge die Gunſt des Pao angeſehen, welche dieſer bei der alten Wittwe genoß. Da ſich aber dieſe unter allen Helden den jungen Mann erkoren, ſo beſchützte ſie ihn gegen alle Angriffe ſeiner Mitofficiere. Allein ein gewiſſer Opotai wollte durchaus der Liebling des Weibes werden; da ihm dieß nicht gelang und er ſehr viele Kränkungen zu erdulden hatte, ſo erklärte er öffentlich ſeiner ſpröden Braut den Krieg. In der Seeſchlacht wurde das alte Weib geſchlagen, das erſtemal in ihrem Leben. Zu gleicher Zeit hatte Opotai ſchon Unterhandlungen mit der Regierung angeknüpft. Da er ſich vor der Rache

der Tſchingje fürchtete, erklärte er ſich endlich zum Vaſallen des Reiches und ging mit 8000 Mann und einer Menge Fahrzeuge zu den Kaiſerlichen über. Groß war die Freude, als der Gouverneur zu Canton davon hörte; er eignete ſich ſelbſt den Sieg zu und bat um Anſtellung derjenigen Officiere, die nun zum Gehorſam zurückgekehrt. Seine Wünſche, welche noch von einer Bittſchrift des Rädelsführers ſelbſt begleitet waren, erhielten Gehör, die vorzüglichſten Seeräuber wurden zu Officieren ernannt und die gemeinen Leute unter die Matroſen geſteckt; nur ſehr wenige wurden des Beiſpiels wegen enthauptet.

Nun fürchtete ſich auch die Wittwe, welche, gegen die alten Gefährten im Bunde, mit den Kaiſerlichen zu ſtreiten alle Hoffnung aufgab. Daher machte ſie gleichfalls Vorſchläge zur Uebergabe, die nach langem Hin- und Herſchweifen von dem Statthalter zu Canton angenommen wurden. Die Grundlage des Vertrages war eine ſehr bedeutende Summe Geldes, Anſtellung ihrer Helden, lebenslänglicher Unterhalt für alle und eine Ehrenſtelle für ſich ſelbſt. Dieſe Forderungen unterſchrieb die Alte ſehr willig, und der chineſiſche Magnat war nur zufrieden dem argen Handel auf eine ſolche leichte Weiſe ein Ende gemacht zu ſehen. So verſtand man ſich bald auf beiden Seiten; ein Tag wurde zur Uebergabe beſtimmt, die Wittwe kam mit einem prächtigen Gefolge zu den Mandarinen, welche zur Vermittlung von Canton gekommen. Noch aber war Zweifel und Mißtrauen in der Bruſt der Seeräuber, als ſie ein portugieſiſches Schiff und verſchiedene Kriegsjunken aus der Ferne kommen ſahen. Allein die Heldin ſelbſt ſetzte unbedingtes Vertrauen in die Verſicherungen der Mandarine, ging furchtlos nach Canton und wurde dort mit den größten Ehren empfangen. Ihr geliebter Pao folgte dem Beiſpiel und erhielt einen hohen Rang als Seeofficier. Die übrigen Spießgenoſſen theilten die Würden, und das gemeine Volk wurde theilweiſe auseinandergeſprengt. Pao lebte noch lange, um gegen ſeine Genoſſen zur See zu kämpfen, denn viele wollten ſich nicht ergeben; allein das Feuer der Verwüſtung wurde endlich gedämpft, und der Name von Piraten ſelbſt verſchwand. Die alte Je ließ ſich zu Canton nieder, errichtete ein Haus für Spiel und Hurerei und lebte noch lange in jener Stadt der öffentlichen Sittenloſigkeit und der Unzucht zum Verderben der Jünglinge und Mädchen.

Schön war der Bericht, welchen der Gouverneur an den Kaiſer ſandte. Er that ſich ſehr viel zu gut auf die außerordentliche Weiſe, mit welcher er die Piraten ins Netz gelockt, wie er ſie trotz ihrer Gegenwehr darin behalten, endlich zur Uebergabe gezwungen und die Tiger in Schafe verwandelt. Es iſt dieß eine Schrift, welche damals viel Aufſehen erregte und im ganzen Lande bekannt gemacht wurde, um die Nation zu überzeugen, daß die Kraft des himmliſchen Reiches noch nicht erſchlafft ſey, ſondern derſelbe Genius, welcher Rebellen dem Tode nahe bringt, noch vorwalte. — Die Seeräuber fanden auch zwei Geſchichtſchreiber, wovon der eine ein Chineſe, der uns eine nicht ſehr intereſſante Erzählung hinterlaſſen hat, der andere ein Engländer, welcher in die Gefangenſchaft der Räuber gerieth und in treuen Farben ihre gräßlichen Thaten ſchilderte. Den treueſten Bericht erhält man aus dem Munde der noch lebenden Geächteten, welche bis auf den heutigen Tag ihre Unternehmungen mit außerordentlichem Feuer beſchrieben (1810). — Das Reich ruhte nun wieder eine Zeitlang von ſeinen großen und vielfältigen Beſchwerden aus, während jedoch Mißwachs und wiederholte Fluthen viel Unheil anrichteten und zu theilweiſen Empörungen Anlaß gaben.

Schon ſehr früh (1806) hatten die Engländer der chineſiſchen Regierung ernſte Vorſtellungen gemacht, den Seeräubern Schranken zu ſetzen. Ihr Handel war dadurch einigermaßen beeinträchtigt worden, und bittere Klagen wurden über die Gefangennehmung eines Bürgers ihrer Nation geführt. — Die chineſiſche Regierung nahm davon keine Notiz, bis ein Admiral und nachher die Handelsgeſellſchaft ſich erboten, auf eigene Koſten einige Schiffe auszurüſten um gegen die Seeräuber zu kreuzen. Die wiederholten Anträge veranlaßten den Gouverneur endlich ſich über dieſe Sache zu berathen, und da wurde beſchloſſen den Vorſchlag nicht zu genehmigen, denn es ſey viel beſſer von den Wölfen zu leiden, als den Tiger in den Schafſtall zu laſſen. Lieber ſollte das Land allen Gefahren dieſer Blutgierigen ausgeſetzt ſeyn, als daß es einer fremden Macht vergönnt ſey dieſem Unweſen Einhalt zu thun. Ein ſolches Verfahren iſt räthſelhaft, allein die Mandarine waren damals ſo eiferſüchtig auf jedes fremde Volk, daß ſie den Ruin des Staates einer Verbindung mit den mächtigen Seefahrern würden vorgezogen haben. Als

einmal die Piraten ſich alle in einer Bay verſammelt hatten und die Kauffahrteiflotte der engliſchen Compagnie angekommen war, erbot ſich die letztere, die Caper in den Grund zu bohren und ohne weitere Umſtände dem Elend ein Ende zu machen; allein dazu wollten ſich die Officiere der Provinz nicht verſtehen. Nun aber war die Geduld der Britten zu Ende. Einige kleine Fahrzeuge wurden ausgeſchickt, ſtießen jedoch auf viele Schwierigkeiten; denn wie ſollten ſie die böſen Buben von den handeltreibenden Junken unterſcheiden? Allein die Furcht vor ſchrecklicher Rache von Seiten der Engländer war vielleicht eine der Urſachen, welche die Häuptlinge bewog ſich zu ergeben und von ihren gottloſen Zügen abzuſtehen, obgleich die Chineſen dieß widerſprachen. Von dieſem Augenblick aber wurde der Einfluß jener Nation, obgleich unanerkannt, bleibend, und gab zu vielen Verbeſſerungen in dem Verkehr Anlaß.

Um den mancherlei Beſchwerden abzuhelfen und zugleich die Fremden für ſich zu gewinnen, verordnete Kiaking, daß einer ſeiner treueſten Diener, Song, welcher den Ausländern ſehr gewogen war, die Stelle des Statthalters zu Canton bekleiden ſollte. Dieſer Mann verſtand alle Herzen zu gewinnen. Er durchzog die verſchiedenen Diſtricte ſeines Regierungsbezirks, unterhielt ſich ſehr freundlich mit Bauern und Fiſchern, erkundigte ſich über die gegenwärtige Lage der Dinge, ermahnte ganz vorzüglich die letzteren von ihrem wüſten Leben abzuſtehen und ſprach dann mit Eindruck über die Nothwendigkeit, Mittel zur Vertheidigung zu nehmen und in Zukunft den Räubern mit Entſchloſſenheit entgegenzutreten. Wo großer Mangel herrſchte, da gab dieſer Große Vorſchuß und betrug ſich ſo friedlich und leutſelig, daß die ganze Provinz, welche ihn als Stellvertreter des Kaiſers betrachtete, mit großem Eifer wieder dem rechtmäßigen Oberherrn ſich unterwarf und ſeine Macht als gültig anerkannte. Bedeutende Flotten und Heere hätten nie ſo viel zur Aufrichtung des kaiſerlichen Anſehens thun können, als die friedliche und angenehme Beſuchungsweiſe des herablaſſenden Song.

Mißwachs in den nördlichen Provinzen führte wieder Aufſtand herbei. Jetzt aber verbanden ſich die Verſchwornen und bildeten regelmäßige Geſellſchaften; zu den Waſſerlilien geſellte ſich noch die Tienli-Secte. Sie hatten ſich durch fünf verſchiedene

Provinzen verbreitet und trotzten der Regierung, da ſie ſich ſtark genug fanden um dem zahlreichſten Heere die Spitze zu bieten. Auch ſie ſuchten den Thron der Tataren zu ſtürzen, es war aber weder Gleichmuth noch Vaterlandsliebe unter den Rädelsführern, welche einzig Räubereien bezielten. So durchſtrichen ſie das Land, ein Schrecken den Bürgern, überall Geld und Lebensmittel erpreſſend und oft auf die grauſamſte Weiſe ſengend und brennend, ſo daß ihre unmenſchlichen Züge von den Feuerſtätten in der ganzen Umgegend wahrgenommen werden konnten. — Endlich wünſchten einige Große des Hofes ſich ihrer zu bedienen, um den verhaßten Kiaking aus dem Wege zu räumen. Dieſer hatte nach wie vor ein wollüſtiges Leben geführt und die verdienſtvollſten Männer zurückgeſetzt. Umringt von elenden Wichten, welche ihm immer als dem leutſeligſten Monarchen welcher je auf dem Thron geſeſſen, ſchmeichelten, bildete er ſich ein, daß ſeine Gutthaten die Nation beſtändig zur Bewunderung reizten, und in dieſem Wahne beging er die größten Schandthaten. Als nun ſein Maß voll war, erſchien eine Anzahl verwegener Räuber plötzlich vor den Thoren des Palaſtes (1813), welche nicht bewacht waren. Sie drangen faſt ohne Widerſtand bis zum Harem vor, wo der Kaiſer ſich bald von dieſer Rotte umringt ſah. Nur einige Prinzen waren in der Nähe, welche muthig die Vertheidigung ihres Verwandten auf ſich nahmen und ſich ſo lange verzweifelt wehrten, bis die Garden herbeiliefen und Kiaking befreiten. Beſonders zeichnete ſich der jetzige Kaiſer in dieſem Gefechte aus; er ſchoß verſchiedenemale ſeine Flinte auf die die Mauern heraufklimmenden Rebellen ab, tödtete zwei derſelben und zeigte vor allen Andern große Entſchloſſenheit und Kaltblütigkeit. Dieß verſchaffte ihm nachher die Krone.

Groß war das Erſtaunen, welches den Hof auf dieſe außerordentliche Nachricht ergriff. Die Gefahr war ſo ungemein drohend geweſen, und die Rettung hing von einem ſeidenen Faden ab. Natürlich fiel der Argwohn auf verſchiedene Hofſchranzen, daß ſie den Angriff aufs kaiſerliche Leben eingeleitet. Nach langer Unterſuchung konnte man nichts Gewiſſes beweiſen; allein verſchiedene Prinzen wurden des Todes ſchuldig erklärt, und um die Strafe recht ſchauerlich zu machen, bei der Walhalla ihrer Voreltern hingerichtet.

Der Kaiſer ſelbſt drückte ſich über dieſes Ereigniß in einem öffentlichen Rundſchreiben folgendermaßen aus: „Achtzehn Jahre lang, ſeitdem ich das Reich von meinem verehrten Vater zur Verwaltung erhielt, habe ich mich bemüht mit großem Ernſte zu regieren. Im Anfang aber plünderten die Waſſerlilien vier Provinzen und das Volk erlitt unſägliches Elend; erſt nach einem Feldzuge von acht Jahren wurde dieſem Unweſen ein Ende gemacht und ich genoß mit meinen Kindern, dem Volke, die Segnungen des Friedens. — Nachher entſtand die Tienli-Secte (der himmliſchen Grundſätze); ich gab ſogleich dem Statthalter Wen Befehl, die verruchte Brut auszurotten. Allein ſiebenzig dieſer Schurken drangen bis zum Innern des Palaſtes vor und hieben die Soldaten und Diener nieder. Vier derſelben wurden jedoch gebunden, während Einer derſelben mit der Fahne die (letzte) Mauer erſtieg, um mein eigenes Gemach zu erreichen. Da ergriff mein zweiter Sohn (der jetzige Kaiſer Taokuang) ein Gewehr und tödtete zwei der Räuber auf der Stelle; ein anderer Prinz einen dritten; dann erſt machten ſie ſich zum Rückzuge fertig. Unterdeſſen drängten ſich meine Könige und großen Miniſter mit den Soldaten heran; zwei Tage und eine Nacht hindurch waren ſie beſchäftigt das Land von den Räubern zu reinigen.

Unſere Familie iſt nun ſchon 170 Jahre (da ſcheint der Herrſcher ſich verrechnet zu haben) auf dem Thron, und meine Vorfahren haben das Volk mit ſo großer Liebe behandelt, als ob die Unterthanen ihre Kinder wären; und wenn ich auch nicht in Wohlwollen ihnen gleichſtehe, ſo iſt meine Regierung dennoch nicht grauſam. Obgleich der Angriff plötzlich geſchah, ſo müſſen die Vorbereitungen dennoch eine ziemliche Zeit erfordert haben, und daher ſchrieb ich den Vorfall der verbrecheriſchen Nachläſſigkeit meinen Miniſtern zu. Die Schändlichkeit eines Ereigniſſes, welches unter den vier vorhergehenden Dynaſtien ſeines Gleichen nicht hat, wurde dergeſtalt hervorgebracht, obſchon ich die ernſteſten Verordnungen zur Wachſamkeit an meine Diener erlaſſen. Meinerſeits will ich mein Betragen unterſuchen und meine Fehler verbeſſern, daß der Himmel gütigſt den Zorn der Nation von mir abwende. Wenn ihr, meine Diener, euch als treue Miniſter beweiſen wollt, ſo müßt ihr euch aufs äußerſte für das Land bemühen und mir in meinem Vorhaben Hülfe bieten, damit die

Sitten des Volkes verbeſſert werden. Wer aber ſeiner Muße zu leben wünſcht, der verlaſſe ſein Amt und beziehe nicht ſeinen Gehalt umſonſt, ſonſt würde er dadurch die Sünden ſeines Oberherrn vermehren. — Laßt dieſes Schreiben allgemein bekannt werden."

Die fürchterlichſten Verfolgungen wurden von dieſem Augenblick an wieder gegen alle Secten unternommen, und viele Menſchen, die wie der größte Theil der Chineſen keinen Glauben hatten, erlitten die entſetzlichſten Strafen. Wer ſeinem Nächſten Schaden zuzufügen wünſchte, gab vor daß er ein Ketzer ſey, und da es den Leuten nie in den Sinn gekommen war die eigentliche Bedeutung des Wortes zu erforſchen, und die Regierung noch nicht feſtgeſetzt hatte was ächte heidniſche Rechtgläubigkeit ſey, ſo konnte man ohne weitere Unterſuchung die Angeklagten foltern und hinrichten. — Unter anderm Unſinn entdeckte man eine Theeſecte, welche in den Gebräuchen mit den Buddhiſten völlig übereinſtimmte, allein dieſen Namen wegen gewiſſer Ceremonien angenommen und ihren Verehrern ſehr große Vortheile im Weſten verſprach, ſobald der noch zu erwartende Buddha ſeine Erſcheinung gemacht. Beim gerichtlichen Verhör ergab ſich, daß die Leute welche ſich zu dieſer Lehre bekannten, nichts weiter als gemeine Götzendiener waren; allein da ſie ein beſonderes Dogma vorgaben, auch bei der Einweihung verſchiedene Gebräuche eingeſetzt, ſo wurde der Stifter verurtheilt in Stücke geſchnitten zu werden, ſein Haupt wurde in türkiſcher grauſamer Weiſe auf einen Spieß geſteckt, und ſeine Verwandten des Landes verwieſen.

Man kann ſich ſehr leicht eine Idee machen, zu welchem Grade dieſes Unweſen geſtiegen war, wenn im Jahre 1816, drei Jahre nach der Verſchwörung, ſich 10,270 Perſonen in den Gefängniſſen befanden, welche zum Tode verurtheilt worden waren. Aber noch immer ging Kiaking in der Grauſamkeit ſeinen frühern Gang, und je mehr Blut vergoſſen wurde, deſto größer waren die Forderungen. Er wollte jedoch nie als Tyrann erſcheinen, und deßhalb verordnete er, bei den ſehr häufigen Unglücksfällen die äußerſte Sorgfalt für die Leidenden anzuwenden. Leider aber waren die Mandarine zu verdorben um dieſe Wünſche, wenn ſie wirklich ernſtlich gemeint waren, in Ausführung zu bringen; und ſo gebrauchten ſie das Geld für ihre eigenen Zwecke und verzehrten die Gaben,

während Myriaden der Unterthanen ohne Hülfe und Unterſtü-
tzung ſtarben. Es ſchien aber als ob ſich die Elemente verbunden, um das Land zu vernichten; denn Erdbeben, Dürre, Ueberſchwemmungen, Mißwachs und anſteckende Seuchen waren alltägliche Ereigniſſe. An guten und herzlichen Edicten des Kaiſers bei ſolchen Gelegenheiten fehlte es nie. Wenn dann ein Cenſor ſich beklagte daß die große Gnade des Monarchen ohne Erfolg ſey, ſo wurde eine Ermahnung an alle Behörden geſandt, zum Heile der Nothleidenden alles zu thun; aber dabei blieb es auch.

Kiaking fragte oft öffentlich um Rath, wie er ſich unter den beſtehenden Umſtänden verhalten ſollte; da fehlte es dann auch nicht an Schriften, um ihm den rechten Weg zu zeigen. Doch fühlte er bald daß dieſe weiſen Räthe nicht immer das rechte Ziel träfen; er war damit oft auch ſehr mißvergnügt, denn man ſagte dem großen Kaiſer ſehr derbe Wahrheiten. Bei Gelegenheit einer großen Dürre ſchlug ein Bürger von Schantong vor daß der berühmte Song mit andern Miniſtern das Reich durchziehen ſollte, um wo möglich alle Mißbräuche abzuſchaffen und dadurch wieder den Himmel zu verſöhnen. Da nun der Kaiſer ſelbſt um Regen gebeten und die Götzen die Bitte verweigert, ſo hielt er es für gut dieſelben ſogleich zu zertrümmern, wenn nicht das Gebet von oben augenblicklich bewilligt würde. Der geſunde Menſchenverſtand ſprach in dieſem Schreiben; der Bittſteller jedoch wurde für ſeinen Vorſchlag nach dem Amurfluſſe verbannt, um ſeine ſogenannte Frechheit zu büßen.

Nun nahte der 60ſte Geburtstag des Kiaking, welcher mit den höchſten Feierlichkeiten begangen werden ſollte und an dem er ſich wirklich als ein ſehr großer Monarch zu zeigen wünſchte. Aber viele Hoffnungen der Art werden oft getrübt, und der Monarch ſelbſt konnte es nicht verhüten daß man ihn mit Bittſchriften beſtürmte und ihm mit den vielen Bemerkungen das Leben ſauer machte. Da verbot er alle übrigen Adreſſen, und behielt es ſich vor, nur den Miniſtern dieſe Freiheit zu erlauben. Aber noch mehr grämte ſich der Herrſcher, als man ihm berichtete daß einer ſeiner Verwandten ſich zu einer großen Secte bekannt habe. Es war ſeine Meinung, ſogleich mit Feuer und Schwert wider dieſe böſen Ketzer, mit welchen er in Verbindung geſtanden, zu verfahren, wenn nicht glücklicherweiſe beſſere Gedanken in ſei-

nem Herzen entſprungen, und er endlich ſich entſchloſſen dießmal das Verſehen zu vergeben. Der Miniſter Song, der noch immer am Hofe blieb und ſich ſehr zum Beſten der Unglücklichen verwendete, wurde dem Herrſcher endlich ſo gehäſſig daß er ihn aller ſeiner Ehrenſtellen verluſtig erklärte, und nach der Tatarei ſandte, um dort innerhalb acht Monate ſich zu beſſern. Die Urſache hievon war ſein Rath, nicht nach den väterlichen Gräbern in Liaotong zu gehen, ſolange das Land noch an Dürre litte. Schon im vorigen Jahre wurde ein anderer getreuer Diener vom Hofe entfernt, weil er dem Kaiſer abgerathen auf die Jagd in die Tatarei zu gehen. Die Abſicht war ohne Zweifel einen Aufſtand während der Abweſenheit des Monarchen zu verhüten; allein der Kaiſer, welcher ſeiner hohen Beſtimmung traute, wollte ſich dazu nicht verſtehen. Nun war er aber frei und konnte ſchalten und walten, wie es ihm gefiel; denn kein ernſter, tugendhafter und hochgeprieſener Mann wie Song ſtörte ihn in ſeinen Betrachtungen. Allein die Anhänger dieſes würdigen Mannes waren noch nicht zum Schweigen gebracht. Als ein fürchterlicher Sturm in der Hauptſtadt entſtand und der Sand die ganze Gegend füllte, da konnten ſich die Freunde des getreuen Dieners nicht erwehren dieſe Heimſuchung als ein Werk des Himmels zu erklären, der die Sünde des Oberherrn, dieſen Miniſter entlaſſen zu haben, an der Wohnſtätte des Monarchen ſelbſt ſtrafe. Darüber gerieth Kiaking in großen Zorn und zeigte der Welt daß er ſeinen Diener zu gnädig behandelt, und daß er ſehr große Strafe hätte erleiden müſſen, wenn er es mit ihm nach der Strenge des Geſetzes gehalten hätte. Ein Mantſchu-Officier, welcher den Hof von jener Gegend aus beſuchte und etwas für ſeinen Freund dort zu thun gedachte, wurde unverrichteter Sache zurückgeſchickt; denn anſtatt ſeine Fehler zu bereuen, wollte er ſich nun mit Thränen entſchuldigen. Obgleich Song ein ſehr wohlthätiger Mann ſey, ſo fehle es ihm doch an den nöthigen Eigenſchaften eines Hofmannes, und daher wäre es viel beſſer im Exil zu bleiben. Vergeſſen aber konnte der Kaiſer nicht ſeinen getreuen Diener, und daher konnte er nicht umhin auch im Tadel ſeine Zuneigung zu erkennen zu geben. Einſt als er den Großen Geſchenke in Ginſeng nach herkömmlicher Sitte machte, erwähnte er des Song vor allen anderen Hofleuten und ſtellte ihn obenan

auf die Liſte. — Um die Alten nachzuahmen, ſchrieb der Kaiſer ein langes Edict, worin er Jao, Schun und ſeine Ahnen als die größten Fürſten pries, welche je auf dem Throne geſeſſen. Viel von Tugend und moraliſcher Entwicklung ſprechend und ſeinen Vater Kienlong über alles lobend, ſchien er von ſich ſelbſt ganz eingenommen zu ſeyn und glaubte die Rolle eines Weiſen des Alterthums zu ſpielen.

Im Lande ſelbſt herrſchte noch dieſelbe Unzufriedenheit; ungeachtet der häufigen Verfolgungen der Secten gab es noch ſehr viele Leute, die durchaus nicht orthodox werden wollten und daher ihren Starrſinn mit dem Tode zu büßen hatten. Eines der tüchtigſten Werkzeuge zur Verfolgung war der Statthalter von Sſetſchuen, ein Hofſchranze im ganzen Sinne des Wortes, welcher ſich immer ſchmeichelnd dem Throne näherte und durch kriechende Hingebung ſeinen Stand behauptete. Die Gräuel welche er verübte, ſind unglaublich und zeugen von dem Haſſe und den grauſamen Gefühlen, welche ihn fortwährend belebten. Nachdem er nun Tauſende verurtheilt, kam es ihm in den Sinn, die weſtlichen Stämme, die ſehr unruhig geweſen waren, anzufallen und, ohne weiteren Befehl vom Hofe zu erwarten da die Gefahr dringend war, ſie auszurotten. Der Gedanke war zwar vortrefflich, allein die Ausführung entſprach nicht den Erwartungen. Der Gouverneur verwendete eine große Summe Geldes und erhielt keinen Sieg. Da ſprach der Kaiſer zornig, er habe wider das Geſetz des Gehorſams gehandelt, und befahl ihm alle die Unkoſten ſelbſt zu tragen. Dieß war kränkend für den Liebling, und in einem Anfalle von Verzweiflung beging er Selbſtmord.

In Junnan waren die Unzufriedenen ſehr zahlreich; nachdem ſie ſich zuſammengerottet, belagerten ſie ſelbſt die Hauptſtadt jener Provinz. Der General verlor dabei allen Muth, und voll Niedergeſchlagenheit regte er ſich kaum. Da faßte der Gouverneur entſcheidende Maßregeln. Er befahl den Getreuen ſich zu verſammeln und richtete ſelbſt die Fahne des Vaterlandsvertheidigung auf. Das Volk, welches ſehr viel von den Empörern geplagt worden, ermannte ſich wieder, und nun ſchlugen die Kaiſerlichen die Rebellen zurück. Bei dieſer Gelegenheit zeichneten ſich viele Officiere des niedern Ranges aus, und der Statthalter unterließ nicht ſie dem

Kiaking ganz beſonders zu empfehlen. Dagegen wünſchte er mit großer Härte gegen die Bergbewohner zu verfahren, da ſie den Aufrührern beigeſtanden und einen Zufluchtsort verſtattet. Allein es blieb nur bei Drohungen einer gänzlichen Ausrottung, und die Regierung war froh dieß Werk beendet zu haben, ohne daß die kaiſerlichen Soldaten eine Niederlage erlitten.

Am Hofe des Kaiſers herrſchten Cabalen, und der Monarch verwickelte ſich ſehr oft in dieſem Irrgarten, klagte auch nachher über die Schelmerei ſeiner Miniſter, die, wie er vermeinte, ihn immer mit Spionen umgäben. In der Reſidenz jedoch ging es in der Zeit ſehr wild her, und die Verſchnittenen ſchienen gewaltigen Einfluß erhalten zu haben. Die Klagen deßhalb waren gerechter Art, allein der Urheber war der Kaiſer, welcher ſo manchmal Oel ins Feuer goß und ſich nachher verwunderte daß die Flamme hell aufloderte. Wurde ſeine Eiferſucht einmal rege gemacht, ſo vergab er nie, ſondern verfolgte die früheren Günſtlinge mit ungeſättigter Wuth. Einmal hatte einer der Eunuchen ſeines Vaters, der in hohem Anſehen ſtand, ſich vergangen; er wurde ohne Umſtände zum Feuertode verurtheilt, in Tücher eingehüllt, die mit Talg überzogen wurden und dann wie ein Licht angeſteckt.

Da Kiaking ein ſehr großes Intereſſe an Schauſpielen fand, ſo verſchaffte er oft ſeinen Unterthanen daſſelbe Vergnügen; obgleich dieß in der Nähe des Palaſtes geſchah, ſo konnte man nie die Furcht verhehlen daß es zu einer Empörung Anlaß geben möchte, da eine ſehr große Menge Menſchen verſammelt war um ſich zu ergötzen, und gerade dieß die Leute waren welche, ohne weitere Gewiſſensbiſſe, die ruchloſeſten Dinge unternehmen. Am ſechzigſten Geburtstage des Kiaking ſuchte man auf dieſe Art den Becher der Freude zu leeren, als plötzlich ein Bote erſchien, welcher die Nachricht von den ungeheuren Ueberſchwemmungen des gelben Fluſſes überbrachte und dadurch allgemeine Trauer verbreitete. Man konnte Niemanden die Schuld davon beimeſſen, und ſo ſtimmte denn Kiaking damit überein daß es die Strafe des Himmels ſey.

Nichts erweckte ſo viel Unruhe, als die beſtändigen Wünſche des Kiaking, nach den Gräbern ſeiner Vorfahren in Liaotong zu gehen. Dieß war nun ſehr leicht thunlich, allein es blieb immer

beim Sprechen, die Reiſe wurde aufgeſchoben und Jedermann lachte ob der vielen Edicte über dieſen Gegenſtand. Dieß gab nun wieder Stoff zu manchen Ränken; dazu kam nun noch der Verluſt des Kriegsſiegels auf einer früheren Reiſe, was die chineſiſchen Behörden als das größte Uebel in der Welt anſehen. Da dieß nicht wieder gefunden werden konnte, ſo wurden die einflußreichſten Großen ihrer Würde verluſtig erklärt und noch überdieß auf manche Weiſe beſtraft. — Von dieſem Augenblick an wurde der Glaube allgemein daß unter einem ſolchen Potentaten Niemand ſeines Lebens ſicher ſey, und man beſchloß nun heimlich ſeinen Untergang. Auf welche Weiſe dieß zuwegegebracht wurde, weiß man nicht; der einzige Bericht hierüber iſt daß der Monarch krank wurde und am 2ten September 1820 verſchied, als er ſich auf einer Reiſe nach einem ſeiner Luſtſchlöſſer befand. Er wünſchte ſich auf die Jagd in die Tatarei zu begeben, und fand unverhofft ſeinen Tod.

Aus ſeinem Teſtamente führen wir noch das Folgende an: „Der große Kaiſer, welcher das Reich der Welt von der ſich umwälzenden Natur und dem Himmel erhielt, macht ſeiner Nation bekannt daß er drei Jahe lang von ſeinem Vater unterrichtet wurde. Eine gute Verwaltung beſteht in der Verehrung des Himmels, in der Nachahmung der Voreltern, im Fleiße der Regierung und in der Liebe zum Volke. Seit meiner Thronbeſteigung bin ich äußerſt bedacht geweſen mich der heiligen Pflichten, die von mir abhingen, zu erinnern und beſtändig im Auge zu halten daß der Himmel Prinzen der Nation wegen einſetzt, und daß ein einziger Mann das Volk ernähren und belehren muß.

Am Anfange meiner Regierung waren die Räuber dreier Provinzen noch nicht zur Ruhe gebracht, ſo daß ich die Officiere ermuntern mußte dieß zu bewirken. Nach vier Jahren geſchah es auch, die Welt hatte dann Ruhe, die Hütte ihren Erwerb und der arme Theil des Volkes, welches ich wie in meinem Buſen tragend beſchützte, war ruhig und zufrieden (während einer Hungersnoth, worin Myriaden ihren Tod fanden). Im 18ten Jahre meiner Regierung erhoben ſich neue Unruhen, allein die Rädelsführer wurden ergriffen und der Friede ſehr bald hergeſtellt.

Ich bin von jeher ein Feind ketzeriſcher Meinungen geweſen; ich habe dieſelben unterdrückt und wahre Grundſätze als das beſte

Mittel zur Aufrechthaltung der menſchlichen Geſellſchaft eingeſchärft. Dem gelben Fluſſe widmete ich vorzüglich meine Aufmerkſamkeit, und habe ſehr oft den Schaden, durch Ueberſchwemmungen verurſacht, wieder gut zu machen geſucht. In jedem Uebel, welches meine Unterthanen überfiel, habe ich augenblicklich ihnen Hülfe angedeihen laſſen und an meinem 60ſten Geburtstage alle Schulden erlaſſen.

Als ich neulich auf die Jagd ging, überfiel mich plötzlich eine Müdigkeit, während ich über einen Berg ritt, und ſo war ich genöthigt in einem der Luſthäuſer auszuruhen. Der Schleim meiner Bruſt ſtieg bis zur Gurgel. In meinen geſunden Tagen jedoch hatte ich ſchon für einen würdigen Nachfolger geſorgt, und ſeinen Namen auf ein Papier geſchrieben, welches in einem geſchloſſenen Kaſten liegt. Der Kronprinz erſchoß bei Gelegenheit des Anfalles auf meinen Palaſt zwei der Räuber mit ſeinen eigenen Händen, und die übrigen wurden dadurch abgeſchreckt weiter vorzudringen; ſo gab ich ihm den Beinamen des Weiſen. Da nun die gegenwärtige Krankheit mein Leben enden wird, ſo übertrage ich die Regierung der Welt dieſem meinem Erben, ſeiner großen Tugenden wegen.

Mein Sohn! gehe du nur mit den tugendhaften und vortrefflichen Leuten um, pflege du die ſchwarzhaarige Nation und folge du meinen Maßregeln. — Nur zwei meiner Brüder leben noch, denen ich auch ihre Strafe erlaſſe, da ſie jetzt in Ungnade ſind. In demſelben Schloſſe, wo mein Vater geboren wurde, werde ich wie der alte Ju auf der Jagd ſterben; und warum ſollte ich mich darüber grämen?" — Der Leſer wird wohl ſelbſt einſehen daß dieß Teſtament nicht von Kiaking auf ſeinem Sterbebette dictirt werden konnte; allein es gilt doch dafür, und dieß iſt den Chineſen genug.

Obiges iſt die Meinung, welche Kiaking von ſich ſelbſt hegte; wie verſchieden ſie von ſeinem wahren Betragen iſt, wiſſen meine Leſer ſchon. Während der ganzen Regierungszeit that dieſer Kaiſer faſt nichts für die Verwaltung, und alles verſchlechterte ſich ſo ſehr daß nur die fürchterlichſten Strafen das Volk einigermaßen im Zaume halten konnten. Todesſtrafe war ſo allgemein geworden daß eines Jahres zu Canton allein etwa 3000 Menſchen durch die Hand des Henkers ſtarben. Handel und Wandel

erlag den mannichfachen Bedrückungen, und ungeachtet der fortwährenden Erpreſſungen war dennoch der Schatz immer leer. — Zur Verfeinerung des Schauſpiels that Kiaking ſein Möglichſtes; mit den erſten Künſtlern lebte er auf ſehr vertrautem Fuße und führte ſie ſelbſt ins Harem ein. Aber außerdem beſaß er weder Neigung noch Luſt, Künſte und Wiſſenſchaften einzuführen. Im Gegentheil, er verbannte die wenigen Miſſionäre, die noch zu Peking übrig geblieben, zog ihre Kirchen und Güter ein, alle europäiſchen Verbeſſerungen wurden als kindiſch verachtet, die koſtbaren Kunſtwerke, welche im Palaſte aufgehäuft waren, wurden den Würmern und dem Roſte preisgegeben, und jeder Keim zur Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes erſtickt. Dabei war Kiaking ſehr abergläubiſch, veränderlich und ein Trunkenbold. Er war leicht gerührt, vergaß aber ſeine guten Vorſätze ſehr ſchnell und lachte ſelbſt nachher über ſeine Einfälle, Barmherzigkeit und Gnade andern angedeihen zu laſſen, was er als Schwachheiten an einem Prinzen betrachtete. Da man ſich nie auf ſein Wort verlaſſen konnte, ſo verlor er bald alle Achtung. In mancher Hinſicht glich er Karl dem II. von England, und ſein Hof war auch einigermaßen nach jenem Modell geformt, nur daß die Laſter mehr im Geheimen begangen wurden.

War Kiaking den einheimiſchen Secten ſo ſehr feind, wie viel mehr mußte er es dann den fremden ſeyn. Er hatte den Haß ſeines Vaters gegen Europäer recht fleißig genährt, und ließ ihnen daher keine Gnade widerfahren, ſobald ſie ſich des geringſten Verſehens ſchuldig machten. Er freute ſich daher herzlich einen Vorwand zu haben, ſie alle aus dem Lande zu jagen, und dabei die Meinung ſeiner ſtrengen Rechtgläubigkeit unter dem Volke zu beſtärken. Kiaking verbot aufs ſtrengſte die Ausübung der römiſchen Religion als der gefährlichſten Secte im ganzen Reiche, und ſchärfte die Maßregeln wider ihre Bekenner ſehr häufig ein. Daher iſt die Geſchichte jener Zeit, nach den eigenen Berichten der noch im Lande arbeitenden Miſſionäre, nichts als eine Erzählung von fortdauernden Verfolgungen und Leiden. — Kein Aufruhr fand ſtatt, in welchen die Papiſten nicht auch verwickelt wurden, keine Anklage von Ketzern, an welcher ſie nicht auch ihren Antheil hatten und deßhalb büßen mußten. Bei Durchleſung der gegen ſie verübten Gräuel ſchaudert man mit

Entſetzen und es iſt als ob man von den Verfolgungen der Proteſtanten in katholiſchen Ländern etwas vernähme. Sie wurden in den Kerker geſteckt, auf die Folter gebracht, ihrer Güter beraubt und zu Tode gemartert. Wie viele Chineſen abfielen, wiſſen wir nicht, ſind aber verſichert daß im Todeskampfe mancher Bekenner ſich zu dem Herrn Jeſus, dem Retter der Seele, gewandt habe, obgleich nicht ein einziger Brief, welcher ihre Leiden erzählt, eines ſolchen Gebetes Erwähnung macht. Es war und blieb immer ein Heiliger oder die Jungfrau, zu denen die armen Leute, nach der Vorſchrift ihrer Seelſorger, ihre Zuflucht nahmen und denen ſie ihre Gebete widmeten; es war der Roſenkranz oder eine Reliquie, welche ſie in den Sterbeſtunden ſtärken mußte, das Crucifix vertrat die Stelle des allmächtigen Heilandes, und der arme Sünder ging mit Verſicherung daß Heilige die Macht hätten durch ihre Fürbitte zu erlöſen, aus dieſer Welt. Auch zwei Europäer litten den Tod. Beide waren Biſchöfe; der erſte wurde von dem unmenſchlichen Gouverneur von Sſetſchuen umgebracht und bewies ſich ſehr edel unter allen Leiden, ſo daß er ſelbſt dem Unmenſchen Achtung einflößte. Die chineſiſchen Chriſten, welche bei dem Tode zugegen waren, tauchten Tücher in das Blut und bewahrten dieſe als die heiligſte Hinterlaſſenſchaft ihres Lehrers, wohl wiſſend daß ihre Stunde auch ſehr bald ſchlagen möchte und ſie ſelbſt ihrer Religion wegen Gefängnißſtrafe und Landesverweiſung ertragen würden. Wenn man dieſe duldende Liebe mit dem ſtörriſchen, gehäſſigen und feindlichen Weſen einiger noch jetzt beſtehenden Gemeinden vergleicht, die in Feindſeligkeit gegen das Evangelium unſers Erlöſers viel weiter gehen als die Heiden ſelbſt, obgleich ſie ſehr unwiſſende Leute ſind, ſo kann man nie mit zu großer Bewunderung jene Zeiten zurückrufen. Die Urſache dieſer Verfolgungen jedoch waren nicht immer kaiſerliche Edicte, ſondern ſehr oft das Benehmen der Römiſchen. So klagte zum Beiſpiel ein Bruder den andern an daß dieſer ihn zur Annehmung des Katholicismus zwingen wollte. Dadurch wurde die Regierung ſo erbittert daß ein Collegium, wo die Prieſter Jünglinge für ihren Dienſt erzogen, von Grund aus zerſtört wurde. Nach einiger Zeit wurde es jedoch wieder ſtille, und dann verſammelte ſich das Volk in Klüften und Höhlen um die Meſſe zu feiern. Sobald die Auf-

merkſamkeit der Mandarine von ihnen abgezogen war, fingen ſie wieder an zu beichten, ihre Gebetsformeln herzuſagen und Heiden zu taufen. Die Prieſter erzählen daß es auch Wunder gab. So wurden zum Beiſpiel in einem Walde zwei Chineſen von einem böſen Geiſte angefallen und geſchlagen. Der eine war ein Chriſt und machte deßwegen das Kreuz, welches den Dämon ſogleich hinwegtrieb. Der andere dagegen war ein Heide, fluchte und ſchimpfte auf den Beleidiger und empfing daher noch derbere Hiebe. Da wußte er ſich nicht weiter zu bergen, bis daß er auch ein Kreuz machte, dem Kobold entkam und ſogleich ein Chriſt wurde. Bei einer andern Gelegenheit ſchien eine Schüſſel mit Weihwaſſer die Stube, worin ſie ſtand, verlaſſen zu haben, ohne daß man ausfindig machen konnte, wohin ſie ſich begeben. Da ereignete ſich nun ein großer Sturm, und ſiehe ein Nachbar mußte kommen, um neues Weihwaſſer im Hauſe herumzuſpritzen, denn ſonſt würden die Geſpenſter das ganze Gebäude umgeworfen haben. Aber von dem Augenblick an, wo dieß geſchah, blieb alles ruhig. Dergleichen Legenden gebrauchten die Miſſionäre, um den Glauben an die heilige Kirche aufrecht zu erhalten.

Von dem Worte Gottes hört man nichts in dieſer ganzen Zeit der Prüfung, wohl aber von Brevieren und andern klöſterlichen Dingen, die den Bekennern heilig waren. Die Verfolgung wurde willig erduldet, um nur einige Ceremonien verrichten zu können und ſich die Meſſe vorleſen zu laſſen. Deßhalb erduldeten die Miſſionäre Elend, wie es kaum die menſchliche Natur ertragen kann. Oft lebten ſie in unbewohnten Gegenden und hatten nicht einmal Reis genug zu eſſen; oft ſaßen ſie Tage lang in einer elenden Hütte, ohne es zu wagen auch nur für einige Augenblicke zur Thür hinauszugehen. Es war wirklich ein Karthäuſerleben, ohne einen andern Nutzen als einige Kinder oder Erwachſene taufen zu können, und viele dieſer Heidenboten waren nicht mit der Landesſprache bekannt, und unvermögend ſich über geiſtliche Sachen auszudrücken. Wenn man daher bedenkt, wie äußerſt gering der Gewinn und wie heroiſch die Aufopferung, ſo wünſcht man oft daß dieſe Männer ihrer ſelbſt und ihrer Gemeinde wegen einer heiligeren Sache ihr Leben gewidmet hätten.

Unter allen dieſen Trübſalen jedoch konnten dieſe Leute nicht mit einander Friede halten. Zwei derſelben zankten ſich über die

Ausdehnung ihrer Diöceſe, und da der Streit unter ihnen nicht geſchlichtet werden konnte, ſo wurden die römiſchen Behörden in Europa aufgefordert, darüber ihr Gutachten abzugeben und es deutlich zu machen, wer Recht hätte; damit nun aber ja kein Mißverſtand herrſchen möchte, ſandten die Streitenden eine Karte mit ihren Boten, um dieſelbe dem heiligen Stuhle vorzulegen. Dieſer Briefwechſel ſowohl als die Mappe wurde von den Chineſen aufgefangen und ſogleich dem kaiſerlichen Cabinette vorgelegt. Kiaking, welcher voll Argwohn war, glaubte nun feſt daß es auf ſein Reich abgeſehen ſey und man dieß in Europa unter ſich vertheilt habe; denn wie konnte anders die Ueberſendung der Karte nothwendig ſeyn. Daher ſtrafte er alle, welche in dieſen Streit verwickelt waren, mit unmenſchlicher Härte, verwies verſchiedene Miſſionäre des Landes, faßte den Entſchluß die ganze aſtronomiſche Anſtalt ihrer vorzüglichſten Schätze zu berauben und die katholiſche Secte auszurotten. Der Entwurf wurde in Ausführung gebracht, Edict erſchien auf Edict, neue Plackereien wurden erfunden um das Leiden der Bekenner noch empfindlicher zu machen, und das Land durchſucht, um die Lehrer ſowohl als ihre Anhänger in allen Schlupfwinkeln aufzuſuchen. Nur dann, wenn ſie mit Feuer und Schwert vertrieben waren, glaubten die Mandarine ihre Pflicht gethan zu haben. Ein Cenſor ſchlug ſelbſt vor, die Römiſchen aller Güter verluſtig zu erklären und ſie ihres Geldes zu berauben, welches jedoch Kiaking nicht bewilligte. Dagegen war er oft ſehr grauſam gegen Leute die wirklich abgefallen waren und nichts mehr vom Katholicismus als den Namen beibehielten; er beſtrafte Höflinge der Art ohne Schonung. Nach allen Verfolgungen und der ſo geglaubten Ausrottung blieben noch Tauſende der Papiſten in verſchiedenen Gegenden des Reiches unter der Aufſicht europäiſcher Prieſter, welche, ſobald es in Europa Friede geworden, wieder in ziemlicher Anzahl herbeiſtrömten. — Sie hatten ihre Schulen, wo Mädchen die Gebete des Roſenkranzes erlernten, und wo Knaben etwas im Leſen und Schreiben unterrichtet wurden. In ihren Collegien ſtudirten Jünglinge die Sätze der römiſchen Kirche, und einer der Miſſionäre überſetzte ſelbſt die ganze ſcholaſtiſche Theologie ins Chineſiſche zur Erbauung ſeiner Zöglinge. Von der Bibel hören wir nichts, glauben aber dennoch daß man auch

das heiligſte aller Bücher las, um nicht gänzlich Menſchenſatzungen dem Volke weis zu machen.

Unter allen den Stürmen, welche in Europa brausten, hatte ſich in England eine Miſſionsgeſellſchaft gebildet, welcher bald andere folgten. Lange hatten die Proteſtanten ihre Pflicht, dem fernen Lande die Wahrheit des ewigen Gottes bekannt zu machen, vergeſſen, als endlich im Jahre 1807 Morriſon dorthin geſandt wurde um die große Schuld abzutragen. Unter den damaligen Umſtänden machte dieſer Mann es ſich zur Pflicht den Chineſen in jeder Hinſicht ſich anzuſchmiegen, und ſein erſtes Auftreten zu Canton war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Bald aber wurde er zum Dolmetſcher der oſtindiſchen Geſellſchaft ernannt, und konnte ſich daher ruhig zu Makao aufhalten, wo man ihm früher eine Freiſtätte verſagt, und auch abwechſelnd nach Canton gehen. Seine erſte Sorge war, einen Theil des Neuen Teſtamentes dem Volke bekannt zu machen. Es iſt wirklich zu verwundern, wie ſo viele gelehrte Männer, die ſich ſogar apoſtoliſche Miſſionäre nannten und von denen einige ſelbſt zum ſeraphiſchen Vereine gehörten, dennoch nie die Werke der Apoſtel ans Licht gaben und ihre Bekehrten mit den Grundſätzen bekannt machten, worauf ſie ihr ganzes Anſehen gründeten. Ein Gelehrter, den ſie einen Ketzer nannten und den ſie ſehr oft in ſeinen Arbeiten hinderten, unternahm dieß Werk. Er hatte eine Handſchrift von dem größten Theil der Ueberſetzung im brittiſchen Muſeum gefunden, was die Grundlage ſeines künftigen Unternehmens wurde, und das Wort Gottes erſchien im Druck, ehe noch zehn Jahre vorüber waren. Die oſtindiſche Geſellſchaft gab die Koſten zum Drucke eines chineſiſchen Wörterbuches her, welches nachher in ſechs Theilen das Licht ſah und als das erſte Werk dieſer Art gedruckt wurde, obgleich verſchiedene Lexica im Manuſcript beſtanden. Zugleich gab Morriſon religiöſe Tractate heraus und hielt mit ſeinen Hausleuten Gottesdienſt; denn damals war es noch nicht gerathen öffentlich hervorzutreten. Nachher kam Milne als ſein Gehülfe, ein Mann von ſehr großem und unermüdlichem Fleiße, welcher den Geiſt der chineſiſchen Sprache ſehr bald erfaßte. Man erlaubte ihm aber nicht in Makao zu wohnen, und er ging daher nach Batavia, wo ihm ſehr große Hülfe von dem berühmten Raffles, damals Gouverneur jener

Inſel, zu Theil ward. Auch zu Banka unterhielt er ſich mit den chineſiſchen Bergleuten jener Inſel und kehrte endlich im Jahre 1813 nach Makao zurück. In demſelben Jahre hatten ſie die Freude, den erſten Bekehrten zu taufen.

Da ihr Unternehmen in China voll Schwierigkeiten war, beſchloſſen ſie endlich zu Malacca eine Miſſion zu ſtiften, und Milne begab ſich dorthin. In der Folge ſah man eine Schule daſelbſt ſich erheben, wo die chineſiſchen Kinder im Engliſchen ſowohl als in ihrer Mutterſprache unterrichtet wurden und überdieß eine chriſtliche Erziehung genoſſen. Noch andere Lehranſtalten wurden dieſer beigefügt, aus der Preſſe gingen ſehr viele vortreffliche Schriften hervor und auch eine Zeitſchrift — The Indo-Chinese Gleaner, die reichſte Fundgrube für chineſiſche Wiſſenſchaften und Denkungsart. Eine Menge andere Miſſionäre folgten dieſen, ließen ſich zu Pinang und Singapor nieder, und beſchränkten ihre Arbeiten noch auf die chineſiſchen Coloniſten, denn der Eintritt in China war ihnen von der heidniſchen ſowohl als römiſch-katholiſchen Regierung ſtreng unterſagt. Morriſon hatte im Jahre 1816 die Geſandtſchaft nach Peking begleitet und war in Berührung mit den großen Staatsmännern gekommen. Einfalt, Fleiß und Frömmigkeit zeigten ſich als charakteriſtiſch in dieſer Miſſion; die Theilnehmer waren ohne Unterſchied gelehrte Leute, die ſehr viel für China geleiſtet haben würden, hätten ſie dort Zugang gefunden.

Rußland war während dieſer Zeit aufs äußerſte bemüht, ſich mit den Chineſen über Handelsverträge zu verſtändigen und ſchickte nicht weniger als drei Geſandte zu dieſem Zweck nach Peking. Der erſte, ein Graf, erſchien an den Gränzen im Jahr 1805, und nachdem man ihn dort lange aufgehalten, wurde wieder die nie erledigte Frage über das Kopfſtoßen aufgeſtellt. Da ergab es ſich denn daß dieſer Große ſich dazu nicht bequemen wollte, und ſo wurde er nach vielen Mühſeligkeiten, denn es war ein ſtrenger Winter, wieder unverrichteter Sache entlaſſen, ohne den chineſiſchen Boden betreten zu haben. Ihm folgten zwei andere (1809 und 1819), welche ihre Beſtimmung erreichten und neue Zöglinge zum Erlernen der chineſiſchen Sprache herbeibrachten. Das Ganze blieb zu Peking auf altem Fuße, und der Handel wurde nicht unterbrochen.

Digitized by Google

Unter der weiſen Regierung Alexanders faßte man endlich den Entſchluß, den Handel nach Canton zu verſetzen und zu dieſem Zweck begab ſich der berühmte Weltumſegler Kruſenſtern nach jenen Orten. Es gelang ihm ſeine Güter zu verkaufen (1806); allein die Mandarine konnten nicht unterlaſſen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, welche ihm zum großen Nachtheile geweſen wären, hätten der Vorſteher der oſtindiſchen Compagnie und Kruſenſtern ſelbſt nicht durch ihre Feſtigkeit und Klugheit dieſen Plan vereitelt. Die Schiffe waren nun endlich frei, den Fluß zu verlaſſen; allein kurz nach ihrer Abfahrt kam ein ſchreckendes Edict heraus, welches den Zollbeamten tadelte und zugleich den Handel für immer unterſagte, weil die Ruſſen ja zu Kiachta Verkehr treiben könnten. Damals war man in Europa zu viel beſchäftigt, um ſich hinſichtlich China's zu grämen, und ſo unterblieb das fernere Unternehmen. Endlich getraute ſich ein Irländer dieſe Sache wieder vorzubringen, machte eine Reiſe durch ganz Sibirien um Alexander zu ſehen, erreichte aber dennoch nicht ſeine Abſicht zur Verpflanzung des Handels.

Makao war zweimal auf dem Punkte eine brittiſche Beſitzung zu werden; allein die Chineſen behaupteten ihr Recht als Grundeigenthümer, und die Coloniſten hintertrieben ſo viel in ihren Kräften ſtand den ganzen Anſchlag. Es iſt außerordentlich, mit welcher Begierde die dortigen Bewohner jeden Vorſchlag zur Verbeſſerung ihrer Lage von ſich ſtießen. Zuerſt war es der Begriff, den ſie von Ketzern hatten, und der Schrecken unter ihrer Regierung zu ſtehen; dann dachten die Kaufleute daß ſobald Fremde in ihrer Stadt das Regiment führten, ſie allen Handel verlieren würden. Daher verbanden ſie ſich innigſt mit den Chineſen und erhielten für ihre Geneigtheit und Aufopferung Undank. Dieſelben Grundſätze der Neckereien und Plackereien dauerten fort und das Ergebniß nach wie vor war, daß ſie noch demüthigere Vaſallen ihrer Unterwerfung wegen wurden. Bei Gelegenheit der Ausrüſtung ihrer Schiffe zeigten ſie dieſelbe Kleingeiſterei; denn anſtatt muthig als eine Nation hervorzutreten und ein für allemal zu erklären daß ſie ſämmtlichen Seeräubern zu trotzen im Stande wären, ſchlichen ſie ſich demüthig zu den untergeordneten Mandarinen und erklärten daß ſie nicht eine Flotte ausrüſten könnten, es ſey denn daß man ihnen einen

Vorſchuß an Geld machte. Dieſen erhielten ſie auch wirklich, mit ihm aber zugleich den Ruhm von Miethlingen, welche man zu jedem möglichen Zweck gebrauchen könnte. Und doch waren die Angeſehenſten unter ihnen Leute, welche eine große Rolle ſpielen wollten und ſich ſo ſtolz wie die alten Römer zu zeigen wünſchten. Daher ſprachen ſie auch immer von ihrem Senate und deſſen Beſchlüſſen, den Verſammlungen der Bürger und dem unumſtößlichen Geſetze; bei dieſen hochtrabenden Worten jedoch blieb es auch. — Die Geiſtlichkeit behielt ihre Macht, die Kirchen waren immer von ſehr andächtigen Zuhörern der Maſſe angefüllt, der Biſchof oder ſein Vicar behaupteten ihre Würde und ihren Einfluß in allen Berathungen und wurden ſelbſt Befehlshaber. — In dem Inſtitute des San Joſef, welches früher den Jeſuiten gehörte, erzog man eine Menge chineſiſcher Kinder und ſandte die tüchtigſten unter ihnen nach China als Prieſter. Allein der frühere Einfluß welchen Portugal auf die Miſſionen hatte, ging ganz verloren, und die wenigen fremden Heidenboten welche noch von Zeit zu Zeit ankamen, erkannten nicht länger die höchſte Macht der portugieſiſchen Biſchöfe.

Im Ganzen genommen wuchſen die Reichthümer der Colonie vorzüglich durch den Opiumhandel und die zufällige Neutralität der portugieſiſchen Flagge. Daher durchkreuzten ihre Schiffe ungehindert den Archipelagus und trieben einen ſehr vortheilhaften Verkehr, bis daß auch Portugal genöthigt war ſich gegen Frankreich zu erklären.

Nachdem die Geſandtſchaft der Engländer von Peking zurückgekommen, zeigten ſich die Behörden bereiter den Kaufleuten gute Behandlung widerfahren zu laſſen. Allein jetzt fing das Opium an Lärm zu machen; man ſah die ſchrecklichen Folgen des Rauchens, und daher beſtand die chineſiſche Regierung auf dem Verbot der Einfuhr. Dieſem Befehle zufolge ſtellten die Vorſteher der oſtindiſchen Geſellſchaft das Anſuchen, daß man das Erzeugen des Mohnſaftes in Bengalen unterſagen und zugleich die Ausfuhr verhindern möchte. Wäre dieſe Vorſtellung angenommen worden, wie ganz anders würden ſich die Dinge geſtaltet haben.

Nun fing der fürchterliche Krieg in Europa an, um welchen ſich die Chineſen weniger kümmerten, als wir um die Staatsangelegenheiten des Fürſten in Timbuktu. Aber ſchon 1799 er-

ſchien eine ſpaniſche Flotte auf der Rhede zu Makao, natürlich um auf engliſche Kauffahrteiſchiffe Jagd zu machen, wodurch der engliſche Admiral für die Sicherheit ſeiner Landsleute beſorgt wurde. Er ſchrieb daher ſelbſt an den Gouverneur zu Canton um ſeinen Schiffen eine gute Aufnahme zu verbürgen. Allein die Mandarine wollten die Fregatten keiner Nation bei ſich ſehen und ſträubten ſich aufs äußerſte, ihnen eine Ankerſtelle in ihren Gewäſſern zu erlauben. Dadurch entſtanden viele und bittere Streitigkeiten; die Engländer waren entſchloſſen ihre Rechte zu behaupten, und die Chineſen bekriegten ſie mit großſprechenden Edicten, in welchen ſie die fürchterlichſten Drohungen ausſtießen. Dieſe aber blieben auf dem Papiere und die Sache endete in ſchönen Worten.

Bald jedoch entſtand eine wohlbegründete Furcht, daß die Portugieſen mit den Franzoſen gemeinſchaftliche Sache machen würden, und deßhalb eine franzöſiſche Beſatzung annähmen, was ja ſchon früher die Spanier gethan. Wären aber die Franzoſen erſt einmal in dem Orte, ſo würde dem engliſchen Handel natürlich ſehr großer Schaden erwachſen. In dieſem kritiſchen Augenblick entſchloſſen ſich die engliſchen Behörden in Indien, ungeachtet der vielen Kriege im Innern, ſchnell eine Truppenabtheilung nach jenem Orte abzufertigen (1802) und von demſelben feſten Beſitz zu nehmen. Bei der Ankunft der Soldaten ließen die Bewohner von Makao keinen Stein unberührt, um dieſer Gäſte los zu werden. Sie machten den Behörden zu Canton die gräßlichſten Vorſtellungen von den Ankömmlingen, erklärten das Reich in Gefahr und gingen ſelbſt ſo weit, durch ihre Miſſionäre in der Hauptſtadt, Kiaking erſuchen zu laſſen die Anweſenheit dieſer Leute nicht zu dulden. Allein es bedurfte dieſer Aufforderungen durchaus nicht. Die chineſiſche Regierung, ihrer Schwäche ſich bewußt, war mit Schrecken wegen der ſich nahenden Gefahr erfüllt, überall entſtanden Beſorgniſſe, Edict folgte auf Edict, und da dem Handel ein Ende gemacht werden würde — ſo wurde wenigſtens gedroht — waren die Engländer gezwungen nachzugeben. Die Truppen zogen hinweg und die Chineſen waren dießmal von der Furcht befreit, behielten aber ihren Argwohn. Zur ſelben Zeit entſtand eine Empörung in der Nähe von Canton und die Stadt ſelbſt wurde von den Aufrührern bedroht.

Eine große Menge Güter blieben in den Waarenhäuſern zurück, und die Beute der Rebellen würde ſehr bedeutend geweſen ſeyn, hätten ſie in die Speicher einbrechen und ſich der engliſchen Güter bemächtigen können. Das Unglück zog vorüber und man vergaß ſehr bald ein Uebel, welches im nächſten Jahre vielleicht wieder erſcheinen würde. Während der ganzen Zeit ſetzten die Portugieſen ihre Cabalen fort und zeigten zu wiederholtenmalen daß ſie den Engländern ewige Feindſchaft geſchworen und es vorzogen vor den Mandarinen zu kriechen, anſtatt ſich unter der engliſchen Herrſchaft Brod zu erwerben.

Während der engliſche Vorſtand den Handel zum ſehr großen Vortheile der Compagnie und des Landes führte, war er auch im Stande eine bedeutende Summe Geldes dem Gouverneur von Indien, dem Marquis Wellesley, zu überſchicken, deſſen Kriege gegen die Maharatten und Tipu Sahib ungeheure Summen wegnahmen; ein ſehr willkommener Beitrag, ohne welchen es ſehr ſchwer geweſen ſeyn würde dem Heere in Indien den Sold zu bezahlen. Um dieſe Zeit machten die Engländer auch einen Verſuch zur Eröffnung des Handels mit Cochinchina, welcher jedoch nicht mit gutem Erfolge gekrönt wurde. Nachher ſandten ſie dem Könige Geſchenke und verſchiedene Koſtbarkeiten, ohne jedoch ſeine Politik zu ändern; er blieb feſt beim Syſtem der gänzlichen Ausſchließung von Fremden, nachdem er durch Hülfe der Franzoſen eine gute Flotte und ein ziemliches Heer gebildet.

Die Geſchenke welche man nach Peking ſandte um dort das Herz des Kiaking zu rühren, waren von ſehr wenigem Belang in den Augen eines erklärten Feindes aller Fremden. Noch gefiel ihm der Gebrauch von Kriegsfahrzeugen gegen die Seeräuber; denn immer argwöhniſch, fürchtete er das Uebergewicht der Engländer in dieſen Gewäſſern und einen unausbleiblichen Streit. Dieſe Stunde war aber noch nicht gekommen und daher auch die Furcht grundlos. Hätte er die Kaufleute nach europäiſchen Geſetzen behandelt, ſo würden ſie natürlich in ihren Schranken geblieben ſeyn; allein lieber würde ein chineſiſcher Monarch Land und Leute verlieren, als daß er von dem angenommenen Syſtem abginge. Dieſe Hartnäckigkeit war die Urſache vieler Uebel, welche in der Folge China trafen.

Ein Beiſpiel des Wohlwollens der Engländer liefert die bedeutende Reiseinfuhr von Bengalen und andern Orten Indiens, etwa 600,000 Thaler an Werth, während die ſüdlichen Provinzen von Hungersnoth bedroht wurden (1807 — 1808). Hätte mau davon Vortheil ernten können, ſo wäre dieß gewiß dem Kaufmannsgeiſte zugeſchrieben worden; allein das Unternehmen gereichte zum Nachtheil der Capitaliſten und verdient daher Lob.

Während Napoleou mit Rieſenſchritten ſeine Siege auf dem Feſtlande Europa's ausbreitete, ſandte er auch Schiffe nach Indien, um die engliſchen Kauffahrteifahrzeuge aufzufangen. Allein er hatte einen viel weiterſehenden Geiſt, und China kam damals ſchon in den Plan ſeiner alles umfaſſenden Politik. Dort den Handel der Engländer gänzlich zu hemmen und wo möglich einen bleibenden Eindruck auf jenes Reich zu machen, war ein Entſchluß welchen er ſchon vor der Schlacht von Jena faßte. Daher fürchteten die Britten Makao's halber, und als nun Frankreich endlich Portugal mit Krieg überzog, ſo konnte man ſehr leicht vermuthen, daß auch eine kleine entfernte Colonie mit noch größerer Leichtigkeit als das Vaterland weggenommen werden würde. Es kam alſo die Beſitznahme Makao's wieder zur Sprache und Admiral Drury wurde mit einer bedeutenden Flotte und großem Transport zu dieſem Ende von Indien geſandt. Sobald die Soldaten gelandet waren, ſchrieb der Gouverneur zu Canton folgenden Brief: „Wir erlauben euch zu handeln aber nicht zu landen, und da ihr dieß gethan habt, ſo habt ihr auch wider die Geſetze geſündigt. Ihr thut dieß unter dem Vorwande, daß die Franzoſen kommen und die Colonie beunruhigen werden; allein ſie werden nie in die Länder des himmliſchen Reiches eindringen. Würden ſie es wagen ſich dennoch ungehorſam zu beweiſen, ſo brächten ſie Verderben auf ſich ſelbſt. Ich würde mich ſelbſt an die Spitze meines Heeres ſtellen und auf ſie ruhig lauern, und es würde leicht ſeyn mit der Menge die Wenigen zu ſchlagen, ſo daß die Franzoſen den Fiſchen im Keſſel und dem Fleiſche im Topfe gleichen und ſich ohne Schwertſchlag ergeben würden. Daher müßt ihr Engländer uicht deßhalb Sorge tragen. Allein wenn ihr mit den Franzoſen Feindſeligkeiten habt, warum geht ihr nicht aufs Meer und ſchlagt euch mit ihnen öffentlich, anſtatt ihrer in eiuem Winkel zu warten und dabei die Geſetze des

Reiches zu übertreten; überdieß habt ihr euren Verkehr verloren.“ Die Handelsſperre war ſogleich erfolgt und die chineſiſche Regierung verſicherte die Engländer, daß dieſe nie wieder aufgehoben werden ſollte bis daß die Soldaten ſich eingeſchifft hätten. An den Admiral ſchrieb der Statthalter, daß ſein Brief voll wilder Irrthümer ſey; da ſein König früher durch Tribut ſeine Unterwerfung an den Tag gelegt, ſo hätte man den Handel erlaubt. Allein die Majeſtät und Macht des Kaiſers dehne ſich zu den entfernteſten Gegenden aus, daher müßte er ſeinem Willen gehorſamen und ſogleich mit ſeinen Kriegern hinwegziehen. — Der Kaiſer war ſehr ärgerlich über den ganzen Vorgang der Sache und ſagte: er habe ſeinen großen Civil- und Militärbehörden befohlen ſich nach Makao zu verfügen, um jene Barbaren mit dem Verbote des himmliſchen Reiches bekannt zu machen und ſie derb auszuſchelten. Mit den Feindſeligkeiten der auswärtigen Barbaren hätte er nichts zu thun. Im jetzigen Jahre hätten Siam und Birma, welche in Krieg miteinander verwickelt wären, ſeine Hülfe verlangt, allein er betrachte alle mit derſelben Güte und habe keine Parteilichkeit. Wollten die Franzoſen Makao anfallen, ſo würde er ſogleich ein großes Heer marſchiren laſſen und ſie vernichten. „Allein es ſcheint mir, fährt er fort, daß ihr eingedenk der Schwäche der Portugieſen euch durch Länderräuberei ihres Handels bemächtigen wollt, und daher macht ihr dieſen Vorwand. Weilt ihr nun noch länger und ſendet die Truppen nicht hinweg, ſo wollen wir euch aller Lebensmittel berauben und unſere Armee ſenden um euch zu umringen und gefangen zu nehmen.“ Ein ſolcher Brief gab zu großen Reibungen Anlaß, und obgleich man ſehr wohl dachte die Engländer durch Hunger und Entziehung ihrer Bedienten zu zwingen, ſo wurde die Bewegung unter dem Volke immer größer. Und dazu trug der Beſuch des Admirals zu Whampoa ſehr viel bei. Dieſer beſtand auf einer Unterredung mit dem Statthalter. Da er nun den Weg zur Stadt durch Kriegsfahrzeuge geſperrt ſah, ſetzte er ſich ſelbſt in ein Boot und hieß eine große Menge anderer Fahrzeuge ihm folgen. Im Angeſicht der chineſiſchen Junken machte er Halt, und die Mandarine fingen an ſogleich auf den engliſchen Admiral zu feuern. Dieſer gab das Signal zum Angriff, welches aber nicht verſtanden wurde, und ging nachher

ſelbſt zurück, ohne das Geringſte ausgerichtet zu haben. Der Muth der Chineſen wuchs durch dieſen Umſtand außerordentlich, und nun beſchloſſen ſie die Vertilgung der ganzen barbariſchen Race. Zu dieſem Ende erging ein allgemeines Aufgebot des ganzen Volkes, daß ſich die Milizen in geſchloſſenen Reihen verſammeln und ſo die Engländer alle gefangen nehmen ſollten. Alles war in ſehr großer Bewegung und erwartete den Ausgang der Dinge. Da kam ein ſehr demüthiger Brief vom Admiral an, worin er verſprach Makao zu räumen ſobald der Handel wieder geöffnet wäre, und zugleich mit ſeinen Truppen wegeilte. Die Gefahr war nun vorbei; ein prächtiges Edict folgte ſeinem Abzuge; die Kaufleute waren genöthigt den Kaiſer um Verzeihung zu bitten, daß er gnädigſt wieder den Handel eröffnen möchte; eine Pagode *) wurde erbaut um den Sieg der Chineſen über die Barbaren zu verewigen, und die letztern waren die Helden von Abukir und Trafalgar. Nie war der Hof oder die Behörden zu Canton ſowohl als das ganze Volk über den glücklichen Ausgang einer Sache ſo erfreut. Von dieſem Augenblick an glaubte ſich die kaiſerliche Regierung unüberwindlich und behandelte die Fremden mit der größten Kälte und auffallendem Stolze. Nur ihren anhaltenden Bitten wurde ein Handel erlaubt, welcher für dieſes Land von viel größerer Wichtigkeit als für England war. China, ſich ſeiner überwältigenden Macht bewußt, beging nachher die Fehler des Hochmuthes, welche einen Krieg zur Folge hatten; ein Unternehmen, das nicht verderblicher für beide Parteien hätte ſeyn können. Man ſchwärzte überdieß den Charakter der Engländer an um ſie noch verhaßter zu machen, und ſäete den Samen der Zwietracht durch Plackereien im Verkehr, wodurch die Stimmung beider Völker immer ſchwieriger wurde. Der Statthalter ward indeſſen zurückberufen und hart beſtraft; und ein anderer Gouverneur geſandt, welcher durch Strenge und Güte, die er nach Umſtänden anwendete, die frechen Barbaren im Zaume halten ſollte.

Song erſchien nun als ein Friedensſtifter und die Sachen wurden durch einen ſolchen Mann ſehr bald beigelegt. Die großen

*) In der Handſchrift ſtand Periode, was natürlich keinen Sinn gibt. Pagode iſt bloß eine Conjectur; ob eine glückliche, mag der Verfaſſer erklären. N.

Auflagen jedoch, welche die Hongkaufleute aufzubringen hatten, beraubten dieſe des Capitals zum Handeln, und da einige bankbrüchig wurden, gab es Klagen ohne Ende; oft war die Verlegenheit um das nöthige Geld zuſammenzubringen, ſo groß, daß der Handel bedeutende Störungen dadurch erfuhr. Noch waren die Portugieſen nicht zufrieden durch böſe Gerüchte das gute Vernehmen zu ſtören, ſondern ſie machten auch Vorſtellungen durch eine Geſandtſchaft, um den Schleier hinwegzuziehen welcher den Engländern ſo großen Einfluß in allen Handelsangelegenheiten gab. Der Rädelsführer in allen dieſen Dingen, Arreaga, ein ſehr verſchmitzter Kopf, bedachte nie, daß durch die Unterdrückung einer fremden Nation am Hofe des Autokraten alle Fremden und auch ſeine Landsleute leiden würden, und daß, während er den Spaten zur Beerdigung der Britten herbeibrachte, dieſelbe Erde auch ſeinen Sarg decken würde. Dagegen ſuchten die Engländer ſich der Freundſchaft des berühmten Song zu verſichern, und ſandten ihm verſchiedene Geſchenke durch einen chineſiſchen Dolmetſcher. Dieſer überlieferte die Sachen treulich und erhielt auch eine Anerkennung derſelben von dieſem großen Mann. Er ſelbſt aber fiel bald darauf in Ungnade und mußte nach der Tatarei wandern, während der arme Ueberſetzer ins Exil geſandt wurde. So endigte wieder ein Verſuch mit der höhern Regierung in nähere Verbindung zu treten.

Da jedoch die Beſchwerden ſo zugenommen, daß die Sachen nicht länger ruhig ihren Gang gehen konnten, kam es endlich zu einer Conferenz, in welcher alle Streitigkeiten beigelegt werden ſollten. Verſchiedene Grundſätze wurden feſtgeſtellt wonach man in der Zukunft handeln wollte; allein der Erfolg entſprach nicht der Erwartung und ſo blieben beide Parteien nach wie vor in feindlicher Stellung. Der Handel war dennoch ſo groß, daß man den Verkehr nicht abbrechen konnte. Engländer und Chineſen waren einander nöthig; daher ſuchte man Mittel und Wege die Sachen in gehörige Ordnung zu bringen, und aus dieſem Wunſche floß Lord Amherſt's Geſandtſchaft.

Wie die frühere Miſſion war auch dieſe mit großen Koſten ausgeſtattet, und dießmal fehlte es nicht an Dolmetſchern und Leuten welche mit der politiſchen Richtung des himmliſchen Hofes ſehr wohl bekannt waren. Der berühmte Staunton ſelbſt, welcher

als Knabe mit ſeinem Vater in Peking geweſen, wurde als zweiter Geſandter dem Lord beigefügt. Fröhlich langten die Engländer an der Mündung des Peho an, aber nun mußten ſie ihre Prüfungen beſtehen. Von dem erſten Augenblicke der Landung an hatten ſie mit unſäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erſt war es das Tributbringen, dann wieder das Kopfſtoßen, endlich die rauhe Behandlung und überdieß Beleidigungen auf Beleidigungen, welche man den Kommenden recht abſichtlich zufügte. Allein die Geſandtſchaft mußte dulden was ſie nicht vermeiden konnte, und als der Abgeordnete ſelbſt endlich in der Nähe des Kaiſers, der ſich auf einem Landgute aufhielt, angelangt war, wurde er plötzlich vor ihn gerufen. Er hatte ſich noch nicht von ſeiner Müdigkeit während einer holperigen Reiſe auf einem Karren erholt, als dieſe Anforderung gemacht wurde. Der Kaiſer ſelbſt ſandte ſeinen Arzt, um zu erfahren wie weit ſich der brittiſche Staatsdiener unpäßlich befinde; da ſich aus der Unterſuchung ergab daß ihm nur Ruhe mangle, ſo wurde der Monarch entrüſtet. Die Engländer wurden entlaſſen ohne auch nur einmal das Drachengeſicht geſehen zu haben, und wieder aus dem Lande geſandt. Die Majeſtät des Reiches war verletzt, weil der Abgeſandte nicht augenblicklich erſcheinen wollte, als es der Wille des Autokraten war. Die eigentliche Abſicht ging dahin, dieſe Fremden ſo viel als möglich in den Augen der Nation zu erniedrigen, ohne es gerade zum Ausbruche kommen zu laſſen. Die Chineſen erreichten ihren Zweck, und es frommte den Fremden ſehr wenig die entfernte Hauptſtadt beſucht zu haben.

Um die Geſandtſchaft einigermaßen zu verſöhnen, wurden die Britten auf ihrem Heimwege ſehr gut behandelt. Der Kaiſer ſelbſt gab ein Rundſchreiben heraus, in welchem er ſich beklagte, daß er den Fremdlingen die große Ehre einer Audienz nicht habe erweiſen können. Da ſie ſich aber ſo unterwürfig gezeigt, ſo wolle er dem Könige jener Nation einige Geſchenke machen um ſie, die arm gekommen, reich zurückkehren zu laſſen. (Dieſe Geſchenke betrugen an Werth 4 Pfund Sterling.) Unterwegs möchte man die Geſandten mit ihrem Gefolge auch höflich behandeln, damit ſie alle von Dankbarkeit gerührt würden und durchdrungen von ehrfurchtsvollen Gefühlen zufrieden ſeyn möchten. — Die Kriegsfahrzeuge, welche die Geſandten gebracht, hatten unter-

deſſen Korea und die Liéukiéu-Inſeln beſucht. Unter jenen Bewohnern, einem liebenswürdigen Völkchen, fanden ſie eine ſehr willige Aufnahme und wurden herrlich bewirthet. Bei ihrer Rückkehr wollte man ihnen den Eingang durch die Tigerpforte ſtreitig machen und feuerte auf die Schiffe. Allein dieſe gaben eine volle Lage zurück und die Beſatzung lief ſehr ſchnell hinweg. So endete dieſe Miſſion. Die Geſandtſchaft wurde bei der Rückkehr zu Canton von dem Statthalter bewirthet. Dieſer wollte noch eine große Rede halten, um zu zeigen wie große Wohlthaten der Kaiſer den Engländern durch die Zugeſtehung des Handels erzeigte, aber er war nicht im Stande zu läugnen daß die Vortheile gegenſeitig wären, und mußte daher ſtillſchweigen. — Dieß war der letzte Verſuch welchen man mit Geſandtſchaften machte; denn Jeder ſah nun wohl ein, daß mit dem größten Prunke nichts gewonnen wurde, und daß der Hof zu Peking dergleichen Unternehmungen immer nur als ein Darbringen des rechtmäßigen Tributes anſah. Die Kaufleute betrachteten es als einen großen Vortheil, ſo viel wie möglich ſich mit den Chineſen zu vergleichen; denn bei der Handelsſperre war nichts gewonnen, was denn auch die Chineſen einſahen, und daher viele Hinderniſſe hinwegräumten, welche früher Urſache zu Streitigkeiten gegeben. Allein die Regierung behielt ihre ausſchließenden Grundſätze bei, und wollte nur inſofern als es ihren urſprünglichen Abſichten gemäß war, den Handel dulden. Zugleich aber mußte der Oberzolleinnehmer, welcher unter dem Namen des Hoppo bekannt iſt, große Summen für das Vorrecht, die Stelle zu erhalten, an den Hof zahlen — ein Syſtem, das auch auf die Hongkaufleute fortgepflanzt wurde, welche ſehr bedeutende Gelder jährlich unter verſchiedenen Namen zu liefern hatten. Da ſie ſelbſt dieſe nicht zu bezahlen wünſchten, ſo errichteten ſie eine gemeinſame Caſſe, die durch einen vermehrten Zoll auf alle fremden Güter gefüllt wurde. Hiedurch waren ſie nun im Stande nicht nur für ſich ſelbſt das nöthige Geld zuſammenzubringen und den Wünſchen des Kaiſers zu entſprechen, ſondern auch ein bedeutendes Jahrgeld in ihre Taſche zu ſtecken. Sie erhielten auch einen Rang und wurden als die beſten Diener des Staates betrachtet, denn ſie koſteten nichts und brachten ſehr viel ein. Ungeachtet dieſer Vorrechte aber wurden mit wenigen

Ausnahmen die meiſten bankerott und man konnte ſo ziemlich berechnen, wie viele Jahre es koſten würde um eine Schuld von mehreren Millionen Thalern abzutragen. Dieſe wurden jedoch wieder bezahlt, und ſo ſchleppte ſich der Handel von Zeit zu Zeit fort, bis es zu einem allgemeinen Ausbruche kam.

Die Amerikaner hatten in der Zwiſchenzeit auch große Handelsverhältniſſe angeknüpft; denn der Thee galt in ihrem Lande für das trefflichſte Getränk. Von der Weſtküſte Amerika's brachten ſie ſchöne Otterpelze und verhandelten ſie mit großem Vortheil zu Canton, ſo daß der Handel von großer Bedeutung und ſehr einträglich wurde. Nur zweimal fand eine Störung ſtatt: zuerſt wegen des Krieges mit England, welcher eine gänzliche Sperre hervorbrachte; und nachher wegen der Tödtung eines Chineſen, wo ein italieniſcher Matroſe am Bord eines amerikaniſchen Schiffes ſehr grauſam der Rache der Chineſen als der Thäter ausgeliefert wurde.

Nach dem Friedensſchluſſe zu Paris fingen die Holländer auch wieder den Verkehr an; nun aber im Namen der neu errichteten Handelsgeſellſchaft, welche ziemlich große, obgleich nicht vortheilhafte Geſchäfte machte.

Im Ganzen genommen ſtieg der Verkehr mit den Fremden unter der Regierung des Kiaking, ohne ſein Zuthun, ſehr bedeutend, und während alle Gewerbzweige gänzlich danieder lagen, verdiente der Anbauer des Thees und der Verfertiger der rohen Seide ſehr bedeutende Summen. Allein die eigentlichen Vortheile des auswärtigen Handels verſtand man noch nicht.

Sechstes Capitel.

Taokuang.

(1821 — 1846.)

Still und eingezogen lebte Taokuang noch als Prinz an einem verderbten Hofe. Häusliches Glück war ſein einziges und höchſtes Streben, und zur Erlangung desſelben machte er jegliche Aufopferung. Um die Krone war es ihm nicht zu thun; denn er war völlig überzeugt daß ihr Beſitz nur Mühe und Sorgen verurſachen würde, und daher lebte er ruhig und zufrieden, ſo

lange er konnte. Allein der Vater, den er mit kindlicher Liebe umſing, wollte es nun einmal haben daß der Sohn, welcher ihn ſo tapfer vertheidigte als Meuchelmörder auf ihn andrangen, auch ſein Nachfolger werden ſollte. Taokuang hatte die hohe Würde des Kronprinzen, ohne je davon Aufhebens zu machen. Das wilde Weſen am Hofe ſchmerzte ihn ſehr tief, allein er konnte es nicht ändern; obgleich ihn der Vater herzlich liebte, ſo wollte er dennoch keine Gegenvorſtellungen von ſeinem Kinde annehmen. Dabei war der Prinz ſehr ſchüchtern, mißtraute ſeinen eigenen Meinungen und wünſchte immer nach dem Rathe anderer zu handeln. Er verhielt ſich daher unter allen Umſtänden ſtille; ſeine einzigen Vergnügungen waren kriegeriſche Uebungen, welchen er leidenſchaftlich anhing; ſelbſt die Höflinge vergaßen den künftigen Regenten in dem zurückgezogenen Prinzen. Es war unter ſolchen Umſtänden zu fürchten daß er bei ſeinem Regierungsantritt ſehr wenige ihm treu ergebene Diener haben würde; in dieſer Erwartung aber betrog man ſich. In dem beſchränkten Verſtande, in dem furchtſamen Weſen, in dem anſpruchloſen Leben war eine Tiefe des Gefühls, eine Beſtändigkeit, eine Entſchloſſenheit, welche mit einem ſolchen Charakter ſcheinbar nicht übereinſtimmten, und die dennoch in der Tiefe des Herzens lagen. Doch beſaß er kein Talent um zu regieren und Geiſter zu beherrſchen, um ſelbſt zu handeln und im Unglück aufrecht zu bleiben. Allein es gefiel dem allwaltenden Gott, einen ſolchen Mann in der merkwürdigſten Periode China's auf den Thron zu ſetzen, um zu jenen großen Weltereigniſſen den Grund zu legen, welche für die Gegenwart ſowohl als die Zukunft fürs Menſchengeſchlecht die größten Folgen haben werden.

Seine erſten Edicte ſind folgenden Inhaltes:

„Von dem verſtorbenen Kaiſer, dem ich das Leben verdanke, empfing ich ſehr viele Beweiſe von Güte. Obgleich 60 Jahre alt, war mein Vater dennoch ſtark und geſund, und ich war ſtets in ſeiner Umgebung, hoffend daß er ſein hundertſtes Jahr erreichen möchte. Allein auf ſeiner Reiſe nach der Tatarei wurde er ſchwach; die Hitze hatte ihn angegriffen und es wurde bald klar daß ſein Leben nicht von langer Dauer ſeyn werde. Oft ſtieß ich meinen Kopf auf den Boden, den Himmel anflehend daß er den Vater mir wieder geben möchte; allein es war vergebens.

„Wie groß war ſein Fleiß, wie erfolgreich ſeine Regierung. Allein nun iſt der Drache zu Pferde hinaufgeſtiegen und ein Gaſt in jenen Höhen geworden. Jede lebendige Creatur trauert daher (der Kaiſer wird als Stellvertreter der lebendigen Thiere und Menſchen betrachtet); und ſollte ich nicht vielmehr trauern und nicht drei Jahre lang den tiefen Kummer über den Verluſt den ich erfahren, an den Tag legen? Ihr Mandarine und das Volk legt nach den früheren Geſetzen die Trauer an."

Erſt wünſchte der neue Monarch Juenhoei zum Titel ſeines Reiches zu nehmen; allein dieſer Wunſch wurde überſtimmt, und er wählte nachher Taokuang (Herrlichkeit der Vernunft). Beim Antritte ſeiner Regierung erließ er die folgende Bekanntmachung:

„Meine Vorfahren waren alle wegen ihrer Tapferkeit berühmt, und vereinigten das ganze Reich in Eintracht. Die Herzensgüte meines Vaters iſt allgemein bekannt. Er erwählte mich Unwürdigen als ſeinen Nachfolger, und ich werde daher am 23ſten September 1820 (8ten Monat 27ſten Tag) dem Himmel, der Erde und meinen Ahnen ankündigen daß ich den Thron beſtiegen habe. Mit Ehrfurcht lege ich meine Hand aufs Herz und will nun allgemeine Gnadenerzeigungen dem Volke bekannt machen." — Nun folgt eine Liſte von der Erhebung zu höheren Gnaden, von allen den Edelleuten, Mandarinen und den mit gelehrten Würden beehrten Leuten. Nachher befiehlt der Kaiſer, nach altem Gebrauche, die Verbrecher welche den Tod nicht verwirkt, zu befreien. Dann macht er bedeutende Geſchenke, erläßt ſeinen Soldaten die rückſtändigen Schulden, gedenkt der alten Leute, beſchenkt die tatariſchen Garden, und erſucht ſeine Miniſter, mit allen Kräften ihm in der Verwaltung des Reiches beizuſtehen.

Nach ſeiner Thronbeſteigung ſagte er: „Das ganze Reich hat eine ziemliche Zeitlang von dem verſtorbenen Kaiſer die größten Beweiſe ſeiner Milde und Güte empfangen. Er hat oft Verbrechern vergeben und iſt nie mit fortdauernder Strenge zu Werke gegangen. Nun da er heimgegangen, habe ich endlich den Wünſchen meiner Großen entſprechen müſſen, und ungeachtet des Grames welchen ich fühle, den Thron beſtiegen. Es iſt mein Wunſch, die Maßregeln meines Ahnen in Ausführung zu bringen. Hoffend daß Ihr, meine Verwandten, Euch alle würdig

betragen werdet, und Ihr Officiere alle treu und ergeben handelt, rechne ich auf das fortwährende Beſtehen meines Thrones."

Das Reich legte daher nach alter Sitte hundert Tage Trauer an. Während dieſer Zeit wurde es Niemand erlaubt ſein Haupt zu ſcheeren, alle Freudesbezeugungen wurden unterlaſſen, nirgends konnte man heirathen, auf Inſtrumenten ſpielen oder den Götzen opfern, und jedes rothe Papier, welches man an die Ecken der Straßen heftete, wurde in Stücke geriſſen. Im Harem legten die Weiber den Schmuck bei Seite und ſchnitten das Haar ab, und der Kaiſer ſelbſt errichtete eine Hütte neben dem Sarge des Vaters, um dort ſeinem Kummer freien Lauf zu laſſen.

Die erſte Sorge des Kaiſers war, die Frau welche er zärtlich geliebt, zum Throne zu erheben. Er ließ ihr alle mögliche Ehre und Achtung widerfahren; ſie aber lebte nicht lange genug, um Dankbarkeit an den Tag zu legen und dem Gemahl ſeine zuvorkommende Liebe zu vergelten. Er ſeinerſeits hatte ihr eine Gnade erwieſen, wie nur ſelten chineſiſche Kaiſer es zu thun pflegen; denn die vielen Weiber, welche im Harem ihren Lüſten fröhnten und von ſeinem Vater zu einer nie vorhergekannten Zahl vermehrt wurden, entließ er theils, oder kümmerte ſich nicht weiter um ſie, denn ſeine Gemahlin war ihm genug. Dieß von einem Manne, der an einem verderbten Hofe erzogen worden war, iſt wirklich wahre Keuſchheit. — Nachher erhob er ſeine Stiefmutter zum Range der verwittweten Kaiſerin, die höchſte Stelle im Reiche; denn ſie hat Macht über den Kaiſer und kann ihm Befehle geben und ihn auch beſtrafen. Bei dieſer Gelegenheit wurden alle Weiber, die Verbrechen begangen, entlaſſen, und der Hof feierte den Tag mit größerem Pompe als ſeine Krönung.

Bei der Ueberſicht der Miniſter ergab es ſich ſehr bald daß ihnen die Regierung des Landes nicht anvertraut werden konnte. Sie waren meiſtens alt, der erſte 80 Jahre und konnte weder recht hören noch ſehen. Ueberdieß waren ſie mit der Verwaltung des Vaters zu ſehr vertraut, und Taokuang wünſchte ein ganz andere Regierung einzuführen. Daher entließ er die Miniſter nicht allein am Hofe, ſondern auch in den Provinzen und nahm dagegen andere Männer in den Dienſt, unter welchen wir nur des Tſchangling erwähnen und zugleich des nachher ſo berühmten Kijing, welcher der Sohn eines Miniſters war, gedenken. Dieſer

kam nach der Hauptſtadt und erwarb ſich dort die Freundſchaft und Liebe des neuen Monarchen in ſolchem Grade daß er zu den wichtigſten Poſten emporſtieg. — Allein ungerecht bewies ſich der Kaiſer gegen den alten Song, der wieder von der Tatarei zurückgekommen war und nun hoffte, eine Stelle im Cabinette zu bekommen. Er blieb aber nur einen Monat an der Seite des Taokuang und wurde dann nach Jehol, dem größten kaiſerlichen Luſtorte in der Tatarei, geſchickt. Darüber entrüſtete ſich einer der Cenſoren gewaltig und ſchrieb einen derben Verweis an den Oberherrn. Der Kaiſer war über dieſe Einmiſchung ſehr unzufrieden und verſicherte daß er immer als ſein eigner Herr zu handeln wünſchte, und obgleich er willig ſey jede Ermahnung anzunehmen, ſo könne er dennoch in dieſem Falle den frechen Tadler nicht ungeſtraft laſſen.

Ueberzeugt daß ſein Vater ſich zu viel mit Ketzern befaßt, wollte er nicht Gehör zur Beſtrafung von drei Katholiken geben, welche man als Uebertreter des Geſetzes angeklagt. Dieß gab den Verfolgten neuen Muth und ſie hatten nun viele Jahre hindurch Ruhe, während welcher Zeit ihre Meinungen ſich ziemlich ausbreiteten.

Kurz vor der Thronbeſteigung hatte ein Erdbeben ſtattgehabt, bei welcher Gelegenheit die Nothleidenden ſchnelle Hülfe erhielten. Dieß flößte dem Volke Vertrauen ein. Allein das Jahr darauf brach eine Empörung in Junnan aus, in welche die urſprünglichen Bewohner verwickelt waren. Dieſe wurde jedoch ſchnell gedämpft; Taokuang hatte aber den Befehlshaber zu ſchelten, weil er ſo viele untüchtige Leute zu höhern Stellen in der Armee befördern wollte.

Im Ganzen genommen waren die Erwartungen der Staatsdiener bei weitem übertroffen. Jedermann hatte ſich eingebildet, daß ein Liebling die Stelle des Regenten einnehmen und frei im Lande ſchalten und walten würde, und ſchon im voraus den alten Song dazu beſtimmt. Dieſer erfahrne Mann wollte natürlich Rath geben, welcher mit den Anſichten des beſchränkten Taokuang nicht übereinſtimmte, und ſo verlor er bald allen Einfluß. Taokuang wollte ſelbſt regieren, oder zum wenigſten den Verſuch machen wie weit dieß thunlich ſey; daher entfernte er die Leute die ſich in Regierungsſachen einzumiſchen befugt fühlten.

Mit ſeiner Familie lebte er auf dem vertraulichſten Fuße. Der vierte Sohn des verſtorbenen Kaiſers wurde zum Könige unter dem Namen Hoeiwang ernannt und wich nie von der Seite des Taokuang. Selbſt bis auf dieſen Augenblick, nach einer Prüfung von 25 Jahren, behält er noch ſeine Stelle als das Haupt des Adels und der Aufſeher geſammter Prinzen. Er iſt ein ſtiller und äußerſt eingezogener Mann, welcher nie den Verwandten Schaden zugefügt, ſondern immer die ſchlechteſten unter ihnen — denn viele der Prinzen führen aus Mangel an Beſchäftigung ein ſehr ausſchweifendes Leben — mit Güte behandelt. Ein älterer Bruder wurde zu gleicher Würde erhoben, ſtarb aber bald nachher. — Ein Oheim, welcher ein ſehr liederliches Leben führte, obgleich ſchon ein bejahrter Mann, nothzüchtigte ein junges Mädchen. Er wurde nun von der Mutter der Unglücklichen angeklagt, welche aber in einem Anfalle von Verzweiflung ſich aufgehängt hatte. Da die Beweiſe der Schuld ganz unläugbar waren und man dennoch nicht gegen einen Prinzen des Geblüts mit großer Strenge verfahren konnte, ſo verurtheilte man ihn zu dreijähriger Gefängnißſtrafe. Dieß iſt der einzige Adelige vom kaiſerlichen Hauſe, welcher beſtraft wurde. In dieſer Hinſicht ſteht Taokuang ſehr weit über ſeinen Ahnen, welche alle aus Eiferſucht ihre Geſchwiſter bitter verfolgten.

Der Wunſch allein zu regieren wurde ihm ſehr bald verleidet, und die Begierde ſich von allen den mühſamen Geſchäften zu entfernen und ganz der Muße zu leben, wurde dadurch aufs ſtärkſte angeregt, obgleich auch dieß unmöglich war. Niemand welcher nicht mit dem Regierungsweſen in China bekannt iſt, kann ſich einen Begriff machen, wie ſchwer es ſeyn mußte für einen aufrichtigen Mann wie Taokuang, die Wahrheit der Sachen zu erkennen, welche ihm vorgelegt wurden. Ein Lügengeiſt durchdringt das ganze Syſtem der Regierung und wer aufs ſchleunigſte ſeine Angelegenheit vorbringen kann, erhält den Preis. Da nun keine Beförderung ohne Kniffe und Ränke möglich iſt, ſo ſind die Hofſchranzen, welche ſich desſelben Mittels bedienen müſſen um ſich durch alle Grade emporzuſchwingen, die abgefeimteſten Menſchen auf dem ganzen Erdenrund, und mit dieſen müſſen alle bedeutenden Geſchäfte betrieben werden. Taokuang ſah daher ſehr bald ein daß, wenn er Tage lang bei ſeinen Geſchäften geſeſſen, er noch

nichts entdeckt und von vorne wieder anzufangen hatte. Er fand auch ſchnell, daß er nicht die nöthigen Kenntniſſe beſaß um ſtreitige Sachen beizulegen, und es eines weiſern Rathes bedurfte um ihn unter ſchwierigen Angelegenheiten zu leiten. Aber noch drückender war die Erfahrung, daß die Uebel unter der vorigen Regierung unabläſſig fortdauerten, und die Kraft eines Herkules erfordert würde um denſelben vorzubeugen. Immer erließ er die großmüthigſten und nach ſeiner Meinung beſten Befehle, die aber nutzlos auf den Boden fielen; denn er hatte keine Mandarine welche mit ihm im Einklange ſtanden. Selbſtſucht war das Princip und die Regel wonach alles behandelt wurde; nie wich man davon ab und das Reſultat war traurig genug.

Am grellſten zeigte ſich dieß in Turkeſtan. Dort war die Zahl der Muhammedaner bedeutend vermehrt worden und die Türken, anſtatt wie früher zu kriegen, legten ſich auf den Feldbau und machten nach dem Zeugniſſe der dortigen verbannten Chineſen ſehr bedeutende Fortſchritte. Da das Land, obgleich an die Wüſte gränzend, an vielen Stellen ſehr ergiebig iſt und überdieß der Fleiß der Bebauer ſehr mannichfache Producte davon zog, ſo mehrte ſich der Reichthum dieſes Volkes ungeachtet der Plackereien der Mandarine. Dieß brachte wieder einen ſehr bedeutenden Handel mit der Bucharei und Indien zuwege; die Turkomanen wurden Kaufleute, beſuchten andere Länder, erkannten ihren Druck und ſahen ſich durch die chineſiſchen Beamten in ihren Handelsgeſchäften beeinträchtigt. Als ſie ſich darüber beklagten, gab man ihnen ausweichende Antworten, und die Folge davon war, daß ſie ſich den Anmaßungen der Behörden widerſetzten. Sogleich wurde militäriſcher Zwang gegen die friedlichen Bürger gebraucht, damit aber das noch glimmende Feuer der Freiheit erweckt. Zugleich ſtellten ſich die Nachkommen ihrer frühern Fürſten ein, und dieſe ergriffen das Schwert gegen die verhaßten Mantſchuren. Ihr berühmteſter Anführer war Dſchehangir, deſſen Großthaten ſelbſt von dem bitterſten Feinde nicht verläugnet werden können. Er kam von der großen Bucharei und ſein Aufruf erging an alle Muhammedaner, nicht länger der heidniſchen Obrigkeit Gehorſam zu leiſten, ſondern tapfer ſich zu wehren und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dann erſchienen in ſehr kurzer Zeit die Gläubigen von den angränzenden

Ländern ſowohl als von dem eigenen Grund und Boden mit allerhand Waffen, ſtreitend für den Halbmond. Die Mantſchuren waren darauf durchaus nicht vorbereitet; nach einem ſehr ſchwachen Widerſtande, während die Muhammedaner verzweifelt fochten, ergriffen ſie die Flucht. Die chineſiſchen Behörden bezeigten ſich noch viel feiger, während die Verbannten der Söhne Han's, die dort zu vielen Tauſenden im Elende leben, ſich an die Feinde ſchloſſen. Mit dieſem Haufen zuſammengelaufener Leute wagte es der türkiſche Heerführer den Chineſen kühn die Spitze zu bieten und hatte in ſehr kurzer Zeit vier Städte in ſeiner Macht, welche früher unter der Regierung ſeiner Ahnen geſtanden.

So waren die Sachen als die Nachricht den Hof erreichte. Taokuang war darauf nicht vorbereitet. Er lebte der feſten Ueberzeugung, daß ſeine Regierung ſehr mild und für das Volk wohlthätig geweſen, und daher hielt er eine Empörung für unmöglich. Allein jetzt ſprachen Thatſachen, und Furcht und Schrecken verbreiteten ſich an den weſtlichen Gränzen, denn man fürchtete daß, wie früher, die Feinde bis nach Schenſi vorrücken und alles verheeren würden. Dieſe Erwartungen würden ohne Zweifel auch erfüllt worden ſeyn, hätte der Kaiſer nicht ſehr bedacht und trefflich den tapfern Tſchangling als Befehlshaber dorthin geſandt. Unter ihm zeichneten ſich die ſpäter im Kriege mit den Engländern ſo berüchtigten Generale Jangfang und Jüpujun aus, welche beide den Lorbeerkranz der größten Helden ſich erwarben. Die unglücklichen Behörden, welche dem Strome keinen Damm entgegenſetzen konnten, wurden ſogleich nach Peking beordert und zwei der vornehmſten zum Tode verurtheilt. Einer derſelben gehörte dem kaiſerlichen Geſchlechte an, und da Taokuang doch Gnade dem Rechte vorzog, ſo verurtheilte er ihn zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe, während ſein Gefährte daſſelbe Urtheil von dem Tribunale des Reiches erhielt. Dieſe Handlungen jedoch hatten wenig Einfluß auf den Krieg, welcher nun mit neuer Wuth ausbrach.

Taokuang, noch ſehr jung, fand ein großes Vergnügen an kriegeriſchen Uebungen. Oft brachte er ganze Tage mit Schießen und Reiten zu, und wenn er als Ueberwinder nach Hauſe zurückkehrte, ſo hielt er ſich für den glücklichſten Sterblichen welcher je auf dieſer Erde lebte. Da er ſich aber ſehr ſchwach fühlte und die ungeheuren Anſtrengungen der Muskeln ſeine Ge-

ſundheit erſchöpften, war er genöthigt zu Arzneimitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, welche jedoch ihren Zweck verfehlten und anſtatt ihn zu ſtärken, ein früheres Alter mit dem Verluſt beinahe aller Zähne herbeiführten. Nun glaubte das Cabinet, er werde ſich, ſeiner frühern lebhaften Neigung zufolge, ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres ſtellen und kühn die Wüſte durchſchreiten um, wie ſein Großahne Kanghi, durch ſeine perſönliche Gegenwart dem Kriege ein Ende zu machen. Allein wie erſtaunt war man, als der kriegeriſchſte Kronprinz der leutſeligſte Kaiſer wurde, und der Mann, welcher das Lager früher für ſeinen Palaſt hielt, ſich friedliebend auf ſein Luſtſchloß zurückzog, um von dort aus die Befehle zur Führung des Krieges zu geben.

Obgleich die Anführer kühn und entſchloſſen und die Armee keineswegs entnervt war, ſo traf man dennoch auf große Schwierigkeiten. Der Marſch wie natürlich ging durch die Wüſte Gobi, und da Armee und Pferde ſehr zahlreich waren, ſo ſtellte ſich bald der Durſt und nachher auch der Hunger ein. In dieſem verhängnißvollen Augenblick war der Befehlshaber von allen Hülfsmitteln entblößt, und da er in ſeinem ganzen Leben immer nur den gewöhnlichen Gang der Dinge geſehen, war er gänzlich außer aller Faſſung. So ſtarben denn Menſchen und Roſſe in ſehr großer Menge und der Zug ſchleppte ſich langſam durch die mit Kieſeln überſäete Wüſte. Hätten die Türken ihren eigenen Vortheil verſtanden, ſo würden ſie mit einer bedeutenden Armee den Feind am Ausgange der Gobi bewacht und in einer vortheilhaften Stellung angegriffen haben; allein ſo weit war es mit ihrer Kriegskunſt noch nicht gekommen. Sie ließen daher den Troß ſicher in ihr Land vordringen, und nachdem das Heer ſich erquickt und die wenigen Pferde welche noch übrig geblieben wieder ſtark geworden, fielen ſie unter die Schwerter der kühnen Mantſchuren. Die Empörung fing 1826 an; im folgenden Jahre waren die Truppen am Orte ihrer Beſtimmung. Sie kamen von den verſchiedenſten Gegenden des Reiches; ſogar der entfernte Amur mußte ſeine Krieger hergeben, um die Rebellen zu bekämpfen. Erſt ging dieß ſeinen guten Gang, allein bald verloren die Türken die Furcht vor den Tataren und ſtanden tapfer in den Reihen bei jedem erneuerten Angriffe. So ſahen die kaiſerlichen Generale ſehr bald, daß es mit offenen Angriffen

nicht gelingen werde den Feind aus dem Lande zu treiben; nun brächten ſie die Geächteten zuſammen, welche des Landes verwieſen unter ſehr ſcharfer Behandlung im Lager der Soldaten lebten. Dieſen verſprachen ſie Freiheit, wenn ſie in den vorderſten Reihen fürs Vaterland fechten würden. Da beinahe alle von Natur Gaudiebe waren, ſo ſchickten ſie ſich beſſer zur Gefangennehmung einzelner Feinde, welche ſich vom Lager entfernt. Auch gingen ſie unter die feindliche Armee und verkündigten dort, daß ſie Ueberläufer ſeyen, welche es mit der Sache der Muhammedaner redlich meinten. Sobald ſich aber eine Gelegenheit darbot, ſtahlen ſie einen oder den andern Soldaten deſſen ſie habhaft werden konnten, oder ſchnitten den Kopf eines Türken ab und eilten damit triumphirend zum chineſiſchen Befehlshaber. Dort erhielten ſie eine Belohnung, und die ſchwarze That wurde als ein Sieg über die Feinde nach Peking berichtet, wovon der General ſich das ganze Verdienſt zueignete. Gegen ſolche Schurken beſchloſſen die Türken die äußerſte Strenge zu gebrauchen, rächten aber die Schandthaten immer an den friedlichen Einwohnern, deren Weib und Kind ſie nicht ſchonten. In verſchiedenen Treffen welche ſie in der Folge mit den Mantſchuren hatten, behielten ſie die Oberhand, und die Kaiſerlichen, obgleich ſie ſchon die vier verlornen Städte wieder eingenommen, kamen in ſehr große Noth. Der Kaiſer, von allen Umſtänden wohl berichtet, ſandte augenblicklich Verſtärkungen, damit der ſinkende Muth des Heeres aufrecht erhalten werde, und an einem glücklichen Ausgange zweifelnd gab er heimlichen Befehl, keine Summe zu ſchonen um des Rädelsführers Dſchehangir habhaft zu werden. Nach den Siegen welche durch die Weisheit des Führers errungen, betrachteten ihn die Muhammedaner als einen Heiligen und gewährten ihm unbedingten Gehorſam. Er ſchaltete daher wie er wollte, war immer an der Spitze der Getreuen, und wo Gefahr drohte, da war er auch der erſte. Vor ſeiner Tapferkeit wichen die graubärtigen tatariſchen Krieger und ehrten den Mann, welcher nie in ſeinen Unternehmungen, wenn es ſeiner Nation galt, abgeſchreckt werden konnte. Allein was vermochte er mit ſeinem unerſchütterlichen Muth gegen Liſt und Betrug? Seine letzte Schlacht lieferte er in einer Ebene, wo der Wind ſeinen Soldaten den Sand ins Geſicht blies und die An-

griffe der Tataren dadurch erleichterte. Der Kaiſer, welcher davon hörte, ſchrieb mit ſeinem Oberbefehlshaber den Sieg der Unterſtützung des chineſiſchen Kriegsgottes — Kuanfutſe oder Kuanti zu, ein Held des dritten Jahrhunderts, welcher während des Kampfes der drei Reiche dem Liupei ergeben war und für ihn ſehr vieles willig und freudig übernahm. Daher wurde auch ihm zu Ehren ein Tempel gebaut, und der Kaiſer freute ſich, daß ſeine Familie einen ſo mächtigen Schutzpatron erwählt. — Nach dieſer Schlacht wollte man nicht länger den Ausſchlag des Krieges auf Eiſen und Blei ankommen laſſen, ſondern gebrauchte anſtatt deſſen Silber und Gold, welches den erwünſchten Erfolg hatte. Erſt wurden des Aufführers Neffen, dann Dſchehangir ſelbſt durch Verrätherei des Chan von Chokand, wie man vermuthet, gefangen. Der Feldzug hatte über 23 Millionen Unzen Silber gekoſtet; allein der Feind war überwunden in den Händen des Tſchangling (1828). Sehr groß war die Freude über die ſchnelle Beendigung des Krieges; Miniſter und Generale wurden mit freigebiger Hand beſchenkt, erhielten Titel und höhere Poſten; überall zeigte ſich der gnädige Taokuang und China hatte einen dauernden Sieg errungen; denn Dſchehangir war in Peking und hatte die lange Reiſe in einem Käfig gemacht.

Die Beweiſe der kaiſerlichen Huld beſtanden in Tabaksbeuteln, Steinen und Pfauenfedern, welche in der That ſehr wenig Werth haben, jedoch des Gebers wegen wie unſere Bänder äußerſt hoch geſchätzt werden. Der Einzug des Tſchangling ſelbſt war ſehr prächtig; der Kaiſer ernannte ihn ſogleich zum Miniſter der auswärtigen Colonialangelegenheiten. Die andern erhielten ihren Rang nach dem Verdienſte welches man ihnen zuerkannte; unter dieſen auch Hutſchao, ein ſehr berühmter General, welcher bei der Gefangennehmung des Dſchehangir zugegen war. Es erhellte bei der Unterſuchung, daß er von den ſchwarzmützigen Muhammedanern von Chokand ergriffen und der kaiſerlichen Rache überliefert wurde. Als man ihn am Hofe fragte, warum er ein Empörer geworden, war die Antwort: ich ſuchte nur das väterliche Gut wieder zu erlangen und bin kein Rebelle. — Er wurde dann auf die öffentliche Straße geführt und in Gegenwart vieler Menſchen in Stücke geſchnitten. Der Kaiſer verordnete nachher, daß man überall den Götzen, Elementen, Bergen, Flüſſen und

Digitized by Google

Meeren Opfer darbringen ſollte. Im ganzen Lande ertönte der Jubel des Sieges; man ſprach von der Macht des unüberwindlichen Kaiſers, pries ſeine Weisheit und Größe und erbebte vor ſeinem Ausſpruche. Die Miniſter erſuchten Taokuang ſeiner Regierung einen höhern Titel des Triumphes wegen beizulegen; dieſes ſchmeichelnde Anerbieten verſchmähte er jedoch und bewies dagegen ſeiner verſtorbenen Mutter und andern Verwandten, wie zum Beiſpiel ſeinem ſehr wohl betagten Oheim, da ihnen, wie er ſagte, der Sieg zu danken ſey, die größte Ehre. — In Turkeſtan erließ er verſchiedene ſehr heilſame Verordnungen, um das Volk vor Bedrückungen zu beſchirmen und zugleich vor allem Verkehr mit dem Weſten zu bewahren. Letztere Vorkehrung jedoch erbitterte die handeltreibenden Turkomanen; entſchloſſen Verkehr zu treiben, übertraten ſie ungeſtraft die kaiſerlichen Verordnungen, und die Regierung mußte zur Vermeidung künftiger Unruhen nachgeben. Die Gouverneure kündigten auch dem Kaiſer an, daß nichts durch Gewalt ausgerichtet werden könnte, und daß man beſſer thue dieß Volk in Güte zu leiten als es durch Strafen zum Gehorſam zu zwingen. Deſſenungeachtet wurden in der Folge 20 Abtrünnige geköpft, welchen man die Schuld aufbürdete den Aufruhr wieder angefangen zu haben. Den ſchwarzen Turbans, welche den Chineſen gegen ihre Landsleute beigeſtanden, bewilligte man große Freiheiten und machte die vornehmſten unter ihnen zu Begs, während die weißen Mützen nur noch nach der Stelle eines Imans ſtreben konnten. So wurde die Ruhe hergeſtellt, bis daß neue Begebenheiten wieder ſehr große Ereigniſſe hervorriefen.

Nur eine Schwierigkeit blieb, was man mit all den chineſiſchen Schurken thun ſollte, welche dem kaiſerlichen Heere während des Krieges große Dienſte geleiſtet und dafür ausgezeichnete Belohnungen erhalten. Sehr ſtolz gingen die Verbannten mit den Knöpfen auf ihren Mützen und herabhängenden Pfauenfedern nach ihrer Heimath zurück, ſprachen dort von den Großthaten welche ſie verrichtet und wovon ſie nun die Ehrenzeichen trugen. Allein die Diebereien und Schändlichkeiten welche ſie zum Exil gebracht und die ihnen zur zweiten Natur geworden, kamen immer wieder zum Vorſchein, und der Staat wurde daher genöthigt, ohne Rückſicht auf ihre Verdienſte ſie

als gemeine Verbrecher zu beſtrafen. Die Folge davon war, daß die Verſprechungen der Mandarine allen Werth verloren und die Auszeichnungen für Tapferkeit von dem Volke mit Schimpf betrachtet wurden.

Am meiſten ehrte der Kaiſer den General Jangfang, einen Mann, der ſich durch den Schein vielen Ruhm erworben, aber in der That, wie man nachher behauptete, nichts gethan als das Geld des Monarchen verſchwendet. Er ſandte ihm ſogar einen Götzen und an ſeinem Geburtstage eine herrliche Inſchrift, um ſein Verdienſt der Nachwelt zu überliefern.

Während aller dieſer Freuden kam wieder die Nachricht vom Ausbruche des gelben Fluſſes, welcher über ſein Bett getreten und ſehr viel Unheil angerichtet hatte. Ungefähr 6 Millionen Unzen Silber wurden erfordert um dieſem Uebel wieder abzuhelfen; dieß genügte aber nur für einige Jahre, denn bald richtete der reißende Strom noch viel größeren Schaden an.

Um dem Lande einen Beweis von ſeinem guten Willen zu geben, welcher immer für das Volk rege war, ſo erließ er eine Anordnung, daß er in allen wichtigen Geſchäften, ohne weitere Rückſicht, Morgens früh oder des Nachts geweckt werden ſollte. Sein erſter Miniſter Totſin war ſchon alt und ſo auch die übrigen, ohne deren Gegenwart er nicht leben konnte; und ſo mußte er Vorwände finden, um ihn für eine Zeitlang zu entfernen (?). Er berief nun Song nach dem Hofe, und dieſer wurde mit der Statthalterſchaft von Tſchili beehrt. Kaum hatte er eine Zeitlang in dieſem Poſten verweilt, als ihn ein Befehl des Kaiſers nach Kobdo in Sungarien berief, um dort einige Streitſachen zu ſchlichten. Von dieſem Geſchäfte zurückgekehrt, erſchien er wieder im kaiſerlichen Cabinet, und wenn er von einem Rauſche erwacht, — denn er war dem Trunke ſehr ergeben, — ſich in den Rath begeben, ſtanden die älteſten Staatsmänner ehrfurchtsvoll auf und begrüßten den alten Staatsdiener, auf deſſen Vorſtellungen die Berathungen ausgeführt wurden. — Am Ende ſeines Lebens erreichte dieſer unermüdete Höfling, welcher ſich ſo viel um Regierungsſachen bemühte, endlich ſeinen Wunſch; leider aber war es nicht ſeine Vortrefflichkeit, welche ihm den hohen Rang erwarb, ſondern die Einwirkung ſeiner Toch-

ter, die im Harem eine bedeutende Stelle bekleidete. Für das Wohl des Landes jedoch wirkte er entſcheidend und bleibend, und nach ihm ſtand Niemand auf, welcher es ſo treu und herzlich mit den Angelegenheiten des Staates meinte.

Taokuang wünſchte wirklich viel zur Verbeſſerung ſeiner Verwandten zu thun, allein da viele derſelben ſehr laſterhafte Leute waren, wurde es ihm außerordentlich ſchwer, etwas aus ihnen zu machen. Die Anzahl der Leute, welche zum kaiſerlichen Stamme gehören, iſt ſehr groß; einige ſind ſo arm, daß ſie zur Erhaltung ihres Lebens Ackerbau treiben und den Kaiſer erſuchen, ihnen zu dieſem Zweck Land anzuweiſen. Da ſie aber einen gelben Gürtel als Auszeichnung tragen, ſo darf keine Obrigkeit ſie beſtrafen; dieſe Strafloſigkeit macht ſie ſehr kühn und keck. Sie laſſen ſich daher ſehr oft bei guter Bezahlung gebrauchen, um die Angelegenheiten Anderer vor dem Gerichte zu beſorgen und ſich als Stellvertreter in Streitſachen anzumelden. — Kraft ihrer Abkunft haben ſie ein großes Anſehen, und die Magiſtrate können ihnen ihre Bitte nicht abſchlagen; deßhalb wurden ſehr viele Sachen unrechtmäßig und parteiiſch geſchlichtet und dadurch ſehr großer Schaden angerichtet. Dieß kam nun zu den Ohren des Taokuang, der ſolches Unweſen ſehr ſtreng verbot und unter keinen Umſtänden zulaſſen wollte. — Einer ſeiner Stammbrüder war zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt wegen ſeines ſchändlichen Lebenswandels; er erhielt aber nochmal ſeine Freiheit; kaum hatte er den Kerker verlaſſen, ging er in der Umgegend herum, um Mädchen zu verführen und Unheil im Lande anzurichten. Endlich wurde er wieder gefangen geſetzt und mit Ketten beladen, was ihn zur Beſinnung brachte.

In der Hauptſtadt haben alle Genoſſen des Stammes ihre Paläſte nach ihrem Range. Weil ſie aber nichts zu thun haben und ſelten mit Regierungsangelegenheiten belaſtet werden, zeigen ſie ſich ſehr geneigt auf dem Pfade des Laſters zu wandeln und große Ausſchweifungen zu begehen. Weil nun ein eigener Gerichtshof für ſie in der Nähe der Reſidenz errichtet iſt, iſt des Streites und der Anklage kein Ende und die Schuldigen ſind verhältnißmäßig viel zahlreicher, als die irgend einer andern Claſſe des Volkes. Oft hört man von Nothzüchtigung, Betrug,

Schlägereien, Betrügereien, Trunkenheit und Vielweiberei, welches zu unaufhörlichen Untersuchungen Anlaß gibt und die kaiserliche Familie in sehr übeln Ruf bringt.

Der Kaiser hatte sich ein Grabmal erbauen lassen; da nach chinesischer Ansicht es sehr schwer ist einen guten Platz für diesen Zweck zu finden, so sandte er einen Minister und Zauberer, um den Ort nach den Grundsätzen der Schwarzkunst ausfindig zu machen. Diese waren nun eine lange Zeit mit der Aufsuchung beschäftigt und freuten sich endlich des Glückes, einen so schweren Punkt ausfindig gemacht zu haben. Allein als nach vielen Jahren die Todtengräber ihre Arbeit anfingen, siehe da sammelte sich Wasser in der Grube und es war daher ganz gewiß ein Betrug, einen solchen Platz angewiesen zu haben. Höchst erzürnt über den Ausgang, wurde der schon längst verabschiedete und nun 80jährige Minister nach der Tatarei, dem Amurfluß, ins Exil gesandt, um dort seine Schuld durch harte und mühselige Arbeiten abzubüßen. Um dem Sarge der Mutter einen bessern Platz zu verschaffen, erließ der Kaiser einen Befehl, daß man dieß mit noch größerer Aufmerksamkeit thun und nicht wieder einen solchen Fehler begehen sollte. Die Leute, welche mit dieser Untersuchung beauftragt wurden, machten es sich zur Pflicht, erst ein tiefes Loch zu graben und dann abzuwarten, ob sich wirklich Wasser sammeln werde, um nachher mit größerer Klugheit zu verfahren. Solche Kleinigkeiten beschäftigten sehr oft den Herrscher über 367 Millionen Menschen. — Seinen Vorfahren nachahmend, wünschte Taokuang zu zeigen, daß er auch in der Literatur bewandert sey; zu diesem Zweck machte er eine Menge Verse, die der Welt nachher gegeben wurden, um Proben des großen Geistes des Schreibers darzulegen. Das eine Gedicht, welches bis jetzt noch nicht seinen Ruhm verloren, behandelt den Untergang der Ming-Dynastie, die Siege der Mantschuren und ihre Heldenthaten, die ihnen den Besitz China's zusicherten.

Nach sehr großen Vorbereitungen trat Taokuang endlich seine Reise (1829) nach Mukden an, dem Stammorte seiner Ahnen. Nicht weniger als 2000 Kamele begleiteten ihn; alle kaiserlichen Prinzen und Edlen des Hofes waren in dem Gefolge, welches einer Armee glich. Auf den Wegen wurden ihm verschiedene Bittschriften überreicht, und auch einige Bittstellerin-

nen wendeten ſich an ihn, um beſondere Gnade bittend. Unter andern ſchrieb ein Arbeitsmann ein Geſuch, der Kaiſer wolle ihn von Mangel und harter Arbeit befreien. Anſtatt dem Verlangen Gehör zu geben, übergab er den armen Wicht einer gerichtlichen Unterſuchung.

In der Vaterſtadt Mukden jedoch bewies ſich Taokuang ſehr gnädig. Er opferte überall, verſchwendete bedeutende Geldſummen und gab den armen und verſchuldeten Herzogen und Grafen Geſchenke mancher Art, auch an Geld, damit ſie ſeiner Huld immer gedenken ſollten. Zwei Nachkommen der verdienſtvollſten Officiere, die ſich bei der Eroberung China's ganz beſonders ausgezeichnet, erhielten dreiäugige Pfauenfedern als Anerkennung der großen Thaten, wodurch das gegenwärtige Kaiſerhaus nun im Stande war den Thron zu behaupten. Taokuang war ganz Gnade und Liebe und entzündete ſeine Landsleute mit herablaſſender Milde. Die Zeit ſeines Aufenthalts waren Freudentage, wie ſie Liaotong noch nie geſehen; Feſt folgte auf Feſt, die ganze Bevölkerung konnte ſich der Anweſenheit des Monarchen freuen und die Todten genoſſen die höchſten Ehrenbezeugungen. Bei ſeinem Weggehen von hier gab er eine Million Taels her, um dieſelben in der Schatzkammer für kommende Erforderniſſe zu bewahren; nachdem er die größten und heiligſten Verſprechungen gemacht, in der Folge für das Wohl von Mantſchuria zu ſorgen, zog er höchſt zufrieden über dieſen Beſuch nach ſeiner Heimath. Seine angenehme Ruhe wurde jedoch durch Berichte über eine Empörung in Formoſa geſtört, welche von den Erpreſſungen und den Unterſchleifen der Mandarine herrührte. Dießmal wurde der Aufſtand ſehr bald unterdrückt. Viel ernſterer Art war das Erdbeben, welches in Honan ſtatthatte. Etwa 30,000 Menſchen wurden während dieſes Unglückes unter den Ruinen ihrer Wohnungen begraben. Taokuang war vor Schreck außer ſich, denn der Diſtrict, wo dieß vorfiel, war nicht ſehr fern von der Hauptſtadt, und Taokuang glaubte das Nothgeſchrei der Sterbenden zu hören. Da ſchloß ſich der Monarch ein, wollte innerhalb drei Tagen Niemand vor ſich laſſen und verlebte dieſe Zeit in der Aeußerung des bitterſten Schmerzes. Die Erde war an verſchiedenen Theilen eingeſunken, ſo daß die Menſchen leben-

dig begraben wurden. Späterhin brach der ſonſt ſo ruhige Jangtſe aus ſeinen Ufern, überſchwemmte den niedern Theil der Stadt Nanking und richtete nicht allein vielen Schaden an durch Zerſtörung der Ernte, ſondern raubte auch den armen Bauern in den Niederungen das Leben. Die Noth der Bevölkerung war daher ſehr groß, und Taokuang zeigte ſein fühlendes Herz durch reiche Spende, welche in einem Manne, der ſonſt des Geizes beſchuldigt wird, eine deſto größere Tugend war. In Canton waren gleichfalls Ueberſchwemmungen, die jedoch nicht ſo verderbliche Folgen hatten, wie die im Innern des Landes; auch ereigneten ſich andere kleine Unglücksfälle, welche die Freude und den Frieden der Nation trübten.

Im Jahre 1830 ſchien ein allgemeiner Friede durchs weite Reich zu herrſchen, wie es ſchon lange nicht der Fall geweſen. Da erſchien plötzlich eine Staffette am Thore des Palaſtes und berichtete dem Kaiſer, daß ein neuer Einfall der muhammedaniſchen Stämme in die Gegend von Kaſchgar ſtattgefunden habe. Früher waren es die Buruten, jetzt die Andijanen, welche ſich gegen das kaiſerliche Anſehen aufgelehnt. Die Urſache war die Störung des Handels mit der Bucharei und Indien durch die gewaltigen Eingriffe der Mandarine. Der Mantſchu-Befehlshaber ſchien ein Mann zu ſeyn, welcher auf ein ſo unerwartetes Ereigniß durchaus nicht vorbereitet war. Er floh daher ſo ſchnell als möglich, Kaſchgar aber fiel wieder in die Hände der Unruheſtifter. Sobald er ſeine Armee in Sicherheit glaubte, machte er Halt, um über den ganzen Vorgang zu philoſophiren und dem Kaiſer einen langen Bericht zu ſchreiben. Anders handelte der Tatar Tſchangpei, welcher ſich zu Jarkand, der ſüdlichen Gränzſtadt, befand. Mit einer ſehr kleinen Macht ſchlug er zweimal die Rebellen zurück und ermordete nach ſeinem eigenen Bericht Hunderte derſelben. — In dieſer mißlichen Lage ſchickte Taokuang ſogleich 4000 Kamele mit Mundvorrath und militäriſchen Bedürfniſſen nach Turkeſtan, verordnete bedeutende Truppenabtheilungen ſich augenblicklich dorthin zu begeben, gab dem ſchon berühmten Tſchangling wieder den Oberbefehl und ſchickte ſogleich 2 Millionen Unzen Silber zur Unterſtützung der Sachen des Staates. Der frühere Oberbefehlshaber, welcher ſich nach ſeinem eigenen Geſtändniß ſehr feig bewieſen, wurde nach Peking vor-

geforbert und dort zur Warnung Anderer öffentlich enthauptet. Einige der Begs und unter dieſen auch der berühmte Iſaok ſtanden den Chineſen in der Unterwerfung ihrer Landsleute bei. Von dem Augenblick an als das Geld Turkeſtan erreicht, gingen die Sachen einen viel beſſern Gang; Sieg krönte wieder die Bemühungen der kaiſerlichen Waffen; denn Silber beſaß eine zauberiſche Kraft, und die Rebellen konnten ſolch einem gewaltigen Kriegsmittel nicht widerſtehen. Die ferneren Berichte über den Vorgang der Angelegenheit ſind ſehr verwirrt; allein ſo viel iſt gewiß, daß auch in dieſem zweiten Feldzuge der Friede mit einer gewiſſen Bezahlung von Seite der chineſiſchen Regierung erkauft wurde. Man war ſchon ſo weit in dieſem aufgeklärten Zeitalter gekommen, daß man die Koſten der Beſtechungen und des wirklichen Kriegführens arithmetiſch berechnete, und dann die erſte Weiſe immer viel wohlfeiler fand, ſo daß der Hof dieſe ganz beſonders empfahl. Tſchangling jedoch erntete den Ruhm der Tapferkeit und kehrte in ſeinem zweiten Triumph zurück, um dort von einem gemeinen Manne jener Gegend angeklagt zu werden. Dieſer hatte ſo viele Beſchwerden gegen den glücklichen General einzubringen, daß dieſer, obgleich ſehr geehrt von ſeinem Oberherrn, dennoch in Verdacht fiel, und ungeachtet der Beſtrafung des Klägers, nie wieder ſeinen Einfluß am Hofe erhielt.

Faſt zu gleicher Zeit entſtand eine Empörung der wilden Bewohner der Inſel Hainan. Der Gouverneur von Canton hielt dieß für eine leichte Sache und bekümmerte ſich zuerſt gar nicht darum. Allein dieſe wilden Leute zogen ſich, nachdem ſie viel Schaden in den benachbarten Ebenen angerichtet, nach ihren unzugänglichen Wäldern. Da die chineſiſchen Soldaten ihnen mit großer Schnelligkeit auf dem Fuß folgten, ſchoſſen ſie auf dieſe Krieger mit vergifteten Pfeilen und erlegten eine große Menge derſelben, ſo daß ſie ſich genöthigt fanden ſehr ſchnell den Rückzug anzutreten. Als dieſe Nachricht zu Canton ankam, mußte Li, der Gouverneur, ſelbſt nach dem Schauplatz des Krieges eilen, wo er nach langem Hin- und Hermarſchiren endlich mit Erfolg die Unruhigen in ihre Bergveſten einſchloß und weitere Plünderungen verhinderte.

So weit war Taokuang ſehr glücklich geweſen; er ſah das

Land aufblühen, wie es nie zur Zeit ſeines Vaters geweſen. Ein großes Uebel ſchien aber nun ſehr ernſt ſeine Aufmerkſamſamkeit auf ſich zu ziehen, dieß war das Opium, welches in bedeutenden Quantitäten von Indien und der Türkei ins Land gebracht, nicht allein ſehr großen Schaden den Schmauchern verurſachte, ſondern noch überdieß viel baares Geld aus dem Lande nahm. Der Gebrauch war während der letzten Jahre ſehr allgemein geworden und die Verſchnittenen rauchten im Palaſte; ja man behauptet ſelbſt, daß Taokuang ſich der Pfeife bediente. So viel iſt gewiß, daß ſein älteſter Sohn, ein Jüngling von etwa 20 Jahren, für den, wie man glaubte, die Krone beſtimmt war, an den Folgen des freien Gebrauches des Mohnſaftes ſtarb. (1831) — Dieſes Unglück verbreitete allgemeine Trauer, denn die Hoffnung des Landes war ins Grab geſunken und der viel verſprechende Prinz, der einzige Sprößling welcher ſein Nachfolger werden konnte, obgleich von einem chineſiſchen Kebsweibe geboren, war nicht länger unter den Sterblichen. Die Folgen waren die ſtrengſten Verbote gegen die Einführung des Giftes, die gewaltſame Verbannung der Rauchenden vom Hofe und der Entſchluß, das Land von dieſem großen Uebel zu befreien. Allein die Unternehmungen zu dieſem Zweck waren ärger als ein beſtändiger Krieg, da ſie das Mark des Landes ausſogen und dennoch nie den gewünſchten Erfolg hatten.

Während nun der Hof in großer Trauer war, brachte man dem Kaiſer die unerwartete Nachricht, daß ihm zwei Söhne geboren ſeyen; obgleich die Mütter Chineſinnen waren, ſo wurde dennoch durch dieſe erfreuliche Begebenheit der Schmerz des Vaters gelindert. Nach den Geſetzen konnten Prinzen ſolcher gemiſchten Ehen nie den Thron beſteigen; da aber keine anderen nahen Erben vorhanden waren, ſo mußte man ſich dießmal mit unächten begnügen. Taokuang wurde krank; man beſtimmte im voraus ſeinen dritten Bruder als Nachfolger, denn nach den unabänderlichen Geſetzen der Mantſchuren darf nicht der Sohn einer Chineſin auf dem Throne ſitzen. Endlich verbreitete ſich das Gerücht, daß der Kaiſer geſtorben; allein alles blieb ruhig, und Niemand machte Miene das Scepter an ſich zu reißen. Aber Taokuang genaß wieder und feierte ſeinen 50jährigen Geburtstag heiter und zufrieden. Dem Pompe feind, verbot er allen

Aufwand und ging ſo weit, daß er ſelbſt den Großen verbot nach der Hauptſtadt zu kommen, um ihre Wünſche dort abzuſtatten. Dieß machte natürlich ſehr großes Aufſehen; denn bei ſolchen Gelegenheiten drängten ſich die Hofſchranzen in Tauſenden zum Throne, um dort Gnadenbezeugungen zu empfangen, in deren Gewährung bei ſolchen Anläſſen der Kaiſer ſich immer höchſt freigebig erwies. Aber kaum waren die ſtillen feſtlichen Tage vorüber, als neue Schmerzen die Seele des Kaiſers durchſchnitten. Seine Gattin, die treue Gefährtin des Lebens, ſeine Rathgeberin und ergebenſte Freundin, ſank in das Grab. Lange blieb er troſtlos und ſchloß ſich in weiter Entfernung vom Hofe ein. Er wollte mit Niemand Umgang haben und war daher äußerſt erzürnt als die Miniſter in ſein Cabinet vordrangen, um einige Vorſtellungen wegen der Trauer zu machen. Sie alle wurden ihres Amtes entſetzt, unter dieſen auch der verſchmitzte Higan, und erhielten einen ſehr derben Verweis.

Im Jahre 1832 erhielt man zu Canton die Kunde, daß einer der Häuptlinge der Eingebornen an den Gränzen Hunans ſich zum Kaiſer erklärt habe und auf die Ebene herabgekommen ſey, um dort mit Feuer und Schwert ſeine Rechte zu behaupten. Die chineſiſchen Soldaten, welche zur Bekämpfung des Rebellen geſandt wurden, erlitten wie gewöhnlich eine Niederlage, und Schrecken verbreitete ſich in der ganzen Gegend; denn dieſe Rotten ſchonten nicht einmal das Kind in der Wiege, wenn die Eltern Mandarine waren. Dagegen thaten ſie dem gemeinen Volke kein Leid und gaben die Verſicherung, daß ſie nur wider die Mandarine den Krieg angefangen; denn es waren die Behörden des Staates, welchen ſie alle Bedrückungen zuſchrieben.

Dieſe Jao ſind ein wackeres Bergvolk; obgleich ſehr wild, dennoch ehrlich und treu in allen ihren Verſprechungen, und am Tage der Schlacht unwiderſtehlich. Sie haben vortreffliche Spieße und Schwerter, kämpfen mit nie ſinkender Tapferkeit, das Leben in der Vertheidigung des Vaterlandes gering achtend und kühn allen Gefahren zu dieſem Zwecke entgegengehend. Man findet etwas Ritterliches in ihrem ganzen Betragen, ihre Feindſchaft bringt Tod, ihre Freundſchaft iſt bleibend und herzlich.

Der erſte General, welcher nun gegen ſie anrückte, war ein Tatar. Er wagte ſich nicht in das Gebirge; es kamen aber

Abgeordnete eines entfernten Dorfes zu ihm, welche demüthigſt um Hülfe baten, denn die Jao hatten ſich ihrer Wohnſtätte bemächtigt. Der Befehlshaber gab ihren Bitten Gehör und nun zog das Heer heran, bis die Soldaten einen Engpaß erreicht. Dort wurden ſie von allen Seiten mit ſolcher Wuth überfallen, daß nur ſehr wenige ſich durch die Flucht retten konnten. Die übrigen wurden ein Opfer des Schwertes und ihre Leichen waren über das ganze Feld geſtreut. Der Anführer war der erſte, welcher von einem Pfeile niedergeſtreckt wurde; denn die Jao ſind ſehr gute Schützen und verfehlen ſehr ſelten das Ziel.

Nun war es hohe Zeit daß die Truppen von Canton ſich in Bewegung ſetzten. Sie waren aber kaum einige Meilen marſchirt, ſo fand ſich, daß unter 1000 Mann 200 wegen des Opiumſchmauchens für den Dienſt untüchtig waren und deßhalb entlaſſen werden mußten. Kaum waren dieſe hinweggegangen, als etwa 60 andere hervortraten, um dem Gouverneur, welcher ſich an ihre Spitze geſtellt, anzukündigen, daß ſie ſehr betagte Mütter hätten, zu deren Ernährung ſie nach Hauſe zurückkehren müßten. Ein ſolcher Vorwand iſt bei der Regierung erlaubt; und ſo gaben die Officiere ihnen einige Stockſchläge und ſandten ſie als feige Memmen zu ihren Mamas, um an ihrer Bruſt ihren Sorgen und Freuden freien Lauf zu laſſen.

Diejenigen, welche nie ein chineſiſches Heer geſehen, können ſich keinen Begriff von deſſen Beſtande machen. Es ſcheint als ob alle Schurken, Schmarotzer, Landläufer und Spitzbuben auf einem Punkt verſammelt wären und ſich auf einem Raubzuge befänden. Endlich erreichten dieſe Spießgeſellen den Ort ihrer Beſtimmung. Wehe der Stadt und dem Dorfe unterwegs; denn ſie verfuhren mit gieriger Raubſucht wohin ſie nur kamen, und die Officiere waren ſehr oft die Führer in den Streifereien. Auf dem Kriegsſchauplatze angelangt, wollte der Gouverneur Li ſogleich etwas Entſcheidendes unternehmen. Er ging daher mit ſeiner ganzen Armee die Bergrücken hinauf, um dieſe Rebellen in ihren eigenen Schlupfwinkeln aufzuſuchen; allein plötzlich wurde er umringt, in die Enge getrieben, ein Pulvermagazin in die Luft geſprengt und viele ſeiner Soldaten getödtet. Dieß war ein empfindlicher Schlag für ſeine Hoffnungen; die Wahrheit dem Kaiſer zu erzählen war gerade nicht thunlich, und ſo

ſchrieb er eine Menge von Entſchuldigungen. Die übriggebliebenen Soldaten, welche ihre Cameraden fallen ſahen, hofften, daß Li den verdienſtvollen Tod der Braven zur Kenntniß des Kaiſers bringen würde; allein da nur wenige Namen auf der Liſte erſchienen, wurden ſie aufrühreriſch und wollten nicht länger unter den kaiſerlichen Fahnen dienen. So wurde Li genöthigt, einigermaßen die Wahrheit an ſeinen Oberherrn zu ſchreiben, und da dieſer mit dem Verluſte nicht ſehr zufrieden war, beſtrafte er ihn augenblicklich.

Glücklicher waren die Feldzüge der Generale von der Seite Hunans. Nach ihren eigenen Berichten fielen ſie zweimal die Barbaren an, erſtürmten zwei Städte und zündeten ihre Häuſer an, bei welcher Gelegenheit Tauſende erſchlagen wurden. Nur konnten ſie des Rädelführers, Tſaokinlong (der goldene Drache) genannt, nie habhaft werden, worüber der Kaiſer höchſt unzufrieden war. Er beſchenkte ſie aber mit Tabaksbeuteln und andern Dingen, um ſeine Gewogenheit an den Tag zu legen. — Allein der Krieg kam nicht zu Ende und ſo wurden zwei Bevollmächtigte, unter andern Higan, dort hingeſandt, um die Jao auszurotten. Sie verbreiteten daher einen Nachebefehl des Kaiſers und ſandten zugleich Richter ins Land, um ihnen den Machtſchluß des Monarchen bekannt zu machen, wenn ſie nicht augenblicklich ſich unterwürfen. Gegen ſolche Aufforderung wagten ſie nicht zu widerſtehen; ſie kündigten ihren völligen Gehorſam an, und ein Friede wurde ſogleich abgeſchloſſen. Der Kaiſer belohnte die Sieger reichlich und Jüpugun, von dem wir in der Folge mehr ſprechen werden, erhielt den Titel eines Marſchalls (Bewahrer eines der Thore Pekings). Man feierte zu Peking dieſen Triumph auf die gewöhnliche Weiſe. Sieben der Gefangenen, welche die Ehre hatten zu der Sippſchaft des goldenen Drachen zu gehören, wurden in der Hauptſtadt in Stücke geſchnitten und ihr Haupt öffentlich herumgetragen. Allein in der Wirklichkeit ſtand es mit dem Triumphe ganz anders. Der Kaiſer hatte den Befehl gegeben, den Krieg bald zu endigen; denn er erinnerte ſich noch ſehr wohl, wie ſeine Voreltern ungeheure Summen für dieſe Kriege zu bezahlen hatten und dennoch den Frieden erkaufen mußten. Als daher der Abgeordnete Higan von Peking kam, machte er ein großes Aufſehen mit den kaiſerlichen

Befehlen, welche zur Ausrottung des ganzen Stammes beſtimmt waren; allein zu gleicher Zeit wurden geheime Botſchafter zu den Jao geſandt, um ſich mit ihnen über den Vertrag zu beſprechen. So beſtand man endlich auf der Zahlung von 900,000 Unzen Silber. Das Verſprechen wurde gehalten, die Bevollmächtigten zahlten dieſe Summe den Barbaren, und dieſe ihrerſeits erlaubten den Chineſen freien Abzug. Als die letzteren nun nachher einige Burgen bauen wollten, um gedachte Bergbewohner einzuzwängen, warfen die Jao die Mauern nieder und zerſtörten das Ganze bis auf den Grund. Dieß flößte den nahewohnenden Mandarinen Ehrfurcht ein und ſie durften nicht wieder die Barbaren unterdrücken. Der einzige Mann welcher bedeutend litt, war der Gouverneur Li; er hatte drei Zehntheile der Ausgaben des Feldzuges zu bezahlen, verwendete dafür ſein ganzes, durch viele Erpreſſungen zuſammengebrachtes Vermögen und mußte dabei noch ins Exil wandeln. Kurz vorher war er ein Miniſter des Cabinets geweſen und nun wurde er ein armer verſchollener Wicht. So wandelbar iſt die Gunſt chineſiſcher Monarchen.

Die Kaiſerin ſtarb; bald darauf ſchloß Taokuang eine Heirath mit einer der ausgezeichnetſten Damen ihrer Zeit. In ihrem Umgange fand er volle Befriedigung, denn ſie war äußerſt ſchön und geiſtreich und verſtand ſich ſeiner Perſon ganz zu bemächtigen. Von dieſem Augenblick an war ſie die Regentin, welche über Staatsſachen eigenmächtig handelte. Allein ſie war dieſen Sachen wohl gewachſen, zeigte außerordentliche Thatenkraft und war ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Anſtatt in dem alten Geleiſe fortzugehen, dachte ſie auf Neuerungen zur Stärkung des Thrones. Sie fing an mit der Einſetzung von jungen und thätigen Mandarinen in die höchſten Würden. In allen Provinzen wurden ausgezeichnete Männer zu Gouverneuren und andern hohen Poſten ernannt; überall herrſchte rege Thätigkeit zur Einführung eines beſſern Syſtems. Allein während ſie viele begünſtigte, machte ſie ſich auch eine große Zahl von Feinden, die ihr Verderben ſchworen. Jedoch ihr Anſehen erhielt eine unerſchütterliche Stütze in der Liebe ihres Eheherrn, der nur ihren Wünſchen gehorchte. Sie war es, durch deren Zuthun ein Vorſchlag zur geſetzlichen Einführung des Opiums gemacht wurde. Wäre ihr Wunſch in Erfüllung gegangen, ſo

würde es jeƨt im Lande viel anders ausſehen und China wäre vielen Uebeln entkommen. Nachdem ſie nun verſchiedene Jahre ganz und gar ihren Willen gehabt, ſo geſchah auch ihr, was ſo vielen Günſtlingen der Welt zu Theil wird. Sie brachte dem Kaiſer keinen Sohn; dieſer wurde daher kalt; aber Gleichgültigkeit konnte ein ſo treuherziges Weib nicht ertragen. Daher grämte ſie ſich täglich, verlor allen Einfluß, wurde angeſchwärzt bei aller Unſchuld und ſank endlich ins Grab, ſatt des Hoflebens und mißvergnügt mit ihrem Daſeyn. Bei ihrem Tode trauerte der Kaiſer über ſeinen Verluſt durch ein Rundſchreiben in ſchwer zu verſtehendem, claſſiſchem Style. Aber bald wurde ſie vergeſſen, und kaum erinnert man ſich jeƨt noch ihres Namens. Mit ihrem Tode fiel auch ihre Partei; Leute von ganz entgegengeſeƨten Grundſäƨen bemächtigten ſich der Verwaltung und blieben an der Regierung bis zur Mitte des Krieges mit den Engländern, wo auch ſie beſſeren Staatsmännern Plaƨ machen mußten.

So manches Unglück begegnete China im Jahre 1833. Sſetſchuen, welches immer wegen des häufigen und unaufhörlichen Aufruhrs berüchtigt iſt, gab wieder Gelegenheit zu Ausbrüchen, die jedoch ſehr bald gedämpft wurden. In Turkeſtan kreuzigte man auf der Stelle die Rebellen, welche die türkiſchen Begs zu Empörungen bewegen wollten, und erſtickte ſo den Aufſtand in der Wiege. Im Süden vernichteten Fluthen die Reisfelder; dieß war beſonders zu Canton der Fall, wo die Einwohner fürchterlich heimgeſucht wurden und an Habe, Gut und Leben litten. Man konnte in den Straßen mit Booten herumfahren, und überall ſah man das flache Land unter Waſſer. Flüchteten ſich die armen Einwohner nach den Bergen, ſo wurden ſie dort dem Hungertode ausgeſeƨt und fanden nirgends eine Zuflucht, um ſich das Leben zu friſten. Wenn man nie ein ſolches Uebel geſehen, kann man ſich von dem Elende dieſer ſtark bevölkerten Gegenden keinen Begriff machen. Die Regierung macht es ſich zum Geſeƨ, ſo ſchön als möglich über die anzugedeihende Hülfe zu ſprechen, zugleich aber die Volksmaſſen ruhig Hungers ſterben zu laſſen. In Europa, wo man nur die lügenhaften Berichte der Großthaten der Mandarine lieſt, kann man ſich nie einen rechten Begriff von der Herzenshärte der Be-

hörden machen. Allein das gemeine Volk ſchickt ſich in ſein Loos, und wenn ſich keine weitere Ausſicht darſtellt, legt es ſich willig nieder um zu ſterben. Andere ertränken ſich oder begehen auf andere Weiſe Selbſtmord, ſo daß in ſehr kurzer Zeit die jämmerlichſten Dulder ihr Leben enden. — Gleichzeitig mit dieſem Unglücke war ein Erdbeben in Junnan; das Volk, welches den Kaiſer als Vermittler zwiſchen Himmel und Erde, als Urheber des nationalen Wohlſtandes und Trübſals anſieht, klagte ſehr laut, daß während der ganzen Regierung des Taokuang nicht ein einziges Jahr ein ergiebiges geweſen, und verwünſchte ſeine Regierung. Darauf folgte keine Antwort, ſondern der Kaiſer ließ die Dinge ihren gewöhnlichen Gang gehen und verhielt ſich immer ſehr ruhig. An der Spitze der Regierung war nun der Sieger Turkeſtans, Tſchangling, und ein berühmter Gelehrter Juenſue, früher Gouverneur zu Canton und in verſchiedenen andern Provinzen, beide alt und wohl betagt. Allein es iſt Grundſatz, Greiſe in hohen Poſten zu erhalten und junge Leute das Werk thun zu laſſen, wodurch die Verantwortlichkeit immer auf die unbedeutenden Glieder des Rathes fällt. Der alte Song wurde aber als General entlaſſen. Er hatte dreien Kaiſern gedient, in allem ſich dem Staate nützlich gemacht und das Zutrauen und die Liebe der Untergebenen gewonnen. Ohne großes Talent zu beſitzen, glänzte er als unbeſtechlicher Wahrheitsfreund von klarem und untrüglichem Blicke. So wurde er in allen ſchweren Gerichtsſachen gebraucht, erhielt Befehl das Volk zu beſchwichtigen wenn es im Aufſtande begriffen war, und ſobald die Soldaten muthlos geworden, konnte Niemand wie Song ſie zufrieden ſtellen. War es daher ein Wunder, daß er ſich die Neigung der Menge zuzog und daß der Pöbel bei ſeiner Abreiſe weinte und bei ſeiner Ankunft jubelte? Allein es gab Parteien am Hofe, die ſeinen Sturz ſehr ſchnell bewirkten; denn Song war kein Höfling, und wenn er dann einmal die ganze Wahrheit ſagte und den Monarchen nicht verſchonte, ſo erhob ſich ein großes Geſchrei und Song wurde unter großen Beſchimpfungen von der Reſidenz entfernt, um wieder unter noch größeren Ehren daſelbſt zu erſcheinen. Wir haben nie von einem Staatsmanne gehört, welcher ſo große Wechſel erfahren, hoch und niedrig geweſen, geachtet und verſtoßen, der erſte Mi-

niſter und der niedrigſte Knecht, commandirender General und Unterofficier, um als ſolcher mit ſechs oder acht Mann auf die Wache zu ziehen. Noch jetzt lebt ſein Name unter dem Volke als einer der größten Biedermänner welche China je gekannt, der etwa ſiebenzig Jahre lang von ſeiner Rechtlichkeit Proben abgelegt. Deſſenungeachtet war er dem Trunke ergeben und beſoff ſich ſehr häufig des Morgens. Sobald es aber die Geſchäfte erforderten, war er Monate lang nüchtern und unermüdlich in ſeinem Beſtreben das Volk glücklich zu machen. Seine Lebensgeſchichte würde viele Leſer ansprechen, wenn Jemand es unternähme ſie treu zu ſchreiben, denn ſehr ſelten fielen ſo viele romantiſche Ereigniſſe in dem Leben eines einzigen Mannes vor.

In verſchiedenen Provinzen ſtanden die Einwohner gegen ihren Oberherrn auf, ſo zum Beiſpiel in Hunan, Schanſi u. ſ. w. Die Empörung im erſteren Lande wurde ſehr ſchnell unterdrückt, während es im letzteren zu einem wirklichen Feldzuge gegen die Rebellen kam. Die Regierung behauptete, daß Sectirer an dieſen Unruhen ſchuld wären; daher wurden wie früher die verſchiedenen Religionen mit großer Strenge verfolgt. Doch ließ es Taokuang nie zu der Unmenſchlichkeit ſeines Vaters kommen, und ſobald die Furcht verſchwunden, hörte auch die Bedrückung Andersdenkender auf. In Sſetſchuen dauerte der Kampf noch immer fort; allein die Aufrührer erhielten nicht die Ueberhand, und ſo beſtand der ganze Krieg in unbedeutenden Scharmützeln. Nachher zeigte ſich ein ähnlicher Aufſtand in Schantong. Da dieſe Provinz nicht ferne von der Hauptſtadt iſt und in früheren Zeiten immer der Hauptplatz der Unruheſtifter geweſen, ſo fürchtete der Hof große Bewegungen unter dem Volke. Der Rädelsführer, ein Bonze der Vernunft, hatte ſich ſchon einer Stadt bemächtigt und die Magazine der Regierung in Beſchlag genommen. Ueberall verbreitete ſich Schrecken; allein der Mandarin des Ortes war ein ſehr tüchtiger Mann, der ſeinen Zweck durch Beſtechung und Ueberredung erreichte, ſo daß dieſe wilden Geſellen alle auseinander gingen. So wurde auch in dieſem Falle die Ruhe ohne Schwertſchlag hergeſtellt. Inzwiſchen ſammelten ſich vor den Thoren Pekings immer ſehr zahlreiche Krämer, und da dieß Anlaß zum Verdachte gab, unter ihnen möchten ſich gar Gaudiebe verſtecken, ſo erging eine Cabinetsordre, um dieſem

Unweſen ein Ende zu machen. Dieſer letzte Befehl glaubte Taokuang würde ihm Ruhe verſchaffen; er fand ſich in ſeinen Erwartungen keineswegs getäuſcht.

Wie ſein Vater zeigte ſich der Kaiſer ſehr abergläubiſch. In ſeinen Gebeten zu den Götzen war er langweilig und befahl auch ſeinen Dienern, mit ihm nach den Tempeln zu gehen und gleicherweiſe lange Gebete herzuplappern. Seine Zeit war theilweiſe mit der Anordnung von Opfern und andern Feſtlichkeiten beſchäftigt. Er glaubte durch das Räuchern mit Weihrauch Regen und Schnee vom Himmel erbitten zu können, und ereignete ſich das Jahresfeſt eines Heiligen hohen Ranges, ſo war Taokuang auch im Tempel, um etwas zur Feier beizutragen. Den meiſtgeliebten Miniſtern machte er Bilder und Götzen zum Geſchenke; dieſe, um ſeine Abſicht zu ehren, bewieſen ſich auch als eifrige Verehrer derſelben. Während daher dieſe Menſchen fortwährend von Kongtſe ſchwatzten und mit ihm alles Geiſtliche dahin geſtellt ließen, begingen ſie die gröbſten Abgöttereien; ſie ſtraften auch das Volk welches Dämonen huldigte, und wollten durchaus nicht zulaſſen daß Jeder nach ſeiner Meinung dem Dienſte der Götter folgte. Darüber entſtanden viele Irrungen und Strafen, welche den Unterthanen oft ungeheuren Schaden brachten. Allein dieß war nichts, im Vergleich mit den Unruhen unter Kiaking und den fortwährenden Verfolgungen der damaligen Zeit.

Taokuang war von einem Beſuche am Grabe der Vorväter zurückgekehrt und wieder, wie immer, in dem Palaſte beſchäftigt, als zufälligerweiſe ein ſchönes, junges Mädchen ſein Herz feſſelte. Schon lange hatte er gefühlt, daß die Kaiſerin zu großen Einfluß habe, und daher wollte er ſich ihrer Herrſchaft entziehen; zu dieſem Zwecke gab er ſich gänzlich der Liebe hin, erhob die neue Buhlerin zu ſehr hohen Graden und behandelte die Gemahlin mit Kälte. Dieſe konnte Zurückſetzung nicht ertragen und ſtarb bald darauf (1838). Dieſer Wechſel der Leidenſchaft jedoch hatte noch viel größere Folgen und verurſachte eine gänzliche Veränderung in der Regierung. Tſchangling, der erſte Miniſter, etwa 80 Jahre alt und zu allen Geſchäften untüchtig, ſtarb kurze Zeit nach ſeiner Entlaſſung. Taokuang rühmte ſeine großen Talente im Felde ſowohl als im Cabinet,

die bedeutenden Dienſte welche er dem Vaterlande bei Gelegenheit des Krieges in Turkeſtan gethan, und brachte ſeinen Manen herrliche Opfer. Juenjue zog ſich in ſeinem hohen Alter nach der Vaterſtadt zurück und erhielt viele Proben der Verehrung des Monarchen. Zum erſten Miniſter wurde nun ein ſehr rüſtiger Mann, Mutſchanga, ernannt. Sein früheres Verdienſt war die Auffindung einer trefflichen Stelle für das kaiſerliche Mauſoleum. Er wurde daher ſchnell befördert, zum Vorſitzer eines der höchſten Tribunale ernannt und dann ins Cabinet berufen. Ihm geſellte ſich der Chineſe Puanſchigan zu, ein alter abgelebter Mann, untüchtig zu Staatsgeſchäften, welcher dennoch dieſen Platz als ein müheloſes Amt erhielt. Der zweite tatariſche Miniſter war Kiſchen, ein Mann, ſpäter ſo berühmt in den Annalen des Krieges mit den Engländern. Dagegen verfuhr der Kaiſer ſehr ſtreng mit verſchiedenen Verwandten, unter anderen gegen ſeinen eigenen Bruder Tunwang. Dieſer hatte in ſeinem Palaſte eine Menge Leute aus ſehr niedrigen Abſichten gefangen gehalten; er wurde daher mit einer ziemlichen Geldſtrafe belegt und vom Hofe weggeſandt. Andere Prinzen wurden verwieſen, weil ſie ſich dem Opiumſchmauchen ergaben, welches im Palaſte ſowohl als im Harem allgemein geworden war.

Schon im Jahre 1831 erhielt der berühmte Kiſing in der Stadt ſehr große Ehrenſtellen. Sein Vater war Staatsminiſter unter Kiaking geweſen. Er ſelbſt wurde als Zolleinnehmer nach Haikuan an der Gränze von Liaotong geſandt, wo er ein ziemliches Vermögen erwarb. Nachher erhielt er eine ſehr geringe Anſtellung in Peking, wurde aber ſchnell befördert; im Jahre 1830 ward er Commandant der Hauptſtadt und der höchſte Kriegsbefehlshaber, Präſident des Tribunals der Beamten und endlich ein Aufſeher des Hofes. In dieſen verſchiedenartigen Geſchäften bewies er ſich ſehr treu und Taokuang ehrte und ſchätzte ihn. Doch die neue Liebſchaft gab auch zu neuen Ideen Anlaß, man beſchuldigte Kiſing auf einer Reiſe, die er nach Kiangſi machte um dort einige wichtige Sachen zu unterſuchen, ſich mit den Verſchnittenen zu viel eingelaſſen zu haben; er wurde daher herabgeſetzt und endlich zum General in Liaotong ernannt, um ſich ſeiner Gegenwart am Hofe zu entledigen. Ein gleiches Loos traf Higan, den Schwager des Kaiſers, einen ſehr ränke-

vollen Prinzen, welcher ungemeines Anſehen in der Hauptſtadt genoß. Vielleicht hatte er den Kaiſer durch zu große Zudringlichkeit beleidigt; er wurde daher auch nach der Tatarei verbannt, um dort die Aufſicht über ein Luſtſchloß zu halten. So ſtanden die Sachen im Cabinet, als die größte Epoche in der ganzen Geſchichte China's durch Unverſtand herbeigeführt wurde.

Während der Regierung des Taokuang genoſſen im Ganzen genommen die Katholiken größere Freiheit; denn obgleich 1837 das Edict gegen ihre Religion erneuert wurde, ſo fanden dennoch ſelten ſehr große Verfolgungen ſtatt. Dabei wurde die Kraft des Papſtthumes nach langer Ohnmacht wieder belebt, und zahlreich waren die Mönche und Weltgeiſtlichen welche nach China hineilten. Vorzüglich aber zeichneten ſich die Franzoſen in ihrem Eifer aus und die Miſſionäre, welche von den Lazariſten und der auswärtigen Miſſion hieher geſandt wurden, waren in größerer Zahl als die aller anderen Nationen zuſammengenommen. Endlich (1842) erſchienen auch die Jeſuiten wieder, um nach Schantong vorzudringen. Die Spanier erneuerten ihre Verſuche; die Propaganda ſandte auch ihre Leute von Rom aus, und nur die Portugieſen verloren den Boden und waren zufrieden chineſiſche Prieſter zu den ſchon geſtifteten Gemeinden in der Gegend Makao's, Cantons und anderer Orte zu ſenden. Ihre Miſſion zu Peking, die letzte, welche noch im Beſtehen war, wurde aufgehoben, der Biſchof von Nanking kam auch zurück; einer der tüchtigſten Sinologen aber, Gonſalvez, der im Collegium Sanct Joſeph zu Makao lebte, konnte nie einen Ruf ins Innere des Landes erhalten und ſtarb, ohne je die Hauptſtadt geſehen zu haben.

Viele der Miſſionäre gingen die Küſte hinauf, und ſchlichen ſich ſo ins Land; doch diejenigen, welche den Landweg machten, wurden ſehr ſelten entdeckt, ſo daß ſie meiſtens den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. Nur in wenigen Fällen wurden ſie angehalten, und der Statthalter von Hukuang, Tſchéutientſiu, nach dem Abgange des berühmten Lin, iſt der einzige Große, welcher ſie mit Härte verfolgte und einigen Miſſionären durch grauſame Behandlung im Kerker den Tod zuzog. Unannehmlichkeiten hatten ſie ſonſt wohl zu leiden; oft wurden ſie in die Enge getrie-

ben; ihre Gemeinden litten durch die Plackereien der Mandarine oder wurden auseinandergeſprengt; allein nie beſtrafte man die Papiſten wie unter Kienlong oder Kiaking. Ihre Gemeinden wurden daher immer zahlreicher, da es ja ſehr leicht iſt Leute zu taufen, und Reue und Bekehrung ſowohl als Herzensbeſſerung nie erfordert wird. Der Neubekehrte erhielt dann einen Roſenkranz, ein Heiligenbild, ein Crucifix, eine Denkmünze, an deren einer Seite der Papſt, an der andern Petrus, und einen kleinen Kalender zur Kenntniß der Feſt- und Faſttage; ſo war er für ſeinen künftigen chriſtlichen Lauf ausgeſtattet. Dieß waren die Abzeichen, welche ihn von den Heiden unterſchieden und ihn der allein ſeligmachenden Kirche zugeſellten. Unter den Miſſionären waren einige von Talent, während der große Haufe nur mit Beihülfe des Latein, unter der Leitung von chineſiſchen Führern ſich durchhalf. Am Hofe jedoch erſchien Niemand; auch wurde zu dem Ende kein Verſuch gemacht; dennoch lebten verſchiedene Heidenboten von Zeit zu Zeit verborgen in der Hauptſtadt. Wollte man den Taokuang von ihrer Anweſenheit unterrichten, ſo gab er ſehr ſtrengen Befehl die Augen zuzudrücken und ſich darum nicht zu bekümmern; denn er wünſchte davon nichts zu wiſſen.

Die Miſſionäre ſuchten auch wieder die Sendung nach Korea zu beleben und hatten große Schwierigkeiten zu beſtehen, um jenes Land zu erreichen und endlich dort den Märtyrertod zu ſterben. In Annam und Tongking hatten ſie noch immer die bitterſten Verfolgungen zu erdulden und ihr Bekenntniß mit dem Blute zu beſiegeln. Der König vertrieb auch einige von ihnen und drohte den übrigen mit dem Tode, wenn ſie nicht ſogleich das Land verließen oder wieder dahin zurückkehrten.

Ehe Morriſon noch mit Tode abging, waren in den bedeutendſten Pflanzungen des Archipels proteſtantiſche Miſſionäre, wie zum Beiſpiel zu Singapor, Pinang, Malacca, Batavia u. ſ. w. Zwei Deutſche reihten ſich der ſchon beſtehenden Schaar von Engländern an und ſpäterhin nahmen auch die Amerikaner großen Antheil. Während die Heidenboten der Proteſtanten immer zahlreicher wurden, fand man unter ihnen auch Leute von großem Talent, die in kurzer Zeit ſehr viel thaten, während andere ſchnell ins Grab ſanken oder wieder nach Hauſe zurückgingen.

Es fehlte weder an wiſſenſchaftlichen Arbeiten, an Zeitungen, Flugſchriften, Magazinen, Wörterbüchern, noch an andern Werken ſowohl im Chineſiſchen als auch im Engliſchen. Schulen wurden an allen Orten errichtet, um die Jugend ſowohl in ihrer eigenen Literatur als auch im Chriſtenthum zu unterrichten. Die Miſſion dehnte ſich auch nach Siam aus, wo ungeachtet aller Hinderniſſe der Grund zu einem ſehr großen Werke gelegt wurde, welches bis auf dieſen Augenblick noch im Wachſen iſt.

Allein dieſe Miſſion nur auf den Archipel zu beſchränken konnte nie der Wunſch der Arbeiter ſeyn. Daher wurde denn von einem derſelben ein Verſuch gemacht nach der Hauptſtadt vorzudringen; obgleich nur der Hafen von Tientſin erreicht wurde, ſo wuchs dennoch die Gewißheit, daß in den Küſtenländern ſehr viel fürs Chriſtenthum gethan werden könnte. Die Begierde die Tractate und die chriſtlichen Schriften zu leſen, war ſehr groß und oft unglaublich. Dem Kaiſer wurden verſchiedene Exemplare der Bücher auf das Verlangen der Mandarine überſandt und die Bemerkung war, daß ſie nicht claſſiſch ſeyen. In der Folge als die Beſuche häufiger wurden und das Volk in großer Menge herbeilief um ſich der Bücher zu bemächtigen, wurde die Sache wieder dem Kaiſer vorgelegt und der Gouverneur von Fokien berichtete, daß er Exemplare von den Büchern die er als ketzeriſch betrachtete, verbrannt habe. — Taokuang wollte jedoch noch nicht gegen die Verbreiter einſchreiten und bemerkte nur, daß die Verfertigung der Bücher eine Folge der Schlauheit der Barbaren ſey. Nachher vertheilten chineſiſche Chriſten ſelbſt bei dem Examen der literariſchen Candidaten chriſtliche Bücher, und zwei Miſſionäre waren entſchloſſen die Sache wieder dem Throne nahe zu bringen und den Mandarinen dazu die Gelegenheit zu geben, ohne jedoch davon den geringſten praktiſchen Nutzen zu erwarten. Nun wurde der Kaiſer endlich genöthigt mit Gewalt ſich einzumengen. Die Bücher wurden verboten und der Sohn eines der Drucker ins Exil geſandt, wo er ſtarb. Was nun das erſtere betrifft, ſo kehrte man ſich äußerſt wenig daran; allein die Strafe verurſachte die Verlegung der Druckerei nach Singapor, woraus viel Zeit- und Geldverluſt entſtand. Später kam die gänzliche Sperre der Küſte dazwiſchen und ſo unterblieben ähnliche Reiſen von ſelbſt. Zur erſten Ankündigung der ewigen Heilslehre

waren dieſe Verſuche ſehr wohl geeignet; in der Folge zeigte es ſich auch, daß die Bemühungen nicht vergeblich geweſen waren. Man hatte ſich auch bemüht zu Canton eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift im Chineſiſchen herauszugeben, welche ſo manches über den Zuſtand der Welt vortrug und den hochmüthigen Chineſen ihre Unwiſſenheit darlegte. Eine allgemeine Weltgeſchichte, die Geſchichte der Juden und andere Bücher wurden in derſelben Stadt geſchrieben. Zur Belehrung der Fremden erſchien das Chineſe Repoſitory, eine monatliche Schrift, welche ſehr viel zur Beleuchtung dieſes Landes gethan hat und bis auf dieſen Tag fortgeſetzt wird. Es iſt die ergiebigſte Fundgrube chineſiſchen Wiſſens und reich an Aufſätzen aller Art. — Schon früher gaben ſich die Reiſenden an der Küſte mit der Heilkunſt ab und halfen Tauſenden. Nun aber eröffnete ein amerikaniſcher Miſſionär zu Canton ein großes Hoſpital, was auch ſchon vorher Morriſon und ein engliſcher Arzt zu Makao gethan. Solcherweiſe wurde das Evangelium praktiſch gepredigt; allein noch war die Zahl der Bekehrten ſehr gering. Wo wahre Sinnesänderung in den Neulingen erfordert wird, da kann man nie eine große Menge demüthiger wahrer Chriſten erwarten. Deſſenungeachtet wächst das Reich Gottes, den Augen der Welt zwar unſichtbar, dennoch offenbarend die erlöſende Kraft des Stifters und zeugend für ſeine unendliche Liebe.

Dieß war die Zeit der Blüthe Makao's, denn die Bürger waren endlich überzeugt, daß je größer der Handel der Fremden, deſto bedeutender der Gewinn der Eingebornen. So fand ſich denn eine ſehr große Anzahl von Kaufleuten anderer Länder ein, welche den Hafen der Stadt ſehr lebhaft machten und vielen chineſiſchen Verkehr dorthin riefen. Es entſtand aber eine Empörung, in welcher die ſogenannten Vaterlandsfreunde die alte Regierung wegſandten und dagegen ihre eigene Landesverfaſſung einſetzten, die jedoch nicht ſehr lange dauerte.

Die Engländer verfochten die Sache geſammter Fremden. Da der Handel nun ſo bedeutend zugenommen und der Mohnſaft nicht länger in dem Fluſſe Cantons geduldet wurde, ſo begaben ſich die Schiffe, welche dieſes betäubende Gift an Bord hatten, nach einer Inſel, der berüchtigten Lintin, an der Mündung des Stroms. Hier häufte ſich ihre Zahl von Jahr zu

Jahr an, und nun entſtand der Gedanke neue Häfen zu beſuchen. Die erſten Verſuche glückten nicht, die Schiffe wurden weggewieſen und ſelbſt die Häuſer der Dorfſchaften der Küſte, wo das Opium war verkauft worden, niedergebrannt. Hätten nun die Behörden von Canton den Weg der Güte eingeſchlagen, ſo würde man wahrſcheinlich nie in dieſen Unternehmungen beharrt haben. Allein dieß war nun nicht ihr Wunſch, im Gegentheil nahmen die Reibungen kein Ende, man ſtieß Drohungen aus und war emſig beſchäftigt den Fremden das Leben ſo mühſelig als möglich zu machen, und ſie auf japaniſche Weiſe als Gefangene zu behandeln. Dafür rächten ſich dieſe, und ſo wurde der Zuſtand der Dinge noch ärger. Vorſtellungen halfen gar nichts. Es wäre verſchiedenemale beinahe zum Ausbruch eines Krieges gekommen; ſchon hatte der Statthalter von Indien gedroht den Admiral mit ſeiner ganzen Flotte zu ſenden. Unter allen dieſen Streitigkeiten wuchs jedoch der Handel; man erwarb ſehr große Summen und kehrte dann nach Hauſe zurück um das Leben zu genießen.

Die wenigen Schiffe zu Lintin wurden bald darauf in eine ſchwimmende Colonie verwandelt; denn immer mehr wuchs die Zahl; die Mandarinen-Boote und Schmuggler brachten Silber, Zimmet, rohe Seide und andere koſtbare Sachen und erhielten dafür Opium und Manufacturen. So wurde dort ein Handel mit baarem Gelde und einer Ehrlichkeit getrieben, wie man ſie wohl nie irgendwo geſehen. Die hohe chineſiſche Regierung, deren Diener zu Canton ſehr bedeutenden Antheil an dieſen Geſchäften hatten, beſtand auf der Abſchaffung des Mißbrauches, daß ſo viele Schiffe, ohne auch nur einen Heller Zoll zu bezahlen, dort ungerügt liegen bleiben ſollten. Der Kaiſer ſchleuderte auch ſeine Bannflüche gegen die ungehorſamen Barbaren, und die chineſiſchen Admirale kamen ſelbſt um viel Pulver zu verſchießen; allein dabei blieb es auch. Wurde eines der Boote mit Opium genommen, ſo vertheilten die Officiere und Soldaten die Beute; waren ſie genöthigt den Erwerb aufzugeben, ſo erſchien wieder ein ſchreckliches Edict gegen das Opium und die Schmuggelei, und dabei blieb es wieder.

Da alle Vorſtellungen gegen die Mißbräuche zu Canton vergeblich geweſen waren, entſchloß ſich das damalige Oberhaupt der engliſchen Factorei, Majoribanks, ein Schiff zur Unterſuchung

nach den chineſiſchen Küſtenſtädten zu ſenden (1832). Dieß war der Anfang eines außerordentlich großen Handels, wie ihn ſich damals noch nicht die feurigſten Erwartungen vorſtellen konnten, und einer neuen Periode in den Annalen des Verkehrs. Das Reſultat dieſer Unternehmung fiel ziemlich günſtig aus, obgleich die Mandarine das äußerſte thaten um allen Handel wo möglich zu verhindern. Noch in demſelben Jahre ging ein ſehr ſchnell ſegelndes Fahrzeug bis nach der Mantſchurei, hätte aber beinahe Schiffbruch gelitten. Ihm folgten Schiffe in großer Zahl, die meiſtens reichbeladen mit Silber zurückkehrten. Bis zum dreißigſten Grade der Breite und der ſüdlichſten Spitze Hainams, Gewäſſer, in denen man früher noch nie europäiſche Fahrzeuge erblickt, ſah man nun dieſe unwillkommenen Gäſte mit ſehr großem Mißvergnügen; allein das Volk und die örtlichen Behörden gewannen viel durch den Verkehr. Dagegen wurden auch die ſtrengſten Verbote erlaſſen, die jedoch nicht die geringſte Veränderung hervorbrachten.

Endlich wurde dem Alleinhandel der engliſchen Compagnie ein Ende gemacht. Ein ſtattlicher, wahrheitsliebender Edelmann, Lord Napier, ſollte die Stelle des vorherigen Oberhauptes der oſtindiſchen Geſellſchaft vertreten und als königlicher Beamter zu Canton leben. Nach ſeiner Ankunft in dieſen Gewäſſern begab er ſich augenblicklich nach Canton (1834). Hievon geben die Zollbeamten folgenden Bericht: Wir bemerkten die Ankunft eines engliſchen Dämons während der Nacht; allein obgleich wir forſchten, konnten wir dennoch keinen Paß finden. Da nun ein Kriegsſchiff angekommen iſt ohne ſeine Abſichten bekannt zu machen, ſo iſt es wahrſcheinlich daß dieſe Leute ſich in Canton einſchleichen wollen. Der Lord wurde nun unter ſehr heftigen Androhungen von Canton hinwegbeordert; da er aber von ſeiner Regierung Befehl erhalten ſich dort aufzuhalten, beſtand er darauf zu bleiben, berief die Kaufleute zur Berathſchlagung und ſuchte wo möglich ſich mit dem Gouverneur in Briefwechſel zu ſetzen, was dieſer geradewegs abſchlug und den brittiſchen ſowie den ganzen fremden Handel ſperrte. Es regnete nun Bannflüche und die chineſiſchen Behörden nahmen nach herkömmlichem Gebrauch eine feindliche Stellung ein. Obgleich die Plagen welche die Fremden zu leiden hatten, ſchnell vorübergingen, ſo waren ſie für

die Zeit nicht angenehm. Napier ſelbſt ſollte ausgehungert und dergeſtalt von Canton weggetrieben werden; allein ein Kaufmann ging übers Dach und brachte ihm täglich Lebensmittel, ſo daß er es eine Zeitlang aushalten konnte. Nachdem ihn nun einige Mandarine beſucht um ſich über dieſe Sachen auszugleichen, fand man es endlich unmöglich ſich darüber zu verſtändigen; denn ſie wollten ihn nicht als Officier erkennen und maßen ſeinen Worten keinen Glauben bei. Der Verſuch, eine Anzahl Kaufleute zum Organ des Briefwechſels zu machen, ſchlug auch fehl. Jeder war nur bemüht den andern ſo viel als möglich zu necken, und die Folge davon waren gegenſeitige Beſchuldigungen. Da nun zu jener Zeit ſich zwei engliſche Fregatten in der Nähe befanden, ſo wurden dieſe beordert nach Whampoa zu kommen, um die engliſchen Schiffe und Kaufleute zu beſchützen. Auf dieſe feuerte man von den Tiger-Forts und da kein Wind war, dauerte dieß Tage lang. Nachdem ſie nun den Ort ihrer Beſtimmung erreicht, forderten ſie die zahlreichen Schiffe die dort lagen auf, ihnen zur Hülfe eine Anzahl von Matroſen zu leihen, wozu ſich dieſe nicht verſtehen wollten. So unterblieb daher der Zug nach Canton; denn ſchon war auch der Strom durch geſunkene Boote verrammelt. Die Berichte welche nach Peking geſandt wurden, beſtimmten Taokuang, ſogleich Befehle zum Anfange eines Krieges zu geben; allein ehe dieſe angelangt waren, hatte Napier, welcher die Sperre des Handels nicht ertragen konnte, Canton ſchon verlaſſen. Sein geängſtigtes Gemüth rief eine Krankheit hervor; er wurde von den chineſiſchen Behörden mit großem Hohn behandelt, erreichte aber Makao und hauchte dort ſeine Seele aus. Als ein Mann von redlicher Abſicht findet man kaum ſeines Gleichen unter der ganzen diplomatiſchen Familie. Die Chineſen hatten aber wie bei allen vorigen Angelegenheiten den Sieg davongetragen, und zeigten durch ihre Edicte, daß ſie nun die Meiſter der Barbaren ſeyen. Der Gouverneur, ein ſehr alter Mann, wurde eine Zeitlang ſeines Ranges beraubt, und ſtarb vor Gram, den Beiſtehenden verſichernd, daß ihm der Geiſt des Napier zum Hades herabzuſteigen winke. — Der ganze Vorfall wurde ſehr bald vergeſſen, und die einzigen Erinnerungen ſind die großſprecheriſchen, zahlreichen Befehle, welche kein Fremder ohne Lachen leſen kann. Zugleich häuften ſich die Ereigniſſe, die den Ausbruch von Feind-

ſeligkeiten unvermeidlich machten, und alle Brennſtoffe wurden ſorgfältig aufgehäuft, um zu einem fürchterlichen Feuer Anlaß zu geben.

Die brittiſchen Behörden, welche den Chineſen an dem Thore Cantons einen Monat nachher eine ſchriftliche Vorſtellung rückſichtlich eines Schiffes machen wollten, wurden geprügelt und unverrichteter Sache zurückgewieſen. Nun hörte eine Zeitlang der Verkehr auf, bis Elliot die Verwaltung übernahm. Hier wollen wir ſchließen um den Fortgang der Dinge im nächſten Capitel zu erzählen. Bisher haben wir nur von der Entwicklung China's durch ſich ſelbſt geſprochen; nun aber kommt eine große Macht von außen um das Ganze zu verändern. Die Aufgabe iſt noch nicht gelöst, der Anfang aber ſchon gemacht. Die waltende Hand des Weltherrſchers und die unbeſchränkte Liebe des Erlöſers erſcheinen auch in dieſen Vorfällen herrlich und hehr in der finſterſten Nacht des Unweſens und nöthigen uns zum Lob und Preiſe.

Siebentes Capitel.

China im Kriege mit England.

(1840 — 1842.)

Die mittelbare Urſache des Krieges war das Opium; allein der Friedensbruch war Jahre lang ſchon vorbereitet; die Kohlen glimmten und bedurften nur des geringſten Anhauches, um in helle Flammen aufzulodern.

Ueber das Opium iſt ſehr viel geſchrieben worden und die kaiſerlichen Edicte rückſichtlich dieſes Gegenſtandes machen allein ein ſehr dickes Buch aus. Wir wollen daher nur das Vorzüglichſte hier wiederholen. Unter allen bloß ſinnlichen Völkern, wie die Chineſen es im höchſten Grade ſind, iſt das höchſte Beſtreben körperliche Ergötzung; für geiſtigen Genuß haben ſie kaum einen Namen. Die Erfindungen, Kitzel der Sinne zu erregen, werden

in dieſem Lande zur Vollkommenheit gebracht; allein der Geſchmack iſt ganz verſchieden von dem was wir im Weſten als ſolchen betrachten.

Den Gebrauch des Opiums als lindernde Arznei kennt man unter der Nation ſchon Jahrhunderte lang; die Mohnpflanze, die zwar nur ſehr kärglich wächst, wurde auch in dem mittlern China gepflanzt, jedoch erſt wegen der Blume und nur in den neueſten Zeiten des Saftes halber. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts fing man an, das Opium der Zahn-, Kopf- und Leibſchmerzen wegen mit Tabak vermengt zu rauchen; die Matroſen und Kaufleute, welche von den Inſeln des Archipelagus kamen, lernten es von den Eingebornen dort als eine betäubende Subſtanz einathmen, um ſich in den wunderlichſten Träumen, welche den vom Rauche Berauſchten ſich darſtellten, zu vergnügen. Im Jahre 1750 wurden zu dieſen und mediciniſchen Zwecken nach amtlichen Angaben der Zollbeamten etwa 200 — 250 Kiſten gebraucht. Dieſe brachte man von der Türkei, Perſien und Bengalen, die Einfuhr aber geſchah nicht öffentlich, obgleich die Regierung davon ſehr wohl wußte. Nichts war den Reichen ſo willkommen als ein Mittel, welches ihnen zwiſchen ihren Schwelgereien die Zeit vertreiben konnte, und wo ſie gleichſam aller Sorgen unbewußt im ſüßeſten Schlummer halbſchlafend ſich wiegten. Jemehr aber dieſer Taumel durch Rauchen bekannt wurde, deſto größer die nach Opium haſchende Begierde, und im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte ſich ſchon der Verbrauch verzehnfacht. Damals war es jedoch ſehr ſchwer Käufer zu erhalten; die Schiffe, welche in der Nähe Makao's lagen um ſeiner dort loszuwerden, wurden ſehr oft von Seeräubern und Mandarinen angefallen; die Schmuggelei war alſo nicht einträglich, beſonders da es die Regierung, als der Gebrauch des Giftes ſo allgemein wurde, ſcharf unterſagt hatte. Nun wurde Whampoa in der Nähe Cantons zum Stapelplatz gemacht und dort der Schleichhandel unter Mitwiſſen der örtlichen Mandarine betrieben. Boote wurden von den Zollbeamten bemannt, die Leute kamen des Nachts zu den Schiffen, nachdem des Tages vorher ſchon der Kauf zu Canton abgeſchloſſen, überreichten das Geld, ſteckten das Opium in kleine Säcke, ſprangen dann wieder in ihre Schnellboote und ſchoſſen davon wie ein Pfeil. Ungeachtet aller

Verbote nahm das Uebel zu; die Anzahl der Rauchenden vermehrte ſich mit jedem Jahre und die wirklichen Mittel zur Tilgung des Uebels wurden immer unzureichender. Da unternahm es ein patriotiſcher Mandarin das Verderben in allen ſeinen Folgen und jeder Gräßlichkeit dem Taokuang zu ſchildern, und es wurde endlich im kaiſerlichen Rathe beſchloſſen, dem Ganzen ein Ende zu machen. Zu dieſem Zweck glaubte man nichts weiter thun zu dürfen, als die zwei Schiffe welche Opium zu Whampoa hatten, hinwegzuſenden und unter ſchrecklichen Strafen den Gebrauch zu unterſagen. Der Gedanke, daß üble Gewohnheiten unter dem Volke durch bloße Strafgeſetze, die überdieß wegen der Allgemeinheit des Verbrechens in einem ſo bevölkerten Lande unmöglich in Ausführung zu bringen ſind, nie unterdrückt werden können, ſchien kaum Jemanden in den Kopf gekommen zu ſeyn. Selbſt die gemeinen Chineſen glaubten, daß es nun mit dem Schmauchen ein Ende haben werde, und kauften daher den Reſt des Opiums zu ſehr hohen Preiſen. Die Schiffe verließen den Ankerplatz; nach langem Umherirren fanden ſie ſich zu Lintin ein, wo nun der Verkauf wegen der Freiheit und Strafloſigkeit bedeutend ſich mehrte. In Makao wurde überdieß auch ſehr viel verhandelt und es ſchien daß jeder Junge an dem Vergnügen Theil nehmen wollte.

Dieſer wohlmeinende Mandarin bewirkte daher gerade das Gegentheil von dem was er bezweckte; denn Quackſalber ſind in der Staatswiſſenſchaft ſowohl als in der Medicin gefährlich, obgleich ſich zu erſterer Jedermann berufen fühlt.

Edict auf Edict folgte, aber immer größer wurde der Verbrauch, während die Zahl der Schiffe ſich vervielfältigte. Jedes Jahr brachte man Tauſende von Kiſten mehr, und die oſtindiſche Compagnie in Bengalen nahm den größten Antheil an der Production des Mohnſaftes, während eine große Menge von Malwa und den freien weſtlichen Staaten Indiens über Bombay kam, die Portugieſen den ihrigen über Demaun bezogen und Amerikaner und Holländer oft bedeutende Ausfuhren von Smyrna in Kleinaſien machten. Dieß dauerte bis etwa 1837. Zu jener Zeit waren Engländer, Parſen, Portugieſen, Amerikaner und Mohren mit dieſem Schleichhandel beſchäftigt. Da die chineſiſchen Schmuggel-

boote und die Zollfahrzeuge wegen der Ruchbarkeit ſich mit dem Transporte nicht mehr befaſſen konnten, ſo übernahmen die Europäer ihn ſelbſt mit ihren Fahrzeugen, und zum erſtenmal fingen die Sachen an ſehr ernſt auszuſehen; denn es kam ſehr oft zum Streite, was früher nicht der Fall geweſen. Der damalige Gouverneur zu Canton bediente ſich dieſer Gelegenheit um Geld zu verdienen, hielt ſelbſt fünf Boote in ſeinem Dienſt und erwarb dadurch ungeheure Summen, welche jedoch der Kaiſer in der Folge von ihm wieder erpreßte.

Einer der weiſeſten Mandarine am Hofe machte nun den Vorſchlag, das Opium regelmäßigen Zoll bezahlen zu laſſen, um dem Unweſen der Schmuggelei zu ſteuern. Da erhoben ſich aber die Stimmen von allen Seiten, daß die Wurzel und der Zweig des Ganzen abgehauen und weder Mühe, Koſten noch Aufopferungen geſpart werden müſſen, um dieß zuwegezubringen. Alle dieſe Räthe, deren einige die größten Stellen im Reiche bekleideten, verſtanden die Sachen durchaus nicht; dennoch ſprachen ſie ſo entſchieden, als ob ſie dieſe Schwierigkeit durch ein bloßes Machtwort enden könnten. Es fiel Niemanden ein daß, um den Schleichhandel zu unterdrücken, es erſt nöthig ſeyn werde auf das Volk durch Mäßigkeitsvereine hinzuwirken und den Geiſt der Nation dagegen in Harniſch zu bringen. Es war unter der Mandarinenwürde zu erwägen daß, ſollte den Fremden Einhalt geſchehen, ihre eigene Regierung erſt den Gouvernements jener Länder, von wo das Opium käme, Vorſtellungen machen und zu dieſem Ende Tractate abſchließen müßte, damit die Einfuhr von jenen Behörden ſelbſt verhindert werden möchte. Sie bedachten nie, daß ſie erſt eine Flotte haben mußten um den Schmugglern die Spitze zu bieten, und daß ſo viele prächtige Edicte nur unnützes Papier waren, ſo lange es an der phyſiſchen Kraft fehlte. Sie ſahen mit zu großer Verachtung auf die Fremden herab, welche ſie mit Leichtigkeit zu zwingen gedachten, ohne ſelbſt ihre Verhältniſſe und Macht zu kennen. Die Klagen welche ſie führten, waren in mancher Hinſicht ganz gerecht. Dem Lande wurde eine namhafte Summe Geldes durch die Einfuhr des Opiums entriſſen, und dieſe belief ſich auf etwa 6 — 8 Millionen Thaler. Jene Summe wurde von den Mandarinen noch vergrößert und dem haushälteriſchen Kaiſer der größte Schre-

cken eingeflößt. Bisher waren ſehr bedeutende Maſſen Silbers von den Fremden mehr als ein Jahrhundert lang eingeführt worden; jetzt im Gegentheil verlor China beſtändig Silber und Gold, und dieß für bloßes Gift. Dazu kam noch die Betrachtung der ſchrecklichen Folgen welche das Opiumſchmauchen hatte. Gerippen ähnlich ſchlichen die armen Geſchöpfe welche ſich dieſem Laſter ergaben, die Straßen entlang; ſie verſchwendeten Hab und Gut im Ankaufe des Mohnſaftes, ließen Eltern, Weib und Kinder lieber Hungers ſterben als daß ſie davon abſtanden, und verkauften den letzten Fetzen ihrer Kleider, um dieſes ſchädlichen Genuſſes willen. Wenn aber das Geld ausgegeben und Haus und Hof ſchon vergeudet war, ſo wurden ſie Räuber und Spitzbuben, und begingen die größten Gewaltthaten, um ihren Lüſten zu fröhnen. Die Schlupfwinkel wo ſie den verderblichen Saft einhauchten, waren Verſammlungsplätze von Spielern und Huren, wo man allerhand Schandthaten ungeſtraft beging. Die Soldaten welche ſich dem Laſter hingaben, wurden dadurch ſo entnervt, daß ſie für den Dienſt untauglich waren. — Um ſich von all dieſem zu überzeugen, hatte der Kaiſer nicht weit aus ſeinem Palaſte zu gehen. Er ſelbſt, ſagt man, rauchte ſehr gern, und in dem Harem gab es viele Verſchnittene, welche die Pfeife Tag und Nacht gebrauchten. Der älteſte Prinz war an den Folgen dieſes Uebels geſtorben, und verſchiedene Verwandte des Kaiſers trieben es mit dem Gebrauche des Opiums ſo weit, daß ſie vom Hofe verwieſen werden mußten. Auch hatte man wahrgenommen, daß dieſe ſchreckliche Gewohnheit ſich über das ganze Land verbreitete und für die Nation einen Abgrund eröffnete, in welchen ſie früher oder ſpäter hineinſtürzen mußte. Daher hielt ſich der Hof für berechtigt, die ſtrengſten Mittel zur Ausrottung dieſes Laſters ſogleich in Anwendung zu bringen.

Ehe aber Taokuang zu gewaltſamen Maßregeln ſchritt, ſchrieb er an alle Statthalter und Generale der Provinzen, ſie möchten ihre Meinung über dieſen Gegenſtand öffentlich ausdrücken. Die Antwort war überall dieſelbe, daß es mit den härteſten Strafen zuwegegebracht werden müßte und daß man den Fremden nie erlauben dürfe große Summen Silbers auszuführen. Obgleich es nun allgemein bekannt war, daß die Mandarine und Zollbeamten in den Hafenſtädten von dem Schleichhandel den größten

Nutzen gezogen und ſelbſt zu Tientſin die Beamten des kaiſerlichen Schloſſes davon ſich bereichert, ſo glaubte man durch Drohungen ein ſo verderbtes und beſtechliches Geſchlecht wie die Behörden China's ſind, zu einer Sinnesänderung zu bringen. Die meiſten Diener und Herren und die Mandarine ſelbſt erlaubten ſich den übermäßigen Gebrauch des Opiums, und gerade dieſe Leute, welche ſich durch abſichtliches Nachſehen in dieſem Schleichhandel bereicherten, ſollten auch die Einfuhr gänzlich verhindern. — Wie die höchſten Staatsdiener eines ſehr großen Reiches auf ſolche bizarre Gedanken gerathen konnten, iſt bis jetzt noch unerklärbar. — In moraliſcher Hinſicht freute ſich der Chriſt und Menſchenfreund über ein ſo mächtiges Unternehmen, welches zur Beglückung der Chineſen berechnet war. Zugleich aber wünſchten edle Männer ernſtlich, daß der Kaiſer von andern Mitteln Gebrauch machen möchte die wirkſamer geweſen wären, und daß er nicht Maßregeln zur Ausführung bringen möchte, die, anſtatt dem Uebel zu ſteuern, es noch ſteigerten und dabei viel Elend hervorriefen. Sachen der Art in Erwägung zu nehmen, war den Mandarinen nicht der Mühe werth, denn ihre eigene Weisheit war groß genug alles vorherzuſehen und die nöthigen Anſtalten zu treffen; obgleich man noch nie gewagt den Fremden die Spitze zu bieten, ſo war man dennoch von dem guten Erfolge überzeugt.

Wie wir ſchon oben erwähnt, erhielt der Capitän Elliot die Oberaufſicht über den brittiſchen Handel. Er war ein ſehr geſchickter und kluger Mann, jedoch unbeſtändig in allem Thun und Treiben, zu feurig, zu ſchnell gerührt und zu wenig mit dem chineſiſchen Charakter bekannt, den er immer mißverſtand; dabei war er ſehr nachſichtig und gütig, bewies der chineſiſchen Regierung Achtung und war feſt überzeugt, daß die Schuld, wenn nicht ganz, doch wenigſtens zum größten Theil auf der Seite der Fremden ſey. Durch Höflichkeit und Beſcheidenheit glaubte er die Chineſen für ſich zu gewinnen; daher gab er auch den ſo viel beſtrittenen Punkt auf und correſpondirte mit den Hongkaufleuten, wodurch er ſich ganz ſicher wähnte, den Weg zur hohen Regierung zu erreichen. Seinen Vorgängern traute er ſehr wenig Weisheit zu und wünſchte nun durch ſeine eigenen Maßregeln, welche der Veränderlichkeit wegen immer unbeſtimmt waren, alles durchzuſetzen.

Er erniedrigte ſich daher um das Wohlwollen der Mandarine zu erwerben, und die Folge war ſtolzer Hohn von Seite des Gouverneurs, der ihn anwies die Höhe des himmliſchen Reiches zu betrachten, vor welchem alle andern Länder als bloße Zwerge daſtänden. Dann wurde ihm der äußerſte Gehorſam und die beſtändigſte Ehrerbietung befohlen. Ferner kam der Verkehr mit ihm als einer Behörde vom Herrſcher ſeines Landes zur Sprache. Da drang der Statthalter darauf, daß er immer als ein Bittſteller vor ihm erſcheinen müßte und ſeine Briefe nur durch die Hongkaufleute ihm zuſchicken ſollte. Dieß war nun völlig wider den Grundſatz aller Regierungen, die ſich China als nicht lehenspflichtig anerkannten; daher wurden die Unterhandlungen wieder eine Zeitlang aufgegeben. Nun erſchien der Admiral Maitland mit einem Linienſchiffe. Auch er wurde beleidigt, und es wäre beinahe zu Feindſeligkeiten gekommen; allein der chineſiſche Befehlshaber der Flotte bat um Entſchuldigung. Aus den vorhin erwähnten Plänen, ſich der chineſiſchen Regierung etwas zu nähern, wurde aber nichts, und da die Hongkaufleute das Ruder führten und einer derſelben, Howkua, ein reicher Mann, ſehr großen Einfluß auch bei Elliot beſaß, ſo fühlten ſich die chineſiſchen Beamten ermächtigt dem brittiſchen Löwen Trotz zu bieten.

Unterdeſſen hatte ſich der Opiumhandel immer weiter ausgebreitet, und die Opfer des verheerenden Giftes wurden immer zahlreicher. Man hatte ſchon Berechnungen gemacht, 40,000 Kiſten nächſtens einzuführen, und immer größer wurde die Wuth der chineſiſchen Behörden. Dem Kaiſer war indeß zu Ohren gekommen daß alle ſeine Großen mit ihm hinſichtlich des Verbotes derſelben Meinung wären, und ſchickte ſich nun an mit dem Schreckensſyſtem einen Anfang zu machen. — Ein Händler wurde nahe bei der Mauer von Makao an ein Kreuz gebunden und auf dieſe Weiſe erdroſſelt. Als dieß nichts half um die Fremden von der Schmuggelei zurückzubringen, ſo befahl der Gouverneur die Todesſtrafe an einem chineſiſchen Opiumhändler vor den Factoreien der Fremden zu Canton auszuführen. Dieß wurde nun von den Ausländern verhindert; allein bald darauf drängte ſich eine wogende Menge von Pöbel auf den Platz vor den Gebäuden, und fing an in die Wohnungen der Europäer und Amerikaner einzubrechen. Da erſchien der chineſiſche Magiſtrat und trieb dieß unruhige

Geſindel auseinander. Zum zweitenmal wurde es verſucht dort einen Verbrecher zu tödten, und dießmal die That vollbracht. Die Conſuln der fremden Mächte zogen nun ihre Flaggen nieder und bedeuteten der chineſiſchen Regierung, daß ſie nie leiden wollten einen Richtplatz aus ihren Spazierorten zu machen. Dabei verbreitete ſich allgemeine Furcht unter den Fremden; denn konnten die Vagabunden von Canton einmal den Ausländern mit Vernichtung drohen, warum ſollte dieß nicht zum zweitenmale geſchehen, und was konnte dem wilden Haufen entgegenſtehen in die Häuſer einzudringen, zu plündern und zu rauben. Alles Vertrauen war nun verſchwunden, und die Vorzeichen der Zeit verkündigten einen fürchterlichen Ausbruch. Dazu trugen überdieß die ſehr ſtrafbaren Unternehmungen der Fremden, das Opium bis in die Mitte Cantons zu bringen, ſehr viel bei, während die Mandarine auch ihr Aeußerſtes thaten um ſelbſt den Schleichhandel zu treiben und ſo viel als möglich Geld zuſammenzuraffen; denn die Zeit war ſehr kurz und eine ſchreckliche Kriſis war vor der Thüre. Die gänzliche Handelsſperre war der Anfang der nun nahenden außerordentlichen Ereigniſſe.

Zu jener Zeit lebte ein vorzüglicher Staatsmann, Lintſetſu, der wegen ſeiner Geradheit dem Kaiſer ſehr wohl bekannt war. Er hatte früher als Vice-Statthalter von Kiangſi die Sache des Volkes vertheidigt, welches gerade damals ſehr hart bedrückt und von Mißwachs darniedergebeugt war; er hatte gewagt ſich dem Zorne ſeines Oberherrn bloßzuſtellen. Taokuang aber gab ihm in der Folge Recht, und anſtatt ihn zu beſtrafen, machte er ihn zum Gouverneur von Hukuang. Dort zeichnete er ſich durch ſcharfe Maßregeln gegen die Opiumſchmaucher aus, und ſchrieb einen langen Brief, worin er den außerordentlichen Erfolg, ſeinen Untergebenen dieß Laſter abzugewöhnen, deutlich darlegte und ſeine Verdienſte hervorhob. Taokuang war damals gerade bemüht einen ehrenfeſten, entſchiedenen Mann nach Canton als Bevollmächtigten zur Unterdrückung des Opiumhandels zu ſenden, als der Bericht dieſes Lin ankam. Der Monarch erinnerte ſich ſeiner, dachte, daß ein ſolcher Charakter geeignet ſey das Werk zu vollziehen, und berief ihn ſogleich nach der Hauptſtadt. (Im Herbſte 1838.) — Dort unterhielt er ſich lange mit dem Kaiſer und verſprach ſeinem Oberherrn heilig und theuer das Unweſen

ſehr ſchnell zu unterdrücken, worauf ihm der Kaiſer unumſchränkte Macht im Handeln ertheilte. Unterſtützt von den damaligen Staatsminiſtern, begab ſich Lin mit großer Schnelle nach Canton, wo er am 16. März 1839 ſeinen Einzug hielt.

Der Charakter dieſes Mannes, welcher ſo mächtigen Einfluß auf China hatte, verdient einigermaßen unſere Unterſuchung. Was Lin unternommen, that er mit ganzem Herzen und aller Kraft, denn er war ein gerader Ehrenmann ohne Umſchweife; dem Opiumhandel hatte er den Tod geſchworen, allen Fremden zeigte er ſich als unerbittlichen Feind. Seine Einſichten waren äußerſt beſchränkt, mit den Ausländern war er durchaus nicht bekannt und verſtand noch weniger die Art ſie zu behandeln. Er war feſt überzeugt, daß man ihnen wie Chineſen zu begegnen habe und daß fürchterliche Strafen, gerecht oder ungerecht, ſie vom Bringen und dem Verkaufe des Opiums zurückſchrecken würden. Die Erdbeſchreibung war ihm eine Wiſſenſchaft deren Name er kaum kannte, von auswärtigen Ländern hatte er keine Idee, und auf die ſogenannten Barbaren ſelbſt blickte er mit Verachtung. Die Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes waren ihm gleichgültig; Raub, Mord, Lügen und Trügen, unerhörte Grauſamkeit und Härte ſchienen ihm die bequemſten Werkzeuge zu ſeyn, welche zur Erreichung ſeiner Abſichten führten. — Er war groß im Glück und jämmerlich klein im Elende; muthig und kräftig, ſo lange alles wohl ging; verzagt, ſobald Hinderniſſe in den Weg traten. Unbeſtechlich in all ſeinem Thun, erwarb er ſich ungeachtet ſeines unerträglichen Stolzes und der unerbittlichſten Härte die Liebe des Volkes. Sonſt war er oft ſtürmiſch, verwarf die Meinung Anderer ohne viele Prüfung, zeigte aber dennoch viel geſunden Menſchenverſtand, obgleich er nur für die Gegenwart arbeitete und nicht den geringſten Blick in die Zukunft zu thun verlangte. Für die wirkliche Ausrottung des Opiums war kein Mann ſo untüchtig als er, für die ſcheinbare Niemand ſo geſchickt. Hätte man ſich ernſtlich bemüht den ungleichſten Gegner aus der ganzen Menge von Staatsmännern Europa's hervorzuheben, ſo hätte wohl kein anderer ſo gut dieſen Dienſt wie Elliot vertreten können.

Als man von Lins Ankunft hörte, bebte alles in Canton; der Admiral der Provinz ſchickte ſogleich einige Abgeordnete

nach Makao, um dort auf Wegſendung aller Schiffe, die Opium hatten, zu beſtehen, bis der Sturm vorüber ſey. So wiederholt jedoch waren dergleichen Schreckensposten geweſen, daß man auch dieſer keinen weiteren Glauben beimaß. Zu gleicher Zeit aber war der ganzen Schmuggelei ein Ende gemacht worden, Niemand wollte Opium kaufen, noch weiter davon Gebrauch machen. Lin erließ an alle Behörden ein Rundſchreiben, worin er ſie ermahnte die Pfeifen zu ſammeln und das Opium ſogleich zu überliefern, welches man in den Häuſern vorfände. Nun entſtand ein wirklicher Wetteifer, wer den meiſten Mohnſaft und die zahlreichſten Rauchröhren zuſammenbringen könnte. Ja man ging ſoweit, ſelbſt Opium und Pfeifen zu kaufen, um das Seinige zu dieſer großen Reformation beizutragen. Solche Willigkeit gefiel dem Magnaten, und nun fing er mit den Strafen an. Die Mandarine, welche früher ſehr viel Schleichhandel getrieben, wurden abgeſetzt, und zwei Officiere, wie man ſagt, deßhalb zum Tode verurtheilt. Eine Ausnahme machte jedoch der Gouverneur, der ungeheure Summen dadurch erhalten. Er wurde im Dienſte gelaſſen, um als Helfer der Sache das Ganze zu vollenden. Sein Betragen war demüthig und knechtiſch, und zu allem was Lin vorſchlug, ſagte er Ja. — Darauf fing Lin an auch gegen die geringeren Leute das Schwert des Geſetzes zu ergreifen. Sobald dieß bekannt war, eilten Ankläger ohne Zahl zu den Tribunalen, und bald wurden die Gefängniſſe mit Tauſenden angefüllt. Wo Argwohn herrſchte und wo man einen Feind verderben wollte, da erklärte der Gegner, daß er ſich mit dem Opiumhandel beſchäftigte und des Angeklagten Untergang war unausweichbar. Es fand ſich aber ſehr bald, daß die größten Schurken ſich dieſer allgemeinen Schuld bedienten, um ehrliche Leute zu ruiniren; auch wollten die Gefängniſſe nicht mehr für die Verbrecher ausreichen, und ſo hörte die Verfolgung von ſelbſt auf. Die Anzahl derjenigen welche dort im Kerker den elendeſten Tod ſtarben, iſt nie bekannt gemacht worden; allein Seuchen, Folter und barbariſche Behandlung ſowohl als Hunger entledigten die Gefängniſſe der vielen Opfer, und der Tod herrſchte mit unumſchränkter Gewalt. — Zugleich war aller Handel zu Ende, denn unter dem Vorwande Opium zu ſuchen bedrückte man die Kaufleute auf alle mögliche Weiſe, und wer Geld ſehen

ließ, wurde ſogleich des Schleichhandels für verdächtig erklärt und kam in Gefahr ſeine ganze Habe zu verlieren und noch überdieß ins Gefängniß zu wandern. So unterblieb alles Streben und in Erwartung der kommenden Dinge ergriff Zittern und Beben die ganze Nation. Lin wollte aber noch ſchärfer verfahren, und ſo verordnete er, daß in allen öffentlichen Tribunalen und in der ganzen Armee unter Fünf, Zehn und Hunderten eine gegenſeitige Aufſicht zur Verhinderung des Opiumſchmauchens ſtattfinden ſollte, und daß unter den gemeinen Leuten dieſelbe Ordnung gehalten werde, ſo daß einer auf den andern ein Spion ſeyn möchte, und ſich durch das Angeben bereichern konnte. Oft wenn man einen reichen Mann beim Gericht anklagen wollte, warf man erſt auf eine geheime Weiſe einiges Opium in einen Winkel, ſtürzte dann mit Soldaten ins Haus hinein, um den Unglücklichen ins Gefängniß zu werfen und ſeine ganze Habe zu plündern. Freilich war Lin über den Erfolg ſeiner Maßregeln ſehr beſtürzt; allein er glaubte ſeinen Zweck erreicht zu haben, und um die letzte Hand daran zu legen, ſchlug er vor, daß erſt der Verkäufer und Käufer, nachher der Gebrauchmachende zum Tode verurtheilt werden, daß die geringſte Strafe Erdroſſelung, die härteſte Enthauptung ſeyn ſollte. Der Vorſchlag wurde beim hohen Criminalhofe in Peking bewilligt, von Taokuang beſtätigt und dann als Reichsgeſetz erklärt, welches nach kurzer Jahresfriſt mit aller Strenge in Ausführung gebracht werden ſollte. Nun war es nach Lin's Anſichten mit dem Rauchen im ganzen Lande gethan, die Leidenſchaften der Menge waren durch Strafgeſetze gebändigt und Jeder wollte nun wieder mäßig und nüchtern leben.

Allein es war nur die Hälfte des Werkes gethan und die Fremden ſollten nun ſeinen ganzen Zorn fühlen; denn ſie waren es welche die Chineſen zu dieſem Laſter verführt. Um dieſen großen Plan nach ächt chineſiſcher Art auszuführen, wurden die Kaufleute zu Canton alle zu Gefangenen gemacht. Dann ward ein Befehl an ſie erlaſſen, alles Opium welches ſie in den Schiffen an der Küſte beſäßen, ſogleich aufzugeben; ſie mußten ſich aufs heiligſte verpflichten es nie wieder einzuführen, und im Falle ſie das Gift wieder brächten, ſollten ſie zum Tode verurtheilt werden.

Nicht lange nachher wurden die vorzüglichſten Hongkaufleute mit Ketten beladen nach der Wohnung des vorzüglichſten engliſchen Kaufmanns gebracht. Man wollte dieſen zum Büßer für alle die Schuld der geſammten Händler machen und ihn zu dem Ende in die Mauern von Canton ſchleppen. Er ſelbſt war äußerſt bereitwillig dazu, allein ſeine Freunde riethen es ab und vielleicht wäre er nicht mit dem Leben davon gekommen. Allein während man noch über dieſe Gegenſtände zauderte und ſchon eine theilweiſe Uebergabe des Opiums ſtattgefunden hatte, wurde durch die Ankunft Elliots die ganze Lage der Dinge verändert. Dieſer war zu Makao in ängſtlicher Erwartung geblieben und hatte zu wiederholtenmalen erklärt, daß er nie an dieſem Streit Theilnehmen werde, denn die Sache ginge die Regierung durchaus nichts an. Auch erließ er an alle die Schiffe in den chineſiſchen Gewäſſern Befehle ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und dachte nun an den Ausgang der Dinge. Als es jedoch zum Aergſten gekommen, beſchloß er zum wenigſten die Gefahr mit ſeinen Landsleuten zu theilen und ihnen allen Beiſtand wo möglich zu geben. Plötzlich, wie es ſeine Art war, ging er daher nach Canton und nahm den Kaufmann Dent bei ſeiner Ankunft in Schutz.

Nun wurden alle chineſiſchen Diener durch Androhung von Strafe hinweggeſcheucht, die Lebensmittel abgeſchnitten und aller Ausgang durch drei Reihen von Booten verſperrt. Darauf befahl ihm Lin, alles Opium das ſich in den zerſtreuten Schiffen fand, aufzugeben, und Elliot ſchenkte hinweg, was nicht ſein war, nämlich 20,283 Kiſten; da ſich nicht alles in China vorfand, mußte man noch von den Schiffen aus Bombay, welche in der Folge ankamen, das nöthige kaufen. Als dieſe Nachricht zu Makao ankam, ſchien das Verfahren unglaublich zu ſeyn; allein der außerordentliche Elliot wollte auch etwas Außerordentliches thun; daher übergab er den Mohnſaft den Chineſen.

Eine kleine Fregatte, welche Elliot zu Makao zurückgelaſſen, hatte Befehl ſogleich ihm zu Hülfe zu kommen wenn der Capitän während ſechs Tagen keine Nachricht bekäme. Dieß Schiff ging daher nach der Bocca Tigris, um beim chineſiſchen Admiral Nachricht über den Stand der Dinge einzuholen, wurde

aber von jenem Seeofficiere mit Hohn behandelt und mußte wieder unverrichteter Sache abziehen; denn man deutete dem Befehlshaber an, daß ſein Admiral früher ſehr ehrerbietig und gehorſam geweſen, er ſelbſt alſo ſeinem Beiſpiele folgen und hinweggehen müßte.

Elliot mit den Kaufleuten wurde nun ſo lange gefangen gehalten, bis die obige Quantität des Opiums völlig überliefert war. Dieß fand in der Nähe der Bocca Tigris ſtatt, wo Lin in Geſellſchaft des Generalgouverneurs Tang das ganze Geſchäft ſchnell ordnete. Was man bisher nie geſehen, und ohne Zweifel ein Beiſpiel welches nur einmal in dem Beſtehen des Handels vorfallen konnte, ſah man an der Mündung jenes Fluſſes. Von allen Meeresgegenden kamen die Schiffe herbei um das Opium abzugeben, und kaum waren ſie geankert, ſo kamen auch ſchon die chineſiſchen Boote herbei um den Mohnſaft ſchnell hinwegzunehmen. Erſt öffnete man die Kiſten um das Opium zu wägen; allein die zum Empfang beſtimmten Behörden ſtahlen ganze Stücke; daher wurden die ganzen Kiſten genommen und mit denſelben oft Stein und Schmutz, anſtatt des Opiums.

Von dem Augenblick an als die Uebergabe geſchah, erhob ſich wieder der Schleichhandel an allen Ecken; die Kiſte, welche früher kaum 200 Thaler gegolten und keinen Käufer finden konnte, ſtieg nun auf 1000—1500 Thaler. Das was zur gänzlichen Unterdrückung des Handels beſtimmt war, zeigte ſich nachher als das ſtärkſte Mittel zur Erhebung desſelben. Aber Lin war auf ſeinen großen Sieg ſehr ſtolz; er hatte die Engländer bezwungen, alle Fremden gedemüthigt, den Handel ausgetilgt. Alles dieß erfüllte ihn mit inniger Freude und Wonne, auch der Kaiſer jubelte und ernannte ihn daher zum Statthalter von Kiangnan und Kiangſi. Zuweilen aber ſchlug dem Lin das Herz über die Folgen ſeiner Handlung, und er war einmal des Sinnes, den ganzen Verluſt durch Anweiſung auf die Hongkaufleute gut zu machen und ſo die Fremden ihren eigenen Schaden bezahlen zu laſſen. In dieſem wichtigen Augenblicke traten Fremde dazwiſchen und verſicherten, daß keine Nation ihn wegen dieſer Gewaltthat rügen könnte, und daß er ganz im Sinne des Völkerrechts gehandelt. Lin lieh dieſer Vorſtellung ſehr gerne das Ohr und war nun für alle weitern Vorſchläge taub, welche

ihm zu wiederholtenmalen zur Erhaltung des Friedens gemacht wurden. Er wollte ein Schreckenregiment einführen; denn nur auf ſolche Art glaubte er den Verkauf des Opiums verhindern zu können. Er gab den Kaufleuten, die das Opium ihm übergaben, für jede Kiſte ein Pfund Thee, das heißt den 3000ſten Theil des Werthes, welches natürlich von den Beſitzern zurückgewieſen wurde. Nun wollte der Bevollmächtigte ein Beiſpiel ſeines unerbittlichen Haſſes an dem Opium ſelbſt geben; nachdem er ſich viel darüber unterhalten, ſchlug er erſt vor, es dem Kaiſer zu überſenden, welches dieſer ſich verbat; dann wollte er es verbrennen, dachte aber durch den gräßlichen Geſtank eine Peſt unter den Leuten hervorzubringen; auch wollte er es nicht in die See werfen; denn dann würden die unſchuldigen Fiſche davon ſterben. Was war nun damit zu thun? Ein gewiſſer Schalk rieth ihm, den Mohnſaft mit Oel und Kalk zu vermengen, wohl untereinander zu rühren und dann in die See laufen zu laſſen. Dieſer Vorſchlag wurde in Ausübung gebracht; wie die Fiſche, für welche man früher ſo viel Sorge getragen, dieß neue Gemiſch annahmen, erzählt die Geſchichte nicht, und wie viel im Ganzen geſtohlen und verkauft wurde, iſt bis jetzt nie bekannt geworden. Bei dieſer Gelegenheit erſchien ein amerikaniſcher Kaufmann, um dem Lin eine ganze Menge Vorſtellungen über ſein künftiges Betragen zu machen. Der Mächtige hörte ihn ruhig an und entſchloß ſich, nachdem er auch die Schriften des Rathgebers geſehen, welche derſelbe in bedeutender Menge geſchrieben hatte, ſeinen eigenen Weg rückſichtlich der Fremden zu gehen.

Es erſchien nun ein Edict, den Tod ſetzend auf jeden Schiffer oder Kaufmann des Auslandes, welcher entweder den Mohnſaft hieher brächte oder denſelben verkaufte. Denjenigen, welche dieß in Unwiſſenheit thaten, war eine kurze Friſt erlaubt ihre Ladungen der chineſiſchen Regierung zu überliefern, den Uebrigen ward Tod und Verderben zu Theil. Bei ſolchen Androhungen hätte man glauben ſollen, würde der ganze Handel aufgehört haben. **Dieß war aber durchaus nicht der Fall, ſondern die Schmuggelei erweiterte ſich mit der Strenge der Verbote, der Preis des Mohnſaftes ſtieg ſehr hoch und der Gewinn war ungeheuer. Die Portugieſen hatten den ihrigen nach Manila geſandt und verkauften**

ihn dort für bedeutende Summen; obgleich die Amerikaner auch großen Antheil an dem Unweſen gehabt, ſo verſicherten ſie ſelbſt ſowohl als die erſteren, daß ſie ganz frei von dem Verbrechen wären.

Lin beſtand nun auf einer ſchriftlichen Verpflichtung von Seite eines jeden Capitäns und Kaufmanns, welche entweder Fahrzeuge oder Güter nach Canton brachten, daß, wenn Opium in ihren Fahrzeugen gefunden würde, ſie willig den Tod erleiden wollten. Gegen dieſe Maßregel empörten ſich die meiſten Fremden; denn nach den Regeln der chineſiſchen Praxis wird gewöhnlich ein unſchuldiger Mann ergriffen um für alle zu büßen, und bloße Schicanen haben Manche auf den Richtplatz gebracht.

Um ſolche Scenen zu vermeiden, erſuchte Elliot einige Mandarine nach Makao zu kommen, um dort ſich über die weiteren Maßregeln zu berathen. Seine Abſicht war, den Handel nach jenem Orte zu verſetzen, bis die Streitigkeiten zwiſchen China und England geſchlichtet wären. Beide Theile konnten aber zu keinem Verſtändniſſe kommen und ſo ſchieden ſie mit gegenſeitiger Erbitterung von einander.

Elliot verbot nun den engliſchen Schiffen nach Canton ſich zu begeben; denn es war ja äußerſt gefährlich ſo etwas zu thun. Die Fahrzeuge ankerten deßhalb in dem Hongkonghafen, und nur wenige Amerikaner begaben ſich nach Whampoa. Während ſie ſich daſelbſt befanden, wurde ein Chineſe zufälligerweiſe von einem betrunkenen Matroſen am Ufer todtgeſchlagen. Dieſe That rächte Lin durch die Forderung den Mörder auszuliefern, und da dieſer weder ausgemittelt noch herausgegeben werden konnte, wurde die Austreibung der Engländer von Makao von Lin beſchloſſen. Dieß wäre nie geſchehen, wenn Elliot nicht zuerſt weggezogen wäre; allein ſeinem Beiſpiele mußten die andern ſehr bald folgen, und ſo wurde unter vielen Beſchwerlichkeiten und wirklichen Leiden eine Freiſtatt auf den Schiffen geſucht.

Dieß war ein neuer Sieg des Lin, welcher ſich noch überdieß der Mithülfe der Portugieſen in der Wegtreibung der verhaßten Fremden erfreute. Er wurde nun immer ſtolzer und

anmaßender. Ein Boot, welches von Makao nach Hongkong ging, wurde von den Mandarinen angefallen und alle am Bord entweder getödtet oder ins Waſſer geworfen. Nur ein Jude entkam mit dem Leben und dieſem waren die Ohren abgeſchnitten worden. Gerade zur ſelbigen Zeit rettete ein Engländer eine Anzahl Chineſen von einem Schiffbruch, und als ein wahrer Chriſt handelnd vergalt er Böſes mit Gutem. Jene wohlgelungene Unthat ſpornte Lin zur Verbrennung eines ſpaniſchen Schiffes an, welches in der Nähe von Makao lag. Verſchiedene Matroſen wurden ermordet, andere ertranken, ein Officier wurde gefangen genommen; man folterte ihn ſchrecklich um ihn zum Geſtändniß zu bringen daß er Opium verkauft habe, und endlich drohte man ihm mit dem Tode. Sein Leiden war ſo fürchterlich, daß er wahnſinnig davon wurde. Das Außerordentlichſte in dieſer Sache iſt, daß die Mandarine, welche dieſe ſchwarze That begingen, ſehr wohl wußten, daß dieß Schiff den Spaniern angehörte und nie Opium am Bord gehabt hatte, und durch Lootſen die engliſchen Schiffe einige Stunden zuvor warnte ſich hinwegzumachen. Dieſe Seeräubereien von Seite der chineſiſchen Regierung mag man als Anfang des Krieges betrachten. — Nach dieſem Siege behauptete Lin, daß er alle Opiumſchmuggler auf gleiche Weiſe verbrennen wolle und befahl den Kauffahrern ſchnell nach Whampoa zu ziehen, oder im Weigerungsfalle ein ähnliches Loos zu erdulden.

Elliot war nach Hongkong gezogen, um die Sache des Mörders zu unterſuchen und in dieſer Hinſicht nach engliſchen Geſetzen zu verfahren. Nachher blieben alle engliſchen Kaufleute mit ihren Familien auf den Schiffen zu Hongkong. Dort wurden die Lebensmittel durch die Mandarine abgeſchnitten und Elliot fand ſich genöthigt Maßregeln zur Beſchützung der Kauffahrer zu treffen. Mit einemmale kam ihm der Gedanke, auf gewaltige Weiſe ſeinen Leuten Lebensmitteln zu verſchaffen, und zu dieſem Zweck feuerte er auf die Kriegsjunken, welche nahe dem chineſiſchen Fort Kowlun lagen. Dieſer unverantwortliche Angriff wurde wie gewöhnlich durch Schwäche und Zögerung verfolgt. Eine engliſche Fregatte, welche zur Hülfe herbeigerufen war, zog nachher auf Elliots Vorſtellungen hinweg, ohne einen Schuß gethan zu haben, und der chineſiſche Seeofficier eignete

ſich ſehr natürlich den Sieg zu. Der Kaiſer war über Verdienſte ſolcher Art ſo zufrieden, daß er ihm eine Pfauenfeder gab und ihn nachher zum Admiral machte. Dieſes Unentſchiedene des Ereigniſſes trug ſehr viel dazu bei die Kriegsluſt der Chineſen rege zu machen; denn ſie waren nun feſt überzeugt, daß ſie den Engländern zu See und zu Lande gewachſen wären.

Seinerſeits kündigte Elliot eine Hafenſperre des Fluſſes von Canton an, veränderte aber plötzlich ſeine Meinung und fing Unterhandlungen rückſichtlich des zu eröffnenden Handels an. Zu dieſem Zweck hielt er eine Zuſammenkunft zu Makao, welche, wie alle Unternehmen der Art, in Täuſchungen endete. Lin befahl nun Elliot daß, wenn er nicht augenblicklich die vornehmſten Schmuggler auslieferte, nachdem die Kaufleute, welche des Schleichhandels beſchuldigt worden waren, ſchon weggezogen oder ſich zum wenigſten ſcheinbar den Geſetzen unterworfen, er ſich ſelbſt einſtellen ſollte um die gerechte Todesſtrafe für alle zu leiden. Solch eine empörende Forderung erſchöpfte endlich die Geduld des Capitäns, und da Lin alle Engländer des Todes würdig erklärt hatte, ſo gingen zwei Fregatten nach der Bocca Tigris, um Lin zum Widerruf dieſes grauſamen Befehls zu zwingen. Dieſe Aufforderung wurde mit Hohnlachen beantwortet, und die chineſiſche Flotte ging endlich den zwei Schiffen entgegen. Da ſich die Junken nicht entfernen wollten, ſo wurden verſchiedene in den Grund gebohrt, und der chineſiſche Admiral ſelbſt kam in große Gefahr. Seine Fahrzeuge feuerten zwar ſehr häufig, doch ohne Erfolg. Lin ſah dieſer Begebniß von einer Höhe aus zu, und der gewiſſe Sieg den er ſich vorgeſtellt, wurde nun in eine ſchmähliche Flucht verwandelt. Da warf er ſich muthlos zur Erde nieder, ſchlug ſich heftig auf die Bruſt und rief mit Entſetzen aus: Kuan, Kuan! warum haſt du mich betrogen! (Kuan war nämlich der Name des Admirals, welcher kühn unternommen die Engländer zurückzuſchlagen und bei dieſer Gelegenheit verwundet worden.) So vergingen in einer an Wahnwitz gränzenden Hoffnungsloſigkeit verſchiedene Tage. Endlich drängten ſich die Verwandten des Lin zu ihm; einer derſelben machte den Vorſchlag an den Kaiſer zu ſchreiben und aus dem ganzen Vorfalle einen Sieg zu machen; denn vorher wollte der Bevollmächtigte ſeinen Oberherrn erſuchen,

ihn wegen ſeiner Untüchtigkeit aller Ehrenämter zu entſetzen. Der Vorſchlag gefiel Lin, und er ſelbſt verfaßte mit eigener Hand eine Erzählung des Sieges und der Tapferkeit der chineſiſchen Flotte. Der Kaiſer las die Schrift mit ſolchem Wohlgefallen, daß er augenblicklich dem General den Beinamen des Tapfern (Patulo, Bahadur?) gab und Lin öffentlich lobte.

Am Ende des verhängnißvollen Jahres kam endlich auf Lins Vorſtellung der Befehl des Kaiſers die Engländer für immer vom Handel auszuſchließen und jedem Einzelnen der dieſem Verbot zuwider handle, Tod und Untergang zu bereiten. Der Leſer muß aber dennoch nicht denken, daß nun der Verkehr wirklich geſperrt war; im Gegentheil, er war nie blühender als damals, und Millionen Thaler Gewinn wurden den Kaufleuten zu Theil, welche jetzt unter anderer Flagge kauften und verkauften. Handeln und Sprechen ſtehen in China gerade im Gegenſatze und man erläßt Edicte um die Uebertretung zu beſchönigen.

Elliot verſuchte noch einmal den Frieden wieder herzuſtellen, und erſchien um Friede bittend an der Mündung des Fluſſes. Die Antwort Lins war ſehr ſcharf, und er wies ihn auf ſein früheres Thun zurück. Bald darauf ward vom Bürgermeiſter zu Peking, der in der Nähe Makao's geboren war, eine Denkſchrift an den Kaiſer gerichtet, worin jener erſuchte, hinfort alle Barbaren vom himmliſchen Reiche auszuſchließen, ihre Schiffe in die Häfen zu locken und dann zu verbrennen, und Taucher im Dienſt zu halten um Löcher in den Rumpf der Schiffe zu bohren und ſie zum ſinken zu bringen. Nachdem aber die Fremden ſich gedemüthigt, ſollte man den Bewohnern von Makao erlauben, für ſie Bürge zu ſeyn und jährlich aus bloßem Mitleid ihnen eine Quantität Rhabarber und Thee verkaufen. So wollte nun China die Stellung Japans annehmen, was es gewiß gethan haben würde, wären die Engländer nicht dazwiſchen gekommen.

Wir müſſen hier nur bemerken, daß Lin, anſtatt ſich ſeiner Unwiſſenheit zu rühmen, und wie ſeines Gleichen auf ſeine gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Charakter der Fremden groß zu thun, es ſich angelegen ſeyn ließ durch Ueberſetzungen eine vollſtändige Kenntniß vom Auslande zu erhalten. Die Frucht ſeiner

unermüdeten Arbeiten beſteht noch jetzt in einem Werke von zwanzig Bänden, welches das Lächerliche, Ernſte, Tieſe, Oberflächliche und Ungereimte von fremden Ländern enthält und ein Buch ganz eigener Art iſt. Die Leſung dieſer Papiere brachte ihn auf den Gedanken, eine Geſandtſchaft an die Königin von England zu ſenden. Da dieß aber wieder mit ſehr großen Schwierigkeiten verbunden war, ſo ſchrieb er erſt einen kurzen, dann einen langen Brief an ſie, um das Verbot des Opiums durchzuführen. Der Inhalt beider Papiere zeugt von dem unbegränzten Stolz des Mannes, welcher Könige zu ſeinen Füßen zu ſehen wünſchte und nun vorſätzlich und, nicht wie früher in Unwiſſenheit, mit dem Weſten hohnlächelnd ſcherzte.

Alle Vorkehrungen welche Lin bisher getroffen, beſtanden in der Sperrung der Bocca Tigris durch eine Kette und in der Beorderung von Milizen in die Nähe Makao's, über welche ein ſehr ſtarker und dicker Civilofficier geſetzt war. Mit Ausnahme ſeiner Drohungen, die ganze fremde Race zu vertilgen, fiel aber nichts Feindliches vor. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges herrſchte dumpfe Stille, bei vielen Gleichgültigkeit, bei Lin, welcher nun zum Generalgouverneur von Kuangtong und Kuangſi ernannt wurde, der bitterſte Haß gegen Fremde.

Anfang des Krieges.

Erſter Feldzug.

Im Anfange des Sommers 1840 nahte endlich die drohende Flotte, nachdem der Admiral Elliot, der vom Cap der guten Hoffnung kam, und ſein Vetter der Capitän als Bevollmächtigte ernannt waren. Es war der ernſte Wunſch beider, wo möglich Blutvergießen zu verhüten; daher wurden verſchiedene Copien von Briefen, welche eine Aufzählung der Beſchwerden und die Mittel zu deren Abhülfe enthielten, zur Uebergebung in den verſchiedenen Hafenſtädten fertig gemacht. Der erſte Verſuch geſchah zu Amoi, wo man die Behörden ernſtlich erſuchte einen ſolchen Brief nach der Hauptſtadt zu fördern. Allein dieſe wurden über ein derartiges Anſuchen ſo wüthend, daß ſie den Dolmetſcher todtſchießen wollten; nun wurde die Fregatte welche dieß Papier überbrachte, ſogleich fertig, um eine Schiffslage von Kanonen auf jene Frevler zu feuern und dann ſich hinwegzubegeben.

Das hauptſächlichſte Geſchwader mit den Truppen an Bord war inzwiſchen nach Tſchuſan abgeſegelt. Dort fanden ſich wenig Kriegsjunken, und die Behörden waren durchaus nicht auf den Empfang des Feindes vorbereitet. Allein die Inſel wollten ſie den Engländern nicht übergeben; daher mußten erſt Menſchenleben aufgeopfert werden, ehe die letztern davon Beſitz nehmen konnten. Der Magiſtrat, um ſeine große Anhänglichkeit zu zeigen, ertränkte ſich, damit er nicht in die Hände der Barbaren falle, und der Viceadmiral ſtarb an ſeinen Wunden. Tinghai, der vorzüglichſte Ort in der Inſelgruppe, iſt ein kleiner, jämmerlicher Platz; die Vorſtadt voll von Schmutz, das Land ein lachender Garten. Man fand dort ſehr große Kriegsvorräthe, viel Reis in der Hülſe und einige ſchlechte Fahrzeuge, aber die Einwohner liefen davon, ſo daß in wenigen Wochen keine Lebensmittel mehr zu Markte kamen und die Beſatzung wirklich Hunger litt.

Bald erſchien auch der Admiral Elliot, der jedoch wegen zu großer Eilfertigkeit mit ſeinem Linienſchiffe gegen einen Felſen lief und dadurch genöthigt wurde daſſelbe aufzulegen und die Mannſchaft auf die andern Schiffe zu vertheilen, während eines zurückgelaſſen wurde um den Schaden zu repariren. Elliot, welcher noch immer hoffte durch den Weg der Unterhandlung ſeinen Zweck zu erreichen, ſandte eine Copie des obengedachten Briefes nach Tſchinhai. Die Mandarine dort benahmen ſich ſehr furchtſam und unentſchloſſen; ſie brachten nichts zu Stande, obgleich ſie aus Noth viel verſprachen.

Bisher hatten ſie ſich ſtille gehalten und waren noch nicht von ihrem Staunen zurückgekommen; der erſte Schritt der Feindſeligkeit aber war die hinterliſtige Gefangennehmung eines chineſiſchen Einkäufers, der die Armee mit Rindern verſorgte. Die brittiſchen Bevollmächtigten ſagten für ſeine Beſchützung gut; allein der arme Mann wurde während aller Unterhandlungen vergeſſen und ſein Kopf einige Monate nachher am Ufer zu Tſchinhai aufgeſpießt, um ähnlichen Verräthern in der Folge den Muth zu benehmen. Von dieſem Augenblick an war Menſchendieberei der Hauptgegenſtand des Krieges auf chineſiſcher Seite.

Der größte Theil der Flotte ſegelte nun nach der Mündung des Peho, um dort mit der kaiſerlichen Regierung ſich über die wichtigen Sachen zu beſprechen, welche dieſen Feldzug nöthig

gemacht. Damals hatte Kiſchen, ein Tatar, der früher Gouverneur von Junnan und nachher von Sſetſchuen geweſen, den größten Einfluß am Hofe. Er war ein ſehr kluger, beſcheidener und höflicher Mann, beſaß das Zutrauen ſeines Oberherrn im höchſten Grade, war ſehr ſtrenge gegen ſeine Mitofficiere und äußerſt habſüchtig. Als der größte Staatsmann jener Zeit und dabei noch Statthalter der Tſchiliprovinz, in welcher Peking gelegen, wurde er natürlich von Taokuang mit der Unterhandlung beauftragt. Ungleich ſeinen Landsleuten, welche immer trachten theils durch ungeſtüme Verweiſe, theils durch die fürchterlichen Geſetze des himmliſchen Reiches die Fremden zu ſchrecken, war er äußerſt geſchmeidig, freundlich und beſonnen.

Kaum hatte der Kaiſer von der Ankunft der Flotte gehört, als ein Officier erſchien um den engliſchen Bevollmächtigten die Wahl des Kiſchen als Unterhändler bekannt zu machen. Dieſer, um ſeine freundlichen Geſinnungen zu zeigen, ſandte ſogleich eine große Menge Mundbedürfniſſe zu den Schiffen und verſprach innerhalb zehn Tagen eine Antwort auf die Briefe zu geben. Während dieſer Friſt ſegelten die Schiffe des Geſchwaders nach den verſchiedenen Theilen des Meerbuſens um Unterſuchungen anzuſtellen und mit den angränzenden Ländern näher bekannt zu werden. Die Reſultate waren ſehr befriedigend; denn man ſah den üppigen Boden der Mantſchurei, die guten Häfen der Miaotaogruppe, und der Admiral ſelbſt beſuchte den Platz wo die große Mauer in die See läuft.

Die zehn Tage waren verfloſſen, noch aber erſchien keine Antwort. Da rüſteten ſich die Engländer zu einer Landung, und Kiſchen, der ohne Zweifel dieß vernommen, ſandte augenblicklich einen Boten mit der Nachricht, daß er ſchon einige Tage vorher einen Brief abgefertigt, aber wegen der Abweſenheit der Flotte denſelben nicht hätte überreichen können. — Zugleich erſuchte er den Capitän Elliot zu einer Conferenz ans Land zu ſteigen um alle Schwierigkeiten zu beſeitigen. Niemand war langen Unterhandlungen ſo gewogen als Elliot; Kiſchen war auch der Mann, ſie ſo lange als möglich zu verzögern um dergeſtalt andrerſeits Zeit zu gewinnen und überdieß die Engländer mit fruchtloſen Geſchwätzen zu ermüden. Der Empfang der Engländer in den Zelten war prächtiger Art; die Soldaten ſowohl als die übrigen

Begleiter wurden herrlich bewirthet. Kiſchen war ganz Freundlichkeit und Höflichkeit; in ſeinem Geſpräche zeigte er großen Tact; anſtatt rauh zu antworten, hörte er ruhig auf die Gründe, machte Einwendungen, brachte ſchwere Fragen zur Löſung, gab dann wieder die Verſicherung, daß alles aufs freundlichſte in Ordnung gebracht werden könnte; lächelte über die Schwierigkeiten und verſprach ſeinen perſönlichen Einfluß beim Kaiſer, um alles wieder ins Reine zu bringen. Seine Unterredung ſchien wie ein Zauber auf Elliot gewirkt zu haben; denn er kam zurück mit der feſten Ueberzeugung, daß die Streitigkeiten von einem ſo tüchtigen Manne ſehr ſchnell beigelegt werden würden. Das Reſultat der Conferenz war jedoch, daß die Sachen wieder dem Kaiſer zur Beurtheilung vorgelegt werden mußten.

Am Hofe zu Peking ſah es aber keineswegs ſo ruhig aus wie man aus dem Geſpräche des Kiſchen hätte ſchließen können. Dieſer Mann ſprach mit Würde und ſo weniger Gemüthsbewegung als ob gar nichts von Bedeutung vorginge und die Verhandlungen ſich um eine Kleinigkeit drehten, während der ganze Hof zitterte und die Armee verzagte. Wie groß auch die Menge der Einwohner in der Hauptſtadt iſt, ſo beſteht der größere Theil aus armen Wichten, die dergleichen Unruhen, wie ſie eine Landung der Fremden ohne Zweifel hervorgebracht hätte, ſogleich zur Plünderung der Reichen benützt haben würden. Ueberdieß war die Armee nicht auf dem Kriegsfuß, es fehlte an Waffen, an Kleidung, an Lebensmitteln, an Muth, an Entſchloſſenheit, an Unternehmungsgeiſt. Kiſchen war mit allen den Umſtänden ſehr wohl bekannt; daher entſchied er ſich augenblicklich für die friedliche Behandlung der Fremden, um ſie mit der größten Höflichkeit wieder nach Canton, dem entfernteſten Winkel des Reiches, zu ſenden. Dabei that er ſein Beſtes um die Mündung des Stromes ſo viel wie möglich zu befeſtigen und nach Kräften Maßregeln zur Vertheidigung ſeiner Provinz zu nehmen. Alle ſeine Collegen tadelten ihn wegen ſeiner Furchtſamkeit und verſchrieen ihn als eine feige Memme, deſſen Beiſpiel die ganze Armee anſtecken würde. Und weil er ſich früher ſehr viele Feinde durch ſein vorwitziges und ſtolzes Betragen gemacht und dabei ſich ſehr große Erpreſſungen von den Mandarinen erlaubt hatte, ſo freute ſich ein Jeder, ihn bei dieſer Gelegenheit in die

Falle zu locken und ihn in ein unvermeidliches Verderben zu ſtürzen. Der Kaiſer glaubte ſeiner Vorſtellung mehr als der ſeiner Gegner und entſchied ſich daher für die Annahme ſeiner Grundſätze, ſobald er die engliſche Flotte nach Canton zurückgeſandt. Dieſer Meinung ſtimmte auch der erſte Miniſter Wutſchanga bei, weil er ſich zum Geſetz gemacht hatte immer die Befehle ſeines Herrn nachzubeten. Man entſchloß ſich daher den Kiſchen ſelbſt nach Canton zu ſenden und, nachdem er den Feind monatelang mit unendlichen Unterhandlungen hingehalten, dem ganzen barbariſchen, räuberiſchen Geſindel der Engländer Krieg zu erklären und ſie auszurotten, weil man dann im Stande ſeyn würde dieſen großen Plan auszuführen und jetzt ohne die geringſte Vorbereitung ganz hülflos daſtünde. Gelänge es aber Kiſchen die Engländer von den Küſten China's durch ein Verſprechen der Bezahlung des verbrannten Opiums mit Beihülfe der Hongkaufleute zu Canton zu entfernen und ihnen unbedeutende Privilegien zu bewilligen, welche man nachher wieder zurücknehmen könnte, ſo wollte man ihnen wieder den Handel zu Canton eröffnen und den Barbaren das Leben ſchenken. Dem Kiſchen gab man keine Inſtructionen, er ging nach Canton um die Zurüſtungen der Engländer unſchädlich zu machen, oder ihre kriegeriſche Macht zu vernichten.

Nachdem dieß Vorhaben feſtgeſtellt, ſchrieb Kiſchen an Elliot daß er zum Vermittler dieſer Streitſache aufgeſtellt wäre, und da die Schwierigkeiten zuerſt zu Canton entſtanden, müßte man auch zur Schlichtung dorthin gehen, wohin, wie er hoffte, die Flotte ſich begeben würde. Zugleich erbat er ſich auch die Zurückgabe von Tſchuſan, welche jedoch nicht zugeſtanden wurde. In Folge dieſer Vorſtellungen kehrten daher die Schiffe unverrichteter Sache vom Peho zurück, um an einem Orte, wo alle Unterhandlungen welche ſeit 200 Jahren unternommen, fehlgeſchlagen waren, die ſchwierigſten Streitigkeiten welche je ſtattgefunden, zu vermitteln. Wenn man im offenen Gegenſatze von vielfältigen Thatſachen und der Geſchichte handelt, iſt das Gelingen, wie im vorliegenden Falle, unmöglich; allein Elliot wollte dennoch möglich machen was noch nie geſchehen, und in ſich ſelbſt unthunlich war. Zu gleicher Zeit wurde ein Waffenſtillſtand erklärt, der ſo lange dauern ſollte bis die Verhandlungen abgeſchloſſen;

Digitized by Google

der Kaiſer gab ein Edict heraus, das Schießen auf Schiffe an der Küſte für den Augenblick verbietend.

Während dieſe Ereigniſſe in der Nähe Pekings vorfielen, wurde ein Schiff nach der Mündung des Jangtſekiang geſandt, um dort ſo viel wie möglich den Weg, welcher durch Sandbänke verſperrt war, dieſen großen Strom hinauf ausfindig zu machen. Dieß war wirklich ein Unternehmen, aller Koſten und Mühen werth, wurde jedoch nur theilweiſe ausgeführt; denn obgleich die damit beſchäftigten Officiere ſehr geſchickte Leute waren, ſo war die ihnen zugemeſſene Zeit zu kurz. Ein Schiff, welches man ihnen zur Unterſtützung ſandte, gerieth auf Flugſand an der Mündung des Tſientangfluſſes bei ſeiner Rückkehr; die Officiere, Soldaten und Matroſen ſowohl als die Frau des Capitäns geriethen in die Gefangenſchaft der Chineſen. Alle wurden in Käfige wie wilde Thiere geſperrt, auf das grauſamſte behandelt und als Gegenſtände des Spottes und Hohnlachens der Menge preisgegeben.

Nach Fokien hatte Elliot zwei Schiffe mit Friedensanerbietungen geſandt; allein ſobald ſie zu Amoi einliefen, wurde das erſte von den Befeſtigungswerken, welche man nun längs des Ufers errichtet und mit ungeheurer Schnelligkeit vermehrt hatte, von allen Seiten beſchoſſen und mußte abziehen. Auch dieß, das einzige Treffen welches bisher ſtattgefunden, wurde zu einem Sieg erhöht; ſo wuchs denn die Kriegsluſtigkeit der chineſiſchen Regierung in einem außerordentlichen Grade.

Nach dem Abzug der Flotte hatte man ſich zu Canton einige Zeit ruhig verhalten. Allein Lin wollte ſeinen kriegeriſchen Muth zeigen; er ließ daher verrätheriſcher Weiſe einen jungen Geiſtlichen, der zum Baden in die See gegangen, ergreiſen. Als man wieder um ſeine Zurückſchickung anhielt, war die Antwort abſchlägig; daher fuhren die Kriegsſchiffe nach der Landenge um das kleine Fort, welches Makao von Hiangſchan trennt, zu beſchießen. Dort waren eine große Menge chineſiſcher Kriegsjunken am anderſeitigen Ufer und eine ſtattliche Heeresabtheilung verſammelt. Der Kampf begann mit ſehr ungleichen Waffen; die Kugeln machten das längere Bleiben der Soldaten unmöglich, ſie ſowohl als die Matroſen liefen nach einigem Verluſte hinweg, und die Engländer nahmen nun Beſitz von jenem

Orte, der beinahe ganz zerſtört wurde; der Junken aber ſchonte man, weil die Portugieſen vorgaben, daß ſie in den ihnen zugehörigen Bezirken geankert waren, und deßhalb nicht genommen werden könnten. Dieß war der Anfang thätlicher Feindſeligkeiten, welche viele Monate vorher ſchon mit der Sendung von Brandern und Feuerflößen zum Verderben der engliſchen Schiffe, jedoch ohne Erfolg, chineſiſcherſeits geführt wurden.

Als man nun den Fluß von Canton blokirte, wurde Lin darüber entrüſtet und beſchloß, zum wenigſten ein engliſches Schiff zu verbrennen. Zu dieſem Zweck gab er eine ungeheure Menge Pulver aus und vertheilte daſſelbe an Kriegsjunken mit dem Befehle, nicht zurückzukehren bis das Ganze verſchoſſen und das engliſche Schiff in den Grund gebohrt wäre.

Der Kampf begann daher, ohne daß das letztere etwas davon geahndet hatte, und dauerte einen ganzen Tag. Die Kugeln der Chineſen flogen meiſtens über das Schiff, und als ſie bemerkten daß ſie den Schüſſen der Brigg ausgeſetzt ſeyen, liefen ſie nach den Untiefen, wohin das Kriegsfahrzeug ihnen nicht folgen konnte und verbrauchten dort ihr Pulver in einer Entfernung von ſieben bis acht Meilen, auf das Schiff ſchießend. Nachher ſegelten ſie zurück und meldeten ihren Sieg an.

Zu Ningpo hatte theilweiſe eine Hafenſperre ſtattgehabt. Der Kaiſer war über die träge Handlungsweiſe des Statthalters aufs höchſte entrüſtet, konnte aber weiter nichts zur Verbeſſerung ſeines Fehlers thun als ihn ins Exil ſchicken. Die Soldaten und Officiere welche von Tſchuſan geflohen, wurden dem Kriegsgerichte übergeben. Dieß Urtheil traf auch den Viceadmiral, einen alten Mann, welcher, anſtatt zu fliehen, in ſeiner kleinen Junke die vollen Lagen des engliſchen Linienſchiffes mit thörichter Kühnheit empfangen und der Anklage der Feigheit und Unbeſonnenheit durch den bald erfolgten Tod entkam.

Zum beſſeren Verſtändniſſe der Dinge und um den Einfällen der Barbaren einen Damm zu ſetzen, ſchickte der Kaiſer den berühmten Ilipu, damals Generalgouverneur der Kiangnan- und Kiangſi-Provinzen, nach Ningpo. Er erhielt große Vollmacht; denn Taokuang wußte daß er ein alter, treuer und verdienſtvoller Diener ſey. Ilipu beſaß kein Talent, war ſchon ſehr betagt, aber dabei ein ſehr redlicher Mann, der es mit dem Dienſte ſei-

nes Oberherrn ernſtlich meinte, alle Sachen treu erwog und daher der friedlichen Meinung des Kiſchen beipflichtete. Er war nicht wüthend gegen Fremde, ſondern wollte ſie lieber durch gütige Behandlung gewinnen. Daher gab er auch in der Härte unter welcher bisher die engliſchen Gefangenen gelitten, bedeutend nach, betrachtete ſie als Menſchen, des Mitleidens würdig, und ließ ihnen beſſere Lebensmittel und Erfriſchungen zukommen. — Sein Mithelfer war der kriegeriſche Jupujun, ein General, der ſeinen Ruhm in Turkeſtan geerntet und nun mit den Engländern wie mit jenen Horden zu verfahren gedachte. Er war in ſeinen Grundſätzen das Gegenſtück von Ilipu, denn nach ſeiner Meinung konnte nur Krieg und Vertilgung der Barbaren die Ehre des himmliſchen Reiches ſühnen.

Die erſte Anforderung des Kaiſers an Ilipu war der Bau eines Linienſchiffes, wie das der Engländer; dieß ſollte nun in wenigen Wochen fertig gemacht werden; da aber die Materialien ganz fehlten, ſo übertrug der Bevollmächtigte die Sache dem Inſpector des Bezirkes. Dieſer zerbrach ſich lange den Kopf über die Sache; denn er hatte nie wirkliche Schiffe, ſondern nur Abbildungen davon geſehen, und da es ihm ſehr ſchwer ſchien den kaiſerlichen Befehl auszuführen, ſo erhängte er ſich. Ilipu, welchen man als den Urheber dieſes unmenſchlichen Befehles anſah, wurde daher von dem Sohne des Verſtorbenen angeklagt und nachher in Gerichtsſtreitigkeiten verwickelt, welche ihm ſehr viel Schaden verurſachten.

Nach häufigen Sturzregen zu Tſchuſan ſtellte ſich ein ſehr heißer Sommer ein. Die Soldaten dort erhielten meiſtentheils eingeſalztes Rindfleiſch; denn man wollte ſich nicht die Mühe geben Vieh auf dem Feſtlande China's anzuhalten. Ihren Durſt konnten ſie nur mit verdorbenem Waſſer löſchen. Ueberdieß waren ſie in ihren Lagern ſehr oft der drückendſten Hitze ausgeſetzt und bekümmerten ſich ſelbſt äußerſt wenig um ihre Geſundheit, während der commandirende Officier ganz und gar keine Notiz davon nahm. Weder Gemüſe noch Fleiſch war irgendwo zu kaufen; die Stadt Tinghai glich einem Todtenhauſe; denn die Einwohner waren entweder geflohen oder hatten ſich verſteckt. Der Mangel an guten Lebensmitteln war daher ſehr fühlbar und zur Abhülfe des Hungers wurden keine Anſtalten gemacht.

So ſtellten ſich dann nach etwa zwei Monaten Bauchkrankheiten ein, die ſich immer mehr und mehr ausbreiteten; das Außerordentliche in dieſem Leiden war, daß alle die davon angefallen, nie genaſen. Ein ganzes Regiment wurde dergeſtalt beinahe aufgerieben, die Hoſpitäler waren alle voll von Menſchen; was Dyſenterie übrig ließ, raffte das Fieber hinweg; überall herrſchte Schrecken und Elend, und oft ſtarben 15 Menſchen an einem Tage. Tſchuſan wurde daher als der Kirchhof der Engländer betrachtet. Während dieſer Heimſuchung ſah man die armen Menſchen mit großer Gleichgültigkeit, ohne die geringſte Rückſicht, den Geiſt aufgeben; denn die Liebe zum Leben, ſo tief der menſchlichen Bruſt eingepflanzt, ſchien verſchwunden zu ſeyn.

In dieſer Lage fand der Admiral die Dinge, als er vom Peho zurückkam. Erſt glaubte er, daß es bloße Unbäßlichkeit ſey welche die Soldaten befallen; denn es war nur erſt der Anfang der kommenden Leiden; allein als ſo viele ſtarben, hielt man es für die höchſte Zeit Maßregeln zu nehmen, um ihnen Kraftſuppen und andere nahrhafte Speiſen zu geben. Allein es war zu ſpät; der Tod hatte ſchon ſein Siegel auf die Opfer gedrückt und riß eine große Menge hinweg. Der Winter, anſtatt das Werk der Vernichtung zu vermindern, gab nur wenige Erleichterung, und die Kranken, welche nach Manila geſandt wurden, ſtarben faſt alle.

Kiſchen hatte der Flotte bei der Rückkehr derſelben Geſchenke an Rindern gemacht; dasſelbe Beiſpiel wurde in den Küſtenſtädten befolgt; Jlipu, der nun nicht zurückſtehen wollte, ſandte auch eine Anzahl Vieh nach Tſchuſan. Dieſes Geſchenk ſpornte die Einwohner an die Beſatzung mit Lebensmitteln zu verſorgen, und von dieſem Augenblick an ſtrömten allerhand Mundbedürfniſſe in ziemlich großer Anzahl nach Tinghai. In kurzer Zeit genaſen die Krieger, welche der Winter geſchont, und ihr Muth, der ſchon ganz geſunken, wurde wieder belebt. Verſchiedene Kriegsſchiffe ſegelten der Halbinſel Korea entlang; ein anderes ging nach Quelport, um dort Rinder zu holen und beſchoß einen Ort in der Nähe der Küſte.

Als der Admiral in den Gewäſſern Cantons im November anlangte, fand er Kiſchen nicht und hatte daher eine Zeit

lang zu warten. Nachdem nun der Bevollmächtigte ankam, wurde Lin endlich ſeiner Stelle entlaſſen, weil er ſeinen Oberherrn betrogen und dadurch Urſache zum Kriege gegeben; zugleich behielt er aber noch den vierten Grad eines Mandarins. Er ſeinerſeits ſchrieb einen derben Brief an Taokuang, in welchem er ſich nicht allein entſchuldigte, ſondern wieder gegen die Engländer allerhand Klagen anbrachte und auf die ſtrenge Führung des Krieges bis zur Unterwerfung der Barbaren beſtand. Selbſt in ſeiner Erniedrigung, als der größte Tadel auf ihm haftete, fand ſeine Stimme Gehör und wurde am Hofe als ein Orakel betrachtet. Er erſchien in ſeiner Herabſetzung nur noch größer, denn jeder Vaterlandsfreund klagte über die ungerechte Behandlung die ihm widerfahren; man ehrte ihn als die einzige Hoffnung des chineſiſchen Reiches und den Ueberwinder der Barbaren. Dennoch hatte dieſer Mann nichts gethan um ſeinen Ruhm zu rechtfertigen, dagegen Noth und Verderben auf ſein Vaterland gebracht und dem Opiumhandel einen Schwung gegeben den er noch nie gehabt. — So blind iſt Volksgunſt oft, ſo irrig ſind die Ehrenbezeugungen, ſo betrügeriſch die Kunſtgriffe politiſcher Gauner.

Als nun Elliot mit einem Dampfbote nach einem Fort ging um dort die Unterhandlungen zu eröffnen, feuerte der Befehlshaber auf die weiße Flagge und ſchützte nachher vor, daß er Befehl erhalten habe ſich gegen die Barbaren zu wehren. Dieß war gewiß ein böſer Anfang; da aber Elliot nun dürſtete um Großthaten in der Diplomatik zu verrichten, ſo entſchuldigte ſich die chineſiſche Regierung, und Kiſchen fing endlich ſeine Schreiberei an.

Immer höflich und beſcheiden verfaßte er ſeine Briefe im ſchönſten Style der Deutlichkeit, ungleich allen Vorgängern; er beſchränkte ſich ganz auf Geſchäfte, ſprach ermuthigend und anziehend, geſtand aber nicht einen einzigen Punkt zu. Nach ſehr vielem Correſpondiren, wie man ſchon früher hätte erwarten können, war noch nichts errungen. Das Opium ſollte während einer Jahrenreihe durch die Hongkaufleute mit einer Taxe auf die Einfuhr und Ausfuhr — mit andern Worten, durch die Fremden ſelbſt bezahlt werden, und dieß war die einzige Gunſt, welche der Kaiſer den unruhigen Barbaren zuſicherte, wozu nun

auch noch die Vergebung des Geſchehenen kam. Admiral Elliot, des Lebens müde, klagte über Herzklopfen und begab ſich nach Hauſe; der Capitän Elliot war nun der einzige Bevollmächtigte. Dieß war einer der glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens; denn nun hatte er freies Spiel zu verhandeln was nie mit der Feder gethan werden konnte, und zu Stande zu bringen was allen andern unmöglich ſchien. Kiſchen hätte nie einen beſſern Gegner finden können; daher ſchmeichelte er ihm, rühmte den umfaſſenden Verſtand und die außerordentliche Behendigkeit mit welcher er die Sachen betrieb, und ſo gingen die Dinge bis zum Ende des Jahres ihren Gang. So lange noch Papier vorhanden geweſen wäre, würden beide Theile zufrieden geweſen ſeyn den Briefwechſel fortzuführen, hätte nicht Kiſchen vom kriegeriſchen Sinne ſeines Oberherrn gehört, und Elliot zum wenigſten etwas für ſeine Nation unternehmen müſſen.

Nach der Abſchickung des Kiſchen nach Canton wurde das Murren am Hofe allgemeiner, daß man den Barbaren Treu und Glaube bewahren und Friede mit ihnen ſchließen ſollte. Bald darauf erſchienen Schriften von allen Theilen des Reiches, welche ſolches Verfahren als Landesverrätherei rügten und Taokuang aufforderten, ſogleich das Schwert zu ziehen und die Scheide hinwegzuwerfen, bis daß dieß Geſindel ausgerottet ſey; denn man betrachtete die Engländer von keinem andern Geſichtspunkte denn als Seeräuber. Freilich waren die Mandarine des Innern, welche nicht die entfernteſte Kenntniß von Fremden hatten, die lauteſten in der Anbefehlung von Krieg, zur Ausrottung eines ganzen Menſchenſtammes. Noch aber zauderte Taokuang, als endlich die verwittwete Kaiſerin hervortrat, ihn einen unnatürlichen Sohn ſchalt, welcher das Andenken der Ahnen durch ſeine Güte gegen die Barbaren entehrte, und nicht die Dreiſtigkeit haben dürfte, als ſolch ein feiger und niederträchtiger Sprößling, im Hades vor ſeinen Vorvätern zu erſcheinen. Eine ſolche Anklage durchbohrte das Herz des Monarchen; er erklärte nun zu großer und unausſprechlicher Freude der Höflinge und unwiſſenden Militärbehörde den Krieg zur gänzlichen Vertilgung der Engländer.

Kiſchen, gleich einem Fabius, wollte aber noch das Unheil von dem Lande abwenden und zauderte lange. Das Signal

zum Angriffe war oft von Elliot gegeben worden; ſobald er aber die weiße Flagge der Chineſen entdeckte, wurde dieſes wieder heruntergeholt. Nun aber verfehlte Kiſchen am 7. Januar 1841 ſeinen periodenmäßigen Brief zu ſenden, und Elliot verlor daher alle Geduld. Das Fort von Tſchuenpi auf der einen Seite der Mündung des Stroms, und das von Taikoktéu auf der andern wurden daher zu Waſſer und Lande angegriffen. In erſterem war das Gemetzel ſchrecklich; denn die Chineſen, unbekannt mit den Kriegsgeſetzen des Weſtens, wollten ſich nicht ergeben, warfen ſich von den Höhen herunter oder flüchteten ſich ins Waſſer. Schrecken hatte ſich ihrer bemächtigt, ſie flohen wie Wilde nach allen Richtungen. Das kleine Dampfboot, die Nemeſis, nachdem es Raketen in die Forts geworfen, wandte ſich endlich nach der chineſiſchen Flotte hin. Dort hatte man früher geglaubt, die Barbaren wie Haſen im Netze zu fangen, und die Matroſen ſtanden bereit dieß Manöver auszuführen. Plötzlich aber fiel eine Rakete in die Admiraljunke, welche augenblicklich mit der ganzen Mannſchaft in die Luft flog. Nun ſprangen die Chineſen der übrigen ins Waſſer um ſich das Leben zu retten; ihre Fahrzeuge wurden nachher den Flammen preisgegeben und dasſelbe geſchah mit andern Junken, die in einem kleinen Strome lagen. Zu Taikoktéu wehrten ſich die Chineſen viel beſſer und warteten bis die Engländer die Wälle erſtiegen; dann aber rannten ſie mit großer Geſchwindigkeit hinweg und überließen die Feſtungswerke den Feinden. So endete der gräuliche Tag, wie ihn China ſeit Jahrhunderten noch nicht geſehen. Der Platz in der Nähe von Tſchuenpi war überall mit Leichen beſtreut; die Anzahl der Ertrunkenen war noch weit größer. Der ſo lang gehegte Wunſch des Volkes, mit dem Schwerte den Barbaren zu begegnen, war nun erfüllt. An derſelben Stelle hatte Lin früher Heerſchau gehalten, und einen Scheinanfall von rothjackigen Chineſen, die Engländer vorſtellend, machen laſſen, bei welcher Gelegenheit die letzteren natürlich zurückgeſchlagen wurden. Nachdem es aber zum wirklichen Kampf gekommen, ſtanden die Sachen ganz anders. Nun wäre es Zeit für Lin geweſen das Vaterland mit ſeinem eigenen Degen zu vertheidigen; allein während die größten Ereigniſſe vorfielen, verhielt er ſich ſelbſt ganz ruhig und beſchäftigte ſich mit dem bittern Tadel des Miniſters Kiſchen.

Der letztere war von dem ganzen Vorgange der Schlacht ſehr genau unterrichtet; ſein Blick durchſchaute das Uebergewicht der Engländer in der Kriegskunſt und die Unmöglichkeit über ein ſolches Volk mit den geringen Mitteln zu ſiegen, welche dem Kaiſer zu Gebote ſtanden. Er wagte es ſelbſt in verblümter Sprache ſeine Anſichten dem Taokuang darzuſtellen, und ungeachtet des allgemeinen Kriegsgeſchreies den Frieden in Vorſchlag zu bringen, denn er hielt ihn für unabläſſig nothwendig. Mit dieſer Ueberzeugung fing er Verhandlungen mit Elliot an, trotz der Widerſprüche des ganzen Reiches und der ausdrücklichen Befehle ſeines Oberherrn, den Engländern weder Treu noch Glauben zu halten, ſondern ſie von der Erde zu vertilgen. Er handelte daher eigenmächtig, als ob er der Gebieter geweſen, mit dem beſten Willen und den lauterſten Abſichten; Elliot dagegen ſchob die Vorſchriften ſeiner Regierung zurück; denn ſo weit konnte Kiſchen nicht gehen, um alle ſeine Forderungen zuzulaſſen; er verfuhr ganz nach ſeinen eigenen Wünſchen, um Kiſchens Erwartungen zu entſprechen. So kamen beide Herren zu dem Entſchluſſe, nach einem ſehr langen Briefwechſel, einen Bund unter ſich abzuſchließen, welcher auch für England und China geltend ſeyn möchte. Die Sache war ſehr gut gemeint, und beide erkannten gegenſeitig daß ſie ihre Inſtructionen überſchritten, jedoch wegen des Wunſches den Frieden beider Nationen zu bewerkſtelligen, jede andere Rückſicht gering achteten. Unter ſolchen Umſtänden kam ein ſehr wunderbarer Tractat zu Stande; Kiſchen ſchenkte Hongkong, eine jämmerliche Inſel mit einem vortrefflichen Hafen, weg, geſtand die friſtweiſe Bezahlung des verbrannten Opiums zu und erlaubte Gleichheit im Briefwechſel.

Ehe man aber ſo weit kam, näherten ſich die Schiffe den Forts in der Bocca Tigris, um auch dort das Beiſpiel von Tſchuenpi zu wiederholen. Schon waren alle Vorkehrungen getroffen, jedes Schiff hatte ſeine Anweiſung erhalten und langſam näherten ſich die Kriegsfahrzeuge den Punkten um aus Feuerſchlünden den Frieden zu erzwingen, als ein altes Weib auf einem kleinen Nachen herbeiruderte, und an Elliot durch Hülfe eines Doctors der ſich im Boote befand, den Vorſchlag des Admirals Kuan brachte, wieder die Unterhandlungen anzufangen. Die Dampfboote hatten angefangen einige Raketen

in die Forts hineinzuwerfen, als das Signal zum Rückzuge gegeben wurde und die große Flotte wieder unverrichteter Sache hinwegzog. Nie hatte wohl ein altes Weib und ein Nachen größere Thaten verrichtet. Dieſer Mittheilung wegen ſchloß Elliot einen Waffenſtillſtand, und der obige Tractat war die Folge der Unterhandlungen, während Tſchuſan und Tſchuenpi der chineſiſchen Regierung wieder zurückgegeben wurden. Das Gutheißen des Kaiſers war jedoch nöthig um dieſe Abſchließung zu beſtätigen; daher verzögerte ſich die völlige Uebereinkunft.

Um ſich über alles zu verſtändigen, wurde eine Zuſammenkunft in dem Fluſſe von Canton veranſtaltet. Dort erwartete Kiſchen in einem Zelte Elliot, und beide waren höchſt erfreut, als Friedensſtifter beider Reiche einander zu begegnen. Daher war der Pomp großartig und hehr, die Geſpräche herzlicher Art und vielverſprechend für die Zukunft, die Unterhaltung ſehr paſſend und treffend. Kiſchen war ganz Ohr und Auge, ſeine Blicke auf die engliſchen Schiffſoldaten richtend, ihre Waffen, Kleidungsſtücke und militäriſche Uebungen genau beobachtend, und daher noch mehr überzeugt, daß durch Krieg nichts ausgerichtet werden konnte. Beide Parteien ſchieden jedoch von einander, ohne daß irgend etwas Näheres beſtimmt worden wäre.

Unterdeſſen erreichte die Nachricht vom Friedensſchluſſe Tſchuſan. Die Inſel ſchien wegen ihrer Centrallage und der Nähe der großen Flüſſe und des reichſten Theiles von China dem Kaiſer von der größten Wichtigkeit, und eine fremde Beſatzung dort zu ſehen war ſeinen Wünſchen gänzlich zuwider. Beim Anfange der Unterhandlungen hatte daher Kiſchen ſehr ſtark auf die Räumung gedrungen, und da er in dieſer Sache keinen Erfolg ſah, ſo rechnete ihm Taokuang dieß zum Verbrechen an. Sogleich wurden Befehle an Ilipu geſandt um die Inſel mit den Waffen in der Hand zu erobern. Dieſer hatte wenige und ſehr ſchlechte Soldaten, ein bloßes zuſammengerafftes Geſindel, das beſtändig deſertirte, untaugliches Geſchütz und keine Fahrzeuge, mit welchen er dieß Heer von Tſchinhai nach Tſchuſan überſetzen konnte. Ueberdieß hatte er ſich aufs heiligſte in einer perſönlichen Unterredung dem Elliot verpflichtet, nicht das Ge-

ringſte zu unternehmen, bis das Reſultat ſeiner Unterhandlungen mit Kiſchen bekannt gemacht worden ſey, und er war entſchloſſen Treu und Glaube zu halten. Allein etwas zu unternehmen war ſeine Pflicht, denn ſein Herr, der Kaiſer, beſtand ſehr ernſtlich darauf. Daher ſandte er einen geheimen Boten um den Engländern zu Tſchuſan ſagen zu laſſen, daß er in Begriff ſtände die Stadt Tinghai abbrennen zu laſſen. Da es ein ſehr kalter Winter war und ein ſolcher Brand den Soldaten ſehr unangenehm geweſen ſeyn würde, ſo ſandte man ihm auf dieſelbe geheime Weiſe einen Wink daß, wenn er ſolches thäte, Ningpo als ein zweites Licht würde angeſehen werden müſſen. Da dieſer Plan nicht gelang, ſuchte er wieder Drohungen auszuſtoßen um dergeſtalt die Engländer in Furcht zu ſetzen und zum Abzuge zu nöthigen. Noch aber war es unmöglich die mächtigen Entſchlüſſe in Ausübung zu bringen, und der Kaiſer, des Zögerns müde, beſtimmte endlich Jükien, einen Mongolen, zum Ausführer ſeiner Befehle, und rief Jlipu, welcher in große Ungnade gefallen, nach Nanking zurück. Wenige Tage vorher erhielt letzterer die Nachricht vom Friedensſchluſſe und eine Anweiſung Tſchuſan zurückzunehmen, ſobald die engliſchen Gefangenen ausgeliefert worden wären. Dieß zu thun war gegen des Kaiſers ausdrücklichen Befehl; denn es war ſein Wunſch ſie nach der Hauptſtadt kommen zu laſſen, um ſie dort nach herkömmlichem Brauch als Erzrebellen hinzurichten. Zwar waren die Soldaten ſchon zum größten Theile vor Elend im Kerker zu Ningpo geſtorben, allein noch blieb dort ein gewiſſer Capitän der Artillerie, Anſtruther, und die Wittwe des Schiffcapitäns Noble, welche man für eine nahe Verwandte der Königin von England ausgab, mit einigen andern, an welche man Rache ausüben konnte. Jlipu aber ſprach: ich will mich nicht als Henker gegen die beweiſen welchen ich Leben und Freiheit verſprach, ſondern ſie dem eingegangenen Vertrage gemäß ausliefern. Daher ſandte er ſie augenblicklich nach Tinghai und zugleich ſeinen Sclaven und einen Unterofficier und Corporal, um Tſchuſan wieder zurückzunehmen. Das engliſche Geſchwader ſegelte denſelben Tag hinweg und kam nach wenigen Tagen zu Hongkong an. (24. Febr. 1841.) Dort glaubte man eine engliſche Colonie zu finden, allein weder eine Flagge wehte, noch

blieb ein einziger Soldat zurück, denn der Krieg hatte ſchon von neuem begonnen.

Elliot hatte in einem Rundſchreiben Kiſchen für ſeine gewiſſenhafte Treue geprieſen und von den weitausſehenden Anſichten des Staatsmannes geſprochen. Dennoch wollte es mit dem Friedensantrage nicht glücken, und nachdem er in einer zweiten Conferenz, welche ſtundenlang dauerte, ſich mit Kiſchen unterhalten, kehrte er mit neuen, wiewohl ſchwachen Hoffnungen zurück.

Der chineſiſche Bevollmächtigte, um ſich im Anſehen zu erhalten, hatte dem Kaiſer zu verſtehen gegeben, daß er durch ſeine Verhandlungen im Stande geweſen ſey Elliot zur Wegſendung des ganzen Geſchwaders zu bewegen. Darauf ſchrieb Taokuang zurück: verfolge ſie, rotte ſie aus und laß nicht ein einziges Segel entkommen. Kiſchen erwiederte: man habe zu ſolchem Unternehmen weder Flotte noch Heer; worauf der Kaiſer das Urtheil ſprach, ihm mit der ſchwerſten Strafe drohend, und die Schuld das Heer zu entmuthigen ihm zurechnete. Zu dieſer Anklage konnte der Miniſter nichts ſagen, und mußte nun den ſehr ſcharfen Befehl, augenblicklich zum Kriege Zurüſtungen zu machen, ausführen. Das erſte Unternehmen war, auf den Kopf Elliots und des Anführers der Flotte 50,000 Thaler zu ſetzen, welche jedem, der dieſelben brächte, zum Geſchenke gemacht werden ſollten. Dieß war denn die gewiſſenhafte große Treue des hartgedrängten Staatsmannes, welchen Elliot ſo gerühmt. Der Handel wurde auch nicht geöffnet und ſo war es nicht der Mühe werth länger zu warten. Innerhalb einer ſo kurzen Zeit hatten die Chineſen eine ſehr große Anzahl von Soldaten nach der Bocca Tigris geſandt und neue Bollwerke zur Vertheidigung aufgeworfen, ſo daß ſie wie Murmelthiere ſich begraben hatten. Kiſchen hatte während eines ganzen Monats, ſolange der Friede mit Elliot gedauert hatte, die Feſtungen in Vertheidigungszuſtand geſetzt und in ſeinem Briefe an den Kaiſer geprahlt, daß er die Engländer mit loſen Unterhandlungen hinhalte um Zeit zu gewinnen. Es fehlte daher weder an Mannſchaft noch an Kanonen, als Elliot wieder, wie vom Zauber erwacht, einen Angriff auf jene berühmten Forts befahl, welche nun zwei Jahrhunderte lang den Eingang beſchirmt. Die Hügel, an deren Fuß die Forts gebaut, waren voll Menſchen, welche

ſich hinter Batterien gelagert; das Ganze ſchien eine lebende Maſſe zu ſeyn. Unter dieſe warfen die Dampfboote Raketen und richteten ſehr große Verwüſtungen an; auf die großen Forts feuerten zwei Linienſchiffe, und Kuan, der Admiral, hielt ſo lange aus, als noch ein einziger Soldat bleiben wollte. Nun aber drang der Feind mit dem Bajonette ein; Kuan focht noch allein und wollte nicht fliehen, ſondern verſperrte den Weg mit dem Säbel, und wurde ſehr bald niedergehauen. Die Engländer ehrten die Tapferkeit des Helden, und feuerten bei ſeinem Begräbniß, als man den Leichnam wegholte, Ehrenſchüſſe. Das letzte Fort wurde erſt von einer Batterie von der entgegengeſetzten Seite auf einer Inſel beſchoſſen, dann auch von den kleinern Schiffen bombardirt und endlich von den Soldaten erſtürmt. Die Mandarine waren von dort bei Anfang des Angriffes hinweggelaufen und hatten alle Boote mit ſich genommen, worüber die Beſatzung ſo erbittert wurde, daß ſie auf ihre eigenen Officiere feuerte. Aber fliehen konnten die chineſiſchen Streiter nicht, daher wurden ſie alle zu Gefangenen gemacht. Sie fürchteten lebendig von den Barbaren verzehrt zu werden, warfen ſich daher auf die Kniee nieder, um Gnade und Erbarmen bittend. Natürlich wollte Niemand ihnen Schaden thun, ſondern man gab ihnen eine gute Quantität Reis und ſchickte ſie in verſchiedenen Booten nach Hauſe. — Die Chineſen hatten ihr Möglichſtes gethan; allein die Armee verſteht nichts von Disciplin und von Kriegskunde im europäiſchen Sinne des Wortes, und iſt daher bei einem Angriffe hülflos. Dabei hat der Soldat kein Ehrgefühl, keine Vaterlandsliebe, keine Anhänglichkeit an ſeine Officiere und iſt feig von Natur. Ausnahmen von dieſer allgemeinen Regel gibt es, allein ſie ſind ſelten; was wir gemeinſame Tapferkeit nennen möchten, iſt bei den Chineſen ein Gegenſtand der Bewunderung. Vom Zielen und richtigen Schießen haben ſie keinen Begriff, glauben aber dennoch feſt, daß das Feuer von ihren Luntengewehren und ungeſchickten Kanonen Diamanten ſchmelzen könnte. Daher ſetzen ſie ihr ganzes Vertrauen in große Stücke und leben ſogar in dem Wahne, daß ihre bloße Anweſenheit einen Platz unüberwindlich machen könnte. Das Modell iſt von den Europäern entlehnt; allein die Kanonen ſind viel dicker; ſie ſind rauh, löcherig und blaſig im

Guſſe, ſo daß ſie ſehr oft platzen. Schon im Jahre 1834 hatten ſie angefangen den Eingang in den Fluß ſtärker zu befeſtigen. Ein Fremder ſchlug ihnen vor in Zukunft auf Fregatten mit glühenden Kugeln zu feuern. Der Verſuch wurde gemacht, das rothheiße Eiſen in den Schlund des Stückes geworfen, und ſiehe, da flogen Kanonen und Kanoniere hinweg. Nach dieſem unglücklichen Vorfalle begnügte man ſich mit dem gewöhnlichen Geſchütz; Lin hatte alles gethan um den Hafen zu ſperren, und viele hunderttauſend Thaler verſchwendet um die Forts unüberwindlich zu machen. Als ſie deſſenungeachtet von den Engländern genommen worden waren, ſchrie man über Landesverrath und beſchuldigte Kiſchen der ſchwärzeſten Laſter. Zudem ſtand er ganz allein in ſeinen Bemühungen; fragte er die andern Officiere, ſo wieſen ſie ihn auf die Befehle des Kaiſers zurück; erſuchte er ſie um ihre Hülfe, ſo waren ſie nie im Stande dieſe zu leiſten. Das Volk haßte ihn, denn er war mit den Barbaren auf freundlichem Fuße geſtanden und hatte den Frieden zu vermitteln geſucht. Lin, der noch zu Canton zurückgeblieben war und ein Corps von Freiwilligen geworben hatte, welche täglich mit Waffenübungen beſchäftigt waren, haßte Kiſchen mit ganzer Seele als einen Treuloſen. So ſchmerzlich daher auch der Fall jener Befeſtigungswerke war, ſo freute man ſich, daß es unter der Verwaltung des Landesverräthers geſchehen; denn ſonſt hätten dieſe ſtarken und unwiderſtehlichen Batterien nie genommen werden können. Ungeachtet der ungeheuren Anſtrengung des Miniſters, ſeiner außerordentlichen Thatenkraft und der Verſammlung einer bedeutenden Armee in gar kurzer Zeit, wurde er dennoch der Saumſeligkeit angeklagt; man warf ihm vor, er wolle dieſe großen Päſſe in die Hände der Fremden ſpielen, von denen er eine Summe Geldes empfangen. Das allgemeine Geſchrei zu Canton war daher: Hinweg mit dem Verräther!

Allein es bedurfte dieſer harten Ausdrücke zu Canton nicht um ſeinen Sturz zu beſchleunigen. Schon hatten zu Peking der chineſiſche Miniſter Wangting und der mantſchuriſche Mutſchanga ſeinen Untergang geſchworen; daher ließen ſie Kiſchen ohne weitere Inſtruction ſeinen Gang gehen, ihm nur gebietend, das Unmögliche zu vollziehen. Taokuang war freilich nicht geſtimmt ſeinem Liebling, an deſſen Unterhaltung er gewöhnt, ſogleich den Abſchied

zu geben. Allein er war ſehr reich, hatte lange Zeit Geld von allen Enden des Reiches zuſammengeſcharrt, weßhalb man ſein Vermögen als eine reiche Beute unter den gegenwärtigen Umſtänden betrachtete. Noch ehe ſein Urtheil geſprochen, wurde das Ganze in Beſchlag genommen und dem kaiſerlichen Schatze übergeben; nachdem alle Güter und Ländereien eingezogen, belief der Werth des Vermögens ſich auf die ungeheure Summe von etwa neun Millionen Sterling, nach dem öffentlichen Berichte des Schatzmeiſters. Dann wurde Kiſchen als der größte Böſewicht, den China je gekannt, von Canton nach der Hauptſtadt von einem Scharfrichter, der ihm eine Kette um den Nacken warf, wie ein gemeiner Verbrecher geführt. Härter war noch das Loos eines gewiſſen Canton-Chineſen, der ihm in allen Dingen beigeſtanden, weil er engliſch verſtand. Zu Peking angelangt, wurde das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen; jedoch verzögerte der Kaiſer die Ausführung. In den jämmerlichſten Kerker geworfen, hatte er nicht einmal ſo viel um ſeinen Hunger zu ſtillen; denn man hatte alles, ſelbſt ſeine Weiber und Kebsweiber verkauft. Dieß war nun das Ende ſeiner gegenwärtigen Laufbahn; China ſollte ſehen wie ſehr der großmüthige Kaiſer alle friedliebenden Staatsmänner ſtrafte und wie er nie raſten würde, ehe er die engliſchen Barbaren vertilgt. Zu dem Ende wurde öffentlich bekannt gemacht daß, wer das Wort Friede ausſpräche, das Leben verwirkt habe. Der ſparſame Kaiſer erlaubte nun ſeinen Dienern nach Belieben Summen zur Befeſtigung der Küſte und zur Vertheidigung des Landes zu beziehen; Millionen auf Millionen wurden verſchwendet um Feſtungen zu bauen, welche in der Folge nach einem zweiſtündigen Bombardement von den Soldaten verlaſſen wurden. Zugleich beorderte er die Armeen von ſechs Provinzen nach Canton, um buchſtäblich die Engländer zu vernichten. An die Spitze des Heeres ſtellte er ſeinen geliebten Neffen Jeſchan, mehr Höfling als General, welcher früher ſich in Turkeſtan als befehlshabender Officier befunden, und in der Folge ſich große Verdienſte im Palaſte erworben. Er war ein Sardanapal in Sitten und Handlungen, und betrachtete ſeine Anſtellung als eine Luſtreiſe nach dem Süden. Longwen, ein Tatar von Geburt, war ſein Amtsgenoſſe, ein ſehr ernſter Hofmann, ausgezeichnet wegen ſeiner Strenge und Präſident eines der höchſten Tri-

bunale. Sein Grundſatz war, den Barbaren nie etwas einzuräumen, ſie auf allen Seiten zu bekriegen, und Verderben in Flotte und Heer zu bringen. Den Willen hatte er, war aber ohne Talent. Der dritte Mann, welchem die große Aufgabe, der Sieg über die Engländer, anvertraut worden, war der alte Jangfang, ſchon früher im Kriege mit Turkeſtan berühmt. Er wurde, obgleich 70 Jahre alt, als der erſte und mächtigſte Held ſeiner Zeit nach dem Kampfplatz geſandt, und kam gerade zu Canton an, als die Engländer vom Eingange des Fluſſes Beſitz genommen. Dort wurden die Feſtungswerke in die Luft geſprengt und der vereinigten prahleriſchen Macht China's Hohn geſprochen.

Nun gingen die Schiffe vorwärts, trafen auf ihrer Fahrt ein Fahrzeug im engſten tiefſten Waſſer des Fluſſes geankert, und beſchoſſen ſogleich dieſes ſowohl als die Batterien am Ufer. Endlich fand die Landung ſtatt; die Chineſen konnten ſich nicht länger in ihrer Stellung halten. Viele warfen ſich ins Waſſer, andere blieben im Moraſte ſtecken; das Kriegsfahrzeug ſelbſt, früher ein Kauffahrer und als ſolches von Lin gekauft, wurde in die Luft geſprengt. Auch dieſer Sieg verbreitete Schrecken in der ganzen Umgegend. Allein weiter hinauf auf dem Wege nach Canton gab es noch ſehr viele Verſchanzungen und Forts, welche ſich nach einander ergeben mußten, ſo daß der Weg nun in wenigen Tagen nach Canton offen ſtand. Da erſchien der Bürgermeiſter, ein Mann welcher an allen frühern Verhandlungen großen Theil genommen, mit einem der Hongkaufleute, Howkwa. Sie beſprachen ſich mit Elliot, verſicherten ihn, daß dieſe wichtigen Sachen nicht zu Canton abgemacht werden könnten, was jeder lange vorher wußte; und ſtimmten dann mit ihm überein, einen Vertrag zur Eröffnung des Handels abzuſchließen (3. März). Dieß war der zweite, welcher etwa zehn Tage lang dauerte. Unterdeſſen waren die Truppen von Tſchuſan zurückgekommen, und nur das Freicorps der Bengalen nach der Heimath hinweggeſegelt. Dieſe alle begaben ſich nun den Fluß hinauf, und der berühmte General Gough kam zu gleicher Zeit an um den Oberbefehl zu übernehmen. Daher war Elliot ſehr ängſtlich beſorgt, alle die militäriſchen Zubereitungen von der Stadt wegzuſcheuchen, damit die Einwohner ruhig in ihren Handthierungen bleiben möch-

ten; denn er wollte ihrer ſchonen. Die Schiffe gingen daher unverrichteter Sache, wie ſie gekommen waren, hinweg, und ſo endigte der Angriff auf Canton; denn Elliot glaubte, daß die Furcht einen dauernden Frieden herbeiführen würde.

Bald darauf wurde es ruchbar, daß den Engländern zu Canton kein Handel geſtattet werden würde. Entrüſtet darüber, zog Elliot ſchnell mit dem berühmten Dampfboote Nemeſis in den innern Gewäſſern nach Canton, zerſtreute die Truppen, vernichtete die Forts am Wege, verbrannte die Junken, und nachdem er als ein unwiderſtehlicher Held alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, ſtand er wieder als Sieger vor den Thoren Cantons. Von den Factoreien datirte er nun ſeinen Brief, in welchem er die Oeffnung des allgemeinen Handels der Welt ankündigte. Jangfang mußte ſeine Verſicherung geben, daß er den Frieden erhalten wollte und daß von dieſem Augenblicke an derſelbe nicht wieder geſtört werden ſollte.

Der Kaiſer wurde von den letzten Vorfällen nicht genau unterrichtet. Am natürlichſten ließ ſich alle mögliche Schuld auf Kiſchen ſchieben, denn er war ſchon verdammt und einige Verbrechen mehr oder weniger würden die Strafe weder erſchweren noch erleichtern. Dieß that denn auch Jangfang, und Lin, welcher ſich während der Unruhen, von ſeinen Freiwilligen verlaſſen, verkrochen hatte, half ihm im Geheimen dazu meiſterlich. Die erſte Niederlage welche Jangfangs eigene Truppen erlitten, wurde in einen Sieg verherrlicht und die Anzahl der fürs Vaterland Gefallenen als ein Beweis angeführt, daß die Tapferkeit der Soldaten des Mittelreiches noch nicht erloſchen. Taokuang fing an wieder aufzuleben, gab dem braven Greiſe Jangfang neue Ehrentitel und ermunterte ihn fortzufahren auf der Laufbahn des Sieges. Als nun aber Elliot wirklich zu Canton erſchien, da verlor der Bravſte der Braven ſeinen Muth, und er ſchrieb einen ſehr kläglichen Brief an ſeinen Oberherrn, ihn zugleich verſichernd, daß er um die Barbaren zu täuſchen einen Vertrag mit ihnen abgeſchloſſen. Dieß gefiel aber durchaus nicht dem kriegeriſchen Monarchen; darum gab er ſeinem alten Diener einen ſehr derben Verweis, zu gleicher Zeit aber tröſtete er ihn, daß unzählbare Heere mit unwiderſtehlicher Macht zur Hülfe herannahen würden.

Von dieſem Augenblick an kam Schaar auf Schaar von Soldaten; unzählig waren die Boote in welchen ſie heranſtrömten. Die Werkſtätten der Schmiede widerhallten von Waffenbereitungen, Hunderttauſende von Leuten mußten Verſchanzungen aufwerfen und ungeheure Vorräthe von Pulver wurden aufgehäuft. Die ganze Volksmaſſe ſchien nur auf Vorbereitungen zum Kriege erpicht zu ſeyn. Jeſchan hatte endlich die wollüſtige Stadt erreicht und fand in der Geſellſchaft der Freudenmädchen ſeinen höchſten Genuß. Jangfang lebte innerhalb der Stadtmauern und betrieb die Ausrüſtung der Heere; Longwen war im politiſchen Departement. Hunderte von Schmacken wurden von der Regierung gemiethet um als Brander zu dienen. Es war eine wundervolle Emſigkeit, die ſchwimmende Batterien baute und das ganze Ufer mit Brennſtoffen beſtreute. Noch nie hatte man ſo etwas zu Canton erlebt; allein die Nation wollte groß-artig erſcheinen und der Untergang der Engländer ſollte der Welt wie das Einſinken der Gottloſen in einen feuerſpeienden Berg erſcheinen; denn ſie hatten ja gegen das himmliſche Reich gefrevelt. Dabei herrſchte die größte Stille, als ob man zu dieſem gräßlichen Ausbruche die Kräfte erſt ſammelte.

Der Handel ging inzwiſchen ſeinen ruhigen Gang. Elliot ſelbſt war mit Hongkong beſchäftigt und erließ ſehr viele Geſetze rückſichtlich der neuen Colonie. Als man ihm die Kunde von den großen Zubereitungen brachte, lachte er darüber, feſt überzeugt, daß die Chineſen gewiß Treu und Glauben halten würden. Um einen Beweis ſeiner Gleichgültigkeit zu geben, wie ſehr er das Gerücht verachtete und wie gänzlich er dem Verſprechen der Mandarine traute, ging er mit ſeiner Frau nach Canton, blieb dort eine Zeitlang und kam dann wieder zurück, um zu zeigen daß nicht die geringſte Gefahr vorhanden ſey.

Nachdem die Flotte von Tſchuſan hinweggeſegelt, kam noch ein Schiff dort direct von England mit Lebensmitteln an; denn man hatte nicht die entfernteſte Idee, daß Elliot den Chineſen, ohne weitere Befehle von ſeiner Regierung abzuwarten, dasſelbe wieder zurückgeben würde. Der Capitän ging unvorſichtiger Weiſe ans Land, wurde von den Chineſen gefangen genommen, von Jukien, einem Mongolen, dem Nachfolger Jlipu's, lebendig geſchunden und dann in Stücke geſchnitten. Dasſelbe Loos wider-

fuhr auch einem Steuermanne und Matroſen. Auf ſolche Weiſe glaubte dieſer Wütherich die Engländer mit Furcht und Schrecken erfüllen zu können, und dergeſtalt im Fall ſie wieder kämen zu beſiegen. Als das dunkle Gerücht von dieſer blutigen That Makao erreichte, gerieth Elliot in Erſtaunen; ſogleich ſandte er ein Kriegsſchiff nach Ningpo um nähere Erkundigung einzuziehen, während er einen drohenden Brief an die Behörden ſchrieb und ſie mit Feuer und Schwert heimzuſuchen drohte. Allein aller Verkehr mit dem Feſtlande war verſchloſſen; wohin ſich auch die Brigg wendete, fand ſie Kanonen und Batterien, und mit dieſer Nachricht eilte ſie zum Bevollmächtigten. Dieſer faßte daher den Entſchluß nach vielem Hin- und Herlaufen mit der Flotte nach dem Norden zu ziehen, während Bremer, der Befehlshaber des Geſchwaders, nach Indien ging um dort die Ausrüſtnng von kleinen Dampfbooten zu beſchleunigen. So ſtanden die Sachen, als die Wirklichkeit des nahen Anfalles auf die Engländer zu Canton einige Tage vorher dem Elliot mit ſolcher Gewißheit überbracht wurde, daß er nicht länger einen einzigen Augenblick daran zweifeln konnte; nun zog das vereinigte Heer nach dem Kriegsſchauplatz, um zu erproben wie weit die Chineſen ſich vertheidigen konnten, wenn ſie alle Streitkräfte auf einen Punkt vereinigt hätten.

Eine allgemeine Stille ging dem fürchterlichen Sturme der Nacht vom 17ten Mai vorher. Die Engländer waren von dem Looſe das ihnen zubereitet war nicht unterrichtet. Als daher die erſte Maſſe von Brandern ankam, wurde ſogleich das Signal gegeben, und ſiehe, da war alles in Flammen und das Feuer verbreitete ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß der ganze Fluß in Flammen zu ſeyn ſchien. Dieß war nicht nur der Fall zu Canton, ſondern auch an allen Stellen wo die Kriegsſchiffe geankert waren, bis zur Bocca Tigris. In jeglicher Richtung wurden die Feuerflöße beinahe zu gleicher Zeit losgelaſſen, aber überall durch die Geſchicklichkeit der Matroſen unſchädlich gemacht und weggebracht. Dagegen geriethen die Vorſtädte Cantons hiedurch in Brand, und was zur Verwirrung der Feinde beſtimmt war, brachte den Einwohnern Schaden und Beſtürzung.

Als es Tag geworden, fand man eine ganze Anzahl Batterien längs des Ufers, welche auch verſchiedenemale auf die Schiffe, doch nicht mit Erfolg, feuerten. Nun kam aber auch die

Reihe an die Chineſen, für den Friedensbruch zu büßen. Zu dieſem Ende ging das berühmte Dampfboot Nemeſis den Fluß hinauf, verbrannte die Kriegsjunken und vernichtete die Feuerflöße. Als nun alle Fahrzeuge brannten und überall Furcht und Entſetzen waltete, da fühlten die Helden des himmliſchen Reiches, daß man nicht ungeſtraft den Barbaren trotzen könnte, und obgleich die Vertheidigungsanſtalten anderwärts ſehr bedeutend waren, ſo verlor die Beſatzung in der Stadt ſchon vom bloßen Gerüchte den Muth.

Den Tag vorher wo der Kampf ſtatthatte, erließ der Präfect der Stadt ein Rundſchreiben, in welchem er die Einwohner ermahnte nicht den Ort zu verlaſſen — denn ſie wanderten zu Tauſendeu aus — und den guten Fremden verſicherte, daß ſie ganz ungetrübt leben möchten, denn ihnen ſtünde nichts Böſes bevor. Dieſes Verſprechen aber wiegte nur einen Amerikaner in Schlummer, der ſich ganz ſicher glaubend, auf einmal eine Horde Räuber und Soldaten zur Plünderung der Factoreien ankommen ſah. Mit großer Behendigkeit wurde alles von Werth geraubt und man ließ nur die Wälle der Factoreien ſtehen. An dieſer Plünderung hatte der alte Jangfang einen bedeutenden Antheil; ſein großer Heldenſinn wurde mit dem Raube engliſcher Manufacturen befleckt und er ſelbſt ein Gegenſtand der Verachtung unter den Soldaten.

Nachdem man nun einige Tage die Stadt von den Schiffen aus beſchoſſen und überdieß all die zahlreichen Forts an des Fluſſes Seite genommen, wobei es auch nicht ohne großen Verluſt abging, wurden endlich Anſtalten zur Belagerung der Stadt gemacht, auf einer Seite wo die Chineſen nicht vorbereitet waren. Allein der Weg ging über Gräben und verurſachte Mühſeligkeiten jeglicher Art. Ueberdieß war das Wetter außerordentlich heiß und die Anſtrengungen ſo erſchöpfend, daß viele Soldaten ſich dem Tode nahe glaubten. Endlich erreichte die Armee den nördlichen Theil der Mauer, die Forts an der Außenſeite wurden ſogleich genommen, und ein mörderiſches Feuer eröffnet, welches die Chineſen ſehr wacker erwiederten. Bei der Eintreibung der Vorpoſten und dem Schluß der Thore entfiel ihnen aber der Muth.

Von dieſem Augenblick an entſtanden die ſchrecklichſten Scenen in der Stadt ſelbſt. Schon früher hatten viele der fremden Solda-

ten anſtatt zu kriegen zu plündern angefangen; die Landleute in der Umgegend, welche damals ſchon aufs höchſte gereizt waren, nahmen ſchreckliche Rache an dieſen Räubern. Dieſe Wiedervergeltung aber erregte den Zorn der Krieger und nun mordeten ſie mit der fürchterlichſten Wuth die Landleute. Dieſelbe Rachſucht verbreitete ſich in den Vorſtädten und endlich innerhalb der Mauern. Dort waren aber dieſe Streiter in größern Haufen als die Einwohner, von denen ſich ein großer Theil geflüchtet; daher entſtand ein fürchterlicher Kampf, an verſchiedenen Stellen erhob ſich die Flamme und überall war Entſetzen und Raub. Der ärgſte Feind hätte die friedlichen Bürger nicht mit ſolcher Kaltblütigkeit niedergemetzelt, wie es die eigenen Soldaten thaten. Dieß Unweſen — denn alle Disciplin war verloren gegangen und die Officiere ſelbſt ſtahlen — war ſo unerträglich daß die Anführer alle Hoffnung zur Vertheidigung aufgaben und daher Abgeordnete abſandten, um mit Elliot über die Auslöſung von Canton zu unterhandeln.

Dieſer war wie gewöhnlich hoch erfreut, wieder Unterhandlungen anzufangen, und ſo wurde es denn beſtimmt, daß nach der Zahlung von ſechs Millionen Thalern die Engländer alle ihre Vortheile aufgeben und den Fluß räumen ſollten. So hatte uun alles Blutvergießen und jegliche Anſtrengung ſowohl als das unſägliche Elend welches auf die Einwohner fiel, für die weitere Verhütung ähnlicher Leiden keinen Erfolg, und derſelbe kriegeriſche und zugleich feige Geiſt, der ſchon ſo viel Unheil angerichtet, war nach wie vor rege.

Als der General gerade eine Breſche zu ſchießen gedachte, traf ein junger Artillerieofficier ins Pulvermagazin, welches mit großem Krachen in die Luft ſprang. Er hatte gerade einen Mörſer geladen um in ein nahegelegenes Gebäude eine Bombe zu werfen, als der Anführer herzukam und es ihm unterſagte. Wäre es geſchehen, ſo würde eine Exploſion ſtattgefunden haben, wie die Geſchichte wohl noch keine erwähnt; denn in dem Tempel befanden ſich ungeheure Pulvervorräthe, welche für den Dienſt der ganzen Beſatzung beſtimmt waren. Der Feldmarſchall Jeſchan ſchrieb nachher an den Kaiſer, daß die Göttin Kuwanjin, welcher dieſer Pulvertempel gewidmet, die Kugeln in ihren Schooß aufgefangen und dadurch den Schaden verhütet habe. Für dieſes große Verdienſt geſtand ihr der

Kaiſer bedeutende Ehren zu und ſchickte ihr zugleich verſchiedene Kerzen, welche der Dalai Lama eingeſegnet hatte.

Früh am Morgen zählte General Gough das Heer und beſtimmte jeder Abtheilung eine Stelle beim Sturme. Da kam ein Seeofficier mit einem Brief und erzählte ſeinem Obern daß der Friede abgeſchloſſen ſey. Alle waren voll Erſtaunen und nun wurden die Sachen als ſchon ausgeführt betrachtet. Der alte Jangfang erſchien einige Tage nachher auf der Mauer, wo ſich Gough mit ihm in eine Unterredung einließ. Da ſprach der Greis von Frieden und warf als Unterpfand ſeine zwei Armringe herunter, ein Geſchenk, welches wohl noch nie zuvor ein General dem andern gemacht.

Das Geld wurde richtig ausbezahlt und Jedermann glaubte nun, daß es wirklich ein Waffenſtillſtand ſey. Plötzlich erſchienen auf den Höhen eine Menge bewaffneter Bauern im Rücken des engliſchen Lagers, die alle zum Angriffe bereit waren. Dieß war nun äußerſt treulos; da der General aber meinte daß die Leute vielleicht durch Irrthum den Waffenſtillſtand gebrochen, ſo ſchickte er nur wenige Truppen zu ihrer Vertreibung. Große Regengüſſe erfolgten; eine Compagnie Hindu fand ſich zwiſchen den Bauern eingeengt und würde vielleicht von ihnen geſpießt worden ſeyn, da ſie wegen der Näſſe ihre Gewehre nicht abfeuern konnten, wenn nicht einige Seeſoldaten ihnen zu Hülfe geeilt wären. Am folgenden Tage kam noch eine größere Schaar des Pöbels; dieſen Haufen verwies der Präfect ihre Frechheit und ſo zogen ſie ab. Aber für dieſe Lebensrettung wußten ihm die Landleute keinen Dank; auch er wurde als Verräther des Landes erklärt, und als die Studenten nachher zum Examen kamen, fielen ſie mit Wuth über ihn her, und er rettete kaum ſein Leben.

Die chineſiſchen Anführer ihrerſeits handelten auf ganz entgegengeſetzte Weiſe. Jeſchan ſchrieb verſchiedene Briefe an den Kaiſer, in welchen er ihm die herrlichen Siege ſchilderte die er über die Engländer erhalten, und der großen Menge von Schiffen erwähnte welche er in den Grund gebohrt. Weil die Barbaren aber nicht abziehen wollten, ehe ſie eine Entſchädigung für das Opium erhalten, ſo wäre er genöthigt geweſen ihnen dieſe Summe zu bezahlen; dafür aber hätte er ſie aus dem Fluſſe getrieben und nicht eine Spur von ihnen zurückgelaſſen. Ueber dieſe Helden-

that war Taokuang höchſt erfreut; er ließ daher den Neffen noch länger zu Canton, wo er ſich gänzlich der Wolluſt ergab. Longwen wollte den Schimpf nicht überleben und ſtarb vor Gram. Jangfang blieb noch eine kurze Zeit dort und forderte dann ſeine Entlaſſung vom Dienſte. Die Soldaten welche den Händen der Bauern entkommen, marſchirten nach ihrem Vaterlande zurück. Das Ganze ſchien wie ein Traum geendet zu haben. Das große Heer, welches zu verſammeln ſo viele Koſten und Befehle erfordert, war verſchwunden. Die Engländer waren noch nicht ausgerottet und blieben noch immer an den Gränzen China's ſtehen, obgleich alle Forts ſchon längſt aufgegeben waren. Nur der Pöbel wünſchte wieder Krieg, denn er war noch nicht gezüchtigt worden, und forderte daher den Feind auf mit ihm auf einem beſtimmten Platze auf Leben und Tod zu ſtreiten. Dieß war das letzte Echo. Die begüterten Bürger kehrten inzwiſchen wieder zurück und trieben ihren Handel als ob nichts vorgefallen wäre; dasſelbe thaten die Fremden.

Die Armee, welche indeß mit der Flotte nach Hongkong zog, litt ſehr viel von Krankheit. Mancher der auf Cantons Anhöhen eine Wunde erhalten, ſtarb an den Folgen derſelben und der Tod herrſchte auf eine gewaltige Weiſe. Dazu kamen noch zwei Typhone die ſehr bedeutenden Schaden thaten und manches Schiff zum Sinken brachten. So glaubten die Chineſen, daß dieß eine Strafe für die gottloſen Engländer ſey, welche die Keckheit gehabt das heilige und unverletzbare himmliſche Reich anzugreifen.

Nach Elliots Begriffen war nun das Hauptwerk vollendet. Aus Hongkong wünſchte er den größten Handelsplatz Aſiens zu machen und den ganzen Verkehr dorthin zu verſetzen; um andere Hafenſtädte kümmerte er ſich nicht mehr; auch lag es ihm nicht an etwas zum Abſchluß des Friedens zu thun, da alle Maßregeln zu dieſem Ende bisher vergeblich geweſen. Während er aber ganz unentſchloſſen war, nahmen die Dinge bald eine andere Wendung; Pottinger erſchien als ſein Nachfolger um die Sache durchzuſetzen und China der ganzen civiliſirten Welt zu öffnen.

Zweiter Feldzug.

(Auguſt 1841.)

Zum Befehlshaber der Flotte war der Admiral Parker beſtimmt. Dieſer nahm ſogleich die kräftigſten Maßregeln um die Schiffe welche im Sturme gelitten, in wenigen Tagen in Stand zu ſetzen, Amoi anzugreifen. Dieſer Ort hatte jahrelang den Fremden getrotzt und bei jeder Gelegenheit ſich feindlich gezeigt. Man hatte ſehr weite Feſtungswerke von ſchön zuſammengefügtem Granit gemacht und ſich ſorgfältig zur Gegenwehr vorbereitet.

Um dieſe Zeit ſtand ein Miniſter auf, welcher dem Kaiſer erklärte, daß China keinen kleinen Krieg führen müſſe. Anſtatt die Ankunft des Feindes zu erwarten, müßte es ſelbſt ihn anfallen. Zu dieſem Ende rieth er eine Flotte, dreimal ſo zahlreich und Schiffe dreimal ſo groß und gut bemannt wie die der Engländer, nach Singapor und der Straße Sunda zu ſenden um dort die engliſchen Schiffe aufzufangen. Würde dieſer Plan nicht angenommen, ſo ſtellte er vor, daß man mit einem Heere von 3000 Mann über Sibirien und die ganze Breite Europa's, von Ruſſen unterſtützt, nach England gehen müßte. Die Nepaleſen boten auch ihre Hülfe in dieſem Kampfe an, und Birma blieb keineswegs zweideutig, ſo daß ſich Taokuang wieder geſtärkt fand den Krieg fortzuſetzen, anſtatt den günſtigen Frieden Kiſchens zu beſtätigen.

Zu Amoi befand ſich der Generalgouverneur Jen, ein Mann, der dem Kaiſer verſichert, daß man anſtatt den Anfall der Engländer zu erwarten, ſelbſt über ſie herfallen müßte. Den ſchönen Mauern der Feſtungswerke vertrauend, ſah er ſelbſt von einer Mauer den Kampf an, hoffend daß die Soldaten dadurch zum Widerſtand angefeuert werden würden. Aber ſo lange ſie hinter den ſteinernen ausgedehnten Bollwerken ſtanden, erwiederten ſie Schuß auf Schuß, denn ſelbſt die Linienſchiffe konnten auf ſolche Mauern keinen Eindruck machen; allein als die engliſchen Soldaten landeten und ihnen in den Rücken fielen, flohen ſie mit der größten Eile. Der Feldherr aber wollte den Schimpf nicht haben in die Hände der Feinde gefallen zu ſeyn; er ging daher kaltblütig ins Meer um ſich zu erſäufen. Die übrigen Soldaten wurden ſehr bald zerſprengt und gingen nach Hauſe, während

der Pöbel nun anfing die Magazine zu plündern, in welchen ſehr große Vorräthe von Reis ſich befanden, und alles mit ſich hinwegſchleppte. Es gibt ſehr wenige Orte an der Küſte wo ſo große Armuth herrſcht wegen der Unfruchtbarkeit des Landſtriches, und die Räuber ſo zahlreich ſind. Große Auswanderungen haben dieſem Uebel einigermaßen vorgebeugt; in allen blühenden Colonien des indiſchen Archipelagus findet man Eingeborne dieſer Umgegend, viele unter ihnen ſehr reich, ſowie auch in den großen Küſtenſtädten China's. Daher bewieſen ſich die Einwohner Amoi's als alte Bekannte der Engländer und ſprachen mit ihnen auf ſehr vertrauliche Weiſe, als ſie ſich der Citadelle bemächtigten. Aber länger hier zu verweilen war nicht der Wunſch des engliſchen Bevollmächtigten; daher wurde eine kleine Inſel, Kulangſu genannt, Amoi gegenüber, von den Engländern in Beſitz genommen, um dann weiter nach dem Norden zu ziehen.

Der Admiral hatte ſich von Amoi wegbegeben, unter dem Vorwande gegen die Seeräuber zu kreuzen und ſeine Flotte dergeſtalt gerettet; für dieſen Dienſt verlor er ſein ganzes Einkommen auf mehrere Jahre und ohne ſeinen Rang zu behalten blieb er zur Ausführung ſeines Dienſtes zurück. Wie weit er Unrecht hatte, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; hätte er aber mit ſeinem Geſchwader wie man ihm befohlen, die Britten angefallen, ſo wäre vielleicht ein ſehr kleiner Theil der Junken davon gekommen.

Die engliſche Flotte ſegelte nun nach dem Norden. Der Befehlshaber der ganzen chineſiſchen Armee in der Nähe Tſchuſans, zu Tſchinhai, war der Mongole Jükien. Von ſeiner Jugend an gewöhnt auf eine herriſche Weiſe gegen ſeine Untergebenen zu verfahren, und überdieß wegen ſeiner Voreltern, die in Turkeſtan gute Dienſte gethan, ein Günſtling des Taokuang, wollte er auch ein Schreckenregiment gegen die Feinde des Reiches einführen. Er behandelte daher Ilipu, den Freund der Ausländer, mit der größten Geringachtung, und als er ſeinen Poſten einnahm, ruhte er nicht, bis daß er ihn von der Regierung der Provinzen Kiangnan und Kiangſi verſcheucht ſah und ſich ſelbſt an der Spitze der Verwaltung befand. Sobald er nun zu Ehren gekommen und ſich im Beſitze der höchſten Macht dachte — denn er ſtand am Hofe ſehr wohl angeſchrieben und der Kaiſer glaubte

ſeines Gleichen im ganzen Reiche nicht zu haben, weil er mit Heftigkeit die Ausrottung der ganzen engliſchen Nation anrieth — ſo wollte er auch der Welt beweiſen, daß er ſeine hohe Stelle nicht vergeblich erhalten habe. Er ſchrieb alſo ſehr harte Edicte gegen die Engländer aus und verſicherte ſie daß er entſchloſſen ſey auf ihrer Haut zu ſchlafen. Zu dem Ende wurden drei lebendig geſchunden welche ihm zufällig in die Hände gefallen und dann auf eine langſame Weiſe in Stücke geſchnitten. Dann ſchrieb er rühmend an die oberſte Regierung und machte Tao-kuang weis, er habe die Barbaren in ſolchen großen Schrecken gejagt, daß ſie nie mehr etwas gegen das himmliſche Reich unternehmen würden. Ja er war ſo weit gegangen ſie zu einem Kampfe aufzufordern, welchen ſie jedoch noch nicht zugeſtanden; denn er wüßte wohl, daß die Furcht ſeines Namens ſo groß ſey, daß Niemand wagen würde, ſeine Heldenkraft zu bezweifeln.

Von dieſem Wahne wurde er plötzlich durch die Ankunft der Nemeſis aufgeſchreckt. Dieſes Dampfboot hatte alle Kohlen verbrannt und ging daher in den Hafen von Tſchapu, um dort Holz zu ſammeln. Alle Forts wurden ſogleich eingenommen und die Soldaten zurückgeſchlagen. Nachher ging die Mannſchaft mit den Matroſen des Phlegethon nach dem Orte wo die zwei Engländer die man gefangen genommen in Stücke gehauen worden waren, und verbrannten die Häuſer, ſchreckliche Rache an den Einwohnern übend. Unterdeſſen war die große Flotte in der Nähe Tſchuſans angekommen. Dort hatte man weder Koſten noch Mühe geſpart um die Inſel unüberwindlich zu machen, und etwa 6000 Mann waren bereit ihr Leben der Vertheidigung von Tinghai zu opfern. Die Arbeit welche zur Befeſtigung erfordert und in wenigen Monaten vollendet wurde, war ungeheuer. Der General entſchloß ſich in Vereinigung mit dem Admiral die Bollwerke zu recognosciren; man feuerte ſogleich auf die Dampfboote welche zu dieſem Zweck ſich dem Ufer näherten. Da ſie hinwegzogen, ſobald ihre Abſicht erfüllt war, ſo ſchrieben ſich die chineſiſchen Soldaten den Sieg zu und von dieſem Augenblick an glaubten ſie die ganze Macht der Britten zurückſchlagen zu können. Endlich aber nahte der Tag des wirklichen Angriffes. Von dem Hügel wo ſich die chineſiſchen Officiere ſehr gut verſchanzt hatten, wurden

ſie von den brittiſchen Soldaten vertrieben; aus der Citadelle nöthigten die Mörſer, auf den nahe liegenden Inſeln errichtet, die chineſiſchen Soldaten hinweg zu fliehen. Die große Batterie an der Meeresſeite wurde von den irländiſchen Soldaten genommen, welche den Chineſen in die Flanke fielen und ſie wie Schafe vor ſich hertrieben. Auch die Mauern Tinghai's wurden nach ſehr geringem Verluſte bald erſtiegen und das ganze chineſiſche Heer verſcheucht. Unter den äußerſt zahlreichen Horden war nur Einer, welcher die Macht des Feindes verachtend mit eigener Hand die Stadt wieder einzunehmen verſuchte, und dieß war ein gemeiner Soldat. Die übrigen Krieger zogen ſich nach Tſchinhai zurück um die Kunde dem Jükien zu melden, während der Magiſtratsbeamte, der alte Schu, mit großer Behendigkeit ſich mit einem Theil des Schatzes nach der naheliegenden Inſel Taiſchu flüchtete, und ſo den Händen der Feinde entging. Das Volk, anſtatt ſich zu fürchten, kam in Menge nach der Stadt zurück; in ſehr wenigen Tagen wurde ein großer Markt eröffnet und Niemand kehrte ſich mehr an den Krieg, ſo daß alle die frühern Gräuel wegfielen. Dem Charakter der Engländer wurde auf dieſe Weiſe der größte Ruhm gezollt.

Zehn Tage nach dieſer glücklichen Unternehmung näherte ſich die Flotte Tſchinhai, um das oft ausgedrückte Verlangen des Jükien, dem Feind im offenen Felde zu begegnen, endlich zu erfüllen. Dieſer hatte den Befehl gegeben nicht eher zu feuern, bis daß der Feind ganz in der Nähe ſey; bei der Annäherung der Flotte verhielt ſich daher ſein Heer ganz ruhig. Der kriegeriſche General Jüpujun, welcher immer den Frieden verabſcheute, weil er glaubte die Engländer wie die Turkomanen zu überwinden, hatte den Oberbefehl des Heeres. Es war gerade ein ſehr ſchönes Wetter als das Bombardement Tſchinhai's ſeinen Anfang nahm (10. Auguſt 1841), auch nicht ein Lüftchen wehte, alles war ruhig; der Menſch allein befand ſich im fürchterlichen Kampfe mit ſeinen Nachbarn. Die zwei Linienſchiffe die herbeikamen, dienten wie Batterien zu Lande, denn es war gänzliche Windſtille, und die Sprengkugeln welche das Schiff Wellesley hineinwarf, hatten einen fürchterlichen Erfolg. Da war kein Bleibens, denn alles wurde von dieſen fürchterlichen Wurfmaſchinen zerſprengt und die tapferſten Soldaten würden gegen eine

ſolche Waffe nichts ausgerichtet haben. Gegen Abend landeten die Matroſen und Seeſoldaten, nachdem verſchiedene Pulvermagazine in die Luft geſprengt waren, und nahmen Beſitz von Tſchinhai, wo die Zelte der zahlreichen Armee in Brand geſteckt ein fürchterliches Schauſpiel am Abend dieſes gräßlichen Tages gewährten. Der unüberwindliche Held Jükien war einer der erſten, welcher hinweglief. Er wollte ſich vor Verzweiflung erſäufen, allein ein mitleidiger Fiſcher zog ihn aus dem Waſſer; dann ging er einige Meilen weiter und verſchluckte am folgenden Tage zu Jüjao Goldblech oder Opium, was man nicht ausmitteln konnte, an deſſen Folgen er ſtarb. An demſelben Tage war das Heer welches auf der andern Seite des Stromes ſtand, von den engliſchen Soldaten auf eine ſehr meiſterhafte Weiſe angegriffen und gänzlich beſiegt worden. Die Ueberbleibſel flüchteten ſich in den Fluß, und viele Soldaten ertranken lieber als daß ſie ſich ergeben hätten. — So endigte die Prahlerei eines Tyrannen, welcher die ganze civiliſirte Welt von der er nicht den geringſten Begriff hatte, verſchlingen wollte. Jüpujun, ein alter Mann, welcher lahm war, bot den brittiſchen Bevollmächtigten an einen Vertrag abzuſchließen, zu welchem er weder Recht noch Befugniß hatte. Nachher floh er in die weite Ferne und hielt ſich eine Zeitlang ruhig, während das ganze chineſiſche Heer vernichtet war.

Der Zug der Armee ging nun nach Ningpo, welches ohne Schwertſchlag genommen wurde; denn die Officiere ſowohl als die Civilbeamten waren ſchon hinweggelaufen. Hier lebten die Engländer ſieben Monate lang mit den Chineſen im beſten Einverſtändniſſe, herrlich und in Freuden, als ob ſie in ihrem eigenen Lande ſich befunden hätten.

Nachdem der Kaiſer von der Flucht der Truppen und dem Schrecken in der ganzen Armee gehört und überdieß die Eroberung Tſchuſans, Tſchinhai's und Ningpo's vernommen, war er ganz wüthend und ſchwur, daß er nie mit den aufrühreriſchen barbariſchen Räubern Friede machen wollte. Zugleich ſandte er Befehle an die Officiere der Provinz Tſchekiang ſich ruhig zu verhalten, bis er eine große Armee zur Ueberwältigung der Engländer geſandt haben werde. So verſtrichen denn mehrere Monate ohne Krieg, bis im Winter 1841 endlich ein Heer langſam zuſammen-

kam, welches die Engländer vertilgen ſollte. Zum Anführer desſelben wurde ein ſehr naher Anverwandter des Kaiſers, welcher damals Miniſter war und mit ſeinem Oberherrn auf dem vertrauteſten Fuße lebte, ernannt; ſein Name war Jiking. Noch ehe er aber den Kriegsſchauplatz erreichte, gab er ſich zu Sutſchéufu den Huren hin und verſchwendete täglich auf dieſe Dirnen Tauſende von Unzen Silber, welches auf den Feldzug verwendet werden ſollte. Zu gleicher Zeit verordnete Taokuang, daß Kiſchen, deſſen Vorherſagungen ſo ziemlich eingetroffen, ſich nach Hangtſchéu begebe, um als Commiſſionär ohne irgendeine Vollmacht und ſonſtigen Titel aufzutreten, weil der Kaiſer dachte daß ein Mann wie Elliot noch an der Spitze ſtände, mit welchem man lange Unterhandlungen ohne Erfolg pflegen könnte. Kiſchen begab ſich daher am Ende des Jahres 1841 auf den Weg; als er aber in der Vorſtadt von Hangtſchéu angekommen, verſagte ihm der Statthalter als einem Landesverräther entſchieden den Einzug; ſo konnte er ſeine Befehle nicht ausführen und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Jiking errichtete endlich ſein Lager in der Nähe eines Dorfes, welches unter dem Namen Tſaoguo ſo berühmt geworden. Dort verſammelten ſich langſam die Contingente der verſchiedenen Provinzen und der Milizen der Umgegend; aber noch immer zögerte der Feldherr einen entſcheidenden Schlag zu thun. Am Ende des Jahres 1841 rückten endlich die Engländer gegen Jüjao, einer Stadt in der Nähe Tſaogno's, an, und trieben von dort die chineſiſchen Soldaten zurück, welche einen großen Verluſt erlitten.

Zu Peking war das Herz des Kaiſers von Gram und Zweifelſucht zerriſſen. Zwar hatte ihm Jiſchan am Anfange des Sommers zwei eingeſalzene Köpfe überſandt, von denen er behauptete, daß dieſe den Häuptlingen der Engländer, Elliot und Bremer angehörten, während man einen unglücklichen Unteroffizier und einen ſchwarzen Jungen enthauptet hatte. Mit dieſen Trophäen begnügte ſich der Kaiſer eine Zeitlang und überredete ſich ſelbſt, daß Jiſchan etwas Großes ausgerichtet habe. Plötzlich kamen die betrübenden Nachrichten von Tſchekiang und da beſchuldigte der Monarch ſeine Officiere, daß ſie die unverzeihliche Nachläſſigkeit begangen, die Barbaren weglaufen zu laſſen. Allein der Unfall war einmal geſchehen und daher mußte er weitere Maßregeln

zur Vertreibung des Feindes nehmen. Als die Nachricht von dem Tode Jükiens erging, verbreitete ſich die tiefſte Trauer über alle Hofſchranzen. Die Kaiſerin-Mutter, deren Geburtstag gerade in dieſe Zeit fiel und wozu ſehr große Vorbereitungen gemacht wurden, verbot alle Freudenbezeugungen, und die ſehr berühmte Gemahlin des Taokuang ſank ins Grab.

Im Februar 1842 waren endlich die Truppen von den verſchiedenen Provinzen angelangt und das Lager zu Tſaogno, verſtärkt durch Milizen, nahm nun eine außerordentliche Geſtalt an. Bei Jikings Ankunft berathſchlagten ſich die Großen, ob es nicht wünſchenswerth ſey die engliſchen Gefangenen, welche man durch Räuber gekapert, dem chineſiſchen Kriegsgotte und den Fahnen lebendig zu opfern; eine Gewohnheit, welche noch von ſehr alten Zeiten herrührte. Allein die Mehrzahl war gegen dieſen Vorſchlag und ſo begnügte ſich der Kriegsrath, nur einem unglücklichen Soldaten den Kopf abzuſchlagen und den Körper dann den Strom herabfließen zu laſſen, damit der Feind in Schrecken gejagt werden möchte.

Zu dieſer Zeit machte der berühmte General Hutſchao dem Kaiſer den Vorſchlag, ein großes Dampfboot zu bauen, welches 6000 Mann tragen könnte, nämlich 2000 Kanoniere und 4000 Taucher mit ungeheuren Kanonen. Mit dieſen wollte er nach Tſchuſan laufen und, ſobald er in die Nähe der Kriegsſchiffe käme, das Signal geben, daß die Taucher ins Waſſer ſprängen und ſogleich Löcher in den Rumpf der Schiffe machten, während die Kanoniere dieſelben in den Grund bohrten. Dieſe großartige Idee ſollte von einem Portugieſen in Ausführung gebracht werden. Der Kaiſer ließ es aber bei dem guten Willen bewenden und ſo unterblieb auch dieß Unternehmen.

Dagegen rüſtete ſich Jiking auf eine ſehr muthige Weiſe; ſein Plan war, mit ſeiner Macht einen Cirkel zu beſchreiben, etwa 40 deutſche Meilen im Umfange, die Engländer zugleich auf der See anzufallen und dergeſtalt ihre Flucht unmöglich zu machen. Noch aber wünſchte er aus bloßer Menſchlichkeit ſie zur Uebergabe und zum Frieden anzumahnen; zu dieſem Zweck wurden Boten geſandt und zugleich eine Schrift an den engliſchen General Gough gerichtet — welche jedoch nie überhändigt wurde — in der er denſelben erſuchte, ſich ſogleich als Gefangenen im chineſiſchen Lager

zu ſtellen, damit er ſein Leben friſte und nicht wie die übrigen dem Verderben unterliege. Sobald er ſein Heer übergeben habe, würde man ſein Verdienſt dem Kaiſer vorſtellen; dieſer werde ihn in den Adelſtand erheben und ſeine Söhne auf die nationale Univerſität ſchicken. Dieß waren die Vorſpiegelungen, wodurch man den engliſchen Heerführer zu beſtechen ſuchte. Ueberdieß wurde auch ein Aufruf an alle Fremden gemacht welche unter den brittiſchen Fahnen dienten, damit ſie die Räuber verlaſſen und nach Hauſe gehen möchten. Für die engliſchen Soldaten ſchrieb ein Mandarin ein Gebet, in welchem er ſie täglich ernſtlich flehen lehrte, wieder nach Hauſe zurückkehren zu können, um ihre alten Mütter zu ſehen; ein anderes Papier wurde bekannt gemacht, die Engländer auffordernd, nicht länger in der weiten Fremde zu weilen.

Aber alle dieſe Kunſtgriffe halfen nichts; Corporal Weiß's Unterhandlungen, welcher zu dieſem Ende zum brittiſchen Heere geſandt wurde, blieben ebenfalls ohne den geringſten Erfolg. Früher hatte man ſelbſt vorgeſchlagen, einen Fremden zum chineſiſchen Bevollmächtigten zu machen, um im Falle des Mißgeſchickes die Schuld auf eine unverantwortliche Perſon zu wälzen. Auf dergleichen Vorſtellungen aber antwortete der Kaiſer, daß nur das Schwert entſcheiden ſollte.

Der 10. März ward endlich zum Entſcheidungstage beſtimmt. Um Mitternacht erſchienen die Feuerflöße auf den Canälen und Flüſſen in ſehr großer Menge um die engliſchen Schiffe zu vernichten, und häufige Exploſionen kündigten den Schreckenstag an. Es war eine ſtille, herrliche, obgleich dunkle Nacht, wo man plötzlich den ganzen Luftkreis erhellt ſah von den Brandern und Feuerwerken. Eine ſtarke Anzahl von chineſiſchen Soldaten drang in das ſüdliche Thor ein, welches man nicht verrammelt hatte; die engliſche Wache zog ſich zurück. Schnell verbreiteten ſich die Krieger und ließen unzählige Raketen in den Straßen ab. Obgleich der engliſche Befehlshaber alles vorher wußte, ſo waren dennoch die nöthigen Vorkehrungen noch nicht getroffen; als endlich das Knallen der Feuerwerke und der Donner des Geſchützes von Seite der Schiffe alles in Erſtaunen ſetzte, ſo verſammelten ſich die Britten, und ein ſehr kleiner Haufe trieb die Chineſen zum Thore mit großem Verluſte heraus. Unter-

deſſen waren alle Brander unſchädlich gemacht worden und der Morgen fing an zu tagen. Da hörte man plötzlich ein fürchterliches Geſchrei einer wogenden Menge, und ſiehe 6000 Chineſen drangen auf das weſtliche Thor Ningpo's in dichtgeſchloſſenen Reihen an. Dort war ein Officier Namens Armſtrong auf der Wache, der anſtatt zu weichen ſich mit ſeiner geringen Mannſchaft tapfer vertheidigte und den ſchon bis ans Thor vorgedrungenen Feinden mit großen Steinen und Gewehrkolben den Kopf zerſchmetterte. Aber immer wurde der Angriff aufs neue begonnen, und Armſtrong hätte weichen müſſen, denn ſchon war ſein Pulver beinahe verſchoſſen, als endlich etwa hundert Irländer mit einem kleinen Mörſer unter dem Befehle des Oberſt Montgommerie heranmarſchirten. Das Thor wurde endlich geöffnet und nun ein mörderiſches Feuer auf die dichten chineſiſchen Maſſen, welche auf eine ſehr enge Strecke zuſammengedrängt waren, angefangen. Eine Weile ſtanden die Haufen unentſchieden; denn die Hinterſten drängten vorwärts, entſchloſſen die Stadt einzunehmen; allein Kartätſchenkugeln hatten ſehr ſchnell den gehofften Erfolg, und die Menge, aufgeſchreckt, fing nun einen wilden Rückzug an, während deſſen die Straße mit Todten überſtreut wurde und das bedeutende Heer, deſſen Zahl unabſehbar zu ſeyn ſchien, ſich in größter Eile zerſprengte und ſehr bald gänzlich verlor. An dieſem Tage gab es Verwundete und Todte in Haufen. Sobald aber der Kampf beendigt war, fing die Menſchlichkeit ihr Werk an, wie beinahe in allen Schlachten dieſes Krieges. Die Doctoren verbanden die Unglücklichen und die Gefangenen wurden aufs ehrenwertheſte verpflegt. Gleiche Anfälle hatten auch zu Tſchinhai ſtatt, wo die Chineſen dennoch nicht in die Stadt kamen, ſondern vor den Thoren zurückgetrieben wurden. Aber große Brander waren auf die dort gelegenen Schiffe abgelaſſen; hätten ſie eins, welches mit Pulver geladen, angezündet, ſo würden ſie die übrigen in die Luft geſprengt haben. Zu Tſchuſan banden die Freiwilligen Boote mit Ketten aneinander, und ließen ſie auf die Schiffe ab, thaten aber nicht den geringſten Schaden. Der Anführer, ein gewiſſer Tſchingpaumau, hatte von der Regierung bedeutende Summen Geldes erhalten, von welchen er mit einem Haufen ruchloſer Schelme ſchwelgte und hie und da einen be-

trunkenen Soldaten oder weggelaufenen Schwarzen der engliſchen Armee kaperte. Dafür bekam er für jeden Kopf ſeinen Lohn, und ſobald er eines Menſchen habhaft werden konnte, ſteckte er ihn in einen Sack und ſchickte ihn nach Kijing; oder wenn der Gefangene Widerſtand machte, hieb er ihm den Kopf ab, ſalzte ihn ein und machte ihn dem Oberbefehlshaber zum Geſchenk, der ſeinerſeits dieß Siegeszeichen an den Kaiſer ſchickte. Solchergeſtalt war der Krieg geweſen, welchen die große chineſiſche Nation bisher gegen die Engländer geführt, viel mehr einem Ausfalle einer Räuberhorde gleichend, als der Gegenwehr des größten Volkes der Erde. Zu dieſem Zweck wurde der Abſchaum der Menſchheit gebraucht und die größten Verbrecher in den Dienſt genommen. Aber der Magiſtrat zu Tſchuſan hing drei dieſer Böſewichter an Bäumen auf und ſtörte dermaßen ihr Handwerk.

Große Vorbereitungen waren zu Taiſchu, einer Inſel im Norden Tſchuſans, zu einem Ueberfalle gemacht; auch dieſe wurden entdeckt und zerſtört. — So endigte dieſer großartige Anfall, welcher Millionen gekoſtet. Um aber den Kaiſer zu überreden daß der Verſuch zum Verderben des Feindes ſehr wohl gelungen, ergriff Tſchingpaumau ein engliſches altes Boot, verbrannte es theilweiſe und ſchickte abgebrochene Stücke an Jiking mit dem Bedeuten, daß dieß die Ueberbleibſel von engliſchen Linienſchiffen und Dampfbooten wären, welche er in Perſon verbrannt. Dieß mußte der alte Taokuang, welcher nie ein fremdes Fahrzeug geſehen, auch wohl glauben und für ſolche Großthaten mehrere Millionen Unzen Silber bezahlen.

Dieß war nun das erſtemal, wo die Chineſen ſelbſt angegriffen hatten, mit der größten Armee welche je ſeit der Beſitznehmung der Mantſchuren auf die Beine gebracht worden war. Die Engländer waren auch nicht nachläſſig mit gleicher Münze den Chineſen zu bezahlen. Jüpujun ſtand mit einer ſehr bedeutenden Armee in der Nähe Ningpo's hinter einem Berge; daher marſchirte der General Gough ihr entgegen; allein ſobald der erſtere davon Kunde erhielt, lief er hinweg. In der Nähe Tſeki's, am Abhange des Soguen-Hügels unweit Ningpo, ſtand noch eine ſehr bedeutende Armee unter dem zweiten Commiſſionär Wenwei, einem Höflinge. Die Soldaten waren von den weſtlichen Gränzen China's, die ſtärkſten und tüchtigſten, die bis

jetzt noch im Felde erſchienen; denn nach Ningpo hatte man verſchiedene Räuberbanden aus Schantong und ein Corps von Miaotſe-Bergbewohnern gebracht. Dieſe waren mit auf Stangen geſteckten, ſpießartigen Schwertern bewaffnet, um den Engländern die Köpfe abzuſchlagen, welches man dem Kaiſer von Canton aus als die beſte Methode zur Ausrottung der Feinde anbefohlen. Allein die Krieger des Lagers zu Sijun hatten neue und vortreffliche chineſiſche Waffen und waren Leute von ganz ungemeiner Leibesſtärke. Als die Engländer nun zum Angriffe heranſtürmten, flohen ſie auch nicht ſogleich, ſondern blieben lange ruhig ſtehen und feuerten nach allen Seiten mit ihren unzähligen Geſchützen, bis ſie in Flanken und Rücken umgangen, von drei verſchiedenen Gegenden beſchoſſen, ſich auch in die Flucht begeben mußten. Der zweite Paß, weiter hin im Innern, eine ſehr ſtarke Stellung, war ſchon von den chineſiſchen Soldaten verlaſſen, als die Britten dorthin kamen; wären ſie weiter vorgedrungen, ſo hätten ſie vielleicht die große Armee des Jiking vernichtet.

Nach ſolchen fehlgeſchlagenen Verſuchen wollte dieſer nicht weiter ſein Glück verſuchen, und hielt ſich daher im Lager ſtille. Die Milizen, welche im voraus Handgeld erhalten, waren weggelaufen, die Soldaten klagten und ganze Regimenter riſſen aus, ſo daß die Anzahl des ſehr gefürchteten Heeres in kurzer Zeit außerordentlich herabſchmolz.

Zu gleicher Zeit wurden den Engländern große Verſtärkungen zugeſandt, und nun ging der Zug im Anfang des Frühlings nach Nanking. Zuvor aber wurde Tſchapu genommen, ein kleiner Feſtungsort an der Küſte, von wo aus der Handel nach Japan betrieben wird. Dieſe Stadt iſt der Schlüſſel zu dem berühmten Hangtſchéu und daher von Wichtigkeit. Die Feſtungswerke wurden erſt beſchoſſen und dann die Truppen herausgejagt. Eine Anzahl von Mantſchuren, die erſten welche den Engländern mit dem Schwert in der Hand begegnet, wurden in einem Tempel eingeengt und vertheidigten ſich heldenmüthig, bis ihr Zufluchtsort heruntergebraunt war. Ihre Stadt ward von den Chineſen geplündert und viele ihrer Frauen gaben ſich auf die gräßlichſte Weiſe den Tod; denn ſie wollten die Schmach der Männer nicht überleben. Eltern tödteten kalt-

blütig ihre Kinder und ſelbſt Kinder warfen die kranken Alten in den Fluß. Größere Gräuel hatte man noch nie im ganzen Kriege geſehen, und das Herz erbleicht bei dem Andenken. Junge Mädchen wurden ertränkt, erſtickt, vergiftet, aufgehängt, und ganze Familien tranken den Schierling. Es war als ob Mörderſucht an der Tagesordnung wäre; denn dieſe Schreckenthaten geſchahen, ungeachtet der Fürſorge mitleidiger Soldaten und Officiere, die alles Mögliche thaten um die Familien vom Tode zu erretten und ſie mit Mundvorräthen, Kleidungsſtücken und Geld verſorgten. Die bedeutenden Vorſtädte wurden von Lotterbuben an verſchiedenen Stellen in Brand geſteckt und überall verbreitete ſich Schrecken und Elend, ſo daß die Einwohner in ſehr kurzer Zeit die Flucht ergriffen.

In dieſer Stadt vernahmen die Engländer zum erſtenmal, daß Ilipu wieder zum Kriegsſchauplatze zurückgekehrt ſey. Dieſer redliche Graubart wurde kurz nach der Belagerung von Canton ſeines Amtes als Miniſter und Generalgouverneur entſetzt und als ein Verräther, weil er die engliſchen Gefangenen nicht dem Henker überliefert und vom Frieden im Einverſtändniſſe mit Kiſchen geſprochen, nach Peking beordert. Dort ließ man ihn mit ſeinem Gefolge drei Tage und drei Nächte vor dem Palaſte knieen, und nachdem er den Schimpf des Pöbels und der Mandarine erlitten, wurde er als ein Verbannter nach dem chineſiſchen Sibirien, dem Amur-Fluſſe, geſandt um dort ſein Leben als Bootzieher zu beſchließen. Da nun alle kriegeriſchen Pläne mißlungen und das Gerede wieder auf die Abſetzung der Bevollmächtigten kam, wurde Ilipu ſelbſt von den Fremden vorgeſchlagen; denn er hatte ſich als ein ehrenfeſter Mann bewieſen, und dieß verſchaffte ihm ſeine neue Stellung zu Haugtſchéu, wo er zu ſpät angekommen um die Einnahme von Tſchapu durch Unterhandlungen abzuwenden. Er berichtete auch, daß er mit Verträgen beauftragt wäre, obgleich er noch nicht das Siegel und die Beſtimmung dazu empfangen, zugleich aber Abgeordnete da ſeyen, mit denen man ſich über dieſe Sachen beſprechen könnte. Dieß war das erſtemal, daß man wirklich vom Frieden hörte. Der Kaiſer ſchien von ſeinen Irrthümern zurückgebracht worden zu ſeyn und nun durch Güte die Sachen beilegen zu wollen. Da die Engländer die chineſiſchen Gefangenen ſo ehrenvoll behandelt,

ſo wollten die Mandarine auch nicht in ihrer Milde zurückſtehen, und anſtatt wie früher ſie in Käfige einzuſchließen, gaben ſie ihnen ſehr gute Nahrung und Geld; Ilipu, um den Frieden einzuleiten, gab allen die Freiheit, was vorher von den Engländern gethan worden, welche die tapfern Tataren die zu Tſchapu in ihre Hände gefallen, reich beladen mit Geld und Kleidung dem Mantſchurengeneral Tik zuſchickten.

Der Zug der Engländer ging nun nach Schanghai, nachdem die Flotte noch einige Zeit in der Nähe einer kleinen Inſelgruppe gewartet. Zu dieſem berühmten Handelsorte zu kommen war ſehr leicht, allein der Generalgouverneur Niu hatte ſehr lange Feſtungswerke am Ufer aufgeworfen. Vor dieſe wurde das Linienſchiff gebracht. Doch ehe noch der Angriff geſchah, erſchien der Gouverneur ſelbſt im Lager und wurde von allen Seiten mit lautem Jauchzen begrüßt. Es war Sieg oder Tod welches ihm die entſchloſſene Menge entgegenrief. Allein gegen Kugeln und Raketen half ſolche Tapferkeit ſehr wenig; die Soldaten flohen, um ſich das Leben zu retten; nur der Anführer blieb und feuerte die letzte Kanone ab, als auch ihn ein Schuß in die Mitte traf und ihn todt zu Boden ſtreckte. Seiner Tapferkeit wegen wurde er in der Folge unter die Heiligen aufgenommen, und völlig canoniſirt. Schanghai ergab ſich gleich darauf faſt ohne Schwertſchlag, und ſo war die erſte Stadt der Kiangſuprovinz in den Händen der Engländer. Die kleinen Dampfboote gingen nun ungehindert den Jangtſe hinauf, um ausfindig zu machen wie weit die Tiefe des Waſſers große Schiffe zulaſſen werde. Der Fluß war damals ſehr angeſchwollen, ſo daß die meiſten Stellen, ſonſt ſehr ſeicht, für Linienſchiffe fahrbar waren. Langſam fuhr das Geſchwader den mächtigen Strom mit einem günſtigen Winde hinauf. Als die Schiffe zum erſtenmale ankerten mitten im Fluſſe (18. Juli), da ereignete ſich eine faſt totale Sonnenfinſterniß, wodurch das ganze Reich in die höchſte Beſtürzung geſetzt wurde; der Officier, welcher die Ankunft der Feinde meldete, wurde als ein Lügner ins Gefängniß geworfen. Der loſe Pöbel an den Ufern des Fluſſes nahm zu Gewaltthätigkeiten ſeine Zuflucht und dem Lande drohte Anarchie, wenn nicht bald ein Friede gemacht würde.

Der Bevollmächtigte Pottinger erließ nun eine allgemeine Bekanntmachung, worin er die Friedensbedingungen in der Kürze wiederholte, und ſo die Mandarine kräftig ermahnte, dem unglücklichen Kriege ſehr bald ein Ende zu machen. — Der Widerſtand beim weiteren Fortgange war gering, und obgleich der Wind die Flotte eine kurze Zeit verſpätete, ſo wurde bald darauf der Anker vor Tſchinkiangfu geworfen.

Als die Frage im kaiſerlichen Cabinette aufgeworfen wurde, ob die Engländer wirklich den Jangtſe hinauffahren könnten, wurde dieſelbe verneint und alle die Behörden am Ufer verfaßten zu dieſer Verſicherung einen Brief. Ueberdieß ſchrieb auch der Generalgouverneur an Taokuang und erklärte, daß es ſehr leicht ſeyn würde die ganze Flotte zu verbrennen. Zahlreiche Junken wurden auch zu dieſem Ende angeſteckt und an der Mündung des großen Canals, wo eine ganze Flottille ſich befand, mit einer dem griechiſchen Feuer (beſtehend aus Erdharz, Kampher und Oel) ähnlichen Maſſe angefüllt. Dieſe gerieth aber in Brand, ehe ſie herausgeſandt werden konnte, und die brennenden Junken, welche mit großer Schnelle vom Strome nach dem Meere getragen wurden, thaten auch keinen Schaden; ſo wurden Niu's vielfältige Verſprechungen alle vereitelt.

Zuerſt erſcheint nun Kiſing als Gefährte des Jlipu auf dem Theater. Er wurde von Mukden berufen, um nach Canton als General mit dem Auftrage eines Vermittlers zu gehen. Die mißliche Lage der Dinge bei ſeiner Ankunft zu Hangtſchéu und die Unmöglichkeit den Feind zu vertreiben waren ihm einleuchtend. So ſchrieb er denn ſehr ernſte Vorſtellungen an den Hof und beſtand ungeachtet des ſtrengen Verbots auf Friedensverhandlungen; denn ſonſt wäre es um die Mantſchurenregierung geſchehen geweſen. Dieſen Brief ſchickte er vor der Erſtürmung von Tſchinkiangfu nach Peking. Jlipu, des Lebens ſatt, und entſchloſſen mit der Verabredung über den Frieden ſeine lange Laufbahn zu endigen, verfaßte nach der Einnahme von Tſchinkiangfu folgendes Schreiben: Ew. Majeſtät! wir ſtreiten nicht länger um einen Strich Landes, ſondern um den Thron; wir müſſen Friede machen unter jeder Bedingung; denn ſonſt ſind wir verloren.

Jener fürchterliche Tag, an welchem die Erſtürmung Tſchin-

kiangfu's ſtattfand, wird lang in der chineſiſchen Geſchichte berühmt bleiben. Früh am Morgen drang eine Truppenabtheilung nach ziemlichen Verluſten über die Mauer am nördlichen Thore ein. Die Tataren wehrten ſich mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Eine kleine Anzahl von Seeleuten und Kanonieren, welche den Canal hinaufgeſegelt, wurden von Mongolen auf der Brücke welche am ſüdlichen Thore über das Waſſer geht, heldenmüthig empfangen, viele verwundet und die übrigen genöthigt ſo ſchnell als möglich ſich auf die Flucht zu begeben. — Das chineſiſche Lager, welches in der Ebne ſeitwärts von Tſchinkiangfu aufgeſchlagen war, wurde ſehr bald zurückgetrieben, am Nachmittage ein Thor geſprengt, und nun zog die ganze engliſche Hauptarmee ein, erſtaunt ihre Cameraden ſchon im Beſitz der Feſtungswerke zu ſehen. Aber noch fochten die Tataren muthig, und erſt nachdem man ſie mit Bajonetten überrannt, vermieden ſie den ſonſt unausweichlichen Tod. Aber viele waren gefallen, und die andern hielten es nicht der Mühe werth ihre Niederlage zu überleben. Der Anführer Hailing gab dazu das Beiſpiel; er verbrannte ſich in ſeiner Behauſung; ſeine Untergebenen begingen Selbſtmord, tödteten aber erſt ihre ganze Familie. Die Brunnen waren mit jungen Mädchen angefüllt, die Stuben mit erhängten Perſonen, noch andere nahmen Gift. Die Tatarenſtadt glich einem großen Todtenhauſe; kein Menſch regte ſich dort, und ſelbſt die Plünderer und Räuber welche ſich zu Tauſenden von den Ortſchaften einfanden, wagten ſich nicht dahin. Mehrere Tage nach der Einnahme war der Schatz noch unberührt. — Kaum hat die Weltgeſchichte ein Beiſpiel von Unthaten, wie ſie die mongoliſchen und mantſchuriſchen Einwohner an ſich ſelbſt verrichteten. Die reichern Chineſen waren geflohen, während der Pöbel nun ſein Weſen anfing. Zu Myriaden kamen Leute von allen Gegenden herbei, um alles aus der Stadt und den Vorſtädten hinwegzutragen, ja ſelbſt die Thüren und Balken der Häuſer zu ſtehlen. Dieſer Unfug dauerte verſchiedene Wochen, bis daß die Stadt buchſtäblich zum Thore hinausgetragen war.

Die Nachricht von dem Ruin dieſes ſo bedeutenden Ortes machte einen bleibenden Eindruck auf Taokuang; denn blieb jener und der Jangtſe in den Händen der Feinde, ſo waren die Zufuhr

und die Geldſteuer, ohne welche die höhere Regierung nicht beſtehen konnte, verloren, das Reich in zwei Theile getheilt und der Tatarenſtaat zerrüttet. Die großen Freunde des Krieges durften nun nicht ein Wort verlauten laſſen und ſie waren ſo kirre, daß die Regierung zum Stillſtande gebracht wurde. Nun kam noch das Gerücht, daß eine andere Armee plötzlich nach der Hauptſtadt aufbrechen werde, um auch von Peking Beſitz zu nehmen, und daß zu dieſem Behufe ſchon ſehr bedeutende Vorbereitungen mit den Dampfbooten gemacht ſeyen. Da entſchloß ſich Taokuang ins Innere zu fliehen und gab Befehle zu Einpackung, welche mit ſo großer Haſt betrieben wurde, daß die Mandarine am Hofe im Stande waren 9 Millionen Unzen Silber vom Schatze zu ſtehlen. Dießmal aber wurde die Flucht noch vereitelt.

Als nun die Flotte Nanking, den Endpunkt der Expedition, erreicht, fingen die chineſiſchen Behörden ſogleich an von Frieden zu ſprechen; der heftige Niu war der erſte, welcher davon in langen und künſtlichen Briefen ſprach. Aber noch wurde die Sache ſehr lau betrieben, bis daß die engliſchen Soldaten und die Artillerie landeten. Da entfiel den Großen das Herz; ſie ſahen unterdeſſen Fregatten unter den Mauern vor Anker, und das Linienſchiff konnte ſehr gemächlich Nanking von ſeinem Ankerplatze aus beſchießen.

In dieſem kritiſchen Augenblicke langte der entſchiedene Kiying zu Nanking an, welcher in Pottinger einen ehrenfeſten und ſtandhaften Vermittler fand. Taokuang, ſeinen Verwandten, kannte er ſehr wohl und Niemand berechnete ſeine Lage ſo wohl wie er ſelbſt. Die Friedensbedingungen wurden daher überſandt und vom Kaiſer ſogleich als angenommen zurückgeſchickt. Da war kein Sträuben, kein Widerſprechen, kein Hadern um kleinliche Dinge, kein Zweifel. Beide Parteien waren ernſtlich bemüht dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und ſo wurde auch nichts dieſem löblichen Unternehmen in den Weg gelegt.

Der Friedensſchluß und die Folgen.

Noch ſtanden die engliſchen Soldaten in der Nähe der ausgedehnten Mauer von Nanking, der höchſten in China, und täglich gingen ſie um den Hügel herum, von wo aus ſie den größten Theil der Stadt überſehen konnten, als die kaiſerlichen Bevollmächtigten Kijing, Ilipu und Niu ſich zu einer Conferenz einfanden. Sie wurden vom Schatzmeiſter Hoang und vom Tataren=Generallieutenant Hien, nebſt vielen andern geringen Mandarinen unterſtützt, und die Unterzeichnung des Tractates geſchah endlich am 27. Auguſt am Bord des Linienſchiffes Cornwallis. Dieß war der Zeitpunkt, wo China ſein vermeintes Recht als erſter Staat in der Welt, welcher über alle übrigen zu gebieten hatte, aufgab, gleiche Mächte anerkannte, mit der übrigen Welt in Frieden und Freundſchaft zu leben ſich erbot, und überdieß große Vorrechte den Engländern und mit ihnen allen Fremden einräumte. Für Handel, für Verkehr, für die beſten Intereſſen China's, für das Wohl der Einwohner wurde ſehr, ſehr viel durch dieſen Friedensſchluß gethan, und damit auch der Anfang zur Oeffnung dieſes großen Reiches gemacht. Die Kriegskoſten bezahlten die Ueberwundenen, und ein dauerhafter Frieden wurde nun zu Stande gebracht.

Anſtatt wie früher treulos zu handeln und mit der Bezahlung zu zögern oder ſcheußliche Anathemas gegen die Barbaren zu ſchleudern, verhielten ſich die Bevollmächtigten ſehr ruhig, erfüllten jegliche Bedingung und bezahlten freudig das Löſegeld. Jeder konnte Zutritt zu der Porcellanpagode in der Nähe Nankings haben; die engliſchen Vermittler nebſt den Befehlshabern hatten zweimal in der Stadt ſelbſt eine Zuſammenkunft mit Kijing und den übrigen. Der Verein war treu und herzlich, und Pottinger hatte ſich ſeiner hohen Stelle würdig gezeigt. Während der ganzen Verhandlung war er immer bei denſelben Grundſätzen geblieben und hatte die Vortheile die man früher nur für Hirngeſpinnſte gehalten, wirklich errungen. Die Ehre, welche ihm in der Folge ſein Vaterland zollte, war wahrhaft verdient.

Bald hernach zogen die Schiffe eins nach dem andern aus dem Fluſſe. Viele der Soldaten und Matroſen waren vom Fieber

ergriffen, viele ſchon im Fluſſe geſtorben. Unter den Einwohnern ſelbſt herrſchte große Noth wegen der Ueberſchwemmung und die Ernte in den Niederungen war vernichtet. Die Räuber waren zu gleicher Zeit mächtig geworden und hatten ſich nach allen Gegenden hin verbreitet. Noch länger auszuhalten wäre Wahnſinn geweſen.

Auf dem Rückzuge des Geſchwaders wurde es Pottinger hinterbracht, daß man die Mannſchaft, deren Schiffe an der Küſte Formoſa's geſcheitert, auf jener Inſel theilweiſe ermordet. Dieß war ein tragiſches Ende, zumal da es nicht lange vor dem Abſchluſſe des Friedens ſtattfand und die Behörden dort völlig überzeugt waren, daß die Gefangenen verſchlagene Leute und keine Soldaten waren. Mit feſtem Muthe forderte daher der engliſche Bevollmächtigte die äußerſte Strafe für die Wütheriche, welche das Völkerrecht verletzt. Dieſem Wunſche gab der Kaiſer willig Gehör; denn den Frieden wollte er nun einmal haben und jeder Aufopferung zu dieſem Ende unterzog er ſich willig. Tathunga, der tatariſche Befehlshaber von Formoſa, wurde zurückberufen, verhört und wieder angeſtellt und dabei blieb es.

Viel ernſtere Dinge fielen aber zu Canton noch vor dem Abzuge der Flotte vor. Der Pöbel, aufs höchſte gereizt daß der Kaiſer unter ſolchen Bedingungen Frieden geſchloſſen und überdieß den Fremden ſo große Vorrechte eingeräumt haben ſollte, wollte ſeinen Abſcheu gegen dieſe Verhandlungen auf irgend eine Weiſe ausdrücken. Nichts ſchien zu dieſem Zweck beſſer zu ſeyn als die drei Factoreien, in welchen die Engländer gewöhnlich lebten, und die theilweiſe von den Agenten der oſtindiſchen Geſellſchaft bewohnt waren, zu verbrennen. Zu dieſem Ende verſammelten ſich Tauſende von den ſchlechten Geſellen, legten das Feuer an und nachdem die Gebäude vernichtet waren, wurden ſie von den Soldaten weggetrieben. Die Regierung war jedoch nicht willig dem Volke Hülfe zu leiſten, und da in ſehr kurzer Zeit die ganze engliſche Armee nach Canton hätte gehen und die Stadt wieder brandſchatzen können, ſo verſtand ſich der Gouverneur zur Bezahlung des Schadens und die Ruhe wurde eine Zeitlang nachher wieder hergeſtellt.

In Tſchekiang wurden ähnliche Gewaltthätigkeiten gegen die Regierung begangen. Die verruchten Buben welche den Man-

darinen während des Krieges gedient, forderten nun ihren Lohn. Dagegen verwies ihnen die Behörde ihre Unverſchämtheit und zeigte wie ſie von der Obrigkeit durch Lug und Trug Geld zu Unternehmungen genommen, welche ſie nicht vollführten. So erklärten ſie ſich als Freunde des Vaterlandes und ſchwuren, daß ſie nie mit den Engländern in Frieden leben wollten; ja ſie droh-ten ſelbſt die Barbaren von Tſchuſan wegzujagen, und gingen ſoweit im Namen des Vereins eine Stadt in Beſitz zu nehmen. Die Idee, daß man den Weg den Britten verſperren und die Soldaten zu Tinghai aushungern könnte, wurde wieder in Be-rathung gebracht. Dabei fehlte es nicht an Kapern und See-räubern, ſo daß die Kriegswolken ſich wieder zu nähern ſchienen. Die hohe Regierung ſelbſt war ziemlich unentſchloſſeu welche Maß-regeln zu ergreifen wären, und daher wollten die Mandarine in der Provinz noch nicht entſchieden handeln.

Während man ſich über den Frieden beſprach, blieb Jiking mit ſeinem nun ſehr geſchmälerten Heere in einer geringen Ent-fernung von Nanking ſtehen. Er erklärte ſich ein- für allemal als Feind des Friedens und verſicherte Kijing, daß er die Eng-länder ſchlagen würde wo er derſelben nur habhaft werden könnte. Allein beim Prahlen blieb es auch und um ſich ganz lächerlich zu machen, brachte dieſer Großſprecher eine Menge kleiner Fiſcherboote zuſammen, die an der Mündung des Jangtſe herumſegeln mußten, um den Schein zu haben als ob ſie die Engländer aus dem Fluſſe vertrieben hätten. Dieſe Spielerei koſtete jedoch ſehr große Summen, denn kein Chineſe wollte dienen ohne großen Lohn zu empfangen, und ſo gingen Millionen auf Millionen dahin. Als nun endlich der Kaiſer von den Friedens-ſtiftern erfuhr, daß ſein großes Heer eine ziemliche Zeit ohne den geringſten Nutzeu ſich herumgetrieben, berief er den unbehülflichen Neffen nach der Hauptſtadt und entſetzte ihn aller Ehrenſtellen. Als Jiſchan, ſein Verwandter, davon zu Canton hörte, ging die-ſer heimlich weg, und der Kaiſer mußte Steckbriefe zu ſeiner Er-greifung ihm nachſchicken. So waren denn die größten Helden verſchwunden, und nun fing der Kaiſer auch an die kleinern zur Rechenſchaft zu ziehen. Niu, der Gouverneur, mußte ſich eiligſt nach Peking begeben und Kijing wurde ſein Nachfolger. Ilipu dagegen wurde nach Canton als Commiſſionär geſandt, gab Pot-

tinger die heiligſte Verſicherung, daß der Kaiſer durchaus nicht den Frieden brechen wolle und das ganze Ereigniß zu Formoſa mit der äußerſten Gerechtigkeit betreiben würde, und daß er zu dieſem Ende ſchon den Gouverneur Fokiens nach jener Inſel beordert hätte.

Jüpujun, welcher früher in ſo hohen Ehren am Hofe geſtanden und immer ſo wacker vom Kriege geſprochen, wurde als feige Memme zu Peking enthauptet. Dieß Loos traf verſchiedene andere Officiere; die übrigen Beamten, bürgerliche ſowohl als militäriſche, wurden vorläufig zum Tode verurtheilt, weil ſie die Barbaren nicht zurückgeſchlagen ſondern ſie verſchiedene Orte hätten einnehmen laſſen. In dieſer Stellung blieben ſie etwa drei Jahre lang, bis das Herz des Kaiſers erweichte, ſich eine ſehr große Geldbuße bezahlen ließ und ſie nachher freiſprach. Dieß galt auch von denjenigen, welche ſchon verbannt worden waren und an den Gränzen des Reiches in Turkeſtan als Sklaven oder Soldaten lebten.

Nachdem die engliſche Macht ſich zurückgezogen und den größten Theil des himmliſchen Reiches verlaſſen hatte, ſchienen auch die eingeſchüchterten Miniſter, welche bisher athemlos und ſprachlos geſeſſen um den Gang der Dinge abzuwarten, wieder neuen Muth zu erhalten. Unter dem Vorſitze des Wangting betheuerten ſie dem alten Kaiſer, daß Kijing der größte Verräther ſey welchen die Dynaſtie je gekannt; daß er das Land verkauft, die Einkünfte vergeudet, den Staat entehrt und die Majeſtät des himmliſchen Reiches herabgewürdigt, und daß für einen ſolchen Böſewicht der Tod eine zu geringe Strafe ſey.

Dieſer Bericht, von einem der untern Glieder des Rathes abgefaßt, wurde im Cabinet vorgeleſen. Alle Miniſter die zugegen waren, ſtimmten der Meinung des Berichterſtatters bei und erklärten einſtimmig, daß den Barbaren weder Treu und Glauben gehalten, noch je ein Frieden zugeſtanden werden ſollte. Kijing und ſeine Genoſſen hätten den Tod verwirkt, die Schande welche ſie dem ganzen Lande zugebracht, ſollte auf ſie zurückfallen. Dieſem Urtheile ſtimmte der Kaiſer bei und wandte ſich an die Anweſenden, um nun auch über die Ausführung zu ſprechen. Den patriotiſchen Geiſt lobend und den Eifer für die Aufrechthaltung der Vorzüge des himmliſchen Reiches anbefehlend, fragte

er: wer von ihnen den Befehl des Heeres übernehmen, wer dieß zuſammenbringen, wer eine Flotte bauen, wer das Geld herſchaffen wolle? Wenn ſie ſich über dieſe Punkte verſtändigt hätten, ſollten ſie ihm Bericht erſtatten. Jeder wüßte ja, daß alle Anführer geſchlagen worden, daß die Flotte vernichtet, das Heer zerſprengt, die Caſſen erſchöpft ſeyen. Die großmüthigen Miniſter würden natürlich allen den Uebeln abhelfen. Der dritte Tag kam, die Großen erſchienen und ſaßen ſtumm da, ohne auch nur ein Wort zur Berathung vorzubringen. Wangting, einer der Miniſter, hatte ſich erhängt. Da fühlte nun Taokuang ſelbſt daß Krieg unmöglich, Frieden unerläßlich nothwendig und unter jeder Bedingung erhalten werden müßte. Der Beweis war ſchlagend, und von dieſem Augenblick an wurde dieß der Grundſatz in der Behandlung der Fremden.

Die nächſte Unterſuchung gewährten die Finanzen. Der eigene Verluſt des Monarchen von 7 Millionen Unzen Silber konnte nicht ungerügt bleiben. Es wurde daher verordnet, daß alle die Officiere, ihre Nachkommen und Verwandten, welche während der letzten dreißig Jahre mit der Verwaltung des Schatzes beauftragt waren, dieſen Schaden wieder gut machen ſollten. Im Falle dieß aber nicht geſchähe, ſo ſollten die Schuldner ins Gefängniß gehen und dort ſo lange verbleiben bis jeder Heller bezahlt ſey. Dieſe Verordnung gab nun zu vielen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten Anlaß; denn Kinder von zwölf Jahren, die Enkel und Urenkel der vermeinten Schuldner, Greiſe am Stabe, junge Mädchen und betagte Frauen wurden genöthigt, ihr ganzes Vermögen herzugeben um den Schatz anzufüllen. Nach allen Erpreſſungen aber blieb noch eine ſehr große Summe Geldes, die noch nicht abgetragen war, und die Regierung mußte von ſelbſt die gehäſſige Maßregel nach einer Dauer von zwei Jahren aufgeben.

Noch nöthiger war es in den Rechnungen der Kriegsausgaben eine Unterſuchung anzuſtellen. Da ergab es ſich nun, daß etwa 40 Millionen Unzen Silber im zweiten Feldzuge geſpendet und ein großer Theil des Geldes durch Unterſchleife vergeudet worden. Dieß war ein trauriges Ergebniß; und obgleich unmenſchliche Strenge an den untreuen Dienern verübt wurde, war es dennoch unmöglich das Silber wieder zuſammenzuſcharren. Vergeblich

ſeufzte der ſparſame Taokuang über einen Aufwand, welcher zu nichts gedient und dem Feinde nur Gelegenheit gegeben über die ohnmächtigen Zurüſtungen zu lachen.

Noch ärger ſah es mit den Finanzen des Landes ſelbſt aus. Verſchiedene Zweige des öffentlichen Einkommens waren durch den Krieg gänzlich vernichtet worden. Da wo die engliſche Armee geſtanden oder die Flotte gelegen, hatte man keine Abgaben einſammeln können; die Unterthanen in den nachbarlichen Diſtricten weigerten ſich den Mandarinen das Schuldige zu entrichten, und dieſe waren zu ſchwach um es mit Gewalt zu fordern. So entſtand eine Zerrüttung der Finanzen wie ſie nie vorher geweſen. Am Ende des Jahres 1844 kündigte das Tribunal dem Reiche an, daß die Provinzen der allgemeinen Staatscaſſe 39 Millionen Unzen Silber ſchuldig wären. Da nun durchaus keine Ausſicht zur Bezahlung vorhanden war, ſo erließ Taokuang am 70ſten Geburtstage der verwittweten Kaiſerin im Herbſte 1845 die ganze Schuld zur großen Freude der Unterthanen und Mandarine. Dieß aber half noch nicht der Noth ab; faſt an jedem Orte verringerte ſich die Einnahme. Theils war Mißwachs hieran Schuld, theils Ueberſchwemmungen, theils der ſtörriſche Sinn der Einwohner, welche völlig abſchlugen einen einzigen Pfenning der Regierung zu bezahlen. Der Kaiſer ließ daher ein Rundſchreiben an alle Gouverneure ergehen, in welchem er den elenden Zuſtand der geldlichen Angelegenheiten darlegte und zugleich befahl eine genaue Rechnung von den frühern Jahren des Ueberfluſſes einzuſenden, um ausfindig zu machen worin die Fehler der jetzigen Verwaltung lägen. Dieſe Rechnungen ſind noch nicht bekannt geworden, noch auch wiſſen wir wie viel Geld die verſchiedenen Provinzen im Jahr 1845 rückſtändig blieben; ſoviel aber iſt gewiß, daß ſich in dem Wege des Einkommens beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten vorfinden. Taokuang verordnete deßhalb, daß hinfort das Militär von dem geringen Vorrathe zuerſt bezahlt werden ſollte, und, um dem Geldmangel abzuhelfen, die Civilbeamten auf augenblicklichen Sold Verzicht leiſten müßten.

Um nun aber dem Uebel abzuhelfen, welches vielleicht das drückendſte politiſche Unglück iſt das einen Staat betreffen kann, verordnete der Kaiſer, daß Civilämter verkauft werden ſollten. Da nun dieſe gewöhnlich ſehr viel eintragen, ſo fanden ſich auch

Käufer genug, und bis auf dieſen Tag erhalten Hunderte von Mandarinen ihr Amt unter dem Namen von patriotiſchen Beiträgen. Allein dieß Syſtem gefährdet die Ruhe des Staates und untergräbt den Grundſtein der Monarchie; denn nach alten Geſetzen ſollte literariſches Talent die höchſte Würde im Staate erhalten. Die Leute welche für ihre Stellen bezahlt, werden überdieß ſorgen durch Erpreſſungen ihr Geld wieder zu gewinnen, ſo daß die ganze Verwaltung in Wucher ausarten wird. Daher machten viele Cenſoren hierüber ſehr ernſte Vorſtellungen; theoretiſch wurde auch die verderbliche Verordnung wieder abgeſchafft, während ſie praktiſch in ihrer ganzen Stärke daſteht, und überdieß noch erweitert durch ein Geſetz, nach welchem Verbrechen abgekauft werden könnten.

Der Krieg hatte unausbleibliche Folgen für das ganze Reich. Während das Land von der vermeinten Höhe herabſtieg und die Mandarine bis in den Staub gedemüthigt wurden, erkannte die Nation, daß die Behörden nicht unüberwindlich wären — eine Entdeckung, ſo arg in ihren Folgen wie das allgemeine Anerkennen daß der Papſt fehlbar ſey. Anſtatt ſich daher willig ihren Befehlen zu unterwerfen, ſtanden ſie öffentlich in Rebellion gegen ſie auf, verweigerten die Bezahlung von Abgaben und den Gehorſam zur Ausführung läſtiger Befehle. Es kam daher in vielen Fällen zur offenen Fehde, worin die Beamten den Kürzeren zogen. Um die Sache wieder zu vertuſchen, wandte man Güte und erniedrigende Herablaſſung an, wodurch der Bruch nur ärger gemacht wurde. Auch zeigten ſich in vielen Theilen des Reiches große Räuberbanden, welche bis auf dieſen Augenblick noch nicht unterworfen ſind. So waren die Folgen nicht geringer Art. China glich einem kurz vorher vom Sturme bewegten Meere, welches lange Zeit nachher während der Windſtille noch in großer Bewegung bleibt. Eine andere ganz neue Erſcheinung war das Entſtehen von Geſellſchaften unter den höhern Claſſen um ſich über die Maßregeln der Mandarine zu beſprechen, und dieſelben zu verhindern wenn ſie nicht mit dem Wohlſtande des Ganzen übereinſtimmten. Dieſe bildeten ſich nicht nur zu Canton, ſondern faſt in allen großen Städten und ſelbſt zu Peking, wo ſie ſich oft der Regierung widerſetzen und mit Aufreizung der großen Maſſe des Volkes drohen.

Jlipu war nach Stillung der Unruhen mit der Einrichtung der neuen Ordnung zu Canton beſchäftigt, aber einem ſolchen Unternehmen nicht gewachſen; daher zog es ſich ſehr in die Länge und würde wahrſcheinlich zum Schaden der Unterhandelnden ausgefallen ſeyn, hätte nicht der Tod den abgelebten Greis von dieſer Erde hinweggerufen. Schon lange hatte er gekränkelt nnd Monate lang den Roſenkranz gebetet um ſich für jene Welt nach ſchamaniſcher Weiſe vorzubereiten; aber erſt wurden ſeine Wünſche rückſichtlich der Abſchließung des Friedens verwirklicht, dann ſank er in das Grab, ehrenvoll und höchſt bewundert wegen ſeiner Rechtlichkeit.

Eine kurze Zeit darauf wurde Kijing nach Canton gerufen. Er fing ernſtlich an alles in Ordnung zu ſetzen; daher wurden die Verordnungen rückſichtlich des Verkehrs in kurzer Zeit feſtgeſtellt und noch ein ergänzender Vertrag im October 1843 abgeſchloſſen, welcher theils zur Erläuterung des Vertrags von Nanking und zur Erweiterung der Bedingungen hinzugefügt ward. In allen Verhandlungen herrſchte die größte Ehrlichkeit, wie ſie in der Diplomatik ſelten gefunden wird; zugleich wurde nicht mit Engherzigkeit für das Wohl Englands nur gearbeitet, ſondern allen fremden Nationen die errungenen Handelsvortheile zugeſtanden. Verträge, ſo uneigennützig in ihrer Richtung und in ihren Einflüſſen, hat man wohl ſelten abgeſchloſſen. Alle die frühern Hinderniſſe und großen Beſchwerden waren nun durch Pottingers Standhaftigkeit und Kijings Einſicht weggeräumt, und ſo für immer der Streitapfel zwiſchen den beiden Reichen entrückt. Die Aenderung der Dinge war ſo ſchnell und unerwartet, wie die glühendſten Hoffnungen es ſich nicht hätten vorſtellen können; Jedermann war erſtaunt über den wohlthätigen Wechſel. Anſtatt der Menſchenſcheu von Seiten der Mandarine fand man nun Freundlichkeit und Ehrerbietung, wo immer ſie in Berührung mit Fremden kamen. Das Volk betrug ſich auch viel beſſer wie früher und der ganze Lauf der Dinge ließ eine frohere Ausſicht in die Zukunft hoffen.

Von allen Ländern Europa's kamen nun Agenten an. Der belgiſche war der erſte, dann der ſpaniſche, holländiſche, preußiſche, öſterreichiſche, däniſche und ſchwediſche; hernach ein portugieſiſcher Bevollmächtigter und ein nordamerikaniſcher ſowohl als franzö-

ſiſcher Geſandter. Dieſe beiden letztern ſchloſſen beſondere Verträge ab, im ganzen genommen nach dem Muſter des engliſchen, nur in einigen Punkten vortheilhafter; während der portugieſiſche ſich alle die obigen Vortheile zueignete und Makao nun in eine ganz andere Stellung brachte, ſo vortheilhaft wie ſie noch nie zuvor geweſen.

Natürlich hob ſich der Handel unter ſolchen Umſtänden, jedoch verließ derſelbe noch nicht Canton. Ningpo, als Hafenſtadt, fiel in ein Nichts zurück, während Amoi ſo ziemlich ſeine Beziehungen vermehrte und Schanghai ſehr ſchnell zu einer außerordentlichen Blüthe ſtieg. Futſchéu dagegen, welches ſich als großes Theedepot von ſelbſt darbot, hat bisjetzt nicht dieſen Erwartungen entſprochen. Aber noch iſt der Verkehr in ſeiner Kindheit, die Richtungen und Gränzen desſelben ſind daher ſchwer zu beſtimmen; zwanzig Jahre müſſen erſt vorübergehen, ehe man alle Vortheile welche durch den Friedensſchluß errungen wurden, aufzählen kann.

Hinſichtlich der Ausbreitung der chriſtlichen Religion ſtehen den Menſchenfreunden und Verehrern unſeres Heilandes auch beſſere Zeiten bevor. Schon von Nanking wurden dem Kaiſer verſchiedene religiöſe Tractate und das Neue Teſtament zugeſandt. Aber erſt ſpäter drückte Taokuang ſeine Meinung darüber aus und ſagte, daß die Bücher die Leute zur Tugend ermahnen und daß man daher ihre Vertheilung und die Annehmung ihrer Lehren nicht hindern ſolle. Nachher erſchien der franzöſiſche Geſandte um freie Ausübung der Religion für die chineſiſchen Katholiken zu bewirken, welche er auch erlangte. Endlich wurde von Kijing erklärt, daß Niemand der Religion wegen beſtraft werden ſollte, und daß nur der Uebertreter des Geſetzes betheiligt werden könnte. Eine gänzliche Toleranz aller Religionen war daher die Folge, wie man ſie noch nie unter einem Kaiſer gehabt und wie ſie ſtreng genommen jede Regierung zulaſſen ſollte.

Zahlreiche Miſſionäre kamen von Frankreich, deren 60 an der Zahl ſich über ganz China verbreiteten. Dieſen müſſen wir noch etwa 20 Italiener von der Propaganda und einige wenige Spanier beifügen, die ſich gegenwärtig in den verſchiedenen Provinzen befinden. Die Portugieſen haben bis jetzt noch keinen Vortheil von dieſer Erlaubniß gezogen nnd keine neuen Lehrer des Papſtthums hieher geſandt.

Die proteſtantiſchen Geſellſchaften in England und Amerika benützten dieſes Beginnen beſſerer Dinge und rieſen ihre Arbeiter von den verſchiedenen Stationen des indiſchen Archipels nach den neugeöffneten Hafenſtädten, mit Ausnahme Futſcheu's, um dort im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Den Papiſten wurden auch Bekehrte; die Miſſionäre jeder Confeſſion und unter andern auch die biſchöflichen Amerikaner, unter der Leitung eines Biſchofs, benutzten die ihnen verliehene Freiheit. Das Beſtreben bleibt nach wie vor religiös, wiſſenſchaftlich und wohlthuend für chineſiſche Kranke, für welche einige Hoſpitäler in den verſchiedenen Orten errichtet ſind.

Gleichzeitig und ſeinen Urſprung von 1840 rechnend war der chriſtliche Verein von Chineſen zur Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten, welcher, obwohl noch in ſeiner Kindheit, mehr Bekehrte zählt als irgend eine andere proteſtantiſche Miſſion und ſich gänzlich auf die Predigt des Evangeliums und die Verbreitung der heiligen Schrift und von Tractaten beſchränkt. An dieſe Geſellſchaft haben ſich ſehr gediegene chineſiſche Prediger angeſchloſſen, welche das Wort Gottes mit großer Kraft verkündigen.

Man kann daher dieſe Periode als eine der förderlichſten für das Menſchenwohl betrachten; noch nie waren die Ausſichten für den Fortſchritt der Wahrheit ſo helle. Nicht daß man ſich des Sieges ſchon freuen und im voraus triumphiren ſollte über etwas das noch nicht geſchehen, ſondern daß man mit dankbarem Herzen zum Heiland aufblickend ihm danke für die Wegräumung der Hinderniſſe, und im Vertrauen auf ſeine Huld fortarbeite bis zur völligen Verherrlichung ſeines Namens. Wo dieß gethan, wird Erfolg nicht ausbleiben; wo es anders geſchieht und nicht aus kindlicher Liebe zum Erlöſer ſproßt, da wird man ſich am Ende ſehr getäuſcht fühlen. Das Chriſtenthum kann ſich dann nur allgewaltig beweiſen, wenn es mit kindlicher Liebe, Demuth und Hingebung bekannt gemacht wird, ohne irgend eine andere Abſicht als nur des irdiſchen und himmliſchen Heiles der Menſchheit willen, um Friede, gegenſeitige Liebe und Aufklärung zu bewirken und über alles Gott in Chriſto zu verherrlichen.

Ueber die Regierung des Taokuang während der letztern Jahre haben wir nur noch das Folgende zu bemerken. Der

Kaiſer fühlte großen Schmerz über die Lage der Dinge. Obgleich die kriegwünſchende Partei nun beruhigt war, konnte der Monarch nicht vergeſſen welches Elend dieſe Rathgeber auf das Land gebracht. Freilich entſchuldigten ſie ſich mit untüchtigen Generalen und treuloſen Mandarinen; dennoch war es nicht zu verkennen, daß alle ihre Pläne mißglückt und daß keine einzige Verſprechung bewahrheitet worden. Taokuang gedachte nun wieder ſeines weiſen Kiſchen, deſſen Rathſchläge gerade dieſelben waren welche den Frieden herbeiführten; daher glaubte ihn Taokuang eines beſſern Looſes würdig. Ihm wieder das genommene Geld zurückzuſtellen war unmöglich; allein ihn auf einen Standpunkt zu verſetzen wo er ſeine Caſſe wieder füllen konnte, war durchaus nicht ſchwer. Nachdem er eine Zeitlang am Hofe als Bedienter ſeines Oberherrn erſchienen, wurden die Hofſchranzen plötzlich durch ſeine Ernennung zur Statthalterſchaft in Tibet in Staunen geſetzt. Dorthin ging er denn auch ohne weiteres Zögern und lebt noch jetzt zu Laſſa, immer voller Geſchäfte und ſich zugleich mit dem Gelde jener Gegenden bereichernd. — Die Miniſter und andere Mandarine murrten ſehr, daß die kaiſerlichen Neffen Jiſchan und Jiking nicht mit dem Tode beſtraft wurden. Allein dieß konnte der alte Taokuang nicht über ſein Herz bringen, denn ſie waren ja Blutsverwandte; er ſchickte alſo beide weit von der Hauptſtadt hinweg, als Militärbeamte in Turkeſtan, wo ſie bis auf dieſe Stunde leben. Kijing erhielt zum Lohn ſeiner Thaten die Statthalterſchaft von Kiangnan und Kiangſi. Da aber ſeine Gegenwart zu Canton wegen der Verträge mit andern auswärtigen Mächten von Wichtigkeit war, ſo wurde er einſtweilen zum Gouverneur von Kuangtong und Kuangſi ernannt. In dieſem Amte zeichnete er ſich ſehr aus und endigte auf die friedlichſte Weiſe die Verträge mit den Amerikanern, Portugieſen und Franzoſen, konnte aber nicht ganz dem Tadel ſeiner zahlreichen Feinde zu Peking entgehen. Dieſe brachten es dahin, daß er eine ſehr ſchwere Geldbuße bezahlen mußte, jedoch in der Verwaltung beider Provinzen blieb. Nachher, als alles ſich ſo wohl geſtaltete, wurde ſein Freund Hoang, der ſehr fleißige und kluge Vermittler des Friedens, zum Vicegouverneur von Kuangtong ernannt und leiſtete ihm ſehr große Hülfe, während Kijings Sohn mit einer Stelle im

Cabinet und dem zweiten Grade als Mandarin beehrt wurde. Allein das Volk zu Canton war den Friedensſtiftern von Herzen gram und belegte ſie ſtets mit Schimpfnamen. Man fürchtete alle Augenblicke einen Aufſtand, und als der amerikaniſche Geſandte anweſend war, kam es wirklich in der Nähe der Factorei zu einem Auflauf, bei welchem ein Chineſe getödtet wurde. Kijing ſah zwar bald ein daß man ſehr ſcharfe Maßregeln zur Unterdrückung dieſer Horden gebrauchen müßte, beſchränkte ſich jedoch nur auf Räuber und Piraten, von denen viele den Tod erlitten; trotzdem konnte ſeine Kraftregierung dem ſehr weit um ſich greifenden Uebel keinen Einhalt thun. Das Volk verhielt ſich dagegen zu Canton ruhig bis zum Anfange von 1846, wo es in einem Aufſtande die Amtszimmer des Präfecten von Canton, welcher einen unſchuldigen Mann geprügelt, niederbrannte, und den Fremden drohte daß, wenn ſie ſich unterſtänden in die Stadt zu gehen, ſie die Factoreien durch Brand zerſtören wollten. Diejenigen welche ſich damit einließen waren die vornehmſten Leute der Stadt, und man kann daher gar wohl vermuthen daß gleiche Auftritte unter ihrer Anleitung wieder hervorgerufen werden mögen. Die Engländer aber blieben ungeſtört im Beſitze der unfruchtbaren Inſel Hongkong, welche einen vortrefflichen Hafen hat, jedoch nichts hervorbringt und auf ihrem ſteinigen Boden ſchnell prächtige Häuſer in großer Menge, ungeachtet der großen Sterblichkeit, emporſteigen ſah.

Der Excommiſſionär Lin zog von Canton nach Ningpo (1841), um ſich dort mit ſeinem Geiſtesverwandten, Jükien, über die Vertheidigung des Nordens und die Vernichtung der Engländer zu bereden. Dort blieb er aber nicht lange, denn ein Decret des Kaiſers verdammte ihn, als die Urſache des Krieges, zur lebenslänglichen Verbannung nach Turkeſtan. Auf ſeiner Reiſe dorthin wurde er bei dem gelben Fluſſe angehalten, um an den zahlreichen Dämmen das Seinige beizutragen; er ertrank beinahe, ſo daß man ihn für todt ausgab. Nachher erſchien er beim Heere in Tſchekiang, von wo ihn Mißverſtändniß mit dem Oberfeldherrn zurückſcheuchte; endlich wollte er ſeine Reiſe nach dem fernen Turkeſtan antreten, weilte aber noch einige Zeit und beſchäftigte ſich dort bei ſeiner Ankunft mit der Urbarmachung der Felder. Nach amtlichen Berichten er-

warb er ſich ſehr große Verdienſte im Ackerbau, und nachdem man Tang, den frühern Gouverneur von Kuangtong, welcher ſich gleichfalls dort im Exil befand, wieder zurückberufen und zum Vicegouverneur gemacht, traf auch Lin wieder die Reihe der Erhebung. Schon 1844 ließ er ſein Werk über auswärtige Sachen zu Peking herausgeben; man betrachtete ihn nun als das Orakel des Reiches, und als Unruhen an den Gränzen des Reiches, in Turkeſtan, ausbrachen, wurde er wieder (1845) zum Gouverneur von Kanſu und Schenſi erhoben und ſteht jetzt in ſehr großem Anſehen.

Taokuang, des Lebens müde, miſchte ſich wenig in Staatsangelegenheiten. Im Sommer 1844 aber wurde er ſehr krank, und ſchon verbreitete ſich das Gerücht, daß er verſchieden ſey. Der Hof war daher äußerſt bemüht einen Nachfolger zu ernennen, und es wurde vorgeſchlagen daß ſein 16jähriger Sohn den Thron beſteigen und das Reich unter ſeinem Namen verwalten ſollte. Damit war der ſchwache Kaiſer ſehr zufrieden; allein plötzlich meldeten ſich auch ſeine Brüder, welche ein weit größeres Recht auf die Krone zu haben glaubten, und erklärten den Erbprinzen wegen ſeiner böſen Natur für untüchtig das Land zu beherrſchen. Gern hätten ſie nun einen Nachfolger unter ſich ſelbſt gewählt, hätte nicht jeder die Ehre Kaiſer zu ſeyn begehrt, weßhalb die Beſtimmung gänzlich unterblieb. Taokuang genaß zu gleicher Zeit und verbot unter ſehr ſchweren Strafen die Erörterung dieſer ſo wichtigen Frage, während er den tüchtigſten ſeiner Brüder vom Hofe verbannte.

Da er nun einmal Mißtrauen gegen ſeine Miniſter gefaßt, welche ſich auch in dieſe Streitſachen eingemiſcht, ſo wurde es Kiſchen ſehr leicht, aus der weiten Ferne von Laſſa verſchiedene Mitglieder des hohen Rathes zu ſtürzen und ſeinen Freund Kijing zu der Stelle eines Hülfsminiſters im Cabinette zu befördern. — Taokuang machte es ſich zur Pflicht nur der herrſchenden Partei Vorzüge einzuräumen, und beſtimmte ſeinen erſten Miniſter Mutſchanga zur Leitung des Ganzen, der jetzt in der Wirklichkeit das Ruder lenkt.

Wir haben nun den Leſer bis zu Ende dieſer Geſchichte geführt und, ſoviel es in unſeren geringen Kräften ſtand, geſtrebt die reine Wahrheit zu erzählen. China ſteht in mancher Hinſicht

jetzt in derſelben Stellung, jedoch unter ganz andern Umſtänden, wie Europa vor den Entdeckungen fremder Länder, der Erfindung der Buchdruckerkunſt und der Reformation. Der allwaltenden Hand des Allerhöchſten trauend, wollen wir nicht vorgreifen, um zu entwickeln was Gott allein ſeiner Macht vorbehalten, ſondern in wenigen Worten den jetzigen Zuſtand bündig andeuten.

Wegen ſeiner Lage ſteht dieß Land vereinzelt da. Im Norden hat es Wüſten und Eisfelder; im Süden Gebirge und tropiſche, beinahe undurchdringliche Wälder, im Oſten das Weltmeer, im Weſten entweder Wüſteneien oder den höchſten Bergrücken der Erde, und konnte daher von den frühesten Zeiten an ſehr wenig in Berührung mit andern Nationen kommen. Gerade in dieſer Zeit hat China eine viel größere Länderausdehnung als je in einer frühern Periode. Die 18 Provinzen ſelbſt begreifen etwa 60,100 Quadratmeilen, die Mantſchurei 34,300, die Mongolei 91,360, und der Bezirk Ili mit Einſchluß von Tſchongarien und Turkeſtan 27,300; dieß gibt uns einen Flächeninhalt von etwa 152,960 Quadratmeilen, ohne Korea und Tibet mit einzurechnen, das erſtere etwa 4000, das andere 30,200 Quadratmeilen groß, welche ſo ziemlich dem chineſiſchen Scepter huldigen. So iſt das Mittelreich in Ausdehnung der dritte Staat der Erde. Spricht man aber von ſeinen Einwohnern, ſo ſind ſie die zahlreichſten aller Staaten, und ſelbſt die Bewohner einer einzigen Provinz würden ſchon ein ſtattliches Königreich formen. Um die runde Zahl von 360 Millionen anzunehmen, welche der Staatscenſus gibt, auf die Mantſchurei 10 Millionen kommen zu laſſen, auf die Mongolei etwa 12 — denn die eigentliche Zahl kann nie ermittelt werden — in Turkeſtan noch überdieß 3 Millionen, ſo herrſcht der Kaiſer etwa über mehr als ein Drittheil der ganzen Menſchheit. Sehr große Zweifel über die ungeheure Menſchenzahl hat man natürlich erhoben, die jedoch bei unſerer geringen Bekanntſchaft mit dem Innern jetzt noch nicht beſtätigt werden können. Der obige Betrag iſt vom Cenſus der Regierung.

In den Producten des Landes finden wir nicht die Fülle und Verſchiedenheit, welche die geographiſche Beziehung uns vermuthen laſſen möchte; ein großer Theil des Landes iſt der bergigen Natur wegen unfruchtbar. Das Vieh iſt verhältnißmäßig

in ſehr geringer Zahl vorhanden, und die wilden Thiere können bei der großen Bevölkerung und den kahlen Feldern keine Schutzplätze finden. Dagegen ſind die weſtlichen und ſüdweſtlichen Provinzen reich an mineraliſchen Producten; dort gibt es ſehr ergiebige Bergwerke für die edlen Metalle. Anders iſt der Zuſtand des nördlichen Theiles der Mantſchurei wo dichte Wälder das Land bedecken, und in der Mongolei welche die ausgedehnteſten Wüſten der Erde umſchließt.

Der Chineſe iſt arbeitſam und kriechend, ſtolz, lügneriſch, habſüchtig. In ſeinem ganzen Charakter ſind ſo viele Widerſprüche, daß man ſich kaum überreden kann, es könnten dieſelben Laſter und Tugenden derſelben Perſon angehören. Die Schriftzeichen ſeiner Sprache, obgleich ſchwer zu erlernen, geben der Nation eine Einheit, wie ſie kein anderes Volk beſitzt, und die Einſylbigkeit ſeiner Dialekte machen es dem Fremden äußerſt mühſam dieſelben deutlich und fertig zu ſprechen. Die Literatur iſt eine ungeheure Sammlung von Ideen, welche auf das künſtlichſte ausgedrückt ſind, dabei in ſich ſelbſt leer und immer wiederkehrend.

Im Ackerbau ſtehen die Chineſen den gebildetſten Völkern gleich, und die Nation zieht mit großer Sorgfalt und Anſtrengung ihre Bedürfniſſe von der Erde. Anſtatt aber das Mannichfache zu ſuchen, iſt der große Gegenſtand der Production Reis, welchem jede andere Pflanze aufgeopfert wird. — Dieſelbe Betriebſamkeit zeigt ſich in dem Handel. Alle Flüſſe, Seen und Canäle ſind voll von verkehrtreibenden Chineſen, die Meeresküſte wimmelt von Schmacken und Kauffahrteijunken, und Weiber dienen als Matroſen. Der Kunſtfleiß ſtand viel höher in vorigen Zeiten als in manchen Ländern Europa's, iſt aber nun demſelben, wegen der fortſchreitenden Bildung im Weſten und des Stillſtandes in China, nicht länger zu vergleichen.

Die chineſiſche Regierung hat man immer nur theoretiſch betrachtet und ſehr viel darüber geſchrieben, was freilich auf dem Papier wahr, allein in der Ausführung ganz falſch iſt. Die ganze Macht findet ſich im Kaiſer, welcher der einzige Beſitzer des Landes iſt, der unumſchränkte Herr über das Leben ſeiner Unterthanen, die Mittelsperſon zwiſchen Erde und Himmel, dem die gute Verwaltung aller lebenden Geſchöpfe anvertraut iſt, und wofür er ſeinen Ahnen und den zwei Potenzen, Him-

mel und Erde, verantwortlich iſt. Auf gleiche Weiſe concentrirt ſind alle kleinern und größern Tribunale, vom Cabinet bis zum Polizeiamt in einem Flecken, mit derſelben Beſtimmung und Ausführung. Immer ſind die Strafen der Ausdruck der väterlichen Liebe, wenngleich Verbrecher zu Stücken geſchnitten oder die größten Ungerechtigkeiten begangen werden; denn nur aus ſolchen Beweggründen kann der große Kaiſer und ſeine Mandarine handeln, und Robespierre mit ſeiner Tugend und der Schreckensregierung ſind eine analoge Erſcheinung, obgleich es in China weniger blutig und mehr ſyſtematiſch hergeht, und die Regierung oft zu ſchwach iſt um Drohungen wahrzumachen.

Die falſchen Ideen rückſichtlich dieſes Landes, welche im Auslande verbreitet ſind, kann man entweder der Unwiſſenheit von dem eigentlichen Gange der Dinge zuſchreiben, oder dem Wunſche zu verſchönern, was eigentlich nur theoretiſch wahr iſt. Wenn man den Gebildeten erzählt was Vorzügliches und Herrliches über das Reich geſchrieben, welche ſonnenglänzenden Tugenden, mit beinahe gänzlicher Ausnahme von Laſtern, das Volk und der Staat beſitzt, ſo können ſie nicht genug über die Leichtgläubigkeit und den Mangel an Menſchenkenntniß von Seite der Fremden lachen.

Die Chineſen ſind ein großes Volk, das ſich ſeiner Macht noch nicht bewußt iſt. Sie haben ſehr viele nationale Tugenden und vielleicht noch zahlreichere Laſter. Wenn man ihre Ausdauer, Betriebſamkeit, kindliche Liebe, Zufriedenheit und Freundlichkeit betrachtet, ſo ſind ſie gewiß des Lobes werth; wenn man ihr Lügen, Trügen, ihre Schalkhaftigkeit, Dieberei, den gänzlichen Mangel an Gefühl und ihr ränkevolles Betragen wieder bedenkt, ſo ſchaudert man vor den unerhörten Laſtern und der Hartherzigkeit des Volkes. Nur einen Theil, entweder die Schatten- oder Lichtſeite zu geben, iſt falſch und kann nie ein richtiges Bild von dem wahren Charakter darſtellen.

Die Chineſen werden von ihrer Jugend auf an Ordnung in allen Sachen, mit der Ausnahme der häuslichen, und an Schmutz gewöhnt. Sie ſind das Volk der Erde, welches vielfachen Geſetzen theoretiſch am meiſten huldigt, und ſchwer zur Wildheit gebracht werden kann; allein wenn einmal verwildert, ſo ſind ſie wilder als die roheſten Barbaren. In Bildung ſte-

hen ſie keinem Volke Aſiens nach; ſie kennen keinen ſklaviſchen Bauernſtand der den Acker wie der Ochſe pflügt; die Wiſſenſchaften wie wir ſie verſtehen, kennen ſie aber nicht, und den Mangel erſetzen ſie, wiewohl dürftig, durch geſunden Menſchenverſtand und Gewohnheit. Ihrer Schlauheit kann nichts entgehen, dagegen fehlt es ihnen an Beſtimmtheit, Gediegenheit, edlen und höhern Anſichten gänzlich. Das Stehenbleiben des menſchlichen Verſtandes, welches die Folge von Einzwängung, Selbſtgenügſamkeit und Mangel an Verkehr mit gebildeten Fremden iſt, bezieht ſich auf jeden geiſtigen Gegenſtand, deſſen Begriff nicht oberflächlich iſt. — Die niedere Stufe auf der ſie hinſichtlich der Religion ſtehen, hat hierin ihren Grund. Denn während ſie der Götzen lachen, erzeigen ſie ihnen dennoch Ehre, und obgleich feſt überzeugt daß ſie dem Götzendienſte längſt entwachſen, erfaſſen ſie dennoch nicht das reine Evangelium mit demſelben Eifer als ihre Ueberzeugung von deſſen Vortrefflichkeit es heiſcht.

Wegen ihrer frühern Bildung wirkten ſie auch auf die benachbarten Nationen wohlthätig ein. Den meiſten Dank ſind ihnen die Bewohner von Korea und Japan in dieſer Hinſicht ſchuldig, die ihre ganze Civiliſation von China bekamen. So auch die Annameſen, die Bewohner der Liéukiéu, die Mantſchuren, Mongolen — die letztern jedoch nur theilweiſe — und ſpäterhin auch die Tibetauer einigermaßen. Wie weit ſich aber ihr Einfluß ausgedehnt haben würde, wenn ſie nicht durch ſehr ſtrenge Geſetze in ihrer Heimath zurückgehalten worden wären, läßt ſich wohl nicht mit Gewißheit beſtimmen. Jetzt ſchon, wo die Auswanderungen von der Regierung mit argwöhniſchen Augen betrachtet werden, haben ſie einen großen Theil des indiſchen Archipelagus bevölkert und belebt. Sie haben ſich auf der Halbinſel Malacca eingefunden, in Siam und Kambodia ſich niedergelaſſen und nach verſchiedenen andern Richtungen ihren Einfluß fühlbar gemacht. Wenn nun die Armen, die ſonſt vor Hunger ſterben müſſen, aus dem Lande geſandt würden, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ihre Wohnſitze in kurzer Zeit nach dem kaspiſchen Meere reichen, die Gränzen Indiens vom ſüdlichen Tibet überſchritten, und das Innere Aſiens von dieſen ſehr betriebſamen Claſſen bebaut werden würden, wie dieß ſchon in der ſüdlichen Mongolei und Mantſchurei, ungeachtet der ſchärfſten Verbote,

der Fall iſt. Erlaubte man nur ihnen nach unſerer Weiſe die Schiffahrt zu erlernen und, anſtatt vor Hunger zu vergehen, die weſtlichen Küſten Amerika's zu bebauen, ſo würde ihre Zahl ſich dort ſehr ſchnell vermehren und ihr Geſchlecht, wider alles Erwarten, mit der äußerſten Schnelle ſich ausbreiten. Es iſt nun einmal eine Race, welche Kinder und Kindeskinder zeugt, ſich unter allen Schwierigkeiten vervielfältigt und allen Hinderniſſen trotzt.

Der Tag wo China mächtig ſeyn, ja mit größerer Kraft als je ein anderes Land auf den Zuſtand der ganzen Erde hinwirken wird, iſt noch nicht gekommen; allein ſobald dieſer anbricht, Freiheit des Geiſtes dem Volke durch das Chriſtenthum ertheilt wird und alle politiſchen Beſchränkungen wegfallen, wird die Welt erſtaunen über eine Nation, welche man bisher für todt hielt und der vom civiliſirten Weſten kaum ein Platz in der Geſchichte der Menſchheit eingeräumt ward, während man über die Tugenden des unbekannten Reiches fabelte.

Aber es iſt zu bewundern, wie ein Reich wie China ſeinen Rang in Aſien nie behauptet: wie Japan ihm kühn widerſtand, wie Annam ſeine Truppen zurückſchlug und wie unbedeutende Stämme von Tataren, keiner verhältnißmäßig ſo klein und ſchwach wie die Mantſchuren, ſich des Landes bemächtigen konnten. Selbſt der letzte Krieg mit einem Volke des Weſtens zeigt China's kriegeriſche Schwäche. Obgleich die Kraft der Regierung völlig in der Hauptſtadt concentrirt iſt, das höchſte Gouvernement früher etwa 40 Millionen Unzen Silber jährliche Einkünfte bezog und eine Zeitlang 1,700,000 Soldaten, die meiſten aber nur als Polizeidiener, unterhielt, und dabei eine Flotte von etwa 500 Junken hatte, konnte es dennoch nach außen weniger Stärke als der Paſcha von Aegypten bei einer gleichen Gelegenheit an den Tag legen. — Das Bewußtſeyn der Möglichkeit einer Kraftäußerung macht Kaiſer und Hof ſehr ſtolz und das Mißlingen eines ſolchen Unternehmens ſehr unzufrieden und kleinmüthig; zur Verbeſſerung jedoch fehlen ſelbſt die Ideen.

Aber die Maſſen, welche in ſolcher hülfloſen Unordnung liegen bleiben, ſind nicht für immer zur Abſonderung vom übrigen Menſchengeſchlechte beſtimmt, und in dieſer letzten Zeit wird es gewiß Männer aus der Mitte des Volkes geben, die außerordentliche Veränderungen hervorrufen werden. Hätte z. B.

Tſinſchihoangti, Kublaichan oder Kanghi in unſeren Zeiten gelebt, welche ganz verſchiedene Richtungen würden die Sachen genommen haben! Oder wenn ſelbſt die Großen, welche die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung einſehen, nur jetzt ihren Willen hätten, könnte man nicht außerordentliche Fortſchritte der Entwickelung in ſehr kurzer Zeit machen? Ja hätten nur die Europäer, welche am Anfang dieſer Dynaſtie ſich zu Peking befanden, denſelben Einfluß, ſo würde jetzt ein bedeutender Umſchwung der Dinge auf dem Wege ächter Civiliſation geſchehen ſeyn.

Von einer andern Seite erſcheint alles klar. Eine ſolche große Nation kann nicht viel länger dem Götzenthum ungeſtört huldigen; dafür birgt die Barmherzigkeit des himmliſchen Vaters und die unendliche Liebe ſeines eingebornen Sohnes. Dem Lichte, das allein die dicke Finſterniß erhellen kann, wird daher Eingang verſchafft werden, nicht durch der Menſchen Thun, ſondern durch Gottes Hand. Die nun bewilligten Freiheiten zur Ausbreitung des Evangeliums ſind ein ſehr guter Anfang und, wenn im Geiſte der chriſtlichen Liebe zur Verherrlichung Gottes benutzt und zum Preiſe ſeines Namens in Geiſt und Wahrheit angewendet, werden ſehr bald von erſprießlichen Folgen ſeyn.

Natürlich wird dieß nicht, wie ſchon im römiſchen Reiche, ohne Schwierigkeiten abgehen; allein jemehr die Liebe des Herrn Jeſu und chriſtliche Demuth im ächt apoſtoliſchen Sinne angewandt werden, deſto größer der Erfolg. Denn das Menſchliche wird ſich vor der unwiderſtehlichen Macht des Göttlichen beugen müſſen und Chriſtus der Herr wird hoch gelobt werden von einem Volke, das ihn noch nie erkannt.

Ehe dieſe große Veränderung durchgreift, kann nie die Macht des Landes in ihrer ganzen Größe erſcheinen; denn nur den chriſtlichſten Nationen iſt dieſe in den jetzigen Zeiträumen der Welt anvertraut; die Völker welche die reinſten und wahrſten Begriffe vom Evangelium bekommen, ſind nach göttlichen Verordnungen auch die mächtigſten und einflußreichſten. Denn das Reich Gottes nähert ſich nun der ganzen Welt in ſeiner Vollkommenheit, und darum werden die Mittel zur Verbreitung auf dieſe Weiſe an die Hand gegeben.

Das chriſtliche China wird mächtig und hehr daſtehen, wie die feurigſten Erwartungen es ſich nie im voraus vorſtellen

konnten; das zahlreiche Volk wird einſt großmächtig auf den Zuſtand der Erde wirken; dieß leidet nicht den geringſten Zweifel. Solange es aber mit den Feſſeln der Götzen gebunden, iſt weder Leben, Wahrheit, noch Kraftäußerung ſein Theil, und es wird erſt die ſchmerzliche Erfahrung machen müſſen, daß das köſtliche Kleinod zum Volksſchmucke fehlt, ohne welches der Anzug nur lumpig ausſieht, und daß ſich die geiſtlichen Kräfte nie entwickeln können, es ſey denn daß der Sohn Gottes die Nation frei macht. Wir erwarten daher eine große Erklärung und Entwickelung von Gottes Macht, von keiner andern Seite, und daß dieſes Harren nicht vergeblich ſey, wird die Zukunft hinreichend lehren.*)

*) Die Quellen ſind in der Sammlung der Edicte dieſer Dynaſtie ſehr reich, machen aber eine ſtrenge Auswahl nöthig. Der Tonghoaiu iſt einſeitig und trocken. Für die Feldzüge im Süden haben wir eine kurze chineſiſche Geſchichte der Triumphe der gegenwärtigen Dynaſtie, und auch eine Ueberſetzung einer Beſchreibung dieſer Kriege aus dem Birmaniſchen. Vom Seeräuberkriege iſt eine eigene Geſchichte vorhanden, von Neumann ins Engliſche überſetzt. Reiche Fundgruben für die Geſchichte dieſer Periode ſind Chinese Gleaner, Chinese Repository, Malacca Observer und Canton Register. Die Lettres édifiantes enthalten auch ſehr intereſſante Nachrichten. Ueber ruſſiſche Angelegenheiten hat Timkowsky am beſten geſchrieben.

Verbeſſerungen.

Seite	12	Zeile	13 v. u.	ſtatt	Tungkiën Kangmu	lies	Tongkieukangmu
„	19	„	1 v. o.	„	Honnas	„	Honan's
„	34	„	11 v. u.	„	Kuanlunggebirge	„	Kuanlonggebirge
„	98	„	7 v. o.	„	Tſchihoaugti	„	Schihoaugti
„	158	„	9 v. o.	„	Tſchehu	„	Schehu
„	163	„	18 v. u.	„	Nankins	„	Nankings
„	174	„	2 v. o.	„	Jantſe	„	Jangtſe
„	199	„	13 v. u.	„	Tſchéu	„	Tſchéu
„	264	„	8 v. u.	„	Hitſung	„	Hitſong
„	267	„	3 v. o.	„	Liang	„	Leang
„	274	„	5 v. u.	„	Sſetchuen	„	Sſetſchuen
„	300	„	Anmerk.	„	Togkien	„	Tongkien
„	335	„	3 v. u.	„	Hangtſchué	„	Hangtſchéu
„	385	„	2 v. o.	„	Tunkin	„	Tongking
„	419	„	3 v. u.	„	Intſong	„	Ingtſong
„	431	„	5 v. u.	„	Mongoleu	„	Mongolen.

Digitized by Google

M. D. C. X. L.

Digitized by Google